image
not
available

Digitized by Google

*37

HANNOVERISCHES

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesamlet und aufbewahret sind.

Vierzehnter Jahrgang,

vom Jahre 1776.

Hannover,
gedruckt bey H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1777.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1897.

THE ASTOR LIBRARY
NY

G Nathusius

Digitized by Google

Erſtes Regiſter,

Rubriken, vom Jahre 1776.

Stück.

1. Die menſchlichen Erwartungen. Eine Neujahrs-Betrachtung.
2. I. Schluß des vorſtehenden Artikels.
   II. Von den Namen der Monate und Wochentage. Von Hn. H.
3. Schluß des vorſtehenden Artikels.
4. I. Zweyter Brief des Richters und Advocaten M. an den Commiſſionsrath O. (S. das 97te St. vom v. J.)
   II. Von Einkälkung des Samens. Von Hn. Hausvogt Garven zu Jeinſen.
   III. Von den großen Linſen. Von Hn. A.
5. I. Zweytes Antwortsſchreiben des Commiſſionsraths O. an den Richter und Advocaten M. (S. das 4te St.)
   II. Iſocrates Ermahnungsrede an den jungen Demonicus. Von Hn. Secretair Heiſe in Braunſchweig.
6. Schluß des vorigen Artikels.
7. Diogenes und Crates. Eine Unterredung im Cynoſarges. Von Obſcurus.
8. I. Schluß der vorſtehenden Unterredung.
   II. Ueber eine Stelle des jüngern Plinius. Von Hn. G.
9. I. Nachricht von einer, an vier Kindern verrichteten Inoculation der Blattern. Von Hn. Doctor und Phyſicus Hanſen zu Hoya.
   II. Daines Barrington's Verſuch und Beobachtungen über den Geſang der Vögel. Aus dem 63ten Bande der philoſoph. Transactionen.
10. Fortſetzung des eben angezeigten Artikels.
11. Fortſetzung.
12. I. Schluß des vorſtehenden Aufſatzes.
    II. Mittel wider den ſchwarzen Kornwurm. Von Hn. Börjes Witte.
13. I. Ueber die Behandlung der Beinbrüche. Von Hn. Doct. H. M. Marcard zu Hannover. (Mit einem Kupfer.)
    II. Von Unterſtützung der Studirenden durch Stipendien. Von Hn. Mag. Hübler zu Freyberg.
14. Schluß des vorſtehenden Stücks.
15. Des Abts Millot Abhandlung über die Provenzaldichter oder Troubadours.
16. Fortſetzung.
17. Schluß.
18. I. Kurze Beſchreibung der Heilart des Bandwurms, welche zu Morat in der Schweiz erfunden, zu Paris unterſucht, und auf Befehl des Königs von Frankreich bekannt gemacht worden. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Hn. C. A. Meyer d. A. Beſl.
    II. Beſchreibung des Berges Montferrate in Spanien. Aus dem London-Chronicle. Ueberſetzt von J. P. Velthuſen.
    III. Avertiſſement.
19. I. Vom Tokayer und andern Ungariſchen Weinen. Aus dem Engliſchen.
    II Edle That einiger Fiſcher.
    III. Von einem Werkzeuge für glühende Kohlen.
20. Beſchreibung der Inſel Cypern. Von Hn. H.
21. I. Schluß vorſtehender Beſchreibung.
    II. Von den Küſſen der Mannsperſonen unter einander.
22. I. Verſuch über den Gebrauch von Belohnungen und Prämien.
    II. Vorſchlag. Von Hr. W. zu B.
    III. Anfrage.
23. I. Schluß des erſten Artikels im vorigen Stücke.
    II. Anmerkung vom Kohlweſen über das 22te Stück von 1775. Von Hn. C. zu Z.
    II. Deutſche Aufſchriften. Von — e zu — r.
24. I. Zur Beantwortung der Aufgabe im 62ten Stück vom v. J. die Anlegung neuer Kanäle betreffend. Von Hn. Oberdeichgreven Beckmann zu Harburg.

Digitized by Google

Stück.
II. Etwas zu der Abhandlung von dem Treibholze in der Elbe bey Stade. (im 2ten St. von 1775.) Von demselben.
III. Entwurf eines Seminarii für Lehrmeister in niedern Schulen, sonderlich auf dem Lande. Von Hn. Inspector und Oberprediger Schmahling zu Osterwiek.
25. Schluß des vorstehenden Artikels.
26. I. Einladung zu einer Reise.
II. Von der römischen Beete, oder vom Mangold.
III. Wider die Kornwürmer.
27. I. Von dem Brande an den Zeen. Aus dem Englischen übersetzt durch Hn. Doct. H. M. Marcard zu Hannover.
II. Ueber Fideicommisse.
III. Antwort auf die Anfrage im 62ten St. v. J. die Anlegung neuer Kanäle betreffend. Von Hn. B.
28. I. Dritter Brief des Richters und Advocaten M. an den Commissionsrath O. (S. das 4te St.)
II. Der zu vermuthende Sommer-Witterungslauf vom 1ten April bis den 29ten Sept. 1776. Von einem Mitgliede der Zellischen Landwirthschaftsgesellschaft zu Harburg.
29. I. Hannoverischer Nachtrag zu dem Entwurfe eines Seminarii für niedere Schulen ꝛc. im 24ten und 25ten Stück dieses Magazins.
II. Ist die Welt in Ansehung des Raums und der Zeit unendlich, oder hat sie Grenzen? Von Hn. N. Schmidt.
III. Nachricht.
30. Beschreibung der Insel Rhodus.
31. I. Schluß derselben.
II. Noch ein Paar Worte zur Empfehlung der vernünftigen neuen Mode deutscher Aufschriften auf deutschen Briefen. Von K. zu Hypf.
III. Beantwortung einer Anfrage, die von Sindische Latwerge wider den Rotz der Pferde betreffend. Von Hn. Postverwalter Dietzel zu Harburg.
32. I. Ilfeldisches Lectionenverzeichniß.
Stück.
II. Von der allgemeinen Sympathie. Aus Will. Wood's Sermons on social Life.
33. I. Socrates Beweis von dem Daseyn Gottes und von unserer Schuldigkeit ihm zu dienen. Von Hn. Secretaire Heise zu Braunschweig.
II. Neuere zuverläßige Nachrichten von dem Lerchenbaume. Aus dem Leipziger Intelligenzblatt. Vom Hn. von Zanthier.
34 Das Erntefest, ein Vorschlag zu Abstellung der schädlichen Schützengilden auf dem platten Lande und Aufmunterung zur Verbesserung der Landwirthschaft.
35. I. Schluß des vorstehenden Artikels.
II. Warum die Calender-Weissagungen sich noch bey vielen in Credit erhalten. Vom Hn. Oberbaurath Lambert. Aus den Nouv. Mem. de l'Acad. de Pr. Uebersetzt von Hn. G. S. K. zu H.
III. Erzählung einer schwer zu erklärenden Wirkung. Aus dem Schleswig-Hollsteinischen Intell. Blatt.
36. Leben Franz Antons, Reichsgrafen von Spork. Von Hn. G. S. K. zu H.
37. I. Geschichte eines Falls vom Tetanus. Von Hn. Hofmedicus Doctor Marcard zu Stade.
II. Vollständige und genaue Beschreibung, wie der Hanf im Stifte Osnabrück gebauet und bereitet werde. Aus dem Osnabr. Intelligenzblatt.
38. Schluß des vorstehenden Artikels.
39. I. Von den öffentlichen Belustigungen der Römer, insbesondere von ihren Fechterspielen.
II. Anfrage. Von Hn. J. A. F. zu O.
40. Ueber die Mittel, die nützlichen Künste in einem Staate blühen zu machen. Aus den Nouveaux Mémoires de l'Academie de Prusse. Von Hn. G. S. K. zu H.
41. I. Schluß des vorstehenden Artikels.
II. Anhang zu einem Vorschlage im 95ten St. von 1773., sich des Obstes haushälterisch zu bedienen. Von Hn. B. zu L.

Digitized by Google

Stück.
III. Anmerkung zum 22ten St. S. 344. den französischen St. Ludewigsorden betreffend. Von Hn M. zu E.
42. I. Etwas Nöthiges zu der Frage über die Zulässigkeit der Blatterninoculation. Von Hn. S. zu O.
II. Anekdoten von Sir Isaac Newton. Von Hn. G. S. K. zu H.
III. Anfrage.
43. Bemühungen der Lehrer in der großen Schule der Altstadt Hannover, entworfen von dem Hn. Director Schumann.
44. I. Schluß des vorigen Stücks.
II. Von der Behandlungsart, den rohen Hopfen zu einer dicken Masse einzukochen, um selbige nachmals zum Brauen anzuwenden. Aus dem Leipziger Intelligenzblatt.
45. I. Etwas von Cardinälen. Von Hn. G. W. M.
II. Welches ist die kleinste mögliche Fläche eines Hannoverischen Himtens Getreides in cylindrischer Gestalt. Von Hn. G. E. Rosenthal in Nordhausen.
46. Geschichte der Miß St. Vincent. Aus dem Englischen übersetzt von J. P. Velthusen.
47. Fortsetzung.
48. I. Schluß.
II. Ueber das Alterthum der Hufeisen.
III. Beantwortung einer Anfrage wegen Vertreibung der Läuse aus dem Hünerhause.
IV. Anfrage, die Ausbrütung junger Hühner durch Puterhähne betreffend.
49. Ueber die Vorurtheile. Von Alceſt.
50. Von dem Glück des häuslichen Lebens. Von Hn. Hudtwalker in Hamburg.
51 - 53. Etwas von den Pferden, deren Kenntniß, Alter, Eigenschaft, und von der Pferdezucht.
54. I. Schluß des vorstehenden Artikels.
II. Auf die im 39ten Stücke befindliche Anfrage, wie der gegohrne Wacholdertrank zu verfertigen sey?
III. Die Anwendung des Berliner Blau zum Nutzen der Färbekunst. Von Hn. G. H. C. List zu Göttingen.
55. Ueber die Eleusinischen Geheimnisse. Von Hn. Magister Hißmann zu Göttingen.
56 I. Schluß des vorstehenden Artikels.
II. Supplement zu S. 666. die Anekdote von Sir Isaac Newton betreffend. Von M. H. zu H.
III. Anfrage.
57. Von den verschiedenen Gesandschaften des Pabstes Innocentius des IV. und Königs Ludewig des IX. von Frankreich an die Mogols und Tatarn in der Mitte des 13ten Jahrhunderts.
58. I. Schluß des vorigen Artikels. Von Hn. Secr. Heise in Braunschweig.
II. Von Vertreibung der Blutigeln aus den Teichen. Von D. S.
59. Nachricht von der Versammlung der K. Ch. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle im Winter 1776.
60. I Schluß des vorstehenden Artikels.
II. Wirkung der Eismaterie im thierischen Körper. Aus dem Wittenbergischen Wochenblatt.
III. Briefe eines Engländers aus Frankreich an eine Dame in England. Aus dem Englischen.
61 - 63. Erneuertes Andenken der Erziehungs- und Schulanstalten Herzogs Ernst des Frommen von Gotha.
64 I. Schluß des vorstehenden Stücks.
II. Von Abulfeda und seinen Schriften. Von Hn. Magister Diederichs zu Göttingen.
65. Von Habessinien, besonders von der christlichen Religion und den Kirchengebräuchen daselbst.
66. I. Schluß des vorigen Stücks.
II. Etwas vom Erbsenbau im Felde.
III Weiße Stärke von Kartoffeln zu machen.
67. Solanders Abhandlung von der Furia infernali. Aus den Novis Actis Societat. reg. Upsalienſ. Von Hn. E. A. W. Z.
68. I. Schluß des vorigen Artikels.

Stück.
II. Der Hügel des Wissens. Eine Erzählung. Aus dem Englischen der Miß Aikin, übersetzt von Hn. Moller zu Göttingen.
III. Patriotischer Wunsch von Demophilus.
IV. Gedanken bey Lesung des Aufsatzes im 42ten Stücke dieses Magazins vom gegenw. J. über die Zulässigkeit der Blatterninoculation. Von Guelpher Bytanus.
69. Beschreibung von Gibraltar und Minorca. Von Hn. Secretaire Heise in Braunschweig.
70. 71. Das Wesentliche der Mechanik. Von Hn. Nicolaus Schmid.
72. I. Schluß des vorigen Artikels.
II. Ueber den Ursprung der Sprache. Von Hn. Magister Hißmann in Göttingen.
73. 74. 75. Fortsetzung und Schluß der vorstehenden Abhandlung.
76. Der Jäger. Aus dem Dio Chrysostomus übersetzt von einem Frauenzimmer.
77. I. Schluß des vorigen Stücks.
II. Von einer neuen Art zu versilbern. Von Hn. G. H. C. L.
III. Von anzulegenden Brücken auf Heerstraßen.
78. Von ostindischen Gewürzen. Von Hn. Secr. Heise in Braunschweig.
79. I. Schluß des vorigen Aufsatzes.
II. Von Corallen und deren Fischerey. Von demselben.
III. Anfrage.
80. Von der Freyheit zu denken. Von Obscurus.
81. I. Fortsetzung.
II. Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 39ten Stücke.
82. Fortsetzung des im vorigen Stücke abgebrochnen Artikels.
83. I. Schluß des vorigen Stücks.
II. Anmerkung das Molkenwerk betreffend, zum 56ten Stücke. Von N.
III. Anzeige der diesjährigen Winter-Lehrstunden auf der Churfürstlichen Cameralschule zu Lautern.

Stück.
IV. Avertissement.
84. I. Verschiedenes, das unglaublich oder unmöglich scheint und dennoch wahr ist. Von Hn. Nicolaus Schmid zu Hannover.
II. Ein Mittel, die Mäuse aus dem Saatlande zu bringen. Von H. E. zu Großenhorst.
85. I. Schluß des ersten Artikels im vorigen Stücke.
II. Ilfeldisches Lectionenverzeichniß.
86. I. Etwas von dem Gebrauch des Kalkes bey den Waidküpen, nebst einem Versuch einer Erklärung der unsichtbaren Mechanik der blauen Farbe derselben. Von Hn. G. H. C. List zu Einbeck.
II. Der zu vermuthende Winter-Witterungslauf des 1776ten u. 1777ten Jahrs, bis zur Mitte des März, nach festgesetzten Regeln beurtheilt.
87. 88. Betrachtungen über einige, die gute Zucht und Erziehung der Jugend in öffentlichen Schulen betreffende Gegenstände.
89. I. Schluß des vorigen Artikels.
II. Von den Samaritern, und den sie betreffenden Gesetzen der Römischen Kaiser. Von Hn. Heise.
90. I. Schluß des vorstehenden Artikels.
II. Beantwortung der Anfrage im 77ten Stücke, die hölzernen Brücken auf den Heerstraßen betreffend. Von Hn. G. H. C. List zu Einbeck.
III. Aufgabe. Von Hn. E. zu Z.
91. Von dem Zins und andern Abgaben, welche die Juden an die Römer bezahlen mußten. Von Hn. Secretaire Heise in Braunschweig.
II. Beantwortung der Frage im 56ten St. warum die Kühe in Ostfriesland nur zweymal gemolken werden. Von Hn. Prätorius in Aurich.
92. I. Untersuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika, und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind. Aus dem Eng-

Digitized by Google

Stück.
Engliſchen des Prof. Ruſch zu Philadelphia, überſetzt von Hn. Cand. Med. J. P. Ebeling.
II. Beantwortung einer Anfrage im 48ten Stücke. Von Hn. Prätorius zu Aurich.
93. 94. Fortſetzung des erſten Artikels im vorigen Stücke.
95. 96. Etwas von den Vortheilen, die ſich beſonders dem Bauernſtande durch ſeinen Zutritt zu der Witwenverpflegungsgeſellſchaft darbieten, und den Mitteln, welche dieſen Beytritt befördern können. Von Hn Cand. Juris Jonas Chriſtian Rettberg zu Hannover.
97. I. Schluß des vorigen Aufſatzes.
II. Anfrage.
98. I. Fortſetzung des im 94ten Stücke abgebrochenen Aufſatzes.
II. Anfrage. Von Hn. P. zu St.
99. Schluß des erſten Artikels im vorigen Stücke.
100. I. Beſchreibung eines landwirthſchaftlichen Beamten, von den Kennzeichen eines mit der Lungenkrankheit behafteten Stück Rindviehes, und einem gegen dieſe Krankheit ſehr bewährt und untrüglich befundenen Hülfsmittel.
II. Ein Mittel gegen die jetzt graſſirende Hornviehſeuche. Von Hn. J. C. Braſen.
Stück.
III. Wodurch wird das Schweinefleiſch vorzüglich ungeſund? Von N.
IV. Preisfragen der Churfürſtlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Mannheim.
101. I. Vom Narrenfeſte und vom Eſelsfeſte aus der mittlern, und vom Maitreſſenfeſte aus der neuern Zeit. Von H.
II. Nachricht, einen neuen Pflug betreffend.
102. I. Etwas über das Philanthropin zu Deſſau; in Briefen an einen Freund.
II. Von anzulegenden Brücken auf Heerſtraßen. Von Hn. S. zu K.
103. I. Ueber den Nutzen der Landkarten und die Möglichkeit ihn zu erweitern. Von Hn. L. S * * * r zu Glückſtadt.
II. Von dem Unterſchiede des Julianiſchen, Gregorianiſchen und verbeſſerten Calenders. Von Hn. N. Schmid zu Hannover.
104. Die Heilung einer ungewöhnlich großen Haſenſcharte. Von Hn. Doctor Stutzer zu Hannover.
105. I. Schluß des vorigen Artikels.
II. Auszug der Lebensbeſchreibung des Nicolaus Boileau Despreaux. Von Hn. Momme.
III. Die Witterungsbeobachtungen betreffend.
IV. Aufgabe, die Quackſalber betreffend.

Zweytes Regiſter,

nach alphabetiſcher Ordnung.

Vom Jahre 1776.

A.

Abeſſinien. Nachrichten von dieſem Lande, beſonders von der chriſtlichen Religion und den Kirchengebräuchen daſelbſt, 1025. 1041
Abulfeda. Etwas von deſſen Leben und Schriften, 1017
Acarus. Verſchiedne Arten deſſelben werden für Urſachen menſchlicher Krankheiten gehalten, 1057. a)
Ackerfeſt in China, beſchrieben, 548
Advocat M., deſſen zweytes Schreiben an den Commiſſionsrath O. 49. Drittes Schreiben, 433
Albrecht, in Lüneburg, brauet ein dem Engliſchen ähnliches Bier, 932
Alter, hohes, Anmerkungen darüber, 1571. c)

Digitized by Google

Anekdote. Edle That einiger Fischer, 301

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete:

Die Anlegung neuer Kanäle betreffend, 369. 431. Wegen der von Sindischen Latwerge wider den Rotz der Pferde, 495. Einen von Tissot empfohlnen Wacholdertrank betreffend, 623. 853. 1295. Die Vertilgung der, den Fischen schädlichen Blutigel aus den Fischteichen betreffend, 671. 927. Wegen Vertreibung der Läuse aus den Hühnerhäusern 767. Die Ausbrütung der Eyer durch Puterhähne betreffend, 767. 1469. Warum in den Ländern, wo man am meisten aus dem Molkenwerke macht, nur zweymal gemolken werde? 895. 1319. 1453. Die Anlegung der Brücken auf Heerstraßen betreffend, 1231. 1435. 1629

II. Unbeantwortete:

Wegen Fütterung des Hornviehes mit Aepfeln gegen die Hornviehseuche, 351. Eine gewisse Art Schweine anlangend, 1263. Wie der Endivien im Winter vor Fäulniß zu bewahren? 1551. Was Etzinge und Konzinge seyn? 1567. Wie den Quacksalbereyen auf dem Lande Einhalt zu thun? 1679. s. auch Preisfragen.

Arzneykunde der Indier in Nordamerika und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind, 1457. 1473. 1489. 1553. 1569. Geburt und Erziehung ihrer Kinder, 1461. Lebensordnung, 1462. Gewohnheiten, die unter ihnen jedem Geschlechte besonders eigen sind, 1463. Diejenigen, die beyden eigen sind, 1466. Krankheiten, 1473. Arzneyen und natürliche Mittel, 1479. — Krankheiten und Heilungsmittel der gesitteten Völker, 1487

Aufschriften, deutsche, auf Briefen, 367

Aufgaben, s. Anfragen.

Aussatz, war in den mittlern Zeiten in Europa sehr häufig, 1475. d)

B.

Bandwurm, Heilart desselben, von Madame Nouffert, 273

Barrington, über den Gesang der Vögel, 141. 145. 161. 177

Basedows Philanthropinum, Einladung zu einer Reise nach Dessau wegen des Philanthropinums, 401. s. auch Philanthropin.

Batu, eines tatarischen Prinzen, Einfälle in Europa, 898. 903

Beckmann, Oberdeichgrefe zu Harzburg. Von Anlegung neuer Kanäle, 369. Vom Treibholz in der Elbe, 375

Beete, römische. s. Mangold.

Beinbrüche, deren Behandlung, 193

Belohnungen, s. Prämien.

Berliner Blau, dessen Anwendung zum Nutzen der Färbekunst, 861

Blattern. Nachricht von deren Inoculation an vier Kindern, 129. inoculirte, bey welchen erst am 23ten Tage das Blatterfieber kam, 140

Blatterninoculation. Etwas Nöthiges zu der Frage über deren Zulässigkeit, 657

Blau, Berliner, s. Berliner Blau.

Blaue Farbe. Versuch einer Erklärung ihrer unsichtbaren Mechanik, 1361

Bley. Wirkung geschmolzenen Bleyes im thierischen Körper, 949. 956

Blutigel, den Fischen schädlich, 671 s. auch Igel.

Boileau, dessen Leben, 1669

Borelly, Academicien zu Berlin, über die Mittel, die nützlichen Künste in einem Staate blühen zu machen, 625. 641

Brand an den Zeen, Opium dagegen empfohlen, 417

Brandel, Peter, ein vortrefflicher Böhmischer Maler, 566

Brasen, J. C. von einem Mittel gegen die jetzt grassirende Hornviehseuche, 1593

Braun, ein Bildhauer in Böhmen, 566

Brief, eines Engländers aus Frankreich an eine Dame in England, 957

Briefwechſel, fortgeſetzter, zwiſchen dem Richter und Advocaten M. und dem Commiſſionsrath O. 49. 65. 433.

Brücken auf Heerſtraßen, hölzerne, wie ſolche dauerhaft anzulegen, 1231. 1435. 1629

C.

Calender, warum deren Weiſſagungen ſich noch bey vielen in Credit erhalten, 551. Unterſchied des Julianiſchen, Gregorianiſchen und verbeſſerten, 1645

Cameralſchule zu Lautern, deren Lectionen, 1321

Cardinäle, Urſprung derſelben, 705. ihre Erhebung zu einem Collegium, 709. Rang und andere Vorzüge, 711. 716. verſchiedene Arten, 713. Geſchäffte des Cardinalscollegii 713

Caſtriren, verbeſſert die Stimme nicht, 176

Celliſche Landwirthſchaftsgeſellſchaft, Nachrichten von derſelben, 929. 945

China, Mittel wider den heißen und kalten Brand, 417

Chineſiſches Ackerfeſt, beſchrieben, 548

Chronologie, Ankündigung des Werks des Hrn. Superint. Franke von der Jobelperiode, 1325

Coloſſus, Beſchreibung dieſer Statüe zu Rhodus, 472

Commiſſionsrath O. deſſen zwente Antwort an den Advocaten M. 65

Corallenfiſcherey, 1255. Corallenhandel, 1260

Crates und Diogenes, Unterredung im Cynoſarges, 97. 113

Cypern, Beſchreibung dieſer Inſel nach ihrem ältern Zuſtande, 305. nach ihrem neuern Zuſtande, 313. Geſchichte dieſer Inſel, 318. 321

D.

Daniel Franciscus, Rechtsgelehrter in Caſerta, Bitte um Mittheilung ungedruckter Urkunden des Kaiſ. Friedrichs II. 95

Demophilus, patriotiſcher Wunſch, 1085

Denken, von der Freyheit zu denken, 1265. 1281. 1297. 1313

Deſſauiſches Philanthropin, ſ. Philanthropin.

Deutſche Aufſchriften? 367

Deutſche Aufſchriften auf deutſchen Briefen, noch ein paar Worte zu deren Empfehlung, 493

Dietrichs Mag. zu Göttingen, von des Abulfeda Leben und Schriften, 1017

Dietzel, Poſtverwalter in Harburg, von der von Sindiſchen Latwerge wider den Rotz der Pferde, 495

Dio Chryſoſtomus, eine Erzählung aus demſelben: der Jäger, 1201. 1217

Diogenes und Crates, Unterredung im Cynoſarges, 97. 113

Dörrien, Catharina Helena, Avertiſſement von deren Beſchreibung der in den Oranien-Naſſauiſchen Landen wildwachſenden Gewächſe, 285

E.

Ebeling, J. P. der A. G. Beſl. Ueberſetzung von Prof. Rush's Unterſuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey geſitteten Völkern gewöhnlich ſind, 1457. 1473. 1489. 1553. 1569

Einſiedeleyen, auf dem Berge Montſerrate in Spanien, 281

Eis, Wirkung der Eismaterie im thieriſchen Körper, 949. Verſuche darüber mit einem Hunde, 951

Elbe, Treibholz in derselben, 375
Eleusinische Geheimnisse, 865. 881. werden in die kleinen und in die grossen eingetheilet, 871. Hierophanten, 879. Herolde, 881. Fackelträger, 881. worin die kleinen Eleusinischen Geheimnisse bestanden? 883. worin die großen? 885
Englisches Bier, ein demselben ähnliches wird in Lüneburg gebraut, 932
Erbsen, etwas von deren Bau im Felde, 1051
Ernst der fromme, Herzog von Gotha, von dessen Erziehungs- und Schulanstalten, und besonders den dabey angenommenen Grundsätzen, 961. 977. 993
Erntefest, ein Vorschlag zur Abstellung der Schützengilden auf dem platten Lande, 529. 545. wie es anzuordnen, 538. 545. ähnliche Einrichtungen, 548
Erwartungen, Neujahrsbetrachtung darüber, 1. 17
Erziehung, s. Schulwesen.
Eselsfest, in der mittlern Zeit, 1601
Essig aus Obst zu verfertigen, 655 aus Honig verfertigt, 947

F.

Fechterspiele der Römer, 609
Feldmäuse, s. Mäuse.
Fideicommisse, Abhandlung darüber, 423
Fieber, Wacholdertrank dagegen empfohlen, 623. 853
Fischer, edle That einiger Fischer, 301
Flachs, Prämien auf dessen Anbau im Amte Harburg, 930
Flob, s. Pulex.
Francke, Superint. Ankündigung seines Werks von der Jobelperiode, 1325
Freyheit zu denken, s. Denken.
Furia infernalis, ein Wurm, 1057. 1073. von demselben verursachte Krankheit, 1062 ff.

G.

Garve, Hausvogt zu Jeinsen, von Einkälkung des Saamens, 59
Geheimnisse, Eleusinische, 865. 881
Gemeinheiten, wie sie zum allgemeinen Nutzen des Bauernstandes anzuwenden, 1540
Geschichte der Miß St. Vincent, 721. 737. 753
Getreideausfuhr, kurze Nachricht von der in England darauf gesetzten Prämie, 339. Anmerk. a)
Gewürze, Abhandlung von ostindischen Gewürzen, 1233. 1249. Handlung damit, 1237. Nelken, 1239. Muscaten, 1242. Zimmet, 1251
Gibraltar, Beschreibung davon, 1089
Giftige Pfeile, schnelle Wirkung der amerikanischen, 558
Goldfink, der wie ein Zaunkönig sang, 149
Gozon, Deodat von, romantische Geschichte desselben auf der Insel Rhodus, 469

H.

Habessinien, s. Abessinien.
Hänfling, Versuche, sie singen zu lehren, 145
Häusliches Leben, dessen Glückseligkeit, 785
Hafer, wird mit Nutzen vor dem Säen in Wasser eingeweicht, 931. 935
Hanf, wie derselbe im Osnabrückschen gebauet und bereitet wird, 571. 593. Beschaffenheit und Bestellung des Ackers, 581. Maaß des Samens und Verhalten vor und nach dem Säen, 583. Kennzeichen seiner Reife, 585. Aufnehmen oder Ziehen desselben, 586. vom Hee- oder Sunderhanfe, 587. Röstien des

des Hanfs, 588. Ausſpreiten deſſelben, 589. Dreſchen und Riſten deſſelben, 592. Brechen, 593. Schwingen, ebend. Bocken, 594 Stoßen und Hecheln, 596. Spinnen des Hanfs und der Hede, 597. Kochen des Garns, 598 Verhältniß des Waſſers und der Aſche, 599. Bleichen und Bücken, 603. Generale Anmerkungen, 608

Hannoveriſche Schullectionen, 673

Hanſen, Doct. und Phyſ zu Hoya, Nachricht von einer Blatterninoculation an 4 Kindern, 129

Haſenſcharte, Heilung derſelben, 1649. 1665

Heid- und Moorgegenden, mit Nutzen artbar gemacht, 936

Heiſe, Secretair in Braunſchweig: Ueberſetzung von Iſocrates Rede an den Demonicus, 75. 81. Socrates Beweis von dem Daſeyn Gottes und unſrer Schuldigkeit ihm zu dienen, 513. von den Geſandſchaften Innocentius IV. und Ludwigs IX. an die Mogols und Tartarn, 897. 913. von Gibraltar und Minorca, 1100. von oſtindiſchen Gewürzen, 1233. 1249. von der Corallenfiſcherey, 1255. von den Samaritern und den ſie betreffenden Geſetzen der römiſchen Kaiſer, 1415. 1425. von dem Zins und andern Abgaben der Juden an die Römer, 1441

Hencke, Paſtor zu Brelingen, hat eine Art von Viehſeuche-Aſſecuranzgeſellſchaft geſtiftet, 942

Herrendienſte, Erfahrung von dem Nutzen ihrer Abſchaffung, 934. 935

Himten, hannöveriſcher, welches ſeine kleinſte mögliche Fläche in cylindriſcher Geſtalt ſey, 715

Hißmann, Magiſter in Göttingen, über die Eleuſiniſchen Geheimniſſe, 865. 881. über den Urſprung der Sprache, 1145. 1153 1169. 1175.

Höllendrache, ſ. Furia infernalis.

Holländer, deren Handlung mit oſtindiſchen Gewürzen, 1233. 1249

Hopfen, wie er zu einer dicken Maſſe einzukochen, um ſelbige nachmals zum Brauen anzuwenden, 701

Hornvieh, Kennzeichen von deſſen Lungenkrankheit, 1585. ein durch Verſuche bewährtes Mittel dagegen iſt die Brantweinswäſche, 1587. 1591. wie ſolche zu gebrauchen, 1589

Hornviehſeuche, wird durch die Koppelweide leicht ausgebreitet, 349. Fütterung mit Aepfeln iſt nützlich dagegen verſucht worden, 351. Auch wird das Waſchen mit kaltem Waſſer empfohlen, 932. Vielleicht dient die Ausdünſtung des Hünermiſtes dawider, 938. ſ. auch Viehſeuche. Beobachtung darüber, 948 bittere Baumrinden werden dagegen empfohlen, 1437. Auch iſt die Verminderung des Futters, und ein Extract von Meerzwiebeln, Melonenwurzeln und Küchenſalz dienlich, 1595

Hoſpitäler, Anmerkung darüber, 1562. l) 1563. n)

Hudtwalker, von dem Glück des häuslichen Lebens, 785

Hübler, Mag. Conrector in Freyberg, von Unterſtützung der Studirenden durch Stipendien, 201. 209

Zügel des Wiſſens, eine Erſcheinung, 1077

Hühnerläuſe, wie ſie aus den Hühnerhäuſern zu vertreiben, 767

Hufeiſen, Alterthum derſelben, 759

Huſten, welchen die Einwohner von St. Hilda bey jedesmaliger Ankunft eines Fremden auf ihrer Inſel bekommen, 559

J.

Jäger, eine Erzählung aus dem Dio Chryſoſtomus, 1201. 1217

Jagdorden, St. Huberts, vom Grafen von Spork geſtiftet, 574

Jahre, wie ſie verſchiedentlich berechnet werden, 31. ff.

Igel, Blutigel, wie ſie aus den Teichen zu vertreiben, 671. 927

Ilfeldische Lectionenverzeichnisse, 497. 1349.
Innocentius IV. Pabst, Gesandschaften an die Mogols und Tartarn, 897. 913
Inoculation, Gedanken über den Aufsatz von der Zulässigkeit der Blatterninoculation, 1087. s. auch Blattern.
Johanniterritter, s. Rhodiserritter.
Isocrates, Rede an den Demonicus, 75. 81
Juden, deren Zins und andre Abgaben an die Römer, 1441

K.

Kalk, von Einweichung des Saamens darin, 59. dessen Gebrauch bey den Waidküpen, 1361
Kanäle, neue, Vorsichten bey deren Anlegung, 369. 431
Kartoffeln, wie daraus Stärke zu machen, 1055
Kastanien, wilde, nützlich um Ochsen fett zu machen, 931
Kohlen, Werkzeug, glühende Kohlen ohne Feuersgefahr zu tragen, 303. Anmerkungen vom Kohlenwesen zum 22sten Stücke vom v. J. 359. Vergleichung der Kosten des Verkohlens in Oefen und in Meilern, 364
Koppelweide, kann die Ausbreitung der Hornviehseuche befördern, 349
Kornwurm, schwarzer, Mittel dawider, 191
Kornwürmer, blühende Hanfbüschel im Korn sind ein Mittel dawider, 415
Kübe, s. Molkenwerk.
Künste, Ueber die Mittel die nützlichen Künste in einem Staate blühen zu machen, 625. Gesellschaft die zu dem Ende vorgeschlagen wird, und deren Gesetze, 639. 641
Küssen der Mannspersonen unter einander, 333

L.

Lambert, warum die Calender-Weissagungen sich noch bey vielen in Credit erhalten, 551
Landkarten, deren Nutzen und Möglichkeit ihn zu erweitern, 1633
Landmiliz, Nutzen derselben, 533
Lanistæ der Römer, 616
Lautern, Cameralschule daselbst, 1321
Leibnitz, dessen Reichthum, 670. Anmerk.
Leibzucht, deren Beschwerden und Nachtheile für den Bauernstand, 1507. 1547
Lerchenbaum, neuere zuverläßige Nachrichten davon, 525
Linsen, große; davon wird Samen angeboten, 63
List, G. H. C. zu Einbek, von Anwendung des Berliner Blauen zum Nutzen der Färbekunst, 861. vom Gebrauche des Kalks bey den Waidküpen und Versuch einer Erklärung der unsichtbaren Mechanik der blauen Farbe, 1361. von Anlegung hölzerner Brücken auf den Heerstraßen, 1435
Ludewig IX., König von Frankreich, Gesandschaften an die Mogols und Tartarn, 897. 913
Ludwigsorden in Frankreich, Anlaß zu dessen Stiftung, 343 Anm. c) Erinnerung wider die in dieser Anmerkung behauptete Menge der Ordensritter, 655
Lungenkrankheit des Hornviehes, s. Hornvieh.

M.

Mahlerey, nach einem Gemählde nicht so schwer als nach dem Leben, 321
Mäuse, Mittel, sie aus dem Saatlande zu bringen, 1343
Maitressenfest in Italien, 1603

Mangold, deſſen Anbau empfohlen, 405. wie er durch den Winter zu bringen, 407. vom Mangoldſaamen, 409. vom Gebrauch des Mangolds in der Küche, 411. fürs Vieh, 413
Marcard, Hofmedicus in Stade, Geſchichte eines Falles vom Tetanus, 577
Marcard, Doct. Med. zu Hannover, über die Behandlung der Beinbrüche, 193. Ueberſetzung von Potts Aufſatze vom Brande an den Zeen, 417
Marſchlins, eine bey dem daſigen Philanthropin zur Ermunterung und Belohnung der Jugend getroffene Einrichtung, ſ. Schulweſen.
Maulthier, blindes, welches ohne Treiber Vorräthe zu den Einſiedeleyen auf dem Berge Montferrate bringt, 284
Mechanik, das Weſentliche derſelben, 1105. 1121. 1137
Medinenſis vena, ſ. Vena Medinenſis.
Mellawitz, Erfindung zu verſilbern, 1225
Milbe, ſ. Acarus.
Millot, über die Provenzaldichter, 225. 241
Minorca, Beſchreibung davon, 1100
Mocking-bird, ein Americaniſcher Vogel, 184
Mogols, Innocenz IV. und Ludwig IX. Geſandſchaften an dieſelben, 897. 913
Moller in Göttingen, Ueberſetzung einer Allegorie: der Hügel des Wiſſens, 1077
Molkenwerk, warum in einigen Ländern nur zweymal gemolken wird, 895. 1319. 1453
Monate, von deren Namen, und den verſchiedenen Arten ſie zu rechnen, 27
Montferrate, Berg in Spanien, Beſchreibung deſſelben, 282
Moorgegenden, ſ. Heidegegenden.
Mortalität, Anmerkungen darüber, 1577. f)
Muscatenbaum, 1242
Myrmillones, eine Art Römiſcher Fechter, 622

N.

Narrenfeſt, in der mittlern Zeit, 1601
Naſſauiſche wildwachſende Gewächſe, Ankündigung einer Beſchreibung derſelben, 285
Natur, wie viel ſie bey Heilung der Krankheiten thun könne, 1492
Nelkenbaum in Oſtindien, 1239
Neujahrsbetrachtung über die menſchlichen Erwartungen, I. 17
Newton, Anekdoten von demſelben, 665. 880
Nordſee, Treibholz in derſelben, 375
Nouffert, Madame, deren Specificum wider den Bandwurm, 273

O.

Obſcurus, deſſen Unterredung zwiſchen Diogenes und Crates, 97. 113. von der Freyheit zu denken, 1265. 1281. 1297. 1313
Obſt, Gebrauch deſſelben zum Eſſig, 655
Opium, bey einem Tetanus mit Nutzen gebraucht, 579
Orden, für die Jugend zu Marſchlins, und Erweiterung dieſer Idee, ſ. Schulweſen.
Osnabrückiſcher Hanfbau, 581. 593

P.

Patriotiſcher Wunſch, 1085
Penſylvanien, etwas von deſſen Zuſtande, 1583
Perdix der Alten iſt nicht das gemeine, ſondern das rothgeſtreifte Rebhuhn. 169. Anmerk.

Pest zu Marseille, durch einen Brief aus Cairo ausgebreitet, 559
Pest, einige historische Nachrichten davon, 1475. d)
Pfälzische ökonom. Gesellschaft zu Lautern, Ankündigung ihrer Schriften, 463
Pfeile, giftige der Amerikaner, 558
Pferde, etwas von deren Kenntniß, Alter, Eigenschaften, und von der Pferdezucht, 801. 817. 833. 849. Vollkommenheiten in Ansehung des Baues, 802. Farbe, 809. Abzeichen, 810. Alter, 812. wie solches an den Zähnen zu erkennen, 812. Vorsichten beym Ankauf eines Pferdes, 814 — 818 Eigenschaften und Wartung eines Beschälers, 818. eigne Zucht ist einem Landwirthe und überhaupt einem Lande vortheilhaft, 820. von den Stuten zur Zucht, 830. 833 von der Säugezeit, 842. Beschaffenheit der Weide, 846. von Behandlung der Füllen, 849. bekommen bey gewissen Krankheiten bittere Baumrinden, 1437
Pflug, der im Garten zu gebrauchen, 936. Nachricht einen neuen Pflug betreffend, 1611. Unbequemlichkeiten der gewöhnlichen, ebendas.
Philanthropin zu Dessau, ein Brief darüber, 1617. s. auch Basedow.
Pictets Sittenlehre, davon hat Graf Sporck zehntausend Exemplare umsonst vertheilet, 576
Plinius der jüngere, über eine Stelle desselben von der vorgeblich größern Schwierigkeit, ein Gemählde zu copiiren, als es nach der Natur zu mahlen, 121
Pott, Percival, dessen Behandlung der Beinbrüche, 193. vom Brande an den Zeen, 417
Prämien, Versuch über deren Gebrauch, 337. Gegenstände und Arten derselben, 341. Grundsätze, wornach sie zu reguliren, 344. Umstände, welche die Austheilungen der Prämien begleiten, und auf welche dabey Rücksicht zu nehmen ist, 353. auf die Wiederanbauung wüster Höfe, 939 auf den Verkauf einländischer wollenen Zeuge, 947
Prätorius in Aurich, über die Ursache, warum die Kühe in Ostfriesland ꝛc. täglich nur zweymal gemolken werden, 1453 vom Ausbrüten der Eyer durch Puterhähne, 1469
Preisfragen, der Akademie der Wissenschaften zu Mannheim, 1599
Provenzaldichter, s. Troubadours.
Puchholz, Wenzeslaus Neumann von, ein berühmter Pragischer Rechtsgelehrter, Tücke gegen den Grafen von Sporck, 571
Pulex penetrans, gefährliches Insect in Amerika, 1059 b)
Puterhahn, brütet Hühnereyer aus, 767. und führet die junge Brut, 1469

Q.

Quacksalber auf dem Lande. Wunsch wider selbige, 1085

R.

Reise, Einladung zu einer Reise nach Dessau wegen des Philanthropins, 401
Renz, Kupferstecher, durch den Reichsgrafen von Spork nach Böhmen berufen, 565. dessen Kupferstiche zu den Leben der Heiligen, 576
Retberg, Jonas Christian, Cand. Jur. von den Vortheilen, die sich besonders dem Bauernstande durch seinen Zutritt zu der Wittwencasse darbieten, und den Mitteln, solchen Zutritt zu befördern, 1505. 1521. 1537
Retiarii, eine Art römischer Fechter, 621
Rhodus, Beschreibung dieser Insel, 565. Geschichte derselben, 476. 481

Rhodiserritter, etwas von deren Geschichte, 485
Römer, ihre öffentliche Belustigungen, besonders ihre Fechterspiele, 609
Römische Beete, s. Mangold.
Rosenthal, G. E. in Nordhausen, Beantwortung der Frage: welches ist die kleinste mögliche Fläche eines Hannoverischen Himtens Getreides in cylindrischer Gestalt? 715
Rothkehle, die etwas vom Gesange der Nachtigall annahm, 151
Rotz der Pferde, von Sindische Latwerge dawider, 495
Rusch, Prof. zu Philadelphia, von der Arzeneykunde der Indier in Nordamerika, und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind, 1457. 1473. 1489. 1553. 1569.

S.

Saba, Muthmaßungen von der Königin von Saba, 1032
Samariter, von den sie betreffenden Gesetzen der römischen Kaiser, 1415. 1425
Samen, von dessen Einkälkung, 59
St. Hilda, Insel, deren Einwohner bey Ankunft eines Fremden auf ihrer Insel jedesmal den Husten bekommen, 559
St. Huberts Jagdorden, vom Grafen von Spork gestiftet 574
St. Vincent, Geschichte der Miß St. Vincent, 721. 737. 753
Schmahling, Inspector und Oberprediger zu Osterwiek, Entwurf eines Seminarii für Schulmeister in niedern Schulen, sonderlich auf dem Lande, 377. 375. vergl. S. 449.
Schmid, Nic. ist die Welt in Ansehung des Raumes und der Zeit unendlich, oder hat sie Grenzen? 451. das Wesentliche der Mechanik, 1105. 1121. 1137. verschiedenes, das unglaublich scheint, und dennoch wahr ist, 1329. 1345. von dem Unterschiede des Julianischen, Gregorianischen und verbesserten Calenders, 1645
Schottland, Volks- und Armenzahl daselbst, 1557. c)
Schrader, Advocat zu Glückstadt, Ueber den Nutzen der Landkarten, und die Möglichkeit ihn noch zu erweitern, 1633
Schützengilden, Vorschlag, sie auf dem platten Lande abzuschaffen, 529. 545. ihr Ursprung, 531. Schädlichkeit, 533
Schulen, öffentliche, einige Anmerkungen darüber, 673
Schulmeisterseminarium, Entwurf dazu, 377. 385. Lectionscatalogus für eine Landschule, 395. Hannoverischer Nachtrag dazu, 449
Schulwesen, Betrachtungen über einige, die gute Zucht und Erziehung der Jugend in öffentlichen Schulen betreffende Gegenstände, 1377. besonders über die Belohnungen des Fleißes und guter Aufführung, 1388. was dieserhalb im Philanthropin zu Marschlins für eine Einrichtung getroffen werden, 1390. Vortheile derselben, 1396. Erweiterung dieser Idee, 1410. von Herzog Ernsts von Gotha Einrichtungen darin, s. Ernst der Fromme.
Schule der Altstadt Hannover, deren Lectionen, 673. 689.
Schweinefleisch, wodurch vorzüglich es ungesund sey, 1597
Schwindsucht, Dampf der Brantweinswäsche ist vielleicht dagegen dienlich, 1594
Shipley, William, Stifter der Großbritannischen Gesellschaft der Künste, 632
von Sind, dessen Latwerge wider den Rotz der Pferde, 495

So-

Socrates, Beweis von dem Daseyn Gottes und unsrer Schuldigkeit ihm zu dienen, 513
Solander von der Furia infernali, 1057. 1073
Sperling, dessen Stimme eine Mischung vom Hänfling und Goldfink war, 150
Spiel, großer Gewinn darin wird vom Graf von Spork zu Ausstattung eines armen Fräuleins angewandt, 567
von Spork, Reichsgraf Franz Anton, Leben desselben, 561
Sprache, über deren Ursprung 1145. thierische Sprache, 1147. Geberdensprache, 1156. Mienensprache, 1160. Articulirte Sprache, 1162. Ursprung dieser letztern, 1163. 1169. 1185
Stärke, aus Kartoffeln zu machen, 1055
Statistik, wie sie durch gewisse Einrichtungen der Landkarten zu erleichtern, 1633
Stipendien, von Unterstützung der Studirenden durch dieselben, 201. 209
Stutzer, Doct. Med. in Hannover, von der Heilung einer ungewöhnlich grossen Hasenscharte, 1649. 1665
Sympathie, allgemeine, 507

T.

Tage, von deren Namen, 27
Tartarn, Innocenz IV. und Ludwig IX. Gesandtschaften an dieselben, 879. 913
Tetanus, Geschichte eines Falles davon, 577
Theilbarkeit, unendliche, endlicher Größen, 1334
Themistius, Nachricht desselben von den Eleusinischen Geheimnissen, 884
Tokayer Wein, Abhandlung davon, 289
Troubadours, Millots Abhandlung über dieselben, 225. 241. 257. Charakter und Sitten ihrer Zeiten, 232. Charakter ihrer Werke, 236. Einfluß derselben auf die Sprache und Dichtkunst der übrigen Völker, 265
Treibholz in der Elbe und in der Nordsee, 375

U.

Unendlichkeit der Welt, geprüft, 451
Ungarische Weine, Abhandlung davon, 289
Unglaublich scheinende, und dennoch wahre Sätze, 1329. 1345
Unmöglich scheinende und dennoch wahre Sachen, Ebend.

V.

Vena Medinenſis, Ursache dieser Krankheit, 1059 c)
Versilberung, neue Art, 1225
Viehseuche, deshalb errichtete Assecuranzgesellschaft, 942. Vorschlag zu Verhütung der durch die Koppelweide zu befürchtenden Ausbreitung der Hornviehseuche, 349
Vögel, Versuche und Beobachtungen über den Gesang derselben, 141. 145. 161. 177
Vorurtheile, Abhandlung darüber, 769

W.

Wacholdertrank, von Tissot empfohlen, 623. wie solcher zu verfertigen, 853
Wacholderbeeren, Wein aus denselben, 1295
Waid, Gebrauch des Kalks bey den Waidkupen, 1361

Waldhorn, im vorigen Jahrhundert erfunden, und durch den Graf von Eyork in Böhmen eingeführet, 563

Welt, ob ſie unendlich? 451

Wetterprophezeihungen, ſ. Calender.

Witterungslauf, zu vermuthender, vom 1ſten April bis 29ſten September 1776. 445. wie derſelbe für den Winter 1776. und 1777. zu vermuthen, 1373. 1677

Witwencaſſe, deren Vortheile für den Bauernſtand und wie demſelben ſein Beytritt zu derſelben zu erleichtern, 1505. woher die erſte Einlage zu nehmen, 1516. und woher die halbjährigen Beyträge, 1533

Wochentage, von deren Namen, 27

Wollenmanufacturen, deren Fortgang in hieſigen Landen, 932. 945

Wood, von der allgemeinen Sympathie, 507

Wüſte Höfe, Vorſchläge, wie deren Anbau zu befördern, 933. 939

Wurm am Finger, (paronychia) kömmt wahrſcheinlich von einem Inſecte, 1060

Z.

Zähne, Anmerkung über ihre Krankheiten, 1573. c)

von Zanthier, neuere zuverläßige Nachrichten vom Lerchenbaum, 525

Zeen Brand an denſelben. Dagegen wird Opium empfohlen, 417

Zimmetbaum, 1251

Nachricht für den Buchbinder.

Zum 13ten St. des Magazins gehört eine, mit der Nummer dieſes Stücks bezeichnete Kupfertafel.

Digitized by Google

Hannoverische Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekantmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich.

Vom Jahre 1776.

Hannover, 1777.

Nachricht für den Buchbinder.

Zum 28ten St. der Anzeigen gehört als Beylage das 20ste Avertissement von der Calenbergischen Witwenverpflegungsgesellschaft.

— 78ten — 1 — — 22ste Avertissement von derselben.

Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Montag, den 1ten Januar 1776.

Die menschlichen Erwartungen.

* * *

Eine Neujahrs-Betrachtung.

Der Mensch hat einen ungemeinen Hang, vorwärts in die Zukunft hinauszusehen, sich den Zustand, worin sie ihn versetzen wird, durch die Einbildung gegenwärtig zu machen, aus demselben, als ob er schon wirklich wäre, entweder Freude oder Kummer zu schöpfen, und Maaßregeln seines Verhaltens daraus herzunehmen. Hieraus entstehen die Erwartungen, die nach der Beschaffenheit ihrer Gegenstände angenehm oder unangenehm sind. Jene werden Hoffnung, diese Furcht genannt. An sich selbst ist nun dieser natürliche, und nach dem Maaße der steigenden Fähigkeiten nothwendige Hang des Menschen nicht zu tadeln und noch weniger zu unterdrücken. Er ist der Vorzug der Menschheit, die unausbleibliche Beylage der Vernunft, deren Amt es ist, den Wirkungen und Folgen der Ursachen nachzuspüren, und sie mit einander zu verbinden. Thiere können ihn nicht haben, weil es ihnen an Vernunft fehlt, und sie brauchen ihn nicht, weil sie zu den einfachen Handlungen ihres Lebens durch den Instinkt sicher genug geleitet werden. Es sollte zwar scheinen, daß wir den Thieren wenigstens die Erwartung ähnlicher Fälle nicht absprechen können, da wir täglich wahrnehmen, daß sie das Haus wieder suchen, wo ihnen Gutes geschehen, und hingegen den Ort vermeiden, wo ihnen übel begegnet worden. Man übereilt sich aber, wenn man daraus schließt, daß sie den einen Ort wieder suchen, weil sie von neuem Gutes daselbst hoffen, oder den andern fliehen, weil sie wieder Schläge vermuthen. So urtheilen wir, indem wir ihnen unsere Empfindungen unterschieben, und ihre den unsern ähnliche Handlungen aus ähnlichen Veränderungen der Seele herleiten, so wie wir mit den Reden unsrer Kinder oft den Sinn verknüpfen, den wir dabey denken, ob sie gleich vielleicht ganz etwas anders, oder auch nichts dabey gedacht haben. Die ganze Sache ist das Werk der Imagination, die in dem Gehirn des Thiers nach der innern oder äußern Veranlassung dazu die

Eindrücke erneuert, die die vorige gute oder schlechte Begegnung daselbst zurückgelassen hat. Diese Eindrücke waren angenehm oder unangenehm, als sie durch die Empfindung eingeprägt wurden, und sind noch eben so, das eine oder das andere, da sie durch die Imagination reproducirt werden. Daher ihre forttreibende oder zurückstoßende Kraft, wodurch das Thier mechanisch getrieben wird, ohne daß wir Ursache hätten eine Vorstellung vom künftigen Guten und Bösen in seiner Seele anzunehmen.

Der Mensch allein hat also das Vermögen und den Trieb sich Erwartungen zu machen, und durch Erwartungen geleitet zu werden. Ueberhaupt ist es ein Glück für ihn, daß er ihn hat, weil ihm ohne denselben bey den verwickelten und sehr zusammengesetzten Geschäfften des bürgerlichen Lebens, zu welchen sein Instinkt lange nicht hinreicht, ein sicherer Leitstern, zum thätigen Fleiße der Sporn, und im Leiden aller Trost und Aufmunterung mangeln würde. Die Erwartung des Künftigen belebt und beseelet alles. Würde der Ackersmann Getreide, das er schon hat, der Erde anvertrauen; der Kaufmann sein baares Geld mit Gefahr des Verlustes zum Handel verwenden; der Schiffer sein Leben den Wellen Preis geben, wenn der erste nicht eine reiche Ernte, der andere einen ansehnlichen Gewinn, der dritte eine gute Schiffahrt, und die Erfüllung seiner Wünsche erwartete? Was treibt den Jüngling zum unermüdeten Fleiße, was erfüllet ihn mit muntrer Freude, was giebt ihm so viel Muth und Lust zum Leben? Die Erwartung, die so oft betrogene Erwartung des Glücks, das er machen, der Ehre, die er durch seine Geschicklichkeit einernten, der Freuden, die er genießen wird a). Wie oft würden wir unter der Last des Ungemachs erliegen, wenn wir uns nicht dadurch mehr Lust machten, daß wir den engen Umkreis der jetzigen Zeit durchbrechen, und außer derselben in dem, was noch kommen soll, unsere Erleichterung suchen? In den weiten Räumen der Zukunft kann sich unsere Einbildungskraft nach eigner Willkühr reine und unvermischte Freuden erschaffen, und diese glänzenden Phantomen des Glücks und der Lust, denen wir durch die Macht unserer Vorstellung alle Begleitung von Verdruß und Beschwerde genommen haben, breiten ihre Heiterkeit schon über die Finsterniß unsers gegenwärtigen Kummers aus, und machen denselben erträglich. Die bevorstehende Woche oder das zukünftige Jahr wird von uns mit so reizenden Gegenständen des Vergnügens dicht besetzt, unsere Gesundheit ist darin so dauerhaft, unser Vermögen so überflüßig, unsere Ehre so gesichert oder so vermehrt, unsere Freunde so treu und so glücklich, unser ganzer Zustand so frey von den Wolken der Widerwärtigkeit

a) Spes tædium laboris excludit, & magnum genus incitamenti, credere, desiderata compleri. *Cassiodor.* L. V. Ep. 17.

wärtigkeit, daß sich daher auch diejenigen, die jetzt über uns schweben, vermindern, und gleichsam schon durch die Dämmerung des eingebildeten Lichts, das uns noch erst in der folgenden Zeit aufgehen soll, vertheilt werden. Auf die Art wird aus einem zukünftigen Glücke durch die Erwartung schon ein gegenwärtiges, aus einem vielleicht bloß eingebildeten schon ein wirkliches b).

So wohlthätig aber dieser Trieb ist, wenn er gehörig geleitet und geordnet wird, so schädlich kann er werden, wenn man ihm die Freyheit läßt, regellos ohne Einschränkung und Ordnung zu wirken. Ist man geneigt, sich in der Einbildung blühende Phantasien zu erschaffen, sich herrliche Scenen von Vergnügen auszumalen, woran man Theil haben wird, und durch das Ferglas der Erwartung Welt und Menschen sich nach seinem Wink und Wohlgefallen drehen und wenden zu sehen, so muß man oft das kränkende Misvergnügen fehlgeschlagener Erwartungen empfinden. Man erlebt das Glück nicht, das man sich vorgestellt, sondern muß mit einem geringern vorlieb nehmen, die Menschen sind nicht so, wie man sie im Geiste erblickt, die Freundschaften sind nicht so herzlich, der Umgang nicht so aufrichtig, die Gesellschaften nicht so belustigend und unterhaltend, als man sie sich gedacht, die Verdienste, die man sich erworben, werden bey weitem nicht so erkannt, unsere Mitwerber werden uns vorgezogen, die doch an unsern Werth nicht reichen, ja sie erbeuten mit kleinen eitlen Vorzügen bey dem großen Publicum selbst mehr Ruhm und Beyfall, als wir mit allen unsern Gaben. Wie sehr solche unterwartete Erfahrungen einen Geist, der nur von heitern Aussichten schwoll, aufbringen, wie sehr sie ihn demüthigen und niederschlagen, wie sehr sie ihm alle Lust zum Fleiße in seinen Geschäfften benehmen, läßt sich leicht denken. — In ihrem ganzen Umfange können solche Erwartungen, die so sehr über das Ziel schreiten, beynahe nie erfüllt werden. Allein zuweilen werden sie doch in gewisser Maaße befriedigt. Das Glück, das man macht, ist immer mehr als mittelmäßig und wird von vielen beneidet. Hätte man sich nicht mit zuversichtlicher Gewißheit auf ein weit ansehnlicheres Rechnung gemacht, so würde man sich in seiner Situation gefallen, und sich Glück dazu wünschen. Nun aber will dem ekelnden Magen das Gastmahl, wozu das Glück ihn eingeladen, nicht schmecken, weil der lüsterne Appetit sich mit der Erwartung feinerer und ausgesuchterer Gerichte getäuscht. Man verweilt mit Unzufriedenheit dabey, und wünscht sich weit von einer Tafel weg, bey welcher andere sich herzlich gütlich thun, und von welcher sie mit eben so warmem Danke gegen ihren gütigen Wirth aufstehen c). — Doch gesetzt, daß alles nach unsern Wün-

b) Spalding in der Bestimmung des Menschen.

c) Sæpe sordent prima, cum majora quæque sperantur. *Curtius* L. X. c. 37.

schen und Erwartungen gelingt, so hat man doch dadurch verlohren, daß man sich durch öftere Vorstellungen schon vertraut damit gemacht hat. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man ein Glück desto höher schätzt, je weniger man es gehofft hatte, es hat alle Annehmlichkeit des neuen, des unerwarteten und überraschenden. Ein vermuthetes Glück hingegen hat man in der Einbildung schon lange besessen, und nun da es kommt, sind die Empfindungen stumpf dagegen, weil es keine neue erregen kann. Man freuet sich um so viel weniger darüber, da man sich gewöhnt hat, es als sein Eigenthum zu betrachten, woran man ein Recht hat.

So nachtheilig nun der regellose Hang zu angenehmen Erwartungen werden kann, eben so nachtheilig, ja verderblich kann der Hang zu unangenehmen werden, wenn er ausschweifend wird, und er muß daher noch viel sorgfältiger eingeschränkt werden, als jener. Ein Mensch von solcher Gemüthsart kann bey allen Vortheilen, die er besitzt, seines Lebens und seiner Güter nie recht froh werden, weil tausend Gespenster möglicher Unglücksfälle, die er sich schon gegenwärtig macht, als ob sie wirklich wären, seine Einbildung umschwärmen, und jede Freude, die sich in seine Seele schleichen wollte, verscheuchen; sie belagern sein Bette, seinen Tisch, sein Wohnzimmer, seine Arbeitsstube, und geben nicht zu, daß er mit ruhigem Herzen sein Geld zählen, seine Gattinn küssen, seine Kinder umarmen, oder des erquickenden Schlafs genießen kann. Wacht er, so tanzen ihm schwarze und schreckende Bilder vor den Augen herum, und, wenn er schläft, so fährt er auf von fürchterlichen Träumen. Der Unglückliche schafft sich aus der Zukunft selbst im Wohlstande eingebildete Leiden, die weit quälender sind, als die wirklichen; die ihn treffen können. Denn der Schmerz hat sein Maaß, die Furcht hat keines. Der Schmerz geht nicht weiter, als das Uebel, das uns wirklich begegnet ist. Man fürchtet aber alles mögliche, das uns begegnen kann d).

Die Folge, die wir aus diesen Betrachtungen herleiten, ergiebt sich von selbst. Man muß den natürlichen Trieb sich Erwartungen zu machen, nicht unterdrücken, sondern ihn gehörig einschränken und der Natur der Dinge gemäß einrichten: Dies ist das große Geheimniß zum glücklichen Leben, der Haupttheil der philosophischen Klugheit, der in der regelmäßigen Beherrschung und Regierung der angebohrnen Triebe zur Glückseligkeit besteht. Hat man diese Kunst gelernt, so hat es keine Gefahr, daß man wegen der künftigen Vorfälle, worauf man Staat macht, gewisse Vortheile verabsäumen, oder durch die so leicht mögliche Fehlschlagung

d) Parum differt, patiaris adversa an exspectes, nisi quod tantum est dolendi modus, non timendi. Doleas enim, quantum scias accidisse, timeas, quantum possit accidere. *Plinius* L. VIII. Ep. 7.

schlagung derer, die man vermuthet, ein großes Elend sich zubereiten, oder unter beständigen schwärmerischen Erwartungen von künftigem ungefähren Reichthume sich in Dürftigkeit stürzen werde. Mich dünkt, daß diese ganze so wichtige Kunst auf wenigen Regeln beruht, die ich jetzt angeben will.

Das erste, worauf man dabey Acht zu geben hat, ist, daß man sich keine widersprechende Erwartungen mache, weil sie nimmer erfüllt werden können. Verschiedene Vortheile des Lebens sind mit einander unvereinbar, und sehr viele sind von gewissen Unbequemlichkeiten unzertrennbar. Jene schließen sich aus, diese schließen sich ein. Wer von jenen Vortheilen einen verlangt, der muß auf den entgegengesetzten Verzicht thun, wer von diesen einen wählt, der muß es sich gefallen lassen, die begleitenden Unbequemlichkeiten als eine Zugabe mitzunehmen. Jene verringern und diese trennen wollen, das heißt unmögliche Dinge fodern und erwarten. Bey zween Gegenständen, die uns in einer Entfernung von verschiedenen Seiten reizen, entfernt man sich nothwendig von dem einen, indem man sich dem andern nahet; durch lange Ueberlegung und Anstrengung, beyde zugleich zu besitzen, können sie beyde wohl verlohren, aber beyde niemals gewonnen werden. Der Weise vergleicht sie daher mit einander, und, wenn er den Vorzug des einen ausgemacht hat, so zieht er seine Augen und Gedanken mit einem male von dem andern ab, den ihn die Vernunft zu verwerfen befiehlt. Dieser Weisen giebt es immer nur wenige; desto zahlreicher sind aber diejenigen, die Dinge verbinden oder trennen wollen, die sich nicht verbinden oder trennen lassen. Jupiter beschwert sich beym Lucian in einem von seinen Dialogen, daß er, ob er gleich viele Liebeshändel gehabt, doch nie aufrichtig wäre geliebt worden. Willst du geliebt werden, antwortet ihm Cupido, so mußt du deinen Aegis und deine Donnerkeile ablegen, du mußt dein Haar kräuseln und parfümiren, dein Haupt bekränzen, leise und sanft treten, ein einnehmendes gefälliges Wesen an dich nehmen. Nein! antwortet Jupiter, so viel kann ich meiner Würde nicht vergeben. Der gute Jupiter! Er wollte Jupiter und Adonis zu gleicher Zeit seyn. Sind wir aber nicht oft in diesem Stück dem Jupiter ähnlich? Wir sollten diese Welt als einen großen Markt betrachten, wo das Glück mancherley Waaren – Reichthümer, Ehrenstellen, Wissenschaft, Ruhm, stille Ruhe und sanfte Zufriedenheit – zum Kauf ausbietet. Jede hat ihren gesetzten Preis. Unsere Zeit, unser Fleiß, unsere Geschicklichkeit ist das baare Geld, womit wir sie bezahlen. Dieser Handel hat aber dies besondere, daß, wenn man die eine gekauft hat, man manche andere nicht kaufen kann, und fast bey jeder eine Beylage, die dazu gehört, mit in den Kauf nehmen und behalten muß. Hier untersuche man, man vergleiche, erwähle, verwerfe: aber man sey kein Kind, und murre nachher nicht darüber,

über, daß, wenn man die eine gekauft, man die andere nicht besitzt, die man nicht gekauft hat, oder sie nicht ohne die Zugabe besitzen kann, da man doch die Waare selbst nicht will fahren lassen. Ihr habt euch z. E. den Reichthum ausgesucht? und ihr erwartet, daß er euren Bemühungen zufallen werde. Warum nicht? Tausend sind schon durch anhaltenden Fleiß, und durch eine genaue Aufmerksamkeit auf den kleinsten Gewinn dazu gelangt. Schicket denn aber euch auch darauf, dem Vergnügen der Gesellschaft, der Sinne, der Ruhe, des Studirens zu entsagen, und in eurem Comtoir an eure Rechnungsbücher gefesselt zu seyn. Schicket euch darauf, wenn ihr reich geworden seyd, dem Betruge, der Habsucht, dem Neide, und dem Ueberlauf derer, die Geld von euch geliehen oder geschenkt verlangen, ausgesetzt zu seyn, und beschwert euch nicht kindisch, daß ihr den Zweck nicht ohne Mittel, die Ursachen nicht ohne ihre Folgen haben könnet. – Ihr habt euch Ehrenstellen, und Bedienungen gewählt, die euch einen vorzüglichen Rang in der Gesellschaft geben? Gut! Euer Wunsch und eure Hoffnung kann euch gewährt werden. Erwartet denn aber auch nicht, euer eigener Herr und unabhängig zu seyn, sondern rechnet darauf, mit Arbeiten beladen zu werden, zu der Zeit, da es euch an Lust und Kräften dazu fehlt, oft eurer Geschäffte wegen eine Lustbarkeit auszuschlagen, bald die Wunderlichkeit und üble Laune eines Großen zu ertragen, dem ihr unterworfen seyd, bald euch die Ohren mit den kleinfügigen Angelegenheiten derer, die bey euch etwas zu suchen haben, Stunden lang betäuben zu lassen: beydes müßt ihr entweder zusammen nehmen, oder dem ersten entsagen. – Ist Wissenschaft und Studiren die Perle, wornach ihr ringt? Eure Wahl ist nicht übel. Erwartet denn aber auch nicht, daß Reichthum und Würden euch auf eurer Bibliothek, in welcher ihr vergraben seyd, aufsuchen werden, sondern schickt euch darauf, mit einer anständigen Mittelmäßigkeit zufrieden zu seyn, und jene Vortheile denen zufallen zu sehen, die mit hitzigem Fleiße darnach jagen, durch kriechende Schmeicheley sich Gönner erwerben, und auf jede Gelegenheit, ihren Raub zu fangen, lauren. Wolltet ihr euch hernach beschweren, solche Leute euch vorgezogen zu sehen, die bey weitem an euren Werth nicht reichen, so würdet ihr nur verrathen, daß ihr euch verrechnet habt. – Ihr wollt durchgängig den Ruhm eines rechtschaffenen gewissenhaften Mannes behaupten, aufs strengste über das Recht halten, und nie einen Schritt breit davon abweichen. Ich rühme euren Entschluß, allein ihr erwartet zugleich euer Glück in der Welt zu machen, und euch Beyfall und Freundschaft unter den Menschen zu erwerben, von den Großen gesucht und erhoben zu werden. Täuschende Erwartung! Kennt ihr den Lauf der Welt so wenig, daß ihr nicht wißt, daß eine biegsame bequeme Gemüthsart, die ihre Gesinnungen nach den Umständen

stimmet, sich in alle Neigungen schickt, in eines Jeden auch ungerechte Absichten hinein geht, der einzige Weg dazu ist? und daß eine unbiegsame Rechtschaffenheit Gefahr läuft, es mit allen zu verderben? – Allein was habe ich denn davon, daß ich ein ehrlicher Mann bin? Was ihr davon habt? – Eine gesunde Seele, die sich ihrer Würde bewußt ist, Freyheit von innerlichen Vorwürfen, unbefleckte Reinigkeit des Herzens, heitere Zufriedenheit mit euch selbst. Dünken euch diese Vorzüge nicht wichtig genug, euch gegen den Mangel der andern schadlos zu halten, so nehmet eine andere Parthey, so lange es noch Zeit ist, und, da ihr nicht Muth genug habt, die Würde der Tugend zu behaupten, so seyd wenigstens weise genug, die Vortheile des Lasters nicht zu verabsäumen.

Eben so widersprechend sind die Erwartungen, die wir uns von den Menschen machen, da wir von einem und eben demselben Eigenschaften und Tugenden fodern, die sich gegenseitig ausschließen. Die Natur ist viel zu sparsam, als daß sie alle Arten schimmernder Vorzüge in eine einzige glänzende Masse vereinigen sollte, sie mischt vielmehr, wie ein verständiger Mahler, Licht und Schatten mit einander. Ganz vollkommene Charaktere finden sich nur in Romanen, wo seltne Schönheit, glänzender Witz, tiefer Scharfsinn, unbefleckte Tugend in einen Kranz gewunden werden, den Helden desselben zu schmücken. In dem wirklichen Leben gehören sie zu den Chimären, und der Philosoph weiß sehr gut, daß dergleichen Verbindungen moralischer Vortrefflichkeiten nur Geschöpfe der Einbildung sind. In den Charakteren sowohl als in den Gesichtern giebt es Züge, Minen und Farben, die zwar verschieden, und doch vielleicht gleich schön sind, und die Vollkommenheiten des einen können eben so wenig auf den andern versetzt, als die nothwendigen Flecken und Mängel von jedem abgesondert werden. Wenn wir daher gewöhnlich sagen – jener Mann ist ein Genie, aber er hat seine Grillen und seltsamen Launen – dieser ist ein Polyhistor, aber er ist superficiell, so würden wir viel richtiger reden, wenn wir statt **aber** setzten **deswegen**. Der oder jener ist ein Genie, **deswegen** hat er Grillen und Launen. – Jedes Alter, jedes Geschlecht, jede Profession, haben eine Denkungsart und Sitten, die ihnen eigen sind, und jede sind in ihrer Art gut. Ein Weib ist ein Weib, ein Handelsmann ist ein Handelsmann, u. s. w. Von dem einen die Tugenden und Vollkommenheiten des andern erwarten, hieße die Natur der Dinge schlecht kennen. Ihr habt einen Freund, dessen Seele stoisch unbiegsam ist, er handelt unabhängig von der Meynung der Welt, und erfüllt jede Pflicht mit mathematischer Genauigkeit. Seyd damit zufrieden und erwartet nicht von ihm, daß die sanften Regungen des Mitleidens, oder die Partheylichkeiten der Freundschaft einen großen Einfluß auf ihn haben werden, daß er nach einer kurzen Abwesenheit euch mit offenen Armen

men entgegen fliegen wird, verlangt nicht von ihm die warmen Ergießungen eines offenen empfindsamen Herzens, die feine Glätte eines polirten gefälligen Umgangs die einnehmenden Künste eines muntern Gesellschafters, schicket euch vielmehr auf etwas Rauhigkeit und Härte in seinen Sitten, und daß ihr zuweilen bittere unangenehme Wahrheiten von ihm hören werdet, die er sich nicht einmal die Mühe geben wird, zu überzukkern. Der Weise berechnet es, was er von jedem zu erwarten hat, von dem einen klugen Rath, von dem andern herzliche warme Sympathie, und von dem dritten gefällige Unterhaltung, und er ist nie so unbillig von einem alles zu fodern oder zu erwarten.

Die Erwartungen der Menschen sind an sich selbst ungewiß. Wie leicht können Zufälle, die man nicht voraus sehen konnte, dazwischen kommen, sie zu vereiteln, und den der ihrer Erfüllung schon habhaft zu werden glaubte, viel weiter davon zurückschlagen, als jemals? Wer seinen Acker gut bestellt, sagt Socrates beym Xenophon, weiß nicht, wer die Früchte davon ernten, eben so wenig als der, welcher ein Haus bauet weiß, wer es bewohnen, oder der, der eine schöne Frau nimmt, ob er glücklich mit ihr seyn werde. Indessen sind doch die Erwartungen in dem Grade ihrer Ungewißheit verschieden, und so wie entweder gar keine, oder wenige, oder viele Gründe vorhanden sind, entweder bloß möglich, oder wahrscheinlich, oder beynahe gewiß. Hieraus ziehe ich meine andere Regel: Man muß sich schlechterdings keine gewisse Erwartungen machen, und keiner mehr Stärke geben, als ihre Wahrscheinlichkeit hat. An bloß möglichen darf man sich bloß belustigen, ohne Staat darauf zu machen, den wahrscheinlichen kann man schon mehr Gewicht geben, und ihnen einige Vortheile aufopfern. Glücksfälle die nichts weiter vor sich haben, als daß sie nicht unmöglich sind, im Geiste voraus sehen, sie sich gegenwärtig machen, als ob sie schon da wären, und in dieser Hoffnung beträchtliche Vortheile daran wagen, das ist eine solche Ausschweifung der Imagination, ein so grober Fehler gegen alle Logik, und ein so kindischer Leichtsinn, daß man keinen irgend Verständigen dazu fähig halten sollte. Solche Erwartungen verdienen mit Recht den Titel, den Plato mit Unrecht allen Hoffnungen giebt, sie sind Träume der Wachenden ohne Zusammenhang. Und doch findet man nicht selten Leute die auf solche chimärische Erwartungen, für welche sie gar keine oder nur thörichte Gründe angeben können, mit Zuverläßigkeit bauen, und unbesonnen darnach handeln, als ob sie untrieglich wären. So glaubt der eine, daß er ein hohes Alter erreichen müsse, weil sein Vater siebenzig und sein Großvater achtzig Jahr alt geworden. So verschwendet der Jüngling sein Vermögen, in der Erwartung, daß eine reiche Braut alles wieder bringen werde. So rechnet der dritte, unfehlbar in diesem oder jenem Gewerbe ein reicher Mann zu werden, weil sein Nachbar es dadurch geworden. So vertraut der vierte seinen letzten Thaler dem Spiele, weil er Exempel weiß, daß andere ein ansehnliches Loos gewonnen. Schlösse man so: was sich einmal zugetragen hat, kann sich öfter zutragen: was jenem begegnet ist, kann mir auch begegnen, so wäre nichts daran aus,usetzen. Aber zu schließen: was sich ein oder einigemal zugetragen hat, wird sich auch diesmal zutragen, das ist unverzeihlich. Ich wollte, sagt Pindar, keine taube Nuß für einen Menschen geben, der sich von chimärischen Hoffnungen erhitzen läßt e).

Der Schluß folgt künftig.

e) Οὔκ ἂν πριαίμην βάιανὸς λόγῳ βροτὸν, ὅστις κενεῖσιν ἐλπίσιν θερμαίνεται.

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Freytag, den 5ten Januar 1776.

Schluß der Betrachtung über die menschlichen Erwartungen.

Jede Situation des Lebens ist vermischt. Kein Stand, der nicht seine unangenehme Seite, keine Lebensart, die nicht ihre Beschwerden, keine Verbindung, die nicht ihre Bitterkeit habe, alles ist ferner abwechselnd und veränderlich. Kein Glück ist so fest gegründet, daß nicht bald dieser, bald jener Pfeiler, der es trägt, erschüttert, oder das ganze Gebäude wankend gemacht werden könnte, und beynahe ist kein Unglück so groß, das alle Hoffnung der Milderung oder des Besserwerdens mit Gewißheit ausschlösse. Wollen wir also, wie die Klugheit verlangt, unsere Erwartungen der Natur der Dinge gemäß einrichten, so müssen wir uns **weder ganz angenehme, noch ganz unangenehme Erwartungen machen, uns auf nichts, als ob es uns sicher wäre, verlassen, aber auch nie verzweifeln** a). Aus dem ersten entsteht kühne Zuversichtlichkeit, aus dem andern ängstliche Furcht, welche beyde nach dem Ausspruche der Alten, schlechte Rathgeber sind b). Im Wohlstande müssen wir den Wechsel zwar nicht erwarten, aber doch uns vorstellen; im Unglück die Hoffnung nicht aufgeben.

Sperat infestis, metuit secundis
Alteram sortem bene præparatum
Pectus. *Horat.*

Versäumen wir das erste, so trifft uns der Wechsel, wenn er über kurz oder lang eintritt, unvermuthet und unvorbereitet. Wir werden davon überrascht, ehe wir uns darauf gefaßt gemacht hatten, und nun werden wir ganz davon betäubt und zu Boden geworfen. Sehen wir das nicht oft an den zärtlichen Aeltern, die sich den Gedanken nicht einkommen lassen, daß sie die Kinder, die sie einmal haben, sonderlich wenn sie gesund sind und die Blattern überstanden haben, noch verlieren können? Sie sehen sie als ein gewisses Eigenthum an, das sie Zeitlebens behalten werden, und rechnen auf die Freuden spätter Jahre, die sie von ihnen erwarten. Wie lange währt

a) Nil desperare, nulli rei fidere decet. *Plin.* L. IV. Ep. 24.
b) Θαῤῥος καὶ Φόβος, ἄφρονι συμβάλω.

es, ehe sich solche Aeltern zu fassen wissen, wenn sie das betrifft, woran sie nicht gedacht hatten? c) – Läßt man den Hang zu unangenehmen Erwartungen zu sehr einreißen, und gewöhnt man sich, jedes Unglück als unheilbar anzusehen, so ist es noch ärger. Elend ist der Mensch, der sich aus der Zukunft Gründe zum Kummer herholt, er quält sich, ehe denn es Zeit ist, er ist elend, ehe er elend ist, nie kann er zur Ruhe kommen. Da er immer besorgt, daß er das, was jetzt sein Glück ausmacht, nicht bis ans Ende behalten werde, so verliert er durch die Erwartung des Künftigen das Gegenwärtige, dessen er genießen könnte d). Die Imagination ist eine große Zauberinn, vermittelst eines Schlages mit ihrer Zauberruthe giebt sie jeder Sache eine ihr beliebige Gestalt und Farbe. Bey dem einen mahlt sie alles rosenfarb, sie stellt die unangenehme Seite eines Gegenstandes so ins Dunkle, daß man sie nicht sehen kann, und die angenehme setzt sie so ins Helle und drängt auf derselben Freude an Freude so dicht zusammen, daß nichts Widriges sich dazwischen einschleichen kann. Gegen diesen Betrug müssen wir besonders auf unsrer Hut seyn, wenn wir bey uns zu Rathe gehen, ob wir in diesen Stand treten, jene Heyrath treffen, unsern Aufenthalt oder unsere Bedienung verändern wollen. Die Imagination richtet sich aufs schlaueste nach der bey uns obwaltenden Neigung oder Abneigung. Haben wir vorläufige Lust zu dem Stande, zu der Heyrath, zu der Bedienung, wovon die Frage ist, so weiß sie jedes nicht genug herauszustreichen. Sie schmeichelt uns mit allen reizenden Aussichten von Glück und Vergnügen, und das, was die Waageschaale der Ueberlegung auf die andere Seite neigen könnte, macht sie federleicht, indem sie unsere Augen ganz davon abzieht. Ich habe davon neulich eine neue Probe gehabt, da ich auf der Hochzeit einer meiner Verwandtinnen den frohen Tag feyerte, der sie ihrem zärtlichen Freunde in die Arme gab. Beyde waren von dem Glück, dem sie entgegen sahen, ganz bezaubert. Alle ihre Tage flossen unumwölkt im stiller Heiterkeit dahin. Alle ihre Schritte waren mit Blumen bestreut. Jede Gegend, durch welche sie lustwandelten, war paradiesisch. Welch ein Vergnügen, beständig bey einander zu seyn, frey seine Liebe gegenseitig genießen, nach einer kurzen Abwesenheit sehnsuchtsvoll einer in des andern Arme eilen, und durch zärtliche

c) Fingunt sibi perpetuam felicitatem, fingunt sibi crescere debere, quæcumque contigerunt, non tantum durare: & obliti hujus petauri, quo humana jactantur, sibi solis fortuitorum constantiam spondent. *Senec.* Ep. XCVIII.

d) Calamitosus est animus futuri anxius & ante miserias miser — In æquo est amissio rei & timor amittendi. — Nil est miserius, nec stultius quam prætimere. Quæ ista dementia est, malum suum antecedere? — Tam intemperantes in ipsis miseriis sunt, quam ante illas. Plus dolet, quam necesse est, qui ante dolet, quam necesse sit. Ib.

liche vertrauliche Geſpräche ſeine Stunden erheitern! Die guten Kinder! Er erwartete, daß ſeine Schöne eben die Freundlichkeit, eben die einnehmende Gefälligkeit, eben die muntere Geſprächigkeit im Umgange, die ſie in den Zeiten ſeiner Aufwartungen beſtändig gehabt, auch in der täglichen Geſellſchaft, worein er nun mit ihr treten wollte, zu jeder Zeit beybehalten, daß ſie nie böſe Launen haben, nie eigenſinnig, gebieteriſch, auffahrend ſeyn, ſondern, wie bisher, allen ſeinen Wünſchen, ja Winken zuvorkommen würde. Und ſie erwartete auf keine Weiſe, daß ihr Geliebter, den ſie ſtets ſo einſchmeichelnd, ſo bequem, und gefällig geſehen, der ihren Willen zur Vorſchrift ſeines Willens machte, als Mann den Gebieter ſpielen, grämlich und verdrießlich gegen ſie thun, auf ſeinem Kopf gegen ihren Sinn beſtehen, oder ihr wohl gar böſe Worte geben könne. Noch weniger ließ ſie es ſich einfallen, daß eine Zeit kommen könne, da er eine andere Geſellſchaft der ihrigen vorzöge, und ſie ganze Nachmittage bis in die ſpäte Nacht allein zu Hauſe ließe. Die guten Kinder! wenn wir uns in einem halben Jahre wieder ſprechen, ſo werden ſie wohl ausgeträumt haben, und dann wird vermuthlich das Lied aus einem niedrigern Tone gehen.

Bey andern hüllet die Einbildung alles in Flor, ſie kleidet alles in finſtere ſchwarze Geſtalten, und verſcheucht jeden erheiternden Gedanken. Elende Leute! Sind ſie im Glück, ſo werden ſie ihres Lebens nicht froh: ſie treten keine wichtige Veränderung ihres Lebens, und, wenn ſie ihnen auch die günſtigſte Situation prophezeihete, mit Zuverſicht, Muth und Freudigkeit an, weil ſie ſich ſtets mit ſorgſamen Erwartungen böſer Erfolge quälen. Gerathen ſie in Unglück, ſo geben ſie den letzten Troſt des Elenden, die Hoffnung, den Augenblick auf und verzweifeln. Wie traurig, alles zu fürchten, da man nichts mehr hofft c). Nicht genug, daß man dadurch ein Selbſtquäler wird, man verliert auch den Muth, die Gegenwart des Geiſtes und die männliche Standhaftigkeit, dem Unglück mit Unerſchrockenheit entgegen zu gehen, die Mittel demſelben abzuhelfen mit Klugheit zu erfinden und anzuwenden. Möchte ich doch meine Leſer, die von ſo unglücklicher Denkungsart ſind, bereden können, den Sinn jenes Rhodiers an ſich zu nehmen, von dem Plutarch erzählt. Dieſer war wegen einer zu freyen Rede von dem Herrn des Orts in ein Loch eingeſperrt, wo er wie ein Thier gefüttert, und zur Quaal und zur Beſchimpfung aufbehalten wurde. Dieſem riethen ſeine Freunde, da ihm ſchon Naſen und Ohren abgeſchnitten, und er im ganzen Geſicht durch Wunden verſtellt war, er ſolle ſich durch freywilligen Hunger vom Leben helfen, worauf er antwortete: Mit Nichten! So lange der Menſch lebt, kann er hoffen. Können wir es ſo weit nicht

c) Miſerrimum eſt timere, cum ſperes nihil. *Senec.* Troad.

bringen, so können wir uns doch wenigstens Mühe geben, so bald wir merken, daß unsere Einbildung den fatalen Hang zu traurigen widrigen Erwartungen hat, ihr Zügel anzulegen, und ihr eine andere Richtung zu geben, sie mit Gewalt von ihren Favoritvorstellungen abzuziehen, und auf die Gegenseite zu zwingen, und, wenn es nicht gleich gehen will, durch Umgang mit Freunden, durch Zerstreuungen davon abzulocken. Das kann aber nicht früh genug geschehen; denn läßt man die Einbildung erst einmal Herr werden, so steht es hernach nicht mehr in unsrer Gewalt, wieder Meister davon zu werden. Leuten von solchem Charakter empfehle ich das bekannte lateinische Motto zu ihrem beständigen Wahlspruche: Non si male nunc, & olim sic erit.

Endlich, da die Gegenwart die Sphäre unsrer Thätigkeit und unsers Genusses ist, so ist es überhaupt anzurathen, **nicht zu sehr in der Zukunft herumzuschweifen, und seine Erwartungen nicht zu lebhaft werden zu lassen**, damit man nicht seine jetzigen Pflichten darüber versäume, indem man sich immer in einen andern Zustand versetzt, als in welchem man wirklich ist, und sein jetziges Daseyn nicht verliere. Bloß in der Zukunft zu leben, in Erwartungen und Aussichten sein ganzes Vergnügen zu suchen, und das Gegenwärtige weder wahrzunehmen, noch zu genießen, daraus könnte leicht die Historie jenes Hundes in der Fabel werden. Manche Leute vergessen die Vortheile, die sie besitzen, sich zu Nutze zu machen, und sich so einzurichten, daß sie ihnen zu gute kommen können. Sie sollten jetzt schon suchen, in der Lage, worin sie sich befinden, ruhig, zufrieden und vergnügt zu seyn. Das versparen sie aber immer auf die Zeit, da ihre Erwartungen in Erfüllung gegangen sind. Wenn ich so und so viel Vermögen erworben, wenn ich jene Bedienung erst erlangt, jene Person geheyrathet, jene Erbschaft gethan, dann will ich recht vergnügt seyn – **Die Hoffnung, die sich verzeucht, ängstet das Herz**, sagt der weise Salomo. Jeder muß die Erfahrung an sich selbst gemacht haben, daß die Stunden und Tage, die zwischen einer Lustbarkeit oder Reise, worauf man sich lange gefreut, verfließen müssen, unerträglich lange währen. Die Zeit scheint nicht wie sonst auf Flügeln davon zu eilen, sondern nach Schneckenart zu kriechen. Ehe die gewünschte Stunde schlägt, kann man sich mit nichts beschäfftigen. Man hat zu nichts Lust, und die Aufmerksamkeit verliert sich, weil man sie voraus der Stunde entgegen geschickt hat, um ihren Gang zu beschleunigen. Zur Langeweile muß also denen, deren Hauptunterhaltung die Erwartung ist, die vorhergehende Zeit werden! Das Beste ist daher, sich nicht zu oft und zu lebhaft damit zu beschäfftigen, und diesen Rath gebe ich besonders denen, die, so wie ich, in der Zukunft keine neue reizende Scene mehr vor sich haben, denen sie mit besonderm Vergnügen

gnügen entgegen gehen könnten. Ich habe das, worauf der Jüngling sich noch freuet, schon durchlebt, ich habe eine Bedienung, die meine Wünsche erfüllt, und sehe nicht, daß ich viel gewinnen würde, wenn ich eine andere annehme; ich habe eine Frau genommen, habe Kinder gezeugt, bin Mann und Vater, und Herr von einem Hause, mit einem Vermögen, dessen Vermehrung ich so wenig erwarten kann, als ich sie wünsche, Erbschaften habe ich nicht vor mir, und mit dem Glücke versuche ich es nicht. Was haben wir nun, meine Mitbrüder und ich, in der Zukunft, das uns reizen könnte, unsere Blicke darauf zu werfen? Abnahme der Kräfte, Stumpfwerden der Sinne und der Seele, Untüchtigkeit zu den Geschäfften unsers Amts, ausgefallene oder wackelnde Zähne, eingefallene Backen, Furchen der Runzeln auf der Stirne. Welcher Dämon müßte mich plagen, wenn ich Lust hätte mich in dem Spiegel der Zukunft in dieser eben nicht gefälligen Gestalt häufig zu beschauen? Nein! Da mir die Zukunft keine neue angenehme Aufzüge mehr darbieten kann, so lasse ich den Vorhang davor fallen: und gewöhne mich, gar nicht nach der Seite hinzuschielen. Ich ziehe meine Gedanken und Vorstellungen in den Kreis meines gegenwärtigen Daseyns zusammen, und denke wie Anacreon;

Τὸ σήμερον μέλει μοι
Τὸ δ' αὔριον τίς οἶδεν;

Nur für Heute will ich sorgen,
Was kümmert mich der ungewisse Morgen?

Seitdem ich, durch viele traurige Erfahrungen gewitziget, mich auf diesen Fuß gesetzt habe, bin ich viel ruhiger, und erlebe selten das Misvergnügen fehlgeschlagener Hoffnungen. Ich erwartete, da ich das letzte Jahr antrat, daß ich darin bald erträglich gesund, bald kränklich seyn, daß ich in Gesellschaften zuweilen Vergnügen, noch öfter Langeweile haben, daß meine Studierstube und Bibliothek mir manche Stunde angenehm vertreiben, daß meine Frau gesund bleiben, und durch ihre Liebe meine Tage erheitern, daß meine Tochter durch ihre Gesundheit, Munterkeit und Gelehrigkeit mir viel Vergnügen machen würde. Alle diese Erwartungen sind eingetroffen, weil sie Grund hatten. Zwar hätten sie auch nicht eintreffen können: allein auch darauf hatte ich mich geschickt. Besondere Widerwärtigkeiten habe ich nicht erlebt, und ich hatte sie auch nicht erwartet, weil ich keinen Grund dazu sah: allein ihre Möglichkeit hatte ich doch nicht vergessen, um darauf vorbereitet zu seyn. Im Lotto habe ich nichts gewonnen, weil ich nicht eingesetzt, da ich es für Thorheit halte, von einem mittelmäßigen Vermögen mit baarem Gelde eine höchst triegliche und fast immer betrogene Hoffnung zu erkaufen. Ich nehme jeden Tag für sich, als ein Ganzes, suche von demselben so viel Gutes, als ich kann, zu ziehen, und mit einer fernen Zukunft befasse ich mich gar nicht mehr. Nur Eine Erwartung bleibt übrig, die ich je länger ich lebe, mir

immer lebhafter und gegenwärtiger zu machen suche, weil sie den ganzen Umfang meiner Hoffnungen erfüllt, und ich sie nicht verfehlen kann: und das ist die Erwartung, die sich über das Grab hinaus und in die Ewigkeit erstreckt; diese ist jetzt meine Stütze unter den Mühseligkeiten meines Lebens, und sie soll der Anker seyn, woran ich mich halte, wenn alle irdische Erwartungen aufhören.

Von den Namen der Monate und Wochentage.

Es ist in dem gemeinen Leben eine nöthige Sache, die Zeit, das ist die Ordnung, in welcher die Dinge in der Welt auf einander folgen, nach einem gewissen angenommenen Maaße zu vertheilen. Nichts war aber natürlicher, als dasselbe von dem Laufe des Gestirns, und zwar derjenigen Himmelslichter, die am ausnehmendsten ins Auge fallen, von der Sonne und dem Monde, zu entlehnen. Hier war der erste, der ungekünstelteste und richtigste Maaßstab der Zeitraum, welchen die Sonne in ihrem Laufe, (denn das war doch wohl die erste Meynung, daß diese sich bewege, die Erde aber fest und unbeweglich auf ihrer Stelle bleibe) von einem Tage bis zum andern zubringt, und dadurch Tag und Nacht macht, welche beyde zusammen genommen einen sogenannten natürlichen Tag ausmachen. Es war jenen ersten Zeiten noch unbekannt, daß die Umdrehung des Firmaments mit seinem übrigen Gestirne, wie sie solche jede Nacht wahrnehmen konnten, in einer etwas kürzern Zeit geschehe, als die Sonne in ihrem täglichen Laufe zubringt, innerhalb welchem sie zugleich etwas von Abend gegen Morgen vermittelst einer zwoten Bewegung auf ihrer Bahn fortrückt, und dadurch einen Sonnentag um so viel, als sie fortrückt, und das beträgt täglich beynahe 4 Minuten, länger macht, als ein Tag jener ersten Bewegung ist. Man bemerkte damals auch noch nicht, daß selbst die Sonne dann geschwinder, dann langsamer sich bewege, und man wußte noch nichts von der Berechnung ihrer mittlern Bewegung.

Es war aber willkührlich, in welchen Zeitpunkt man den Anfang des Tages setzen wollte, daher sind die ersten Nationen nicht darin einstimmig gewesen. Die Juden fiengen den Tag mit Untergang der Sonne, oder nach der Rabbinen Bestimmung, so bald man 3 Sternen erblickt, an, und bey ihnen gehört die ganze Nacht zu dem folgenden Tage, weil nach der mosaischen Erzählung die Finsterniß eher war, als das Licht und die Gestirne, auf welchen Grund, wie die Talmudisten vorgeben a), die Juden sich gegen Alexander den Großen sollen berufen haben. Einen gleichen Anfang des Tages wählten die Italiäner, Pohlen, Böhmen und Schlesier. Die Babylonier, Syrer, Perser, auch die Bewohner der Balearischen Inseln machten im Gegentheil den Aufgang der Sonne zum Tagesanfange, die mehrsten

Eu-

a) *Reland* Antiquitat. sacr. P. 4. c. 1.

Europäer aber wählten dafür die Mitte der Nacht, sowohl in weltlichen, als Kirchensachen. Die Araber und auch die Astronomen fangen den Tag gerade im Mittage an, wo die Sonne am höchsten steht, die geringste Refraction hat, welche macht, daß ein Stern höher über dem Horizont erscheint, als er wirklich ist, und folglich am richtigsten observirt werden kann.

Man theilte ferner den Zeitraum des natürlichen Tages durch ein kleineres Maaß in 24 Theile oder Stunden, welche einige, als die Italiäner, in eins fortzählen, andre aber von 12 zu 12 Uhr, aber auch mit dem Unterschiede, daß bey einigen diese Stunden alle gleich waren, andre aber sie nach der abwechselnden Tages- und Nachtlänge einrichteten, so daß sie bey langen Tagen lange Tages- und kurze Nachtstunden, und so umgekehrt hatten, als ehedem die Juden, und wie die große Stadtuhr zu Nürnberg eingerichtet ist. Die Araber theilten Tag und Nacht jedes in 4 Theile, und jeden Theil in 3 Stunden. Der Stundenmesser war in den alten Zeiten, außer dem Sonnenzeiger, theils Wasser- theils Sanduhren. Unsre heutigen Uhrwerke sind eine neuere, und zwar deutsche Erfindung. Nach der Erzählung war in einer ägyptischen Stadt am Nil eine dergleichen Wasseruhr, wozu 360 Priester gebraucht wurden, welche sie einer nach dem andern täglich aus dem Flusse anfüllen mußten, damit man zu jeder Zeit sehen konnte, wie weit das Wasser ausgelaufen, und wie viel Stunden des Tages verflossen waren. Allein die Zeit bloß nach Tagen zu zählen, würde in der Länge zu weitläuftig und beschwerlich gefallen seyn, wenn man nicht viele derselben wiederum als ein Ganzes, als eine Einheit angenommen, und sich derselben als eines größern Maaßes bedient hätte. Man richtete sich in Bestimmung dieses größern Zeitmessers abermal nach jenen größern Himmelslichtern. Man fand, daß der Mond allemal innerhalb 29 Tagen sichtbar und nicht sichtbar, neu und voll war, und in den folgenden 29 Tagen sich in eben den mannigfaltigen und verschiedenen Phasen oder Gestalten wieder sehen ließ, womit er sich vorhin gezeigt, und wieder eben den Stand in Ansehung der Sonne hatte, und nannte diesen Zeitraum einen Monat; jetzt heißt er ein synodischer Monat, zum Unterschiede eines periodischen Monats, das ist des Zeitraums den er um seinen Lauf durch alle Zeichen des Thierkreises zu vollenden, nöthig hat, und der um 2 Tage kürzer ist als jener, aber nicht, wie jener, ins Auge fällt, mithin im Anfange unbekannt war. Man nahm auch wahr, daß die Sonne nach 360 und mehrern Tagen wieder ihren vorigen Stand am Himmel hatte, und durch ihr Nähern und Entfernen verschiedene Jahrszeiten gemacht hatte, und nannte diese Zeit ein Jahr, innerhalb welcher der Mond beynahe 12 und ein Drittel mal neu und wieder voll geworden war, unwissend, oder doch unbekümmert, daß ihr periodischer Lauf durch die Ecliptik um 4 Minuten kürzer ist, als der synodische, oder ihre Wiederkehr zu eben dem Fixstern, von welchem sie das vorige Jahr sich zu entfernen angefangen hatte.

Die

Die Art nach dem Monde zu zählen ist die einfachste, die leichtste und älteste, und noch jetzt durchgehends im Orient üblich. Ohne aber dessen Lauf astronomisch zu berechnen, halten sie ihn alsdenn für neu, wenn sie sein neues Licht erblicken. Bey den Juden (nach der babylonischen Gefangenschaft) schickte der große Rath (Synedrium) zu Jerusalem gegen die Zeit, daß der Mond wieder sichtbar werden mußte, Leute auf das Gebürge, die sogleich Nachricht bringen mußten, wenn sie das neue Licht erblickten. Eben so verfährt man, wie der Ritter Chardin in seiner Reisebeschreibung versichert, in Persien und Indien, und bey den Persern ist der erste Tag, an welchem sich der Mond zeigt, der letzte des Monats, und der zweyte des neuen Lichts fängt erst ihren neuen Monat an. Auch die Amerikaner auf Guadalupe wußten, als Thom. Gage seine Reise nach Neu-Spanien machte, von keiner andern Zeitrechnung, als die sie von dem Mondwechsel entlehnten, nach welchem sie die Ankunft der spanischen Schiffe erwarteten, und ihr Zuckerrohr, Pataten, Schildkröten und andre Produkte zum Verkauf an dieselben in Bereitschaft hielten.

So bedienten sich also die Menschen zu einem allgemeinen größern Zeitmesser einige eines Sonnenjahrs, andre eines Mondenjahrs, das ist einer zwölfmaligen Wiedererscheinung seiner vorigen Phasen, noch andre aber richteten das Jahr nach dem Laufe beyder Gestirne zugleich ein. Man will, daß die Chaldäer, welchen die Aegyptier und Perser darin gefolgt, das Jahr nach dem Sonnenlaufe abgemessen haben, ohne im Anfange richtig zu wissen, in wie viel Tagen die Sonne ihren Lauf vollende. Das ägyptische Jahr soll 12 Monate, jeden von 30 Tagen, mithin nur 360 Tage gehabt haben, bis ihr Mercur, dem sie den stolzen Beynamen der dreymal Große (Trismegistus) gegeben haben, oder nach andern einer ihrer Könige Aseth genannt, noch 5 Tage hinzu gethan, ohne sich um die 5 und 3 Viertelstunden, welche das wahre Sonnenjahr länger ist, zu bekümmern. Sie setzen den Anfang ihres Jahrs in den August, wenn der Hundesstern Neliace aufgeht, er fiel aber, weil sie kein Schaltjahr hatten, immer früher, bis er erst nach 1509 Jahren wieder auf eben den Tag fiel, aber dann zählten sie ein Jahr mehr, als andre ehrliche Leute, die sich genauer nach der Sonne richteten. Als sie von den Römern bezwungen wurden, so mußten sie auch deren Calender annehmen. Man wird sich aber einen schlechten Begriff von der astronomischen Kenntniß der alten Aegyptier machen, wenn es wahr ist, daß die Priester des Hammons-Tempels das Oel, welches sie unaufhörlich vor dem Bilde ihres Götzen verbrannt, auf das richtigste jedes Jahr gewogen, und von den verschiedenen Quantitäten desselben auf die Ungleichheit des Sonnenlaufs und der Jahre geschlossen hätten b). Die Jahre der Juden sind nach dem Laufe der Sonne und des Monds eingerichtet. Ihre gemeinen Jahre haben 12 Monate, deren jeder mit dem neuen Mond anfängt, aber er war ihnen alsdenn erst neu, wenn man sein erstes Licht erblickte. Der Anfang des Jahrs war im Herbst, aber niemals setzten sie ihn auf den 1. 4. und 6. Tag der Woche, um dadurch, nebst andern Vorbeugungen, zu verhüten, daß keines ihrer hohen Feste den Tag vor, oder nach dem Sabbat fiel, weswegen sie in dem Falle allemal einen Tag einschalteten, oder wegließen. Um aber auch diese Jahre, welche nur 354 Tage hatten, auf den Sonnenlauf zurück zubringen, so machten sie in einer Periode von 19 Jahren 6 Schaltjahre, jedes zu 13 Monaten.

Der Schluß folgt künftig.

b) *Blondel* Histoire du Calendrier Romain P. I. l. 2. c. I.

Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Montag, den 8ten Januar 1776.

Schluß der Abhandlung von den Namen der Monate und Wochentage.

Die Araber, Türken und Indianer haben bloße Mondenjahre von 12 Monaten, wechselsweise von 29 und 30 Tagen. Weil aber das Mondenjahr 8 Stunden mehr hat, so schalten sie so oft einen Tag ein, als dieser Ueberschuß einen Tag ausmacht. Sie fangen ihre Monate auch des Abends bey der ersten Erscheinung des neuen Lichts an. Ihre Jahre können daher nicht immer mit dem nemlichen Tage anheben, und sind jedes Jahr 10 Tage 21 Stunden kürzer, als die unsrigen. Den Persern, welche ehedem mit den Aegyptiern einerley Jahre gehabt, machte Gelaloddin im 7ten Jahrhundert einen neuen Calender. Er berief dazu die acht Weisen des Reichs, diese nahmen einen Zirkel von 648 Jahren an, gaben den ersten 11 Monaten 30, dem 12ten aber 35 Tage, und schalteten in diesem Cykel so oft einen Tag ein, als der Ueberschuß der 5 Stunden 48 Minuten, um welche das wahre Sonnenjahr länger ist, einen Tag beträgt, so daß zuweilen das 4te, zuweilen auch erst das 5te ein Schaltjahr ist. Dadurch wurde ihr Jahr dem Sonnenlaufe so anpassend eingerichtet, daß es nach Verlauf von 648 Jahren nur 12 Secunden davon abweicht; dahingegen das unsrige alle 4 Jahre 44 Minuten zu viel hat, und uns in die Nothwendigkeit setzt, künftig einmal einen Tag aus dem Jahre wegzulassen. Die Jahre der Griechen haben öftere Veränderungen gelitten. Die letztere Verbesserung machte der Athenienser Methon, welche man so wichtig ansah, daß man ihm eine Ehrensäule aufrichtete, und seine Erfindung des 19jährigen Cykels des Mondlaufs mit goldenen Buchstaben darauf bemerken ließ. Hievon schreibt sich die güldene Zahl her, welche in dem Gregorianischen Calender das Jahr dieses Zirkels anzeigt, dessen unser verbesserter Calender nicht bedarf. Methon ließ seine Monate einen um den andern von 30 und 29 Tagen seyn, setzte, wie gesagt, einen Zirkel von 19 Jahren fest, und machte davon 7 zu Schaltjahren von 13 Monaten. Rom hatte seinen ersten Calender von seinem Erbauer, welcher das Jahr mit dem März anfieng. Sein letzter Verbesserer war Julius Cäsar, oder vielmehr Sosigenes von Alexandrien

drien in Aegypten. Er ist durch die Römer in die Länder, welche sie bezwungen, und durch die Christen auch in die nicht bezwungenen, aber doch bekehrten Länder eingeführt worden. Gregor der XIII. brachte das Julianische Jahr durch Weglassung von 10 Tagen, um welche es dem Sonnenlaufe bereits zuvorgekommen war, auf denselben zurück. Die katholischen Länder nahmen die päbstliche Arbeit an, die Protestanten blieben damals noch bey dem alten Calender, bis die evangelischen Stände des Reichs mit dem Anfange dieses Jahrhunderts den sogenannten verbesserten Calender in ihren Staaten einführten.

Gott hatte gleich nach vollbrachter Schöpfung den ersten Menschen die Ruhe und Feyer des siebenden Tages geboten. Von ihnen hat sich die Eintheilung der Zeit in Wochen von 7 Tagen auf die Nachkommen verbreitet. Im Orient war sie durchgängig gebräuchlich, und von da haben sie die Deutschen mit nach Europa gebracht, doch ist sie, wie die Religion und der wahre Dienst Gottes, bey vielen auch wieder verlohren gegangen. Die Apostel legten diese Feyer in Betracht der Auferstehung Christi vom Sonnabend auf den Sonntag, und man fieng nun mit diesem Tage die Woche an. Die Mahomedaner haben dafür den Freytag gewählt, und die Heiden in Indien fangen sie den Dienstag an. Die Griechen theilten die Monate nicht in Wochen, sondern in drey Theile, den Anfang, das Mittel und den Ausgang. Die Monate der Römer hatten Kalendas, Nonas und Idus, deren Erklärung hier überflüßig ist, sie hatten aber gewissermaaßen Wochen von 8 Tagen. Jeden neunten Tag waren die Nundinæ zu Rom, an welchen die Bürger vom Lande zur Stadt kamen, und ihre Feldarbeiten unterdessen ruhen ließen, sie hatten aber für jeden einzelnen Tag dieser ihrer Wochen keine besondre Benennung.

Das Alterthum der Benennung der Wochentage nach den Planeten läßt sich nicht ausfindig machen. So viel ist gewiß, daß sie eine Erfindung der Astrologen und betrügerischen Sterndeuter ist. Dio Cassius a) holt sie aus Aegypten her, und sagt, von da her hätten sie alle übrigen Nationen, auch die Griechen, denen sie sonst unbekannt gewesen, empfangen, und vornemlich sey sie jetzt, (er schrieb dies um die Mitte des 3ten Jahrhunderts), den Römern gewöhnlich. Die Sterndeuter theilten den Tag in 24 Stunden, setzten denselben die Planeten Saturn, Jupiter, Mars, die Sonne, Venus, Mercurius und den Mond vor, und gaben jedem Tage den Namen und die Regierung desjenigen Planeten mit dessen Stunde derselbe anfieng. Gesetzt die erste Stunde des Sonntages gehöre, nach jener Vertheilung, der Sonne, so führte der Tag ihren Namen und stand unter ihren Befehlen. Sie traf in eben der Ordnung die 8te, die 15te und 22ste Stunde eben des Tages, die 23ste gehörte der Venus, und die letzte Mercuren, und so fieng der Mond den Montag, Mars den Dienstag, Mercur den Mittewochen u. s. w. nach obiger Rechnung an. Einen zwey-

a) Historiar. l. 37.

zweyten Grund holten sie nach eben dieses Geschichtschreibers Erzählung von dem melodischen Concert her, das die Umdrehung der himmlischen Kreise dieser Irrsterne, welche sich die alten Philosophen träumen ließen, machen soll. Und da nach ihrer Meynung das Diatesseron (die Quarte) der Grund aller guten Harmonie in der Musik sey, und dabey zwischen den 2 gerührten Tönen 2 Töne ruheten, so hätte es mit der Himmelsmusik dieser Planetenkreise gleiche Bewandniß. Wenn sich also die Sonne den Tag zuvor hatte hören lassen, so spielte den Montag nicht ihre Nachbarinn Venus, noch der dieser folgende Mercur auf, sondern der Mond, als die Quarte der Sonne; nach dem Monde folgte des Dienstages nicht Saturn, oder Jupiter, sondern Mars u. s. w.

Diese Planetentage sind aber nicht zur Hälfte auf die nördlichen Europäer gekommen, sondern sie haben nur Sonnabend, Sonntag und Montag davon angenommen, und die übrigen nach ihren eigenen Gottheiten und vergötterten Helden genennet. Sie ließen also die Sonne und den Mond, diese für den Erdboden und dessen Fruchtbarkeit so nutzbare Geschöpfe, welche sie deswegen am mehrsten ehrten, in ihren Würden, und nannten ebenfalls gleich die ersten beyden Wochentage Sonntag und Montag nach ihnen. Hingegen da alle übrige Europäer die Sonne zu einer männlichen und den Mond zu einer weiblichen Gottheit gemacht, so haben sie es umgekehrt, und wie die Araber jener das weibliche und diesem das männliche Geschlecht in ihrer Sprache gegeben, inzwischen war es ihre Absicht dabey wohl nicht, die Sonne durch den weiblichen Namen zu kränken, und herunterzusetzen, noch den Mond durch den männlichen zu privilegiren, sich gegen jene aufzublähen.

Der Sonntag wird in den mittlern Zeiten auch Frontag genannt. Fron bedeutete damals herrlich, köstlich, heilig b), wie noch jetzt in Fronleichnam. Ueberdem heißt Fronen, seinem Herrn den gefoderten Dienst leisten, und auch in diesem Betracht konnte der Sonntag, den der höchste Herr zu seinem Dienst eingesetzt hat, mit desto vorzüglicherm Rechte Frontag genannt werden. Denn das ist wohl zu weit hergeholt, wenn Haltaus in angeführter Stelle behauptet, Frondienste hießen in ihrer ersten Bedeutung nur die, welche heiligen Oertern, Kirchen und Klöstern geleistet würden, und es wäre dieser Name erst nachher durch einen Misbrauch auch denen gegeben worden, welche weltliche Herren zu fodern hatten. Noch weniger verdient die Meynung Beyfall, daß der Leichnam des Herrn diesen Namen daher habe, daß er durch seine Aufopferung dem menschlichen Geschlechte gefronet oder gedienet habe.

Der Dienstag hat nach aller Wahrscheinlichkeit seinen Namen von derjenigen Gottheit, welche nach dem Zeugniß des Cäsars c), der sich am besten davon unterrichten konnte, die Gallier unter dem Namen des Dis, davon sie

b) *Hospinian.* de fest. Christian. *Haltaus* Calendar. med. ævi p. 105.
c) De Bello Gall. l. VI.

alle Abkömmlinge zu seyn sich rühmten, und die Deutschen unter dem Namen des Thuist verehrten. Denn daß sie das D und Th für gleich halten, auch die Niederdeutschen da sogar ein D gebrauchen, wo die Oberländer ein hartes T haben, als in Taube, Taufe, Thun ꝛc. ist bekannt. Und so wie aus Theoderich hat Diedrich werden können, so konnten unterschiedene Mundarten den nemlichen Götzen Thuist Thies und Dis nennen, zumal da der Dienstag von den Engländern Tuesday genannt wird. Unter den deutschen Gottheiten kommt auch ein Hees oder Hies vor, welchem sie, wie dem Theut, nach Lucanus d) und Lactantius e) Zeugniß, Menschenopfer gebracht. Er soll bey den Deutschen das, was Mars bey den Griechen und Römern war, gewesen seyn. Die Kriegesgefangenen gehörten ihm, und wurden ihm geopfert f). Da nun der Dienstag in der Planetenregierung dem Mars gehört, so soll Thiestag oder Diestag, wie dieser Tag vor Zeiten hieß, von diesem Hies mit Vorsetzung des Artikels abgeleitet seyn. Eben so leicht wäre es, aus dem Namen Theut auch eine deutsche Gottheit, Theus und Thies zu erzwingen, und auch von dem den Diestag abzuleiten, da der Hochdeutsche aus dem T des Niederdeutschen gemeiniglich ein S macht, als in: Wasser, Was, Das ꝛc. und also leicht aus Theut Theus und Thies entstanden seyn könnten. Meiner Meynung nach ist das Wort Theut, oder Hochdeutsch Theus, nicht der besondre Name einer gewissen Gottheit, sondern der allgemeine Name Gottes, wie Thot bey den Aegyptern und Phöniciern, Θεὸς bey den Griechen, und Deus bey den Römern; und die Deutschen haben das höchste Wesen, weil es das höchste Gut ist, nach dieser Eigenschaft Gott genannt. Inzwischen scheint solches gleich bey dem Anfange des Christenthums unter ihnen geschehen zu seyn, da in dem ältesten und kostbaren Ueberbleibsel der alten deutschen Sprache, in des Ulphilas, Bischofes der Ostgothen im 4ten Jahrhundert, Uebersetzung der Evangelisten der Name Gottes jedesmal durch Goth ausgedrückt wird. So heißt es, um ein Exempel anzuführen, Luc. 10. v. 27. mit unsern heutigen Lettern, die von jenen ganz abweichen: Frigos Fan Goth theinana us allamma Hairtin theinnamma; liebe den Herrn deinen Gott aus allem deinen Herzen. Da auch dieser Tag von einigen Dingstag genannt wird, so soll der Name von Ding, Gericht, welches bey den Sachsen an demselben sey gehalten worden, abgeleitet seyn, doch ist es nicht erweislich, daß alle Nationen, die denselben Dienstag genannt, bloß diesen Tag zu ihren öffentlichen gerichtlichen Zusammenkünften

d) Pharsal. l. 1. v. 444.
Et quibus immitis placatur sanguine diro
Teutates, horrensque feris altaribus Hesus,
Et Taranis Scythiæ non mitior ara Dianæ.

e) De Instit. Divin. l. 1. c. 21.

f) *Cæsar* l. c. *Jornandes* de Reb. Goth.

ten gewählt haben g). Was aber einigen von einer Göttinn Thisa, die sie bald zur Frau des Thors, bald des Thuist machen, träumet, und von ihrem Namen Distag ableiten, verdient nicht eher Beyfall, bis sich diese Dame durch ältere Urkunden legitimiren kann.

Der mittelste Wochentag hieß bey allen Deutschen, die Schweden und Dänen mit darunter begriffen, Wodanstag, Odinstag und Gocstag. Diejenigen, welche nach dem Beyspiele der Römer dieser ihre Gottheiten bey allen Völkern finden wollen, und ihren Jupiter, ihren Mars, und ihre Venus aller Orten suchen, machen, da der Mittewochen bey jenen dem Mercur gehört, und derselbe nach Cäsars und Tacitus Versicherung von den Deutschen am meisten geehrt worden, aus diesem Wodan den Mercur. Ihr einziger Gewährsmann hierin ist der Diaconus Paulus h), aber man weiß, wie wenig auf diesen ehrlichen Mann, wenn er von Dingen, die längst vor ihm geschehen sind, redet, zu bauen ist. Und wenn ja Mercur seinen Longobarden, nachdem sie auf die römische Grenze nach Pannonien, und weiter gar nach Italien gekommen, bekannt geworden, so war er doch dem nördlichen Deutschlande, noch mehr aber den Schweden und Dänen, die weder mit den Römern noch Griechen Gemeinschaft hatten, gänzlich unbekannt. Wodan ist vielmehr kein andrer, als der asiatische Odin, der noch vor Christi Geburt das nördliche Europa bezwang, von seinen neuen Unterthanen vergöttert wurde, und noch der Held der nordischen Mythologie und Geschichtschreiber ist. Voſſius hat aus Wodan, der nach einer abweichenden Mundart Guodan heißt, den Namen des wahren Gottes machen wollen, aber mit dieser Meynung keinen Beyfall gefunden. Und weil der Wodanstag bey andern Goedestag hieß, so haben einige Diplomenschreiber einen guten Tag daraus gemacht, und ihre am Mittewochen ausgefertigte Documente vom guten Tage datiret i).

Der Donnerstag hieß bey den alten Thorstag, bey den Angelsachsen Thunresdag, und bey den jetzigen Engländern Thursday. Da ihn die Astrologen dem Jupiter geben, so muß Thor, ein Gott der Deutschen, von dem er den Namen hat, ohn allen Dank der donnernde Jupiter (Jupiter tonans) seyn. In seinem prächtigen Tempel zu Upsal k), hatte er zwischen den Götzen Wodan und Fricco die Oberstelle. Sein Haupt zierte eine goldene Krone mit 12 Strahlen und eben so viel Sternen, welche die 12 Monate vorstellen sollen, und seine Hand führte einen Scepter, als das Zeichen seiner Herrschaft. Lucan nennt ihn Taran, und führt an, daß ihm auch Menschenopfer gebracht worden. Nach einer andern Mundart wird er auch Jor genannt, wie denn die Oberländer gemeiniglich

g) Andre wenigst gebräuchliche Namen dieses Tages hat Haltaus S. 7. und 8.
h) *Paulus Diaconus* de Gestis Longobard.
i) Haltaus S. 9.
k) *Adam Bremenſ.* Hist. Eccl. c. 233. *Ericus Olaus* Hist. Svec. l. 1. c. 1. Schlesische Kirchenhistorie. S. 34.

niglich ein Z gebrauchen, wo die Niederdeutschen ein T haben, als in den Wörtern Zaun, Zinn, Zorn.

Der Freytag, bey den Angelsachsen Frigedag, hat seine Benennung von der Frea, oder Friga, des Odins Frau. Sie soll mit aller Gewalt die nordische Venus seyn, ohngeachtet es nicht bewiesen ist, daß die Deutschen eine eigene Göttinn der Liebe und Wohllust gehabt haben. Sie soll nackend mit lachendem Munde, schönen Augen, langem Haar, mit einem Myrthen- und Rosenkranze auf dem Haupte, in der Rechten eine goldene Rose, und in der Linken eine Weltkugel haltend, abgebildet worden seyn l). Die sie zur Venus machen, setzen sie der Freude, dem Heyrathen und dem Ehestande vor, und leiten auch Freyen von ihrem Namen ab.

Den siebenten Wochentag nennen wir auch schon vom frühen Morgen an Sonnabend, gleich als wenn er bey uns keinen Morgen und Mittag hätte, und wir halten es für keinen Widerspruch, den Abend mit den übrigen Tageszeiten zusammenzusetzen, und einen Sonnabendmorgen u. s. w. zu machen. So tyrannisch ist der Sprachgebrauch. Die Veranlassung dazu haben die Vigilien gegeben, womit man im Kirchenstyl die Abendvorbereitung durch Beten und Wachen auf die Feyer des folgenden Sonn- und Festtages benannte. Zudem fieng man nach Gewohnheit der Juden diese Feyertage nicht erst, wie in weltlichen Dingen, von Mitternacht, sondern von dem vorhergehenden Abend an. Nachgehends wurde dieser Abend nicht allein, sondern der ganze Tag Vigilie genannt, woraus die deutsche Sprache Abend gemacht hat, und so hieß der ganze Tag vor dem Sonntage Sonnabend, anstatt Vorsonntag. Wie denn auch die Angelsachsen einen Feyertag Messetag, und den vorhergehenden ganzen Tag Messeabend (Mæſſe æfen) nannten. Von dem Saturn hatte der Sonnabend bey unsern Vorfahren den Namen Satertag, wie er noch jetzt bey den Holländern heißt, und die Angelsächsische Bibelübersetzung, giebt den Vorsabbat Marc. 15, v. 42. durch Vorsatertag, und den Sabbat Marc. 16, v. 1. durch Satertag. Die Rhein- und Oberländer nennen diesen Tag Sambstag, von denen die Franzosen ihr Samedi entlehnt haben. Da die Franken ehedem Sambaztag sagten, so ist wahrscheinlich, daß es so viel, als Sabbatstag bedeuten soll, wenigstens ist diese Erklärung nicht so gezwungen, als eine andre, nach welcher es gleichsam die Sammlung aller vorhergehenden Wochentage seyn soll m).

Die Väter der Kirche waren mit der Benennung der Tage nach den heidnischen Göttern, deren sich auch die Christen bedienten, nicht zufrieden, besonders bezeigte der H. Augustin n) seinen Unwillen darüber, und die römischen Bischöfe sahen es als ein Theilnehmen an der Abgötterey an. Der Pabst Sylvester der I. soll daher zuerst eingeführt ha-

l) *Saxo Grammatic.* Hist. Dan. l. I. p. 12. *Olaus Worm.* Hist. Septentr. l. 3. c. 3.
m) Haltaus S. 11.
n) Enarrat. in Psalm. XCIII.

haben, die Wochentage Ferias mit Hinzufügung der Zahl von 1 bis 6 zu nennen, welcher Gebrauch bis jetzt in den päbstlichen und bischöflichen Canzleyen Platz hat. Man hat dabey ohne Zweifel das Exempel der Juden vor Augen gehabt, welche die Tage nach dem Sabbat bis zum Donnerstage Sabbater, mit Beysetzung der Zahl, nannten; der Freytag hieß Rüsttag (παρασκευη) und Vorsabbat (προσάββατον). Die Perser machen es eben so, jeder Wochentag vom Sonnabend bis Donnerstag heißt bey ihnen Chamle, und der Freytag, als der Sonntag der Mahomedaner, der Versammlungstag.

Als die christliche Kirche von ihrer ersten Reinigkeit anfieng abzuweichen, und die Hochachtung und Verehrung der Märtyrer in eine Ausrufung ausartete, auch jede Kirche ein Todtenregister ihrer Blutzeugen und Bekenner der christlichen Lehre hielt, so geriethen ihre Namen dadurch in den Calender, und in den mittlern Zeiten datirte man die Urkunden nicht mehr durch den Tag des Monats, sondern des Heiligen, welcher auf demselben im Calender angezeichnet war.

Das Wort Monat hat den Mond zum Stammworte. Die Griechen sagten dafür Μὴν und im dorischen Dialekt Μὰν; die Perser nennen den neuen Mond Mænau. Es ist nicht zuverläßig gewiß, mit welcher Zeit oder Monate die Deutschen, ehe sie Christen worden, und den römischen Calender angenommen, ihr Jahr angefangen haben. Man hält aber gemeiniglich dafür, daß es im Winter um die Zeit des kürzesten Tages geschehen, welches mir um desto wahrscheinlicher dünkt, da sie die Jahre nach den Wintern zählten. So hat die vorhin angeführte Gothische Uebersetzung die 12 Jahre, welche Christus nach Luc. 2. v. 42. alt war, als ihn seine Aeltern mit sich aufs Fest nach Jerusalem nahmen, durch zwölf Winter (Tvalib Wintrus) ausgedrückt; der Angelsächsische Uebersetzer giebt diese Jahre ebenfalls durch 12 Winter (Twelf Wintre). Vermuthlich weil der Winter in den nördlichen Ländern den größten Theil des Jahrs ausmacht. Nachdem die Deutschen Christen wurden, so fiengen sie das Jahr mit dem Christtage an, und die Christnacht wurde von ihnen die Mutter aller Nächte (Modernacht) genannt, und H. drey Könige war der zwölfte nach demselben, welche 12 Tage noch jetzt nicht ohne allen abergläubischen Misbrauch sind. Die Kirche zu Rom setzte ebenfalls des Jahrs Anfang auf den Christtag, und bedient sich noch dieser Epoche; ihr folgten die deutschen Bischöfe und die englische Kirche, die französischen aber wählten die Zeitrechnung des Dionysius des Kleinen, und fiengen das Jahr mit Mariä Verkündigung, oder dem 25ten März an; und als der normannische Wilhelm England eroberte, so mußte dasselbe das Jahr auch von diesem Tage anheben. Die Schweizer folgten ihren Nachbaren den Franzosen, wie auch ein Theil der Niederländer. Der andre aber den Deutschen, welchen Zwiespalt unter diesen letztern Philipp der II. durch seine Verordnung 1575 aufhob, und für beyde Theile den ersten Jenner zum Neuenjahrstage bestimmte o). Die Lütticher waren vor Zeiten mit keiner von diesen Zeitrechnungen zufrieden, und behaupteten in einem Schreiben an die Kirche zu Trier p), die Schöpfung sey am 19ten März geschehen, und wie der Tag der Anfang der Welt gewesen, so müsse er auch der Anfang des Jahrs seyn. Ihre Urkunden mochten doch wohl nicht so weit hinauf gehen, daß sie daraus die dreiste Behauptung hätten beweisen können, weil sie damit kein Gehör fanden. Die Vorbereitung auf das Christfest wurde 4 Wochen vorher mit dem ersten Adventsonntage angefangen, das Evangelium auf denselben ist das erste in den gewöhnlichen Pericopis, und von da hebt sich das sogenannte Kirchenjahr noch jetzo an. Diese verschiedenen Epochen erhielten sich aber nur bloß bey den Geistlichen und in Kirchensachen, hingegen ließen die Layen, so wie die Römer, den ersten Jenner den Neuenjahrstag seyn.

Ohnerachtet aber die Deutschen das römische Jahr annahmen, so behielten sie doch die Namen bey, welche sie den Monaten vorhin ge-

o) Haltaus S. 28.
p) *Martene* Thesaur. Anecdot. T. I. p. 295.

gegeben hatten, und Carl der Große, der sich bey seinen beständigen Feldzügen und Regierungsgeschäfften noch mit der Sprachlehre abgab, und eine deutsche Grammatik anfieng, welche der Weißenburgische Mönch Otfried endigte q), billigte diese vorigen Benennungen, oder erdachte dafür neue. Die älteste Benennung des Jenners, war bey den nördlichen Völkern Geol oder Julemaan. Sie hatten aber 2 Julemonate, den einen vor, den andern nach dem Christtage, welchen sie auch Geol oder Juletag nannten, die Bedeutung dieses Worts läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen r), und eben so wenig weiß man, warum dieser Monat auch Lasemond, und bey den Niederländern Laumaant genannt worden. Der Hornung, Februar, soll durch seinen Namen das Abwerfen der Geweihe der Hirsche, welches in diesem Monate geschieht, andeuten, wenigstens ist diese Erklärung wahrscheinlicher, als die von dem Aufhören der Strenge des Winters s), da im Gegentheil solche mit dem Anfange dieses Monats zuzunehmen pflegt, und derselbe deswegen auch der harte Monat genannt worden. Der ehrwürdige Beda t) und seine Angelsachsen nannten ihn Solmonat, die Niederländer Sporkel- und Sprokelmonat. Der März bey dem Beda Rehdmonath, bey andern Thormonat, wurde von Carln Lenzmonat genannt. Lenz, der Frühling, soll Lenten, auflösen, zum Stammwort haben, weil er Schnee und Eis auflöset. Die Angelsachsen sagten dafür Lenct und Lengten. Den April nannten die Deutschen Ostermonat, vor ihrer Bekehrung von der Göttinn Ostar, welche ohne Zweifel die Astaroth, die Königinn des Himmels, der Morgenländer war, nachher aber von dem Osterfeste, welches nach dem alten Calender seit ihrer Bekehrung in diesen Monat fi

Der May war der Angelsachsen Trimilch; in welchem das Vieh schon dreymal gemelken wird. Der Kaiser gab ihm den Nam Winnemonat, entweder, weil der alsdan beschnittene Weinstock weinet oder blut oder Feld und Wald Gras und Laub gewinnen, oder auch, weil dieser Monat die meh ste Wonne hat. Die Schwaben macht aus May Maigen u).

Der Junius ist des Beda x) erster, u der Julius der zweyte Lida, bey uns heißt Brachmonat, weil darin das vorigjähri Sommerfeld zur künftigen Winterbestellu zum erstenmal mit dem Pfluge gebroch wird. Den Julius, Heumonat, nannten d Angelsachsen den zweyten Lida und auch d Medmonat, vom Heumähen. Der Aug war erst der Isländer Heumonat. Ca nannte ihn Aehrenmonat, die Angelsac sen Weodmonat, vom Ausgäten des U krauts, die Dänen Herbstmonat, und d Schweden Skorbant, abkürzend, weil m das Abnehmen der Tage darin merklich sp ret. Der September ist der Deutsch Schweden und Holländer Herbstmonat, b den letzten heißt er auch Spelz- und Gerst monat, und bey dem Beda der heilige M nat, und der October Wiederfyllit, welch der Deutschen Weinmonat ist. Dem stürm schen November gab der Kaiser den Nam Windmonat, die Angelsachsen und Nied länder aber nannten ihn, jene den Blut- die den Schlachtemonat. Endlich hieß der D cember bey den Angelsachsen, wie das Chri fest selbst, Midwinter, Carl nannte i wegen eben dieser darein fallenden Geburt d Heilandes der Welt den Heilmonat, wof wir jetzt Christmonat gebrauchen.

H.

q) *Eginhard* in vita Caroli. *Trithem.* l. 6. Polygraph.
r) Man sehe die Erklärungen des Spelmann in Glossar. des Hickes in The lingu. sept. T. 1. p. 209. und des Mareschals Observat. in vers. Anglo Saxo
s) *Vredius* Hist. Comit. Flandr. p. 346.
t) *Beda* Rationar. Tempor.
u) *Schilter* Comment. in Jus Feud. Alem. p. 591.
x) In Ration. Tempor.

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Freytag, den 12ten Januar 1776.

Zweyter Brief des Richters und Advocaten M. an den Commissionsrath O.

(Siehe das 97ste Stück vom vor. Jahre.)

Das ist ein allerliebster Brief, den Du an mich zu erlassen geruhet hast. In der That nicht anders, als wenn Du der Conrector und ich der Primaner wäre. So groß ist doch der Unterschied zwischen mir und Dir nicht. Du hast zwar mehr Vermögen, als ich. Deine Bedienung ist ansehnlicher und einträglicher als die meinige. Auch war Dein Vater ein Rechtsgelehrter und ein hochweiser Senator, und meiner nur ein Meister des ehrlichen Seilerhandwerks, dabey jedoch ein Bürgerdeputirter, der den Bürgermeistern und den Rathsherren manche unruhige Stunde und manche schlaflose Nacht gemacht hat. Mit dem allen aber giebt Dir dies kein Recht, Dir so viel über mich herauszunehmen.

Ich verehre Deine Freundschaft, nur verbitte ich alle rectormäßige Lehren und Vorschriften. Diese nehme ich gar nicht an, und ertrage sie von keinem Menschen, er sey, wer er wolle. Ich bin kein Jüngling mehr, auf dessen Wangen der Milchbart noch unterdurchscheint. Auch meyne ich kein Lehrling und Anfänger mehr in der Praxis zu seyn. Nein, wer bereits einige zwanzig Jahre mitgelaufen, sichs sauer werden und den Wind um die Nase wehen lassen, sollte der nicht ein Meister in seiner Kunst seyn? Sollte der nicht die Vermuthung für sich haben, daß er wohl wisse, was er zu thun und zu lassen habe? Es bedurfte daher Deines Unterrichts, wannehr der Voet und wannehr der Stryk zu gebrauchen sey, gar nicht.

Wie viele Advocaten und Richter sollte es denn wohl geben, welche den Voet über die Pandekten besitzen. Vielleicht unter funfzigen nur ein einziger. Selten kommt er in den Bücherverzeichnissen der Richter und Advocaten vor, die entweder verstorben sind oder Concurs gemacht haben. Allein Carpzov, Stryk, Mevius sind überall anzutreffen. Doch kann es wohl seyn, daß mancher, der an der Seuche, eine ziemliche, etwan zwölf Fuß hohe, und zwanzig Fuß lange Bibliothek zu haben, danieder liegt,

ihn besitzt, und vielleicht dem Bande und Titel nach sogar kennet. Nicht zu gedenken, daß Voet und seines gleichen so dunkles und unverständliches Latein schreiben, daß man sie entweder gar nicht versteht, oder drey bis viermal lesen muß, ehe man versteht, was sie haben wollen. Sie führen so viele Leges an, daß man sie nachzuschlagen viele Zeit übrig, und sich den Kopf zu zerbrechen große Lust haben müßte. Wer bezahlt uns die Mühe! Davon wird der Bogen nicht voll. Und am Ende, was hat man denn davon? Nichts. Denn was wissen Averanius, Noodt, Bynkershoek und Voet davon, wie ein Gesetz in Deutschland ausgelegt und verstanden werde, welche Gesetze im heiligen römischen Reiche deutscher Nation Gebrauch haben, kurz was bey uns ehrlichen Deutschen üblich sey. Und doch kommt hierauf alles an. Dies allein macht einen großen praktischen Rechtsgelehrten aus. Ich werde also immer bey meinem Carpzov und Stryk bleiben. Lies Du Dich satt an Deinem Bynkershoek und Averanius. Du möchtest sonst Deinen Geschmack verderben, und den Livius und Cicero nicht mehr verstehen.

Hast Du denn meine Collectaneen gesehen, daß Du ihnen unter so vielen Spöttereyen, mit so großer Zuverläßigkeit, allen Werth absprichst? Hättest Du ihren Nutzen so bewährt gefunden, als ich: Du ließest dafür Dein Leben. Enthält denn der Barbosa, der Reyger, der Bertoch etwas besseres oder anderes? Diese treffe ich beynahe in allen Catalogis und Bücherauctionen an. Wenn ich mich anders recht erinnere, so kaufteſt Du Dir ja den letztern auch zu G.., und ließest ihn sogar in Folio, wie ich die Pandecten in Quart, durchschießen. Wir wollen hier gegen einander aufrechnen. Und gleichwohl versichere ich Dich, daß ich so wenig gegen einen von diesen, als gegen zehn andere Sammler meine Collectaneen vertauschte. Sie sind weit eher des Drucks und der Verewigung würdig, als jene. Sie enthalten einen wahren praktischen Schatz, und ich stehe dafür ein, daß, wenn ich sie drucken ließe, alle andere Sammlungen das Schicksal und die Ehre so vieler Quartanten und Folianten haben würden, nemlich, daß sie den Krämern zu Pfeffer- und Kaffetüten, und den Hoken zu Butter- und Käsetellern dienen. Allein Du kannst davor ganz ruhig schlafen, und Deinen Bertoch sammt dessen Supplementen behalten, da ich nicht gewillet bin, ein solcher Narr zu seyn, das, was ich mit so vieler Mühe für mich und meine Abkömmlinge gesammelt habe, allgemein bekannt zu machen und den Verleger damit zu bereichern.

Dein sonderbares Gleichniß von den Grisgris der afrikanischen Schwarzen verändert meine Begriffe nicht. Das war freylich ein Misverstand, daß ich mir einbildete, daß der Oberrichter das Urtheil ändern sollte, weil ich zu der Rechtfertigung einige Data aus meinen Collectaneen hergegeben hatte.

hatte. Man irret ja wohl einmal, und stürzt auch wohl zu Zeiten, wenn unser Steckenpferd sich bäumt, oder gar zu heftig galoppirt. Wenn es nur das Genicke nicht bricht und der Kopf oben bleibt. Was ist denn das mehr? Wir sind und bleiben ja alle Menschen. Wer übereilt sich denn wohl nicht in der Hitze, und wer kann, wenn er eben in der Wuth ist, alle Worte und Sachen, wie die Kaufleute und Wechsler die Pistoletten, auf der Goldwage abwägen. Es mag wohl seyn, daß dero Zeit die Galle eben die Oberhand bey mir gehabt, und die Hitze mein Geblüt mit einem solchen Stoße gegen mein Gehirn getrieben hat, daß ich außer mir gewesen bin. Allein die Anwendung von Wurm untersage ich eins für alles, nur nicht in dem Verstande, wie die Gesetze, welche zwar alles Ernstes verbieten oder befehlen, aber nicht alles Ernstes gehalten und befolgt werden. Wunder, daß Du mir nicht vorgeschlagen hast, mir den Tollwurm schneiden zu lassen, oder die Belladonna dagegen zu gebrauchen. Das fehlte noch. Indessen glaube ich noch steif und feste, daß der Referent das Urtheil anders entworfen haben würde, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, alle meine zu dieser Materie gehörige Collectaneen durchzugehen.

Du preisest mir die Sanftmuth und Verträglichkeit an, und empfiehlest mir, ohne alle Beleidigung des Richters, des Gegentheils und dessen Advocaten die Sachen vorzubringen und auszuführen. Das ist ein seltsamer und wunderbarer Einfall oder Rath. Daraus allein kann man genugsam wahrnehmen, daß Du das Advocatenhandwerk eben nicht getrieben hast, oder es entweder gar nicht, oder doch schlecht verstehst. Du fragest mich, ob etwan meine Absicht sey, mich furchtbar zu machen? Was anders? Du behauptest, dies sey lächerlich. Allein Du wirst mirs nicht übel nehmen, daß ich es von Dir für lächerlich halte, dies zu glauben, geschweige denn zu schreiben. Es ist kein besseres Mittel in der Welt, sich in Furcht und Respect zu setzen, als der Ungestüm. Welche waren die Studenten zu G.., vor welchen sich alles fürchtete? Die Schläger und die Raufer. Welche sind bey den Versammlungen der Bürger oder ihrer Deputirten die Furchtbarsten? Die, so durch ihre weite Kehle und durch ihren schäumenden Ungestüm die übrigen überschreyen und übertäuben, die sich lieber die Knochen ihrer Brust zerschlagen lassen, als den Gesetzen und der Obrigkeit gehorchen. Gehe alle Stände, alle Handthierungen, alle Gewerbe durch; Du wirst finden, daß die Schreyer und die Ungestümen die Furchtbarsten sind, und, wie einige Recensenten oder feine Herren, den Ton angeben. Warum sollte nun ein Advocat nicht ein gleiches Mittel gebrauchen? Richter, Partheyen und Gegenadvocaten scheuen sich vor ihm, haben ungerne mit ihm zu schaffen, und thun, was immer möglich ist, um ihn nicht noch mehr in den Harnisch zu bringen, sondern ihn loszuwerden. Ein rechter

Advocat muß sich in eine solche Positur setzen, daß Richter und andere Sachwalter, so bald sie ihn nur das Maul aufthun sehen, oder sein Concepit lesen, sogleich ein Schauer überfalle, oder noch besser, daß sie stehen, als wenn sie der Blitz gerührt hätte, wenigstens daß es ihnen, wie weiland Verrhern grillenhaften Andenkens, wurme.

Doch weiß ich ganz wohl, wie weit ich sicher gehen kann, und weiß mich wohl in Acht zu nehmen, wenn Zeit und Umstände es erfodern. So thörlich bin ich nicht, daß ich so weit ins Wasser mich hinein wagte, wo ich ersäufen könnte. Bey solchen Thörichten, die es gar zu ernstlich nehmen, zu advociren, das ist eben meine Sache nicht. Dahingegen habe ich lieber bey solchen zu thun, die es gerne sehen, wenn die Unterobrigkeiten herunter gemacht werden, die glauben, es gereiche zu Erhöhung ihrer Autorität, wenn der Advocat dem Unterrichter alle Einsicht, alle Unpartheylichkeit, und alle Ehre, wenn er sonst ein exemplarischer Mann und ein Muster der Tugend ist, abschneidet; die glauben, sie wären allein gerecht und unpartheyisch, wenn sie es gleich nicht immer sind. Im Ernst, es ist mehr als Wohllust, sich an Richtern und Advocaten da zu rächen, und sie ungescheut und ungestraft striegeln zu dürfen.

Ich sehe es Dir an, daß Du denkest, wie aber wird es alsdenn werden, wenn ein stärkerer über mich kömmt? Das ist eine Kleinigkeit. Ich setze mit einem jeden an, und wenn mein Anfall nicht glücklich ausfällt: so nehme ich die Schläge vorlieb, und ziehe mich, wie eine Armee, deren Angriff abgeschlagen ist, in aller Eile so gut als möglich zurück, und bin froh, wenn mein Feind mich nicht verfolgt. Sind sie so entscheidend gewesen, daß ich mich vors erste nicht wieder erholen kann: so biete ich Frieden an, und unterlasse nicht, ihn auf die erste die beste Art zu Stande zu bringen. Ist es aber irgend möglich, andere in mein Interesse zu ziehen und aufzuwiegeln, die vermögend sind, meinem Widersacher in den Rücken oder in die Seite zu fallen, und mir Luft zu machen: so wage ichs, meine Kräfte zu sammeln, und noch einen Angriff zu versuchen.

Wie leicht ist es möglich andere unangenehme Sachen hervorzusuchen, gelegentlich anzuführen, und damit der Seele einen tödtlichen Stich beyzubringen. Dies ist oftmals ein treffliches Mittel, die Leute zum Stillschweigen und überhaupt dahin zu bringen, daß sie Gott danken, wenn ich nur ruhig bin. Ein Gewisser setzte seiner Ungefälligkeit gegen mich keine Grenzen, und war zu keiner Freundschaft gegen mich zu bewegen. Aber ich faßte ihn. Seines Nachbars Ehegattinn hatte das Unglück ihm zu gefallen, und sein Gehirn in Gehrung zu bringen. Er war äußerst gefällig gegen sie, half ihr immer mit Gelde aus, nahm beständigen Antheil an ihren Leiden und Freuden, und gelangte durch diese Künste und Fallstricke endlich

lich zu dem Genuß derjenigen Gefälligkeit, worauf unsere Vorfahren den Tod setzten, und worauf bey den Afrikanern noch jetzo die Sklaverey, oder die Strafe, ins Meer gestürzt und von den Hayen gefressen zu werden, haftet. Der Ungestüm und die Wallung seines Geblüts zogen einen Schleyer vor seinen Verstand, und machten ihn dreist und unvorsichtig. Ich nutzte diese Gelegenheit, und fragte ihn, ob er Freund oder Feind seyn wollte? Niemand war nachgehends gefälliger, als er. War das nicht ein rechtes Meisterstück? Solche Meisterstücke sind freylich nicht immer in unserer Gewalt, bieten sich nicht oftmals dar, schlagen auch bisweilen fehl, insonderheit wenn der, auf den es gemünzt ist, eine ganz eiserne Stirn hat. Mit einem solchen hartköpfichten und ungeschliffenen Menschen gebe ich mich nicht weiter ab, vielmehr erkläre ich ihm, daß ich geirret, daß ich es so nicht gemeynt, daß der Begriff von meiner Pflicht mich verführt, so weit zu gehen, daß es mir herzlich leid sey, und bitte um Vergebung und um Verzeihung. Wer wollte denn so unversöhnlich, so ungeschickt, so streitbar seyn, den anerbotenen ehrenvollen Frieden auszuschlagen!

Wenn Du mir zugleich die Verträglichkeit anpreisest: so weiß ich nicht, was Du damit sagen willst. Denn Niemand ist verträglicher, als ich. Ich lebe gerne mit der ganzen Welt in Ruhe, in Friede, in Einigkeit, in Freundschaft. Allein die Pflicht, die Pflicht sage ich, verstattet es nicht immer. Wenn in Deine Stirn der Stempel der Pflicht so tief, wie in die meinige, eingebrannt wäre: so würdest Du die eine mit der andern nicht vermengen. Wenn meine Collegen aus einer eingebildeten närrischen Politik furchtsam sind, sich vor Processen fürchten, gegen diesen und jenen eine unzeitige, oder nach ihrer Sprache, weise Nachsicht haben, wenn sie meinen Talenten, meinem guten Willen, meinem Eifer nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn sie mir für meine außerordentliche Arbeiten entweder nichts oder eine Bagatelle bewilligen, oder einen recht künstlich zugeschnittenen Verdienst vereiteln, wer kann denn verträglich seyn? Alles läuft doch dahin aus, daß ich schuldig bin, das Beste meiner Partheyen zu befördern. Da muß alles hervor, und sehe ich, daß Ungestüm und Wuth die besten Mittel sind, warum sollte ich die nicht ergreifen? da ist Ungestüm und Wuth Pflicht. Kurz Du magst noch so viel sagen, noch so viel philosophiren, noch so viel meistern, noch so viel von Klugheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gelassenheit, Ueberlegung hinschreiben, Du magst mein Thun und Lassen mit dem Namen der Dummdreistigkeit, des Unsinns, der Raserey, der Bosheit, der Tücke, der Falschheit belegen: so ist das lauter vergebliche Mühe, die Du hättest ersparen können.

Wer mein Thun zu meistern denkt,
Predigt tauben Ohren.

Schleiche Du immer nach Deiner Art durch die Welt, krümme Dich, schmiege Dich, bücke Dich bis auf die Erde, oder strecke Dich gar hin, und bestreue, Deine Ehrfurcht zu bezeugen, Dein Haupt mit Erde und Asche, wie die Asiaten und Afrikaner. Ich bin bisher mit meinem Kopfe und meiner Dummdreistigkeit durchgekommen, und will noch jeden, der meinem Steckenpferde zu nahe kommt, damit niederreiten. Bis hierhin habe ich Dir nichts übel genommen, nur verschone mich in Zukunft mit Deinen phantastischen und hirngespinstigen Lehren.

Allein wenn Du mir schreibst, daß ich gegen Leute von der Art, die Du sogar errathen willst, gar keine Processe übernehmen soll, wenn Du meine Wissenschaft weit unter die ihrige sezzest, das nehme ich als die größte Beleidigung an. Vorm T.., was meynst Du denn? Denen sollte ich weichen, denen sollte ich nachgeben? gegen die Kerle sollte ich mit Sanftmuth reden und schreiben? Das hieße ja so viel, als ein Bekenntniß ablegen, daß ich zu unwissend, zu unerfahren, zu ungeübt sey, einen Proceß gegen sie zu führen. Ich muß doch wohl zum besten wissen, was Sie verstehen, und was ich verstehe. Leid sollte es mir seyn, wenn ich sie nicht in den Sack hinein, und nach Belieben wieder heraus practisiren sollte. Zu meinen Füßen will ich sie noch liegen sehen. Unter den Tisch sollen sie. Ich will meinen Willen haben, es koste, was es wolle, und wenn ich auch die Ruhe dieses Orts und den Rest seines Wohlstandes sammt der Kämmerey darüber aufopfern sollte. Verstehst Du das? Giebst Du mir dieserhalb nicht eine befriedigende Erklärung; so werde ich Deine Briefe nicht weiter erbrechen, sondern zurück schicken, sammt Deinem Balsame, dessen Du selbst zu Beruhigung Deines Wurms bedarfst. Ich bin u. s. w.

L. den 10ten Oct. 1775. M.

Von Einkälkung des Samens.

Nach dem 80ten Stücke dieses Magazins vom vorigen Jahre, ist ein Freund der Fruchtbarkeit des Landes gewillet, einen Versuch zu machen, ob der ungelöschte Kalk, wenn selbiger mit Rockensamen vermischt und angefeuchtet worden, allein vermögend sey, dem Samen eine Vermehrungskraft mitzutheilen, dergestalt, daß man mit der Halbschied des bis anhero gewöhnlichen Samens ausreichen könne. Wann ich mich nun sothanen Einkalkens des Rockens ganzer sechs Jahr beständig bedient, wiewohl nicht mit warmem sondern kaltem Wasser und mit so mancher schlechten Hand voll Salz als Hinten, angethan; so möchte es vielleicht nicht

unangenehm seyn, davon folgendes bekannt zu machen: Ich habe recht guten Rocken davon geerntet, das ist wahr; aber bey völligem gehäuften Saatkorne so wenig eine Vermehrung der Halmen und Aehren verspürt, daß ich vielmehr mit meinem Säemann darum nicht zufrieden war, weil das Korn immer etwas dünne stand, bis ich endlich einsah, daß solches daher komme, daß von diesen eingekälkten und dick gewordenen Körnern zum Ausstreuen weniger, als von trockenen, gefaßt werden könnten.

Weil mich aber auch mein Feldnachbar der nicht kälkte, aber dagegen fremdes Saatkorn ankaufte oder vertauschte, beständig übertraf, obwohl auch bey einer vortrefflichen und fast Gartenmäßigen Bestellung seines Landes a); so habe diesmal mit dem Einkälken wieder aufgehört, und von dem Rocken des besagten Nachbarn zur Saat genommen, um auch das zu probiren und zu sehen, welches am einträglichsten gerathen wolle. Hätte ich aber das Vergnügen gehabt, obiges Vorhaben früher zu erfahren, so wollte ich doch das Einkälken noch einmal mit warmem Wasser probirt haben; ob ich gleich kaum glaube, daß der Erfolg davon die Hoffnung bekrönen werde. Das getraue ich mir aber zu versichern, daß mein bisheriges Einkälken gegen das Ungeziefer ein vorzügliches Mittel sey. Schnecken haben wohl einigemal meine Nachbarn, aber mein Land nicht betroffen. Mäuse und Krähen sind auch nicht so begierig darnach, so lange sie was anders haben, und vielleicht mögen sie es überall nicht.

Von der Gerste die ich ebenfalls einigemal eingekälkt gehabt, weiß mir weiter nichts Sonderbares zu erinnern, als daß keine Brandgerste darunter war. Und eben so gieng mirs auch mit dem Salmiak, womit ich das Wasser zum Einkälken zu verbessern gedachte. Es kann aber seyn, daß ich zu wenig genommen, etwan 1 Viertelpfund auf ein Malter, oder daß durch die damalige nasse Saatzeit der Nuzzen verhindert worden, wie ich denn überhaupt angemerkt, daß das Einkälken bey trockner Witterung am besten gedeihe.

Meine Probe mit einem Scheffel Sandrocken auf hiesigem Lande fiel aber noch schlechter aus. Das Korn stand sehr dünne, und war kurz von Stroh. Ich schloß daher, daß das Saatkorn aus

a) Hierin kann man einem treuen und fleißigen Landmanne nicht nach, denn derselbe ackert entweder selbst, oder ist doch immer dabey anwesend. Doch giebt es leider solcher glücklichen Ackerleute auch wenig, sonst würde man mehr Korn zu Markte bringen können. Dazu trägt was bey, daß es manchem an der Weisheit fehlt, und daß er am unrechten Orte was zu ersparen gedenkt. Auf einem Meyerhofe darf es z. E. an guten Knechten und Pferden nicht fehlen, damit das Ackern zu rechter Zeit geschehe, auch gehört zur guten Cultur, daß Hürdeläger mit Miste abwechseln müsse.

aus einer fettern oder doch egalen breiten Gegend beſſer ſey als aus einer magern.

Ich dachte auch darüber nach, warum das eigene Korn nicht ſo gut zur Saat ſeyn ſollte, als das fremde, da es doch erſt um das vierte Jahr wieder in das nemliche Feld geſäet werde, woher es entſproſſen, und urtheilte, es müſſe wohl davon herrühren, daß die eigenen vier Felder zu nahe mit einander verwandt b), und durch die öftere Beſamung aus einander, und weil Boden, Luft und Wetter überein geweſen, egaliſiret, gewöhnlich und gleichſam alltäglich geworden, und die Sache alſo zu einem vorzüglichen Wachsthum keinen Reiz und keine Anforderung habe, dahergegen für ein fremdes Korn alles neu ſey, und daſſelbe mithin auf allen Seiten neue Lockung und Triebe zu wachſen und ſich hervorzuthun finde, auch, wenn es aus einer fettern Gegend genommen, etwas Düngung mitbringe.

b) So wie man von dem Viehe glaubt, daß das fremde Vieh zur Zucht weit nutzbarer ſey, als das eigene, das mit einander verwandt iſt.

Jeinſen. Garven, Hausvoigt.

Von den großen Linſen,

(Lens major, Bauh.)

Ich habe in meinem Garten eine Art Linſen gezogen, von welchen ich nicht weiß, ob ſie hie und da ſchon im Felde gebauet werden, oder nicht. Ich weiß auch nicht, ob ſie in ihrer Ergiebigkeit vor den gewöhnlichen einen Vorzug haben. Dies wird die Erfahrung lehren, wenn einige Landwirthe darüber einen Verſuch anzuſtellen belieben wollten. Zu dieſem Endzweck ſchicke ich dem Intelligenzcomtoir Ein Pfund von dieſen Linſen zu. Sie ſind von demſelben guten Geſchmack, wie unſere gewöhnlichen Linſen, ſind eben ſo zart, und kochen ſich eben ſo gut, wie dieſelben, nur daß ſie eine etwas ſtärkere Haut haben; dagegen aber übertreffen ſie jene mehr als zwiefach an Größe.

Hannover, im December 1775.

Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Montag, den 15ten Januar 1776.

Zweytes Antwortsschreiben des Commissionsraths O. an den Richter und Advocaten M.

(S. das 4te Stück.)

Nicht wahr, mein Brief vom 15ten dieses hatte Deinen Wurm in eine große Unruhe versetzt? Ich sende Dir ein Gläschen balsamischer Tropfen. Nimm davon, wenn etwan seine Bewegung noch fortdauren sollte, drey Tropfen mit einer Bouteille alten Rheinwein, und lies dabey einen Abschnitt aus Deinen Collectaneen, oder arbeite in einer Acte, wo jeder Bogen, zwölf Reihen auf einer Seite, statt eines halben Thalers, mit Einem Ducaten bezahlt wird. Dies ist ein wahres Beruhigungsmittel, oder vielmehr ein wahrhaftes Arcanum nach der Sprache der Aerzte, die sich selber die nächsten sind, und ihre Arzeneyen, weil sie lauter Geheimnisse haben, in ihrer eignen kleinen Brennerey durch ihren Diener oder ihre Magd verfertigen lassen. Nun zur Sache selbst.

Was kann edler seyn, als Dein Bestreben, Niemandes Schuldner zu seyn, und keine andere Gläubiger zu haben, als Deine Kinder! Wie edel, lieber trocknes Brodt zu essen, und Wasser zu trinken, als Deiner Frauen Brautschatz anzugreifen! Wollte der Himmel, alle Menschen dächten in diesem Stücke, wie Du! Millionen Elende wären sodann gewiß weniger in der Welt. Glücklich bist Du, daß Deine Gattinn keine Freundinn der Eitelkeit, keine Modeschwester ist. Sie wird Dir dadurch mehr als hundert Thaler, (ich rede von dem gegenwärtigen Orte Deines Aufenthalts, denn hier würde es wenigstens fünfhundert Thaler seyn,) des Jahrs ersparen, und durch Deinen Fleiß eben so viel gewinnen. Ich wünsche ihr zu einer so trefflichen Denkungsart Glück, die sie um desto liebenswürdiger macht, da sie nicht sowohl aus Temperament, als aus Ueberzeugung so denkt und handelt. Die Zeit und das Geld zu vertändeln, der Pracht und dem Müssiggange keine Grenzen zu setzen, ist eine unglückliche Thorheit, deren Ausgang

gemeiniglich elend und fürchterlich ist. Exempel sind Dir nicht unbekannt. Wir sahen sie zu G.. und zu B... An Deinem Orte wird es daran ebenfalls nicht fehlen, und ich zittere, wenn ich an die Fälle denke, die ich hier erlebt habe. Vielleicht erinnerst Du Dich des Herrn S.. und des Herrn R.., als Du mir vor zehn oder zwölf Jahren das unerwartete Vergnügen machtest, mich mit einem freundschaftlichen Besuche zu beehren.

Jener hatte sich durch seine Talente und Wissenschaft zu der Bedienung eines R.. empor geschwungen. Er wußte wohl zu leben, war artig, galant, und bey dem schönen Geschlechte beliebt. Ohne Vermögen, ohne Familie, wollte ihm doch das Glück so wohl, daß es ihm eine Gattinn von Stande zutheilte. Seine Einnahme vermehrte sich dadurch jährlich um vierhundert Thaler. Hätte es ihm doch auch Verstand und Klugheit gegeben, eine so schöne Einnahme haushälterisch zu gebrauchen. Allein er gab, oder hatte Besuch, die Familie wuchs an, die Wochenbette, die Gastmahle, beydes die abendlichen und mittäglichen, waren prächtig. Die Ausgabe stieg, die Einnahme nahm ab, so wie ein Capital nach dem andern aufgekündigt und zugesetzt wurde. Er hatte einen Bedienten, die Frau eine Kammerjungfer, und die Töchter dergleichen, so wie sie heranwuchsen, und die Augen der Stutzer, der Pflastertreter und der Narren auf sich zogen. Kaum war eine neue Mode bey Hofe da, so waren Madame und Mamsells die ersten, welche sie nachmachten. Zu Sommer- und Wintersaloppen allein reichten des Jahrs keine hundert Thaler zu. Nun überschlage die übrigen Artikel, die zum vollständigen Anzuge und Putze unserer heutigen und hiesigen Schönen gehören. Kein Ball, wo sie nicht mit ihren Töchtern glänzte. Kein Ball, wo nicht neue seidene Strümpfe, neue blitzende Schuhe, neuer Band, reizende Schleifen, prächtiger Kopfputz den Tanzsaal erleuchteten. Die unmodigten Kleider wurden für eine Kleinigkeit verkauft, und modigte dagegen angeschafft. Wahrhaftig, Bruder, sie und ihre Töchter waren Engel, mit Auswahl gekleidet, und von der Scheitel bis zur Fußsohle ein blendender Geschmack.

Die Zeit, welche sie den nothwendigen Haushaltsgeschäfften widmen sollten, wurde auf Putz und vormittägliche Aufwartungen verschwendet. Die Küche, die Vorrathskammer und der Keller waren ihnen ein Ekel. Alles gieng durch die Hände der Haushälterinn, der Köchinn und des Gesindes, das sich selten vergißt.

Der Herr S.. sahe es ganz wohl ein, daß seine Sachen den Krebsgang giengen. Allein es war zu spät, und ohnedem hatte er weder Verstand noch Muth genug, die prächtigen aber verzehrenden Mittags- und Abendessen sammt der Pracht in der Kleidung abzustellen oder einzuschränken. Er seufzte nach einer einträglichern Bedienung,

nung, und glaubte dadurch den Verfall seines Hauswesens und seiner Finanzen zu verbessern. Allein er dachte nicht, und konnte nicht denken, daß eben sein windichter Haushalt und seine schwindelichte Lebensart das Hinderniß der Gewährung seines Wunsches waren. Diese hätte er abändern sollen, anstatt sich mit so thörichten Wünschen zu schmeicheln. Er hoffte von einem Tage zum andern, ohnerachtet es schon so weit gekommen war, daß, wenn er ein Gastmahl geben wollte, das Silberzeug, das Tischzeug u. s. w. auf einige Stunden eingelöset, und noch denselben Abend an den Ebräer oder an das Leihhaus zurückgeliefert werden mußten. Und so dauerte die unsinnige Lebensart bis auf den Augenblick, da ihm die Gläubiger den Concurs machten, und das Gericht die Versiegelung erkannte. Da war, wie man sagt, Knall und Fall mit einmal da. Der Bediente gieng ab, die Kammerjungfern giengen ab, Besuch und Gegenbesuch, Abends- und Mittagsmahle hörten auf. Niemand sieht sie mehr auf den Bällen, an den gewöhnlichen Lustörtern und Promenaden. Kurz er lebt in Kummer und Elend mit den Seinigen, und im immerwährenden Zanke und Misvergnügen mit seiner Frau, die ihm täglich vorwirft, daß er nicht Verstand und Klugheit genug gehabt hätte, ihrer Eitelkeit nach und nach ernsthafte Gränzen zu setzen. Traurig ist es, ihn und seine Frau, die ehemals die Seele der Gesellschaften und die Königinn auf den Bällen war, zu sehen. Wie schmutzig, wie kahl, wie alt, wie abgetragen sind Kopfzeug, Kleid und Schuhe. Auf Zeitlebens würden sie jetzo genug haben, wenn sie nur diejenigen noch hätten, die sie vorhin in einem halben Jahre unter die Kammermädchen vertheilten.

Noch weit toller war die Lebensart des Herrn N... Er hatte ein ansehnliches Vermögen, und seine Frau vermehrte es weit über die Halbschied. Beyde glaubten, ihr Reichthum habe kein Ende. Die Equipage war prächtig, Diener und Kammerjungfern ohne Zahl. Sie hatte alles, was zum weiblichen Staate gehörte, im Ueberfluß, und er verfiel in die Raserey, der Besitzer einer prächtigen Bibliothek zu seyn. Beydes, das Wohn- und Gartenhaus waren fürstlich meublirt. Söhne und Töchter waren unvermögend, zu Fuß zu gehen, vielmehr wechselten Kutsche und Sänfte ab, sie von einem Hause in das andere zu bringen. Sowohl er als sie, sammt Söhnen und Töchtern, sahen von einer außerordentlichen Höhe auf diejenigen herab, welchen eine prächtige Equipage abgieng. Wöchentlich war bey ihnen gleichsam öffentliche Tafel. Welcher Aufwand! welche Verschwendung! aber auch welcher Schlund von Verderben, Unglück und Elend! Herr N.. machte es bey allem seinem Reichthum nicht so lange, als der Herr S... Er verkaufte ein Grundstück, ein Capital nach dem andern, und die Pferde wurden so schlank,

daß sie vor der Kutsche — umfielen. Jetzo schleicht er unbemerkt, oder verachtet durch die Gassen, und schickt Söhne und Töchter mit Bettelbriefen an Freunde und Feinde aus.

O Bruder! wie glücklich bist Du gegen diese Unglücklichen und Elenden! die nur durch Unglück, Verachtung und Armuth zu Verstande gekommen sind. Was wäre besser gewesen, in den ersten Jahren des Ehestandes in der Stille zu leben, nur die ganz unvermeidlichen Besuche zu geben und anzunehmen, und jetzo Ehre und Achtung zu haben, oder damals mit Geräusch und Pracht, und jetzo in Verachtung, in Elend, in Noth, in Kummer zu leben, zu darben, zu hungern, und nackt zu gehen? Bleib also immer lieber bey deinem Wasser und trockenem Brodte. Laß allen Wein, allen Braten, und alle genannten und ungenannten Leckerbissen ferne von Deinem Tische seyn. Laß immer andere Weiber prächtig seyn, und ihre Söhne und Töchter in Sammet und Seide kleiden. Laß andere viele und große Gastmahle geben. Laß sie Hofmeister und Französinn halten. Des Herrn N.. alle vier Söhne sind das selbst, was sie ehemals mit Stolz und Verachtung ansahen. Sie sind selbst jetzo — Chorschüler, und danken dem Himmel, wenn sie Gelegenheit haben, Bürgerskindern Privatunterricht zu geben, und bey dem Tische eines Handwerksmanns sich satt zu essen. Die Töchter nähen, knütten und spinnen sogar für diejenigen, die sie vorhin kaum eines Kopfnickens würdigten. So sehr sind sie gesunken, um ihre Aeltern und sich zu ernähren, und vor Hunger und Kälte zu decken und zu schützen.

Sage nicht, daß ich bey meinen Glücksumständen gut sprechen könne. Bey allem, was heilig ist, versichere ich Dich, daß meine Jungen keine andere als wollene und baumwollene Strümpfe, Beinkleider von Wollenplüsche, und Rock und Weste von schlechtem Tuche tragen. Man kann den Hang der Kinder zum Stolz nicht genug unterdrücken. Ich halte keinen Hofmeister, sondern lasse meine Söhne in die öffentliche Schule gehen, und sondere sie gar nicht von den Kindern guter Bürger und rechtschaffener Handwerksleute ab, wenn sie nur mit einem fähigen Kopfe vielen Fleiß und anständige, wenigstens erträgliche Sitten verbinden, und, kurz zu sagen, Hoffnungsvolle Jünglinge sind.

Unsere Lebensart ist ganz einfach, und wenn ich dadurch gleich nicht reicher werde: so bin ich doch auch nicht ärmer geworden. Glücklicher Weise ist meine Frau darin mit mir einerley Meynung, daß es weit besser sey, die Kinder nicht zur Vornehmkeit, zum Großthun, zum Hochmuth zu gewöhnen. Denn wer stehet ihnen dafür, daß sie eben dazu gebohren sind, groß und vornehm zu leben, und wichtige Rollen in der Welt zu spielen. Man kann nicht gänzlich ohne Moden seyn; aber eine jede neue Mode, wie sie der Hof, oder die Damen vom ersten Ran-

ge haben, sogleich mitzumachen, das ist in meinen Augen eine Raserey, und der nächste Weg zum Unglück und Verderben. Brand und Wasserfluthen, Trockniſſe und Ueberschwemmungen, Schiffbruch und Donnerwetter, Heuschrecken und Mäuse, Hungersnoth und Concurse vereiteln nur gar zu oft Hoffnungen und Plane. Mancher ist in seiner Kindheit, in seiner Jugend von der lieben Frau Mutter, vielleicht auch bisweilen von seinem Herrn Vater sehr zärtlich, sehr vornehm erzogen; allein wo lebt er jetzo? Oben im Erkner auf einer kleinen Stube, vergnügt mit Wasser und Brodt, wenn nicht der Himmel Clienten und Patienten, die mit vollem Beutel kommen, so eben herſendet. Es ist freylich so etwas, sich von andern seines Gleichen abzusondern und nicht mitzumachen. Den lieben Ehegenoſſinnen und den Mamſellen Töchtern mag es oft eine schwere Ueberwindung kosten, den Vergnügungen und Lustbarkeiten, den Bällen und aller der Herrlichkeit der Welt zu entsagen. An Spöttereyen über solche Sonderlinge kann es nicht fehlen. Mir ist es nicht besser ergangen. Viele haben sich über mein Betragen lustig und es zum Vorwurf ihrer Satyre gemacht. Dies mußte ich geschehen lassen, da ich es nicht ändern konnte. Ich kehrte mich daran nicht, sondern verlachte die Spötter, da meine Vorgesetzten mich ehrten. Verschiedene davon sind vor der Welt zu Schanden geworden, und andere klug genug gewesen, meinem Exempel zu folgen.

Du darfſt aber gar nicht glauben, daß ich eben allein ein solcher Sonderling, und, wie der ehrenvolle Name lautet, Pedant bin. Nein, es giebt mehrere dergleichen, die Herz und Eigensinn genug haben, sich über die Tyranney der Mode wegzusetzen.

Vor etwa drey oder vier Jahren wurde ein junger Mann, den seine Wiſſenschaft in einem großen Theile Deutschlands berühmt, und sein Fleiß und seine praktiſche Einsicht auch in hieſiger Gegend bekannt gemacht hatte, hierher berufen. Er hatte kein anderes Vermögen, als welches ihm sein Fleiß, und die Sparſamkeit seiner Ehegattinn ohne Kargheit und Knickerey (denn sie gab ihrem Geſinde ordentliche und eßbare Speiſen, und hielt ihre Leute auch für Menſchen) erübriget hatte. Er hatte außer den gewöhnlichen Wohnzimmern annoch zwey, deren eines gut, das andere aber schlechtweg meublirt war. In jenem nahm er die feyerlichen Beſuche an, und in dieſem sprach er diejenigen, welche ohne Förmlichkeit zu ihm kamen. Sein Eigensinn und Ehrgeiz, welche einander mäßigten, waren nicht unbekannt. Die hieſige galante Welt, die in Moden und Pracht vertieft ist, und es für eine Todſünde hält, wenn ſie nicht vier bis fünf prächtig meublirte Zimmer und einen blendenden Saal hat, war auf dieſen Neuling aufmerkſam. Mehrmals bin ich mit ihm in Geſellschaft geweſen. Er sah dem äußerlichen Anſcheine nach alle die Pracht mit kaltem Geblüte an, außer,

daß ich es ihm zuweilen doch ansehen konnte, daß die Eitelkeit und Modesucht der Gegenstand seiner Betrachtungen, vielleicht auch seiner Satyre war. Allein er blieb unbeweglich. Kannst Du wohl glauben, daß er die Lebensart, die er ehemals in seinem kleinem Orte geführt hat, hier noch fortsetzt? Sein Eigensinn geht so weit, daß in seinem Visitenzimmer keine Commode, kein Schrank, kein Spiegel u. s. w. mehr zu finden ist, wie dort. Seine Freunde und Beförderer haben ihm deutlich zu verstehn gegeben, daß er darin ganz gegen den Wohlstand handele. Seine Antwort aber ist immer gewesen, daß dergleichen Dinge den Werth eines Menschen weder bestimmten noch entschieden. Kurz man ist es an ihm gewohnt worden, und er wird um deswillen nicht weniger geachtet und geehrt, außer daß die Damen es ihm nicht vergeben können, daß er auch sogar seine Frau und Kinder, ohnerachtet er sonst ein gefälliger Ehemann und gütiger Vater ist, in der Lehre von den Moden seinem Eigensinn aufopfert. Sie halten ihn für einen seltsamen Pedanten und Tyrannen. Seine Frau scheint oftmals sehr empfindlich darüber zu seyn; mit allem dem aber ist sie doch klug genug, diesen Eigensinn ihres Eheherrn zu ertragen, und sogar zu vertheidigen, wenigstens zu entschuldigen, wenn unsere Modedamen ihr desfalls einiges Mitleiden bezeugen. Ihr ist es genug, daß ihr Mann wegen seines Fleißes und seiner Rechtschaffenheit in vieler Achtung steht. Diese Ehre schätzt sie höher, als alle Moden.

Siehe, wertheſter Bruder, Gründe und Exempel, die Dich in Deinem Vorhaben, Niemandes Schuldner zu seyn, und Deiner Frauen Brautschatz nicht anzugreifen, vielleicht noch mehr bestärken werden. Ich bin ꝛc.

B. G.

Isocrates Ermahnungsrede an den Sohn seines Freundes, den jungen Demonicus.

Wir finden einen großen Unterschied, mein lieber Demonicus, unter den vernünftigen Gründen, nach welchen der gute Theil der Menschen handelt, und unter den Gedanken der Bösen. Der größte Unterschied zeigt sich aber in der Freundschaft. Diese ehren nur ihre gegenwärtige Freunde; jene aber lieben sie auch, wenn sie gleich noch so weit entfernt sind. Die Freundschaft der Bösen ist nur von kurzer Dauer, aber die Freundschaft der Redlichen heben auch Jahrhunderte nicht auf. Weil ich nun glaube, daß ein Mensch, der nach Ehre strebt, und sich den Wissenschaften widmet, sich die Guten nicht aber die Bösen zum Muster dienen lassen müsse, so schicke ich dir

diese

diese Rede zum Geschenk. Laß sie ein Merkmal sowohl unsrer, als der Freundschaft seyn, welche mich mit (Deinem Vater) Hipponicus verband. Denn Kinder sollen billig so wie von dem Vermögen, also auch von den Freundschaften der Aeltern, Erben seyn. Glück und Zeit scheinen uns beyde hierin günstig zu seyn. Du suchest Unterricht, und mein Beruf ist, andre zu unterweisen. Du bist ein Schüler der Weisheit, und mein Geschäfft ist, denen, die sie suchen, den Weg dazu zu zeigen. Diejenigen, welche Ermahnungsreden an ihre Freunde schreiben, unternehmen zwar ein löbliches Werk, sie beschäfftigen sich aber nicht mit dem, was das Vorzüglichste in der Philosophie ist. Aber die, welche junge Leute lehren, nicht, wie sie die besten Redner werden, sondern was zu einem anständigen Leben und Wandel was beytragen kann, schaffen ihren Zuhörern um so viel mehr Nutzen. Denn jener ihre Ermunterungen und Unterricht hat nur die Redekunst zum Gegenstande, diese aber bessern die Sitten. Wir wollen daher suchen, dir nicht bloß durch Ermahnungen, sondern durch Vorschrift eines tugendhaften Lebenswandels nützlich zu werden. Wir wollen zeigen, wonach junge Leute streben, und was sie meiden sollen; mit was für Leuten sie umgehen, und wie sie ihr Leben und Wandel einrichten sollen. Denn welche diesen Weg betreten, die können allein zur wahren Tugend gelangen, welche alle andre Schätze an Würde und Dauer übertrifft. Schönheit wird durch die Zeit zerstört, eine Krankheit macht sie verblühen. Reichthum ist mehr ein Beförderer des Lasters, als der Tugend. Er giebt der Faulheit Nahrung, und reizt den Jüngling zur Wohllust. Leibesstärke mit Vernunft gepaaret schaffet Nutzen, aber ohne sie bringt sie ihrem Besitzer mehr Schaden. Sie ziert den Körper des Fechters, aber über die Verbesserung der Seelenkräfte verbreitet sie Finsterniß. Nur allein der Besitz der Tugend, wenn sie unverfälscht mit den Jahren zunimmt, verläßt uns auch im Alter nicht. Sie ist vortrefflicher, als Reichthum, und nützlicher, als eine edle Geburt. Was andern unmöglich ist, das macht sie möglich, und wofür der übrige Haufe erschrickt, das unternimmt sie mit Herzhaftigkeit. Sie hält Faulheit für Schande, Arbeit aber für löblich. Dies läßt sich leicht aus den Arbeiten des Herkules und aus den Thaten des Theseus ersehen, welche die Tugend so verherrlicht hat, daß keine Zeit vermögend ist, ihre Thaten vergessen zu machen. Aber auch, wenn du dich an den Wandel deines Vaters erinnern willst, so hast Du ein häusliches und schönes Beyspiel von dem, was ich sage. Er lebte so, daß er weder die Tugend gering schätzte, noch sich dem Müssiggange ergab. Er gewöhnte den Leib zur Arbeit, und die Seele, in Gefährlichkeiten nicht zu verzagen. Seine Liebe zum Reichthum überschritt die Maaße nicht. Er nutzte seine Güter, als wenn er sterben müsse,

und hielt mit seinem Vermögen Haus, als wenn er ewig leben würde. Er lebte nicht unanständig karg, sondern köstlich und prächtig, aber mit Anstande. Er war gutthätig gegen seine Freunde, und schätzte sie höher, als Anverwandte. Denn er hielt dafür, bey der Freundschaft vermöge die Natur weit mehr, als das Gesetz, die Sitten mehr, als das Geblüt, und die freye Wahl mehr, als Nothwendigkeit. Es würde uns an Zeit gebrechen, wenn wir alle seine Handlungen erzählen sollten. Es soll zu einer andern Zeit ausführlicher geschehen. Jetzt habe ich nur die ersten Züge des Charakters des Hipponicus zeichnen wollen, um deinem eigenen Leben zur Richtschnur zu dienen. Sein Wandel muß für dich ein Gesetz seyn, und du mußt die Tugenden des Vaters bewundern, und ihnen nachahmen. Denn da die Maler das Schöne lebendiger Geschöpfe zu schildern im Stande sind, so wäre es schändlich, wenn Kinder die Tugend der Aeltern nicht erreichten. Glaube daher, daß kein Fechter sich so sehr in seiner Kunst zu üben brauche, um seinem Gegner gewachsen zu seyn, als du dich bemühen mußt, der Tugend deines Vaters gleich zu kommen. Der kann aber unmöglich diesen Vorsatz fassen, der nicht mit vielen und guten Lehren versehen ist. So wie der Körper durch ihm gemäße Arbeit, eben so wird die Seele durch gute und nützliche Lehren gestärkt. Ich will also versuchen, dich kürzlich zu lehren, den größten Fortgang auf dem Wege der Tugend zu machen, und Jedermanns Beyfall zu erlangen.

Vor allen Dingen ehre die Götter, nicht allein durch Opfer, sondern auch durch heilige Beobachtung der Eidschwüre. Denn jenes beweist bloß, daß du reich bist, dieses aber ist ein Zeugniß von der Reinigkeit der Sitten. Ehre die Gottheit ohn Unterlaß, am meisten aber in Gesellschaft deiner Mitbürger bey dem öffentlichen Gottesdienste. Denn hiedurch legst du öffentlich das Zeugniß ab, daß du beydes den Göttern dein Opfer bringest, und auch den Gesetzen gehorsam bist.

Betrage dich so gegen die Aeltern, wie du wünschest, daß sich deine Kinder gegen dich betragen sollen.

Wähle solche Leibesübungen, welche nicht sowohl die Stärke vermehren, als der Gesundheit zuträglich sind. Dies wirst du erhalten, indem du von der Arbeit abbrichst, wenn du noch arbeiten kannst.

Liebe weder ein unmäßiges Lachen, noch tollkühne Reden. Jenes verräth Narrheit, dieses Unsinn.

Was schändlich ist zu thun, das halte unanständig zu sagen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Freytag, den 19ten Januar 1776.

Schluß von Isocrates Ermahnungsrede an den Sohn seines Freundes, den jungen Demonicus.

Gewöhne dich nicht, finster und trotzig auszusehen, sondern nimm die Miene eines Menschen an, der seiner allezeit mächtig ist. In jenem Fall wird man dich für unausstehlich, in diesem aber für vernünftig halten.

Ueberzeuge dich, daß dich nichts so sehr ziere, als Bescheidenheit, Schaamhaftigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit. Zu allen diesen Tugenden muß ein junger Mensch gebildet werden.

Mache dir niemals die Hoffnung, wenn du was böses thust, daß es verborgen sey. Denn wenn es auch andern verborgen bliebe, so wird es dir doch immer dein eignes Gewissen sagen.

Fürchte Gott, ehre die Aeltern, liebe deine Freunde, und sey den Gesetzen gehorsam.

Suche nur Vergnügungen, welche Ehre machen. Ergötzungen, welche die Ehrbarkeit nicht beleidigen, sind vortrefflich, aber ohne sie sind sie das Schlimmste von der Welt.

Fliehe die Verleumdungen, wenn sie gleich falsch sind. Denn den Meisten ist die Wahrheit verborgen, und sie urtheilen nach dem Gerüchte.

Bilde dir ein, Jedermann sehe, was du thust. Denn ob es gleich jetzt verborgen ist, so wird es doch künftig ans Licht kommen.

Du wirst dir einen großen Namen machen, wenn du das selbst nicht thust, was du an andern tadelst.

Wenn du lehrbegierig bist, so wirst du vieles lernen.

Wiederhole fleißig, was du weißt, um es zu behalten. Was du aber noch nicht weißt, das lerne. Denn es ist eben so tadelnswerth, das Nützliche, was man hört, nicht zu lernen, als das Gute, womit uns Freunde beschenken, nicht anzunehmen.

Wende alle Muße, die du haben wirst, an, nützlichen Unterricht anzunehmen. Dann wirst du das, was andre erst nach saurem Schweiße finden, mit leichter Mühe lernen. Glaube, daß vieles zu lernen, besser sey, als große Schätze zu sammeln. Diese gehen leicht verlohren, jenes bleibt uns beständig. Denn unter allen Gütern

ist die Weisheit allein unsterblich und unvergänglich.

Laß dich einen weiten Weg zu denen, welche was nützliches lehren, nicht verdrießen. Da Kaufleute, sich zu bereichern, die größten Meere durchsegeln, so muß sich ein junger Mensch schämen, wenn er sich gar durch eine Landreise abschrecken läßt, seinen Verstand auf das beste auszubilden.

Sey in deinem Betragen höflich, und in Worten gesprächig. Die Höflichkeit will, die uns begegnen, zu grüßen; die Gesprächigkeit, freundlich mit ihnen zu reden. Wähle aber nur die Besten zu deinem Umgange. Sey liebreich gegen Jedermann, so wirst du von der einen Seite Feindschaft vermeiden, von der andern dir Freunde machen. Dein Umgang mit ihnen sey nicht zu häufig, und unterhalte sie nicht zu lange von Einer Sache.

Uebe dich in freywilligen Arbeiten, daß du auch die nothwendigen ertragen kannst.

Bemühe dich, über alles das Herr zu seyn, dessen Sklave zu seyn, eine Schande ist, als Gewinnsucht, Zorn, Wohllust, Schmerz. Dies wirst du erlangen, wenn du in Ansehung der Gewinnsucht nur was deine Ehre, nicht aber was dein Vermögen vergrößert, für Gewinn hältst; in Ansehung des Zorns, wenn du dich gegen die, welche gesündiget haben, so bezeigest, wie du verlangst, daß man sich gegen dich betragen soll, wenn du gefehlt hast; in Ansehung der Wohllust, wenn du es für eine Schande ansiehst, Sklaven zu gebieten, und selbst ein Sklave der Lüste zu seyn; und endlich wenn du bey schmerzhaften Begebenheiten einen Blick auf das Unglück deiner Nebenmenschen thust, und dich erinnerst, daß du auch ein Mensch bist.

Ein dir vertrautes Geheimniß laß dir heiliger seyn, als dir in Verwahrung gegebene Gelder. Denn ein rechtschaffener Mann muß sich so bezeigen, daß man seiner Redlichkeit mehr trauet, als Eidschwüren.

Nimm zur Regel an, daß du dem Gottlosen so wenig trauen dürfest, so viel Glauben im Gegentheil der Rechtschaffene verdient. Was verschwiegen bleiben soll, entdecke Niemand, als dem, welchem die Geheimhaltung so vortheilhaft als dir ist.

Du sollst nur um zwoer Ursachen Willen schwören, entweder dich von einer schändlichen Beschuldigung zu reinigen, oder einen Freund aus der Gefahr zu retten. Um zeitlicher Güter willen sollst du bey keiner Gottheit schwören, wenn du es gleich mit gutem Gewissen thun kannst. Einige möchten glauben, du schwöreſt falsch, andre möchten dich für geizig halten.

Mache mit Niemand Freundschaft, ehe du gewiß weißt, wie er sich gegen seine vorigen Freunde betragen hat. Denn du mußt vermuthen, daß er sich gegen dich, wie gegen jene, betragen werde.

Uebereile dich nicht, mit Jemand Freundschaft zu errichten. Hast du sie aber einmal geschlossen, so suche sie

bey-

beyzubehalten. Immer in derselben abwechseln, macht so wenig Ehre, als gar keinen Freund haben.

Lerne die Gesinnungen deiner Freunde nicht mit Schaden kennen. Sie sollen dir aber doch nicht unbekannt bleiben. Du wirst sie aber können kennen lernen, wenn du sie aus Verstellung um Hülfe angehest, ohne sie nöthig zu haben, und wenn du ihnen Dinge, als Geheimnisse, vertraust, die es nicht sind. Hintergehen sie dich, so geschieht es ohne deinen Schaden. Erlangst du aber was du gesucht hast, so lernst du sie desto besser kennen.

Unglück und Gefährlichkeiten sind der beste Probierstein der Freundschaft. Wie das Gold durchs Feuer, so wird die Freundschaft durch Widerwärtigkeiten erforschet.

Das beste Bezeigen gegen Freunde ist, nicht auf ihre Bitte zu warten, sondern ihnen ungebeten, wenn es Zeit ist, mit Hülfe beyzustehen.

Halte es deiner Ehre gleich nachtheilig, dich durch die Bosheit der Feinde besiegen zu lassen, als von Freunden an Wohlthaten übertroffen zu werden.

Halte die für wahre Freunde, welchen nicht nur dein Unglück schmerzt, sondern die auch dein Glück nicht beneiden. Viele haben Mitleid mit den Widerwärtigkeiten der Freunde, sie beneiden sie aber auch, wenn sie glücklich sind.

Gedenke der abwesenden Freunde gegen die gegenwärtigen, damit du den Vorwurf vermeidest, dich um jene nicht zu bekümmern.

Bey deiner Kleidung sieh auf Sauberkeit, nicht auf übermäßige Pracht. Jene ist anständig, diese ein verschwenderischer Ueberfluß.

Liebe nicht unmäßigen Reichthum, sondern einen gemäßigten Gebrauch desselben.

Verachte die, welche Schätze zusammen zu scharren suchen, ohne sie zu gebrauchen zu wissen. Es ist eben so, als wenn ein schlechter Reuter sich ein gutes Reitpferd anschafft.

Bemühe dich Gebrauch und Genuß beym Reichthum zu verbinden. Denen dienet er, welche ihn zu genießen wissen, und die haben Genuß davon, die ihn zu gebrauchen gelernt haben.

Halte dein Vermögen um zwoer Ursachen Willen in Ehren, erstlich eine große Geldbuße (wenn es nöthig ist) bezahlen zu können; zweytens einem verdienten Freunde in der Noth beyzustehen. In allen übrigen Dingen suche nichts Uebermäßiges, sondern liebe darin die Mittelstraße. Sey mit dem, was du hast zufrieden, strebe aber immer nach etwas besserm.

Wirf Niemand sein Unglück vor. Es kann dich eben so gut heimsuchen, und in die Zukunft können wir nicht sehen.

Thue den Freunden der Tugend wohl. Es ist ein guter Schatz, einem rechtschaffenen Manne Wohlthaten zu erzeigen.

Wenn du Bösewichtern was Gutes erzeigest, so wird es dir wie denen gehen, welche fremde Hunde füttern.

Sie bellen diese sowohl, als andre, an, und ein gottloses Gemüth beleidiget sowohl den, der ihm Gutes, als der ihm Böses bewiesen hat.

Hasse den Schmeichler so sehr, als den Betrieger. Sie sind beyde dem, der ihnen trauet, gleich schädlich.

Wenn du die deiner Freundschaft würdigest, die dir in Bosheiten zu Gefallen leben, so wirst du in deinem Leben keine Freunde haben, welche Lust bezeigen sollten, dadurch, daß sie dich zum Guten ermahnen, sich deine Feindschaft zuzuziehen.

Sey liebreich und nicht stolz in deinem Umgange. Hochmuth und Stolz können nicht einmal Sklaven ertragen, die Freundlichkeit aber ist Jedermann angenehm. Sie will, daß man nicht zänkisch, nicht eigensinnig ist, nicht in allen Dingen Recht haben will; daß man Freunden, wenn sie aufgebracht sind, gesetzt auch, sie haben Unrecht, nicht zu heftig widerspricht, sondern ihnen, so lange ihr Gemüth in Bewegung ist, nachgiebt, und dann, wann sich ihr Zorn gelegt hat, sie freundschaftlich bestraft; daß man beym Scherz ernsthafte Dinge, und bey diesen den Scherz weglasse: denn was unzeitig ist, ist allemal unangenehm; daß man nicht mit Widerwillen Gefälligkeiten und Gutthaten erzeigt. Hierin versehen es Viele. Sie dienen ihren Freunden, aber doch nicht mit gutem Herzen; daß man sich nicht leicht über den andern beschwert, denn das ist verdrießlich; und endlich, daß man nicht immer was an ihm zu tadeln sucht, denn das erbittert.

Vor allen Dingen vermeide Schmausereyen. Solltest du aber ja einmal dazu kommen, so entferne dich ehe du trunken wirst. Denn wenn der Wein den Verstand besiegt hat, so ist es mit dem Menschen wie mit einem flüchtigen Wagen, der seinen Fuhrmann verlohren hat. Wie dieser von den Pferden, die keinen Führer mehr haben, ohne die rechte Straße zu halten, fortgerissen wird, so fällt der Betrunkene, da er seines Verstandes nicht mächtig ist, in viele Laster.

Strebe nach Unsterblichkeit durch Großmuth, aber die Sterblichkeit lehre dich, das Gegenwärtige mäßig zu genießen.

Glaube, daß eine gute Erziehung und Wissenschaften ein weit herrlichers Gut sind als die Unwissenheit, weil ein jeder doch noch einigen Nutzen von den übrigen Fehlern hat, die Unwissenheit und Mangel der Erziehung aber dem Dummkopfe an sich schadet. Denn es geschieht oft, daß er von dem, welchen er nur wörtlich beleidigt hat, thätlich gezüchtigt wird.

Willst du dir Jemand zum Freunde machen, so rede zu denen Gutes von ihm, die es wieder sagen. Der Anfang der Freundschaft ist das Lob, von der Feindschaft aber der Tadel.

Wenn du eine Sache überlegst, so schließe von vorigen Beyspielen auf das Künftige. Das Unbekannte wird aus dem, was bekannt ist, am leichtesten beurtheilt. Sey langsam im

Beschließen, aber schnell, das Beschlossene zur Ausführung zu bringen. Sey versichert, daß uns Gott nichts Vorzüglichers als Glückseligkeit, wir uns selbst aber nichts Vortrefflichers, als weisen Rath geben können. Wenn du Scheu trägst, frey wovon zu reden, und es doch einigen Freunden mittheilen willst, so kleide es so ein, als wenn du von einer andern Sache redest. So wirst du ihre Gedanken erfahren, und dich doch nicht verrathen.

Willst du in deinen Angelegenheiten Jemand um Rath fragen, so siehe erst zu, wie er sich bey seinen eigenen Sachen verhält. Wer seine eigene Angelegenheiten übel besorgt, der wird auch in fremden übel rathen.

Du wirst aber destomehr angetrieben werden, in allen Dingen weislich zu verfahren, wenn du bedenkst, was Unbesonnenheit und Mangel der Ueberlegung für Schaden bringen. Dann sorgen wir am meisten für unsre Gesundheit, wann wir uns der Beschwerlichkeit der Krankheit erinnern.

Bilde dich nach den Sitten und Neigungen der Könige. Wirst du ihr Betragen billigen, und ihnen nachahmen, so wirst du den doppelten Nuzzen haben, daß du dich desto fester in ihre Gnade setzest, und von den Unterthanen desto höher geschäzt wirst.

Gehorche den Gesetzen der Könige, und laß ihren Willen dein größtes Gesetz seyn. Denn wie man in einem Freystaate, wo die Regierung in den Händen des Volks ist, dieses ehren muß, so muß man in einer Monarchie den König bewundern.

Wenn du ein Amt im Staate erlangst, so brauche nie zu Ausrichtung der Geschäffte böse Unterbedienten. Denn was diese sündigen, das wird man auf deine Rechnung schreiben.

Suche in deinem Amte reicher an Ehre, als an Vermögen zu werden. Ehre und Ruhm haben den Vorzug vor allen Schäzen.

Nie sey weder ein Gehülfe, noch ein Vertheidiger gottloser Handlungen. Man wird dich sonst eben der Bosheiten fähig halten, deren Vertheidigung du übernimmst.

Bestrebe dich, mehr im Staate, als andre zu vermögen. Nimm dich aber nichts über andre heraus. Dann wird man von dir glauben, daß du die Gerechtigkeit nicht aus Unvermögen, wider sie handeln zu können, sondern aus Billigkeit liebest.

Schäze Armuth, die mit Gerechtigkeit verbunden ist, höher, als ungerechten Reichthum. Die Gerechtigkeit verdient um so viel mehr den Vorzug vor Reichthümern, da man dieser nur, so lange man lebt, genießen kann, jene aber auch nach dem Tode Ehre macht. Diese sind auch oft das Loos der Gottlosen, jene aber kann kein Lasterhafter erreichen.

Tritt nie in die Fußtapfen derer, die sich durch ungerechte Mittel bereichern, sondern schäze die höher, die um ihrer Gerechtigkeit willen leiden. Denn wenn der Gerechte den Gottlosen in keinem andern Stücke übertrifft,

so übertrifft er ihn doch an besserer Hoffnung.

Sorge für alles, was das Leben und den Körper betrifft, am meisten aber für die Verbesserung des Verstandes. Denn das Größte in dem Kleinsten ist ein guter Verstand im menschlichen Körper.

Gewöhne den Körper zur Arbeit, und die Seele zur Weisheit, damit jener, was du für nöthig hältst, ins Werk setzen, und diese, was nützlich ist, voraus sehen lerne.

Ueberlege vorher alles, was du sagen willst. Bey Vielen eilt die Zunge der Ueberlegung vor.

Ueberzeuge dich, daß im menschlichen Leben nichts von Dauer ist. Dann wirst du dich weder im Glück zu sehr freuen, noch im Unglück zu sehr betrüben.

Setze dir zwey Zeiten zu reden, erstlich, wenn es Dinge sind, davon du völlige Kenntniß hast, zweytens, wenn es nothwendig ist, daß man rede. In diesen Fällen allein ist das Sprechen dem Stillschweigen vorzuziehen; in allen übrigen ist Schweigen besser, als Reden.

Freue dich zwar, wenn du glücklich bist, aber der Schmerz überschreite auch nicht die Maaße, wenn dir was Böses begegnet. Laß aber beydes nicht an dir bemerken. Da man sein Geld im Hause verbirgt, so würde es abgeschmackt seyn, Jedermann auf der Straße in sein Herz sehen zu lassen.

Hüte dich mehr vor dem Verlust des guten Namens, als vor einer Gefahr, die dem Leben drohet. Dem Gottlosen muß der Verlust desselben schrecklich seyn, dem Rechtschaffenen aber ein Leben mit Schande.

Deine erste Sorge gehe auf die Selbsterhaltung. Mußt du dich aber in Gefahr begeben, so suche aus dem Kriege mit Ruhm und Ehre, nicht aber mit Schande gesund zurückzukommen. Das Verhängniß hat über uns alle das Todesurthel gesprochen, aber wohl zu sterben ist ein Geschenk, das die Natur nur den Redlichen gewährt.

Wundre dich nicht, daß ich vieles gesagt habe, wovon du in deinem jetzigen Alter noch keinen Gebrauch machen kannst. Ich weiß dies ganz wohl, mein Vorsatz aber ist, durch diese Zuschrift beydes deine jetzige Jugend zu leiten, und dir auch für die Zukunft Lebensregeln zu geben. Wie nützlich sie sind, wirst du leicht einsehen, aber nicht immer einen treuen und liebreichen Rathgeber finden. Damit du also das Uebrige nicht bey andern suchen dürfest, sondern hier alles, als aus einer Vorrathskammer, nehmen könnest, habe ich mich verbunden geglaubt, nichts auszulassen, worin ich dir durch guten Rath nützlich seyn kann. Wie werde ich Gott danken, wenn mich meine große Hoffnung von dir nicht täuschet. Gleichwie die meisten Menschen mehr Vergnügen an den schmackhaftesten, als an den gesündesten Speisen finden, so suchen sie auch solche Freunde, die mit ihnen gleich lasterhaft sind, nicht die, wel-

welche ihr böses Leben tadeln. Dein Fleiß aber in andern nützlichen Wissenschaften, überzeugt mich, daß du ganz anders gesinnt bist. Denn wer sich vorgesetzt hat, den besten Wandel zu führen, der muß auch nothwendig die, welche zur Tugend ermahnen, lieben. Nichts wird dir aber ein größerer Reiz zu schönen Thaten seyn, als wenn es dir begreiflich wird, daß sie uns die reinste Wohllust gewähren. Bey dem Müßiggange und der Völlerey folgt der Schmerz dem Vergnügen, welches man darinnen sucht, auf dem Fuße nach, aber das Bestreben auf dem Wege der Tugend zu wandeln, und ein vernünftiges Leben zu führen, gebiert allemal ein wahres und dauerhaftes Vergnügen. Dort folgt auf Freude Wehklagen; hier empfinden wir nach Beschwerlichkeit Wohllust. In allen Handlungen wirkt aber das Andenken des Anfangs nicht so stark auf uns, als das Vergnügen, welches uns das Ende verschafft. Wir sehen aber bey allem, was wir in unserm Leben beginnen, nicht auf das Thun an sich, sondern auf dessen Folgen.

Bedenke überdem, daß den Nichtswürdigen aus dem Pöbel nur erlaubt ist, zu thun, was ihnen gut dünkt. Denn sie haben gleich vom Anfange den Zuschnitt ihres Lebens darnach gemacht. Aber rechtschaffene Leute, die über denselben erhaben sind, können die Tugend nicht aus den Augen sezzen, ohne sich Verachtung und Tadel zuzuziehen. Denn man haßt den Böswicht nicht so sehr, als die, welche sich der Tugend rühmen, aber sich durch nichts von dem gemeinen Haufen unterscheiden. Und das ist billig. Denn da wir die tadeln, welche uns bloß mit Worten hintergehen, sollten wir die nicht vielmehr für Nichtswürdige halten, die in ihrem ganzen Leben sich niederträchtig bezeigt haben? Wir sehen dergleichen Leute mit Recht als solche, die gegen sich selbst sündigen, und als Verräther ihres eignen Glücks, an. Denn da dasselbe ihnen Reichthum, Ruhm und Freunde geschenkt hat, so erzeigen sie sich dieser Glückseligkeit unwürdig.

Wenn es einem Sterblichen erlaubt ist, den Willen der Götter durch Muthmaßungen zu erforschen, so dünkt mich, daß sie durch ihr Verfahren gegen die, welche ihnen am nächsten zugehören, an den Tag gegeben haben, wie sie gegen Gute und Böse gesinnt sind. Jupiter war, wie die Fabel sagt, und alle glauben, Hercules und Tantalus Vater. Jenem hat er wegen seiner Tugend die Unsterblichkeit geschenkt, diesen aber wegen seiner Bosheit mit den größten Strafen belegt. Diese Beyspiele sollen wir uns dienen lassen, nach Tugend und Rechtschaffenheit zu streben, und nicht allein bey dem stehen bleiben, was ich bisher gesagt habe, sondern auch sowohl das Beste aus den Poeten lernen, als uns das bekannt machen, was andre Schriftsteller Nützliches gesagt haben. Gleich-

wie die Biene, wie wir sehen, sich auf alle Blüten setzt, und aus jeder das Nützliche saugt, so sollen auch die Liebhaber der Weisheit und des Unterrichts in Nichts unwissend seyn, sondern das Nützliche überall aufsuchen. Denn kaum wird man auch bey allem diesen Fleiße das Verderben der Natur überwinden.

Heise.

Eines auswärtigen Gelehrten Bitte an alle Teutsche Gelehrten um Mittheilung ungedruckter Urkunden vom Kayser Friederich dem II.

Franciscus Daniel ICtus.
Eruditis Germanis S. P. D.

Fridericianum Codicem, nempe absolutissimam monumentorum Friderici II. nomen præ se ferentium Collectionem, editurus, cum ejusdem Augusti vita diligentissimè conscripta; rogatos iterum atque iterum volo doctos per Germaniam Viros, ut si quid occurrerit a re nostra non alienum, puta codicem manu exaratum, vel librum impressum sed minus notum, ἀνέκδοτον aliquod in Archivis & Bibliothecis delitescens, mecum quidquid illud est communicare minime renuant. Id tuto fiet, si amplissimo Comiti Wilzeckio Sacræ Cæsareæ Majestatis apud utriusque Siciliæ Regem Oratori fasciculi meo nomine signati transmittantur; is enim, quo est in studiis nostris juvandis animo, ad nos fideliter illos deferendos curabit. Sciant vero docti homines, qui nostro huic conatui favere non dedignabuntur, exscriptionis, emptionis, vecturæ, & quibusque aliis expensis nos velle eos liberare: nullis enim sumptibus, nullis itidem obtestationibus, nullisque laboribus parcere volumus, ut opus istud & ubertate sua & varietate rerum magnopere arduum ad exitum perducatur quam felicissime. Valete. Casertæ III. Idus Decembris 1775.

Obiges hat der Herr Graf von Wilczeck, dermaliger kayserlich königlicher Gesandter zu Neapel, den ich die Ehre gehabt habe, als einen wahren Kenner und Freund der Wissenschaften, persönlich kennen zu lernen, zu weiterer Bekanntmachung auch an mich gelangen lassen. Sollte also Jemand dergleichen Urkunden besitzen, und zu deren Mittheilung sich gefällig bezeigen; so will ich, so viel an mir ist, gerne behülflich seyn, solche Beyträge weiter zu ihrer Bestimmung zu befördern.

Göttingen, den 8ten Jan. 1776. Johann Stephan Pütter.

Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Montag, den 22ten Januar 1776.

Diogenes und Crates.

* * *

Eine Unterredung im Cynosarges.

Crates. Was giebts, Diogenes, daß du so zeitig zurückkommst? Es ist doch alles richtig?

Diogenes. Ach ja! Ich hatte keine Lust weiter umherzugehen, und bin überdem müde.

C. Aber du warest ja entschlossen, heute den ganzen Tag mit Menschensuchen zuzubringen, und nicht vor Abends zurückzukommen. Du mußt einen sehr guten oder sehr bösen Fund gethan haben. Nach deiner Miene besorge ich das Letztere.

D. Laß mich jetzt. Ich bin müde und noch dazu ein wenig verdrießlich.

C. Das habe ich dir gleich angesehen. Aber worüber bist du denn verdrießlich?

D. Mein alter verwünschter Freßbeutel hat ein Loch gekriegt, durch welches alle meine Bohnen, Wurzeln und Brodtstücke entwischt sind, ohne daß ich das Geringste gemerkt hätte. Da ich nun hungrig ward und einmal anbeißen wollte, fand ich nichts.

C. Das kann es allein nicht seyn. Du weißt, daß meine Pera in guten Umständen ist und dir jederzeit zu Diensten steht. Noch diesen Mittag hat sie einen Zuwachs durch eine schöne Schöpsenkeule bekommen. Ein zerrissener oder verschütteter Schnappsack, sonderlich bey einem ganzen und vollen, muß keinen Philosophen beunruhigen.

D. Aergere mich nicht durch dein unzeitiges Moralisiren. Ich habe für heute genug. Gieb mir lieber was zu essen, oder noch lieber einmal zu trinken. Kaum kann ich für Durst die Zunge regen. Hole mir doch aus dem Brunnen des Eneacrunus, der hat das beste Wasser.

C. Ja, wer nur ein Gefäß hätte! Ich sagte es dir wohl, da du deine hölzerne Schale wegwarfst, aber du wolltest mich nicht hören. Nachdem du den Knaben gesehen hattest, der aus der hohlen Hand trank, hieltest du für unanständig sich ihrer zu bedienen, weil du nicht wolltest, daß dich Jemand an Frugalität übertreffen sollte. Gar zu frugal, und gar zu sehr nach

der nackten Natur ist doch auch nichts. Ohne alle Mittel der Bequemlichkeit leben, oder gegen alle Bedürfnisse –

D. Nein, mein Sohn, laß dich nicht durch den Anschein irre machen. Die Natur bleibt allemal unsere sicherste Richtschnur. Je mehr wir uns derselben nähern, desto vollkommner sind wir. Die unsterblichen Götter sind darum so glückselig, weil sie von keinem abhängig sind, und keiner Sache bedürfen. Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Unabhängigkeit, und je mehr Unabhängigkeit, desto mehr Glückseligkeit. Das ist meine Schlußfolge, wie du weißt, und sie ist unumstößlich. – Aber wenn ich nur einmal zu trinken hätte! Sollte ein Zipfel von deinem Mantel, wenn du ihn zusammen schlägst, nicht so viel Wasser halten. –

C. Der meinige schwerlich, aber der deinige thut es gewiß. Der hat so viel Schmutz eingesogen, daß er so gut ist als gewächset. Aber halt, mir fällt eben was ein. Mein Bruder, der Kaufmann, hat mir vor einigen Tagen, da du deine erste Wanderschaft machtest, ein Flaschenfutter mit dem schönsten Chierwein geschickt. Ich wollte es anfangs, so wie vordem mein Geld, ins Meer schmeißen. Aber ich besann mich. Ein Flaschenfutter, dacht ich, kann am Philosophiren eben nicht hindern. Das ist bald ausgetrunken, und giebt oben drein noch wohl einen guten Einfall. Weil ich aber dennoch deine Verweise besorgte, so habe ich es unter unser Faß versteckt. Wenn du aber meynst, so will ichs doch lieber wegwerfen. Ehe es der Philosophie Schaden thun sollte –

D. Nein, gieb es lieber her, daß ich einen tüchtigen Zug daraus thue. – Ach das schmeckt vortrefflich und erquickt!

C. Aber ist das Weintrinken nicht zu wohllüstig und unnatürlich?

D. Nein, sonderlich wenn man nichts anders hat und durstig ist. Die Natur gab die Traube, und ihr Saft ist so wohl außer als in der Beere ein Werk derselben. Das Wenige was die Kunst dabey gethan hat und bloß zufällig ist, muß man abstrahiren und distinguiren.

C. Denn soll es mit unsrer Frugalität und Natur noch wohl angehen, wenn wir so distinguiren und limitiren.

D. Ach ja, man muß sich helfen können. Gieb noch einmal her. Es gilt! A propos, du sagtest ja von einer Schöpsenkeule. Ein Schnittchen davon sollte zu diesem Göttertranke nicht übel schmecken. Sie ist doch gebraten?

C. Ja, und ganz zu deinen Diensten. Laß es dir schmecken, ich bin eben dabey gewesen.

D. Das hat geholfen. Es ist doch eine gute Sache ums Essen und Trinken, und der Natur sehr gemäß. Nun noch eins, und dann nicht mehr. Dein Chier sollte mir fast Neuerungen machen. Einen so guten Nachmittag auf einen bösen Vormittag hatte ich nicht erwartet.

C. Darf ich es denn nicht wissen was dir begegnet ist. Du erzähltest

mir

mir ja deine erste Wanderschaft auf das genaueste, und versprachst mir von dieser eine eben so getreue Nachricht zu geben. Ich hoffe du wirst Wort halten.

D. Dieses mal höchst ungern. Du thust mir einen wahren Gefallen, wenn du nicht weiter in mich dringest. Man spricht nicht gern von verdrießlichen Sachen.

C. Nun, wie es dir gefällt, ich werde es ohnedem schon erfahren. Ich muß heute noch in die Stadt, meinen Bruder zu sprechen, und da darf ich nur auf den Markt oder zum Polyglottus gehen, so weiß ich alles bis auf den geringsten Umstand.

D. Und vielleicht mehr als ich selbst weiß oder geschehen ist; denn es fehlt bey solchen Geschichten niemals an Zusätzen und Verschönerungen, worin sonderlich unsre Athenienser große Meister sind. Alles wohl überlegt ist es doch nur das Beste, ich erzähle es dir selbst. Aber du mußt mir eins versprechen.

C. Und was ist das?

D. Ernsthaft zu bleiben und nicht zu lachen, wenn ich auch etwa einmal in einer lächerlichen Positur erscheinen sollte. Denn so gern ich über andre lache, so ungern lasse ich über mich lachen, sonderlich ins Gesicht. Wenn du allein seyn wirst, so kannst du es allenfalls halten wie du willst.

C. Ich verspreche nach bestem Vermögen Miene zu halten.

D. Du wirst dich erinnern, wie sehr ich Ursach hatte mit meiner ersten Excursion aufs Menschensuchen zufrieden zu seyn. Ganz Athen war voll von mir und meiner Laterne. Seit drey Tagen waren wir das Neueste. Man sprach in allen Gesellschaften und Gerichtshöfen von meinem Einfall und naiven Bonmonts, die ich bey dieser Gelegenheit angebracht hatte, oder angebracht haben sollte, mit Bewunderung, denn man war so gütig, mir wenigstens ein Paar Dutzend mehr zu geben, als ich wirklich debitirt hatte. Plato, Zeno und selbst Demosthenes, waren diese Tage über vergessen, ja man hielt es nicht einmal der Mühe werth, nach dem Philippus und seinen Unternehmungen zu fragen. Wenn ich durch die Gassen gieng, waren alle Augen auf mich gerichtet, und alle Fenster voll Köpfe, die sich nach mir hindreheten. So sehr man Philosoph seyn mag, so ist einem doch dergleichen nicht zuwider. Man setzt sich zwar über Lob und Tadel des großen Haufens weg; aber man sieht es doch gern, wenn man bemerkt und bewundert wird, und ist nicht halb so gut aufgeräumt, wenn man vergessen und ungelobt unter den übrigen Menschengesichtern dahin schleicht. Seit gestern merkte ich, daß ich gesunken, und in diesem unangenehmen Falle war. Kein Mensch sprach weiter von mir, und ich war mit meiner guten Laterne, die doch so viel Aufsehen gemacht hatte, so vollkommen vergessen, als wenn wir nie zum Vorschein gekommen wären. Ich drängte mich durch die dicksten Haufen des Markts und der Gerichtsplätze,

lauschte und schielte scharf nach allen Seiten, ohne mein gleichgültiges und unbekümmertes Ansehen zu verlieren. Aber keine Seele sagte, sehet, da ist Diogenes. Kein Finger hob sich, auf mich zu weisen, ja kein Auge blickte auf mich, als etwa im Vorübergehen. Ein Paar Sycophanten von Demagogen zankten sich über ein neues Gesetz. Die ganze Stadt war darüber getheilt, und alles in derselben, Jung und Alt, Klein und Groß, Mann und Weib, hauchte Politik und Staatskunst. Dieser nichtswürdige Vorfall, denn was will ein neues Gesetz sagen, welches unser jetziger Eponimus auf dem Nachtstuhle macht? brachte mich um allen Vortheil, und so völlig ins Vergessen, als ob ich nie in der Welt, oder im Fasse gewesen wäre.

C. Das mußte dich nothwendig verdrießen.

D. Um mich nun zu rächen und wieder auf die Welle zu heben, faßte ich, wie du weißt, den Entschluß, einen neuen Kreuzzug zu wagen, in der gewissen Hoffnung noch mehr Aufsehen als das vorige mal zu machen.

C. Die konntest du nun wohl mit keinem Grunde haben.

D. Und warum nicht? Ich hatte mich ungleich besser gerüstet als das erste mal, und wenigstens funfzig neue und recht scharfbeißige Bonmots in Bereitschaft; auch meine Laterne mit einem Stück gefärbten Horns versehen lassen.

C. Das war alles nicht hinlänglich den Werth der Neuheit zu ersetzen. Gewisse Sachen wollen schlechterdings keine Wiederholung, und verlieren durch das Studirte und Gesuchte um so viel mehr.

D. Das hättest du mir eher sagen sollen. Jetzt keine Randglossen mehr da es zu spät ist. Hintennach hat man gut weise seyn. Genug, ich raisonnirte gestern ganz anders, und weil mir meine Entwürfe wenig Schlaf verstatteten, so begab ich mich bey guter Zeit auf den Weg, wie dir erinnerlich seyn muß, wenn du mich sonst durch deinen gesegneten Schlaf gehört und verstanden hast.

C. Vollkommen, so gut wie jetzt.

D. Ich kam ohne das geringste Abentheuer in die Stadt, weil mir Niemand begegnete, mit dem ich Lust gehabt hätte mich einzulassen. Nicht weit disseits dem Parthenion aber stieß mir das erste auf. Bacchidion, welche eben aufgestanden seyn mochte, steckte den Kopf aus dem Fenster, und lachte, da sie mich erblickte, wie eine Närrinn.

C. Die, wo wir zuweilen. –

D. Eben die. In aller Welt Diogenes, redete sie mich an, gehest du schon wieder, und noch dazu so früh, aufs Menschensuchen aus? Komm ein wenig herauf, du sollst ohne Laterne finden was du suchst; – die ganze Menschheit im Kleide der Natur. Sind öffentliche Menscher, und noch dazu so ausgediente, auch Menschen, versetzte ich pathetisch und mit vieler Würde, weil ihre vertrauliche Anrede über die Straße mein philosophisches Air beleidigte, das ich heute mit beson-

derm

dern Fleiße angezogen hatte. Alter Ziegenbock! war der Vordersatz ihrer Antwort, und den Nachsatz machte ein reichhaltiger Guß, von der Art, wie ihn einst Socrates von seiner Hausehre bekam; und eben so richtig angebracht.

C. Das war ein heßlicher Morgengruß! Und was thatst du dabey?

D. Ich schüttelte ihn nach dem Beyspiele meines eben gedachten Vorgängers ganz gelassen, und so gut ich konnte ab, und gieng stillschweigend weiter. So was muß einen Philosophen nicht aus seiner Fassung bringen. Das Beste war, daß meine Laterne ihr Leben nicht in diesem Wolkenbruche verlor, denn ob sie gleich mächtig zischte, so gieng sie doch nicht aus.

C. Es war aber doch kein gutes Omen, und –

D. Das war es freylich nicht, aber ich achtete nicht darauf, sondern gieng fort; denn wie du weißt, bin ich nicht sehr abergläubig und nicht leicht zu schrecken. Als ich vor dem Minerventempel übergieng, hörte ich hinter mir ein Pferdegelächter und eine Stimme die aus vollem Halse rief; „Sehet den Hund mit der Laterne! Er geht schon wieder auf die Menschenjagd! Strobylus, das ist der Schurke, der uns heilige Packesel schalt, als ich sagte, daß wir nicht nur Menschen, sondern heilige Menschen wären: laß doch deine Hunde los. Ich merkte hieraus, daß dieses ein Wasserträger des Tempels war, den ich neulich auch mit abgeführt hatte, und that etwas größere Schritte. Aber es half mir wenig, denn die Molossen, welche zur Wache des Parthenions gehalten werden, ereilten mich bald. Nicht unbillig besorgt, daß ihre Zähne weiter als in meinen Mantel kommen möchten, an welchem du hier die Merkmale derselben noch sehen kannst, rief ich aus allen Kräften, „Zu Hülfe ihr Bürger! Geben die Gesetze von Athen nicht mehr Sicherheit, als daß man auf öffentlicher Straße am hellen Tage angefallen und wie ein wildes Thier behandelt wird?„ Einige gut gesinnete, die in der Nähe wohnten, machten Anstalt, mir zu Hülfe zu kommen; aber ein bucklichter Thesmothete, den ich das vorigemal einen Actenkasten genannt hatte, hielt sie zurück. Ueber das Hundebeißen, sagte er mit Lachen, haben die Gesetze meines Wissens nichts verordnet. Der zweybeinigte Hund mag sehen wie er mit den vierbeinigten auskommt. Er ist beißig genug. Man fand seinen Einfall vortrefflich, belachte und befolgte ihn. Ohne meinen handfesten Knotenstock, und eine nahe gelegene Taberne, wohin ich mich rettete, lief ich also Gefahr, das Opfer eines übel angebrachten Witzes zu werden.

C. Welchen meynest du?

D. Den von dem schaalköpfichten krummen Archonten. Was könnte ich sonst für einen meynen?

C. Ich glaubte du hättest deinen eignen gemeynt, wodurch du ihn gereizt hattest.

D. Sagte ich denn aber nicht die

Wahrheit? Der unnütze Kerl thut auch nicht einmal so viel Dienste wie ein Actenbehältniß, da es doch sein Amt erfordert, die Gesetze und ihren Lauf zu besorgen. Aber er läßt alles gehen wie es gehen will, und das wird ihm zum Verdienst gerechnet. Man hält ihn für einen grundehrlichen Mann, der keinem Menschen zuwider ist. Ich schlich mich durch die Hinterthür der Taberne unbemerkt in eine andre Gasse, wo ich nicht nur Zeit mich zu erholen, sondern auch ungleich besseres Glück hatte. Hier machte ich den naseweisen Aristipp, der aus einem öffentlichen Hause kam, stumm, und die breite Stirn des göttlichen Plato, der im Begriff war dem Eponimus das Morgencompliment zu machen, feuerroth, indem ich jenen einen Hofnarren und diesen einen Tellerlecker des Dionysius nannte, und beyde fragte, ob sie nicht bald nach Corinth wollten, ihrem gnädigsten Herrn zur Einrichtung seiner Schulmonarchie guten Rath zu ertheilen. Lysias und Demades, die beyden unverschämtesten und großmäuligsten Kerle in ganz Athen nach dem Demosthenes, wichen mir aus, und beugten, da sie meine Laterne sahen, in eine Nebengasse. Ein Dutzend andrer Trophäen übergehe ich, weil sie zu klein sind neben so wichtigen aufgestellt zu werden.

C. Das machte dir wieder Muth.

D. Ja, und der erlittenen Unfälle gänzlich vergessend. Ich betrat heiter und voller Erwartung den Markt, welcher von Menschen wimmelte. Der ungestüme Callieratidas, welcher ihn, ich weiß nicht aus welcher Veranlassung zum Mißvergnügen, zu verlassen im Begriff stand, war der Erste der auf mich stieß. Ich sah die Heftigkeit seiner Bemüthsbewegungen an seinen verzerreten Gesichtsmuskeln und seiner gerunzelten Stirn. Ihn wieder zu sich selbst zu bringen, hielt ich ihm meine Laterne wohlmeynend entgegen.

C. Welches er aber vermuthlich sehr übel meynend aufnahm.

D. Du hast es errathen. Anstatt sich meine glimpfliche und verblümte Erinnerung zu Nutze zu machen, holte er voller Grimm aus, sie mir mit Nachdruck aus der Hand zu schlagen. Weil er aber ein wenig zu weit ausholte, so gewann ich Zeit meine Laterne zurückzuziehen, so daß die Hand vorbey und dem nahe stehenden Phrynichus so kräftig aufs Ohr fuhr, daß er anfieng zu taumeln. Dieser ermangelte nicht das empfangene Geschenk mit einem gleichen zu vergelten, und da jener auch nichts schuldig bleiben wollte, so entstand ein Faustgefecht, welches für mich lustig genug war, und dessen Ausgang ich gern abgewartet hätte, wenn ich nicht besorgen mußte, die beyden Andabaten möchten ihr Misverständniß und die Veranlassung desselben einsehen, und einen Versuch ihrer Kunst an mir machen. Weil ich nun nicht die geringste Neigung bey mir verspürte eine Probe von meiner Gymnastik, sonderlich hier, wo die Partie sehr ungleich war, abzulegen, so schlich ich mich fort, und verbarg mich glücklich

lich in dem Gedränge. Schon war ich so weit, daß ich mich völlig sicher hielt, als ich dem Athleten Anaximander unversehens auf den Fuß trat. Ein donnerndes Scheltwort mit einem kräftigen Rippenstoße begleitet, der mich weit wegwarf, ließen mich merken mit wem ichs zu thun hatte. Da ich ihn sonst wohl kannte und es mit ihm vermochte, so gieng ich auf ihn zu, leuchtete ihm unter die Nase und sagte: ein Stier auf zwey Beinen ist keine geringe Seltenheit. Es sey nun, daß ihn der Tritt zu sehr schmerzte, oder daß er sonst nicht wohl aufgeräumt war; genug er verstand heute keinen Spaß, sondern ergriff mich stillschweigend und warf mich wie eine Feder über sich weg.

C. Das war ein plumper Streich.

D. Plump genug, das muß ich sagen, und bey einer so geringen Reizung.

C. Aber du konntest auch nichts Bessers erwarten. Du kennst unsre Athleten. Es ist mit ihnen sehr übel philosophiren und noch übler witzeln. Ihr Witz steckt in ihren Muskeln, und die Replik wissen sie am besten mit der Faust zu geben.

D. Dieser ist sonst nicht so. Er hat mehr vom Elephanten als Löwen. Indessen hatte ich den Streich weg. Das ärgerlichste bey der Sache war, daß er eben vor einem Haufen Töpfe stand, in welchen ich mit großem Geprassel fuhr. Dieser unerwartete Zufall brachte mich ein wenig aus der Fassung, und ein ausgelassenes Gelächter der Umstehenden, mit dem Zetergeschrey der Eigenthümer vermischt, betäubte mich fast, so daß ich nicht die vortheilhafteste Figur machte, und nachdem ich mich unter den Scherben hervorgearbeitet hatte, mit einem sehr verlegenen Gesichte da stand. Was hatte er unter den Töpfen zu suchen, rief der Eine? Ganz gewiß eine neue Wohnung, antwortete der Andre; sein Faß ist, wie ich höre, in sehr baufälligen Umständen. Ey was, rief ein Dritter, wisset ihr nicht, daß die naschigten Hunde die Nase gern in die Töpfe stecken? Dieser Witz fand allgemeinen Beyfall, und erregte ein neues Gelächter. Das Schlimmste war, daß die Töpfer ihren Schaden ersetzt haben wollten, und von mir die Bezahlung foderten, wozu ich, ob es gleich nur wenige Drachmen betrug, mich aus dir wohl bekannten Ursachen nicht verstehen konnte.

C. Ja, und die eine, welche ein Fundamentalgesetz unsrer Schule ausmacht, war allein hinlänglich. Es giebt sich übel, wenn man nichts hat. Ich dächte, du höbest es auf, oder schränktest es wenigstens ein. Es giebt häufige Fälle, wo das Geld gute Dienste thut, und nicht füglich zu entbehren ist. Ueberdem ist das Gold und Silber ja so gut ein Product der Natur, als Brodt und Wurzeln.

D. Nein, es ist geprägt, und gehört nicht zu der einfachen Natur, wenigstens nicht dem Werthe nach, welchen wir ihm beygelegt haben. Ueberdem ist das Geld eine Quelle von unzähligem Bösen. Meine Exceptionen, so statthaft sie auch waren, fanden nicht das

ge-

geringste Gehör, und man war bereits im Begriff, mir meinen Mantel, Pera und Laterne zur Bezahlung abzunehmen, als ein Spottvogel unter dem Haufen rief: „Laßt ihm seine Meubeln und schneidet ihm lieber den Bart ab, den kann er leichter missen. Ich will die Töpfe doppelt bezahlen, wenn ihr ihn mir überliefert. Diogenes philosophischer Bart giebt ein gutes Cabinetstück.

C. Das war ein boshafter Einfall!

D. Der Vorschlag wurde angenommen, und man machte bereits Anstalt zu einer Operation, die mir schmerzhafter als eine chirurgische gewesen seyn würde, als mein guter oder böser Stern, denn mich dünkt, sie wirkten hier beyde, die obgedachten Andabaten herbeyführte.

C. Nun, die fehlten noch!

D. Sie faßten mich sogleich an, um mich in ihre Gewalt zu bekommen, welches aber diejenigen, die bereits Besitz von mir genommen hatten, auf keine Weise zugeben wollten. Hierüber erhob sich ein Streit und Gezerre um meine werthe Person, wobey ich am übelsten stand, und Gott weiß was aus mir geworden wäre, wenn sich nicht der Athlete ins Mittel geschlagen und Friede geboten hätte. Laßt ihn gehen, sagte er mit diomedischer Stimme! Ich bezahle die Töpfe, und wer eine Hand an ihn legt, der hat es mit mir zu thun. Eine sehr respectable Faust, die er empor hob, war ein triftiges Argument. Man ließ mich los, und der Athlete schob mich aus dem Gedränge, mit der Auflage mich fortzupacken, welches ich ohne sein Erinnern schon von selbst gethan haben würde. Aber ob mich gleich seine Hand gegen meine Angreifer deckte, so konnte er mich doch nicht gegen einen Schwarm von Gassenbuben schützen, welche mich mit hellen Haufen verfolgten und unaufhörlich schrien – Der Hund mit der Laterne – Der Hund der die Töpfe beroch und umwarf – Der Hund ist toll, geht aus dem Wege, daß er euch nicht beißt!

C. Das ist nicht auszustehen! So arg ist die löbliche cynische Philosophie noch niemals behandelt. Aber warum brauchtest du deinen Prügel nicht, mit welchem du dich doch sonst so ziemlich verantworten kannst? Du hast dich durch seinen Beystand bereits aus mancher Verlegenheit gezogen, wo das Maul nicht hinreichen wollte.

D. Ein Philosoph greift nicht gern als im äußersten Nothfall zu diesem unbeliebten Mittel. Ich that es hier dennoch, machte aber dadurch das Uebel nur ärger. Du siehest hier noch die Reliquien von den Wurfwaffen, die wie ein Hagel auf mich zufuhren, daß mir Hören und Sehen vergieng. Die Realinjurien sind dennoch immer die empfindlichsten, und ich hätte klüger gethan die wörtlichen gelassen hinzunehmen, und meinen Feind nicht durch unbedeutende Gegenwehr zu reizen. Nachdem mich diese lästige Procession fast durch die halbe Stadt begleitet hatte, ohne daß ich sie auf irgend eine Art loswerden konnte, rettete ich mich endlich in den Ceramicus, in dessen weitläuftigen Hallen ich leicht Gelegenheit fand mich zu verbergen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Freytag, den 26ten Januar 1776.

Schluß der Unterredung des Diogenes und Crates.

Crates. Dank sey der Minerva, welche ihren Geweiheten unter den Flügeln der Nachteule glücklich versteckte. Nun fällt mir ein Stein vom Herzen, da ich dich in Sicherheit weiß! Ich habe für dich gezittert, denn ich kenne die athenienſischen Gassenbuben. Sie sind fast so unbändig und ausschweifend als sein Pöbel.

Diogenes. Das habe ich erfahren. In dem düstern Winkel, wo ich verborgen saß, stellte ich Betrachtungen an, die wahrlich auch nicht die hellesten waren. Du kannst dir leicht ein Bild davon machen. Nachdem ich eine gute Portion Galle über meine Welt ausgegossen, und über ihre Verblendung und Undankbarkeit sattsam geeifert hatte, war endlich das Resultat meiner sehr durch einander kreuzenden Deliberationen, nicht nachzugeben, sondern mich mit einem edlen Unwillen gegen alles zu steifen, und meinen angefangenen Gang fortzusetzen, es möchte herauskommen was da wollte.

C. Das hätte ich nicht gewagt.

D. Auch bist du nicht Diogenes, welcher entschlossen ist der ganzen Welt entgegen zu handeln, und sich so wenig als ein Fels durch ihren ohnmächtigen Strom aus seiner Lage bringen zu lassen. Man sollte sagen, Diogenes sey gewichen und sich ungleich geworden! Eher wage ich das Aeußerste und gehe lieber zu Grunde. Meine philoſophiſche Standhaftigkeit bietet der ganzen Welt Trotz. Philippus mit seinem mächtigen Heere würde sie vergeblich bestreiten. Und ich sollte mich von einer Handvoll nichtswürdigen Pöbels schrecken lassen, den ich von ganzem Herzen verachte? Lieber wollte ich nicht Diogenes seyn, oder meinen Kopf nicht haben.

C. Das ist sehr kühn und hart philoſophirt. Ich dächte doch, man könnte seiner philoſophiſchen Ehre unbeschadet nachgeben und ausbeugen, sonderlich wenn an der Sache nicht viel liegt, und man voraus sieht, daß man schwerlich damit durchkommen wird.

D. Das mögen kleine und schwache Seelen thun, Diogenes geht seinen geraden Strich unaufhaltsam fort.

Meine sehr beschädigte und stark verbogene Laterne wurde wieder, so gut es gehen wollte, in den Stand gesetzt und angezündet, und darauf gieng die Reise weiter, und zwar durch eine andre Gegend der Stadt nach der itonischen Pforte zu; nicht aus Furcht, aber doch aus bewegenden Ursachen.

C. Die ich sehr erheblich finde; denn es war auf keine Weise rathsam, die Gegenden wieder zu berühren die du heute passirt hattest.

D. Hauptsächlich war es, keine Gegend der Stadt unberührt zu lassen. Ich war noch nicht weit gegangen, als mir der Schatzmeister Harpalion in Gesellschaft einiger Unterbedienten von der Schatzkammer aufstieß. Diogenes sucht schon wieder Menschen, redete er mich an. – Und findet einen Trupp Raubvögel, war die Antwort – Die aber doch noch niemals Darliker beschnitten haben, mußte ich wieder hören a).

C. Das war recht hämisch abgeführt! Einem seine Jugendsünden so aufzurücken, die man längst vergessen hat.

D. Die dumme Welt macht es nicht anders. Sie zieht nicht in Betrachtung, daß wir nicht mehr die Vorigen sind, sondern verbindet immer das Vergangene mit dem Gegenwärtigen auf eine höchst widersinnige Weise. Das macht, weil sie nicht philosophirt und gehörig unterscheidet. Aber dabey muß man sich nicht aufhalten, so wie ich es hier auch machte. Ich gieng fort ohne die Dummköpfe einer Antwort zu würdigen, oder mich an ihr lautes Gelächter zu kehren. Ich durchwanderte einige Straßen, ohne daß mir etwas aufgestoßen wäre was erzählt zu werden verdiente. Meine Absicht war, für diesesmal meine Untersuchungen zu endigen, womit ich eben nicht Ursach hatte sehr zufrieden zu seyn, und durch die Pforte des Diochares zurückzukehren. Schon war ich bis an den Tempel der Eumeniden gekommen, als ich einen Mann in seinen Mantel gehüllt und an eine Säule des Porticus gelehnt, in der Stellung eines tiefen Nachsinnens wahrnahm. Ich sah dieses als eine Gelegenheit an, die mich aufforderte noch einen Versuch zu wagen, und hielt ihm meine Laterne nahe vor die Augen. Aber anstatt sich zu erschrecken und zurückzufahren, wie ich erwartet hatte, nahm mir dieser dreiste Unbekannte die Laterne mit großer Behendigkeit aus der Hand, und hielt sie mir, ohne ein Wort zu sagen, so nahe vors Gesicht, daß er mir fast den Bart versengt hätte. Ich verstehe dich, hob ich an, nachdem ich mich einen Augenblick bedacht hatte; du willst sagen, es muß erst untersucht werden, ob der welcher Menschen sucht, auch selbst ein wahrer Mensch ist. – Du hast mich sehr gut errathen. – Ich denke das ist keinem Zweifel unterworfen. – Ich denke noch einem sehr großen. – Ist nicht der Philosoph der

a) Diogenes war in seiner Jugend von Sinope wegen einiger Malversationen in Münzsachen verbannt worden.

der wahre Mensch? – Er sollte es seyn; aber ob er es ist, das bleibt noch ein hartes Problem. Du hältst ja deine Ordensverwandte selbst nicht dafür, weil du sie fast alle bitter tadelst. – Aber der cynische Weltweise ist allerdings der wahre Mensch, denn er ist der Mann der Natur. – Du wärest der Mann der Natur? – Das wollen wir hoffen. – Wir nicht. Das Bild der Natur würde ziemlich häßlich werden, wenn das Ideal von dir genommen würde. Die cynische Natur ist eine Grille oder ein Ungeheuer. – Der Beweis hierüber dürfte dir schwer werden. – Sehr leicht. Im Nothfall wirst du so gut seyn ihn an meiner Stelle zu führen. Sage mir doch, was du unter der Natur verstehst, die uns zur Richtschnur dienen soll? – Was anders als den ursprünglichen Zustand des Menschen, durch keine Kunst verstellt und verdorben. – Der ist eine Grille. Hast du ihn je anders als in deinen Träumen gesehen? – Siehe mich. – Dich? Nun gut, wie viel Kunst ist nicht an dir, so wie du da stehst? Nicht zu gedenken, daß du in der Schule des Anthisthenes durch die Kunst zum Philosophen umgegossen bist, dieser Mantel, diese Tasche, diese Laterne, womit du nicht sowohl Menschen als eiteln Ruhm suchst, sind sie von der Natur oder von der Kunst? Sie sind doch wohl nicht mit dir geboren? Oder diese böse Zunge, die alles so gern verläumdet und anfällt, hat sie ihre abscheuliche Fertigkeit von der Natur, oder von der Kunst? Dein Mann der Natur ist ein bloßes Thier in menschlicher Gestalt, wild, ohne Vernunft, Kleidung, Sprache und Sitten. Es ist der gerupfte Hahn, womit du einst den Plato lächerlich machtest. – Nun ja doch! Laß mich auch einmal ans Wort. Das ist gar meine Meynung nicht, du verstehst mich ganz unrecht. Nicht bis zum Aeußersten getrieben, sondern nur so nahe an die Gränzen, als es ohne Schaden der Menschheit geschehen kann. – Also in den Raum, der zwischen dem ganz Rohen und Gekünstelten liegt, setzest du die Natur? – Ohne Zweifel. – Der Platz ist aber etwas groß, und die Gränzlinie möchte wohl schwer zu ziehen seyn. Wer wird sie uns zeigen? Mein Beyspiel. – Das ist ungemein erbaulich. Wenn es allgemein befolgt würde, so dürfte die Welt in kurzem sehr unnatürlich aussehen. Deine Lebensart ist so wenig nach der Natur als irgend eine. Würde ein Staat von lauter Philosophen deines Gelichters nicht ein herrlicher und beglückter Staat seyn? – Und warum nicht? Eine cynische Republik, und ich ihr Stifter und Gesetzgeber, würde eine Zierde der Welt seyn. – Das würde was Schönes werden! Eine Hunde-Republik, wo ein Jeder nur fressen und schlafen, aber Niemand arbeiten wollte – wo man alles gehen und fallen ließe wie es wollte, Häuser und Sitten, Künste und Gewerbe, und wo Schmutz und Grobheit alles überziehen würde. Ein Schwarm von nackten und unverschäm-

ten Bettlern. – Halt! Du hast ja noch keine solche Republik gesehen; wie kannst du also das sagen? Laß mich nur die Probe machen, so sollst du Wunder sehen. – Der Ausschweifung und Verwüstung, meynst du doch? Denn andre sind von einer Philosophie nicht zu erwarten, welche aller bürgerlichen Verfassung geradezu entgegen ist. – Bin ich nicht ein guter Bürger und rechtschaffner Mann? – Es kann seyn, aber noch hat man keine Proben davon. – Ich lebe so eingezogen und frugal als möglich. – Weil du nicht arbeiten willst so mußt du wohl. – Ich beleidige Niemand. – Als einen Jeden der dir in den Wurf kömmt. – Ich suche die Menschen zu bessern. – Oder vielmehr zu beißen und deine schwarze Galle über sie auszuschütten. – Was hast du gegen meine Moral zu sagen? – Sie ist schlecht, und da wo sie noch was Gutes hat, offenbar übertrieben. – Ich gebe den Ton darum zu hoch an, damit die Andern desto eher den rechten fassen sollen. – Diese Ausflucht, deren du dich schon öfters bedient hast, sagt im Grunde nichts. Uebertrieben ist allzeit fehlerhaft, und erzeugt neue Fehler statt der Verbesserung. Im Vertrauen, Freund Cyniker, man sieht deine Blöße durch deinen zerrissenen Mantel, so sehr du ihn um dich zuschlägst. Stolz, und nicht der edelste, ist das Triebwerk aller deiner Handlungen, und in Ermanglung wahrer Verdienste, wodurch du glänzen könntest, wirst du sonderbar, in der Absicht ein Aufsehen zu machen und von Blödsichtigen für groß gehalten zu werden. Du kriechst in eine Tonne, lernst hungern und frieren, beißest einen Jeden den du abreichen kannst, alles in der Absicht, damit man mit Fingern auf dich weisen und sagen möge: „Sehet, das ist der berühmte Diogenes, der ganz anders denkt und handelt wie die übrigen Menschen.„

C. Das war ein verwünschter Kerl! Woher mochte er dich so gut kennen? Aber du gabst ihm doch auch sein Theil? denn du pflegst sonst nicht leicht einem was schuldig zu bleiben.

D. Was sollte ich machen, da er mich so gefaßt hatte, daß ich mich wenig bewegen konnte? Ueberdem konnte ich mich nicht auf ihn besinnen, und also keine Persönlichkeiten anbringen, die am besten durchbeißen. Ich hieß ihn einen Dummkopf und kehrte mich mit dem Abschiede um, den ich bey ähnlichen Fällen bereits einigemal mit gutem Effect angebracht habe. Ist das alles was Diogenes für sich zu sagen hat, rief er mir nach? Ich würdigte ihn aber keiner weitern Antwort.

C. Das war recht. Mit solchen ärgerlichen Kerlen verderbt man nur die Zeit, ohne das Geringste auszurichten. Wer mag er doch in aller Welt gewesen seyn, damit man sich ein ander mal vor ihm hüten kann. Es war doch keiner von unsern Philosophen.

D. Nein, die Schafsköpfe wollte ich abgeführt haben. Ich weiß es in der That nicht recht, doch dünkt mich es war ein gewisser Phocion. Ich erinnere mich fast, ihn einigemal in öffentlichen Versammlungen auf dem

Red-

Rednerstuhl gesehen zu haben, wo man ihm sehr in den Hals hörte.

C. Wenn das ist, so kamst du an den unrechten Mann. Er pflegt den Demosthenes oft schrecklich zu ängstigen, und von Sitten ist er ein zweyter Aristides.

D. Mag er doch! Genug es ist ein unausstehlicher Kerl, den ich nicht wieder zu sehen verlange. Ich machte, daß ich von ihm kam, und da ich ihm aus dem Gesichte war, warf ich meine Laterne in den Ilyssus, weil ich fest entschlossen bin, sie nie wieder zu brauchen.

C. Das war recht. Sie hat dir diesesmal gar schlechte Dienste gethan. Ich dächte du gäbst es überhaupt auf die Menschen mit und ohne Laterne zu beleuchten, und ihnen ihre Wahrheiten zu sagen. Die Menschenkenntniß ist ein unangenehmes Studium, und ihnen ihre Fehler ins Gesicht zu sagen, ist eine gar undankbare Arbeit.

D. Das habe ich erfahren, aber darum werde ich nicht nachlassen. Die Freude will ich der närrischen Welt nicht machen, daß sie sich rühmen sollte den Diogenes von seinem Wege abgebracht zu haben. Ich will mich an ihr rächen, und ihr auf alle Weise in den Weg treten. Ueberdem wäre es Schade um einige Dutzend Bonmots, wenn sie ungebraucht verschimmeln sollten. Sie haben mir Kopfbrechen gekostet, und müssen an den Mann gebracht werden.

C. Thue was du willst; aber ich dächte du hättest dich an dem attischen Salze und Urbanität vorerst nothdürftig gesättiget, und keinen Appetit das eine oder die andre weiter zu kosten.

D. Das bin ich auch gar nicht Willens, vielmehr ist mein Vorsatz einen Ort zu verlassen wo das Verdienst so schlecht geachtet und belohnt wird. Athen ist meiner nicht mehr werth. Es mag sich mit einem schwärmerischen Plato, verh:r:ten Aristipp, murrköpfigten Zeno und spitzköpfigten Aristoteles behelfen. Heute will ich ausruhen, und morgen mit anbrechendem Tage trete ich meine Reise an.

C. Und wohin denn, wenn ich fragen darf?

D. Das weiß ich selbst noch nicht. Vielleicht zum Timon, auf seinen Thurm, vielleicht auch anders wohin. Ein Philosoph ist ein Cosmopolit, sonderlich ein cynischer. Brodt und Bohnen giebt es überall, und Fässer auch.

C. Ich begleite dich doch?

D. Nein, du sollst hier bleiben und an meinen Platz treten. Es muß Saamen von meiner Secte in Athen bleiben, und wäre es auch nur, die nichtswürdige Menschenart zu bestrafen.

Obscurus.

Ueber eine Stelle des jüngern Plinius.

In einem seiner Briefe (L. IV. Ep. 28.) bittet Plinius den Severus, daß er ihm für seinen Freund die Bildnisse des Cornelius Nepos und Titus Cassius copiren lasse, und empfiehlt ihm besonders die Wahl eines sorgfältigen Mahlers. „Denn, sagt er, wenn „ es eine schwere Sache ist, ein Por-

„ trait nach dem Leben zu mahlen, „ welches gleichet, so ist es doch noch „ um ein großes schwerer, ein Ge„ mählde genau zu copiren.„

Ich weiß nicht, was der Verfasser des Briefes für Ursachen gehabt habe, dieses zu behaupten, und ob er es selbst bey genauer Untersuchung richtig befunden haben würde. Vermuthlich gieng es ihm, wie es allen denen gehen muß, welche bloß aus den Gründen a priori von einer Sache urtheilen, ohne Kenntniß derjenigen Gründe, auf die man nicht leicht anders als durch Erfahrung geleitet, fällt; das heißt, er sah das Ding nur von Einer Seite an.

Man könnte aus dem Schlusse des Briefes: „Leiden Sie also nicht, daß „ der Künstler von dem zu copiren„ den Gemählde, auch nicht um es „ besser zu machen, abweiche„ den Schluß machen, daß Plinius den Grund der Schwierigkeit, treu zu copiren, in der natürlichen Begierde der Mahler, zu verschönern, zu schmeicheln, setzte. Allein der Mahler, dächte ich, wird weit eher in diese Versuchung kommen, wenn er uns nach dem Leben mahlt, als wenn er nur unser Gemählde copirt.

Meynte Plinius hergegen, der Mahler solle auch nicht besser mahlen, als sein Original gearbeitet war, so müßte das entweder ein grillenhafter Eigensinn gewesen seyn, oder er nicht gewußt haben, wie viel ein Mahler bey aller Treue, bey Beobachtung der größten Gleichheit dennoch von dem Gemählde, welches er copiret, in Ansehung der Kunst, der Nachahmung der Natur in abstracto, abweichen könne.

Diese irrigen Ideen erwarte ich von einem Plinius nicht, auch dann nicht, wenn ich seine angezeigte Bemerkung schlechterdings verwerfe. Denn die Gründe des Gegentheils seiner Behauptung aufzufinden, fordert, wie mir deucht, daß man selbst, wenn auch nur spielend, den Pinsel geführt habe: eine Sache, die man nicht von jedem Liebhaber verlangen kann.

Der berühmte Geßner glaubt in der Anmerkung zu dieser Stelle, sein Autor habe einen witzigen Gegensatz gesucht, und darüber die Wahrheit aus dem Gesichte verloren. (Dum *acumen* quærit Secundus noster, verum, puto, deserit.) Der Gegensatz ist freylich da a), und die Liebe zum Witze war die Quelle manches Irrthums.

Indeß, – ich verweile über die Kleinigkeit zu lange. Genug, – Plinius irrt, und Geßner widerlegt ihn durch die Erfahrung. „Ich kenne mittelmäßige „ Mahler, die sehr glücklich in dem „ Kopiren großer Meister sind, wenigstens wissen sie die Gleichheit der Gesichter so genau hervorzubringen, „ daß sich nichts mehr verlangen läßt. „ Allein sie sind nicht im Stande, gleich „ jenen großen Männern, die Natur „ zu erreichen, und nach dem Leben ein „ wahrhaftiges, (treues, vollkomen gleichendes) Gemählde zu verfertigen.„

Ich setze noch hinzu, daß manche auch in

a) In der Uebersetzung verliert er sich. Plinius sagt: Nam cum arduum est, similitudinem effingere ex vero, tum longe difficillima est imitationis imitatio.

in den übrigen Stücken, der Farbengebung, dem Schatten, der Haltung u. s. w. ihr Original auf das genaueste erreichen, und man hat Beyspiele, daß selbst Kenner die Copeyen mittelmäßiger Mahler von den vortrefflichen Originalen zu unterscheiden nicht vermögend waren. Allein wie es eigentlich zugehe, daß das Mahlen nach dem Leben so viel schwerer ist, als das Copiren fremder oder eigner Gemählde, das lehrt uns Geßner nicht. Ich will meine wenigen Kenntnisse und Erfahrungen anwenden, um das Problem aufzulösen.

Beyläufig bemerke ich, daß hier die Frage nicht sey, warum Cajus ein guter Copist, selbst Copist der Natur, aber kein poetischer Mahler b) ist? Die Antwort giebt sich von selbst.

Bey der Erörterung unserer eigentlichen Aufgabe, können wir wohl keinen sichrern Weg einschlagen, als den, daß wir untersuchen, was derjenige, der nach dem Leben mahlt, (oder allgemeiner zu reden, der erhabene Gegenstände, wie sie sich dem Auge zeigen, auf einer Fläche vorstellt,) zu thun habe, und was hergegen ein anderer vornehme, der diese Gemählde copiret.

Den Anfang machen beyde mit dem Umrisse, (nicht nur des Ganzen, sondern auch jedes Theils des Ganzen) unstreitig einem der allerschwersten Stücke, und von welchem das Glück des Mahlers sehr abhängt. Daß Umrisse Linien sind, welche die Gränzen eines erhabenen Gegenstandes bedeuten, und also zeigen, wo dieser Körper, so weit wir ihn sehen, aufhöre, das ist, wie weit seine Ausdehnung gehe, ist kaum nöthig zu sagen. Sehr häufig aber sind die Gränzlinien der Körper, theils wegen ihrer Lage, da sie nemlich an andere Körper gränzen, oder doch zu gränzen scheinen, (wenn sie vor denselben stehen) theils auch wegen der Schwäche des Lichts, welches auf sie und die benachbarten Gegenstände fällt, überaus schwer, deutlich zu bemerken. Man achte nur auf Körper, welche weder durch die Farbe, noch ein scharfes Sonnenlicht von andern sehr abstehend gemacht werden, und man wird finden, daß ich Recht habe. Der Mahler aber, der die Gegenstände unmittelbar zeichnen soll, muß doch die Umrisse richtig ziehen. Wie schwer das sey, sieht man schon daraus, daß er, (wenn er nicht eine außerordentliche Uebung im Zeichnen hat) seinen eigenen Umriß bey genauerer Betrachtung fast immer verbessern muß. Er sieht also das zweyte mal die Gränzlinien anders als vorher. — Die Schwierigkeit tritt vornemlich bey den Abbildungen der in stärkerem Maaße verkürzten Theile ein. —

Der Mahler muß, wie der Verfertiger eines perspectivischen Risses, jederzeit sich einen Augenpunkt wählen. Wie schwer ist der in der Natur zu finden, wie schwer, ihn im Gedächtniß treu zu behalten, zumal da der Mahler fast mit lauter gekrümmten Linien zu thun hat?

Wie leicht ist es im Gegentheil, die schon auf der Leinwand gezogenen Linien genau nachzuzeichnen? Freylich, wenn der Mann, der das erste Bild machte, seine Kunst versteht, so wird auch in seinem Gemählde nur selten (denn nur selten fordert es seine Absicht, die Nachahmung der, so sehr es geschehen darf, verschönerten Natur) ein scharfes Contour zu finden seyn, allein die Schwierigkeit ist bey der Verfertigung des Urbildes ungleich größer, und weiter darf ich nichts zeigen.

Wie viel die obbenannten Ursachen, die deutliche Vorstellung des Umrisses bey den Körpern erschweren, haben die Herausgeber einiger Zeichnungen für Anfänger, wie es scheint, eingesehen; denn wir finden das Gesicht, die Pflanze, die Gegend auf ihren Blättern doppelt vorgestellt: das eine mal in den nackten, scharfen Umrissen, und daneben dieselben in ihren gehörigen Schattirungen.

Eben das ist die Ursache, warum Personen, die noch nicht viel gearbeitet haben, lieber nach Kupfern, oder getuschten Stücken, als nach eigentlichen Gemählden, lieber nach einem obscuren Pfeffel, als nach dem göttlichen Waterloo, und Felix Meyer arbeiten.

Man

b) Bey den Lesern dieses Aufsatzes kann ich voraussetzen, daß sie wissen, was das Geschäfft des schaffenden Künstlers sey, und wie dieser also vom bloßen Copisten der Natur sich unterscheide?

Man würde sich sehr irren, wenn man die Schwierigkeit, Thiere und Menschen nach dem Leben zu zeichnen, wie man oft thut, darin setzte, daß sie nicht ganz unbeweglich sind. Dem Mahler, der seine Ungeschicklichkeit damit verkleistern will, setze man eine sanfte Statue von Gips hin, und er wird es nichts besser machen.

Eine neue Schwierigkeit bey der Abbildung hervorstehender Körper liegt in dem Schatten und der Farbe, welche in gewissem Verstande am Ende eins und dasselbe sind. Bekanntlich werden die Gegenstände in der Natur zwar nur von Einem ursprünglichen Lichte erhellet, allein wer sie aufmerksam betrachtet, wird finden, daß das Licht von den benachbarten Gegenständen wieder zurückgeworfen wird, und daß daher eine so mannigfaltige Erhellung der Gegenstände entsteht, daß wir oft gar nicht wissen, was Licht- und was Schattenseite ist. Daher die berühmte Gattung des Helldunklen (Clair obscur) so man die Reflexe nennt, und deren geschickter und zweckmäßiger Gebrauch eines der sichersten Kennzeichen eines großen Künstlers ist c). Es ist leicht einzusehen, daß er dieses vielfache, sich so oft durchkreuzende Licht unmöglich schlechterdings nachahmen darf, sondern daß sich allemal ein Hauptlicht, wenn anders die nachgeahmten Gegenstände den gehörigen Grad der Deutlichkeit haben, wenn seine Gemählde unserm Auge und zugleich unserm innern Gefühle von Schönheit schmeicheln sollen, zeigen muß. Wer es nicht selbst versucht hat, kann sich die Größe der Schwierigkeiten, die dieses bey sich führt, kaum vorstellen. Es erfordert schon ein eigenes, nicht auszudrückendes Gefühl, dasjenige Licht zu finden, welches für das Hauptlicht das schicklichste, und in Anwendung auf Portraits, dasjenige ist, welches vornemlich die Gleichheit am besten bewirkt. Und daß es nicht sehr leicht sey, seiner getroffenen Wahl nun durchgängig treu zu bleiben, (ohne welches dem Gemählde die Wahrheit fehlt) und die Nebenlichter richtig und absichtlich anzubringen, — wird ein jeder einsehen, der einige Ideen von der Sache hat.

Ein nach diesen Regeln verfertigtes Stück kann von einem weit schlechtern Mahler copiret werden. Mit einer geläufigen Hand, und etwas Aufmerksamkeit (ohne die sich schlechterdings nichts ausrichten läßt) kann man leicht dasselbe ausdrücken, was jener vormahlte, denn man kann es jetzt deutlicher empfinden. Nur gilt auch hier, was ich von dem Umrisse und allen übrigen Arbeiten des Künstlers anmerken muß, daß der Mahler immer schwerer zu copiren sey, je mehr er sich der Vollkommenheit nähert.

Endlich die Farbengebung. Auch wer kein Mahler ist, muß bemerkt haben, daß die Natur unerschöpflich in den Farben der Körper, und daß selbst bloß der menschliche Körper so reich daran ist, daß unsere Namen, die wir den Farben geben, bey weitem nicht hinreichen, alle auszudrücken. Die Menge der verschiedenen Lichter, welche das Helldunkele hervorbringen, vervielfältigen auch die Farben, und machen dem Manne, der zum Beyspiel das Bildniß eines Menschen auf der Tafel in völliger Gleichheit vorstellen soll, unendlich viel zu schaffen. Eben der Mangel der Namen für alle die unzählbaren Nuancen bewirkt undeutliche Ideen, so, daß es nichts seltenes ist, Mahler, die sich nicht zu den großen rechnen dürfen, die aber doch einiges Gefühl und Liebe zur Wahrheit haben, sich in ihren nachgeahmten Mischungen selbst verlieren zu sehen. Hier ist also eine Arbeit, wo sich der große Mann würdig zeigen kann: dieses Stück ist seinem Copisten gewöhnlicher Weise das allerschwerste, dessen Ueberwindung ihm manchen Seufzer kostet.

Und nun noch den Eindruck erwogen, den auf den unmittelbaren Copisten der Natur alle diese Umstände zusammen genommen, in jedem Augenblicke, da er sie anschauet, zugleich machen! Und es wird uns einigermaßen, begreiflich werden, daß nicht nur Plinius sich irre, sondern auch, warum das Gegentheil seiner Behauptung wahr sey? G.

c) Ein Schriftsteller, dessen Name mir entfallen ist, meynt, sie sey den alten Römern und Griechen unbekannt gewesen. Ich zweifle daran, wegen dessen, was der ältere Plinius in H. N. von der Vortrefflichkeit ihrer Mahler berichtet.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Montag, den 29ten Januar 1776.

Nachricht von einer, an vier Kindern verrichteten Inoculation der Blattern.

Billig sollte man an dem Vorzug der künstlichen vor den natürlichen Blattern gar nicht mehr zweifeln, da uns die häufigen Erfahrungen, besonders der Engländer und Schweden, so überzeugende und einleuchtende Beweise von der Vortrefflichkeit der Inoculation an die Hand geben. Allein aller dieser glücklichen Beyspiele ohngeachtet, die uns selbst gekrönte Häupter gegeben haben, giebt es dennoch an manchen Orten Aeltern, die sich von dem unaussprechlichen Vortheil der Einimpfung der Blattern nicht überzeugen können, und noch immer Bedenken tragen, dieses wohlthätige Rettungsmittel bey ihren Kindern anzuwenden. Es können daher, wie ich glaube, nicht genug Erfahrungen von dem glücklichen Erfolge der Inoculation der Blattern bekannt gemacht werden, damit unschlüßige und furchtsame Aeltern zur Nachfolge gereizt werden, und also dieses göttliche Mittel endlich allgemein angenommen, und dem Staate so mancher aufkeimender Bürger, der jetzt oft in den ersten Monaten oder Jahren seines Daseyns von der Wuth der natürlichen Blattern dahin gerissen wird, erhalten werde. In dieser Absicht lege ich dem Publicum die nachfolgende Geschichte einer Inoculation vor, welche ich im vorletzten Frühling an vier Kindern verrichtet habe, und die mit dem glücklichsten Erfolge begleitet war. Es wird die angenehmste Belohnung der geringen Mühe, diese Bemerkungen aufgezeichnet zu haben, für mich seyn, wenn nur irgendwo ein besorgter Vater, oder eine zärtlich ängstliche Mutter dadurch bewogen wird, ein geliebtes Kind durch die wohlthätige Inoculation von der Gefahr, es durch die Wuth der natürlichen Blattern zu verlieren, zu befreyen.

Im Monat März des Jahrs 1774, wurde ich von dem Herrn O. v. S. ersucht, dreyen seiner Kinder, nemlich zween jungen Herren, davon der älteste, A, 4. und der jüngste, B, 3 Jahre alt ist und einem Fräulein C, $1\frac{3}{4}$ Jahre alt, die Blattern zu geben, und eine

ähnliche Bitte äußerte der Herr A. J. in Absicht seiner einzigen zweyjährigen Demoiselle Tochter, D, gegen mich, welches gedoppelte Verlangen ich auch auszuführen willig übernahm. Nach einer vorher gegangenen zwölftägigen Diät, welche besonders in Pflanzenkost und Milchspeisen bestand, verrichtete ich am 15ten März bey diesen vier Kindern die kleine Operation, und zwar nach Gatti, oder vielmehr Sutrons, einfachen Methode, vermittelst einer breitgeschliffenen Nadel, wie sie der um diese Methode sich sehr verdient gemachte Hr. Leibarzt Wagler gebraucht, zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger an jeder Hand. Aus Mangel an frischem Eiter, welcher allemal den Vorzug verdient, sah ich mich genöthigt, trockene Fäden hierzu zu nehmen, welche mir zugesandt wurden, die aber, wie ich nachher erfuhr, schon drey Monate alt waren.

Am 17ten März ließ ich den Anfang machen, die Hände meiner vier Inoculirten in kaltem Wasser zu baden, und damit täglich, zu unbestimmter Zeit, aber oft, fortfahren.

Am 21ten März waren bey B und D die Impfstiche ein wenig erhaben, aber ohne alle Röthe.

Am 22ten März fanden sich bey B und D die erhabenen Impfstiche etwas entzündet, und bey C fiengen sie auch an sich zu erheben, waren aber nicht roth. An A konnte ich keine Zeichen einer Infection entdecken.

Am 23ten März zeigten sich an B und C die Impfstellen zwar etwas erhaben, bey B war aber die Röthe derselben geringer, wie den Tag zuvor, und an C fast gar nicht, so wie bey D. Die bey B, C und D sich geäußerten geringen Merkmale der Infection verlohren sich aber wieder, und ich mußte alle Hoffnung, daß Blattern erfolgen würden, aufgeben, worüber ich mich zwar auch, nachdem ich das Alter des in den Fäden erhaltenen Eiters erfuhr, gar nicht mehr wunderte.

Ich erhielt am 31ten März frischen Eiter, und nahm daher die kleine Operation denselben Tag an allen vier Kindern auf die vorhin angeführte Art zum andern mal vor, ließ auch den folgenden Tag mit dem Baden der Hände fortfahren.

Am 4ten April waren die Impfstellen bey B, C und D ein wenig erhaben und roth, bey A aber nicht.

Am 5ten April schienen sich die Impfstiche bey A gänzlich zu verlieren, und daher wenig Anschein, daß das Blattergift gefaßt habe. Hingegen hatte bey B die Impfstelle der rechten Hand, neben sich einen kleinen kaum merklichen Stippen, war übrigens so wie die Impfstelle der linken Hand ein wenig roth und erhaben. An C fanden sich die Stiche wie den Tag vorher, bey D hingegen weniger roth, aber etwas erhaben.

Am 6ten April ließ die Beschaffenheit aller acht Impfstellen noch weniger vermuthen, daß Blattern erfolgen würden.

Am 7ten April hatte sich bey A die Röthe der Impfstiche fast gänzlich ver-

verlohren, an B und C hingegen war eine geringe Entzündung zu bemerken, so wie auch der rechte Impfstich bey D röther und ein wenig erhaben war.

Am 8ten April zeigten sich die Stiche der linken Hand bey B und C etwas mehr entzündet, und faßten ein wenig Eiter in sich. Beyde Inoculirten hatten einen blauen Hof um die Augen, und B trübe Augen.

Am 9ten April war bey B die Impfstelle der linken Hand geschwollen, die Röthe aber so wenig an dieser, wie an der rechten Hand, auch nicht bey C und D, stärker geworden.

Am 10ten April ließ sich an A nichts von einer geschehenen Infection bemerken, nur daß die Augen etwas trübe zu seyn schienen, dagegen waren beyde Impfstellen bey B sehr geschwollen, und die Röthe hatte sich mehr ausgebreitet. Auf dem linken Stiche befand sich die Hauptblatter in der Größe einer Linse, und war, wie gewöhnlich, in der Mitte eingedrückt. Früh Morgens hatte dieser kleine Blatterkranke das Blatterfieber bekommen, und wie ich ihn sah, gieng er taumelnd umher. Bey C fieng die Impfstelle der linken Hand auch an zu schwellen. Wegen des Fiebers, das B hatte, wurden A, B und C in die freye Luft gebracht, welches auch von so gutem Nutzen war, daß ich Abends um 6 Uhr nichts vom Fieber mehr bemerken konnte. An D wurde Nachmittags eine ungewöhnliche Trägheit wahrgenommen. Am Abend waren beyde Impfstellen ein wenig mehr, wie bisher, erhaben, und um dieselben zeigte sich ein wenig Eiter.

In der Nacht vom 10ten zum 11ten April hatten B und C sich im Schlafe bisweilen erschrocken, waren aber Vormittags, am 11ten, wohl. Die Mutterblatter der linken Hand bey B. strotzte von Eiter, und hatte in der Mitte die gewöhnliche kleine Grube. Nachmittags hatten B und C Hitze und vorzüglich B, dem die Wangen stark glüheten, dieses Fieber wurde aber durch eine zerstreuende Spazierfahrt vertrieben. Von dem bey D an den beyden Impfstellen gestern bemerkten Kreis von Eiter, war Vormittags nicht viel, Abends aber wieder mehr, zu sehen, und die Impfstelle der linken Hand fieng an zu schwellen. Uebrigens war das Kind wohl.

Am 12ten April hatten B und C früh Morgens beym Erwachen viele rothe Flecken am ganzen Körper, die sich aber, nachdem sie aus dem Bette waren, wieder verlohren. Die Impfstellen waren bey beyden stark geschwollen und entzündet. Gegen Abend stellte sich ein kleines Fieber ein, sie waren aber dem ohngeachtet munter und spielten. Die Impfstellen bey D veränderten sich nicht und die Geschwulst nahm nicht zu.

Am 13ten April wurde in dem Zimmer, worin A, B und C sich aufhielten, ein wahrer Blattergeruch bemerkt, der so stark und ekelhaft war, daß man sich genöthigt sah die Fenster zu öffnen. Bey B ließ sich auf dem Unterleibe und an den Lenden Nachmit-

tags ein rother Ausschlag wieder sehen, der aber am Abend verschwunden war. B und C hatten ein Abendfieber, das aber so wenig zu bedeuten hatte, daß sie darum nicht früher wie gewöhnlich zu Bette gebracht werden durften. Bey D verlohren sich die Röthe und Geschwulst der Impfstellen, und ich gab daher die Hoffnung auf, daß sie Blattern bekommen würden.

Am 14ten April kamen bey B und C ein Paar kleine Blattern an jeder Hand zum Vorschein. Die Impfstellen waren bey beyden so stark geschwollen, daß der Daum und Zeigefinger nicht ohne Schmerzen zusammengebracht werden konnten. Gegen Abend fand sich wieder ein gelindes Fieber ein. Bey A war die Impfstelle der rechten Hand wieder etwas roth und schmerzte. In der folgenden Nacht schlief derselbe unruhig und die Röthe der Impfstelle an der rechten Hand nahm am 15ten April, welches der 16te Tag nach der andern Inoculation war, wieder zu. Nachmittags äußerte sich bey ihm ein starkes Fieber, und zugleich zeigten sich am ganzen Körper viele rothe Flecken, und er klaate über Schmerzen unter den Armen. Am Abend ließ das Fieber nach. Die Impfstelle der linken Hand wurde gleichfalls wieder roth, und an der rechten erhoben sich zwo kleine Blatterchen. B hatte gegen Abend wieder ein gelindes Fieber, und es kamen an demselben noch verschiedene Blattern zum Vorschein. C war vorzüglich munter und ohne Fieber. Von den sich bey ihr gezeigten Blattern kamen einige zum Schwären, die mehrsten verschwunden aber wieder, ohne sich zu erheben.

Am 16ten April. Im verwichener Nacht hatte A ganz ruhig geschlafen. Von den sich gestern gezeigten rothen Flecken waren die mehrsten wieder verschwunden, verschiedene, besonders im Gesichte, waren röther und größer geworden. Fieber konnte ich heute nicht wahrnehmen, sondern der kleine Blatterkranke war ganz wohl und munter und spielte. B hatte wieder ein gelindes Abendfieber, und es ließen sich noch einige Blatterknospen sehen. C war munter und spielte, und auch bey ihr kamen noch einige rothe Flecken zum Vorschein.

Am 17ten April hatten sich bey A alle rothe Flecken wieder verlohren, die Impfstiche aber waren roth, und besonders die an der rechten Hand. Ein Fieber äußerte sich bey ihm weiter nicht, sondern er war munter und wohl. B hatte wieder ein gelindes Fieber. Die wenigen Blattern, deren überhaupt 12 seyn mochten, standen voll Eiters und hatten einen schönen rothen Kreis. C war ohne Fieber, munter und spielte.

Am 18ten April war bey A an der rechten Impfstelle nunmehro eine wahre Blatter zu sehen. Außerdem fanden sich auch aufs neue einige rothe Flecken an verschiedenen Theilen des Körpers. Vom Fieber war nichts zu spüren, sondern der kleine Inoculirte war ungemein munter und spielte und lief umher.

her. Bey B und C wurden die Hauptblattern reif. Die Geschwulst und Röthe der Impfstiche, die bey beyden, vorzüglich bey B, ziemlich stark gewesen, verminderten sich, B war nun auch völlig ohne Fieber, munter, und hatte mehr Lust zum Spiel.

Am 19ten April war bey A die rechte Impfstelle erhaben, entzündet und schmerzend. Die sich gestern gezeigten rothen Flecken waren nicht mehr sichtbar. Bey B und C wurden die Blattern trocken, und beyde befanden sich nach Wunsch.

Am 20ten April. An A war außer der rechten Impfstelle nur eine Blatter am Halse zu bemerken, alle sich übrigens gezeigte Flecken verlohren sich wieder, ohne sich zu erheben.

Am 22ten April wurden auch bey A die Blattern reif.

Weil die Aeltern nicht völlig sicher zu seyn glaubten, daß A wegen der sehr geringen Anzahl Blattern in der Folge von der Ansteckung frey wäre, so wurde beschlossen, A zum drittenmal zu inoculiren. Ich gab demselben also am 25ten April eine Abführung und verrichtete am 26ten April die Inoculation an ihm zum dritten mal, mit frischem Eiter. Am folgenden 27ten April waren beyde Impfstiche stark entzündet, ein wenig geschwollen, und auf jeden Stich befand sich eine Blatter.

Am 28ten April hatte sich die Entzündung der Impfstellen größtentheils wieder verlohren, und am 1ten May war zwar noch eine geringe Spur davon, es kamen aber weiter keine Blattern zum Vorschein, zum sichern Beweis, daß die zwote Inoculation den gehörigen Nutzen geschafft, und A von aller Infection in der Folge frey sey. Die Impfstelle der rechten Hand eiterte nachdem noch verschiedene Tage.

Jetzt komme ich zu D zurück. Vom 13ten bis 22ten April äußerten sich bey derselben keine Merkmale, daß das Blattergift bey der zwoten Inoculation gefaßt habe. Man war daher schon darauf bedacht, die Operation zum drittenmal vorzunehmen, weswegen ich derselben am 20ten April eine gelinde Abführung aus Glaubersalz und Manna gab. Wie ich am 23ten April, welches der 24te Tag nach der zwoten Inoculation war, hier kam, um die kleine Operation zum drittenmal zu verrichten, erfuhr ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß die Impfstelle der linken Hand den Tag vorher, und also *am drey und zwanzigsten Tage nach der zwoten Inoculation*, aufs neue roth zu werden angefangen, und sich gegen Abend ein Fieber angefunden habe, welches die verwichene ganze Nacht angehalten. Ich fand auch, wie ich am Morgen das Kind sah, daß das Fieber noch nicht völlig vorüber, und die Impfstelle der linken Hand entzündet und erhaben war. Solchergestalt war die dritte Inoculation nicht nöthig, weil die zwote, wiewohl spät, anschlug. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit bey diesem seltenen Fall, und gab auf den Gang der Natur sorgfältig Acht.

Abends um 6 Uhr hatte sich die

Entzündung der Impfstelle der linken Hand mehr ausgebreitet, und in der Mitte derselben zeigte sich ganz deutlich die wahre Haupt- oder Mutterblatter, in der Größe einer mittelmäßigen Erbse, und die kleine Blatterkranke hatte ein mäßiges Fieber.

Am 24ten April waren über den ganzen Körper viele rothe Flecken zu sehen, das Fieber war sehr gelinde und die Mütterblatter der linken Hand floß sehr aus einander, und zertheilte sich in viele kleine Nebenblattern. Am Abend waren die sich diesen Morgen gezeigten rothen Flecken größtentheils wieder vergangen, und dagegen andere zum Vorschein gekommen. Nach dem gewöhnlichen Nachmittagsschlaf hatte sich ein ziemlich starkes Fieber eingefunden, sobald aber die kleine Kranke, meinem Rath zufolge, im Garten umher getragen wurde, verminderte sich das Fieber augenscheinlich.

Am 25ten April konnte ich Vormittags kein Fieber bemerken. Von den rothen Flecken waren viele unsichtbar geworden, andere aber noch hervorgekommen, und verschiedene der gestrigen fiengen an sich zu erheben. Die rechte Impfstelle blieb fast ohne Entzündung. Das Kind war munter und spielte.

Am 26ten April war die kleine Blatternde bisweilen etwas grämlich und wollte lieber getragen seyn, als gehen, befand sich aber augenscheinlich besser und munterer, so bald sie nur in die freye Luft kam. Gegen Abend hatte sie wieder ein gelindes Fieber. Die Impfstelle der rechten Hand war ein wenig röther und erhabener.

Am 27ten April befand sich die kleine Inoculirte, eine kleine Grämeley ausgenommen, völlig wohl. Es waren nun in allem 60 Blattern zu zählen, wovon nur drey im Gesichte vorhanden.

Am 28ten April fiengen die Blattern an zu reifen, und die kleine Kranke befand sich vortrefflich.

Am 1ten May waren die Blattern im Abtrocknen, und das Kind befand sich sowohl heute, wie die folgenden Tage, nach Wunsch.

Am 6ten May gab ich eine Abführung aus Glaubersalz und Manna, und rieth zum Beschluß, sowohl D, wie A, B und C, einige Tage nach Belieben Selteser Wasser mit Milch trinken zu lassen.

Die hier genannten vier Inoculirten haben während der Krankheit, die kaum den Namen einer Krankheit verdiente, nicht die geringsten widrigen Zufälle gehabt. Keines dieser Kinder ist, außer der ihnen gewöhnlichen Zeit, in ein Bette gekommen, und Arzneymittel waren nicht nöthig, denn die Natur bewirkte alles allein. Die Kinder trieben täglich ihr Spiel, und befanden sich nirgends besser, als in freyer Luft. Die beyden Fälle mit A und D scheinen wegen der langsamen Wirkung des Blattereiters alle Aufmerksamkeit zu verdienen, besonders merkwürdig und selten aber ist der Fall mit D, als bey welcher erst am 23ten Tage das Blatterfieber und am 25ten der

Aus-

Ausbruch der Blattern erfolgte. Mir ist bis jetzo nur eine einzige ähnliche Beobachtung bekannt, die ganz neuerlich zu Marseille gemacht worden, wo man die Inoculationspocken auch erst den 23ten Tag sich zeigen gesehen. Siehe Zugabe zu den Götting. gel. Anzeigen 1775. St. 22. S. 583.

Hoya. G. L. Hansen, D. Königl. Physicus.

Versuche und Beobachtungen über den Gesang der Vögel.

Vom Herrn Daines Barrington, Vicepräsidenten der Königl. Societät der Wissenschaften. In einem Schreiben an Herrn Matthew Maty, D. d. A. Secretair der Königl. Societät der Wissenschaften.

(Aus dem 63ten Bande der Philosophischen Transactionen.)

Den 10ten Jenner 1773.

Mein Herr,

Die Versuche und Beobachtungen, die ich der Königl. Societät vorzulegen die Ehre habe, betreffen den Gesang der Vögel, einen Gegenstand, der noch nie wissenschaftlich ist behandelt worden a). Es wird daher nicht unnütz seyn, einige gewöhnliche Ausdrücke, deren ich mich als Kunstwörter bedient habe, so wie auch andere die ich erst erfand, zu erklären.

Das Zwitschern (to chirp) ist der erste Laut, den der junge Vogel angiebt, er giebt dadurch sein Verlangen nach Speise zu erkennen, dieser Laut ist, wenn man darauf merkt, in allen Nestern verschieden, so daß der Kenner ohne das Nest zu sehen den darin liegenden Vogel nennen kann.

Dies Geschrey ist sehr schwach und klagend, wie man es auch nicht anders erwarten wird. Wird der Vogel älter, so verschwindet es gänzlich, und man hört es in seinem Gesange nicht weiter. Das Zwitschern einer Nachtigall ist sehr heisch und unangenehm.

Wir bemerken noch, daß das Zwitschern des jungen Vogels ein einzelner Laut ist, der nach kurzē Zwischenräumen von ihnen wiederholt wird, und den Nestlingen beydes Geschlechts gemein ist. Das Anschlagen (the call) eines Vogels ist der Laut, den er nach einem Monat hervorbringen kann: er ist, in den meisten Fällen, die ich gesammelt habe, eine Wiederholung eines und eben desselben Ausdrucks, der Vogel behält ihn Zeitlebens, und das Männchen sowohl als das Weibchen kann ihn hervorbringen.

Die

a) Kircher hat uns in seiner Musurgia einige Stellen aus dem Gesange der Nachtigall und der Sprache der Wachtel und des Kukuks, die er durch Noten ausgedrückt hat, hinterlassen. Dies beweist wenigstens, daß einige Vögel in ihrem Gesange Ausdrücke haben, die mit den Intervallen unserer musikalischen Octave übereinstimmen.

Die nächste Stuffe der Stimme des Vogels ist das Pfeifen (recording) oder Singen b).

Das Bemühen des Nestlings zu singen möchte man mit dem Bestreben des Kindes zu plaudern vergleichen. Ich weiß Beyspiele von Vögeln die schon zu singen anfiengen, da sie kaum einen Monat alt waren.

Dieser erste Versuch scheint nicht die geringsten Rudimente des künftigen Gesangs zu zeigen, so wie aber der junge Vogel älter und stärker wird, merkt man schon an ihm das Nachahmen.

Der junge fleißige Schüler erhebt seine Stimme, wenn er dieser oder jener Passage gewachsen ist, so bald er hingegen auf eine ihm noch schwere Stelle kömmt, läßt er seine Stimme fallen, so wie ein Sänger bey denen Stellen einer Arie seine Stimme hebt, wo er fertig zu seyn glaubt.

Was der junge Vogel nicht richtig singen kann, darüber eilt er weg, er läßt seine Stimme sinken, als wünschte er nicht gehört zu werden, und als ob er sich selbst kein Genüge leistete. Ich habe nie eine Stelle in einem Schriftsteller gefunden, die sich auf diese Modification der Stimme bezöge, diese Stelle im Statius ausgenommen:

— — Nunc volucrum novi
Questus, inexpertumque carmen,
Quod tacita statuere bruma.
Stat. Silv. L. IV. El. 5.

Gewöhnlich fährt der junge Vogel noch zehn oder eilf Monate fort, zu singen, wo er nun geschickt ist, jede Stelle seines Gesangs auszudrücken, diesen Gesang verliert er nie, wie er ihn auch nie ändert.

Ist der Vogel zu dieser Vollkommenheit gelangt, so sagt man von ihm, er singe seinen Gesang durch, das heißt, mit allen Variationen, die er zusammen hängt und ohne eine Pause zu machen durchsingt.

Ich möchte daher den Gesang eines Vogels so bestimmen, daß er in drey oder mehreren verschiedenen Noten bestehe, die ohne Unterbrechung auf einander folgen, in einer Zeit da ein Pendel vier Secunden schwingt.

Durch die erste Forderung dieser Definition schließe ich das Rufen eines Kukuks oder das Locken einer Henne aus: dies besteht nur aus zwo Noten: der kurze Anschlag der Singvögel, der mit jedem andern gar nicht übereinkömmt, unterscheidet sich selbst von dem, was ich Gesang des Vogels nenne, indem er nicht vier Secunden dauret.

Der Ausdruck des Kukuks und der Henne ist mehr als bloßer Anschlag, aber er erreicht nicht den Gesang, wir wollen diese Gattung der Stimmen, wo zween Ausdrücke auf einander folgen, den **doppelten Anschlag** nennen.

Nun hätte ich die Bedeutung gewisser Worte, deren ich mich in der Folge bedienen muß, erklärt, ich fahre fort einige allgemeine Sätze in Rücksicht auf die Singvögel festzusetzen, sie scheinen sich mir aus den Versuchen, die ich verschiedene Jahre hindurch angestellt habe, zu ergeben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

b) Man wähle den einen oder den andern Ausdruck nach dem Vogel, von dem man redet. Man vermeidet dadurch von Kranichen zu sagen, daß sie singen, wie Bellon in seiner Geschichte der Vögel thut:

Plusieurs oiseaux chantent la nuit, comme est l'oye, la grue, & le rossignol.

Das englische Wort to record scheint von einem musikalischen Instrument hergenommen zu seyn, das sonst häufig in England gebraucht wurde, es hieß Recorder, und war eine Art Flöten, womit man jungen Vögeln Melodien lehrte. Der Lord **Bacon** beschreibt es in der zwoten Centurie seiner Versuche.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Freytag, den 2ten Februar 1776.

Fortsetzung der Versuche und Beobachtungen über den Gesang der Vögel.

Die Stimme der Vögel ist so wenig angebohren, als die Sprache des Menschen, sie hängt lediglich von dem Lehrer ab, unter dem der Vogel erzogen wird, und von der Gelehrigkeit mit der seine Organen die Töne, die er oft höret, nachahmen.

Die meisten Versuche über diesen Gegenstand habe ich mit männlichen Hänflingen angestellt, die schon fliegen konnten, und eben das Nest verlassen hatten, diese sind vorzüglich gelehrig und ahmen sehr leicht nach, überdem kann man das Hähnchen an der weißen Farbe des obern Theils der Flügel leicht unterscheiden a).

Bey andern Arten von Singvögeln unterscheidet man das Männchen nicht so leicht, und wenn nachher aus dem Eleven ein Weibchen wird,

— — ibi omnis
Effusus labor.

Die Griechischen Dichter machen aus dem Tettix einen Sänger, und zugleich ist ihr Widerspruch merkwürdig, da sie von eben diesem Vogel behaupten, das Weibchen sowohl als das Männchen sey zum Singen unfähig.

Ich weiß in der That ein oder zwey Beyspiele von einem Weibchen, das eben so wohl sang als das Männchen, aber diese Beyspiele sind eben so selten, als daß eine gemeine Henne krähet. Ich vermuthe also mit Recht, daß alle die Papagoyen, Elstern, die gar nicht sprechen, Weibchen sind.

Ich erzog junge Hänflinge neben drey Gattungen von Lerchen, die am besten singen, der gemeinen Lerche, der Heidelerche und der Feldlerche, jeder Hänfling nahm statt des eigenthümlichen Gesangs, den Gesang seiner Lehrerinn an.

Als der von der Feldlerche unterrichtete Hänfling fertig singen konnte, brachte ich ihn auf ein Vierteljahr bey zween gemeine Hänflinge, die im vollen Singen waren. Der Feldlerchen-Hänfling nahm nicht das geringste aus

a) Die weiße Farbe reicht bey dem Hähnchen fast an den Schaft des Federkiels, da sie bey dem Weibchen kaum an die Hälfte der Fahne reicht.

dem Gesange des gemeinen Hänflings an, sondern behielt den Gesang seiner Lehrerinn, ohne ihn zu verändern.

Ich war neugierig zu wissen, ob ein Europäischer Nestling auch den Gesang eines Afrikanischen Vogels annehmen würde, ich erzog also einen jungen Hänfling bey einer Bengolina b), er ahmte seiner Afrikanischen Lehrerinn aufs genaueste nach, ohne die geringste Einmischung des Hänflingsgesangs, so, daß man einen von dem andern unmöglich unterscheiden konnte.

In einigen andern Versuchen behielt der Nestling immer etwas von seinem eigenthümlichen Gesange bey.

Ich sagte vorher, alle meine jungen Hänflinge wären drey Wochen alt gewesen, als ich sie aus dem Neste genommen, in dieser Zeit lernen sie oft von ihren Aeltern den einfachen Anschlag (call), der in einem einzigen Ausdruck besteht. Um gewiß zu seyn, daß ein Hänfling diesen einfachen Anschlag nicht habe, so nahm ich ihn, als er nur ein oder zween Tage alt war, aus dem Nest: bis an den siebenden Tag ist der junge Hänfling blind, doch kann er von dem ersten Augenblick seiner Geburt an hören, er scheint also während dieser Zeit auf die Stimme der Aeltern aufmerksamer zu seyn, als nachher, wenn er sehen kann, und überdem kündigt ihm dieser Anschlag die Ankunft seines Futters an.

Ich muß gestehen, daß ich selbst die Mühe, die Vögel von dieser Zeit an aufzuziehen, nicht übernehmen, noch auch Jemanden finden konnte, der sie übernehmen wollte, die Hindernisse bey ihrer Auferziehung sind unendlich. Die Wärme konnte freylich durch durchgewärmte Baumwolle erhalten werden, aber diese zarten Thierchen erfodern in diesem Zustande eine beständige Fütterung, die mit der größten Aufmerksamkeit zubereitet, und ihnen in den kleinsten Portionen gereicht werden muß.

Ob ich nun gleich selbst nie junge Vögel von diesem Alter an erzogen habe: so bin ich doch so glücklich gewesen, einen Hänfling und Goldfinken zu sehen, die, als sie zween oder drey Tage alt gewesen, aus dem Neste waren genommen worden.

Der erste davon gehörte dem Herrn Matthews, einem Apotheker in Kensington. Dieser Vogel hatte, weil er keine andere Töne nachahmen konnte, die Worte Pretty boy (guter Junge) und einige andere Sätze aussprechen lernen, ich hörte ihn selbst die Worte Pretty boy aussprechen, und Herr Matthew versicherte mich, daß er keinen Anschlag oder Ton eines andern Vogels angeben könne.

Die-

b) Dieser Vogel scheint noch von keinem Ornithologen beschrieben worden zu seyn: er gehört zum Finkengeschlecht, und hat völlig die Gestalt eines gemeinen Finken. Seine Farben sind grau und weiß, der Hahn hat einen gelben Fleck auf dem Rücken. Es ist ein sehr geselliger Vogel und übertrifft in seinem Gesange bey weitem alle nicht Europäische Finken, den Amerikanischen Spottvogel (mocking bird) ausgenommen.

Dieser Vogel starb im verwichenen Jahr, und sehr viele Einwohner aus London haben ihn sprechen hören.

Der Goldfinke, dessen ich vorher erwähnte, wurde in der Stadt Knigthon in Radnorshire aufgefuttert, ich hörte ihn, als ich neben dem Hause wo er gehalten wurde, vorbey gieng. Ich glaubte in der That einen Hänfling zu hören, ich gieng in das Haus um nach ihm zu fragen, weil dieser Vogel selten lange in einem Käfig leben bleibt.

Die Leute in dem Hause versicherten mich, daß sie nur einen Goldfinken hätten, der, wie sie glaubten, seine natürliche Stimme habe, ich blieb eine ziemliche Zeit in dem Zimmer, da er bloß die Stimme eines Zaunkönigs hatte, ohne Einmischung der Stimme des Goldfinken.

Nach weitern Fragen hörte ich, daß dieser Vogel aus dem Neste sey genommen worden, als er zween oder drey Tage alt gewesen, daß er in einem Fenster einem kleinen Garten gegenüber gehangen habe, wo er ohne Zweifel die Stimme des Zaunkönigs hatte nachahmen lernen, da er einen Goldfinken zu hören nicht Gelegenheit gehabt hatte.

Diese Facta scheinen entscheidend zu beweisen, daß die jungen Vögel keinen angebohrnen Begriff von der gewöhnlichen Stimme ihrer Art haben. Man könnte aber vielleicht die Frage aufwerfen, warum die jungen Vögel in ihrem freyen Zustande so genau den Gesang ihrer Aeltern nachahmen, daß man schon diesen oder jenen Gesang von einem Vogel erwartet noch ehe man ihn höret.

Dies rührt bloß von der Aufmerksamkeit des jungen Vogels auf den Unterricht seines Vaters her, die ihn auf den Gesang aller andern Vögel die um ihn herum singen, nicht achten läßt.

Junge Canarienvögel werden oft in einem Zimmer aufgezogen, worin Vögel von mehrern Gattungen gehalten werden, und doch habe ich erfahren, daß sie bloß den Gesang ihres Vaters annehmen.

Jeder weiß, daß der gemeine Haussperling in seiner Freyheit keinen andern Ton hervorbringt, als ein Zwitschern: dies liegt nicht in dem Unvermögen des Vogels andern nachzuahmen, sondern weil er bloß auf den Ton seiner Aeltern aufmerksam ist.

Um aber hierüber eine entscheidende Erfahrung zu haben, nahm ich einen Sperling der eben fliegen konnte, aus dem Neste, und erzog ihn bey einem Hänfling: der junge Vogel hörte zufälliger Weise oft einen Goldfinken, und seine Stimme wurde eine Mischung vom Goldfinken und Hänfling.

Ich habe verschiedene Versuche gemacht, um die Umstände ausfündig zu machen, die einen Vogel diesen oder jenen besondern Ton annehmen lassen, wenn er von den Alten weggenommen worden, ich kann hierin aber nichts mit Gewißheit festsetzen, als daß der Vogel ihn in der Periode annimmt,

da er sich zu diesem oder jenem Gesang determinirt.

Ich erzog eine junge Rothkehle bey einer schönen Nachtigall, die schon zu singen aufhörte, und in weniger als vierzehn Tagen stumm wurde.

Diese Rothkehle sang nachher drey Viertel von dem Gesang der Nachtigall, das übrige ihres Gesangs war das, was die Vogelsteller (rubbish) verwirrte Töne nennen.

Ich hieng darauf den Käfig der Rothkehle, dem Nachtigall näher als sonst einem Vogel, wo ich bemerkte, daß der junge Schüler dem Lehrer nachahmen wollte, dem er am nächsten war.

Aus verschiedenen andern Versuchen, die ich nachmals anstellte, machte ich den Schluß, daß es sehr ungewiß sey, welchen Gesang der junge Vogel nachahmen will, und daß er oft eine bloße Mischung werde: zum Beyspiel in dem mit dem Sperling angestellten Versuch.

Ich muß noch beybringen, daß ich aus dem Versuch, eine Rothkehle bey einer Nachtigall aufzuziehen, lernte, daß der junge Vogel sich vorzüglich an den Ton hält, den er zuerst hört, wenn er von dem Neste genommen worden.

Ferner glaubte ich daraus zu lernen, daß, wenn die Nachtigall noch im völligen Singen gewesen wäre, der vierzehntägige Unterricht hinreichend würde gewesen seyn.

Aus dem folgenden Versuch habe ich die Erfahrung gezogen, daß viele Umstände und selbst der Eigensinn des jungen Vogels hierin keine allgemeine Regeln festsetzen lassen.

Ich erzog eine junge Rothkehle auf einen Monat ganz nahe neben einem Heidlerchen-Hänfling, der in vollem Gesange war, nachher kam die Rothkehle in ein anderes Haus, wo sie nur einen gemeinen Lerchen-Hänfling hörte. Die Folge davon war, daß der Nestling nicht einen einzigen Ton des Heidlerchen-Hänflings mehr angab (ob ich ihn gleich wieder neben seinen ersten Lehrer hieng) sondern er behielt völlig den Gesang des gemeinen Lerchen-Hänflings.

Nun habe ich die Resultate verschiedener Versuche erzählt, die ich besonders in der Absicht angestellt, um auszumachen, ob die Vögel angebohrne Ideen ihrer Töne oder ihres Gesangs haben, den man als dieser oder jener Art eigenthümlich ansiehet. Ich will nun einige allgemeine Beobachtungen über ihren Gesang machen, obgleich vielleicht der Gegenstand vielen sehr gering scheinen mag.

Mit Entzücken redet jeder Dichter von der Harmonie des Gesangs der Vögel in den Wäldern, und dennoch scheinen sie es nur als ein ergötzendes Geräusch anzusehen, ob sie gleich ein musikalisches Ohr haben.

Ich bin sogar überzeugt (dies scheint freylich etwas paradox) daß die Einwohner von London hierin mehr unterscheiden und mehr davon wissen, als

von

von allen andern Dingen, die auf der Insel vorgehen c).

Hiervon scheinen mir zwo Ursachen vorhanden zu seyn.

Die erste Ursache ist, wir haben eben so wenig angebohrne Begriffe von der Musik, als von der Sprache; also müssen auch selbst diejenigen, denen die Natur noch so glücklich modificirte Organen gegeben hat, daß sie das Reizende dieses sechsten Sinns (wie es einige genannt haben) empfinden können, den besten Unterricht nützen.

Das Orchester bey der Oper dieser Hauptstadt hat einen guten Geschmack in der Musik über die übrigen Schauspielergesellschaften der Residenz verbreitet, dieser ist nach und nach von den Fidlern und Gassensängern auch angenommen worden, und die Orgeln der Kirchen und Savoyarden tragen ebenfalls zur Ausbildung der musikalischen Fähigkeiten der Einwohner von London das Ihrige bey.

Man vergleiche das Singen eines Landmanns mit der Stimme eines Blackguard d), so wird der letzte bey weitem den Vorzug über jenen ersten haben, eben dies wird man finden, wenn man die Stimme eines Landmädchens, mit einer Londoner Dienstmagd vergleicht, da die erstern höchst selten nur erträglich singen.

Ich behaupte hierdurch nicht, daß die Landleute weniger musikalisches Ohr haben, als die Einwohner der Städte, sondern nur, daß die letzteren mehrere Gelegenheit als jene haben, sich zu bilden.

Die zwote Ursache, daß die Einwohner von London von dem Gesang eines Vogels besser urtheilen können, ist diese, sie hören jeden Vogel in ihren eigenen, oder ihren Nachbarhäusern deutlicher, und der im Käfig eingeschlossene Vogel singt auch länger, als der in seiner Freyheit lebende. Hiervon werde ich die Ursache weiter unten angeben.

Die Landleute hingegen hören den Gesang der Vögel in den Wäldern nur zween Monate im Jahre, die Menge der Töne verhindert sie auf den Gesang eines Vogels vorzüglich zu merken, auch bleibt der Vogel nicht lange genug an einem Ort. Ueberdem giebt der Vogel im Walde nicht alle Töne seines Gesangs an, ob er gleich laut genug schlägt.

Aus diesen Gründen konnte ich nie in diesem Stück auf den Ausspruch einer Person, die nicht in London gewohnt hatte, bauen, und einen stärkern Beweis kann man doch wohl nicht verlangen, als daß die meisten Leute in London, welche Canarienvögel halten, genau anzugeben wissen, ob der Vogel einen Feldlerchen- oder Nachtigallsgesang hat e).

c) Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser hier die Dinge begreift, die zu den Merkwürdigkeiten der Natur gehören.

d) Selbst Engländer kannten diese vermuthlich niedrige Gattung von Leuten nicht. A. d. Uebers.

e) Ich bekam einst zween von diesen Vögeln, die von den Canarischen Inseln mitgebracht

Kein Gesang eines Vogels ist leichter zu unterscheiden, als der Gesang der Nachtigall, den die von den Tyrolern eingeführten Canarienvögel, wenigstens in einigen Stellen haben.

Ich erwähne dieser vorzüglichern Kenntniß der Einwohner der Stadt London nur deswegen, weil ich überzeugt bin, daß, wenn man andere über den Gesang der Vögel befrägt, sie den Fragenden in die Irre führen werden, statt ihm einen gründlichen und nützlichen Unterricht zu geben f).

Die Vögel singen in ihrer Freyheit nicht über zehn Wochen im Jahre, dies leidet aber bey einigen Hähnen verschiedener Vögel eine Einschränkung, ich glaube dieser Umstand rührt von einer vorzüglichen Stärke der Muskeln des Larynx (Kehlkopfs) her.

Ich fieng eine männliche Nachtigall, ein Paar Amseln beydes Geschlechts, ein Paar Krähen verschiedenes Geschlechts, und einen männlichen Hänfling, diese secirte der berühmte Anatomiker Herr Hunter aus Gefälligkeit für mich, ich ersuchte ihn, besonders auf diejenigen Werkzeuge seine Aufmerksamkeit zu verwenden, die man für die Organe zum Gesang etwa halten könte.

Herr Hunter fand die Muskeln des Larynx einer Nachtigall stärker, als sonst eines Vogels von der Art, und in allen den Fällen, wo er Männchen sowohl als Weibchen secirte, fand er diese Muskeln bey dem Männchen immer stärker. Ich schickte ihm ein Paar Dohlen beydes Geschlechts, um zu untersuchen, ob eben derselbe Unterschied bey Vögeln, die ganz und gar nicht singen, Statt fände. Herr Hunter, sagte mir nachher, er habe hierbey nicht so genaue Untersuchungen angestellt als mit dem Nachtigallen, so viel er aber untersucht habe, zeige sich kein Unterschied.

Stärke in diesen Muskeln scheint nicht das einzige Erforderniß zu seyn, sondern auch ein beständiger Ueberfluß des Futters. Dies beweisen die Vögel in den Käfigen am besten, die den größten Theil des Jahrs hindurch singen, wenn (wie ich oben schon bemerkt habe) die in der Freyheit lebenden Vögel nur zehn Wochen singen.

Die Speise der Singvögel besteht in

gebracht wurden, keiner von beyden konnte singen, und ich hörte nachher, daß ein Schiff nicht lange nachher, eine Menge dieser Vögel mitgebracht habe, die eben so wenig hatten singen können. Die meisten Canarienvögel die von Tyrol eingeführt werden, stammen von Aeltern ab, die von Nachtigallen waren unterrichtet worden, unsere Englischen Canarienvögel haben gemeiniglich mehr vom gemeinen Lerchengesang.

Diese Vögel machen einen Theil des Handels aus, vier Tyroler bringen gewöhnlich alle Jahr sechszehnhundert Stück nach England, und ob sie sie gleich tausend Meilen weit auf ihren Rücken schleppen, und 20 Pfund Accise dafür bezahlen, so verkaufen sie doch im Durchschnitt das Stück für 5 Schilling.

f) Der Hauptort wo diese Vögel ausgebrütet werden, ist Inspruck und die Gegend umher, von dort werden sie in ganz Europa umher geschleppt, bis nach Constantinopel.

in Pflanzen, Insekten, oder Samenkörnern, und an den beyden ersten Nahrungsmitteln ist im Frühling der größte Ueberfluß.

An Sämereyen, die sie nur im Herbst finden, können sie keinen großen Ueberfluß in einem so cultivirten Lande als England haben, die Samenkörner auf den Wiesen werden durchs Mähen, auf den Weiden durchs Abbeißen des zahmen Viehes, und auf den Kornfeldern durch den Pflug eingescharrt und zerstreuet, da denn auch die meisten Körner allen zarten Vögeln zu tief liegen.

Ich weiß wohl, daß viele das Singen der Männchen im Frühling aus der Wohllust erklären wollen, welche sie während des Brütens empfinden sollen g).

Allein diese erwägen nicht, daß bey weitem der größte Theil der Vögel gar nicht singt, und warum sollte der Schöpfer ihnen das Vergnügen beraubt haben?

Der Vogel in einem Käfig singt neun oder zehn Monate im Jahre, kann also aus diesem Grunde dazu nicht bewogen werden, im Gegentheil rührt dies von dem Wetteifer mit andern Vögeln her, oder fast gegen alle die Arten, welche nur ein anhaltendes Geschrey machen.

Der Vorzug im Gesang giebt den Vögeln einen bewundernswürdigen Vorzug unter sich über alle andere nicht singende, dies wissen die Vogelsteller von der bezaubernden Gewalt ihrer Lockvögel sehr wohl, von welchen sie behaupten, daß sie sich deswegen früher mausern.

Daß das Singen der Vögel nicht von der Aufmerksamkeit auf das Weibchen herrühre, davon hat mir ein sehr erfahrner Nachtigallenfänger eine sehr entscheidende Erfahrung mitgetheilt.

Einige dieser Vögel fiengen an zu schlagen in dem Augenblicke, da sie gefangen wurden. Er brachte mir eine Nachtigall, die nur erst wenige Stunden in einem Käfig gesessen hatte, und schon ihren ganzen Gesang hören ließ.

Zugleich ist dieses Thier in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft, so traurig, daß es 7 oder 8 Tage gefüttert werden muß, weil es sonst nicht von selbst frißt, auch muß man ihm die Flügel binden, damit es sich nicht durch das Anschlagen an den Käfig tödte.

Ich glaube, es ist kein Beyspiel von einem Singvogel, der an Stärke unsere Amsel übertreffen sollte, und vielleicht rührt dies von der Schwierigkeit her, die diesen Vogel hindert, sich leicht zu verbergen, wenn er einmal die Aufmerksamkeit seiner Feinde auf sich gezogen hat h).

Daher möchte ich auch lieber behaupten, daß die Weibchen der Vögel deswegen nicht singen, um sich nicht beym Brüten einer größern Gefahr auszusetzen, welches auch vielleicht die Ursache

g) Unter andern behauptet dies der Graf Büffon in seiner Ornithologie.
h) Aus eben dem Grunde sind die größern Vögel wilder als die kleinern.

che ist, warum sie wenigere große Federn und gar keine Federbüsche haben.

Ich wende mich nun zu der Betrachtung, in wiefern ein Singvogel musikalische Intervallen kennt, die nur bis zu den Semitönen von uns angegeben werden, diese können wir leicht angeben, indem wir den Finger leise über eine Seite herführen, oder nach und nach die Löcher einer Flöte zuhalten, indessen können wir kleinere Intervallen, z. E. Vierteltöne, nicht ausdrücken.

Ligon hat in seiner Geschichte von Barbados folgende Stellen: „Der „ nächste Vogel hat die Farbe eines „ Krammetsvogels, nur ist sein Kopf „ zu groß gegen den ganzen Körper, „ deswegen er auch der Rathsherr „ genennt wird. Er bringt mit seiner Stimme Töne hervor, die kein „ Instrument angeben, noch eine „ menschliche Stimme ausdrücken „ kann, denn sein Gesang besteht aus „ bloßen Vierteltönen, deren einer „ immer höher, als der vorhergehende „ steigt.„ Siehe Hist. Barb. p. 60.

Auch aus andern Stellen dieses Buchs scheint es, daß Ligon musikalisch gewesen, aber ich zweifle, ob er diese Vierteltöne gehörig unterschieden hat, um mit so vieler Genauigkeit davon reden zu können. Einige Stellen in dem Gesange weniger Arten stimmen mit den Intervallen unserer musikalischen Scala überein (wovon unser Kukuk ein bekanntes Beyspiel giebt); aber der größte Theil des Gesangs der Vögel ist des musikalischen Ausdrucks nicht fähig. Dies rührt aus folgenden Ursachen her. Erstlich die Geschwindigkeit ist oft so groß, und es ist so ungewiß, wo der Vogel pausirt, daß wir auf gar keine Art die Passage des Gesangs auf Tacte reduciren können. Die zweyte Ursache ist: die Höhe der Töne bey den meisten Vögeln übertrifft um ein beträchtliches die höchsten Töne i) auf unsern Instrumenten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

i) D. Wallis irrt sich in der Angabe der Ursache des durchdringenden Tones der Stimme:

„Nam ut tubus, sic trachea longior & strictior sonum efficit magis acu„ rum.„ Grammar. p. 3.

Je kleiner die Pfeife ist, desto durchdringender ist der Ton, wie er sehr richtig bemerkt, aber die Länge der Röhre thut gerade die entgegengesetzte Wirkung, und die Flötenspieler nehmen immer ein längeres Mittelstück, wenn sie einen schwächern Ton haben wollen.

Druckfehler. Im 4ten Stück von d. J. S. 63. Zeile 2.: für egalen breiten Gegend, ist zu lesen: egalen Gegend.

S. 64. Zeile 4. für: die Sache also, ist zu lesen: die Saat also.

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Montag, den 5ten Februar 1776.

Fortsetzung der Versuche und Beobachtungen über den Gesang der Vögel.

Ich sagte vorher, daß unsre Ideen von einer Stimme oder Instrument, ob beyde richtig die Töne angeben, von der Vergleichung mit solchen musikalischen Octaven, an die wir gewöhnt worden, entspringen.

Da nun sowohl die obern Theile eines Instruments, als auch die untern nur selten gebraucht werden, so sind wir auch nicht so gut mit den höchsten und untersten Octaven, als mit den mittlern, bekannt.

Nun aber ist der Ton, worin ein Singvogel anfängt, schon höher als alle Töne auf einem Instrument, es wird uns daher noch schwerer, wenn wir diese Töne durch Noten ausdrükken wollen.

Das dritte und unüberwindliche Hinderniß, weshalb der größte Theil des Gesanges der Vögel des musikalischen Ausdrucks nicht fähig ist, ist, daß die Intervallen der Vögel gewöhnlich so gering sind, daß wir von unsern weit größern Intervallen, worin wir unsere musikalische Octave theilen, auf diese gar nicht urtheilen können. Man sollte daher bey der Meynung derer eine Erinnerung machen, die behaupten, die Griechen und Römer hätten solche kleinere Intervallen der Octave gekannt, daß also auch die Alten Organen gehabt, die die Natur ihren ausgearteten Nachkommen versagt habe.

Ob wir gleich die feinern und nicht zu empfindenden Zwischentöne in dem Gesange der Vögel nicht angeben können a), so pfeifen doch viele Vögel nach den größern Intervallen unserer Octave, wie dies von dem Buchfinken und Canarienvogel sehr bekannt ist.

Dies rührt von der bloßen Nachahmung her, wenn sie sehr frühe vom Neste genommen werden, denn, wenn das Instrument, nach dem sie abgerichtet werden, falsch gestimmt ist, so pfeifen sie eben so leicht die falschen Töne, als die wahren. Die nächste Vergleichung, die wir zwischen unserer Musik und der Musik der Vögel anzu-

a) Es giebt Menschen, die die Fertigkeit haben, mit ihrer Kehle völlig den Gesang der Vögel nachzuahmen, aber die Beyspiele davon sind zu selten, um einen Beweis davon herzunehmen.

stellen haben, ist, ob sie in eben der Höhe singen? Hierauf will ich nicht mit völliger Zuverläßigkeit antworten, ich habe schon vorher den Grund davon angeführt, ich will nur einige Muthmaßungen, die ich über diesen Gegenstand gemacht habe, anstellen.

Hört man ein Dutzend verschiedener Singvögel in einem Zimmer, so verursacht dies nicht immer eine unangenehme Dissonanz, weder meinen Ohren, noch auch andern, auf deren Urtheil ich mich in diesem Stück mehr verlassen kann. Wenn jeder Vogel für sich ein besonders Stück singt, so wäre es außerordentlich, wenn nicht die Harmonie sollte beleidigt werden; so wie wir es in einem sogenannten Holländischen Concert erfahren, wo verschiedene Stücke zugleich gespielt werden.

Um diese Stücke dem Ohr angenehm zu machen, würde wohl zuerst erfordert, daß alle Vögel in dem Zimmer aus Einem Tone sängen, welches ich aus folgenden Gründen zu glauben bewogen werde.

Ich höre dem Singen der Vögel lange Zeit hinter einander zu, kann ich aber nicht sehr bald zu einem Instrument kommen, so vergesse ich die Höhe der Töne sehr bald.

Ich ersuchte daher einen sehr geschickten Clavierspieler, wenn er zu Hause käme, die Töne anzumerken, die er hierbey gehört habe, denn er hatte mir gesagt, er könne viele Töne, die er hörte, auf einige Stunden behalten.

Ich bekam neulich von ihm eine Nachricht von folgenden Tönen der Vögel:

F. Natürlicher Ton der Heidlerche.
A. Natürlicher Ton des gemeinen Haushahns.
C. Natürlicher Ton des Hahns aus Bantam.
B Mol eines sehr großen Hahns.
C. das bis in A fällt beym Kukuk.
A. Bey Droßeln.
D. Bey einigen Eulen.
B Mol bey einigen andern.

Diese Beobachtungen geben uns 5 Noten, nemlich A. B mol, C. D. und F. hiezu kann ich noch eine sechste (G.) setzen aus meinen eigenen Erfahrungen bey einer Nachtigall, die drey Jahr in einem Käfig eingesperrt war. Ich kann auch die Bemerkungen des Clavierspielers bestätigen, indem ich von eben dem Vogel C. und F. gehört habe.

Wollte man die Höhe dieser Töne mit einiger Zuverläßigkeit bestimmen, so war das auf dem Spinnet, bey dem ich den Versuch machte, mit der St. Pauls Glocke übereinstimmend.

Die folgenden Töne bemerkte man also bey verschiedenen Vögeln, nemlich A. B mol, C. D. F. und G., das E. fehlt nur um die Scala vollständig zu machen, diese sechs Töne geben indessen hinlängliche Data an die Hand, um wenigstens über die Töne, in denen ein Vogel singt, einige Muthmaßungen zu machen, da diese Intervallen bloß in F mit der großen Tertie, oder in G mit der kleinen Tertie können gefunden werden.

Ich

Ich möchte aus folgenden Gründen lieber das letzte annehmen.

Lukrez sagt: (und vielleicht ist dies keine sinnreich ausgedachte, sondern gegründete Muthmaßung) daß wir die ersten musikalischen Töne, von den Vögeln gelernt hätten.

At liquidas avium voces imitarier ore,
Ante fuit multo, quam lævia carmina cantu
Concelebrare homines possent, cantuque juvare.

Nun hat man unter allen musikalischen Tönen, die bey einem Vogel können unterschieden werden, vorzüglich auf die Töne des Kukuks gemerkt, welche die kleine Terze machen, dies hat nicht nur der schon erwähnte Clavierspieler, sondern auch Kircher in seiner Musurgia bemerkt.

Ich weiß wohl, daß in einigen alten Compositionen die Töne des Kukuks durch Noten ausgedruckt werden; allein diese Componisten bekümmern sich wenig um Genauigkeit, aus Dur war ihre Melodie, im Ganzen dem Rufen des Kukuks ähnlich, und dies war genug.

Ein anderer Beweis, daß unsere musikalischen Intervallen von dem Gesang der Vögel entlehnt sind, schreibt sich daher, daß die mehrsten Compositionen aus Moll gesetzt sind, wo die Musik einfach, und größentheils bloße Melodie ist.

Das älteste Stück, das ich gehört habe, ist ein Walisches, Morvar Rhydland genannt b), dies geht aus Moll, und untersucht man die Musik der Chineser und Türken im du Halde und Doctor Shaw; so wird man die Hälfte der Arien auch in Moll gesetzt finden.

Die Compositionen vor zwey Jahrhunderten, sind auch sehr oft aus Moll, da in unsern Zeiten von hundert Compositionen, neun und neunzig in Dur gesetzt sind. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen, das Moll ist klagend, und folglich den einfachen Melodien anpassender, wie man es in einem Lande, wo Musik noch nicht lange cultivirt ist, erwartet.

Auf der andern Seite hat das Dur mehr Prächtiges und Rauschendes, welches sich mehr zu der bewundernswürdigen Vollkommenheit schickt, welche die Sänger und Spieler in den letztern funfzig Jahren erreicht haben.

Als Corelli's Musikalien zuerst bekannt wurden, gestanden unsere besten Geigenspieler, daß sie zur Aufführung viel zu schwer wären, und jetzt sind es die ersten Stücke, die ein Anfänger lernt. Jedes Jahr bringt noch immer größere Wunder für verschiedene Instrumente hervor.

Ich habe vorher angemerkt, daß ich die Töne einer Nachtigall und einer unter ihr erzogenen Rothkehle, die auf die Intervallen unserer Octave reducirt werden können, immer einerley

b) Der Rhydland Marsch, wo die Einwohner der Provinz Wales einst einen großen Verlust erlitten; Rhydland liegt in Flintshire. Ich finde auch im Orpheus Britannicus, daß Purcel zwey Theile seiner Compositionen in Moll gesetzt hat.

fand, welches ein anderer Beweis ist, daß die Vögel beständig aus Einem Ton singen. Hierin sind sie von einem Sänger unter uns unterschieden, denn diejenigen die nicht zu Schauspielsängern geschickt sind, fangen oft ein Stück über oder unter dem natürlichen Tone ihrer Stimme an, den sie nachher durch das ganze Stück nicht fortsetzen können. Da die Vögel mit einerley Tönen, einerley Passagen beständig angeben, so kann nie in Absicht der Höhe des Tons ein Irrthum vorfallen. Wenige Sänger können in eben dem Ton mit ihrem Stück fortfahren, wenn es zu eben der Zeit aus einem andern Tone gesungen wird, oder wenn eben dieselben oder andere Stellen gesungen werden, die im Tact und Tempo nicht übereinstimmen.

Da die Vögel in einerley Passagen einmal angenommenen Tönen immer treu bleiben, ob sie sich gleich nie um ein Tempo bekümmern, so kann man folglich ein Stück für zwey Dompfaffen componiren, wo immer Harmonie bleiben wird, der eine mag anfangen oder aufhören wenn er will.

Ich habe eine solche sinnreiche Composition besorgt, sie ist von einem sehr geschickten Musikus c).

Wir finden bey verschiedenen Vögeln viele musikalische Fähigkeiten, allein die Delicatesse in der Empfindung, diesen Vorzug eines menschlichen Sängers, scheinen sie nicht zu haben, und deswegen darf man von den besten unter ihnen nicht erwarten, daß sie das Geschmacklose in dem obern Flötenregister einer Orgel d), an der nicht die neuere Vollkommenheit eines Dämpfers angebracht worden, empfinden sollten.

Sie werden auch sehr leicht durch das höchst unvollkommene Instrument einer Lockpfeife betrogen, deren Töne sie oft für die Töne eines andern ihrer Art annehmen.

Ich habe vorher bemerkt, daß man wohl von keinem Vogel, der größer als eine Amsel ist, sagen könne, er singe, ob man gleich von vielen sagt, daß sie sprechen: auch die kleinern Vögel haben die Anlage dazu, dahingegen die größern Vögel keine schickliche Organen zum Singen haben.

Wir haben Nachrichten von Vögeln, von denen man bey den Griechen und Römern glaubte, sie sprächen, mit denen wir aber nie einen ähnlichen Versuch zu machen pflegen. Moschus redet von Schwalben und Nachtigallen, die auf diese Art unterrichtet waren.

Ἀδονίδες πασαι τε χελιδονες, ἁς ποκ' ἐτερπεν,
Ας λαλιην ἐδιδαξκε.

Moschi Idyll. III.

Pli-

c) Herr Zeidler, Violoncelliſt bey dem Theater in Covent-Garden.

d) Der Lord Bacon erwähnt, daß an einem Instrument, welches er Regal (eine Art Positiv) nennt, ein Nachtigallregister war, worin man Wasser goß, um den Ton der Nachtigall dadurch besser nachzuahmen. Siehe Cent. II. exp. 172.

Da dies Instrument, wie das Nachtigallenregister, abgekommen ist, so ließ ich eine Orgelpfeife zum Theil ins Wasser stellen, und als darin geblasen wurde, so brachte sie einen dem Tone eines Vogels sehr ähnlichen Schall hervor.

Plinius redet von einem Hahn, einer Droßel und Nachtigall, welche sprachen:

„Habebant & Cæsares juvenes turdum, item luscinias Græco atque „ Latino sermone dociles, præterea „ meditantes in diem, & assidue nova „ loquentes longiore etiam contextu.„

Hist. Nat. Lib. X. c. 21. & 42.

Statius redet auch von einigen Vögeln, die wir nie auf diese Art abzurichten pflegen:

Huc doctæ stipentur aves, queis nobile fandi
Jus natura dedit, plangat Phœbeius ales,
Auditasque memor penitus dimittere voces
Sturnus & Aonio versæ certamine picæ.
Quique refert jungens iterata vocabula perdix,
Et quæ Bistonio queritur soror orba cubili e).

Stat. Sylv. Lib. II. ecl. 4.

e) Unter den fünf in dieser Stelle des Statius angeführten Vögeln sind vier, von denen man jetzt nicht weiß, daß sie sprechen, nemlich der Hahn, die Nachtigall, das gemeine, und das rothgestreifte Rebhuhn (tetrao-rufus bey Linné).

Da ich annehme, daß perdix diese letztere Art von Rebhuhn bedeute, nicht aber das gemeine Rebhuhn (wie es gewöhnlich übersetzt wird), so muß ich hier die Gründe angeben, warum ich von andern abweiche, und warum ich in eben dieser Stelle Sturnus nicht durch Stahr, sondern das gemeine Rebhuhn übersetze.

Keiner der alten Autoren hat die Federn des Perdix beschrieben, aber Aristoteles und Plinius unterrichten uns, aus welchen Materien sie ihre Nester, und wo sie dieselben bauten.

Aristoteles sagt, daß ihr Nest mit Strauchwerk befestigt war, (Ἐπιλυγαζομενοι ὑλην. Lib. V. cap. 1. Dies übersetzt Stephens, sie machten eine Bedekkung von Strauchwerk) und an einer andern Stelle (Lib. IX. cap. 8.) sie befestigten es mit Dornen und Strauchwerk, keines von beyden braucht das gemeine Rebhuhn, das oft in einer Gegend baut, wo es beydes nicht haben kann.

Der Graf Buffon erzählt uns, daß die rothgestreiften Rebhühner, „se tiennent sur les montagnes, qui produisent beaucoup de bruyeres & de brossailles, „ in seiner Ornithologie', T. II. p. 433. Silius Italicus sagt von dem perdix, daß es sich in eben einer solchen Gegend aufhalte.

Ceu perdix, quum densa vagis latratibus implet
Venator dumeta. Lacon. L. III. l. 29.

Ovidius, wenn er von dem Perdix redet, sagt:

ponitque in sepibus ova.

Hier pflegt aber das gemeine Rebhuhn nur selten zu bauen.

Siehe Met. lib. VIII. v. 258. und v. 237. In eben dem Buch sagt er:

Garrula ramosa prospexit ab ilice perdix.

Nun aber weiß ein jeder, daß das gemeine Rebhuhn nie auf den Bäumen nistet.

Plinius unterrichtet uns:

Perdices spina & frutice sic muniunt receptaculum, ut contra feras abunde celentur.

Siehe Hist. Nat. Lib. X. cap. 23. Im 52ten Kapittel des 10ten Buchs sagt er, daß das Perdix weiße Eyer lege, die legt aber nie das gemeine Rebhuhn.

Da wir aus diesen Stellen sehen, daß so viele Arten von Vögeln sprechen lernten, und da ein Sperling die Töne eines Hänflings lernte, so zweifle ich sehr, ob man je eine Art wird aufführen können, die zu solchen Nachahmungen unfähig seyn sollte, denn aus den verschiedenen vorher angeführten Beyspielen erhellt, daß die äußersten Bemühungen bey einem Vogel nicht fehl-

Es sind noch andere Beweise meiner Muthmaßung vorhanden.

Aristoteles sagt, wenn er von diesem Vogel spricht:

Των μεν πεδικων, οι μεν κακκαβιζουσιν, οι δε τριγουσι. Lib. IV. c. 9.

Nun ist aber das Wort κακκαβιζουσι offenbar nach der Stimme dieses Vogels gebildet, die ganz und gar nicht mit dem gemeinen Rebhuhn übereinstimmt.

Der Verfasser der Elegie auf die Nachtigall die man dem Ovid zuschreibt, hat folgende Zeile:

Caccabat hinc perdix, hinc gratitat improbus anser.

Die Stimme dieses Vogels muß also eine besondere Aehnlichkeit mit den Worten κακκαβιζει und caccabat gehabt haben.

Ich finde sogar, daß der Graf Buffon im 2ten Theil S. 422. seiner Ornithologie behauptet, daß das πεδιξ des Aristoteles nicht das gemeine Rebhuhn sey; aber ohne mich hierüber in eine Erklärung einzulassen, merke ich nur an, daß seine Merkmale unbestimmt sind, und daß er nach dem ersten Kapitel des sechsten Buchs des Aristoteles gar nicht auf die Materialien, aus denen das Nest bereitet wird, Rücksicht nimmt.

Wenn der Graf nicht unaufmerksam gewesen wäre, so würde das Gras und die Blätter, aus denen, wie er sagt, das Nest zusammen gesetzt ist, beweisen, daß Aristoteles von dem gemeinen Rebhuhn spreche, wider welches er eben seine Meynung behauptet.

Der starke Beweis aber, daß perdix, das rothgestreifte Rebhuhn bedeute, ist daß die Italiäner noch bis auf den heutigen Tag diesen Vogel perdice, und das gemeine starna nennen. Siehe Olina.

Ich glaube daher, daß perdix, nach der Lesart in der vorher angeführten Stelle des Silius Italicus, der ächte lateinische Name dieses Vogels sey, und daß der Name perdix bloß aus dem Griechischen hergenommen worden.

Dies führt mich nun weiter auf den Beweis, daß Sturnus in dieser Stelle des Statius das gemeine Rebhuhn bedeute, nicht aber einen Stahr, der, wie ich selbst gestehe, hier nicht so überführend ist, als die, welche ich bey der Bedeutung des Worts perdix beygebracht habe. Sind hier meine Beweise nicht so überzeugend, als vorher; so müssen wir die Zahl der Vögel, die wir bey den Römern als sprechende Vögel finden, auf drey reduciren, da der Stahr noch in unsern Zeiten oft zum Sprechen abgerichtet wird.

Da ich hier aus der Beschreibung der Gestalt des Sturnus, oder aus den Materialien seines Nestes nicht schließen kann, wie im vorhergehenden, so muß ich meine Conjectur auf die beyden Vögel einschränken, die beyde im Statius auf einander folgen, auf das gemeine Rebhuhn, das bis auf den heutigen Tag von den Italiänern noch Starna genannt wird, und daß, wenn Sturnus ein Stahr heißt, die Römer kein Wort für das gemeine Rebhuhn hatten, welches doch eben das ist, das noch jetzt in Italien angetroffen wird.

fehlschlagen werden, wenn ihm die Natur die dazu nöthigen Organen nicht versagt hat.

Es kann nur während einer sorgfältigen Erziehung bestimmt werden, ob ein Vogel dazu geschickt ist oder nicht, denn wollte man sich bloß auf Muthmaßungen hierbey verlassen, so würde man leicht vermuthen können, daß ein Sperling nicht einen Hänfling nachahmen, noch auch, daß je eine Nachtigall oder ein Rebhuhn würde sprechen lernen.

Und hier wird es nicht unrecht seyn zu erklären, was ich darunter verstehe, wenn ein Vogel die Töne eines andern, oder die menschliche Sprache nachahmen lernt.

Sind die Vögel in der Gestalt (besonders des Schnabels) f) nur wenig unterschieden, so ist die Nachahmung so genau, daß

Mire sagaces falleret hospites
Discrimen obscurum.

Horat.

Denn in diesen Fällen, ist nicht nur die Melodie, sondern auch der Ton einerley. Dies war das Resultat des Versuches mit dem Hänfling, den ich bey einer Bengolina erzog.

Bey meinem Versuch den Sperling die Töne des Hänflings zu lehren, fehlte doch demselben die Feinheit des Tons seines Meisters, obgleich die Melodie eben dieselbe war. Diese Nachahmung möchte

f) Es scheint sehr leicht zu begreifen, warum Gestalt und Lage des Schnabels wichtig sind, aber ich habe auch bemerkt, daß die Farbe des Schnabels sich verändert, wenn der Vogel im Singen ist, oder nicht, und ich habe auch gelernt, daß ein Hahn selten viel singt, wenn nicht sein Kamm roth ist.

Wenn die meisten Vögel aus dem Finkengeschlecht zu singen anfangen, oder aufhören, so merkt man eine solche Veränderung der Farbe ihres Schnabels. So haben die gemeinen Finken und Hänflinge eine dunkelblaue Farbe, die verschwindet so bald sie zu singen aufhören.

Diesen Umstand sollten die Ornithologen bey der Beschreibung dieser Arten merken, da sie gewöhnlich annehmen, die Farbe des Schnabels bleibe immer dieselbe.

Dies scheint indessen mehr ein Kennzeichen als die Ursache zu seyn, wenn ein Vogel zu singen anfängt. Ob es sich eben so bey den dünnschnablichten Vögeln verhält, darüber habe ich keine hinlängliche Versuche angestellt.

Ein sehr geschickter Vogelfänger sagte mir von einer Nachtigall drey Winter hinter einander (so lange behielt ich sie) ob sie singen würde, aus dem Dünger derselben vorher, wenn er nemlich mit großen blutigen Flecken vermischt war, da er sonst nur eine todtweiße Farbe zeigt.

Eben dieser Vogelfänger beurtheilte hieraus den gesunden oder kranken Zustand eines Vogels.

Da er ihren Puls nicht betasten konnte, so nahm er sein Urtheil von der Farbe und Consistenz des Mistes, und vom Gewicht des Vogels her.

Er sagte frey heraus, was er von diesen Merkmalen erwarte, und wenn diese oder jene Veränderungen nicht bald eintreten würden, so wäre es gefährlich. Er weigerte sich oft etwas zu verordnen, wenn er den Vogel zu leicht fand, oder wenn er glaubte, daß die Zeit zu kurz sey um eine Veränderung in dem Dünger hervorzubringen.

möchte man mit der Nachahmung eines Blackguard, der eine Opernarie singen wollte, vergleichen, die Noten könnte er vielleicht treffen, aber Manier und Töne würden Himmelweit unterschieden seyn.

So sprach der Hänsling die Worte Pretty boy nicht so deutlich aus als ein Papagoy, ob man gleich die Worte sehr gut unterscheiden konnte.

Die Erziehung von der ich sprach, giebt also der Stimme des Vogels keine neue Organe, so wie das Instrument sich leicht ändern wird, wenn Noten und Melodie verschieden sind.

Ich machte einen Versuch, der wahrscheinlich eine Veränderung in dem Ton des Vogels würde hervorgebracht haben, wenn der Vogel seine gehörige Größe erreicht hätte. Ich ließ eine junge Amsel von sechs Monaten castriren, sie starb aber bald darauf, und ich wiederholte den Versuch nicht, ich ziehe nun hieraus einige wahrscheinliche Muthmaßungen.

Plinius und die Capaunenmacher in London versichern, daß der Capaun nicht krähe, dies erkläre ich daher, daß die Muskeln des Larynx nie ihre gehörige Stärke erhalten, die nach den Zergliederungen des Herrn Hunters ein nothwendiges Erforderniß bey den Singvögeln zu seyn scheint.

Vielleicht aber wird man fragen, warum nicht eine ähnliche Operation die Töne des jungen Vogels vollkommen machen sollte, da man doch gewöhnlich dafür hält, daß sie so viel zur Vollkommenheit der menschlichen Stimme beytragen.

Hierauf antworte ich, daß das Castriren uns in diesem Stücke gar nichts hoffen läßt, denn die Stimmen der Castraten sind so verschieden, daß viele Castraten sich vom Abschreiben der Musikalien erhalten müssen, und damit diese von der übrigen Gesellschaft getrennte Menschen nicht verhungern, werden so wenig Musikalien in Italien gedruckt.

Man setzt mir vielleicht die Namen eines Farinelli und Mansoli entgegen.

Allein das Verzeichniß solcher Namen wird erstlich sehr klein seyn, und ihre Geschicklichkeit sollten wir lieber aus der Erziehung dieser Sänger, als aus dem Castriren erklären.

Das Castriren erhöhet nach der Operation die Stimme nicht mehr, als sie vorher war, allein man erzieht den Castraten von der Zeit an mit beständiger Rücksicht auf seinen künftigen Stand, er schont daher seine Stimme mehr, als die, welche keinen so frühen und beständigen Unterricht im Singen erhalten.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Freytag, den 9ten Februar 1776.

Schluß der Versuche und Beobachtungen über den Gesang der Vögel.

Beobachtet man oft die Stärke der Stimme der Singvögel, so ist es erstaunenswürdig, in welch einer großen Entfernung sie gehört werden können.

Ich darf es, glaube ich, wagen, zu behaupten, daß eine Nachtigall bey sehr stiller Luft, auf eine englische Meile Weges kann gehört werden a).

Ich bemerke auch den Athem einer Rothkehle an einem frostigen Morgen condensirt.

Um den Versuch mit Genauigkeit zu machen, welche von beyden Stimmen, des Vogels, oder die menschliche, stärker sey, müßte ein Mensch von eben dem Ort aus, von dem die Nachtigall gehört würde, schreyen, und ich glaube, man wird die Nachtigall deutlicher hören, als die menschliche Stimme. Jeder muß schon die Erfahrung gemacht haben, daß, wenn man vor einem Hause vorübergeht, wo die Fenster verschlossen sind, man den Gesang eines Vogels deutlicher hört, als die lebhafte Unterredung einer Gesellschaft.

Die meisten, die nie auf den Gesang der Vögel aufmerksam gewesen sind, glauben, alle Vögel von einerley Art singen auch einerley Melodie mit einerley Tönen. Dies verhält sich ganz und gar nicht so, obgleich eine große Aehnlichkeit zwischen beyden Statt findet.

So ziehen die Londoner Vogelfänger den Gesang der Goldfinken aus der Provinz Kent vor, die Dompfaffen von Kent ausgenommen, und wenn sie dieselben an die Kenner verkaufen, so sagen sie dem Käufer, daß er diesen oder jenen Gesang habe, den man sehr leicht unterscheiden kann b).

Viele Liebhaber von Nachtigallen

a) Der Graf Büffon erzählt, daß das vierfüßige Thier, das er Huarine nennt, in der Entfernung einer Meile kann gehört werden.

b) Eben dies thun die Vogelfänger in Deutschland, und man kann diese Kunstwörter besonders von den Bergleuten erfahren. Anm. des Uebers.

ziehen die aus Surry denen aus Middlesex vor c).

Man kann die Verschiedenheit verschiedener Vögel einerley Art vielleicht mit nichts besserm vergleichen, als mit der Verschiedenheit der Provinzialdialecte. Die Nachtigall scheint fast allgemein als das Haupt aller Singvögel angesehen zu werden, (und diesen Vorzug darf sie kühn behaupten) weil sie wegen ihres nächtlichen Singens aufmerksamere Zuhörer hat. Daher sagt Shakespeare: Sänge die Nachtigall nur bey Tage, wenn jede Gans gackert, man würde sie für keinen bessern Sänger halten, als einen Zaunkönig d).

Der Gesang dieser Vögel ist von verschiedenen Schriftstellern weitläuftig beschrieben worden, besonders vom Strada und Plinius.

Da ich gestehen muß, daß ich mit diesen berühmten Beschreibungen keine deutliche Ideen verbinden kann, und da ich selbst auf drey Jahr eine sehr schöne Nachtigall hielt, so will ich mich bemühen ihren Gesang, so viel es mir möglich ist, richtig zu beschreiben.

Der Ton der Nachtigall ist bey weitem viel weicher als sonst eines Vogels, und dennoch ist er oft zu eben der Zeit sehr prächtig.

Wenn der Vogel seinen Gesang ganz durchsingt, habe ich sechszehn verschiedene Manieren bemerkt, die mit so vielem Geschmack verbunden waren, daß sie die unterhaltendsten Variationen hervorbrachten.

Der in diesem Stück ihr am nächsten kommende Vogel ist eine gemeine Lerche, aber in Absicht des weichen Tons weit unter der Nachtigall; die meisten übrigen Vögel haben nicht über vier oder fünf Variationen.

Der nächste Vorzug der Nachtigall besteht in dem anhaltenden Gesange, ohne eine Pause zu machen, ich habe diesen oft zwanzig Secunden hinter einander gehört. Muß die Nachtigall während der Zeit respiriren, so thut sie es weit unmerklicher als ein Opernsänger.

Die

c) Herr Hanshaw sagt uns, daß die Nachtigallen in Dännemark nicht eher, als im May, gehört werden, und daß ihr Gesang nicht so angenehm und mannigfaltig sey, als der unsrigen. Siehe Doctor Birch's Historie der Königl. Societät Vol. III. p. 189. Indessen sagt uns Herr Fletcher (Russischer Minister der Königinn Elisabeth) daß die Nachtigallen in Rußland eine feinere Stimme hätten, als die unsrigen. Siehe Fletchers Leben in der Biographia Britannica.

Ich konnte es niemals glauben, daß, wie es gewöhnlich erzählt wird, der Czaar Peter I. beträchtliche Kosten anwandte, um Petersburg Singvögel zu haben, da nach der Fauna Suecica, in diesen Gegenden dieselben Vögel gefunden werden, die man in England hat.

d) Die Heidlerche und der Rohrsperling singen auch bey Nacht, und der letzte hat daher in der Nachbarschaft von Shrewsbury den Namen der kleinen Nachtigall bekommen.

Die Nachtigall und diese beyden Vögel singen auch bey Tage, man unterscheidet sie aber in dem allgemeinen Concept nicht so genau.

Die Heidlerche ist hierin weit unter der Nachtigall e).

Was ich hier sage, gilt nur von einer in einem Käfig eingeschlossenen Nachtigall, weil diejenigen, welche wir im Frühling hören, so geil sind, daß sie nur ganz kurze und helle Töne angeben, die man folglich nicht mit dem Ausdruck eines gefangenen Vogels vergleichen kann.

	Weicher Ton.	Lebhafter Ausdruck.	Klagender Ausdruck.	Dauer.	Ausführung.
Nachtigall — —	19	14	19	19	19
Gemeine Lerche —	4	19	4	18	18
Heidlerche — —	18	4	17	12	8
Feldlerche — —	12	12	12	12	12
Hänfling — —	12	16	12	16	18
Stieglitz — —	4	19	4	12	12
Buchfinke — —	4	12	4	8	8
Canarien-Zeisig —	4	4	4	4	6
Grasmücke — —	6	0	6	4	4
Zeisig — — —	2	4	0	4	4
Aberdavina — —	0	4	0	4	4
Droßel — —	4	4	4	4	4
Amsel — —	4	4	0	2	2
Rothkehle — —	6	16	12	12	12
Zaunkönig — —	0	12	0	4	4
Rohrsperling — —	0	4	0	2	2
Schwarzkappe — oder Norfolk Mock-nightingale. Siehe Zool. Brit. p. 262.	14	12	12	14	14

e) Ich theile hier eine Tabelle mit, woraus die wechselseitigen Vorzüge der englischen Singvögel erkannt werden können. Ich habe die Idee von dem Herrn de Piles aus seinem Cours de peinture par principes entlehnt. Ich werde mich nicht darüber wundern, wenn viele mit mir in Absicht gewisser Vögel nicht einig sind, so wie er sich auch anderer Meynungen in Absicht auf verschiedene Mahler nicht befremden läßt.

Da ich fünf Columnen habe, de Piles aber vier, so mache ich zwanzig, wie er sechszehn, zu dem höchsten Punkt der Vollkommenheit.

Ich muß ferner bemerken, daß meine Nachtigall ein sehr ausgesuchter Vogel war, denn viele sind so schlecht, daß die Liebhaber sie nicht nehmen, sondern mit dem Namen Franzosen belegen f).

Aber nicht nur im Ton und in der Variation excelliret die Nachtigall, sondern der Vogel singt auch, wenn ich so reden darf, mit Urtheil und Geschmack g).

Ich habe daher gewöhnlich bemerkt, daß meine Nachtigall, wie die Römischen Redner, leise anfieng, indem sie ihre Stimme zu schonen schien, um gewisse Ausdrücke zu erheben, welches eine erstaunenswürdige Wirkung thut, und alle Worte übersteigt.

Ich abstrahirte gewisse Stellen, um sie auf unsre Musik zu reduciren. Ob man nun gleich sich dadurch eine Idee verschiedener Ausdrücke, deren sie sich bedienen, verschafft, so ist es doch unmöglich, das gehörige Tempo anzugeben, worauf der ganze Effect beruht.

Ich ersuchte einmal einen sehr geschickten Flötenspieler, die Noten, die Kircher in seiner Musurgia, als Noten für die Nachtigall, hat in Kupfer stechen lassen, zu blasen; da er aber ihre Dauer nicht auszudrücken im Stande war, so war es unmöglich, einige Spuren des Gesangs der Nachtigall darin zu entdecken.

Es wird nicht unschicklich seyn hier zu fragen, ob nicht ein gewisser h) Amerikanischer Vogel (American Mocking-bird) ein furchtbarer Nebenbuhler der Nachtigall ist, obgleich alle Reisende gestehen, daß die Musik der Europäischen Wälder alle andere in der ganzen Welt übertreffe i). Thomson der Dichter', auf dessen Beobachtungen in der Naturgeschichte man sich verlassen darf, sieht diesen Vorzug der Europäischen Vögel als eine Schadloshaltung an, daß ihnen die Natur ein prächtiges Gefieder versagt hat.

Unser Stieglitz verbindet mit einem rauschenden und angenehmen Gesange eine sehr schöne Mannigfaltigkeit in der Farbe seiner Federn.

Man muß gestehen, daß oft fremde Vögel nach Europa gebracht werden, die

f) Man sollte hieraus schließen, daß die Vögelfänger mehr französische Musik gehört hätten, und dies ist auch der Fall, da viele von ihnen in Spittal-Fields leben.

g) Ich habe hier den Blutfinken nicht erwähnt, den man gewöhnlich für einen Singvogel hält, weil sein Ausdruck in der Freyheit in einem unordentlichen und unangenehmen Geräusch besteht.

So habe ich auch den Rothschwanz ausgelassen, der bey den Franzosen le Rossignol de muraille heißt, (Zinanni sagt von ihm: Il culoranzo è un uccello (per quanto dicono) molto canoro, ma io tale non lo stimo. Siehe Delle uova e dei nidi p. 53.) da ich seinen Gesang nicht kenne, ob er gleich von vielen bewundert wird.

h) Turdus Americanus minor canorus. Raj. Syn. Die Indianer nennen ihn Cent-latolli, den Vierhundertzüngigen. Siehe Catesby.

i) Siehe Rocheforts Hist. des Antelles T. I. p. 366. Phil. Transact. Abr. Vol. III. p. 563. und Catesby.

die man zu großer Beschauung hört, da die meisten wegen ihres zahmen Wesens von Menschen ausgefuttert sind, wovon ich aber schon die Folge im Vorhergehenden angezeigt habe. Die dünngeschnäbelten Vögel können nicht wohl übergeführt werden, da der beständige Vorrath von Insekten (ihre gewöhnliche Speise) ihnen fehlt, und eben die frischen Insekten ihre beste Nahrung ausmachen.

Ich habe Gelegenheit gehabt den vollständigen Gesang des Amerikanischen Mocking-bird zu hören.

Dieser Vogel lebt noch, und ist seit sechs Jahren in England gewesen.

Während einer Minute ahmte er die Heidlerche, den Blutfinken, die Amsel, die Droßel und den Sperling nach. Man sagte mir auch, daß er wie ein Hund bellen könne, so daß der Vogel keine Auswahl zu machen scheint, obgleich sein Gesang unter allen Vögeln, die ich kenne, der Nachtigall am nächsten kömmt.

Von seinem gewöhnlichen Gesange wissen wir nichts, da nur diejenigen davon urtheilen können, die ihn in den Amerikanischen Wäldern haben singen hören.

Kalm k) erzählt uns, daß sein natürlicher Gesang sehr vortrefflich sey, allein dieser Reisende scheint nicht lange genug in jenen Gegenden gewesen zu seyn, um von dem eigenen Gesange dieser Art urtheilen zu können; Gaukler, wie dieser Vogel zu seyn scheint, machen oft ihr Glück durch Nachahmung.

Ich bin zweifelhaft gewesen, ob dieser Vogel nicht völlig den Gesang der Nachtigall sollte erreichen können; aber die Aufmerksamkeit mit der er jedes unangenehme Geräusch bemerkt, verhindert die Ausbildung seiner Fähigkeiten.

Wir haben etwas Aehnliches in Europa an der Feldlerche. Dieser Vogel macht die Töne eines jeden andern, der neben ihm hängt, nach, selbst wenn sein Gesang sich bey ihm schon fixirt hat. Deswegen hängen oft die Vogelfänger einen noch nicht lange gefangenen Vogel neben eine Feldlerche, damit diese, wie sie es nennen, seine Sittsamkeit annehme.

Man möchte vielleicht fragen, warum die wilde Feldlerche immer noch din väterlichen Gesang beybehält, da ein Vogel in der Freyheit nicht immer einerley Art behält, und da er folglich nicht immer einerley Töne wiederholen hört, wie dies der Fall ist, wenn er beständig in einem Käfig hängt. Im freyen Zustande behält daher die Feldlerche den väterlichen Ton bey, da nemlich der Vater die Jungen futtert und sie beständig auf ihn merken.

Man wird vielleicht fragen, wie die Vögel ursprünglich den, jeder Gattung eigenen Gesang bekommen haben. Hierauf antworte ich, daß der Ursprung der Töne der Vögel

k) Vol. I. p. 219.

eben so schwer zu erforschen ist, als der Ursprung der Sprachen.

Der Verlust des Vaters in den wichtigsten Zeitpunkten des Unterrichts brachte ohne Zweifel die Veränderungen hervor, deren ich schon bey dem Gesange jeder Gattung Erwähnung gethan habe, da denn der junge Vogel entweder auf einen andern Gesang aufmerksam war, oder selbst neue Töne erfand die sich von Generation zu Generation fortpflanzten, bis etwa günstige Zufälle andere Veränderungen hervorbrachten. Die Organen einiger Vögel sind auch wahrscheinlich mangelhaft, daß sie also die natürlichen Töne nicht genau nachahmen können, wie Menschen nicht immer ihre Töne so articuliren können, als sie sollten.

Dergleichen Mängel mußten neue Aenderungen hervorbringen, weil diese Mängel sich auch auf ihre Nachkommen fortpflanzen, die bloß auf den natürlichen Gesang aufmerksam sind. Einige dieser Abkömmlinge haben vielleicht auch mangelhafte Organen, und so vermehrt sich die Mannigfaltigkeit im Gesange.

Die Wahrheit bestätigt sich dadurch, daß selten zween Vögel von einerley Art, auch genau einerley Töne haben, obgleich die Aehnlichkeit sehr groß ist.

So finden die meisten Leute, wenn sie eine Heerde Schafe sehen, keinen Unterschied unter derselben, allein der Hirte schwört darauf, welches sich verlohren hat.

Da ich nun am Ende meiner Versuche und Beobachtungen über den Gesang der Vögel bin, so wird man vielleicht die Frage aufwerfen, welcher Nutzen aus diesen Versuchen und aus der Verwendung der Zeit und der Kosten, die gewiß sehr beträchtlich sind, entspringe.

Ich gestehe sehr gern, daß sehr wichtige Vortheile nicht daraus gezogen werden können. Allein es ist keine bessere Methode die menschlichen Fähigkeiten zu erforschen, als durch Vergleichungen mit den Fähigkeiten der Thiere, vorausgesetzt, daß wir sie nicht mit dem unangenehmen Gedanken machen, uns selbst dadurch zu erniedrigen. So verweist man uns auf die Ameisen, als ein Muster des Kunstfleißes und der Vorsicht, weil diese sich auf den Winter, wo sie in einem beynahe aller Bewegung beraubten Zustande sind, mit Speise versorgen; wir wollen also auch nicht die musikalischen Fähigkeiten der Vögel über die unsrigen setzen.

Der Gesang vieler Vögel ist gewiß sehr angenehm, kann aber auf keine Weise mit der menschlichen Stimme, oder unsern musikalischen Instrumenten verglichen werden, nicht nur wegen der rauschenden Harmonie in so vielen Compositionen, welche den Vögeln völlig fehlt, sondern auch weil selbst in unsrer Melodie mehr Sprache und Ausdruck ist, als in allen Melodien der Vögel 1), und ohne diese ist doch die Musik matt und ohne Leben.

Ich

1) Die Nachtigall macht vielleicht von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme.

Ich kehre nun zu dem Nutzen zurück, den man aus der Aufmerksamkeit auf den Gesang der Vögel, oder aus dieserwegen angestellten Versuchen ziehen kann.

Das erste ist bisher von den Naturforschern zu sehr versäumt worden.

Das einzige Mittel das Geschlecht eines Vogels, den man nicht im Käfig hat, zu unterscheiden, ist der Gesang. Z. E. wenn Herr Adanson uns zugleich die Nachricht gegeben, ob die Europäischen Schwalben, die er im Winter auf Senegal will gesehen haben, einerley Töne mit den Europäischen hätten, so würde dies schon ein Schritt weiter zum Beweise des Facti, welches er und andere so sehr behaupten, gethan seyn.

Die gemachten Versuche sind ohne Zweifel denen sehr nützlich, die ein Vergnügen an Singvögeln finden, weil es klar ist, daß durch die Erziehung eines Vogels neben verschiedenen Arten, oft eine Mischung hervorgebracht wird, die die Töne des Vogels, wenn er in der Freyheit lebt, weit vollkommener machen. Es erhellt auch aus dem Versuch mit dem Hänfling der unter einer Bengolina erzogen wurde, daß wir den Gesang in den Wäldern von Asia, Afrika und Amerika leicht in den unsrigen würden gemein machen können. Denn hätte man den Hänfling frey gelassen, so würden seine Jungen im nächsten Sommer ebenfalls den Bengolinagesang gelernt haben.

Wir erhalten aber nicht nur eine glückliche Mischung, und bringen nicht nur Gesang in unsere Wälder, der noch nie darin gehört worden, sondern wir verbessern auch die Werkzeuge mit denen diese oder jene Art des Gesanges ausgedrückt wird, wenn z. E. ein Liebhaber besondern Geschmack an dem Gesang hätte, den man den Canarienvogel-Gesang nennt, der im Ton, wie jeder zugestehen muß, weit unter dem Hänfling ist, so würde man sich einen solchen Liebhaber sehr verbinden, wenn man einen jungen Hänfling bey einem Canarienvogel erzöge. Da würden die Passagen des Gesangs eben dieselben, das Instrument aber verbessert seyn.

Aus diesem Versuch haben wir also gelernt, daß man von einem Nestling nichts erwarten darf, der nicht von seinen Aeltern aufgefuttert worden, wenn er nicht von einem Männchen unterrichtet wird. Diejenigen verschwenden also viel Geld und Mühe, welche junge Nachtigallen auffuttern: denn sie haben, wenn sie auch mit der größten Mühe aufgefuttert werden, einen ganz und gar nichts bedeutenden Gesang.

Wenn man eine Heidlerche oder gemeine Lerche unter einer Nachtigall erzieht, so werden die Kosten (die sich ohngefähr wöchentlich auf einen Schilling belaufen) und die Mühe täglich das Futter zu geben, hinreichend ersetzt m).

Eine

m) Olina redet von einem Futter für die Nachtigall, dessen man sich gewöhnlich in Ita-

Eine Nachtigall in einem Käfig lebt gewöhnlich nicht länger, als ein oder zwey Jahr, und singt nicht länger als vier Monat, da der Hänfling nicht nur lebhafter, sondern auch neun Monat im Jahr singt. Ich fürchte, Sie schon zu lange bey einem so gemeinen Gegenstande aufgehalten zu haben, ich unterschreibe mich also ꝛc.

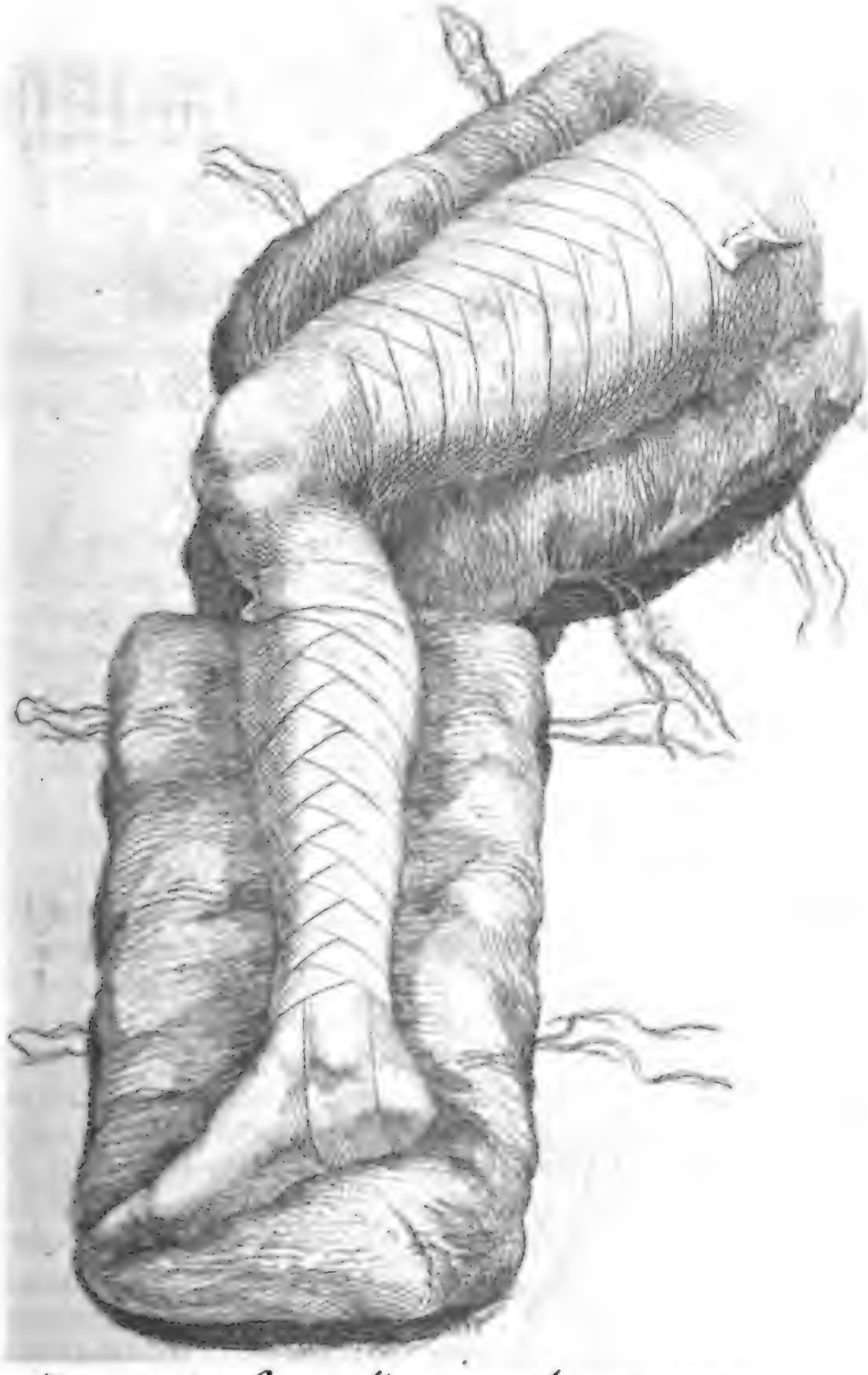
Italien bedient, wovon man aber hier nichts weiß. Vielleicht ziehen sie ihre junge Nachtigallen selbst auf, und gewöhnen sie an diese Fütterung.

Mittel wider den schwarzen Kornwurm.

Da dieses Insekt so vielen Menschen beschwerlich fällt, und vor andern Früchten, der Gerste auf den Getreideböden nachtrachtet; so wird vielleicht einem oder dem andern von meinen Landesleuten damit gedient seyn, zu wissen, wie er sich davon befreyen könne. Ich kann daher, und zwar aus eigener Erfahrung, bekannt machen; daß ich, nachdem auf meinem Getreideboden durch versäumtes Umstechen, der schwarze Kornwurm ein Gerstenbette fast gänzlich überzogen hatte, mich auf folgende Weise völlig davon befreytee:

Erstlich bestrich ich den Kornboden wo sich das Gerstenlager befand, rund umher in einer Entfernung von drey Ellen mit Theer einer Hand breit. Zweytens wurde die inficirte Gerste mit Schaufeln alltäglich stark umgestochen; nun verliefen sich die Würmer aus der Gerste nach dem mit Theer gemachten Bezirk und blieben darin bekleben. Drittens wenn sich solchergestalt der Strich von Theer mit Würmern gehäuft befand, wurde er mit neuem Theer verfrischt, und das Umstechen der Gerste so lange fortgesetzt, bis kein schwarzer Wurm mehr zu sehen war. Finden sich mehrere Arten Korn auf einem Getreideboden; so leidet gewiß die Gerste oder das Malz vom schwarzen Wurm den ersten Anfall; beydes ist seine wahre Lockspeise. Sobald demnach für jenen Theerstrich und zum Umstechen Raum gewonnen ist, kann der Gebrauch obigen Mittels eintreten. Oft verbeitet sich auch der schwarze Kornwurm, wenn das Getreide weggeschafft, in Wohnstuben und Kammern. Um ihn da zu vertreiben, kann nur ein kleiner Strich frischer Heugrummet einige Tage ausgebreitet werden. Hier hinein ziehet sich alsdenn der Wurm, und muß nach etlichen Tagen mit dem Grummet verbrannt werden.

Hannover. Börjes Witte.



Zum 13ten St. des Hannover. Magaz. 17[illegible]

fe. Gunz

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Montag, den 12ten Februar 1776.

Ueber die Behandlung der Beinbrüche. Von D. H. M. Marcard zu Hannover.

(Mit einem Kupfer.)

Die Verbesserung welche die Cur der Beinbrüche durch die Erfindung des englischen Wundarztes Percival Pott erhalten hat, ist unter uns nicht unbekannt geblieben. Man hat das Werk, was er darüber geschrieben hat, gelesen, übersetzt, recensirt, gelobt und – bleibt bey der alten Weise.

Ich würde sehr erfreut seyn, wenn ich durch Vermittelung dieses Magazins etwas beytragen könnte, diese Methode allgemein zu machen, die nicht nur gleich beym ersten Anblick ganz was auffallend vernünftiges hat, so, daß man sich wundern muß, daß niemand früher darauf verfallen ist: sondern die sich auch eben so sehr durch vielfältige Erfahrung empfiehlt.

Ich weiß zwar wohl, daß man bey der gewöhnlichen Methode die Beinbrüche gemeiniglich auch ganz gut heilt; aber es ist eine andere Frage, ob nicht die krummen und verkürzten Beine, die man doch zuweilen nach Beinbrüchen bey uns sieht, dieser Methode zuzuschreiben sind, und ob man auf diese Weise die Beinbrüche mit den wenigst möglichen Schmerzen und Unbequemlichkeiten des Verletzten heile?

Es ist hier nicht meine Absicht, einen weitläuftigen Auszug aus dem bemeldeten Buche zu geben; noch vielweniger die ganze Lehre von Beinbrüchen abzuhandeln: ich will bloß so viel von Pott's Methode sagen, als nöthig ist, damit sich ein jeder vernünftiger Chirurgus daraus helfen könne; und ich will mich nur auf den Bruch des Schienbeins, und zwar auf den einfachen Bruch einschränken.

Es ist mir sehr angenehm, daß es sich hat thun lassen, daß das Kupfer aus Pott's Buche dieser Abhandlung hat beygefügt werden können, weil man sich dadurch einen richtigern Begriff von dieser Methode machen wird, und zumal weil dieses Kupfer, wenn ich nicht sehr irre, bey der deutschen Uebersetzung dieses Werks nicht mit befindlich ist.

Unsre gewöhnliche Methode bey sol-

chen Beinbrüchen ist, das Bein in eine ausgestreckte Lage zu bringen. Pott hingegen läßt dabey (die Rede ist von Brüchen zwischen Knie und Aenkel) das Knie gebogen seyn.

Der erste große Vortheil der daraus erwächst, ist, daß man alsdenn das entsetzlich schmerzhafte und oftmals böse Zufälle veranlassende Auseinanderziehen (Extensio) des Gliedes viel leichter verrichten kann, als bey der ausgestreckten Lage.

Nemlich: es bringt die Natur der Muskeln mit sich, daß sie sich zusammenziehen und verkürzen, so oft sie keinen Widerstand finden. Dieser Fall nun tritt ein, wenn die Knochen eines Gliedes gebrochen sind. Alsdenn üben die Muskeln ihre Gewalt frey aus, zwingen die Stumpen des Knochens neben einander vorbey und machen das ganze Glied kürzer. Um zu vermeiden, daß die Knochen nicht in dieser Lage an einander wachsen, hat man den Handgriff erfunden, ehe der Verband angelegt wird, das Glied aus einander zu ziehen, um so viel möglich die Enden des Knochens in ihre natürliche lage an einander zu bringen. Man pflegt zu diesem Zweck das Bein ganz auszustrecken, einige fassen oben beym Knie an, andere unten am Fuß, man bringt auch wohl Maschinen an, um größere Gewalt ausüben zu können, und reißt so lange, bis man glaubt, die Stumpen seyn nun weit genug von einander entfernt, damit sie recht förmlich auf einander gesetzt werden können. Auf solche Art pflegt man wohl den Kranken eine halbe Stunde zu martern, der inzwischen in dem tröstenden Irrthume steht, er leide zu seinem wahren Heile alle diese Schmerzen.

Es würde mich zu weit führen, von der Unvernunft der allgemeinen Anwendung dieses Handgriffs hier vieles zu sagen, der in den meisten Fällen nur die Entzündung vermehrt; denn wo die Knochen schief gebrochen oder gesplittert sind, da kann er wenigstens nichts helfen. (Jedoch ist freylich nicht jede Einrichtung des Gliedes hiermit gemeynt.) Ich will bloß zeigen, daß es der Absicht schnurstracks zuwider sey, wenn man diese Extension vornimmt, indem das Bein ausgestreckt ist.

Es geschieht einzig und allein durch die Kraft der Muskeln, daß sich das Bein verkürzt. Sie thun dieses auch alsdenn, wenn sie vollkommen inactiv sind, und gar nicht angestrengt werden; aber sie thun es weit stärker, wenn sie im Stande der Anstrengung sind. Nun sind bekanntlich die meisten Muskeln des Schienbeins angestrengt, wenn das Bein ausgestreckt liegt, hingegen sind die meisten schlaff, wenn es gekrümmt ist. Es erhellt also ganz offenbar, daß man sich wirklich, dadurch, daß man die Extension am ausgestreckten Beine vornimmt, in die Nothwendigkeit setzt, größere Gewalt anwenden zu müssen, als man brauchen würde, wenn die Muskeln alle schlaff wären, da man die Anstrengung mit zu überwinden hat, die vom Ausstrecken herrührt.

Bey den Brüchen der Armknochen hat

hat man dieſes längſt beobachtet, man ſtreckt den Arm nicht aus, wenn man die Extenſion und Contraextenſion macht, und das iſt eine von den Urſachen, warum die Einrichtung des Arms viel leichter geſchieht; noch weniger läßt man den Arm während daß der Callus ſich ſetzt, in einer ausgeſtreckten Lage halten; bekanntlich immer gekrümmt.

Ich komme zur Unterſuchung des Punkts, ob es gut ſey, das Bein während der Zeit des Heilens ausgeſtreckt zu legen?

Jedermann weiß, daß es ſehr beſchwerlich iſt ſeine Beine lange auszuſtrecken; wenn man ja gezwungen wäre ſie lange in einer Lage zu erhalten, ſo ſagt einem jeden ſein Gefühl, er würde am liebſten eine gekrümmte wählen. Die Kenntniß deſſen, was im ausgeſtreckten Beine vorgeht, der Aufwand von Kräften der dazu erfodert wird, läßt uns die Urſach davon ſehr leicht einſehn.

Aber beym Beinbruche iſt noch etwas wichtigers, das die beſte Richtung des Gliedes beſtimmt, als die Bequemlichkeit; es fragt ſich: welche Lage des Beins iſt die beſte wegen der Entzündung, wegen der Eiterung, wegen der Heilung des Knochens?

Es iſt ganz kurz hierauf zu antworten: diejenige Lage, bey welcher die meiſt möglichſte Inaction in dem Gliede iſt. Die Entzündung die ſich auch auf die Muſkeln erſtreckt, welche noch dazu gemeiniglich verwundet ſind, macht weit weniger Schmerzen, und verliert ſich geſchwinder, wenn keine Reize hinzukommen; die Anſtrengung aber ſolcher Muſkeln wirkt wie ein Reiz.

Die Eiterung iſt eine Folge der Entzündung, und für jene iſt alles heilſam, was der Entzündung zuträglich iſt.

Für die Heilung des Knochens, oder Anſetzung des Callus, kann nichts beſſers geſchehen, als daß man das Glied in vollkommenſter Ruhe erhält; und dieſe iſt nicht vollkommener möglich, als wenn neben der äußern Ruhe, alle Wirkſamkeit der Bewegungswerkzeuge in dem verletzten Gliede ſuſpendirt iſt. Dies ſtimmt alles für die gekrümmte Lage.

Wenn nur Ein Knochen des Schienbeins gebrochen iſt, ſo hält der übrig gebliebene die übeln Folgen des Ausſtreckens zwar in etwas ab, aber man wird aus dem vorigen einſehn, daß dem ohngeachtet noch Grund genug bleibe, auch da die gekrümmte Lage zu wählen; und Herr **Pott** verſichert, daß ſie überall auch deswegen vorzuziehen ſey, weil er befinde, daß nachher das Gehen geſchwinder Statt habe.

Bey gebrochenem Dickbein muß der Kranke etwas auf der Seite liegen, das Bein muß ein wenig nach dem Leibe zu gebogen, und das Knie ebenfalls etwas gekrümmt ſeyn.

Ich habe geſagt, die Erfahrung empfehle dieſe Methode.

Herr **Pott** iſt der erſte Wundarzt am Bartholomäus Hoſpitale, einem der größten Krankenhäuſer von London, in welches eine überſchwengliche

Menge beschädigter Personen gebracht werden, weil es das einzige Krankenhaus ist, das in dem gewirbigsten Theile dieser ungeheuren Stadt liegt, in welcher täglich eine Menge Menschen zu Schaden kommen. Ich habe in der Zeit da ich dieses Hospital besuchte eine ziemliche Anzahl Beinbrüchige allerley Art darin gesehn, die alle auf vorbemeldete Art behandelt wurden; und Herr Pott hat mir versichert, daß er schon seit vielen Jahren, wie er glaube, zur großen Erleichterung der Kranken, so verfahren sey; und sein darüber geschriebenes Werk ist wirklich, so wie alle seine übrigen Schriften, die Folge seiner großen Erfahrung. Ich habe oft mit wahrem Vergnügen gehört, daß die Kranken gemeiniglich nach dem Verbande, wenn sie gefragt wurden: wie ihnen sey? Sehr wohl, sehr leidlich, mit einer Mine antworteten, die ihre Worte nicht Lügen strafte; ich habe nie einen der in seiner Strohlade mit seinem strammen Beine eingepöckelt war, so etwas sagen hören.

Es ist mir noch übrig, die Bandagen und die übrigen Vorrichtungen zu beschreiben, deren sich Pott bedient. Man kann sich einen ziemlichen Begriff davon aus dem beyliegenden Kupfer machen, auf welchem auch der Verband um das Dickbein mit abgezeichnet ist, worauf ich mich hier nicht ausgebreitet habe.

Das Knie liegt immer mäßig gebogen, und man hat davon das Mehr oder Weniger in seiner Gewalt; die Richtung aber in der es einmal liegt, und welches die ist, welche es bey der ersten Einrichtung des Bruchs erhielt, muß es behalten, bis die völlige Heilung erfolgt ist. Der Fuß liegt, welches auf dem Kupfer nicht ausgedruckt werden konnte, ohngefähr in gleicher Höhe mit dem Dickbein, und in der Richtung wie auf dem Kupfer. Auf die Gegend des Bruchs legt er ein Cerat, aus in Essig aufgelöster Silberglätte, Seife, Oel und Wachs, das, weil es kühlend ist und leicht von der Haut abgeht, freylich besser ist als klebende Pflaster, die die Haut erhitzen, Ausschlag und Jucken machen, und die Ausdünstung behindern, wie das Emplastrum ad fracturas aus Pech, Terpentin, und dergleichen.

Die achtzehnköpfige Binde, die sonst nur bey complicirten Brüchen gewöhnlich ist, wird in jedem Falle auch bey den einfachsten Brüchen gebraucht; und sie ist um deswillen der Circulärbinde auch hier vorzuziehen, weil man den Verband abnehmen und anlegen kann ohne das Bein zu rühren. Sie ist aber, wie das Kupfer zeigt, anders eingerichtet als gewöhnlich, nemlich, die Enden sind, anstatt, daß sie sonst pflegen einen rechten Winkel mit dem gerade hinuntergehenden Theile zu machen, so daran befestigt, daß sie nach oben zu einen spitzigen Winkel damit machen. Dieses hat den Vortheil, daß, wenn man unten anfängt zu verbinden, immer der folgende Kopf den vorhergehenden festhält, und daß man sie alle befestigt

hat,

hat, wenn der oberste befestigt ist; außerdem hat die Binde auf diese Art angelegt, überhaupt mehr Festigkeit.

Die Schienen deren sich Herr Pott bedient, sind ebenfalls ganz anders beschaffen als sie bey uns gebräuchlich sind, er macht sie so lang, daß sie über das Knie und über den Aenkel reichen, und hiedurch erreicht er die Absicht, dem Gliede Festigkeit zu geben, ohne den Bruch zu drücken; die inwendige Seite füllt er mit Baumwolle und läßt sie überziehn. Wenn beyde Knochen des Schienbeins gebrochen sind, so legt er eine unter das Bein und eine darüber, und mehrerer bedient er sich nicht, und die, welche unter das Bein kommt, läßt er wohl, jedoch selten, wenn das Küssen nicht allzu dick ist, unter das Küssen legen.

Das ganze Bein nun liegt auf einem schmalen Küssen, das er mit einem Paar Bändern, wie das Kupfer zeigt, darum zusammen bindet, und über welches her die gewöhnliche wie eine Laube gestaltete hölzerne Maschine von dünnen Latten, zu Abhaltung äußerlicher Anläufe, gestellt werden kann.

Wenn keine besondere Vorfälle oder Umstände eintreten, so bleibt das Bein von Anfang bis zu Ende auf dem Küssen liegen, ohne aufgehoben oder bewegt zu werden.

Von Unterstützung der Studirenden durch Stipendien.

Seit langer Zeit hat mir keine gemeinnützige Abhandlung so wohl gefallen, als die vom Herrn Professor Büsch in Hamburg über die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unsrer Zeit, welche im 31. 32 und 33ten Stück dieses Magazins vom J. 1774. befindlich ist. Ich wünschte wohl, daß sie besonders abgedruckt, jedem der sich zur gelehrten Lebensart entschließt zeitig in die Hände gegeben, von ihm bey seinem akademischen Leben und beym Eintritt in ein Amt vorzüglich erwogen, auch nachgehends nicht ganz aus der Acht gelassen würde: weil mancher bisher in solchen Verfall gerathen ist, der nichts weniger dachte, als daß ihn seine an sich nicht zu tadelnden Maaßregeln gerade dahin führten. Hier fand ich denn unter andern, daß die jetzt nicht mehr so weit als sonst hinreichenden Stipendien als eine Haupturſache dieſes Verfalls angegeben werden, ich fand hier dasjenige ausdrücklich gesagt, was ich lange in der Stille gedacht hatte, es sey nothwendig auf die Vermehrung solcher nützlichen Gestifte zu sehen, um den Studirenden künftig nur so viel Unterstützung zu verschaffen, als sie in vorigen Zeiten gehabt haben. Nun fühlte ich wohl auch eine Menge von Zweifeln und Einwendungen, die bey vielen Lesern ebenfalls mögen aufgestiegen seyn, sonderlich den großen Einwurf, daß bey jetzigen Umständen diese Art der Wohlthätigkeit gegen das gemeine Wesen weit weniger als sonst zu erwarten, oder von Jemand zu fordern sey: aber ich getraute mir auch

diesen Einwendungen zu begegnen, und die wichtigste sonderlich, durch einen, wie mir es vorkömmt, nicht ganz unthunlichen Vorschlag zu heben. Dies war die Veranlassung zu gegenwärtigem Aufsatze, bey welchem mir die Einkleidung in ein Gespräch um vieler Ursachen willen die bequemste schien. Man stelle sich also vor, ich wäre mit einem wackern Manne in Gesellschaft, (wer weiß, ob nicht viele Leser den Mann in sich selbst erkennen dürften?) wir wären die gedachte Abhandlung durchgegangen, und bey der Stelle von Stipendien wäre folgende Unterredung vorgefallen.

Ja ja, sagte Er, der Mann schreibt nicht übel, mag auch in der Hauptsache, so viel ich davon verstehe, nicht unrecht haben, aber bey wem wird das helfen?

Ich. Bey denen, sollte ich denken, die das Vermögen haben Gutes zu thun, und es wohl öfterer thäten, wenn sie es mit vorzüglichem Nutzen zu thun wüßten.

Er. Und wo wollen Sie die finden? Ich muß mich über Sie wundern. Für die Zeiten in denen Sie leben, hängt Ihnen doch noch manches aus der alten Welt an. Hören Sie, die Leute, wo sich beydes zusammen findet, Gutes thun können und wollen, sind ausgestorben.

Ich. So habe ich sonst auch gedacht, jetzo aber — —

Er. Denken Sie doch nicht anders?

Ich. Um ein großes. Ich hatte sonst zu der Gutthätigkeit unsrer Zeiten kein besseres Zutrauen, zumal wenn sie das allgemeine Beste, und nicht nähere, sie mehr interessirende Gegenstände beträfe. Allein wie ich nun sehe, that ich der Welt viel Unrecht.

Er. Darf ich fragen seit wann?

Ich. Seit den letzten unglücklichen Jahren der Theurung. Die damals bewiesene Mildthätigkeit hätte ich, das gestehe ich nochmals, nicht erwartet. Aber ich sah mich mit Vergnügen beschämt. Ich bat meine Zeitgenossen im Herzen um Vergebung, ich fieng an zu hoffen, diese Quelle könnte sich auch wohl auf andere Veranlassung ergießen, wenn gleich nach Maaßgebung der Umstände nicht immer so reichlich.

Er. Ja das ist wohl so etwas, aber ich weiß nicht, es ist so allgemein, so unbestimmt. Gehen Sie nur ins Detail, nehmen Sie die Leute einen nach dem andern durch, und sagen Sie mir wieder, ob Ihre Hoffnung sich nicht merklich vermindert, oder wohl gar verschwindet.

Ich. Es käme auf eine Probe an. Gesetzt ich wendete mich mit meinem patriotischen Vorschlage an Sie. Bey Ihren Umständen — —

Er. An mich? das kann wohl nicht Ihr Ernst seyn. Wie käme ich denn zu der Ehre?

Ich. Sonst fragen die Leute eben nicht, wie sie zu der oder jener Ehre kommen, so gut es auch manchem wäre, daß er die Frage wenigstens sich selbst vorlegte. Und wenn Sie selber sonst so gefragt hätten, so würde das

allen-

allenfalls eine beſcheidene Verwunderung, aber nicht, wie jetzo, eine abſchlägige Antwort gezeigt haben. Ich dächte aber, Sie ſollten mir es Dank wiſſen, wenn ich Ihnen einen Weg zeigte, auf lange Zeit Gutes zu thun, und Ehre davon zu haben, ohne daß es Ihnen ſonderlich viel koſtete.

Er. Nicht viel koſtete? Herr, wo denken Sie hin? Ein Stipendium von 30 Thalern zu ſtiften, und wenn es Ihrem Verfaſſer da nachgeht, wohl von 60. 80 Thalern, das ſoll nicht ſonderlich viel koſten? Wiſſen Sie wohl, daß hundert Thaler nur 5 pro Cent jährlich thun? daß ein Stipendium von 30 Thalern 600 Thaler Capital macht, und dieſes noch nicht genug iſt? Nehmen Sie mirs nicht übel, wenn ich ſonſt nicht wüßte, daß Sie ein Gelehrter wären, ſo ſähe ich es ſchon daraus, daß Sie den Werth des Geldes nicht beſſer kennen. Mit 1000 Thalern Aufwand! da ſprechen Sie, ohne ſonderliche Koſten.

Ich. Da das Compliment alle Gelehrten angeht, ſo mögen es auch alle beantworten. Nur in Anſehung meiner erlauben Sie mir zu ſagen, daß Sie ſich irren. Ich kenne den Werth des Geldes ſehr wohl, ich bin gar ſehr dawider, wenn jemand mit Gelde leichtſinnig umgeht. Ich halte den für unglücklich, der den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen weiß. Aber man ſchätzt ihn nicht immer nach einerley Regel.

Er. Das möchte ich hören. Das Geld iſt zwar ſeit langen Jahren mein Hauptſtudium geweſen, und das, dächte ich, ſollte ich aus dem Grunde verſtehen. Dem ungeachtet — —

Ich. Wir möchten zu weit von der Hauptſache abkommen. Ich will nur ſo viel anführen, davon Sie in unzähligen Fällen die Anwendung machen können. Wer ſich zu einer Ausgabe entſchließt, vergleicht, wenn er vernünftig handelt, den Werth des Geldes, mit dem Werthe deſſen, was er dafür erhält.

Er. Freylich, und wer es nicht thut — —

Ich. Nun geben Sie doch nur Achtung, ob Sie nicht in tauſend Fällen finden werden, daß der Werth des Erhaltenen, dem Werthe des aufgewandten Geldes gar nicht gleich iſt?

Er. Leider mehr als zu oft! Unſre Zeiten — —

Ich. Nichts von Zeiten in dem Tone. Wir verirren uns ſonſt. — Und doch macht man ſolche Ausgaben ohne Bedenken, dem Ruhm eines guten Wirths unbeſchadet. Dort haben alſo etliche Thaler und mehr in unſern Augen faſt keinen Werth. Hingegen, wenn man zu nützlichern, edlern Abſichten, wie in dem gegenwärtigen Falle, etwas verwenden ſoll, da ſind einige Thaler ein ganzes Capital.

Er. Was wollen Sie mit einigen Thalern? Entweder Sie müſſen kein Gedächtniß haben, oder glauben, daß ich keines hätte. Soll ich Ihnen noch einmal vorrechnen, wie viel hundert Thaler dazu erfordert werden?

Ich. Die Mühe haben Sie nicht nö-

nöthig, da ich das ohnedem ohne ihre Ausrechnung weiß. Dem ungeachtet sagte ich jetzt wohlbedächtig, einige Thaler.

Er. Noch begreife ich nicht, wo das hinaus will.

Ich. Hoffentlich werden Sie dieses bald begreifen können. Ich bin versichert, Sie sollen am Ende keinen Widerspruch mehr darinnen finden. Jetzo aber will ich sogar Ihren Satz annehmen. Was kostete es Ihnen denn, wenn Sie etliche hundert Thaler zu Stiftung eines Stipendii legirten?

Er. Wie ich sehe, muß man viel Geduld mit Ihnen haben. Ich soll etliche hundert Thaler legiren, und das soll mich nichts kosten!

Ich. Haben Sie immer mit mir Geduld, wenigstens um meiner guten Absicht willen. Und am Ende, denke ich, wird es Sie nicht gereuen. Kostet Sie denn eine Sache etwas, die Sie mit demjenigen erkaufen, was für Sie keinen Werth hat?

Er. Nein, das ist so gut als gefunden.

Ich. Und was Sie nicht mehr brauchen können, hat das noch einen Werth für Sie? Gewiß nicht. Und das Geld können Sie nach Ihrem Tode nicht gebrauchen.

Er. Ja wenn Sie es so nehmen, haben Sie freylich recht. Aber wenn ich es nicht brauchen kann, so sind andere Leute da. Wer nicht Kinder hat, hat doch Anverwandte, oder wenigstens gute Freunde, denen er damit besser aushelfen kann.

Ich. Sie verstehen mich doch hoffentlich so, daß nicht von der ganzen Verlassenschaft, nicht von der Hälfte, dem Viertel, nicht von dem zehnten, sondern von einem noch kleinern Theile die Rede ist? Gesetzt nun, Sie vermachten guten Freunden, die eine Besserung ihrer Umstände brauchten, und auch verdienten, ihr Vermögen bis auf diesen kleinen Theil. Würden diese bey der großen Wohlthat, die Sie ihnen erwiesen, scheel dazu sehen können, daß etwas weniges davon abgehe, um weit mehrern Dürftigen, die es auch verdienen — —

Er. Selten genug!

Ich. Wenn ich bitten darf, unterbrechen Sie mich jetzo nicht. Wir kommen mit Ihrer Erlaubniß ohnedem noch auf den Punkt — um diesen auch Güte zu erzeigen? Diejenigen, die so dächten, wären gewiß der Ihrigen nicht werth. Gesetzt aber, es wären Verwandte oder sogar Kinder, die von Ihnen erbten, ich will sie jetzt zusammen nehmen, so könnten auch diese sich nicht sehr über Abbruch beklagen. Ich setze voraus, daß Sie immer noch das Verhältniß zwischen Legat und Vermögen vor Augen haben. Was will das im Grunde sagen, wenn ein Erbtheil um ein Zwanzigtheil größer oder kleiner ist? Wenn es der Erblasser für sich selbst gebraucht, und dadurch die Masse vermindert hätee; nicht wahr, da hätte sich kein Mensch zu beschweren? Gut, auch auf diese Weise gebrauchen Sie es für sich.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Freytag, den 16ten Februar 1776.

Schluß der Abhandlung von Unterstützung der Studirenden durch Stipendien.

Er. Sind das nicht Widersprüche, immer einer ärger als der andere! Erst haben Sie mir bewiesen, daß ich nach meinem Tode kein Geld gebrauchen könnte, und nun behaupten Sie, ich könnte von diesem Gebrauch machen.

Ich. Ich dächte nicht, daß ich mir widerspräche. Ich sage ja nicht, daß Sie es nach dem Tode gebrauchen würden. Nein, noch bey Ihrem Leben. Oder heißt das nicht sein Vermögen gebrauchen, wenn man es zu der Absicht zum Theil verwendet, zu welcher es uns Gott anvertrauet hat? heißt das nicht sein Vermögen für sich selbst gebrauchen, wenn man sich durch Anwendung desselben an jenem Tage —

Er. Sehr wohl, sagen Sie nichts mehr. Ich wäre kein Christ, wenn ich das nicht glaubte. Dagegen aber werden Sie mir doch das zugestehen, daß eben an diesen guten Werken die Unsrigen den ersten und gerechtesten Anspruch haben.

Ich. Den ersten, ja das gebe ich zu. Aber auch den einzigen? So enge ist Ihr Herz nicht, daß Sie das behaupten sollten. Man kann beyde Pflichten erfüllen; doch davon ist schon gesprochen worden. Wie aber, wenn ich Ihnen zeigte, daß dieses Geld für die Ihrigen nicht ganz verlohren wäre?

Er. Sie meynen wohl, daß Kinder aus meiner Familie selbst künftig daran Theil haben könnten?

Ich. Das eben nicht, wiewohl es gut ist, daß Sie mir darauf helfen. Denn der Umstand ist wirklich nicht aus der Acht zu lassen. Eine solche Vorsorge für die Seinigen kann auch ihren Nutzen haben. Wenn ich das Steigen und Fallen der Familien betrachte, so habe ich immer die Familienstipendien als ein gutes Mittel angesehen, den etwas heruntergekommenen Urenkeln wieder aufzuhelfen. Und gerade diese Aussicht stellten sich die Stifter derselben vor. Sie als wohlhabende Leute müssen doch gedacht haben, es wäre möglich, daß das Vermögen, welches sie den Kindern hinterließen, nicht immer unvermindert, oder in gleichem Grade vermehrt auf Kindeskinder und so weiter

käme, sonst würden sie nicht für eine Unterstützung gesorgt haben, die Wohlhabende nicht bedürfen. Und lehrt nicht die Erfahrung, daß sie Recht hatten? Nennen Sie mir doch unter den wohlhabenden Leuten, die Sie kennen, viele, welche von Großältern her in guten Umständen sind. Diesen Umstand möchten die Reichen wohl zu Herzen nehmen, welche denken, wenn sie den Ihrigen nur viel hinterlassen, so könnte es ihnen, bis in das, wer weiß wie vielte, Glied nicht fehlen. Doch wie gesagt, den Nutzen hatte ich nicht in Gedanken, sondern einen solchen, an dem die Nachkommen des Testators Antheil haben, wenn gleich kein einziger Sohn aus der Familie studirt.

Er. Nun das gestehe ich. Lassen Sie mich doch hören.

Ich. Mit Vergnügen auf meiner Seite. Aber vergessen Sie nicht, daß ich nur sagte, das Geld wäre in diesem Falle für die Nachkommen nicht ganz verlohren: daß ich nur von einigem Antheile an dem Nutzen rede. Sie werden mir zugeben, daß bey der Verfassung der menschlichen Gesellschaft das Wohl des Ganzen nicht vermehrt werden kann, ohne daß auch die Theile den Vortheil davon empfinden.

Er. Warten Sie doch ein wenig. Wie Sie da anfangen zu reden, heißt das nicht bey Ihnen philosophiren? Damit gebe ich mich nicht ab. Sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, in dem Tone, wie unsereiner spricht, sonst möchten Sie sich vergeblich bemühen. — Ganze und Theile, die kenne ich nicht, außer wenn ich mit Brüchen rechne.

Ich. Ich danke Ihnen für die Erinnerung, die Leute von unserm Metier gar oft nöthig haben. Also, ohne so weit auszuholen, das räumen Sie mir doch ein, daß wir bey unsrer Einrichtung gute Gelehrte brauchen, ferner, daß der Ort, das Land, dem es an braven Männern von der Art nicht fehlt, glücklicher ist, als dasjenige, welches sich bloß mit Stümpern behelfen muß?

Er. Das, däucht mich, könne ich ohne Bedenken zugeben.

Ich. Wenn wir also dazu etwas beytragen, daß junge Leute mehr in Stand gesetzt werden, sich zum Besten der Welt in gelehrten Bedienungen vorzubereiten, haben wir nicht dadurch unsers Orts auch auf diese Weise das Beste der Nachwelt zu befördern gesucht? Die Ursachen und Wirkungen hängen in der Welt oft wunderbar zusammen. Aber ich soll nicht philosophiren, wie Sie es nennen. Wenn man nun durch so eine Wohlthat etwas dazu beyträgt, daß ein geschickter Geistlicher, Rechtsgelehrter, Arzt und dergleichen, mehr, gezogen, oder ein andrer in den Stand gesetzt wird, noch mehr Geschicklichkeit zu erlangen, als außerdem, sollten dabey unsere Nachkommen nicht gewinnen? Die paar Thaler mehr würden sie im dritten und vierten Gliede nicht viel glücklicher gemacht haben, hingegen der Mann, der sie erbaut, der ihr Vermögen vertheidigt, der nächst Gott ihr Leben rettet —

Er. Aber Sie thun ja, als ob kein Mensch mehr studiren würde, wenn man nicht neue Stipendia stiftete.

Ich. Nein, so weit gehe ich nicht.

Aber

Aber das behaupte ich, daß immer wenigere recht ſtudiren werden, wenn ſich nicht neue Unterſtützung findet, weil das Studiren immer mehr koſtet.

Er. Freylich koſtet es mehr. Aber woher kömmt es? Wenn die jungen Leute nicht wie große Herren leben wollten.

Ich. Ich weiß das ſehr wohl, und bin damit gar nicht zufrieden. Aber ſo viel das thut, ſo iſt es doch nicht alles. Auch den, welcher am ſparſamſten lebt, und ſich noch ſo ſehr einſchränkt, koſtet jetzo ſein Studieren mehr als vor 30. 40 Jahren. Denn Sie werden mir doch zugeben, daß derjenige, welcher jetzt auf der Univerſität nicht beſſer leben will, als ſein Vater oder Großvater, der ſich in Anſehung der Wohnung, des Tiſches, der Kleider ꝛc. ſo ſehr einſchränkt als ſie, mit der Summe, die bey jenen hinreichte, doch nicht auskäme. So werden Sie auch nicht läugnen, daß es jetzt den meiſten Aeltern ſchwerer falle als ſonſt, ihren Kindern den auf Univerſitäten erforderlichen Unterhalt zu verſchaffen, und daß wenigere jetzt ihren Kindern ſo viel hinterlaſſen, um aus eignen Miteln ſtudiren zu können. Folglich iſt auch mehrere Unterſtützung nöthig.

Er. Das iſt endlich wohl wahr. Aber ich ſehe nur nicht, wie ich und andere meines gleichen dazu koſſen, daß wir eben dasjenige, was fehlt, erſetzen ſollen.

Ich. Das heißt: Sie wiſſen nicht, wie Sie dazu kommen, etwas zur Beförderung einer Anſtalt beyzutragen, welche da ſie das gemeine Beſte vermehrt, auch Ihnen Vortheile bringt. Aber das will Ihnen, wie ich ſehe, nicht einleuchten. Sie haben ſich gar zu ſehr gewöhnt, nur das für Gewinn zu halten, was in Ihre Caſſe kommt; darüber laſſen Sie dasjenige ganz aus der Acht, wovon man nicht ſagen kann, wie viel es an Gelde einbringt. Die Wiſſenſchaften nützen wirklich auch dem, der nicht unmittelbar Nutzen davon zieht. Freylich iſt oder ſcheint es kein Nutzen zu ſeyn, der ſich nach baarem Gelde berechnen läßt. Aber es iſt doch ein Nutzen, oft ein ſolcher, den man bisweilen gern mit ſchwerem Gelde erkaufte, wenn es nur möglich wäre.

Er. Gut, wegen des Nutzens überhaupt will ich nicht länger mit ihnen ſtreiten. Aber wenn wir auf den Nutzen in jedem einzelnen Falle kommen, ſo iſt doch das Geld immer ſo gut, als zum Fenſter hinaus geſchmiſſen.

Ich. Sie ſprechen da ſehr hart. Doch auf harte Worte muß man ſich nur gefaßt machen, wenn man die Leute zum Geben bereden will. Und von Ihnen bin ich verſichert, daß Sie es nicht ſo böſe meynen, ob ich Sie gleich nicht ganz verſtehe.

Er. Warum würden Sie mich denn nicht verſtehen? Sie ſtellen ſich auch ſehr treuherzig. Ich meyne, das Geld wird nur ſelten ſo angewendet, als der Abſicht nach geſchehen ſollte.

Ich. Wem meſſen Sie denn die Schuld bey, denen die es austheilen, oder denen die es bekommen?

Er. Allen beyden. Wir haben Geſtifte der Art genug, aber der Himmel weiß, wozu ſie angewendet werden.

Ich. Wenn es nur der Himmel weiß, ſo können Sie und ich nicht darüber urtheilen.

Er. Spotten Sie nur nicht. Weiß man gleich nicht, wohin sie kommen, so weiß man doch, daß sie nicht dahin kommen, wohin sie gehören.

Ich. Das weiß man? gewiß und zuverläßig, oder ist es nur bloßer Verdacht? Denn Sie meynen doch so viel, daß mit der Verwaltung solcher Stiftungen nicht treu umgegangen, und sie oft zu anderm, wohl gar Privatnutzen verwandt würden. Darauf habe ich eben gewartet, denn der Vorwurf ist sehr gemein.

Er. Lehnen Sie ihn ab, wenn Sie können.

Ich. Ehe ich das zu thun nöthig habe, müssen Sie ihn erst bewiesen haben. Sonst gilt meine Hoffnung des Besten, so viel als Ihr Verdacht des Schlimmsten. Aber damit würden wir beyde nicht weit kommen. Wir müßten besondere Fälle anführen, und nicht nur jeder auf unserer Seite einen oder den andern. Nein, Sie z. E. müßten sagen können: In so viel Jahren sind so und so viel Stipendien zu vergeben gewesen, davon sind nur so viel wirklich vergeben worden, die übrigen hat man sonst genutzt. Eben so müßte ich bey der Vertheidigung verfahren. Da nun das nicht möglich ist, so dächte ich, wir höben gegen einander auf.

Er. Da bleibt denn jeder auf seiner Meynung.

Ich. Das sähe ich nicht gern. Wenn ich gleich nicht im Stande bin, Sie so zu überzeugen, daß Sie Unrecht haben, wie ich es bin; so wünschte ich doch, und hoffe, Sie meiner Meynung näher zu bringen.

Er. Und wie wollten Sie das anfangen?

Ich. Erstlich würde ich Sie erinnern, daß es sehr leicht sey, von den Menschen schlimmer zu denken, als sie verdienen.

Er. Ja, wenn man die Welt nicht besser kennte, als etwan Sie. Halten Sie mir das zu Gute.

Ich. So lange Sie mich anhören wollen, halte ich Ihnen noch mehr zu Gute. Sie trauen mir nicht genug Kenntniß der Welt zu. Ich will Ihnen einräumen, daß Sie mehr Erfahrung gesammelt haben, als ich habe thun können. Aber vielleicht mache ich von meinen wenigen Erfahrungen richtigere Anwendung, als Sie von Ihren vielen.

Er. Davon möchte ich in unserm Falle die Probe sehen.

Ich. Das ist sehr leicht. Ich habe aus dem, was mir die Erfahrung in dem Stücke an die Hand giebt, die Folge gezogen, daß diejenigen, welche dergleichen Vorwürfe machen, wenn sie an jener Stelle wären, vor solchen auch nicht sicher seyn könnten.

Er. Warum nicht.

Ich. Sehen Sie nur, wenn ich diejenigen, die man hierinne tadelt, auf Eine Seite stelle, und ihre Tadler auf die andere, so kann ich nicht sehen, daß jene um ein Merkliches schlechter wärē, als diese, oder diese um ein Großes besser als jene. Beyde Theile sind sich vielmehr, so im Durchschnitt genomēn, ziemlich gleich. Ich sehe nicht, was mir zu einer Partey mehr Vertrauen geben sollte, als zu der andern. Ich kann von beyden nur gleich gut denken. Soll man also die Vorwürfe

se glauben, die der einen Partey gemacht werden: so ist nichts natürlicher, als von der andern Partey, wenn sie sich in gleichem Falle befände, eben den Verdacht zu hegen. Wenigstens können sich diejenigen hier nicht über Unbilligkeit beschweren, die von dieser Denkungsart selbst das Exempel geben. Ueberlegen Sie das weiter, vielleicht hat es in mehrern Fällen seinen Nutzen. Jetzo wollen wir einen andern Weg einschlagen. Unser Verfasser hat weiter unten den Einwurf nicht übergangen. Er gesteht ihn ein, ohne viel dagegen zu erinnern. Denn das thut nicht so viel zur Sache als Sie denken. Und wenn ich Ihnen auch so etwas einräumen müßte, so wollte ich meinen Satz doch noch behaupten.

Er. Das können Sie in Ewigkeit nicht.

Ich. Man kann nicht wissen. Also gesetzt, Ihr Einwurf wäre wahr. Aber merken Sie wohl: gesetzt, sage ich, daß Sie hernach nicht sprechen, ich hätte Ihnen das wirklich eingeräumet. Gesetzt also, Ihr Einwurf wäre wahr, das heißt: dergleichen Gestifte giengen durch die Schuld derer, die sie verwalten, endlich ein; wiewohl Sie selber das nicht von allen sagen können, es auch erst nach ziemlich langer Zeit geschehen kann: so dürfte uns das nicht abhalten, für neue Gestifte zu sorgen, sondern es ist Eine dringende Ursache mehr. – Werden Sie noch nicht unwillig. – Denn wenn es mit einigen, wie Sie behaupten, bisher so gegangen ist, so wird es in der Folge der Zeit mit den übrigen eben so ergehen, und am Ende ist alles eingegangen. Wenn man nun nach Ihrer Meynung dergleichen Gestiften keine beständige Dauer versprechen könnte, sondern nach und nach eines und das andere davon wegkäme: wäre es nicht vernünftig, durch allmähligen Zuschuß zu verhüten, daß nicht endlich alles aufgehört habe? Wenn es mit der Sache so ist, wie Sie und gar viele vorgeben, so wird es zu allen Zeiten so seyn, so geht es den Gestiften nicht besser, sie mögen kommen in was für Hände sie wollen, und ich sage es noch einmal: so sind die Gestifte selbst in derer Händen, die diese Klage führen, nicht sicherer. Man müßte also das als eine unvermeidliche Unvollkommenheit einer menschlichen Anstalt ansehen, und was man unmöglich verhindern könnte, auf andere Weise zu verbessern suchen.

Er. Aber sagen Sie mir, ob einem das nicht alle Lust benehmen muß, wenn man dergleichen Ausgang vorhersieht?

Ich. Das ist schon wieder zu viel gesagt. Man sieht das nicht vorher, man befürchtet es nur aus einem Verdachte, den wir, wenn man ihn in Ansehung unserer äußerte, als die größte und unverdienteste Beleidigung ansehen würden. Unterdessen will ich auch jetzt darauf nicht bestehen, gesetzt man sähe es vorher, so wäre das nicht Ursache genug, sich das irren zu lassen. Die Sache ist diese. Sie haben die Absicht, durch Ihre Freygebigkeit einen gewissen Nutzen zu stiften, und es kränkt Sie, daß der nicht ganz erreicht wird. Aber Sie müssen auch nicht zu viel fordern. Lassen Sie es seyn, daß der Nutzen nur eine gewisse Zeit dauert. Welchem menschlichen Werke können Sie denn eine Dauer vieler Jahrhunderte versprechen? Wenn

auch ihre argwöhnische Furcht noch so gegründet wäre, so würde doch lange Zeit hingehen, ehe sie einträfe. Für hundert Jahre und drüber wollte ich Ihnen selber gut sagen. Und damit lassen Sie uns immer zufrieden seyn, wenn wir nur auf hundert Jahre nach unserm Tode Gutes thun können. Das ist für Geschöpfe von unsern Kräften, Ehre genug. Das ist mehr, als oft Könige bey aller ihrer Macht und Weisheit haben thun können. Denken Sie doch in dem Stükke nur so billig, als in manchen andern.

Er. Zum Exempel?

Ich. Gesetzt, Sie wollten für eines Ihrer Kinder ein Haus bauen. Wenn Sie einmal den Entschluß gefaßt hätten, würde Sie denn der Gedanke davon abhalten, daß das Haus nicht bis aufs zehnte Glied bestehen könne? Würden Sie denn denken: Aber es ist doch Schade, daß ein Haus nicht länger hält. Was hilft es, daß man baut, in ein Paar hundert Jahren liegt alles über dem Haufen. Da man nicht fester bauen kann, mag es lieber bleiben. So denken Sie nicht. Sie sind zufrieden, wenn das Haus so lange steht, als man von einer Zusammensezzung von Holz, Stein und Kalk auf unserm Planeten fordern u. erwarten kan.

Er. Das mag seyn. Aber wenn man sich auch darüber beruhigen wollte, was endlich aus solchen Gestiften wird, so geht doch, auch wenn sie Studierenden gegeben werden, immer noch viel Unrecht dabey vor. Die eine Hälfte hat sie bey ihren Umständen nicht nöthig, die andre, die sie nöthig hat, wendet sie nicht gut an.

Ich. Sie sind mit Ihrer Rechnung geschwind fertig. Es fragt sich nur, ob die Sätze richtig sind. Lassen Sie hier einmal meiner Erfahrung den Vorzug. Ich habe dergleichen Dinge mehr in der Nähe gesehen als Sie; ich habe auch mehr darauf Achtung gegeben. Denn da ich selber dergleichen Unterstützung nöthig hatte, so machte mich das natürlicher Weise auf die aufmerksam, welche mir glücklicher zu seyn schienen, als ich. Als nach der Zeit diese Ursache wegfiel, setzte ich meine Beobachtungen fort, denn die Aufmerksamkeit war einmal auf diesen Punkt gerichtet worden. Und also fand ich denn, daß allerdings manches Stipendium dem gegeben wird, der es nicht so nöthig brauchte als ein anderer, manches bey einem Dürftigen übel angelegt ist, aber gewiß eben so viele und noch mehrere kommen an die rechten Leute, man mag sie nach dem Bedürfniß oder nach der davon gemachten Anwendung beurtheilen.

Er. Das ist nicht genug. Wenn Sie das von allen sagen könnten?

Ich. Das wünschte ich selbst. Aber ich sehe die Unmöglichkeit ein, und gebe mich darüber zufrieden. Mögen doch einige Stipendien so gut als verlohren seyn. Wenn gleich einige denen, die sie verdienten, von Unwürdigen weggenommen werden, ist doch der Schade für jene und für das gemeine Beste nicht so groß, als wenn sie aller und jeder Gutthat entbehren müßten. Hier müssen wir wieder der Unvollkommenheit menschlicher Dinge etwas nachsehen, nur so viel, als wir für uns selbst Nachsicht fordern. Diejenigen, welche dergleichen Wohlthaten austheilen, sind Menschen wie wir, und nicht allwissend. Sie können

also wider Willen sich in solchen Fällen irren. Sollte auch bisweilen ihre Wahl nicht nach der genauesten Schätzung der Verdienste ausfallen, so wollen wir, ohne davon groß Aufhebens zu machen, uns an ihre Stelle setzen. Würden wir wohl in dem Falle so genaue Untersuchungen anstellen können und wollen, als wir von ihnen verlangen? Würden wir uns in unsrer Wahl durch gar keine Nebenabsichten leiten lassen? Das können wir keiner versprechen. Wir irren uns so oft, wir handeln so oft, aus Gefälligkeit gegen andere, wider unsere eigenen Einsichten, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn wir es nur in dem einzigen Fall nicht thun sollten. Wie können wir nun verlangen, daß andrer Handlungen genauer nach der strengsten Regel von Recht und Unrecht abgemessen seyn sollen, als die unsrigen sind?

Er. Nun das muß ich gestehen, Ihre Sittenlehre ist sehr bequem. Wenn Sie ein Geistlicher wären, möchte sich mancher Sie zum Seelsorger wünschen.

Ich. Dabey würde sich mancher in seiner Meynung sehr betrogen finden. Es ist etwas ganz anders mit dem zu reden, der nicht allemal recht thut, und mit dem, der andrer Thun richtet. Daß jeder strenge gegen sich selbst und nachgebend gegen die Fehler anderer sey; was findet Sie an der Sittenlehre zu tadeln? Sie werden mir es also nicht verargen, daß ich diese Nachsicht von Ihnen auch in Ansehung derer verlange, welche die Wohlthat nicht immer genau nach ihrem Entzwecke gebrauchen. Damit will ich sie gar nicht entschuldigen, sie handeln sehr unrecht, sie sind strafbar; aber wir wollen uns das nicht abhalten lassen, Gutes zu thun, daß nicht jede Güte recht angewendet wird, wir möchten sonst wider uns selbst reden.

Er. Wie soll ich das wieder verstehen?

Ich. Sehen Sie, wir sind alle des lieben Gottes Stipendiaten. Wer von uns aber, und wenn er der Beste wäre, hat sich in dem Gebrauche seiner Güter gar nichts vorzuwerfen? wer kann sich rühmen, in der Anwendung derselben nie gefehlt zu haben? Wenn nun unser Herr Gott auch so gesinnt wäre, ungefähr wie Sie, und dächte: Da habe ich den Menschen etliche tausend Jahre Gutes erwiesen; aber unter Hunderten ist kaum einer, der das Gute recht anwendet. Sie wissen damit gar nicht umzugehen. Aber sie sollen auch von mir dafür nichts mehr haben. — Wie würde die Welt dabey zu rechte kommen? Aber zu unserm Glücke ist der liebe Gott auf seine unendlichen Schätze von Gutem nicht so stolz, als wir auf unsere armen Gaben. Hernach versteht er die Sache auch besser, und sieht, daß in einer unvollkommenen Welt manche gute Absicht fehl schlägt, manche Bemühung verlohren gehen muß, ehe eine erfüllt wird. Wollen wir weiser seyn als er? oder wollen wir, die wir selbst nicht ohne Schuld sind, andre strenger richten, als er uns richtet?

Er. Sie werden sehr ernsthaft. Das habe ich dafür, daß ich mich vorhin an Ihrer Sittenlehre vergriffen habe. Nun, ich will Ihnen alles zugeben. Ihr Rath wäre wohl gut und nützlich, aber das Unglück ist nur, daß er sich nicht ausführen läßt. Bedenken Sie nur, so ein Capital, so viel hundert Thaler, als dazu gehören — —

Ich.

Ich. Da haben Sie recht. Das könnte man unter tausend wohlhabenden Leuten kaum von Einem verlangen. Aber so weit geht meine Forderung nicht. Sagte ich nicht gleich anfangs: die Unterstützung sollte Sie nicht viel kosten? redete ich nicht bloß von einigen Thalern, das Ihnen so fremde vorkam?

Er. Ja ich besinne mich. Ich konnte das nicht begreifen, aber jetzo werden Sie sich wohl deutlicher erklären.

Ich. Wenn ich das nicht thäte, wäre alle Mühe, die ich mir gegeben habe, verlohren. Ich will Ihnen also einen Vorschlag mittheilen, von dem Sie nicht werden sagen können, ich muthete Jemanden zu viel zu. Diejenigen, welche gleich ganze Stipendien stiften können, sind höchst selten. Aber durch vereinigten Beytrag vieler Personen wäre das nicht unmöglich. Wer auf diese Weise freygebig seyn wollte, dürfte nur eine mäßige Summe zu der Absicht schenken. Das wäre noch kein Capital. Ein anderer thäte ein gleiches, der dritte, vierte folgte nach. So kämen endlich einige hundert Thaler zusammen. Die Vorsteher milder Gestifte würden sich nicht weigern, diese Beyträge unterdessen anzunehmen, und wenn auf diese Weise ein Capital gesammelt wäre, würde das erste neue Stipendium errichtet. Alsdenn sammelte man zu dem zweyten.

Er. Das würde aber sehr langsam hergehen.

Ich. Mag es doch. Besser spät als gar nicht. Werden wir außerdem eher etwas bekommen? Und wer weiß, ob es nicht in kürzerer Zeit möglich wäre? Die Kraft des Exempels vermag manchmal mehr als man denkt. Vielleicht käme diese Art der Gutthätigkeit gar in die Mode. Alsdenn wäre mir nicht bange.

Er. Das ist gewiß. Und über solche Moden wollte ich mich selbst nicht beschweren. Aber es wird Niemand der erste seyn wollen.

Ich. Wie meynen Sie? der erste zu seyn, der eine, oft alberne Mode in der Kleidung an einem Orte einführt, dessen schämt man sich nicht? und der erste zu seyn, der ein gut Exempel gäbe, dessen wollten wir uns schämen?

Er. Sie werden schon wieder hitzig. Sagen Sie mir lieber, wie viel Sie ohngefähr dächten, daß man geben könnte.

Ich. Hierinne kann und soll Niemanden etwas vorgeschrieben werden. So sehr freylich etwas ansehnliche Beyträge zu wünschen wären, so würde doch auch ein Geschenk von etlichen Thalern gewiß nicht zurückgewiesen oder verächtlich aufgenommen werden. Ueberhaupt jeder der sich hierinne milde erweisen wollte, dürfte nur nach seinem Vermögen und übrigen Umständen geben. Doch wollte ich nicht, daß dies so verstanden würde, wie es gemeiniglich bey unserm Kirchengebete für die Armen geschieht. Wenn es dort heißt: nach ihrem Vermögen — zu steuren unvergessen seyn: so denken die meisten, das sey eine Entschuldigung wenig zu geben, da es doch eigentlich eine Ermunterung reichlich zu geben seyn soll.

Er. Nun, der Vorschlag ist nicht uneben. Sie müßten ihn nur lassen bekannt werden.

Ich. Daran soll es nicht fehlen, und zwar könnte das nicht besser geschehen, als wenn ich unser ganzes Gespräch zu Papiere brächte, und bey Gelegenheit drucken ließe.

Er. Das jetzige Gespräch? Das wäre mir doch bedenklich. Ich befürchte, darinne keine sonderliche Figur zu machen.

Ich. Seyn Sie deshalben außer Sorgen. Für Sie ist dabey nichts zu wagen. Sie würden allemal den größten Theil der Leser auf Ihrer Seite haben. Ich hingegen sehe den Tadel im voraus, der mich treffen würde. Das gelindeste würde noch seyn, daß man mir das Projectmachen Schuld gäbe. Nun ist das zwar ein gemeiner Fehler. Denn die meisten Menschen machen Jahr aus Jahr ein Projecte, und bringen selten eines zu Stande. Vielleicht aber ist derjenige allein weise, der bloß zu seinem eignen Besten projectirt, und derjenige ein Thor, der dadurch etwas zum gemeinen Nutzen beyzutragen sucht. Doch dem sey wie ihm wolle. Da man einmal getadelt wird, man mag es anfangen wie man will: so ist es doch am erträglichsten, sich um einer guten Absicht willen tadeln zu lassen.

Freyberg. M. D. G. J. Hübler.

Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Montag, den 19ten Februar 1776.

Des Abts Millot Abhandlung über die Provenzaldichter oder Troubadours, aus deren Schriften die Geschichte und Sitten der mittlern Zeiten Erläuterung erhalten.

(Eine Einleitung zu der Histoire litteraire des Troubadours, Par. 1774. 3 Vol. 8.)

Man kennt die Troubadours jetzt bloß dem Namen nach; und die meisten Gelehrten selbst haben von ihnen einen sehr unvollkommnen Begriff. Man begnügt sich damit, zu wissen, daß diese alten Provenzaldichter von dem zwölften Jahrhundert an blühten, als die Barbarey und Unwissenheit noch in Europa herrschten, daß sie die Höfe der Fürsten und großen Herren besuchten, die einzigen Oerter, wo sich ihre Talente zeigen konnten, daß sie daselbst sehr geneigt aufgenommen wurden, besonders von den Damen, denen sie ihr Lob und ihre Lieder weihten, daß sie endlich als Väter der neuern Poesie bey den Spaniern, Italiänern und Franzosen anzusehen sind. Uebrigens aber stellt man sie sich als Abentheurer ohne festen Sitz vor, als Schriftsteller ohne Einsicht und Geschmack, deren abgeschmackte Galanterien einer ewigen Vergessenheit würdig sind, und deren Werke nichts interessantes haben, als bloß für Liebhaber der Alterthümer, die auf eine unnütze Art ihr Leben darauf verwenden, jämmerliche Gothische Denkmäler zu durchstören.

Der Reichthum unsrer Litteratur, die hinreichend ist, Jedem ein Genüge zu thun, und uns gegen minder angenehme Gegenstände gleichgültig zu machen, trug zur Unterhaltung dieses Vorurtheils bey; und es schien sich immerfort erhalten zu müssen. Die Leben der Troubadours, welche Johannes Nostradamus beschrieben hat, sind ein sehr trockenes und seichtes Werk, in welchem die meisten dieser Dichter nicht einmal genannt sind, und außerdem gar zu voll von Fabeln und groben Irrthümern, schon längst gar zu verrufen, um viele Leser anzuziehen. Und was würde man auch davon für Nutzen haben? Einige übel verdaute historische Umstände, einige mangelhafte Notizen; nicht die geringste

Kenntniß von dem Geschmack noch von den Werken der Provenzaldichter, fast nichts Befriedigendes für die Geschichte und Kritik.

Und doch war die Grundlage dieses Werks von großem Werth. Fürsten, große Herren, Ritter, berühmte Frauenzimmer, Geistliche und Mönche, Leute jedes Standes, Freydenker oder Fromme, Schwärmer in der Liebe oder im Aberglauben, Schmeichler oder Satyrenschreiber, Moralisten oder lustige Brüder, aus allen diesen besteht die Kette der Troubadours. Manche unter ihnen haben merkwürdige Begebenheiten erlebt; manche haben an der Geschichte ihrer Zeit Antheil genommen, und dieselbe auf eine interessante Art besungen. Einige drükken alles Entzücken der Liebe aus; andre überlassen sich der kriegerischen Wuth; diese sind Herolde der Schwärmerey, jene schildern die Sitten und eifern wider die Unordnungen. Hätte Noſtradamus nur einige von den Handschriften des Herrn de Sainte Palaie a) gekannt, so würde er, so mittelmäßig auch sein Talent zum Denken und Schreiben war, uns wenigstens ein lehrreiches und lesenswürdiges Werk hinterlassen haben.

Es ist meine Absicht, in dieser Abhandlung nicht die Wichtigkeit der Sache selbst anzupreisen, sondern sie unter einem allgemeinen Gesichtspunkte darzustellen, um ihre Verhältnisse desto deutlicher aus einander zu setzen. Wie war die Poesie beschaffen, ehe die Völker ihren ersten einfachen Zustand verließen? Was hatte sie zur Zeit der Troubadours für einen Fortgang? Was muß man sich für eine Vorstellung von den Sitten ihrer Zeit, und besonders von jener berühmten Galanterie machen, welche sie unaufhörlich beseelte, weil sie gleichsam die Seele der Gesellschaft war? Welche große Begebenheiten erweckten ihr Genie, und gaben den Stoff zu ihren Gedichten her? Was ist der Hauptcharakter ihrer verschiednen Werke? Welchen Einfluß haben sie und ihre Sprache auf die neuere Litteratur gehabt? Endlich, was sind es für Quellen, aus welchen wir ihre Geschichte geschöpft haben? Alle diese Fragen scheinen einer nähern Untersuchung werth zu seyn.

I. Wenn man sieht, daß die barbarischen wilden Völker selbst, ihre Götter, oder ihre Liebe, oder ihre Thaten besingen, so überzeugt man sich leicht, daß die Poesie dem Menschen eben so natürlich ist, wie die Sprache, der Gesang und die Leidenschaften. Ein gewisses Zeitmaaß gefällt seinem Gehör; er fühlt es, daß seine Vorstellungen und Empfindungen eine gewisse Stärke des Ausdrucks dadurch er-

a) Dieser Gelehrte, den man als Verfasser der Memoires sur l'ancienne Chevalerie kennt, wandte unglaublichen Fleiß auf die Geschichte und Werke der Troubadours, sparte in dieser Absicht keine Kosten noch Reisen, und hinterließ über drey und zwanzig geschriebene Bände in Folio, worin er alles dahin gehörige, großentheils aus Italiänischen Handschriften gesammelt hatte, und woraus Millot's Hist. litt. des Troub. ein Auszug ist. Anm. des Uebers.

erhalten, welche das Herz stärker rührt und sich dem Gedächtnisse besser einprägt. Ein einziges Beyspiel ist dazu hinreichend, und dies Beyspiel ist sogleich wirksam genug, selbst bey einer Völkerschaft ohne Gesetze die Verse zur Sprache der leidenschaftlichen Natur zu machen; es entstehen darunter allemal Dichter, und der große Haufe wird ihr Wiederhall.

Eine rohe Einfalt, verbunden mit lebhaften und zuweilen erhabenen Bildern, bezeichnet die meisten unförmlichen Werke dieser Art. Die Wälder in Amerika, die unbebauten Gebirge in Schottland, die befrornen Einöden von Island haben Früchte des Genies hervorgebracht, die uns noch jetzt in Erstaunen setzen. Wer seinen Geist zu sehr in die Gränzen der Kunst eingezwängt hat, wer die fruchtbare Energie der Natur nicht kennt, dem wird es schwer zu begreifen, daß dergleichen Werke im Schooß der Barbarey und der Unwissenheit haben entstehen können. Und doch ist dies ein Werk der Natur. Sobald die Seele von einem Gegenstande lebhaft gerührt wird, entwickelt sich das poetische Talent desto kühner und lebhafter, je weniger Ideen man hat, die es zerstreuen können, und je früher es vor der Bildung anderer Talente vorhergeht.

Das Bedürfniß, dieser Vater der Arbeitsamkeit, trägt unstreitig viel dazu bey, diesem Talente überall einen größern Schwung zu geben. Man will das Andenken gewisser Dinge gern durch die ganze Welt verbreiten, gewisse Lehren gern einschärfen, gewisse Gesinnungen gern einflößen. Wie soll man das machen, wenn die Schreibekunst noch unbekannt, oder sehr selten ist? Die gemeine Sprache läßt nur sehr leichte Eindrücke zurück; es müssen also die Cadenz, der Numerus, oder der Reim dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen; es muß eine Art von gedrängter und ausdruckvoller Rede, welche die Seele und das Gehör stärker oder angenehmer rührt, in beyden auf eine dauerhafte Art zurückbleiben, und die Menschen oft an dasjenige erinnern, was sie beständig vor Augen haben sollen. Diese nützliche Entdekkung ist bald gemacht. Der Gesang vereint sich hernach mit den Worten durch eine natürliche Verwandtschaft, er heftet dieselben gewissermaaßen fest, und giebt dem Gedanken Stätigkeit.

Dies ist ohne Zweifel der Gang des menschlichen Verstandes, weil bey allen Völkern die Dichter früher da gewesen sind, als die prosaischen Schriftsteller; weil in Griechenland und Rom die ersten Geschichtschreiber und Weltweisen in Versen schrieben, und weil endlich, um nicht die Beyspiele ins Unendliche zu häufen, bey den alten Galliern, da sie noch halb wild waren und das Römische Joch verschmähten, die Kriegslieder der Barden das Feuer der Schlacht entzündeten, und den Helden so viel Nacheifrer erweckten, deren Tapferkeit sie verherrlichten.

Je einfältiger und ungebildeter ein Volk ist, desto weniger Ideen hat es,

desto kleiner ist folglich auch der Umfang seiner poetischen Sphäre. Seine Sprache ist gleichfalls arm und ungestalt; seine Kenntniß geht nicht weiter, als seine Sinne. Die Dichter werden alsdann mit einer sehr figürlichen Schreibart die wirklichen Gegenstände der Leidenschaft, und selbst die Hirngespinste schildern können, welche die Einbildung erzeugt, und die durch dieselbe ihr Daseyn zu haben scheinen. Ihre Wörter werden beynahe lauter Bilder seyn, eben daher, weil ihre Sprache für abstrakte Begriffe keine Wörter hat. Aber wie könnten sie sich aus dem engen Zirkel herauswagen, in welchen die Kindheit der Gesellschaft allemal das Genie einkerkert? Wie könnten sie die Künste und Kenntnisse befördern helfen? Der Mensch ist nie anders Schöpfer, als durch Nachahmung.

Unter einem schönen Himmel, in einem von der Natur begünstigten Lande, wo die Wärme des Himmelsstrichs den Geist belebt, ohne den Körper zu ermüden, muß der Geschmack an der Poesie lebhafter seyn, als anderswo, und fruchtbarer an Werken des Geistes. Von der Art waren die mittäglichen Länder der Französischen Monarchie, die man alle unter dem gemeinschaftlichen Namen der Provence begriff, weil die Provenzalsprache ihnen allen gemein war. Obgleich der erste bekannte Troubadour, Wilhelm IX., Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien, im zwölften Jahrhunderte gelebt hat, so ist doch kein Zweifel, daß er nicht sollte Vorgänger gehabt haben; die Anmuth seiner Schreibart setzt eine schon gebildete Kunst voraus. Indeß verdient der Fortgang der Provenzalpoesie von seinen Zeiten an die meiste Aufmerksamkeit. Sie nahm damals einen schnellen Flug, kam an die Höfe, und ward die Lust und Bewundrung eines großen Theils von Europa.

II. Der Uebergang von einem schrecklichen Zustande der Unwissenheit und Barbarey zur Bildung der Sitten, der Vernunft und Talente, ist eines von den schönsten Schauspielen, welche die Geschichte des menschlichen Geschlechts darstellt. Alles gährt im Chaos einer Art von neuen Schöpfung entgegen; und die daraus entstehenden Dinge sind zwar noch weit von der Vollkommenheit entfernt, aber sie haben doch eine gewisse Originalschönheit, welche der Aufmerksamkeit des Beobachters fast eben so würdig ist, als die Vollkommenheit selbst.

Nach einer langen Reihe von Unglücksfällen, in welche der Irrthum auf der einen, und die Anarchie auf der andern Seite die Europäer versenkt hatten, machte die Unwissenheit des zehnten Jahrhunderts, begleitet von den Verheerungen einer ganzen Fluth von Räubern, ihr Elend vollkommen, und sie selbst vollends viehisch und roh. In dem folgenden Jahrhundert fiengen die Wissenschaften wieder an sich zu zeigen, freylich noch in sehr jämmerlicher Gestalt, und vielleicht noch fruchtbarer an Irrthümern,

mern, als die Unwiſſenheit ſelbſt, aber doch dazu dienlich, den Verſtand aus ſeiner nachtheiligen Betäubung zu reißen. Die päbſtliche Regierung Gregors VII., die dadurch veranlaßten Erſchütterungen der Völker, der heftige Zuſammenſtoß der geiſtlichen und weltlichen Regierung, der unter ſeinen Nachfolgern fortdauerte, brachten eine allgemeine Bewegung hervor, und veranlaßten ein mächtiges Intereſſe, welches die Gemüther aus dem Schlafe weckte; indeß die Ritterſchaft eine Laufbahn des Heldenmuths eröffnete, über welche einige geſellige Tugenden unter den kriegeriſchen Thaten ihren Glanz verbreiteten.

Man ſetze zu dieſen verſchiedenen Veranlaſſungen den Kreuzzug hinzu, der gegen das Ende eben dieſes Jahrhunderts ſeinen Anfang nahm. Ein unerhörter Enthuſiasmus zerbrach die Schranken, welche die Nationen trennten, verband ſie zu frommen Eroberungen, die durch einen frommen Vorwand geheiligt waren, brachte ſie in das Vaterland eines Phidias und Homer, ließ ſie die Luft des wohllüſtigen Aſiens einathmen. Wie viel neue Gefühle, wie viel neue Ideen und Neigungen entſtanden nicht daraus! Eine erſtaunliche Begebenheit! Die mordſüchtige und unvernünftige Andächteley der Kreuzzüge diente zur Entwickelung der ſchönen Künſte und der Vernunft; ſie beförderte den Triumph der Muſen, und die geſchmackvollen Freuden, die durch ihre Bemühungen ſollten veranlaßt werden.

Unter dieſen Umſtänden wuchs die Anzahl der Dichter, die unter dem Namen Troubadours bekannt ſind, einem Namen, der in der That des Genies würdig iſt, weil er das Talent der Erfindung (de *trouver*), mit einem Worte, das Genie ſelbſt bezeichnet. Das einzige Beyſpiel eines Fürſten, wie der Graf von Poitou war, mußte ihr Talent und ihren Wetteifer befeuern. Verſchiedene andere Fürſten und Freyherren wurden ihre Muſter und Beſchützer. Die Höfe, die faſt eben ſo zahlreich waren, als die Schlöſſer, zogen ſie in die Wette an ſich. Sie fanden daſelbſt ihr Glück, ihr Vergnügen, und eine noch ſchmeichelhaftere Hochachtung. Die Schönen, deren Reize und Verdienſte ſie beſangen, dieſe irdiſchen Gottheiten der Ritterzeit, nahmen ſie mit zuvorkommender Großmuth auf, zuweilen gar mit der Zärtlichkeit der Liebe. Wie viel Aufmunterungen für Leute, welche der Reiz der Neuheit und der natürliche Hang mehr zum Vergnügen, als zu einer beſchwerlichen Arbeit hinzog!

Man ſah daher die Dichter um den Beyfall mit einander ſtreiten. Einige drückten ſich mit mehr Feinheit und Zierlichkeit aus, andre führten neue Gattungen der Poeſie ein. Bald gaben die Grazien der Empfindung den Ton an; bald wurde die Moral durch Erdichtung und Dialog verſchönert. Der Geſchmack war, ſo zu reden, nicht mehr der Sklave einer kriechenden Gewohnheit; er folgte dem Fortgang der Ideen, umfaßte eine Menge vorhin

unbekannter Gegenstände, und machte daher auch die Arten der Einkleidung mannichfaltig, welche eine unfruchtbare Einförmigkeit widerlich machte.

Aber eben so, wie die von der Unwissenheit verdunkelten Ideen, blieb auch der Geschmack noch weit von der wahren Vollkommenheit entfernt, wozu er nur langsam gelangt, je mehr die Gesellschaft fein und aufgeklärt wird. Er fand selbst in der rasenden Sucht ein großes Hinderniß, welche die Poeten, oder die Bewerber um dichterische Belohnungen immer zahlreicher machte. Eine Menge von Leuten, die fast ohne alle Talente, und von Natur und Glück zur Dunkelheit verdammt waren, warf sich in eine Laufbahn, welche ihnen die reizendste Aussicht darbot. Die sogenannten Jongleurs, deren Amt es war, die Verse der Troubadours abzusingen, machten auf die Vortheile beyder Aemter Anspruch; die meisten Troubadours selbst hatten kaum einige Kenntniß von den Wissenschaften; und einige unter ihnen, die sich durch ihren Rang vorzüglich unterschieden, wurden gefährliche Muster, wenn der Eigennutz oder die Schmeicheley den Werth der Gedichte bestimmte. Manche, um sich von der Menge zu unterscheiden, sannen auf mühsame Fehler, die ihnen Bewunderung erweckten, auf eine Verbindung der Verse und Reime, wodurch das Feuer des Genies erstickt wurde, auf eine Dunkelheit der Schreibart, wobey alles räthselhaft schien, und doch nichts des Errathens werth war. Der sonst merkliche Fortgang des Geschmacks wurde also nicht nur durch die damals herrschende Unwissenheit und Ungeschliffenheit aufgehalten, sondern auch durch eine Art von Verderbniß, welche aus der Bildung einer Kunst ohne Grundsätze entstand.

III. Die Werke der Troubadours sind dem ungeachtet dadurch schätzbar, daß in denselben die Sitten mehr nach der Natur geschildert sind, als in irgend einem andern Denkmale dieser nicht sehr bekannten Zeiten. Unsere alten Chronikschreiber, im Schooße der Finsterniß und der Vorurtheile des Klosters genährt, wußten nichts weiter, als der Länge nach die öffentlichen Vorfälle zu erzählen, vermischt mit leeren Gerüchten, und oft mit lächerlichen Legenden; sie setzten die Geschichte von ihrer Würde herab; sie kannten dieselbe nicht einmal. Allein die Dichter waren natürlicherweise die Mahler des geselligen Lebens. Was sie sahen, was sie hörten, die herrschenden Gewohnheiten, Sitten und Meynungen, die so vielfältig modificirten Leidenschaften, wurden, ohne daß sie auf den Unterricht der Nachwelt dachten, die Grundlage und der Schmuck ihrer Gedichte. Unter den Alten ersetzt Homer in diesem Stücke den Mangel historischer Denkmäler, und selbst seine Erdichtungen sind eine Quelle von Wahrheiten, die man sonst nirgends schöpfen kann. Die Troubadours haben noch einen gewissen Vorzug vor ihm; denn ihre Dichtungsarten schränken sich mehr auf das gemeine Leben

und

und auf gleichzeitige Gegenstände ein, und enthalten daher Schilderungen, die naiver sind, und aus denen man gewissere Folgerungen ziehen kann.

Man entdeckt in ihnen jenen feurigen und hitzigen Muth, welcher damals noch die Nation charakterisirte, der Schlachten wie Ergötzlichkeiten ansah, und aus dem barbarischen Rechte des Degens das erste Recht der Natur machte. Man sieht in ihnen jene Verschwendung großer Herren, die als eine wesentliche Tugend ihres Ranges angesehen wurde; eben so wenig bedenklich über die Mittel, etwas zu erhalten, als über die Art, es durchzubringen, und nicht beschämt darüber, vielen Raub zusammenzuhäufen, um mit dem Verlust andrer groß zu thun. Man sieht in ihnen jenen Geist der Unabhängigkeit, welcher die Unordnungen der Anarchie unterhielt, sich zuweilen aus Eigennutz zu dem demüthigen Betragen eines Höflings herabließ, aber immer im Begriff war, sich kühn und keck zu steifen, wenn es die Umstände foderten. Man sieht in ihnen jene männliche und bäurische Freymüthigkeit, die sich durch nichts abhalten läßt, von Sachen und Personen ganz frey zu reden, welche die Fürsten eben so dreist tadelt, wie Privatleute, ohne sich an Wohlstand und Ehrerbietung, noch weniger an Lebensart zu kehren. Man sieht in ihnen den blinden Aberglauben, der sich an Ungereimtheiten und albernen Possen weidet, seinen Hirngespinsten die Vernunft, die Menschlichkeit und die Gottheit selbst aufopfert, das höchste Wesen durch die Opfer entehrt, die er ihm zu bringen glaubt, mit Verachtung der von ihm gegebenen Gesetze, und durch seine Ausschweifungen der Irreligion die Waffen in die Hand giebt, die von ihm ihren Ursprung hat. Man sieht in ihnen die Unwissenheit und Schwärmerey einer lasterhaften Klerisey; den Muthwillen eines unruhigen und unbändigen Adels; die Thätigkeit und Kühnheit einer kaum von der Sklaverey befreyten Bürgerschaft; mehr die Laster, als die Tugenden der Leute jedes Standes, die noch lauter wilde Gewohnheiten an sich hatten, und sich nach falschen Einsichten zu verfeinern anfiengen. Man sieht endlich in ihnen das System der Ritterzeiten entwickelt, ihre Uebungen, ihre Lustbarkeiten, ihre Vorschriften, ihre Sitten, die gemeiniglich ihrer Moral zuwider liefen, und vornemlich jene berühmte Galanterie, welche eine der hauptsächlichsten Triebfedern der Gesellschaft wurde, und deren genauere Kenntniß sehr wichtig ist.

Man findet in der Geschichte überall Zeugnisse von der Verehrung des Frauenzimmers bey den Nordischen Völkern; eine Gesinnung, die bey dem Einen Volke lebhafter und ehrerbietiger war, als bey dem andern, die man aber doch bey allen Celtischen Nationen antrifft, zu welchen ein neuerer Gelehrter b) die Deutschen, die Scandinavier, und selbst die Scythen rechnet,

b) S. L'Histoire des Celtes, par *Pellontier*.

net, wiewohl die Aehnlichkeit der Sitten nicht allemal die Gleichheit des Ursprungs beweist. Diese wilden Völker, deren Empfindlichkeit für die Liebe derjenigen nicht gleich kam, die in den heißen Himmelsgegenden herrscht, leisteten dennoch dem schönen Geschlechte, welches man damals in der Sklaverey hielt, eine Art von göttlicher Verehrung. Sie glaubten in demselben etwas Göttliches wahrzunehmen; sie legten ihnen das Ansehn der Orakel bey, und die Herrschaft der Schönheit wurde durch ein geweihtes Zutrauen immer mehr befestigt.

Vielleicht war das eine Wirkung von jener Stärke der Einbildungskraft, welche das Frauenzimmer so leicht in außerordentliche Bewegungen versetzt, und sie zuweilen beredet, daß sie begeistert werden, wenn sie sich in ihre Gedanken verlieren; oder von jener feinen Verschlagenheit, die, bey noch so weniger Uebung, sie in Stand setzt, die Geheimnisse des Herzens zu errathen, gar bald geheime Verabredungen und Angelegenheiten zu entwickeln, und den Männern schleunigen Rath zu geben, welche die Anschläge unsrer langsamern Ueberlegung weit übertreffen; oder von jener einschmeichelnden Geschicklichkeit, womit die Anmuth den Sieg über die Stärke, und die Sanftmuth über die Wildheit erhält; vielleicht waren alle diese und noch mehrere Ursachen zu Einer Wirkung vereint; genug, daß es ausgemacht ist, daß dies Geschlecht vielen Einfluß in die Sitten des Volks, und in die wichtigsten Unternehmungen gehabt hat.

Um die Schöne zu verdienen, die er anbetete, trotzte der Krieger Gefahren, Wunden und Tod. Der Raub eines von seinen Händen getödteten Feindes mußte seinen Liebesantrag unterstützen. Die Vorstellungen der Liebe und der Tapferkeit schienen unzertrennlich zu seyn, und der Dichter verband sie allemal, wenn er Helden besang, oder zum Heldenmuth ermunterte. Wie oft gab nicht das Frauenzimmer selbst ein Beyspiel der Herzhaftigkeit, welche es bey den Männern rege machte! Wie oft theilten sie nicht mit ihnen die Arbeit und die Gefahren des Feldzugs! Man sah sie sehr oft sich selbst das Leben nehmen, um dem siegreichen Feinde zu entgehen.

Wenn die allgemeinen Sitten in ihrem ersten Ursprunge irgend eine starke Richtung genommen haben, so bleiben allemal Spuren davon zurück, ungeachtet der Veränderungen, welche der Verlauf der Folgezeiten veranlaßt. Unstreitig behielten die Bewohner Frankreichs, die aus Galliern und Deutschen gemischt waren, im Grunde die nemlichen Gesinnungen für das Frauenzimmer; und die Ritterzeiten führten kein neues System ein, sie erweiterten und verfeinerten nur das alte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Freytag, den 23ten Februar 1776.

Fortsetzung der Abhandlung des Abts Millot über die Provenzaldichter oder Troubadours, aus deren Schriften die Geschichte und Sitten der mittlern Zeiten Erläuterung erhalten.

Der Krieg, die Liebe, die Religion, waren bekanntermaßen die Grundlage dieser sonderbaren Einrichtung. Aber so andächtig auch damals die Vornehmen und Geringern waren, und so sehr sich auch die Religionsideen, gut oder übel verstanden, in alle menschliche Angelegenheiten mischten; so mußten doch Krieg und Liebe, diese beyden Lieblingsneigungen, die so leicht auf die Seele Eindruck durch die Sinne machen, im Ganzen weit mehr ausrichten, als unsichtbare Gegenstände, welche man sich bloß in Gedanken, als das Glück eines künftigen Lebens, vorstellt. Alle ihre Andachtsübungen hielten unsere Helden nicht ab, unaufhörlich auf Blutvergießen zu denken, noch ihren Schönen mit eben so viel und noch stärkerm Eifer zu dienen, als ihrem Gotte.

Sein Herz und seine Verehrung einer Geliebten zu weihen, für sie ganz allein zu leben, nach allem möglichen Ruhm der Waffen und der Tugenden zu trachten, ihre Vollkommenheiten zu bewundern, und ihnen die öffentliche Bewunderung zu verschaffen, sich um den Titel ihres Dieners, ihres Sklaven zu bewerben, und zum Lohne so vieler Liebe und Mü[illegible] sich glücklich zu schätzen, wenn sie dieselben ihres Beyfalls würdigte, mit einem Worte, seiner Schönen, wie einer Art von Gottheit zu dienen, deren Gunst nur der Lohn der edelsten Gesinnungen seyn konnte, einer Gottheit, die man nur mit Ehrfurcht liebt, und mit Liebe verehrt, das war eine von den vornehmsten Pflichten eines jeden Ritters, und eines jeden, der es zu werden wünschte. Die Einbildungskraft fand bey einem solchen System der Liebe ihre Rechnung. Es bildete zwar Helden, aber es veranlaßte zugleich alle romanhafte Thorheit.

Wenn die Galanterie in der bürgerlichen Gesellschaft herrschte, so trugen die Troubadours nicht wenig zum

Anwachs ihrer Herrschaft, und zu der Ausbreitung ihrer Siege bey. Fast alle weihten sich dem Dienste des Frauenzimmers, einige aus Gefühl, andere aus Eitelkeit, viele aus Eigennutz; denn es war der Weg, sein Glück zu machen; und die Damen, eifersüchtig auf ein Lob, welches ihre Reize zu verewigen schien, ermangelten nicht, dem anbetenden Dichter Beweise ihrer Gunst zu geben. Leidenschaft und Schmeicheley waren beyde dem Parnaß der Provenzalen gleich beförderlich.

Aber wie weit war die Liebe in diesen Ritterzeiten von demjenigen Ideal entfernt, welches sich die Tadler der neuern Zeiten davon zu machen pflegen! Wenn auch die Geschichte von den damaligen Unordnungen und der Ausgelassenheit in den Sitten kein Zeugniß gäbe, so würden schon die Werke der Troubadours eine Menge augenscheinlicher Beweise davon an den Tag legen. Unter einigen Beyspielen einer unschuldigen Galanterie, die unter das Gebiete der Sittsamkeit und der Pflichten gebracht ist, findet man in ihnen tausend Züge der Ausgelassenheit und Ausschweifung; man sieht in ihnen, die Sinnen sich des Herzens bemeistern, die eheliche Liebe auf die frechste Art verletzen, der Sitten zuweilen mit einer cynischen Unverschämtheit spotten, kurz eben die Laster, welche man heutiges Tages wahrnimmt, nur nicht so sehr unter einem anständigen Schein versteckt. Daher die Satyren vieler von diesen Dichtern, welche die vergangene Zeit erheben, ob sie gleich ihren Tadel noch mehr verdiente, und die Ausschweifungen ihrer Zeitgenossen abscheulich mahlen. So natürlich ist es, die Tugenden der vormaligen Zeiten zu vergrößern, oder gar sie fälschlich ihnen anzudichten, um die gegenwärtigen Laster desto bitterer bestrafen zu können.

Wir wollen lieber die Mittelstraße wählen, und ohne ungerecht zu seyn, weder aus Nachsicht gegen die Todten, noch aus Erbitterung gegen die Lebenden, dasjenige loben, was diese lobenswürdiges an sich haben, und dasjenige erkennen, was jene schlechtes hatten. Die Tapferkeit, die Höflichkeit, die Ehrliebe, die Galanterie unsrer Vorfahren waren mit vielen groben Lastern befleckt, welche mit der unförmlichen Gestalt der damaligen Gesellschaft verwebt waren; mitten unter unsern Lastern strahlen noch vortreffliche Tugenden hervor, welche die Ausbildung der Sitten und der Vernunft allemal hervorbringt. Ein Vorurtheil, wodurch wir das Gefühl unsrer Vorzüge verlören, würde eben so niederträchtig als schädlich seyn. Die Kenntnisse, welche wir aus unsern Troubadours von der damaligen Beschaffenheit der Sitten erhalten, können wenigstens es entfernen helfen.

IV. Ein großer Theil ihrer Werke betrifft die Vorfälle ihrer Zeit, die so leicht poetische Begeisterung oder poetischen Unwillen erregen konnten. Es wird nöthig seyn, hier ein Gemählde dieser Vorfälle zu entwerfen; man wird

dabey auf den ersten Anblick entdecken, was sich daraus für Lehren ziehen lassen.

Es war dies die Zeit, in welcher die Päbste die Regeln und Beyspiele der ersten Kirche ganz aus den Augen verlohren hatten, im Namen Gottes und des heiligen Petrus alles in Bewegung setzten, aus einer göttlichen Religion das Werkzeug einer dreisten Staatskunst machten, bald die Belohnungen des Himmels austheilten, bald zu den Strafen der Hölle verdammten, die Völker unterjochten, die Reiche erschütterten, und sogar die Fürsten vom Thron stürzten. Die Kreuzzüge, die Gregor VII. zuerst ausgedacht hatte, waren, wenn man sie aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet, ein Meisterstück des vormaligen päbstlichen Despotismus. Durch sie konnte ein Pabst die Unterthanen aller Fürsten bewaffnen, und seine eigene Soldaten daraus machen, sie Königreiche erobern lassen, die er sich zinsbar machte, von einem Ende Europa's zum andern ungeheure Abgaben eintreiben, deren Anwendung in seiner Willkühr stand, die Staaten an Geld und Leuten erschöpfen, deren Schwäche seine Macht vermehren mußte, gewissermaßen übers Meer hin die Kaiser und Könige verweisen, deren Entfernung ihm vortheilhaft war, die kirchlichen Reichthümer, und folglich auch seine Einkünfte durch den Ertrag vieler Ländereyen vermehren, welche die Theilnehmer an den Kreuzzügen um einen geringen Preis losschlugen, damit sie im Stande seyn möchten, den Ablaß des heiligen Krieges zu erhalten; er konnte sich endlich geradezu zum Richter aller bürgerlichen und politischen Angelegenheiten aufwerfen, indem er dem Schutze des päbstlichen Stuhls die Güter und Personen eines jeden unterwarf, der einen Kreuzzug mit unternahm. Wenn auch die Römische Politik nicht sogleich dies System in seinem ganzen Umfang zur Absicht hatte, so scheint es doch, daß sie es in kurzer Zeit so weit ausdehnte, wiewohl allemal fromme und mystische Vorstellungen ihre Entwürfe beschönigten, vielleicht selbst in ihren eignen Augen, wie in den Augen der verblendeten Nationen.

Wir finden in den Gedichten der Troubadours hundert Beyspiele von der Schwärmerey der Kreuzzüge, und von den eiteln Veranlassungen, welche sie unaufhörlich beförderten; wir finden aber auch darin zuweilen eine gewisse Kühnheit, sie zu tadeln, die mit den Vorurtheilen des großen Haufens einen sonderbaren Contrast macht.

Und wie hätten, nach so vielen unglücklichen Feldzügen, von welchen sich Europa das größte Glück versprochen hatte, wie hätten sich da nicht einige vernünftige Leute finden sollen, die besser davon urtheilten, und freymüthig genug waren, ihre Meynung darüber zu sagen? Die Macht der Kirche, die an sich selbst so ehrwürdig ist, und so nützlich seyn kann, wenn sie mit Klugheit gehandhabt wird, setzte sich selbst den gefährlichsten Angriffen aus, durch

Misbräuche, über welche die Völker anfiengen unwillig zu werden.

Dies war eigentlich der Ursprung der verschiednen Sekten in den mittäglichen Ländern von Frankreich, die unter verschiednen Namen, Manichäer, Waldenser, Albigenser, u. s. f. bekannt sind. Ihre Angriffe auf die Geistlichkeit beförderten eben so sehr, als ihre Irrthümer, den heftigen Krieg, welchen man ihnen, zum Verderben des Grafen von Toulouse, ankündigte. Bisher hatten die Kreuzzüge die Absicht gehabt, die Feinde des christlichen Namens auszurotten; allein Christen, die man für Feinde der Kirche hielt, schienen es noch mehr zu verdienen, ein Opfer des Religionseifers zu werden, und wenn ihr Landesherr es wagte, sie zu schützen, oder sie wenigstens zu dulden, so ließ der Pabst nicht nur seinen Bannstrahl gegen sie aus, sondern er machte es auch zur Religionspflicht und zum Mittel der Seligkeit, wenn man die Waffen ergriff, um ihn seiner Staaten zu berauben.

Ich gedenke hier nur jenes schimpflichen Kreuzzuges, der durch so viel Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten berühmt ist, der für Raymund VI. und Raymund VII., Grafen von Toulouse so verderblich war, ungeachtet ihrer demüthigen Unterwerfung, auf welche allemal eine betriegrische Absolution erfolgte, der aber für den Römischen Hof so vortheilhaft war, welcher durch ihre Beraubung ein Fürstenthum mitten in Frankreich erhielt. Viele von unsern Troubadours nahmen an diesen bürgerlichen Kriegen entweder auf eine thätige Art, oder auf der Seite der Unterdrückten, Theil, und haben Beschreibungen davon gegeben, die in ihrer Art merkwürdig sind.

Die Clerisey dieser unglücklichen Länder, die damals schwärmerisch und gar zu kriegrisch dachte, machte sich schrecklicher Misbräuche schuldig, und die Mönche vielleicht noch mehrerer. Die entstehende Inquisition erschien sogleich voller Blutdurst; aber dadurch, daß sie ihre Opfer verbrennen ließ, wobey der Unschuldige mehr als einmal mit dem Schuldigen vermengt wurde, erregte sie die Galle patriotischer oder menschlich denkender Dichter. Gar oft wurde die Religion von ihren Dienern in Tyranney verwandelt. Welch ein Ruhm für die vernünftige Litteratur, daß sie ihr für diesen Schimpf Rache verschafft hat, indem sie die Vorschriften der christlichen Liebe den Vorurtheilen einer blutdürstigen Schwärmerey entgegen setzte! Auch in den unwissendsten Jahrhunderten sind doch oft die Wissenschaften Wohlthäterinnen des menschlichen Geschlechts gewesen.

Indeß fuhren die herrschenden Päbste fort, mit lauter Gewaltthätigkeit zu regieren. Das Priesterthum kämpfte beständig auf die heftigste Weise wider die weltliche Herrschaft. Friedrich I. dieser große Kaiser hatte das zu seinem Nachtheil erfahren; und die Empörung der Städte in der Lombardey, die sich verbunden hatten, um sich

von

von ihm loszumachen, war hauptsächlich der Erfolg von den Unternehmungen des Römischen Hofes. Ein schwaches Vorspiel von den Ungewittern, welche Innocentius III., Gregor IX., Innocentius IV. u. s. f. bald hernach wider Friedrich II. und die übrigen aus dem Schwäbischen Hause erregen sollten!

Nach einer langen Reihe ärgerlicher Auftritte, wobey der Bann, welchen der Haß verschwendete, die Absicht hatte, den Kaiser vom Thron zu stoßen, sah man ihn feyerlich auf einer Kirchenversammlung zu Lyon absetzen, deren Schluß von dem Pabste in die Feder gesagt wurde. Daß er die Krone nicht verlor, daran war der Muth Schuld, mit welchem er sie vertheidigte. Seine Nachfolger waren noch unglücklicher. Die Päbste verfolgten auf der einen Seite den Kaiser Conrad, einen Sohn Friedrichs, und beraubten auf der andern Seite dieses ihnen verhaßte Haus des Königreichs beyder Sicilien. England wußte von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch zu machen. Der Bruder des heiligen Ludwig, der schon Graf von Provence war, hatte mehr Glück, wenn man anders seine Eroberung von Neapel für ein Glück ansehen kann, welche durch die Ermordung des Königs Conrad und des Herzogs von Oesterreich erhalten ward, und so viel entsetzliche Folgen hatte, daß die Sicilianische Vesper fast die einzige Frucht davon war.

Wenn man sieht, daß der Troubadour Figueira, und einige andre, ihre ganze Wuth gegen Rom, gegen die Werkzeuge oder Nachahmer seiner Ungerechtigkeiten auslassen, so giebt uns die Geschichte gar leicht den Schlüssel dazu, so seltsam auch in jenen abergläubischen Zeiten ihre Dreistigkeit war.

Zu diesen merkwürdigen Begebenheiten, auf welche sich die Verse unsrer Dichter sehr oft beziehen, kommen noch die Unruhen zwischen Frankreich und England, die Wiedervereinigung vieler Französischen Länder mit einer wetteifernden Krone, die Gefangennehmung Richards I. bey der Wiederkehr aus dem Gelobten Lande, die Siege Philipp Augusts über König Johann, Richards Nachfolger, das entgegengesetzte Interesse unter den Troubadours von verschiedener Parthey. Welche Quellen historischer Denkwürdigkeiten und poetischer Züge, welche der Neugier der Leser würdig sind!

Aber auch die Empörungen, welche in dem Vaterlande der Provenzaldichter vorfielen, gaben ihnen schon für sich reichen Stoff zu Gesängen. Dies Land begriff außer der Dauphiné und der Provence, die dem Kaiser gehörten, die drey großen Grafschaften, Toulouse, Barcellona und Poitou, nebst dem Herzogthum Aquitanien. Hier hatte, so wie anderswo, die Lehnsregierung, unter dem Schein der Ordnung und Unterwerfung, ein wahres Chaos eingeführt, wo die Lehne, die Gerichtslehne, die Afterlehne bey

allen ihren eingebildeten Rechten sich oft genöthigt fanden, dem Rechte der stärksten Parthey nachzugeben.

Wenn aus dieser ersten Quelle eine unzählige Menge von Unruhen, von Gewaltthätigkeiten, von Einziehungen, Anmaßungen und Streitigkeiten entstehen mußten, so veranlaßten auch auf der andern Seite die Erbschaften und die Theilung der liegenden Gründe lauter Unruhen und schnelle Veränderungen, besonders, wenn die Töchter, in Ermangelung männlicher Erben, die Erbschaft erhielten. Die Heyrath einer Erbinn zog einen fremden Herrn ins Land; viele Heyrathen dieser Art gründeten eine ausgebreitete Gewalt; der Ehrgeiz gerieth in Bewegung, das Gleichgewicht hörte auf, die Eifersucht brach von allen Seiten aus, und die Völker waren gemeiniglich das Opfer derer, welche sich es anmaßten, sie zu regieren.

So kamen Poitou und Guienne, welche die Heyrath Leonorens mit Ludwig dem Jüngern mit der Krone Frankreich wieder vereinigen mußte, unter die Herrschaft der Engländer, so bald die unvorsichtige Ehescheidung Ludwigs es der Willkühr Leonorens überlassen hatte, zugleich über seine Person und seine Staaten nach Gefallen zu schalten. So erhielt das Haus Barcellona durch Heyrathen die Grafschaft Provence, das Königreich Arragonien, und andere Fürstenthümer; mehrerer Vorfälle dieser Art zu geschweigen.

Da diese Revolutionen und ihre Folgen, die Angelegenheiten der großen und kleinen Höfe, die Gemüther in Bewegung setzten, und die Troubadours zuweilen eine wichtige Rolle spielten, oder mit den Hauptpersonen in genauer Verbindung standen, so findet man in ihren Werken die Handlungen und Personen oft erwähnt, welche ihre Einbildungskraft rührten, und ihre Seelen interessirten. Es war eine Zeit, wo die Höfe von Arragonien, Poitou, Toulouse und Provence die Musen um die Wette begünstigten. Die Erkenntlichkeit war nicht stumm; und wenn einige von unsern Dichtern sich besonders eifrig für die Fürsten von Toulouse bewiesen, so sieht man die Ursache davon deutlich in den Wohlthaten dieser Fürsten, oder ihrer Vorfahren. Indem sie aber ihre Sache gegen die Geistlichkeit vertheidigten, welche der Religionshaß undankbar und ungerecht machte, so hatten sie zugleich selbst Gelegenheit, die Regungen ihrer Feindseligkeit oder ihres Eigennutzes auszulassen. Wie selten pflegt man sich in dergleichen Fällen in den Schranken der Klugheit und der Billigkeit zu halten!

Man muß nicht zu sehr die Parthey der Troubadours nehmen; sie verdienen meistentheils weniger Lob, als Tadel. Bey der kurzen Rechenschaft, die ich von ihren verschiednen Dichtungsarten, und von ihrem hauptsächlichen Charakter geben werde, will ich ihre Fehler ohne Vorurtheil anzeigen, und dasjenige, was sie rühmliches an sich haben, seinem gehörigen Werthe nach zu schätzen suchen.

V.

V. Diese Gedichte bestehen aus Liedern, aus den sogenannten *sirventes* oder *jeux-partis*, aus Pastorellen, aus Novellen oder Erzählungen, u. s. f. Ich will sie sogleich auf eine nützlichere Weise in galante, historische, satyrische und didactische Poesien eintheilen; und wenn wir sie so unter allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet haben, wollen wir darüber einige besondere Anmerkungen machen.

Nach demjenigen, was wir über den ehemaligen Zustand der Ritterwelt angemerkt haben, kann man schon im voraus diejenigen Stücke unserer Dichter beurtheilen, welche die zahlreichsten sind, und das Frauenzimmer und die Liebe zum Gegenstande haben. In diesen findet man fast niemals jene sinnreichen Gedanken, jene feinen und studirten Wendungen, jene zierlichen Madrigale, worin mehr Witz als Feuer der Leidenschaft herrscht. Die Liebe ist in denselben bald mit einer gewissen Stärke, bald mit einer naiven und rührenden Einfalt ausgedrückt. Zuweilen ist sie schüchtern und ehrerbietig, und betet entzückungsvoll die Schönheit an, die sie zu ihrem Abgott macht; sie sieht in ihr alle die Vollkommenheiten, welche werth sind, Begeistrung zu erregen, und die kleinsten Gunstbezeugungen, welche sie von ihr hofft, sind für sie himmlische Freuden. Zuweilen sucht sich diese Liebe durch heroische Anstrengungen an den Tag zu legen; ein andermal wagt sie kaum ein Wort vorzubringen, wodurch sie sich verrathen könnte. Kurz, das galante System der Ritterwelt herrscht unter den Troubadours, und wenn ihre Gesänge besondere Begebenheiten betreffen, wie das sehr oft der Fall ist, so liest man sie mit desto größerm Vergnügen. Indeß gestehe ich, daß die faden Gemeinörter der Galanterie, die häufige Wiederkehr der nemlichen Gedanken und Ausdrücke, ihre Länge und Geschmacklosigkeit, eine vollständige Sammlung ihrer Werke unausstehlich machen würden.

Es gab unstreitig unter unsern kekken Rittern und galanten Troubadours einige Phänomenen unschuldiger Liebe, an denen man Sitten bemerkt, die ohne allen Tadel sind. Wie viel Beyspiele giebt es aber nicht auch vom Gegentheil! Ein verliebter Umgang unter beyden Geschlechtern mußte zu diesen Zeiten der unordentlichsten Ausschweifungen dasjenige offenbar sehr selten machen, was man in denselben oft für sehr gewöhnlich gehalten hat. Es war schon viel, daß die Schönen, überhaupt genommen, gemeine Liebhaber verschmähten, deren Namen für sie nichts rühmliches hatten, daß eine weibische Weichlichkeit und ein schimpflicher Reichthum ihre Verachtung erregten, und daß man durch Muth und Ehre die geheimen Belohnungen einer Liebe verdienen mußte, die oft strafbar, oft den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft zuwider war.

Nächst den galanten Gedichten der Troubadours, sind diejenigen am zahlreichsten, die ich historische genannt habe, indem sie sich auf Begebenheiten,

auf

auf merkwürdige Personen, beziehen, und Stoff zur Geschichte enthalten. Dergleichen sind die meisten der sogenannten Sirventen a), einer Art von Reden in Versen, worin die Lobsprüche, Vorwürfe, Klagen, Drohungen, Ermahnungen, Rathschläge, nach Gefallen ihres Verfassers angebracht sind. Wenn man sie in Absicht auf die Geschichte betrachtet, so haben diese Stücke unstreitig ihren Nutzen, zur Aufklärung und Bestätigung mancher kleinen Umstände: sie scheinen mir aber in einer andern Absicht noch weit interessanter zu seyn.

Wenn sie von berühmten Personen herrühren, so sind sie ein treffendes Gemählde ihrer Gesinnungen, ihrer Leidenschaften, ihrer Art sich etwas vorzustellen, und sich auszudrücken. Sie scheinen oft den Helden Homers zu gleichen; stolz, übermüthig, kühn und unternehmend, ohne Schonung gegen das Unrecht, und sagen mit einer rauhen Freymüthigkeit und der Länge nach alles heraus, was sie auf dem Herzen haben. Die Sirvente des Königs Richard, die er in seinem Gefängniß in Deutschland verfertigt hat b), und viele andere von dieser Art, verdienen die Aufmerksamkeit eines Jeden, dem es um Kenntniß des menschlichen Geistes und der alten Sitten zu thun ist.

Nichts ist vielleicht merkwürdiger, als die ungemeine Freyheit vieler von unsern Troubadours. Sie erlaubt sich alles, nicht nur gegen ihres Gleichen, sondern auch bey der größten Ungleichheit des Ranges und der Glücksumstände; nicht nur bey solchen Streitigkeiten, die man mit dem Degen ausmacht, sondern auch in dem Umgang der Höfe, wo man nichts als Kunstgriffe und Schmeicheleyen erwartet. Es gab schon damals, besonders unter den Dichtern, kriechende Höflinge, die an den Ton der Sklaverey gewohnt waren, und durch Niederträchtigkeiten und Schmeicheley den schimpflichen Lohn ihrer feilen Federn erbettelten. Indeß lassen doch die meisten, wenn sie gleich nicht uneigennützig, und sogar habsüchtig waren, zuweilen allen Rückhalt aus den Augen, und schonen Niemand, selbst ihre Beschützer nicht. Wie soll man dies Phänomen erklären?

Der Schluß folgt künftig.

a) Von dieser satyrischen Dichtungsart der Provenzalen, die bey den Italiänern *Serventese* heißt, findet man umständlichere Nachricht in *Crescembeni* Storia della volgar poesia, T. I. p. 156. ff. Der Name wird am wahrscheinlichsten von dem Worte *selva* hergeleitet. Anm. des Uebers.

b) Man findet sie in der angezeigten Hist. litt. des Troubadours, T. I. p. 58.

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Montag, den 26ten Februar 1776.

Schluß der Abhandlung des Abts Millot über die Provenzaldichter oder Troubadours, aus deren Schriften die Geschichte und Sitten der mittlern Zeiten Erläuterung erhalten.

Ich erkläre die ungemeine Freymüthigkeit einiger Troubadours daraus, daß die Menschen noch jene lebendige Stärke des Charakters an sich hatten, welche ihnen die Natur giebt, und welche die Höflichkeit eben so sehr entnervt, als gemildert hat. Daraus, daß die Höfe diejenigen nicht zu ihren Sklaven machten, welche sie beschützten; die Größe zeigte daselbst mehr Pracht, als Gewalt; sie suchte sich Anhänger zu verschaffen, ohne sich dieselben knechtisch unterwerfen zu können; sie ließ sich mit ihrer Vertraulichkeit zu den Unterthanen und Geringern herab, aus Furcht, daß sie sich sonst wider sie auflehnen möchten; Jedermann fühlte seine eigene Stärke, und wußte, wo er im Nothfall Schutz hernehmen sollte; die kleinste Bedrükkung brachte jene kühnen Gemüther auf; die Rachgier oder die Ehrliebe erstickte damals die Erkenntlichkeit gegen Wohlthaten, und die Freyheit im Reden gieng über alle Gränzen hinaus.

Wenn die Verfasser dieser Stücke so viel Genie, oder nur so viel Witz, als Dreistigkeit, gehabt hätten, so würde man bey ihnen eine reiche Ernte treffender und merkwürdiger Verse machen können. Aber viele von ihnen reimten, wie gesagt, gleichsam Apoll und Minerven zum Trotz. Man muß daher unter den vielen Ueberbleibseln dieser Art eine strenge Auswahl halten.

Außer den historischen Sirventen haben auch die Troubadours eine Menge solcher hinterlassen, die bloß satyrisch sind. Diese Gattung ist von jeher nach dem Geschmack der Dichter gewesen, entweder, weil sie leicht böse werden, wie ein alter Römischer Dichter sagt a), und weil die Satyre die Kränkung der Eigenliebe rächt; oder weil sie dadurch ein Mittel finden zu gefallen, indem sie der Bösartigkeit des Publikums Nahrung geben; ein gefährliches, und oft unverzeihliches Mittel, wodurch aber auch der schlechteste Schriftsteller sich gewissen Beyfall

a) Genus irritabile vatum.

fall versprechen kann, weil er dem Haß und dem Neide schmeichelt, die fast allemal gegen das Verdienst aufgebracht sind. Es giebt viele dergleichen persönliche, und gröblich beleidigende Satyren unter den noch übrigen Gedichten der Troubadours. Dergleichen sind die vom Pierre d'Auvergne und von dem Mönch de Montaudon gegen die schlechten Reimer, die meistentheils so unbekannt sind, daß keine Spur von ihren Werken mehr übrig ist. Beyde konnte man die Geißeln der Troubadours nennen; allein, wenn man sie liest, wird man die Geißel selbst mehr verachten, als jene Opfer, welche ihre Schläge treffen. Dergleichen Satyrenschreiber haben nie ein anders Schicksal gehabt!

Ganz ein anders ist es mit der allgemeinen Satyre wider die Sitten der Zeit, die wenigstens dient, die Laster zu demüthigen, wenn sie auch die Lasterhaften nicht bessert; nützlich für die Zeiten, worin sie geschrieben wird, und welche sie züchtigt; nützlich für die Nachwelt, der sie wenigstens die Kenntniß der ehemaligen Zeiten überliefern kann. Die noch übrigen Stücke dieser Art kann man als die schätzbarsten ansehen.

In ihnen findet man den völligen Beweis einer Wahrheit, von welcher wir immer schon überzeugt gewesen sind, ungeachtet aller der Declamationen, die dawider sind: daß nemlich die Sitten der guten alten Zeit, wie man sie sehr höflich nennt, unsere großen Lobsprüche nicht verdienen, so hassenswerth auch unsere Laster sind, und so viel Unheil daraus entstehen kann, besonders wenn die Strafloſigkeit sie aufmuntert, und ein glücklicher Erfolg sie krönt. Jenes Rittergeschlecht, jener Adel, dessen Redlichkeit, Freymüthigkeit und Großmuth so sehr gepriesen werden, wie sind sie in diesen Gedichten geschildert? Unterdrückung der Unterthanen, Treuloſigkeit gegen die Nachbaren, häufige Grausamkeiten und Betrug, beständige Plünderenen, unersättliche Raubgier, Ausschweifungen statt der Galanterie, das sind die gewöhnlichen Züge! Die Satyrenschreiber übertrieben alles, wird man sagen. Aber übertreiben sie nicht noch jetzt? Wir bedauren den Verlust der vorigen Zeit; die Troubadours wünschten gleichfalls die vergangene Zeit, im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert zurück; und doch weiß die Geschichte nichts abscheulichers aufzuweisen, als die beyden Jahrhunderte, die vor dieser Epoche vorhergiengen.

Sie greifen besonders heftig die Laster der Geistlichkeit und der Mönche an. Man wird sich wenig darüber wundern, wenn man an jene gräulichen Misbräuche denkt, an jene ärgerliche Ausgelaſſenheit, Betrug, Kränkungen und Tyranney, welche damals die meisten Diener der Religion verunehrten, auf Kosten der Religion selbst. Der Kreuzzug gegen die Albigenser, die mörderische Inquisition, welche derselbe einführte, waren allein schon hinreichend, jedes gerechte und empfindliche Gemüth aufzubringen.

gen.

gen. Ein Originalstück von Izarn, einem Dominicaner, der Missionair und Troubadour war, worin er sich im Streit mit einem Ketzer vorstellt, und ihn mehr durch die Furcht der Strafen, als durch die Stärke der Gründe bekehrt, kann uns überführen, daß vernünftige Catholiken wohl Ursache haben, mit den Sektirern, nicht in ihren Lehrmeynungen, aber doch in ihrer Verachtung und ihrem Abscheu gegen verhaßte und abscheuliche Misbräuche, zusammenzustimmen. Auch die heftigen Bestrafungen des Pierre Cardinal, eines berühmten und tugendhaften Troubadours, der ein Mitglied der Clerisey gewesen war, andrer ähnlicher Satyren nicht zu gedenken, setzen die ehemaligen Vergehungen dieses Standes außer Zweifel, den der Strom der Leidenschaften fortriß, den die Unwissenheit heruntergesetzt hatte, und der sich nachher wieder in die Höhe gebracht hat, da seine Kenntnisse und sein Betragen mit der Heiligkeit seines Amtes übereinstimmten.

Eine falsche Politik, die fast allemal gebraucht, und allemal von traurigen Folgen gewesen ist, bewog die Geistlichen, die Dichter eben so, wie die Ketzer, zu verfolgen. Man glaubte sie durch die Furcht zu fesseln; man brachte sie auf, indem man ihren Zorn und Unwillen rege machte. Stolze und kühne Gemüther zu reizen, die nichts weiter, als eine Feder, brauchten, um sich zu rächen, ohne den Schein zu haben, als ob sie es thäten, das ist eine von den Unbesonnenheiten, welche der Stolz der Herrschsucht fast allemal begieng, und die er früh oder spät vergebens bereuen mußte.

Der Lehrgedichte der Troubadours giebt es sehr wenig; sie sind aber ihres Gegenstandes wegen merkwürdig. Einige enthalten allgemeine Sittensprüche; sie dienen noch jetzt zum Beweise, daß moralische Wahrheiten, deren Keim in unsern Herzen liegt, der Wartung der Vernunft nöthig haben, um lauter gute Früchte hervorzubringen. Einige andere enthalten Lehren, welche verschiedene Stände der Gesellschaft betreffen, besonders die Bewerber um die Ritterschaft, junges Frauenzimmer, Dichter und Liedersänger. Ihre Weitschweifigkeit und die Ausdehnung kleiner Nebendinge sind dabey oft widerlich; man muß sie daher verkürzen. Sonst lehren uns Kleinigkeiten, in gewissen Fällen, die Menschen besser kennen, als große und erhebliche Dinge; jene schildern die Eigenschaften und Gewohnheiten derselben, da man in diesen nur ihre Anstrengung bewundert.

Unsere Dichter haben zuweilen die Geschicklichkeit besessen, ihre Vorschriften in die Anmuth der Erdichtung gleichsam einzufassen. Sie schildern uns, zum Beyspiel, einen jungen Menschen, der an den Hof eines berühmten Ritters kömmt, und ihn um Rath und Unterricht bittet; oder eine ehrwürdige Person, die, in einer zufälligen Unterredung, der Jugend Lehren ertheilt. Die Kenntniß der Alten hätte sehr viel beygetragen, eine so vernünf-

tige Methode vollkommner zu machen. Die Troubadours scheinen von selbst darauf gefallen zu seyn. Wären sie bloß Nachahmer gewesen, so hätten sie vermuthlich mehr Geschmack, und weniger Natur gehabt. Indeß sind doch auf diesem schlecht bebauten Boden einige artige Erzählungen entstanden, deren natürliche Anmuth rührend genug ist, um uns nicht daran denken zu lassen, Witz darin zu suchen.

Eben dies ist gewissermaßen auch der Charakter der Schäfergedichte bey den Troubadours; galanter Idyllen, ohne Kunst, mit zu vieler Einförmigkeit geschrieben, aber voll wahrer Natur. Diese Dichtungsart, die gleich vortheilhaft für die Poesie und für die Liebe ist, hätte, wie es scheint, unter ihnen gewöhnlicher seyn müssen. Daß sie es nicht war, daran ist vielleicht ihre Besuchung der Höfe Schuld. Das Landleben begeistert die Schäfermuse; die Höfe hingegen erwecken einen gekünstelten, galanten Geschmack, der den Witz, der Empfindung vorzieht.

Durch die sogenannten Tensons b) suchten sich die Troubadours vorzüglich hervorzuthun. In diesen Gesprächen, die in abwechselnde Strophen vertheilt sind, pflegten sie sich anzugreifen, einander zu antworten, und ihre gegenseitigen Meynungen über verschiedene Streitfragen vorzubringen, die fast alle verliebten Inhalts sind. Die Höfe und die großen Gesellschaften waren die Schauplätze des Streits. Man nahm gewöhnlich die vornehmsten Personen zu Schiedsrichtern, und ihre Entscheidung schien allemal von großem Gewicht zu seyn. Diese Spiele des Witzes mußten die Talente mehr beleben; da aber mittelmäßige Talente nicht über die Gränze des Mittelmäßigen hinausgehen können, so giebt es unter einer sehr großen Menge von Tensons nur wenige von besonderm Werth. Sie haben indeß doch allemal den Nutzen, uns mit den Sitten und der Denkungsart ihrer Verfasser, und mit dem Geist ihres Jahrhunderts bekannt zu machen. Man entdeckt in ihnen die Spitzfindigkeiten der romanhaften Liebe, die falschen Begriffe der Ehre und Moral, die mehr Eindruck machten, als alle übrigen Pflichten. Durch welche Eigenschaften macht sich ein Ritter seiner Dame würdiger? eine Dame würdiger, Liebhaber zu haben? wornach muß man, in diesem oder jenem Falle, den Vorzug eines Ritters schätzen? u. s. f. Mehrerley Fragen dieser Art werden durch Urtheile ausgemacht, die oft sehr vernünftig, oft unvernünftig und schädlich sind. Nichts war geschickter, die wahren Grundsätze einzuflößen, als eine Dichtungsart, wobey sich dieselbe auf tausend wichtige Fälle anwenden ließen. Aber die meisten Troubadours zogen gutes Glück guten Sitten vor; die Weisheit bedurfte andrer Werkzeuge, und fand zum Unglück keine.

Wenn man dem Nostradamus, und einer Menge andrer Schriftsteller glauben will, so kannten und bearbeiteten diese Dichter auch die dramatische Dichtkunst.

b) Man findet auch unter unsern Minnesängern Proben von dieser Dichtungsart. Siehe die Vorrede zur Sammlung derselben, S. 8. Anm. des Uebers.

kunſt. Unſtreitig mußte der Gebrauch des Dialogs, der unter ihnen ſo gewöhnlich war, ſie gar bald auf theatraliſche Vorſtellungen führen. Dies iſt vielleicht der Grund einer Meynung, deren Falſchheit durch ihre Werke ſelbſt erwieſen zu ſeyn ſcheint, in welchen man nichts hieher gehöriges antrifft c). Sollten ſie wohl einen ſo intereſſanten Gegenſtand, der zu ſo vielen Anſpielungen und Bemerkungen Gelegenheit geben mußte, allezeit aus dem Geſichte verloren haben, da ſie ſonſt von den kleinſten Gebräuchen des Umgangs redeten? Kann man das wohl glauben?

Man müßte ihre Mundart und Ausſprache kennen, um gründlich von dem Mechanismus, dem Sylbenmaaß und Wohlklang ihrer Verſe zu urtheilen; auch würde dieſe Unterſuchung faſt keinen Leſer intereſſiren. Ich will mich daher auf einen weit merkwürdigern Umſtand einſchränken, auf den Einfluß, welchen die Sprache und Dichtkunſt der Provenzalen auf die Litteratur der übrigen Völker gehabt haben.

VI. Die mittäglichen Länder von Europa hatten aus dem Lateiniſchen die drey lebenden Sprachen gezogen, welche jetzt daſelbſt zur Vollkommenheit gebracht ſind, die Franzöſiſche, die Italiäniſche und die Spaniſche. Die Provenzalſprache, welche aus eben derſelben Quelle hergeleitet war, hatte unſtreitig den Vorzug vor allen andern Sprachen, es ſey nun, weil ſie etwas von der Schönheit der Griechiſchen an ſich hatte, die lange Zeit zu Marſeille geredet wurde, oder weil ſie früher von ſolchen Köpfen bearbeitet war, die zu ihrer Verſchönerung etwas beytragen konnten. Die Troubadours gaben ihr zu gleicher Zeit neue Reize, und einen ausgebreiteten Ruhm. Da ſie ſich an den Höfen, ſelbſt jenſeits der Pyrenäen, der Alpen und des Meers verbreiteten, ſo brachten ſie zugleich mit dem Geſchmack an ihren Poeſien den Geſchmack an ihrer Sprache dahin, und erwarben derſelben faſt eben den Ruhm, welchen die beſten franzöſiſchen Schriftſteller in den letztern Zeiten der ihrigen erworben haben.

Das Genie, welches gleichſam im Schooß der tiefſten Unwiſſenheit begraben war, ſchien damals auf einmal durch die Töne einer zauberiſchen Leyer belebt zu werden. In Italien, in Spanien, in England, und ſelbſt in Deutſchland erwachte es, um dieſen Amphionen Gehör zu geben. Es bewunderte ihre Geſänge, und wollte ſie nachahmen. Nach einigen glücklichen Verſuchen in ihrer Sprache, bemühete man ſich, nach ihrem Beyſpiel die Sprache ſeines Vaterlandes zu verfeinern, und berühmt zu machen. So gab der Parnaß der Provenzaldichter den ausländiſchen Muſen gewiſſermaßen ihre Entſtehung; ſo zogen ſie Schätze aus demſelben, woraus ſie ihren eigenen Reichthum ſammelten.

Einige Engländer, und noch mehrere Italiäner haben dies ſelbſt erkañt. Auch

c) Was unter andern Parfait gleich zu Anfang des erſten Theils ſeiner Hiſtoire du theatre François von den dramatiſchen Arbeiten der Provenzaldichter ſagt, ſcheint im Grunde nur die dialogiſchen Verſe dieſer Art zu betreffen, die er für Schauſpiele nahm. Anm. des Ueberſ.

blüheten die Troubadours in keinem Lande so sehr, als in Italien. Der Hof des Marchese von Montferrat, Florenz, Venedig, Mantua, Genua, und andere Städte, machten sich eine Ehre daraus einige derselben hervorgebracht oder an sich gezogen zu haben. Man rechnet unter sie, von berühmten Italiänern, einen Malaspina, Giorgi, Calvo, Cigala, Doria, Sordel, u. a. m. deren Stücke, überhaupt genommen, ein vorzügliches Talent verrathen, welches größere Dinge versprach. Unsere Provenzalen bahnten den Italiänern den Weg, gaben ihnen zugleich das Muster und Werkzeug der Nachahmung. Allein diese letztern wurden hernach selbst Muster auf der poetischen Laufbahn, nachdem sie es von andern gelernt hatten, auf derselben die ersten Schritte zu thun; und nichts ist rühmlicher für die Troubadours, als daß sie solche Schüler gehabe haben, von denen sie dennoch bald übertroffen wurden.

Dante gab, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts dem Genie der Italiänischen Sprache den glücklichsten Schwung. Von der Zeit an übertraf sie die Provenzalsprache sehr weit. Petrarca erschien, die Liebe begeisterte ihn, und selbst unter der Himmelsgegend der Provence ließ er so melodische Töne, so sanfte Verse tönen; mit Einem Worte, er verdunkelte die Troubadours dergestalt, daß ihr Name, ihre Sprache, und ihre Gedichte in Europa fast ganz unbekannt wurden.

Frankreich hatte schon seine Dichter, die mit den Provenzalen, ihren Lehrern, wetteiferten; und Thibaut, Graf von Champagne, that sich unter ihnen besonders hervor. Ueberall fiengen die Nationalsprachen an, ihre Barbarey zu verlassen: man zog sie mit Recht jener ausländischen Mundart vor, die hauptsächlich durch die Armuth der übrigen Sprachen ihr Glück gemacht hatte. Die großen Muster des Alterthums, die so lange im Staube waren begraben gewesen, zogen endlich die Augen auf sich, brachten aufs neue die Ideen des Schönen hervor, begeisterten die Schriftsteller mit einem edlern Feuer. Alle neuere Sprachen hätten einen eben so schnellen Fortgang gehabt, wie die Italiänische, wenn sie mit eben der Sorgfalt, und von solchen Genies, wie Dante, Petrarca und Boccaz, wären bearbeitet worden. Zum Unglück waren entweder dergleichen Genies anderswo nicht vorhanden, oder sie affectirten die Sprache des alten Roms, anstatt die ihrige vollkommner zu machen. Italien wurde fruchtbar an Meisterstücken: die andern Nationen folgten nicht dem Beyspiel dieses Landes, und brachten daher lange Zeit lauter wilde oder unreife Früchte hervor.

Der Ursprung der neuern Litteratur ist folglich in der Provence zu suchen, das heißt, in den mittäglichen Ländern von Frankreich. Die Troubadours rissen Europa aus einer traurigen Betäubung; sie belebten die Geister, die erstorben schienen; sie belustigten sie, und brachten sie dadurch zum Denken; sie leiteten sie auf blumichten Pfaden zur Bahn der Vernunft, und selbst der Vollkommenheit; und so hängen die menschlichen Dinge zusammen, daß man dieser ersten fast unbekannten Ursache die größten Wirkungen verdanken kann. Eine

jede

jede Revolution im menschlichen Verstande verdient die Aufmerksamkeit des fleißigen Beobachters, und der Anfang derselben verdient sie wenigstens eben so sehr, als ihr Fortgang. Wie sehr müssen uns in dieser Absicht die Troubadours nicht interessiren?

VII. Ich habe jetzt nur noch einige Anmerkungen über die Handschriften von den Lebensbeschreibungen unsrer Dichter zu machen, welche in der Provenzalsprache von gleichzeitigen Schriftstellern verfertigt sind. Ein gewisser Hugues de St. Cyr und ein Michel de la Tour sind die einzigen, die man dem Namen nach kennt. Die meisten dieser Erzählungen rühren vermuthlich von ihnen her. So viel ist ausgemacht, daß die Lebensbeschreibungen des Nostradamus, in Vergleichung mit diesen, nichts weiter sind, als eine Sammlung von Fabeln, deren Grund eben so fehlerhaft ist, als ihre Form.

Indeß sind auch die Provenzalgeschichtschreiber selbst nicht ohne allen Tadel. Die Geschichte fodert Eigenschaften, die ihnen fehlten; nicht nur hinlängliche Einsichten, um das Gerücht und zweifelhafte Erzählungen nicht über ihren Werth zu schätzen, um das Wahre und Falsche, das Wahrscheinliche und Chimärische, zu unterscheiden, um lauter gründliche Urtheile zu fällen; sondern auch eine gewisse Strenge des Geschmacks, welche, ohne den Schmuck zu vernachläßigen, alle überflüßige Zierrathen verwirft, das Unbedeutende verschmäht, und sich bloß an das Wesentliche hält, und die Mittelstraße zwischen einer trocknen Präcision und einem geschmacklosen Gewäsche beobachtet. Man entdeckt an diesen Schriftstellern den romanhaften Witz. Sie mögen gar zu gern eine Begebenheit ausschmücken, die Personen mit einander dialogiren lassen, und, wo möglich, etwas Wunderbares hinein bringen. Hiedurch machen sie den Leser etwas mistrauisch. Man verlangt eine Geschichte, und man muß fürchten, einen Roman zu lesen.

Uebrigens finden sich diese Fehler nur in gewissen kleinen Umständen. Manche Begebenheiten der Troubadours, die dem Scheine nach unglaublich sind, werden durch ihre Stücke selbst bestätigt. Das Romanhafte der Begriffe hatte viel Einfluß auf das Betragen, und was heutiges Tages abgeschmackt seyn würde, schien damals kaum außerordentlich zu seyn. Unstreitig läßt der Geschichtschreiber seine Personen reden, wie es ihm gefällt; ihre Gespräche gehören ihm zu; aber diese Gespräche schildern die Sitten, den Umgang einer Zeit der Simplicität und des Heroismus nach dem Leben, und sind in dieser Absicht vielleicht eben so nützlich, als die Thatsachen.

Man wird sowohl bey den Dichtern als Geschichtschreibern der Provenzalen eine Menge historischer Umstände finden, wovon man sonst nichts wußte. Sie können dem Geschichtschreiber zu vielen Untersuchungen Gelegenheit geben, und haben diesen Dienst einem würdigen Gelehrtē wirklich geleistet, der gegenwärtig an der Geschichte der Provence arbeitet.

Die Troubadours hören im vierzehnten Jahrhundert auf. Sie hatten sich durch ihre Unordnungen in so übeln Ruf gebracht, daß man sie mehr als einmal

auf

auf eine schimpfliche Art verjagte d). Die Höfe waren dieser habsüchtigen und verderbten Leute überdrüßig, unter denen man fast gar kein wahres Talent mehr fand. Andere, ernsthaftere oder angenehmere, Gegenstände machten, daß man ihre Personen und ihre Arbeiten aus dem Gesichte verlor. Außerdem war auch schon die Bearbeitung der Muttersprachen in Italien, Frankreich und Spanien, hinreichend, das Andenken der Provenzalsprache zu vertilgen. Allein diese Sprache wäre wahrscheinlich die feinste und reichste in ganz Europa geworden, wenn in den mittäglichen Ländern von Frankreich irgend ein großer Staat entstanden wäre, den sich die Musen und Künste zum Aufenthalt gewählt hätten, und wo das Genie, durch Nacheiferung ermuntert, und durch weitere Bildung zur Vollkommenheit gebracht, Meisterstücke hervorgebracht hätte, die es verdient hätte, den Schriftstellern andrer Länder zum Muster zu dienen.

Von jeher sind die Troubadours in Italien ein Gegenstand der gelehrten Neugier gewesen. Eine italiänische Vorrede vom J. 1594, die man an der Spitze einer handschriftlichen Sammlung ihrer Gedichte antrifft, drückt die Wünsche ihres Verfassers aus, daß die Gelehrten sich Mühe geben möchten, sie zu erklären, und sie dem Publicum bekannter zu machen. Crescembeni, der die Lebensbeschreibungen des Nostradamus übersetzt und erläutert hat, gab sich in dieser Sache sehr viel Mühe; doch hat er nur mittelmäßige Kenntnisse von ihnen mitgetheilt e). Es wurde der Eifer und der unermüdete Fleiß des Herrn de Sainte Palaie dazu erfodert, die Hindernisse zu überwinden, wodurch sich die Italiäner abschrecken oder aufhalten ließen, ungeachtet aller der Hülfsmittel, welche ihnen ihr eigenes Vaterland dazu darbot.

Die Troubadours fanden in Deutschland Nachahmer, welche der Freyherr von Zurlauben aus ihrer Dunkelheit zu ziehen gedenkt f). Er hat in der Königl. Bibliothek zu Paris eine Handschrift gefunden, worin die deutschen Lieder von hundert und vierzig Dichtern enthalten sind, von dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts an bis gegen 1330. Der Kaiser Heinrich VI. der unglückliche Conradin, ein Sohn Friedrichs II. ein König von Böhmen, viele andere Fürsten, Churfürsten, Herzöge, Marggrafen, u. s. f. sind unter der Zahl dieser Dichter, auch Prälaten und Mönche. Vor jedem Gedichte steht eine Mahlerey, welche Belagerungen, Thurniere, Jagden, Sinnbilder, und die Wappen der Deutschen Troubadours vorstellt g). Der Freyherr von Zurlauben hat schon in einer Abhandlung, die im J. 1773 in der Akademie der schönen Wissenschaften verlesen wurde, Auszüge aus ihren Gedichten geliefert, und macht zu einer vollständigen Bekanntmachung Hoffnung, die ein großes Licht über die gelehrte Geschichte des mittlern Zeitalters, über die Chronologie und Wappenkunde der ältesten Häuser des Römischen Reichs verbreiten würde. Dies Denkmal scheint seines Eifers für die Litteratur würdig zu seyn.

d) Philipp August hatte aus seinem Staate die Histrionen verbannt, unter denen die Troubadours ohne Zweifel mit begriffen waren. Die Stadt Bologna verbot im J. 1228 den französischen Liedersängern, auf öffentlichen Plätzen zu singen. S. *Muratori* Antiq. Ital. T. 2.

e) In der oben angeführten Istoria della volgar Poesia, T. I. 2.

f) Dies sind, bekanntermaßen, unsere sogenannten Minnesinger, und die in der Königl. Bibliothek vorhandene Handschrift, die der Verfasser beschreibt, ist gewiß keine andere, als die Manessensche, welche bereits im Jahre 1758 unter dem Titel: Sammlung von Minnesingern, in 2 Theilen, 4. zu Zürich abgedruckt ist. Es wäre sonderbar, wenn der Herr von Zurlauben diese Unternehmung für noch ungeschehen hielte. Die Gemählde der Handschrift verdienten freylich noch eine Bekanntmachung. Anm. des Uebers.

g) Nicht vor jedem Gedichte, sondern vor jedem Dichter, steht ein solches Gemählde. Siehe die Geschichte dieser Handschrift vor der angeführten Sammlung, S. 14. Anm. des Uebers.

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Freytag, den 1ten März 1776.

Kurze Beschreibung der Heilart des Bandwurms, welche zu Morat in der Schweiz erfunden, zu Paris untersucht, und auf Befehl des Königs von Frankreich bekannt gemacht worden. *)

Da der König ein Mittel gegen den Bandwurm, das Madame Nouffert zu Morat, nach dem Tode ihres Mannes zwanzig Jahre bey einer großen Menge Kranken, allemal mit dem glücklichsten Erfolg gebraucht hatte, und welches sehr viel Aufsehen machte, an sich zu bringen wünschte; so wurde von Herren Turgot und Trudaine den Commissarien aufgegeben, dasselbe zu untersuchen, und Versuche damit anzustellen, um es, wenn sie fänden, daß es seinen Ruf verdiente, bekannt zu machen a).

1. Vorbereitung des Kranken.

Diese Cur erfodert gar keine Vorbereitung, man möchte denn dahin rechnen, daß der Kranke des Abends, sieben Stunden nach der gewöhnlichen Mittagsmahlzeit eine Panade essen muß, die auf folgende Art bereitet wird. Man nimmt 2½ Pfund Wasser, zwey oder drey Unzen frische Butter, zwey Unzen klein geschnitten Brodt und etwas Salz, dies wird so lange gekocht und gerührt, bis es sich genug unter einander mischt und zu einer Panade wird. Beynahe eine Viertelstunde nachher, giebt man dem Kranken zwey Zwieback und ein Glas weißen Wein, entweder bloß, oder mit Wasser, trinkt er aber gewöhnlich gar keinen weißen Wein, nur bloßes Wasser.

Wenn der Kranke den Tag nicht zu Stuhle gewesen wäre, Verstopfungen hätte, oder sonst doch geneigt dazu seyn sollte; so läßt man eine Viertel oder halbe Stunde nach dem Abendessen folgendes Lavement geben.

Man nimmt eine gute Hand voll Pappeln u. Heidwurz (Malva, Althaea)-Blätter; dieses läßt man mit etwas Salz in einem Maaß Wasser kochen, seiget es durch, und giebt zwey Unzen Baumöl darunter.

*) Eine Uebersetzung des Precis du Traitement du Tenia 1775.

a) Die Summe die der König bezahlte war 18000 franz. Livres, oder 7200 deutsche Gulden.

2. Behandlung des Kranken.

Den Morgen darauf, acht oder neun Stunden nach dem Abendeſſen, giebt man dem Kranken folgendes Specificum.

Man pulveriſirt zwey oder drey Quentchen Farrenkrautwurzel (filix mas) b) ſehr fein, vermiſcht es mit vier oder ſechs Unzen Waſſer, das von Farrenkraut oder Lindenblüte abgezogen worden, läßt es den Kranken auf einmal einnehmen, und mit eben dem Waſſer das Glas zwey bis dreymal nachſpülen, damit weder in dem Glaſe noch im Munde etwas von dem Pulver übrig bleibe. Für Kinder wird die Doſis um ein Quentchen verringert. Sollte der Kranke, nachdem er das Pulver eingenommen, Uebelkeiten empfinden, ſo kann er ein wenig eingemachte Citronen oder ſonſt etwas angenehmes käuen, oder ſich den Mund mit einem Liqueur ausſpülen, er muß ſich aber hüten nichts niederzuſchlukken, er kann ſich auch eines ſcharfen Eſſigs zum Aufriechen bedienen.

Wenn er aber dem ohnerachtet von dem Pulver Aufſtoßen, oder Neigung zum Erbrechen hätte, daß es ſelbſt bis in den Mund ihm herauf käme, ſo muß er es wieder herunterſchlucken, und ſich alle Mühe geben, es bey ſich zu behalten: ſähe er ſich aber nichts deſto weniger genöthigt, es ganz oder zum Theil von ſich zu geben; ſo muß er, ſo bald die Uebelkeit aufhört, eine zweyte Portion des Pulvers von eben der Größe nehmen.

Zwey Stunden nach dem Pulver, muß der Patient folgenden Biſſen nehmen. Man nehme Queckſilberpanacee und trockenes Scammonienharz von Aleppo, jedes zu zwölf Gran, Gummi Gutte fünf Grane. Aus dieſen drey ſehr fein pulveriſirten Arzneyen macht man mit einer genugſamen Menge Hyacinthen-Confection einen Biſſen, der die gehörige Conſiſtenz hat. Dies iſt die Doſis des Abführungsmittels, der man ſich gewöhnlich bedient; von der Confection nimmt man zwey bis drittehalb Scrupel.

Für Perſonen von ſtarker Leibesbeſchaffenheit, oder für ſolche die ſchwer purgiren, oder die vorher ſtarke Abführungsmittel gebraucht, hat man wohl zu den Biſſen von der Queckſilberpanacee und Scammoniumharz vierzehn bis funfzehn Gran von jedem, und das Gummi Gutte zu acht bis neuntehalb Gran genommen; hingegen für ſchwache Perſonen und für ſolche die leicht purgiren, auch für Kinder muß jeder Arzt nach ſeiner Einſicht die Doſis verringern. Ja in einem Falle, da ſich alle dieſe Umſtände vereinigten, gab man nur ſieben ein halb Gran Queckſilberpanacee, und eben ſo viel Scammoniumharz, mit der hinreichenden Menge Hyacinthen-Confection verſetzt, ohne alles Gummi Gutte, überdem gab man dieſen Biſſen in zwey malen, die erſte Hälfte zwey Stunden nach dem Pulver, und die andere drey Stunden nachher, weil die erſtere faſt gar nicht gewürkt hatte. Unmittelbar

b) Non ramoſa dentata C. B. Plin. & Inſt. R. H. Polypodium filix mas Linn.

telbar nach dem Biſſen muß man dem Kranken zwey oder drey Taſſen ſchwachen grünen Thee geben, und ſo bald die Ausleerungen anfangen, giebt man von Zeit zu Zeit noch eine Taſſe, bis der Wurm abgeht. Erſt wenn der Wurm abgegangen, darf der Patient eine gute Bouillon und eine Zeitlang nachher eine andere oder eine dünne Suppe eſſen.

Die Mittagsmahlzeit des Patienten muß mäßig ſeyn, und er muß ſich den ganzen Tag, auch bey dem Abendeſſen ſo verhalten, wie man ſich an einem Tage da man Arzneyen eingenommen, zu verhalten pflegt. Wenn aber der Kranke den Biſſen zum Theil von ſich gegeben, oder wenn er ihn vier Stunden bey ſich gehabt, ohne genug purgirt zu haben; ſo laſſe man ihn nach Verhältniß von zwey bis zu acht Quentchen Sedlitzer oder Engliſch Salz in einem Glaſe voll kochenden Waſſers aufgelöſt nehmen.

Wenn der Wurm nicht in einem Klumpen auf einmal, ſondern wie ein Band weggeht, welches beſonders geſchieht, wenn er, zumal mit dem obern Theile, in zähem Schleim feſtſitzt; ſo muß der Patient nicht daran ziehen, ſondern auf dem Stuhle bleiben, und ſchwachen verſchlagenen Thee trinken; ſollte es aber zu lange dauren ehe er abgeht, und ſollte das Purgativ nicht genug würken, ſo gebe man dem Kranken auf die vorige Art Sedlitzer oder Engliſch Salz, und laſſe ihn ſo lange auf dem Stuhle bleiben bis der Wurm abgeht.

Auf den Fall, daß der Wurm um Mittag nicht zum Vorſchein kömmt, wenn gleich der Kranke das Pulver und die Abführung bey ſich behalten, laſſe man ihn auf gewöhnliche Art zu Mittage eſſen, denn verſchiedene male, obgleich ſelten, hat man gefunden, daß der Wurm auch wohl nach der Mittagsmahlzeit erſt abgegangen.

Wenn der Wurm den ganzen Tag nicht zum Vorſchein gekommen wäre, welches nie geſchiehet als wenn der Patient das Pulver oder die Abführung zum Theil oder ganz durch Erbrechen wieder von ſich gegeben, oder wenn die Mittel zu ſchwach gewürket; ſo muß der Patient auf eben die Art wie den Abend vorher zu Nacht eſſen und ſich in allem auf die Art verhalten, und käme in der Nacht der Wurm nicht zum Vorſchein; ſo laſſe man den Patienten wie den Tag vorher um eben die Stunde das Pulver und zwey Stunden ſpäter das Sedlizer oder Engliſche Salz nehmen, und behandle ihn ſo wie das erſte mal.

Es geſchiehet zuweilen, daß der Kranke, indem er im Begriff iſt, den Wurm von ſich zu geben, oder ein wenig vorher, oder gleich nach einer heftigen Oeffnung, in der Gegend des Herzens eine Hitze empfindet, oder ſonſt ſchwach und beängſtiget wird. Darüber braucht man ſich nicht zu beunruhigen, dieſer Zuſtand hört bald auf, es iſt auch nichts dabey zu beſorgen als daß man den Kranken ruhig halte, und ihm ſcharfen Eſſig zu rieſchen gebe.

Wenn der Kranke ehe er die Abführung genommen, bloß nach dem Pulver den Wurm los wird; so braucht er nur die Hälfte oder den vierten Theil des Bissens zu nehmen der für ihn bereitet war, oder nur ein Abführungsmittel von Sedlizer oder Englischem Salze.

Sollte man endlich merken, daß, nachdem durch dieses Mittel ein Wurm abgegangen, dennoch ein zweyter zurückgeblieben sey; so verfahre man ein Paar Tage nachher mit dem Patienten genau auf die vorige Art.

Wenn diese Behandlung gehörig eingerichtet wird, so hat sie beständig eben denselben glücklichen Erfolg, und die Commissarien sagen, sie selbst hätten es an fünf Personen versucht. Sie setzen noch hinzu: „der Bandwurm, „ gegen den dies Specificum und diese „ Art zu verfahren vorgeschlagen wor„ den, und der auf eine so geschwin„ de Art abgehet, ist derjenige, der „ kurze Gelenke oder Ringe hat c), „ dies Mittel ist aber bey der Art, die „ lange Glieder hat, (cucurbitinus) „ nicht von eben der Würksamkeit d). „ Um diese Art auszurotten, muß „ man das Mittel öfter, zum we„ nigsten zweymal, nach den Umstän„ den der Krankheit und Disposition „ der Patienten gebrauchen. Einer „ von denen Kranken, bey denen wir „ die Probe machten, hat, als er „ dies Mittel zum drittenmal gebrauch„ te, keine Würmer mehr von sich ge„ geben. In der Schrift, die wir „ nächstens herausgeben werden, wird „ man dies Mittel, die Zubereitung „ der Arzneyen aus denen es besteht, „ und die Anwendung die wir davon „ gemacht, auch die verschiedene Ar„ ten des Bandwurms genauer be„ schrieben finden. Auf diese Art „ schmeicheln wir uns, die Heilung „ dieser Krankheit wider die Dun„ kelheit und Vergessenheit gesichert „ zu haben, aus welcher sie des Kö„ nigs Gnade gerissen hat."

Paris, den 15ten Julius 1775.

Unterschrieben von *Lassone*, *Marcuer*, *E. de la Motte*, *A. L. de Jussieu*, *J. L. Carburi*.

C. A. Meyer,
d. A. Bes.

c) Taenia prima. Plateri prax. med. Taenia proprement dit. Taenia à conduit. Solium à épine ou à noeuds. Andry des Vers. Taenia prima. Le Clerc, Hist. des Vers. pl. 5. f. 1. pl. 6. f. 2. pl. 7. f. 1. pl. 8. f. 1. 2. 4. Taenia vulgaris & Taenia lata Lin. Syst. nat. Taenia à anneaux courts. Bonnet Memoires présentés a l'academie des Sciences. T. 1. Taenia acephala & Taenia capitata Vogel de cong & cur. c. h. affectibus.

d) Taenia secunda seu Vermis cucurbitinus Plater. ib. Lumbricus latus Tyson Act. angl. 1683. Not. 146. Solium sans epine Andry. ibid. Vermi cucurbitini Vallisneri. Taenia secundi gener. de Clerc. ib. pl. 1. & pl. 2. Taenia à annaux longs. Bonnet. ib. Taenia osculis marginalibus solitariis. Linn. ib. Taenia cucurbitata Vogel. ib.

Beschreibung des Berges Montserrate in Spanien.

(Aus dem London-Chronicle, 1776. Jan. 2 - 4.)

Qualbitoro, 8. Dec. 1775.

Mein Herr,

Wenn meine vorigen Briefe, wie ich fürchte, sehr unfruchtbar an unterhaltendem Inhalte gewesen sind, so hoffe ich, die folgende kleine Beschreibung — denn ich denke Ihnen künftig eine viel vollständigere zu geben — eines unfruchtbar scheinenden Berges werde solches in etwas wieder gut machen.

Der Berg, von welchem ich rede, ist, ob ich gleich durch die blauen Gebirge von Jamaica gereiset bin, dennoch, meiner Meynung nach, in der ganzen Welt das sonderbarste und erstaunlichste Werk der Natur — und er wird es noch mehr, dadurch, daß er der Aufenthalt einer großen Menge andächtiger und frommer Menschen ist, die aller weltlichen Freude entsagt und sich sogar der Vergnügen der Gesellschaft beraubt haben, um jede Stunde ihres Lebens zum Dienste Gottes anzuwenden. Wenige Leute in England kennen auch nur dem Namen nach den heiligen Berg von Montserrate, und die ihn kennen, hatten von ihm doch nur die fabelhafte Beschreibung des Herrn Udal ap Rhys, der, wenn überall so einer lebt, meiner Vermuthung nach nicht als ein Augenzeuge, sondern bloß nach den Berichten andrer Reisenden schrieb.

Dieser verwunderungswürdige Berg hebt sein Haupt zu einer erstaunlichen Höhe und in einer sehr sonderbaren Gestalt, mitten auf einer weiten und fruchtbaren Ebne. Er ist etwa dreyßig (englische) Meilen von Barcellona und in der Provinz Catalonien. Die Spanier sagen, es sey der Berg eine Masse von grobem Jaspis; aber in meinen Augen hat er mehr das Ansehen des sogenannten Ludus Helmontii a); und diese Versteinerungen stehen eine gegen die andere, in der Gestalt von Kegeln von verschiedner Größe, welche auf Einmal dem Auge eine unendliche Menge ihrer Spitzen zeigen, die sich über einander zu einer unglaublichen Höhe hinaufthürmen. Ich ritt vor wenig Tagen auf einem Maulthier aus dem Dorfe, wo ich diesen Brief schreibe, welches am Fuße des Berges liegt. Wir waren drey volle Stunden Bergan geritten, als wir in dem königlichen Kloster Unsrer lieben Frauen anlangten, das ungefähr auf der Mitte des Berges liegt. Es besitzt dasselbe, außer dem Bilde der heiligen Jungfrau, eine unendliche Menge von Edelgesteinen und goldenem und silbernem Geräthe, von großem Werthe, welche von Kaisern und Königen und andern frommen Leuten geschenkt sind, um das Bild der heiligen Jungfrau zu schmücken.

a) Ein Stein mit netz-ähnlicher Zeichnung. Anm. d. Ueb.

Als ich mit einem paar Freundinnen im Kloster ankam, wurden wir von einem der Mönche, dem Pater Pascal, überaus höflich aufgenommen. Er wies uns in ein anständiges und angenehmes Zimmer, und zeigte uns während der wenigen Tage, die wir uns aufhielten, alle Aufmerksamkeit, welche die gute Lebensart nur eingeben oder Fremde von einigem Stande erwarten konnten. Den folgenden Morgen wies man uns die Schätze des Klosters, und den Nachmittag besuchten wir viere von den dreyzehn Einsiedeleyen, welche auf einer unermeßlichen Höhe über dem Kloster stehen, und zu welchen man auf Stuffen gelangt, die in den Felsen gehauen und an manchen Stellen fast senkrecht sind. Ich fand, daß bis zu der ersten Einsiedeley zweytausend dreyhundert Schritte waren. Neugierde führte uns auf diese gefährliche, obgleich feste Leiter. Vergnügen und Erstaunen waren unsre Belohnung. Denn wir fanden dort die demüthige Zelle des Einsiedlers, seine Kapelle, seinen Garten, über den Wolken belegen, von der hohen Cypresse und dem kriechenden Weinstocke beschattet, und voll Wohlgeruchs von dem Dufte hundert aromatischer Gesträuche und Pflanzen, die von selbst an jeder Seite wuchsen.

So groß indessen unsre Neugier war, den heiligen Einwohner dieser kleinen, aber anmuthigen Wohnung zu sehen, so hatte doch er überall keine Neugier uns zu sehen. Seine Thür war zu, und er hörte nicht auf das Rufen von Weltmenschen. Einige Einsiedler sind jedoch nicht so strenge, sondern gehen mit Fremden um, die ihre Glieder und ihr Leben in Gefahr setzen, um sie zu besuchen. Einer insonderheit, dessen Zelle ich noch nicht besucht habe, kann, so oft es ihm gefällt, die Vögel des Berges um sich herum rufen, die sodann auf seine Hand sich setzen, und Brodt und Körner aus seinem Munde essen, indessen daß andre umher flattern, um an seiner Güte Theil zu nehmen. Am sonderbarsten unter allem aber ist, daß ein blindes Maulthier wöchentlich zweymal ohne Treiber diesen Berg besteigt, zu jeder Einsiedeley, in gehöriger Ordnung, Vorräthe für den Einsiedler bringt, und, nach pünktlich vollendeter Arbeit, zu dem unten liegenden Kloster zurückkehrt.

Ich habe noch nicht dies Maulthier seine Reise machen sehen; aber ich sah auf der meinigen viele starke Merkmale und Spuhren von ihm, und doch gestehe ich, daß es mir für ein vierfüßiges Thier dieser Art eben so unmöglich scheint, die Stuffen, die ich hinaufstieg, hinaufzusteigen, als auf einer Maurerleiter bis an die Spitze eines Hauses zu steigen.

Ich will jetzt nichts mehr von diesem wunderbaren Berge sagen. Ich habe eine Einsiedeley am Fuße desselben bezogen, um einen Monat hindurch meine Augen an seinen Schönheiten zu weiden, ihn oft zu besuchen, und diejenigen zu sehen, die ihn besuchen

ſuchen. Denn es geht kein Tag hin, daß nicht eine große Menge Pilgrime und Fremdlinge ſich ihm mit ehrerbietigem Schauer näherten, und an einem gewiſſen Tage wird er jährlich von wenigſtens ſiebentauſend Menſchen beſucht. Leute von Stande bezahlen zu einem mäßigen Preiſe, was ſie im Kloſter genießen; aber die Armen werden drey Tage hindurch umſonſt unterhalten, und gleichwohl hat das Kloſter ſelbſt von Wohlthaten ſeinen Unterhalt.

Avertiſſement.

Bey Johann Ludwig Ickler in Biedenkopf, iſt unter der Preſſe:

Verzeichniß und Beſchreibung der ſämmtlichen in den Fürſtl. Oranien-Naſſauiſchen Landen wildwachſenden Gewächſe. Verfaſſet von Catharina Helena Dörrien, der Florentiniſchen Botaniſchen Geſellſchaft Ehren-Mitglied.

Was der Titel verſpricht, iſt der Inhalt dieſer Schrift, deren Einrichtung darin beſteht, daß in der erſten Abtheilung alle Gewächſe nach alphabetiſcher Ordnung der Linnéiſchen Geſchlechtsnamen befindlich ſind, und nebſt den Linnéiſchen Trivialnamen, einer oder mehrere bekannte deutſche Namen beygefügt worden. Dieſem folgt eine deutſche zureichende Beſchreibung, ein jedes Gewächs hiernach zu erkennen. Zugleich iſt der Standort und die Zeit der Blüte eines jeden Gewächſes bemerkt. In der zweyten Abtheilung ſind alle obgemeldete Gewächſe nach des Linné Claſſen geordnet, und jedem Linnéiſchen Namen meiſtens noch eines von denen Synonymis beygefügt worden, welche von ältern oder neuern Botanikern, einem Gewächſe beygelegt worden. Hierauf folgt ein deutſches und ein lateiniſches Regiſter, und zuletzt wird noch eine Ueberſetzung und Erklärung derer in dem Linnéiſchen Syſtem vorkommenden vornehmſten Kunſtwörter, nebſt einer kurzen deutſchen Beſchreibung des Linnéiſchen Syſtems ſelbſten hinzugefügt.

Es iſt dieſes Werk eine Frucht einer vieljährigen, beſchwerlichen und koſtſpielerigen Bemühung der Verfaſſerinn, welche dieſe einheimiſche Gewächſe nicht allein an ihrem Standort aufgeſucht, ſondern auch dieſelben nach dem Leben, mit der größten Genauigkeit und Beyfall der Kenner abgezeichnet hat. Es iſt alſo eine Beſchreibung derjenigen Gewächszeichnungen, welche der auserleſenen Büchersammlung des wohlſeligen Herrn Geheimen Juſtizraths von Erath

in

in Dillenburg gewidmet sind. Ein jeder Kenner solcher Arbeiten, wird darin einverstanden seyn, daß dieses Werk überhaupt ein würdiger Beytrag zu der Kenntniß der Naturgeschichte, noch mehr aber zu der Naturgeschichte unsers Vaterlandes ist. Nicht allein alle diejenigen, die ihre Hauptwerk von der Heilungswissenschaft und Gewächskunde machen, werden hierin eine angenehme Vorarbeit finden: sondern auch alle diejenigen, die aus diesem weitläuftigen Naturreich, die Bedürfnisse ihrer Geschäfte herholen müssen. Der Fabrikant, der Färber, der Haushalter und andere mehr, werden ihre Erfordernisse, ihre Futterkräuter, ihre Heilungsmittel wohl zu erkennen, und an ihrem Standort zu finden, und nach der Aehnlichkeit mit letztern fortzupflanzen und zu vermehren, aus dieser Beschreibung mancherley Anlaß bekommen. Es wird ein jeder in der Folge überführt werden, wie genau die Redlichkeit beobachtet worden, kein Gewächs dieser Beschreibung einzuverleiben, das nicht würklich hier seinen Geburtsort findet, nicht aber die Absicht gewesen, die Anzahl der inländischen Gewächse mit Undingen zu vergrößern.

Da nun nach der Gesinnung verschiedener Gönner und Freunde, dieses Buch auf Subscription gedruckt werden soll; und man um deshalb keinen Vorschuß verlangt, weil die bloße Absicht ist, die Auflage darnach zu reguliren: so ist man erbötig, denenjenigen, welche sich zwischen jetzt und Ostern 1776 bey der Dillenburgischen Intelligenzausfertigung, oder dem Freunde, welcher ihnen dieses Avertissement zufertiget, als Abnehmer melden werden, dieses Werk, sobald es nach Ostern die Presse verlassen wird, für Einen Reichsthaler im 24 Gulden Fuß, wofür es außerdem nicht gelassen werden kann, in Dillenburg auszuliefern, oder auf sonst beliebige Weise zuzufertigen.

Das Format wird Medianoctav, und die Schrift imgleichen das Papier, so dazu genommen wird, zeiget das besonders gedruckte Avertissement.
Dillenburg, den 15ten Jan. 1776.

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Montag, den 4ten März 1776.

Vom Tokayer und andern Ungarischen Weinen.

(Aus dem Englischen.)

Die Stadt, oder besser das Dorf Tokay, von dem dieser berühmte Wein seinen Namen hat, steht am Fuße eines großen Hügels, der Tokay gegen Osten liegt. Die sich hier vereinigenden Flüsse der Bodrug und Theis, oder Tibiscus, schließen denselben ein. Auf der Nürnberger Karte von Ungarn ist es falsch zwischen diese beyde Flüsse gesetzt, es liegt auf ihrer westlichen Seite.

Die Einwohner sind entweder Ungarn protestantischer Religion, oder Griechen, die aus der Türkey stammen, und sich schon vor langen Jahren wegen des Weinhandels hier niedergelassen haben. In den beyden letztern Kriegen war es fast beständig das Kriegstheater, und damals war bey Tokay eine Citadelle, von der man jetzt nicht einmal Spuren mehr antrifft.

Die Hügel auf denen der Wein wächst, liegen alle an der westlichen Seite des Bodrug, und gehen von Tokay west- und nordwärts herauf; der Raum den sie einnehmen, beträgt zehn englische Meilen ins Gevierte, allein die Hügel werden oft durch große geräumige Thäler und durch Dörfer unterbrochen; hierher gehören die Dörfer Talia, Mada, Tarczal, Szombar, Benyn und Tolesma. Der Wein bey Talia und Tarczal ist besser als der bey Tokay, indessen wird er mit unter dem allgemeinen Namen Tokayerwein begriffen. Die Weinberge erstrecken sich bis zum 48 Grad nordlicher Breite. Der Boden aller Hügel, auf denen Wein wächst, besteht aus einer gelben leimichten Erde, diese Lage geht sehr tief, und ist mit großen weichen Steinen vermischt, die, wie man mir gesagt hat, Leimsteine sind; ich habe nicht Gelegenheit gehabt sie untersuchen zu können.

Da die Hügel nicht in einer geraden Kette immer fortlaufen, sondern von dazwischen liegenden Ebenen getrennt werden, so trifft man mannigfaltige Gegenden auf denselben an, auf allen wächst Wein, nur diejenigen ausgenommen, welche gerade gegen Süden liegen. Indessen ist die allgemeine Regel, daß die am meisten gegen

Süden zu liegenden Gegenden, die tiefsten Gründe, und der höchste Theil dieser Gründe den besten Wein hervorbringen. Diese Umstände zeigen den Vortheil, den man davon hat, wenn man den Wein auf der Stelle selbst wählt.

Der verstorbene Herr Worthley Montague wußte dies sehr gut, und unternahm deswegen wenig Jahre vor seinem Tode eine Reise von England nach Tokay, und blieb daselbst einige Monate, um gewiß zu seyn, daß er den besten und unverfälschten Wein bekomme.

Es ist ein allgemeines Vorurtheil, daß der Tokayer Wein in so geringer Menge geerntet werde; so daß man ihn nicht unverfälscht bekommen könne, den ausgenommen, womit der Wiener Hof Geschenke machte.

Der Umfang des Bodens auf dem er wächst, ist eine hinlängliche Widerlegung. Er ist in großen Familien in Wien und Ungarn ein gewöhnlicher Wein, der zum Desert gegeben wird, in Rußland und Pohlen wird er allgemein getrunken, da man dort diesen Wein so oft aufsetzt, wie hier Madera.

Ein anderes Vorurtheil ist, aller Tokay Wein gehöre der Römischen Kaiserinn. Sie besitzt nicht einmal den meisten, noch auch den besten, so daß sie jährlich ihren eigenen verkauft, und für ihre Tafel und zu den Geschenken, die sie damit macht, von andern Eigenthümern kauft.

Der erste Eigenthümer des Tokayer Weins, ist der Fürst Trautson, ein alter Herr, dessen Vermögen nach seinem Tode der Krone zufällt. Aber auch Deutscher und Ungarischer Adel hat große ansehnliche Weinberge bey Tokay, die meisten begüterten Particuliers haben einigen Antheil an Weinbergen, das Jesuiter Collegium in Ungarn besitzt ein großes Theil des besten Weins, und selbst viele Bauern haben Weinberge, die sie für die Königinn oder andere Herren bearbeiten, dafür sie den Zehnten ihrer jährlichen Ernte liefern müssen.

Man preßt in Tokay nie rothen Wein, und so viel ich mich erinnere, waren auch alle Trauben weiß. Man glaubt gewöhnlich, daß sie eine besondere gelbe Farbe hätten, die ich nie habe entdecken können, obgleich die Trauben schon reif waren, als ich mich in diesen Gegenden aufhielt, (am Ende des Augusts 1768.) und ich aß oft solche Trauben, wie sie nach Wien gebracht werden.

Die Weinlese ist immer so spät als möglich. Gewöhnlich fängt sie am St. Simon Judas Tage, den 28ten October an, bisweilen erst am St. Martins Tage, den 11ten Nov. Dies bestimmt sich nach der Jahrszeit, denn man läßt so lange als möglich die Trauben an den Reben, weil der Frost, der in den Nächten nach dem August ziemlich scharf zu seyn pflegt, dem Weine große Dienste thun soll. Daher sind oft beym Anfange der Weinlese viele Trauben wie getrocknete Rosinen zusammengeschrumpft.

Es giebt vier Sorten von Wein,

die

die aus einerley Trauben gepreßt werden, die man in Tokay durch folgende Namen unterscheidet, Essenz, Ausbruch, Maßlasch, und der gemeine Wein.

Die Bereitung derselben geschieht folgendermaaßen.

Die halb gedörrten und zusammengeschrumpften Trauben werden unter den andern sorgfältig hervorgesucht, in ein mit Löchern durchbohrtes Gefäß so lange gethan, als noch einiger Saft durch den Druck ihres eigenen Gewichts abfließt, dieser wird in kleinere Gefäße gefüllt, und Essenz genannt.

Auf die Trauben, aus denen der Essenzwein gekommen, wird der Saft aus den Trauben gegossen, die vorher aus den zum Essenzwein bestimmten Trauben ausgelesen wurden, und dann wird er mit Füßen getreten. Der auf diese Art gepreßte Wein muß ein oder zwey Tage gähren, darauf wird er in kleine Gefäße gesammelt, die einen Monat lang in die freye Luft, und dann in den Keller gesetzt werden. Dies ist der Ausbruch. Derselbe Proceß wird wiederholt, indem noch mehr von dem gemeinen Saft zu den Trauben gethan wird, die schon zweymal gepreßt worden, nur werden sie jetzt mit den Händen gedrückt. Dies giebt den Maßlasch a).

Die vierte Art wird bereitet, wenn alle Trauben, ohne sie auszulesen, zusammengethan, und dem größten Drucke ausgesetzt werden. Diese Art wird gewöhnlich von den Bauern bereitet, die keine hinlängliche Menge Trauben haben, oder keine Zeit und Kosten zur Anschaffung der zum Pressen gehörigen Gefäße und Instrumente verwenden können. Dieser Wein wird größtentheils im Lande verbraucht, und ist der sogenannte gemeine Vin du païs.

Der Essenzwein ist dick und nie vollkommen klar, im Geschmack sehr angenehm und süß. Man vermischt ihn oft mit andern Arten, und geschieht dies mit dem Maßlasch, so erhält man einen Wein, der dem Ausbruch nichts an Güte nachgiebt, und oft unter diesem Namen verkauft wird.

Der Ausbruch ist der Wein, der gewöhnlich ausgeführt wird, und den man außer Ungarn unter dem Namen des Tokayer kennt. Folgende Regeln setzen in den Stand, darüber zu urtheilen, obgleich in diesen und ähnlichen Fällen Erfahrung diese Regeln ausüben lehren muß.

1) Die Farbe muß nie röthlich (wie sie es oft ist) noch sehr blaßgelb, sondern eine helle Silberfarbe seyn.

2) Wenn man ihn kosten will, muß man den Wein nicht gleich niederschlucken, sondern den Gaumen und die Zunge damit befeuchten; zeigt er Schärfe, oder beißt er die Zunge, so taugt er nicht. Er muß einen sanften und milden Geschmack haben.

3) Wenn er in ein Glas gegossen wird, muß er perlen, und wie Oel aussehen.

a) Ich kann für die Orthographie dieses oder der vorhergehenden Wörter nicht Bürge seyn, da ich sie bloß nach dem Gehör aufgeschrieben habe.

4) Wenn er ächt ist, so ist der stärkste der beste.

5) Wenn er hinuntergeschluckt worden, so muß er den Mund zusammen ziehn, wie man es in Ungarn nennt, einen Geschmack wie Wurzeln haben. Die Pohlen besonders sehen sehr auf das Zusammenziehen und Herbe ihres Tokay Weins. Aber der Unterschied zwischen dem Tokayer Wein, den man in Pohlen findet, und dem, den ich in Tokay und Wien fand, der gewiß ächt und von der besten Sorte war, ist so verschieden, daß ich vermuthe, ihr Wein ist aus Maßlasch zusammengesetzt, der durch den starken Druck viel Anziehendes, das in allen Schalen der Trauben ist, annimmt, und aus wenigerm Essenz, wie man sonst zu sagen pflegt. Doch ist dies eine bloße Vermuthung.

Außer den bisher angeführten Eigenschaften, hat aller Tokayer Wein einen aromatischen Geschmack, der so etwas eigenes hat, daß Niemand, der ihn nur einmal getrunken, ihn mit irgend einem Wein verwechseln wird. Die einzige Art, die einige Aehnlichkeit mit ihm hat, wächst im Venetianischen Friaul, und wird nur in einigen Familien in Venedig getrunken, er heißt Vin piccolit.

Der Tokayer Wein, sowohl Essenz, als Ausbruch kann alt werden, und wird durch die Zeit vollkommner. Ich habe in Wien von dem letztern getrunken, der seit dem Jahr 1686 in eben dem Keller geblieben war. Ehe er nicht drey Jahr alt ist, ist er nicht trinkbar.

Alle Sorten werden in kleinen Gefäßen, Anker genannt, unverfälscht aufbewahrt, die 80 Ungarische Media halten müssen, ein Maaß, das etwa $\frac{3}{4}$ eines Englischen Quarts hält. Kauft man ihn von dem Eigenthümer selbst, so bekömmt man immer übers Maaß, hingegen bekömmt man von einem Griechen nie volles Maaß.

Die Weinlese und das Alter verändern den Preis des Weins.

Der mittlere Preis einer Ohme ist 60 bis 70 Ducaten. Oft wird sie zur Stelle für mehr als 100 Ducaten verkauft.

Der Fürst Radzivil bezahlte vor 4 Jahren 300 Ducaten für zwey Ohme. Ist der Preis 60 Ducaten, und hat man großes Maaß bekommen, das heißt etwa 90 Media, so kostet ein Englisches Quart gerade 1 Ducaten.

Der Preis des Ausbruchs steigt von 26 Ducaten bis 30 für eine Ohme. Dies giebt für ein Englisches Quart den Preis von zwey Gulden, oder beynahe einer Krone. Die Kaiserinn kaufte kurz vor meiner Ankunft in Tokay etwas von der Weinlese von 1754 für 33 Ducaten, dies wurde für einen außerordentlichen Preis gehalten. Die Verschiedenheit des Preises von Essenz, und Ausbruch erhellt aus den verschiedenen Nachrichten der Leute, nach denen das Quart oft eine halbe Guinee, oft fünf Schillinge zur Stelle kostet.

Jährlich kommen Pohlen um die Zeit der Weinlese, um ihren eigenen Wein auf der Stelle auszusuchen, und in ihrer Gegenwart pressen zu lassen.

Es

Es ist falsch, wenn man glaubt, daß der Wein auf viele Jahre vorher bedungen werde, nie ist dies geschehen. In den letztern zwanzig Jahren hielt der Hof von Petersburg einen Agenten in Tokay um Wein für denselben zu kaufen. Der jetzige ist Major in Russischen Diensten, der vorige war Generalmajor. Er kauft gewöhnlich alle Jahre 40 bis 60 Ohme vom Ausbruch, sonst von keiner andern Sorte.

Einer der vornehmsten Eigenthümer der in Caschaw b) wohnt, sagte mir einst, er wolle sich anheischig machen, den besten alten Tokayer (d. i. Ausbruch) in Bouteillen, das Stück für einen Ducaten nach London zu liefern, mit seinem aufgedrückten Siegel.

Die beste Art ihn zu versenden ist in Ohmen, denn wenn er auf der See ist, so gährt er dreymal im Sommer, und verbessert sich durch diese wiederholte Gährungen. Ist er in Bouteillen, so muß zwischen dem Wein und dem Kork ein Raum gelassen werden, sonst würde die Bouteille bersten. Man gießt etwas Oel auf die Oberfläche, und bindet ein Stück Haut über den Kork. Die Bouteillen werden immer auf die Seite in Sand gelegt.

Ich bin überzeugt, ein englischer Kaufmann oder eine Gesellschaft Kaufleute würden immer ihre Rechnung dabey finden, wenn sie mit einem der vornehmsten Besitzer correspondirten, oder einen Agenten in Tokay hielten, der die gute Weinlese in Acht nähme, die besten Gegenden aussuchte, und mit den Eigenthümern selbst handelte.

Sie müßten Keller miethen, um den Wein bis zum gehörigen Alter zu warten, und einen Agenten in Warschau und Danzig halten, um ihn weiter zu besorgen. Diesen Weg muß er nehmen. Die Fuhr von Tokay bis an die Gränze von Pohlen, kostet den Pohlnischen Kaufleuten zwey Ducaten für die Ohme, und drey Gulden Impost. Der Impost steigt in Pohlen bis zu 14 Gulden auf eine Ohme. Der Transport auf der Weichsel hinunter kann nicht sehr theuer seyn. Alle Unkosten eingerechnet, bin ich gewiß, daß der beste alte Tokayer in London für eine halbe Guinee die Bouteille könnte verkauft werden, welches 100 Procent weniger ist, als die schlechteste Sorte zu kosten pflegt.

Von andern Ungarischen Weinen.

Kein Land in Europa bringt, meiner Meynung nach, mehrere Sorten Weine hervor, als Ungarn. Man erzählte mir in Wien, daß bey einem Banquet, das ein Ungarischer Edelmann der Kaiserinn in Preßburg gab, über vierhundert verschiedene Weinsorten gewesen wären, die alle im Lande gewachsen waren. Viele davon sind vortrefflich, und würden ohne Zweifel diesem Königreich eine Quelle eines großen und einträglichen Handels werden, wenn es am Meere läge.

Die besten weißen Weine nach dem Tokayer sind:

b) Der Baron Vesey, Cammerpräsident in Caschaw.

1) Der St. Georgs Wein, der bey einem Dorfe gleiches Namens wächst, etwa zwo Meilen nordwärts von Preßburg in einerley Breite mit Wien. Unter allen Ungarischen Weinen kömmt dieser dem Tokayer am nächsten, sonst machte man auch Ausbruch in St. Georg, dies wurde aber vor 16 Jahren von dem Hofe in Wien verboten, weil man befürchtete, es möchte dem Tokay-Wein schaden. Das Verbot zeigt, daß die Bereitung des Tokayer Antheil an den besondern Eigenschaften dieses Weins hat.

2) Der Oedenburger Wein, gleicht dem St. Georg Wein, ist aber in Qualität und Preis geringer. Oedenburg ist eine Stadt, die etwa neun deutsche Meilen nordwärts von Preßburg liegt.

3) Der Carlowitzer Wein, hat etwas ähnliches mit dem Cote rotie an den Ufern der Rhone. Carlowitz ist der Sitz des Metropolitans von Slavonien. Es liegt an dem Ufer der Donau, zwischen dem 45. und 46ten Grad nördlicher Breite.

Der beste rothe Wein ist:

1) Der Budaer Wein, dieser wächst in der Nachbarschaft der alten Hauptstadt des Königsreichs. Dieser Wein gleicht, und ist vielleicht völlig dem Burgunder gleich, und wird oft für diesen in Deutschland verkauft. Ein Deutscher Schriftsteller c) des vorigen Jahrhunderts sagt, daß unter der Regierung Jacobs des I. viel von diesem Wein d) nach England geschickt worden, und daß er am Hofe und auf der ganzen Insel der Lieblingswein gewesen sey.

2) Der Serarder Wein, ein starker tief gefärbter Wein, dem Languedocker starken Wein, der in Bourdeaux für Medoc oder Pontac verkauft wird, nicht unähnlich.

Dieser Wein kostet zur Stelle fünf Kreuzer die Bouteille. Er gehört dem Abt von Constanz, und wird häufig in Deutschland verkauft. Serard liegt an der Donau, zwischen Buda und Esseck.

3) Der Erlauer Wein, den man in Wien dem Buda wenig gleich schätzt. Erlau liegt in Ober-Ungarn südwest von Tokay, zwischen dem 47. und 48ten Grade nördlicher Breite.

4) Der Groß-Wardeiner Wein, ein sehr starker Wein, und sehr wohlfeil. Er gehört dem Herzog von Modena, dessen Vorgänger ein großes Landgut in Ungarn von dem Kaiser Leopold für die Dienste, die er ihm in dem Ungarischen Kriege erzeigt hatte, geschenkt bekam. Groß-Wardein ist eine alte Forteresse an den Gränzen von Siebenbürgen, zwischen dem 46. und 47ten Grad nördlicher Breite.

c) Hevelii Silesiographia 2 Vol. Breslau.
d) Ueber Breslau und Hamburg.

Edle That einiger Fischer.

Man wird sich erinnern, daß im Jahre 1774 das Winterwetter außerordentlich früh anfieng. Heftige Kälte, dicke und anhaltende Schneegestöber, wüthende Stürme stellten sich einige Wochen früher ein, als wir es unter unserm Himmel gewohnt sind. Der Landmann in unsern Gegenden stand erschrocken; denn es war ihm nun unmöglich geworden, diejenigen Getreidearten zu säen, welche noch im Herbste der Erde anvertraut werden müssen, um im folgenden Sommer zu reifen. Aber weit trauriger war das Schicksal der Seefahrer. Von viel hundert Schiffen war hier das baltische, dort das deutsche Meer bedeckt, welche gewöhnlich um diese Zeit ihren Lauf durch den Sund nach ihrer Heimath nehmen. Die fürchterlichsten Stürme überfielen plötzlich diese Schiffe, wie Räuber den sorglosen Wanderer. Die Bewohner der Küsten waren täglich Zeugen des schrecklichsten Schauspiels. Die Zahl der verunglückten Schiffe war groß, und nur von wenigen würde die Mannschaft gerettet.

Eines dieser Schiffe sah man in der Gegend von Helsingör auf den Strand gerathen. Es hatte das gewöhnliche Nothzeichen aufgesteckt. Einige Fischerdörfer lagen an dem Ufer, von welchem man das Schiff in der Ferne entdecken konnte. Die Einwohner sahen das um Hülfe flehende Zeichen; aber sie sahen auch die Unmöglichkeit, den Unglücklichen diese Hülfe zu leisten. Der Sturm war zu heftig.

Drey Männer nebst zwey Dienstburschen, in eben diesen Hütten geboren, unter eben diesem Volke erwachsen, unternahmen es, die Mannschaft zu retten; ein Entschluß, den der ganze Haufe der übrigen, die kühnsten sowohl als die erfahrensten, einmüthig als eine zu nichts dienende Verwegenheit verdammten. Ja in den Augen aller dieser schien der Untergang dessen der sich jetzt auf die See wagen würde, so gewiß, daß Niemand ein Boot zu dem Unternehmen hergeben wollte. Denn der Ort, wo dieses vorgieng, war nicht das Dorf der fünf; dieses lag etwas entfernter. Aber dieser Umstand hinderte sie so wenig, als der fortwüthende Sturm, ihren Vorsatz auszuführen.

Sie erreichten das Schiff; doch trauriger Anblick! Die Mannschaft war erfroren. Nur in dem Befehlshaber bemerkten sie noch einigen Rest von Leben. Diesen also nahmen sie in ihr Boot und brachten ihn nach einer von ihren Hütten. Hier lebte er durch ihre Verpflegung wieder auf. Erstaunen, Bewunderung und Erkenntlichkeit theilten seine Seele, als er sich erst selbst wieder fühlte; er war es werth, was diese Fischer für ihn gethan hatten; er reichte ihnen seine Uhr und seinen Geldbeutel. Aber diese wollten sein Geschenk nicht; sie hatten, ohne Zweifel, den Lohn schon gekostet, mit dem die Vorsehung jede edle That von dem Augenblick an, da sie ausgeübt wird, zu segnen anfängt.

Der dankbare Schiffer erzählte, wo er hinkam, die Geschichte seiner Rettung.

tung: Ein reicher Mann (ein vornehmer Däne, der zu Paris lebt) wurde dadurch so gerührt, daß er den fünf Fischern eine jährliche Pension, jedem 25 Rthlr. aussetzte. Wenn einer von ihnen stirbt, so wird dessen Antheil unter die noch lebenden vertheilt. Und, wenn nur noch einer übrig ist, soll der die ganze Summe, 125 Thaler, bis an seinen Tod genießen.

Von einem Werkzeuge für glühende Kohlen.

Es sind wohl wenige Häuser dieser Stadt, wo man sich, zum Einheizen oder sonstigen Gebrauch glühende Kohlen von einem Ort zum andern zu tragen, nicht der gemeinen mit einem nur niedrigen Rande versehenen eisernen Schaufeln bedienete, von welchen die Kohlen, zumalen wenn sie, wie gewöhnlich, aufgehäuft darauf liegen, bey dem geringsten falschen Schritt oder Wanken des Tragenden, so leicht herabfallen, daß es in der That, wenn solches nicht geschieht etwas Außerordentliches ist. Ich will mich nicht über die Gefahr ausdehnen, der wir dadurch unsere Häuser aussetzen: denn, sie ist allzu unläugbar, obgleich wir, durch die Gewohnheit geblendet, sie nicht mehr sehen, wie wir sie sehen sollten. Aber, nur einen Augenblick darüber nachgedacht, und man wird vor der Gefahr erschrecken, die uns droht, und doch so leicht zu vermeiden ist, wenn wir nur ein Werkzeug zu dem gesagten Gebrauch wählen, worin die Kohlen besser verschlossen liegen. Ein solches sicherers Werkzeug habe ich in einer gewissen andern Stadt gesehen, mir darnach ein Paar verfertigen lassen, und ich gebrauche solche schon seit einigen Jahren in meinem Hause. Sie sind aus Eisenblech gemacht, das, um die Kohlen in der Glut zu erhalten, an der einen Seite durchlöchert ist, und haben einen Stiel, der sich in einen hölzernen Handgriff endigt. Man trägt sie nicht, wie die gemeinen Schaufeln, wasserrecht, sondern fast senkrecht oder schräg in die Höhe gerichtet, die durchlöcherte Seite oberwärts gekehrt: und so ist die Oeffnung des Behälters, in welchem die Kohlen liegen, oben. Mit aller Bequemlichkeit lassen sich auf dem Feuerheerd diese hineinschieben, und zu dem vorhabenden Gebrauch wieder herausschütten. — Mit Einem Worte, ich mag dies Werkzeug betrachten, wie ich will, so scheint es mir vollkommen empfehlungswürdig. Ich wünsche, daß viele meiner Mitbürger es auch so befinden mögen; und um diesen je eher je lieber es in die Hände zu schaffen, habe ich den auf der Bäckerstraße hieselbst wohnenden Schlössermeister Lüders überredet, eine Anzahl dergleichen in Vorrath zu verfertigen, welches geschehen ist, und ich, zur gemeinnützigen Nachricht, hiedurch habe anzeigen wollen.

Hamover, im Februar 1776.

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Freytag, den 8ten März 1776.

Beschreibung der Insel Cypern.

Die Insel Cypern oder Cyprus liegt unter eben dem glücklichen Himmelsstriche, unter welchem Candia liegt, deren Beschreibung ich ehedem *) in diesen Blättern gegeben habe. Sie übertrifft sogar jene noch an Fruchtbarkeit, an Annehmlichkeit und Schönheit der Produkte. Sie hat alles, was der Weichlichkeit, der Ueppigkeit und dem sinnlichen Vergnügen Nahrung geben kann; und dies scheint den Fabellehrern Gelegenheit gegeben zu haben, diese Insel so wie zur Wiege, also auch zum Heiligthume und Lieblingsaufenthalte der Göttinn der Wohllust zu machen. Aus dem Schaume des Meers in einer Perlenmuschel gebohren, schwamm Venus in derselben vom Zephyr getrieben hier zuerst ans Land, und trocknete mit ihren beyden Händen ihr vom Meerwasser träufelndes Haar, in welcher Stellung sie Apelles so vortrefflich mahlte, daß dies Meisterstück allein seinen Ruhm unsterblich gemacht. Die Horä beschäfftigten sich mit ihrer Erziehung und führten sie nachher auf das beste geschmückt in den Olymp, wo jeder Gott, von ihrer Schönheit bezaubert, sie zur Ehe begehrte. Allein dem eigensinnigen Hymen gefiel es, die schönste Frau mit dem häßlichsten Manne zu verbinden, und der hinkende, von Kohlenstaub beschmutzte Vulcan siegte über alle seine Nebenbuhler. Venus hatte aber doch so viel Annehmlichkeiten auf Cypern gefunden, daß sie diese Insel zu ihrem liebsten Aufenthalt wählte, daß sie sich wechselsweise bald zu Paphos, bald zu Cnidus, bald zu Amathus und Idalium ergötzte.

Es würde eine vergebene und zugleich unnütze Arbeit seyn, wenn wir uns in die Untersuchung einlassen wollten, woher diese Insel ihren Namen bekommen hat, auch würde meinen Lesern wenig mit dem Verzeichniß der übrigen Namen und Beynamen welche ihr die Alten gaben, gedient seyn. Einige derselben giebt Plinius an, und wenn wir dessen Zeugniß glauben dürfen, so hat Cypern ehedem mit Syrien zusammengehangen, und ist durch die Fluthen des Meers, wie Sicilien von Italien und selbst Europa von

*) 1773. S. 98. 99.

Afrika bey Gibraltar, abgerissen und zur Insel worden. Sie liegt unter dem 50 bis 52ten Grad der Länge und unter dem 34 bis 36ten Grad Norderbreite. Sie hat gegen Norden Cilicien, davon sie nur 8 Meilen entfernt ist, gegen Morgen Syrien, und besonders die Städte Antiochien und Tripoli, in einer Weite von 16 bis 18 Meilen, gegen Mittag Aegypten und gegen Abend die Inseln Rhodus und Candia; von jener ist sie 58, und von dieser einige 70 Meilen entfernt. Sie hat die Gestalt eines Triangels, davon die Basis gegen Südwest, und die Spitze gegen Nordost gekehrt ist. Strabo giebt ihr mit Inbegriff ihrer weit in die See auslaufenden Vorgebürge einen Umfang von 3420 Stadien, oder etwa 107 Meilen. Plinius hat eben das Maaß. Isidor aber nur 96. Orosius macht sie 44 Meilen lang, aber sehr unrichtig 31 breit. Unsre neuern Geographen setzen ihre Länge auf 40, und ihre größte Breite nur auf 15 deutsche Meilen.

Die Insel Cypern hat einen überaus fruchtbaren Boden, daher sie auch ehedem die glückselige genannt wurde. So gesund und gemäßiget die Luft auf ihren höhern Theilen ist, so ungesund ist sie an den niedrigen sumpfigen Oertern, wo sie bey heißem Wetter durch die faulen Ausdünstungen der Moräste verderbt wird. Wenn im Winter der Wind von den in Norden gelegenen hohen und mit Schnee bedeckten Bergen Ciliciens kommt, so ist es in dem nördlichen Theile kälter, als an einem Orte in der Levante. Hingegen ist es im Sommer sehr heiß, und dann leidet die Insel Mangel an Wasser. Flüsse hat sie nicht, sondern der Lycus, Citius, Pedius u. s. w. sind nur Bäche, welche durch den Regen im Winter entstehen, und des Sommers bey anhaltender Dürre fast alle versiegen. Dann fehlt es den Einwohnern an Wasser, weil das Wasser der Brunnen fast durchgehends wegen des häufigen Salpeters einen salzigen Geschmack hat.

Hohe Berge hat die Insel nicht, außer dem Olympus der Alten, in der Nähe der Stadt Nicosia. Sie hat aber eine doppelte Kette niedrigerer Gebürge, davon die eine bey dem östlichen Vorgebürge ihren Anfang nimmt, und sich gegen Westen zieht, die andere aber bey dem Vorgebürge Pyla anfängt, und gegen die nordwestliche Spitze der Insel fortläuft. Ihre Vorgebürge, deren sie viele hat, erstrecken sich wie Hörner weit in das Meer hinein, daher sie auch vor Alters die hörnigte (Keraſtia oder Keraſtis) hieß. Die bekanntesten davon sind Klides an der Nordspitze in dem Winkel, welchen Cilicien mit Syrien macht, Throni auf der Ostseite, und Acamas auf der Westseite.

Die vorzüglichsten Produkte der Insel sind der treffliche Cyperwein, der beste wächst um Limosel, ihre Baumwolle, welches die beste in der Levante ist, ihre Seide, Schafwolle, Honig, Oel und Salz. Dies letzte kommt aus den Teichen auf der Südseite der Insel bey der Stadt Chiti. Sie füllen

sich im Winter durch Regenwasser an, im Vorsommer setzt sich das Salz darauf an, und im August wird es so hart, als ein Stein. Dann wird es zerschlagen, herausgezogen und verfahren. Die Venetianer sollen zu ihrer Zeit jährlich über eine Tonne Goldes dabey gewonnen haben, die Türken es aber ungleich geringer nutzen. An Mineralien finden sich Kupfer und Eisenerze, Diamanten in einem Berge bey Paphos, der Amianthstein oder Asbest bey Solis, daraus die Alten ihre köstliche unverbrennliche Leinwand machten, Alaun, Salpeter ꝛc. Apothekerwaaren sind das Landanum oder Laudanum, ein Opiat, das von einer balsamischen Staude, Cistus Landanifera, kommt, das Lignum Cyprium oder Rhodium, weil es auch auf Rhodus häufig wächst und unterschiedene Arten Gummi.

Die Cypresse hat hier gleichsam ihr Vaterland, und vielleicht hat entweder die Insel diesem Baume, oder der Baum der Insel den Namen gegeben. Die mehrsten Bäume behalten hier auch des Winters ihr Grün. Die Insel nährt auch viel Vieh, zahm und wild, von allerley Art. Die hiesigen Maulesel werden sehr geschätzt, so wie auch die Ziegenkäse. Von schädlichen Thieren sind die Schlangen die häufigsten, doch ist nur eine Art davon giftig. Solche zu verringern, hielten die Mönche des Klosters St. Nicolas so viel Katzen, daß das ganze Vorgebürge, darauf ihr Kloster lag, das Katzenvorgebürge hieß. Es ist aber wohl eine Fabel, wenn Martin Crusse erzählt, man fände auf dem Berge Olymp ein großes Thier, das den Kopf und Schwanz einer Schlange habe, und Menschen und Vieh auffresse, daß sein hartes Fell auch dem Eisen widerstehe, daß es aber gegen die Katzen unterliege, welche ihm erst die Augen ausrissen, und es dann tödteten.

Die große Fruchtbarkeit der Insel und ihre Anmuth, trug vieles theils zu ihrer Bevölkerung, theils zu dem wohllüstigen Leben ihrer Bewohner bey. Jetzt sieht sie sich nicht mehr ähnlich. Ihre Pracht und Reichthümer sind dahin, ihre ehemals berühmten Städte liegen unter dem Schutt begraben, und die jetzigen sind klein und elend. Ein großer Theil der Insel, besonders die Gegenden an der See, liegen wegen der Corsaren unbebauet, und die ganze Anzahl ihrer Bewohner beläuft sich nach Pococks Bericht ohngefähr auf 80,000 Seelen an Türken und Griechen. Diese leben unter einem harten Druck, welcher Munterkeit und Fleiß erstickt, und jene fliehen aus Weichlichkeit und Trägheit die sie durch unmäßigen Gebrauch des Rauchtobacks und der Opiate noch vermehren, Arbeit und Gewerbe. Man begnügt sich an dem Gewinn, den man sich durch den Verkauf der Lebensmittel an die da anlandenden fremden Schiffe und durch die Ausfuhr einiger rohen Produkte an Seide, Wolle und Baumwolle, auch einiger auf der Insel verfertigten Parchente und zubereiteten Leders macht.

Die berühmtesten Städte dieser Insel waren in alten Zeiten: auf der Ostseite, **Salamis**. Ihr Erbauer war **Teucer**, den sein Vater, König auf der Insel Salamin bey Athen, weil er den Tod seines Bruders **Ajax** vor Troja nicht gerächet hatte, bey seiner Zurückkunft nicht wieder aufnehmen wollte. Er landete mit seinen Spießgesellen hier auf Cypern, und gab der neuen Stadt, die er hier anlegte, den Namen seiner Vaterstadt, die er hatte meiden müssen. Zur Zeit Constantins des Großen wurde sie durch ein Erdbeben verwüstet. Sie wurde wieder hergestellt, aber zuletzt unter **Heraclius** von den Saracenen zerstört. **Alt Paphos** auf der Westseite der Insel, lag auf einer Anhöhe, etwa 2 Meilen vom Meer, nachmals wurde aber **Neu Paphos** nahe am Meer erbauet, da, wo die Fabel sagt, daß Venus zuerst angelandet. Sie hatte daselbst einen prächtigen Tempel, welchen die Einwohner nach des **Herodotus** Zeugniß nach dem Model desjenigen, welchen die himmlische Venus der Syrer zu Ascalon in Palästina hatte, erbaueten. Ich muß hier beyläufig anführen, daß die cyprische Venus eigentlich die syrische oder morgenländische Venus war, welche die himmlische genannt wurde, und von der Venus der Griechen, des Jupiters Tochter, unterschieden war. Die griechischen Fabellehrer vermengten beyde Gottheiten, und schrieben auch der letzten zu, was nur der ersten zukommt. Paphos wurde oft durch das Erdbeben heimgesucht. Augustus ließ sie zu seiner Zeit wieder herstellen, und befahl sie Augusta zu nennen, aber ein neues Erdbeben machte sie nachmals ganz zum Steinhaufen. Sie hatte wie Salamin ihre eigenen Könige. Der letzte, **Nicocles**, so wie auch nachher seine Frau brachte sich um, als **Ptolemäus** aus Aegypten ein Heer wider ihn schickte, um ihn wegen seines Verständnisses mit **Antigonus** aus Asien heimzusuchen. **Amathus**, auch an der See, war eine der ältesten Städte der Insel, und eine von den vieren, welche der Venus geweihet waren. **Ovid** sagt, daß sie reich an Erz sey. **Idalium** in einem angenehmen Walde auf einem Vorgebürge gleiches Namens. In diesem Walde verlor Venus ihren geliebten **Adonis**, den ein wildes Schwein tödtete, und hieher versetzte sie den **Ascan**, den sie in einen tiefen Schlaf fallen lassen, als sie der Dido durch ihren Cupido unter jenes Gestalt Liebe gegen **Aeneas** einflößen wollte. **Citium** eine Pflanzstadt der Phönicier war klein, aber doch berühmt, theils wegen der oben erwähnten Salzteiche, theils, weil sie die Vaterstadt des Stifters der stoischen Sekte, des **Zeno**, war. Sie hatte ihre eigenen Könige. **Lapithus** in Norden der Insel, wird von einigen zu einer Colonie der Phönicier, von andern der Lacedämonier gemacht. **Aphrodisium** hat seinen Namen der Venus abgelehnt. **Soli**, eine Pflanzstadt der Athenienser, hat seine Anlegung und seinen Namen dem Solon

zu danken. Er soll, da er auf seiner Rückreise aus Aegypten hierher kam, dem Könige dieser Gegend den Rath gegeben haben, seine vorige an einem ungesunden Orte gelegene Hauptstadt hieher zu verlegen. Cnidus war sowohl wegen des Dienstes, welcher der Venus daselbst erzeigt wurde, als auch weil es der Geburtsort des Geschichtschreibers Ctesias war, in Ruf.

Cypern ist jetzo nach seinen vornehmsten Städten oder Flecken in 16 Distrikte getheilt, deren jede ihren Commendanten und Richter (Aga und Cadi) hat. Wir wollen davon nur die beträchtlichsten anführen. Die Hauptstadt der Insel und der Sitz des Gouverneurs ist Nicosia, an der östlichen Küste gegen Antiochien in Syrien über in einer Ebene. Sie hat mit Steinen eingefaßte Wälle, aber keine Gräben. Das Wasser wird ihr durch eine Wasserleitung aus dem Gebürge zugeführt.

Famagust liegt über der vorigen, etwa eine Meile von den Ruinen von Salamin. Sie hat Mauern und Graben, ist aber so wenig bewohnt, daß sie nach Hasselquists Bericht 1751 nur 300 Türken zu Einwohnern gehabt. Christen dürfen sich innerhalb ihrer Ringmauer nicht aufhalten, sondern sie wohnen in einem nahe gelegenen Flecken. Der Hafen von Famagust hat ein Castell zur Beschützung.

Larnica, ein Flecken, ohnweit den Ruinen des alten Citium, jetzt Chiti genannt, ist der Sitz der europäischen Consuln und Kaufleute. Sie hat einen bequemen Hafen.

Limesol in der Gegend des alten Amathus, an einem Meerbusen mit einem Castell.

Aus der Alten Paphos hat man Baffa gemacht. Neu Baffa ist der Hauptort eines Distriks; Alt Baffa, ein kleiner Ort, hat ein Fort zum Schutz des Hafens.

Cerines, der Alten ihr Cinyrea, Lapida, vormals Lapithus, Aligora, ehedem Soli, sind geringe Oerter.

So wie Cypern von Colonien aus Phönicien und aus Griechenland bevölkert wurde, so brachten die ersten den Götzendienst der Morgenländer, und die zweyten den der Griechen dahin. Die vornehmsten Gottheiten der Insel waren Venus, Jupiter, Juno und Apollo. Venus hatte den vorzüglichsten Dienst, welcher sie nach Art der Babylonier, wie Herodot berichtet, die Keuschheit ihrer Töchter aufopferten, und es denselben zu einem Gesetze machten, sich durch die schändlichste Unreinigkeit von den Fremden einen künftigen Brautschatz, und hiedurch einen Mann zu verdienen. Zu Paphos hatte Venus den prächtigsten Tempel; und in welchem Ansehen der Oberpriester dabey gestanden, läßt sich daraus abnehmen, daß Cato der Utiker, der den Auftrag hatte, mit einem Heere nach dieser Insel zu gehen, dem König Ptolemäus durch den Canidius, den er vorauf schickte, den Rath geben ließ, gutwillig das Königreich aufzugeben, und dafür jene Priesterwürde anzunehmen.

Jupitern wurde zu Salamin jeden

ersten Monat im Jahr, wie dem Moloch der Morgenländer, (denn vielleicht war dieser ihr Moloch oder Baal, der Jupiter der Cyprier) Menschenopfer gebracht. König Diphilus, zur Zeit des Seleucus, verbot diese Unmenschlichkeit zwar, und befahl dafür einen Ochsen zu opfern, allein diese Aenderung war nicht von Dauer, und Lactantius belehrt uns, daß erst viele Jahrhundert, nachher der Kaiser Hadrian vermögend gewesen, die Menschenopfer aufhören zu machen. Auch zu Amathus opferten die Cerastier die Fremden auf dem Altar des Jupiters, und die Fabel will, Venus sey durch diese Unmenschlichkeit so entrüstet worden, daß sie im Begriff gestanden, der Insel ihre Gegenwart zu entziehen, sie habe sich aber bedacht, und jene Unmenschen in Ochsen verwandelt.

Die christliche Religion ist den Cypriern gleich nach der Himmelfahrt Christi bekannt geworden. Denn da die Steinigung des heiligen Stephanus machte, daß die Gläubigen, außer den Aposteln, Jerusalem verließen, so wandten sich auch einige nach Cypern, und verkündigten da Christum. Joses mit dem Beynamen Barnabas der seine Güter verkaufte und das Geld zu den Füßen der Apostel darbrachte, und Epaphroditas waren aus dieser Insel gebürtig. Ferner da Paulus und Barnabas von Antiochien abgefertiget wurden, die Lehre von Jesu auszubreiten, so giengen sie nach Seleucien, und schifften von da nach Cypern über. Nachdem der Apostel Christum zu Salamin verkündigt hatte, so gieng er nach Paphos, und führte daselbst den Landpfleger Sergius Paulus dem Heilande zu, so sehr ihm auch der Zauberer Barjesus widerstand, welcher dafür von Gott mit Blindheit geschlagen wurde. Die Kirchengeschichte hat das Gedächtniß unterschiedener Bischöfe aufbehalten, welche in den ersten Jahren die Kirche Gottes auf dieser Insel gebauet, und ihre Lehre mit ihrem Blute besiegelt haben. Ich will davon nur den Epiphanias von Salamin und den Theodor von Cinyrea, woraus das römische Martyrologium Cyrenca macht, anführen. Theodor mußte in der letzten Verfolgung unter Licinius den Märtrertod erdulden.

Unter Constantin dem Großen wurde die christliche Religion auch auf Cypern die herrschende. Man zählte daselbst 15 Bisthümer, denen ein Metropolitan vorstand, welcher von dem Patriarchen zu Antiochia abhieng. Wenn aber der Winter die Schiffahrt zwischen beyden Oertern unterbrach, so that jener alles für sich. Hiedurch wurde der Metropolitan endlich so stolz, daß er keinen geistlichen Obern mehr erkennen wollte. Die Cyprier behaupteten, ihre Kirche müsse unabhängig seyn, weil sie unmittelbar von dem heiligen Barnabas gestiftet worden, welcher bey ihnen gelehrt, auf der Insel gestorben, und dessen Körper auch daselbst, mit dem Evangelio St. Matthäus auf der Brust,

so

so er mit eigener Hand geschrieben, gefunden sey. Das Concilium zu Ephesus sprach also die Cyprier von der Gerichtsbarkeit des Patriarchen los. Derselbe verfocht seine Rechte aufs neue bey dem Kaiser Zeno, und setzte dem Concilio zu Ephesus das von Nicäa entgegen, nach welchem es klar sey, daß ihm die Ordination der cyprischen Bischöfe zukäme, aber er fand damit kein Gehör. Cedren giebt davon zur Ursache an, daß der damalige Patriarche Petrus ein heimlicher Anhänger der Ketzerey des Eutyches gewesen sey. Bey der Trennung der römischen Kirche von der griechischen blieb Cypern, so wie der übrige Orient, bey der letzten. Ihr Druck unter den Saracenen war nicht von Dauer, und die Tempelherren und Venetianer sind zu kurze Zeit Herren der Insel gewesen, als daß die römische Kirche hätte festen Fuß darauf setzen können; und seit dem sie unter die Bothmäßigkeit der ottomannischen Pforte gerathen, findet die catholische Religion auf derselben keine öffentliche Duldung.

Jetzt machen die Christen den dritten Theil der Einwohner aus. Die Griechen haben einen Metropolitan zu Nicosia, und Bischöfe zu Larnica, zu Baffa und zu Cerines, auch Kirchen und Klöster in andern Plätzen. Die Armenianer haben einen Erzbischof und nur ein Kloster, auch giebt es einige wenige Maroniten, eine andere Sekte griechischer Christen.

Cypern bekam seine ersten Einwohner aus Griechenland und Phönicien. Jene waren der republikanischen, diese der monarchischen Regierung gewohnt, und sie brachten diese verschiedene Regierungsformen mit nach der Insel herüber. Die griechischen Pflanzstädte lösten nach und nach das Band, welches sie mit ihren Mutterstädten verband, auf, es entstanden auch bey ihnen Tyrannen, oder Könige, und Plinius und Mela zählen auf dieser Insel neun besondere Königreiche, als zu Salamin, zu Alt- und auch zu Neu-Paphos, zu Amathus, zu Cinyrea, zu Citium, zu Curium, zu Lapethus und zu Soli. Die alte Geschichte derselben ist völlig unbekannt. Zur Zeit des trojanischen Krieges soll Cinyrus, König zu Cinyrea, den vor Troja ziehenden Griechen versprochen haben, sie, so lange der Krieg dauern würde, mit Lebensmitteln zu versehen, er habe aber nicht Wort gehalten, und sey deshalb von ihnen vertrieben worden. Allein diese Erzählung ist so unzuverläßig, als die ganze Geschichte von Troja und dessen Einäscherung. Eben so wenig Glauben verdient es, wenn Virgil die Dido erzählen läßt, ihr Vater, der König Bel zu Tyro, habe sich Cypern unterworfen.

Mit der Geschichte der Perser wird auch die von Cypern zuverläßiger. Jene breiteten unter Cyrus und Cambyses ihre Waffen bis an das mittelländische Meer aus, und auch Cyperns Könige mußten ihren Zepter verehren und ihnen tributbar werden. Nach Cambyses Tode suchten sie sich wieder frey zu machen, aber es mißlung ihnen,

und

und in den folgenden Kriegen zwischen den Persern und Griechen wurde Cypern der Zankapfel zwischen beyden Nationen. Nachdem das Landheer des Xerxes bey Platäa geschlagen war, segelte Pausanias mit der verbundenen griechischen Flotte nach Cypern, und vertrieb die persischen Besatzungen, aber nach seiner Abfahrt kamen jene wieder. Cimon siegte über die phönicische und cyprische auf 200 Segel starke Flotte, und gewann die Insel bis auf Salamin wieder. Als Aegypten von Persien abfiel, so folgten die Cyprier diesem Beyspiele. Bey diesen Unruhen wurde Evagoras, König von Salamin, von der persischen Faction vertrieben, und mußte sein Reich dem Artemon, dem es der zweyte Artaxerxes verliehen hatte, überlassen. Es glückte ihm zwar jenen wieder zu verjagen, aber nun ließ Artaxerxes die Insel durch Orontes mit 300 Segeln und durch Tiribazes mit dreymal hundert tausend Mann Landvölker angreifen. Anfangs verlor Evagoras zur See, er hielt sich aber mit 3000 Mann gegen jene ungeheure Landmacht, und siegte nachmals mit Hülfe des neuen Königs Achores von Aegypten. In der zwoten Schlacht behielten die Perser die Oberhand, und Evagoras gieng nach Aegypten, um mehr Hülfe zu holen. Da aber die Aegyptier sich selbst zu Hause der Perser nicht erwehren konnten, so verglich er sich mit Artaxerxes und verpflichtete sich zu einem Tribut. Er wurde nachmals von einem seiner Verschnittenen umgebracht, und hatte seinen Sohn Nicocles zum Nachfolger. Ihn lehrte Isocrates in einer schönen Rede die Regentenpflichten, und wie er sich gegen die Unterthanen zu betragen habe, in einer zwoten Rede aber, die er im Namen des Nicocles selbst entwarf, zeigte er sein Recht zur Krone, seine Würdigkeit sie zu tragen, und die Pflichten der Unterthanen gegen ihn, für welche letztere ihm der König ein Geschenk von 20 Talenten, oder 15000 Thalern machte. Unter Artaxerxes Ochus suchten die Cyprier nochmals, aber wiederum vergebens, sich in Freyheit zu setzen, und als Alexander der Große den letzten Darius bezwang, so geriethen sie unter die Herrschaft dieses Siegers.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Montag, den 11ten März 1776.

Schluß der Beschreibung der Insel Cypern.

Nach Alexanders Tode fiel bey der Theilung dessen Länder Cypern nebst Aegypten dem Ptolemäus Lagi zu, und derselbe behauptete diese Insel gegen Antigonus aus Asien; und obgleich dessen Sohn Demetrius der Städtebezwinger sich Meister davon machte, so brachte es Ptolemäus der Wohlthätige doch wieder zu Aegypten, und die folgenden Könige dieses Reichs pflegten gemeiniglich ihre jüngern Söhne oder Brüder mit Cypern abzufinden, bis die Römer sich beyder Reiche bemächtigten. Die Triebfeder der Eroberung von Cypern war der Tribun Clodius der Schöne. Damals war des ägyptischen Ptolemäus des Flötenspielers Bruder, auch Ptolemäus genannt, Herr von der Insel. Als Clodius vorhin von den Seeräubern gefangen wurde, und jenen ersuchte, ihn auszulösen, so schickte er eine so geringe Summe, daß die Seeräuber ihn lieber ohne Ranzion frey geben, als diese annehmen wollten. Um sich nun an Ptolemäus zu rächen, brachte er es dahin, daß die Eroberung von Cypern beschlossen, und die Ausführung dem M. Cato, den er gern aus Rom entfernen wollte, aufgetragen wurde. Ptolemäus sah sich zum Widerstande zu schwach, er brachte sich durch Gift um, die Cyprier mußten sich unterwerfen, und geduldig zusehen, daß Cato ihre Schätze und Reichthümer, nach einiger Berechnung auf dreyhundert Millionen an Wehrt, mit sich nach Rom nahm. Julius Cäsar gab nun zwar, als er in Aegypten war, Cypern dem jüngern Ptolemäus und dessen jüngeren Schwester Arsinoe, welches Antonius nachmals bestätigte; aber Augustus hob solches auf, und machte die Insel zu einer römischen Provinz, in welchem Zustande sie durch besondere Landpfleger (Proconsules) verwaltet wurde.

Unter dem Kaiser Trajan richteten die Juden ein grausames Blutbad auf dieser Insel an. Der Kaiser hatte die Parther, nachdem sie sich durch innerliche Kriege geschwächt, besiegt, ihnen einen König gegeben, und die Gränzen des römischen Reichs bis an den Ti-

gris erweitert. Als er darauf gar bis nach Arabien und an das rothe Meer durchgedrungen war, sein Heer aber hier theils von dem ungewohnten Clima, theils von den Agarenern vor deren Stadt er lag, ungemein litt, so fielen die meisten so eben bezwungenen Völker wieder ab, und vertrieben oder erschlugen die Besatzungen, welche er bey ihnen zurückgelassen hatte. Eben dieser Rebellionsgeist fuhr auch in die Juden in Aegypten und auf Cyprus, welche den Artemon zum Heerführer hatten. Sie erschlugen in diesem Aufstande auf zweymal hundert tausend Christen, und ihre Wuth gieng nach dem Zeugniß des Dio Cassius so weit, daß sie solche zum Theil mit eisernen Sägen durchsägten und ihr Fleisch fraßen. Allein Lucius, den der Kaiser wider sie schickte, überwand sie, sie wurden gänzlich auf der Insel ausgerottet, und es durfte sich fernerhin bey Lebensstrafe kein Israelite auf derselben sehen lassen. Selbst die, welche das Unglück hatten durch Sturm dahin verschlagen zu werden, wurden von den Insulanern erschlagen.

Von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an, mußte Cypern viel von den Saracenen ausstehen. Der Caliphe Orhman war der erste, der sie im Jahr 647 feindlich heimsuchte. Seit dieser Zeit war sie wechselsweise bald in ihren, bald in der griechischen Kaiser Händen. Abdil Melik nahm sie dem Justinian mit der abgeschnittenen Nase gegen 700, Walid, Constantin dem VI. gegen 750. Harun Raschid dem Nicephorus gegen 800. Basilius der Macedonier gewann sie gegen 880, verlor sie aber auch wieder, und Nicephorus Phocas brachte sie erst wieder auf eine längere Zeit zum Reiche, bis sie nemlich ihre eigene Herren bekam.

Der Kaiser Andronicus gab um 1180 die Statthalterschaft von Cypern seinem Vetter Isaac Comnen. Derselbe riß aber die Oberherrschaft an sich, und schützte sich dabey durch die Flotte Wilhelms von Sicilien wider jenes Nachfolger Isaac Angelus. Als damals der ägyptische Saladin durch die Eroberung von Jerusalem dem dasigen christlichen Königreiche ein Ende machte, so unternahm Richard Löwenherz von England, in Gesellschaft Philipp Augusts von Frankreich, 1191 einen Kreuzzug, diese Stadt wieder zu gewinnen. Richards Flotte überfiel ein Sturm, nachdem sie von Messina in Sicilien abgesegelt war, und drey Schiffe litten Schiffbruch bey Limasso auf der cyprischen Küste. Isaac ließ sie plündern, die Leute gefangen nehmen, und versagte dem Schiffe, welches Richards Schwester, Wilhelms von Sicilien Witwe, und seine Braut Berengaria von Navarra führte, die Erlaubniß, da einzulaufen. Nachdem Richard zu Rhodus, wo er seine Flotte wieder gesammelt hatte, den Unfall auf Cypern erfuhr, so verlangte er von Isaac Genugthuung, und die Zurückgabe seiner Leute; aber derselbe drohete, Richarden eben so zu begegnen,

Digitized by Google

nen, und marschirte nach der Küste, wo die Flotte lag. Allein Richard landete, Isaac wurde geschlagen und gefangen, und mußte sich verpflichten Richarden für seinen Souverain zu erkennen und ihm zu huldigen, seine einzige Tochter demselben zu überliefern, die Gefangenen herauszugeben, zwanzigtausend Mark Goldes zu bezahlen, ihm mit 10000 Mann nach Syrien zu folgen, und zur Sicherheit der Erfüllung dieser Zusagen alle feste Plätze der Insel Richarden zu überliefern. Sogleich huldigte Isaac in Gegenwart Guido von Jerusalem, Raymunds von Antiochien und anderer, welche dem Könige bis hieher aus Palästina entgegen gekommen waren. Kaum war dieses geschehen, so machte sich Isaac unsichtbar, um nichts von allem, was er versprochen, zu halten. Richard griff daher zu den Waffen, und die Städte öffneten ihm die Thore, auch selbst das feste Schloß Cerines, wo sich Isaacs Tochter eingeschlossen hatte, welcher Richard gut begegnete und sie seiner Braut und Schwester übergab. Isaac war nach einem Kloster, das auf einem Felsen lag, geflüchtet. Als man solches angreifen wollte, so kam er hervor, warf sich Riecharden zu Füßen, und flehete nur um sein Leben.

Nun ließ sich Richard seine Braut zu Limasso antrauen, und sie zur Königinn von England und Cypern krönen. So wurde Richard durch den gerechtesten Titel Herr von Cypern, welches der Krone England bey dem Handel nach der Levante und Aegypten jetzt unendlich nutzbarer seyn würde, als es damals, da die Schiffahrt bey weitem das nicht war, was sie erst nach Erfindung und Gebrauch des Compasses geworden ist, seyn konnte. Richard überließ also die Insel den Tempelherren für einen Pfandschilling von dreymal hundert tausend Livres zum großen Verdrusse des französischen Königs, mit dem er übereingekommen war, alle auf diesem Kreuzzuge zu machenden Eroberungen zu theilen. Diese Ritter hielten auf der Insel ein Corps Truppen, aber ihr unerträglicher Stolz und Tyranney, auch ihr unmäßiger Eifer für die römische Kirche erregten ihnen einen unabläßigen Krieg mit den Eingebornen, wodurch sie genöthiget wurden, sie Richarden zurückzugeben.

Damals zankten sich Guido von Lusignan und der Markgraf Conrad von Montferrat um das Königreich Jerusalem. Der dasige König Balduin der IV. hatte zwey Schwestern nachgelassen, davon die ältere, Sybille, nach dem Tode ihres ersten Mannes Wilhelms von Montferrat, mit welchem sie Balduin den V. gezeugt hatte, mit Guido von Lusignan, und die jüngere, Isabelle, an Humfrieden von Toron verheyrathet war. Als Balduin der V. starb, verheelte die Mutter Sybille dessen Tod, bis sie den Patriarchen und die beyden Großmeister der Tempelherren und der Johanniterritter gewonnen, und ließ sich darauf nebst Guido krönen.

Gleich das folgende Jahr 1187 fiel Saladin in Syrien, gewann die Schlacht bey Tiberias, und bekam Guido nebst dem Großmeister der Tempelherren gefangen, worauf er sofort Jerusalem einnahm. Sybille erhielt einen freyen Abzug, und gab Saladin die Stadt Ascalon zur Ranzion für ihren Mann und den Großmeister; aber Lusignan mußte eidlich auf Jerusalem Verzicht thun, und versprechen, über das Meer wieder nach Europa zu gehen. Doch die Bischöfe, welche in jenen Zeiten des Aberglaubens alles konnten, entkräfteten diesen Eid, den sie für gezwungen hielten; Guido blieb in dem gelobten Lande, und schwärmte da mit einigen von den Kreuzfahrern herum. Inzwischen starb Sybille, und nun machte Isabelle auf den Titel einer Königinn von Jerusalem Anspruch. Sie verstand sich mit Marggraf Conrad von Montferrat, ließ sich von Humfrieden, den sie nach ihrem Vorgeben gezwungen nehmen müssen, durch den Bischof von Ptolemais scheiden, und heyrathete diesen Conrad.

So standen die Sachen in Palästina, als Richard und Philipp dahin kamen, davon jener den Guido und dieser Conraden begünstigte. Dieser letzte wurde das folgende Jahr 1192 durch Meuchelmord umgebracht, und nun beredete Richard die Isabelle, Heinrichen, Grafen von Champagne, zu heyrathen. Sie that es, und nahm den Titel einer Königinn von Jerusalem an, und damit auch Lusignan befriediget würde, so überließ ihm Richard das Königreich Cypern, nur daß er den Tempelherren die Summe bezahlte, wofür er es ihnen versetzt hatte; und einige wollen, er habe ihm, um ihn den Cypriern desto beliebter zu machen, ihre vorige Prinzessinn, Isaacs Tochter, zur Frau gegeben.

So wurde Guido von Lusignan, ein französischer Edelmann, der mit Ludewig dem VII. nach dem gelobten Lande gegangen, durch seine Frau König von Jerusalem geworden, und von Saladin vertrieben worden war, nun durch Richards Freygebigkeit König von Cypern, und diese Insel blieb beynahe 300 Jahr bey seinem Geschlechte. Ich will davon nur die merkwürdigsten, hauptsächlich nach der Geschichte von Cypern in des Chevreau Histoire du Monde, der das Seinige aus dem P. Strephan von Lusignan genommen hat, anführen.

Guido starb ohne Kinder und hatte seinen Bruder Almerich, den der Erzbischof von Maynz, welcher die Kreuzflotte commandirte, von Ptolemais nach Cypern brachte, und da krönte, zum Nachfolger. Er war der vierte Mann der oben benannten Isabelle, und lies sich deswegen auch König von Jerusalem nennen. Jetzt erhob auch Kaiser Heinrich der VI. Cypern zu einem Königreiche, aus dem falschen Grunde, daß der Kaiser allein die Quelle aller Würden nicht nur im Reiche, sondern auch in der ganzen Christenheit sey. Andere behaupten, es sey nicht vom Kaiser, sondern vom

Pabste

Pabste geschehen, welchem seine Creaturen dies Recht zuschreiben.

Hugo der I. gieng 1217 mit der Kreuzflotte, deren Sammelplatz Cypern war, nach dem gelobten Lande, und starb zu Tripoli, wohin er sich mit Andreas von Ungarn, nach unglücklich abgelaufenem Zuge, gerettet hatte, und Andreas gieng mit seinen Ungarn wieder nach Hause, in der Einbildung, daß er seinem Gelübde durch sein dreymaliges Baden im Jordan ein Genüge geleistet habe.

Heinrich der I. machte mit Ludewig dem IX. den Kreuzzug nach Aegypten, und hatte darinnen ein gleich unglückliches Schicksal mit demselben.

Hugo der III. von Brienne war von weiblicher Seite der Lusignane Vetter, und nahm deren Familiennamen an. Wegen seiner Großmutter maßte er sich das Recht auf Jerusalem an, auf welches auch Maria von Antiochien, der Isabelle, mit Conraden von Montferrat erzeugte Tochter, Anspruch machte, und sich des Hugo Krönung widersetzte. Weil nun der Patriarche nicht darauf achtete, so wandte sie sich in Person an den Pabst und das Concilium zu Lyon. Die Sache wurde den sogenannten Barons oder Ständen des Königreichs Jerusalem übergeben, welche für sie den Ausspruch thaten. Da sie keine Hoffnung hatte, ein Reich das größtentheils in den Händen der Ungläubigen war, zu erlangen, so vermachte sie ihre Rechte daran an Carln von Anjou. Hugo wollte nun zwar Gewalt gebrauchen, und Ptolemais, wo er Uneinigkeiten angezettelt, wegnehmen, mußte aber nach Cypern zurückgehen. Als Carl durch die berüchtigte Vesper Sicilien verloren, fand er sich wieder ein, und bemächtigte sich der Stadt Tyro, starb aber gleich darauf.

Heinrich der II. wurde auch in Ptolemais aufgenommen; doch diese Stadt wurde von dem ägyptischen Sultan 1291 mit Sturm erobert, und die abendländischen Christen gänzlich aus Syrien vertrieben. Hugo entkam mit der Flucht nach Cypern, wohin ihm die Johanniterritter folgten, die er bey sich aufnahm, und ihnen Limasso überließ. Weil man aber nachmals nicht mit ihnen, wie sie verlangten, umgieng, so eroberten sie die Insel Rhodus, und schlugen da ihren Sitz auf.

Peter der I. plünderte die Küsten von Syrien und Cilicien, durch welche Ungerechtigkeit er seiner Insel in der Folge ein unersetzliches Elend zuzog. In seiner Abwesenheit verstand sich seine Gemahlinn mit dem Statthalter der Insel. Bey der Zurückkunft ließ er beyden den Proceß machen. Die Richter verurtheilten den Statthalter, und sprachen die Königinn frey. Peter war mit diesem letzten Punkt nicht zufrieden. Er fieng an es ihnen entgelten zu lassen, man schickte ihn aber in die andere Welt.

Peter der II. wollte sich nach Gewohnheit zu Famagust wegen Jerusalems krönen lassen. Die Venetianer wollten bey dieser Ceremonie den Rang

über die Genueser haben. Diese hatten sich desfalls mit Waffen versehen, welche sie unter den Kleidern verborgen hatten. Peter erfuhr es, und ließ die Genueser alle aus dem Fenster werfen. Ihr Herzog schickte daher eine Flotte nach Cypern, welche Famaguſt und Limaſſo wegnahm, auch nachher die Insel plünderte, und des Königs Onkel mit sich wegführte. Heinrich verband sich daher mit Mayland und Venedig, und die genueſiſche Flotte wurde von den Venetianern ruinirt. Als Peter starb, so forderten die Cyprier den Prinz Jacob von den Genueſern zurück. Der Verluſt ihrer Flotte hatte sie jetzt nachgebender gemacht. Sie holten ihn aus dem Gefängniß hervor, nahmen ihm die Ketten ab, und gaben ihn frey, aber doch nicht eher, bis er ihnen Famaguſt nebſt einem Diſtrikt von 2 Meilen verſprach.

Janus auch Eugen genannt, wurde von dem Sultan in Aegypten, wegen Peters Einfall in Syrien heimgeſucht, die Städte Limaſſo, Nicoſia, Paphos, und die ganze Insel bis auf einige Schlöſſer und Famaguſt welches in der Genueſer Händen war, wurden erobert, und verwüſtet, und Janus ſelbſt gefangen, und nach Cairo gebracht. Er mußte ein ſtarkes Löſegeld bezahlen, und für sich und ſeine Nachfolger einen jährlichen Tribut verſprechen.

Johann der II. hinterließ nebſt einem unehelichen Sohn, auch Johann genannt, der in den geiſtlichen Stand treten mußte, eine einzige Tochter Charlotte, welche er erſt an den Herzog von Coimbra, einen portugiſiſchen Prinzen, und als derſelbe durch Gift umkam, an den Prinzen Ludewig von Savoyen verlobte, und kurz darauf aus der Welt gieng. Der Bräutigam langte in Cypern an, die Heyrath wurde vollzogen, und Johann der Baſtart floh, als es auskam, daß er nach dem Throne ſtrebte, nach Aegypten. Er erhielt vom Sultan Hülfe, nöthigte damit Ludewigen und Charlotten die Insel zu verlaſſen, und vertrieb auch die Genueſer aus Famaguſt. Weil er aber glaubte ohne eine mächtige Allianz ſich nicht behaupten zu können, und Venedig für die erſte Stütze anſah, ſo heyrathete er des M. Cornaro von Venedig Tochter Catharine. Der Republik war dieſe Heyrath ſo angenehm, daß ſie dieſelbe im Namen ihres H. Marcus an Kindes Statt annahmen, und mit hundert tauſend Ducaten ausſteuerten. Er ſtarb und ſein Sohn Jacob folgte ihm bald in die Ewigkeit nach.

Venedig richtete nun ſelbſt die Gedanken auf Cypern, Catharine wurde beredet nach Venedig zu kommen, und ihr Reich der Republik zu übergeben, welche ſolches ſofort in Beſitz nahmen. Die arme Charlotte, welche inzwiſchen auch Witwe geworden, ſuchte unterdeſſen bey dem Pabſte und andern Fürſten Hülfe; als ſich aber niemand die damals mächtigen Venetianer ihr zu Gefallen zu Feinden machen wollte, ſo übertrug ſie vor ihrem Ende durch

eine

eine feyerliche Acte ihre Rechte an die Insel auf ihres Gemahls Brudersohn Herzog Carln den I. von Savoyen, seit welcher Zeit dieses Haus den Titel und das Wapen von Cypern und Jerusalem führt.

Von der Eroberung dieser Insel durch die Türken, welche es bis auf den jetzigen Tag besitzen, wird ein portugisischer Jude Juan Miches für den Anstifter gehalten. Er hatte sein Vaterland, als Philipp der II. die sogenannten Mohren vertrieb, verlassen müssen, und, da er zu Venedig die Erlaubniß nicht erhalten können, sich da zu besetzen, sich nach Constantinopel gewandt, eine reiche Heyrath gethan, und sich durch seinen Handel und Geschenke einen Zutritt in das Serail, und selbst zu Selim dem II. verschafft. Da er nun Gelegenheit suchte, sich an Venedig, das ihn nicht aufnehmen wollen, zu rächen, so pries er dem Großsultan die köstlichen Weine, die Reichthümer und Fruchtbarkeit von Cypern so sehr, daß er ihn zu einer Unternehmung auf dieselbe beredete. Die Ausführung, fügte er hinzu, sey auch desto leichter, da Venedig, nachdem die Flamme ihr Arsenal verzehrt (welches durch dessen Emissarien soll geschehen seyn), weder Flotte noch Truppen ausrüsten könne, Frankreich durch innere Kriege erschöpft, Spanien mit den Mohren beschäfftigt sey, und der Kaiser den Frieden mit der Pforte nicht brechen würde. Selim schickte den Muskapha Pascha mit einer Flotte nach Cypern, Nicosia ergab sich nach funfzehn Stürmen, und nach einer Belagerung von acht und vierzig Tagen, Famagust wurde das folgende Jahr den 4ten August 1571 eingenommen, worauf die Eroberung der ganzen Insel folgte, welche den Türken achtzig tausend Mann soll gekostet haben.

h.

Von den Küssen der Mannspersonen unter einander.

Es giebt Personen, die es lächerlich, anstößig und ekelhaft finden, daß Mannspersonen einander küssen. Diese Personen machen sich unstreitig einen zu eingeschränkten Begriff von einem Kusse. Sie betrachten ihn bloß, als einen Ausdruck derjenigen Zärtlichkeit, welche das eine Geschlecht für das andere empfindet. Ist aber dieser Begriff in der Natur gegründet? Ein Kuß ist ein willkührliches Zeichen, so gut, wie das Knien, das Entblößen des Hauptes und das Bücken. Es ist ein Zeichen jedes zärtlichen Gefühls, es sey der Liebe oder der Freundschaft, so wie die erwähnten Gebräuche Zeichen der Hochachtung und Ehrerbietung sind.

Wenn das Küssen nichts anders, als die Zärtlichkeit der Liebe, bedeuten könnte; so wäre es nie bey so vielen Völkern Sitte geworden, bey denen

die

die Reinigkeit der Sitten außer allem Verdacht ist: z. E. bey den Juden.

Dennoch wünsche ich, daß es aufhörte, unter uns Sitte zu seyn. Warum? Es giebt ein schicklichers, bedeutungsvollers Zeichen, wodurch Freunde dasjenige, was sie einander sagen wollen, ausdrücken können, und es ist eine gegründete Regel, unter mehrern Zeichen, die unsere Gedanken und Empfindungen andeuten können, die stärksten zu wählen. Das Handgeben ist dieses schicklichere Zeichen. Es ist nur noch unter den Engländern gebräuchlich; aber es ist deutschen Ursprungs. Das Küssen kann nichts anders ausdrücken, als die Zärtlichkeit der Freundschaft. Dieses ist aber nicht die Hauptsache, worauf es in der Freundschaft zwischen Männern ankömmt. Treue, Aufrichtigkeit, unfehlbarer Beystand in der Noth und gegen ungerechte Feinde, das sind die Eigenschaften der Freundschaft, welche unter gesetzten Personen allein diesen Namen verdienet. Und was drückt ein Kuß von allem diesem aus? Nichts. Die Hand hingegen alles. Zu allen Zeiten, bey allen Völkern wußte man Treue und Glauben einander nicht kräftiger, als durch Gebung der Hand, zu versichern. Warum haben wir diese Sitte fahren lassen? Vielleicht eben aus Redlichkeit, die uns angeboren ist. Wir sind zu redlich einander mit Zeichen zu betrügen, wenn die Dinge, welche durch die Zeichen angedeutet werden, nicht mehr existiren.

Ich will noch einiger Arten von Küssen, die sehr rührend sind, erwähnen. Ist es nicht ein süßer Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit, wenn Ulysses nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit seinem Sohn in dem Augenblicke, da er ihn erkennet, die Augen küßt? Wenn hingegen der unglückliche Greis, wenn Priamus dem Achill die Hand küßt, dem Achill der so viele von Priams Söhnen getödtet hatte; die Hand, die noch von dem Blute des letzten und geliebtesten dieser Söhne, von Hectors Blute, roth war: wer empfindet nicht die ganze fürchterliche und dennoch der sanftesten Empfindungen fähige Größe des Achilles, da sie, wegen dieser ihrer Mischung, selbst denjenigen von seinen Feinden, den er am unglücklichsten gemacht hatte, zu einer so lebhaften Bewundrung hinreißt? Wiederum, wenn jener Alte, dem sein ganzes Haus Ehrerbietung beweiset, seiner jungen Tochter die Stirn küßt; ist es nicht ein sehr glücklicher Ausdruck des Gemisches von Empfindungen, die in seiner Brust herrschen? Scheint er nicht zu sagen, daß er in dem Augenblicke eben so viel Zärtlichkeit und Hochachtung für, als Stolz auf sein Kind empfinde?

Eine sehr bedeutungslose Ceremonie hingegen ist das Embrassiren zweyer Franzosen, die mit dem Enthusiasmus und mit allen Anstalten einer feurigen Umarmung auf einander zueilen. Was thun sie? Mit der feyerlichsten Kälte gucken sie einander über die Schultern.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Freytag, den 15ten März 1776.

Versuch über den Gebrauch von Belohnungen und Prämien.

Ob man gleich in neuern Zeiten, den Nutzen von Aufmunterungspreisen erst in seinem wahren Lichte gesehen hat, und unsere heutige, auf die menschliche Seelenökonomie gegründete Maxime, durch Belohnungen zu den größten Staatszwecken zu gelangen, jenen despotischen Grundsätzen des Alterthums, das Gegentheil zu halten scheint, da man dem Willen des Regenten, die Strafe als einen nothwendigen Begleiter auf dem Fuße folgen, und keine Verordnung ohne diesen Nachdruck erscheinen ließ, so fehlt es doch nicht an Beyspielen, daß auch die Alten es versucht haben, auf einem minder rauhen Wege, den Unterthan zu dem zu bringen, was man durch Härte vergebens versucht haben würde. So ermunterte das Römische Aerarium diejenigen, welche Korn für die Truppen der Republik nach Spanien brachten, dadurch, daß es zur Belohnung die Gefahr der Transportschiffe auf sich nahm. Claudius that eben dieses bey einem ähnlichen Vorfalle, zur Anreizung derer die Getreide aus Aegypten und andern Ländern nach Rom führten. —

Und was war die Ehre, welche den Römischen Helden als Siegern ohnfehlbar bevorstand, die Belohnungen, welche ein Trajan, zur Unterstützung der Aeltern vieler Kinder aussetzte, anders, als Aufmunterungspreise vom ersten Range?

Diese in der Politik der Alten hin und wieder eingewebten Prämien, sind der neuern Staatsklugheit ein Hauptgegenstand geworden, und unsere größten Staatskundigen betrachten sie als die sichersten Beförderungsmittel der Industrie. Sie sehen sie als Werkzeuge an, welche den Keim des Fleißes beleben, und die unter Hindernissen und Vorurtheilen so leicht erstickende Arbeitsamkeit in Bewegung setzen sollen. Und wer verkennt die Richtigkeit dieser Meynung, in ihren Folgen! Wer sah die Geschichte der Französischen Manufakturen vor Colbecten und nach ihm, ohne zu erstaunen, was Aufmunterungen würken. Heinrich der II. trug auf seiner Schwester Beylager das erste Paar seidene Strümpfe,

pfe, das am Französischen Hofe gesehen wurde. Selbst 50 Jahr nachher, als Ludewig der XIV. die Regierung antrat, lag alles was Manufactur heißt im Staube; und noch unter eben dieser Regierung wurden bloß in den drey Provinzen Dauphiné, Languedoc und Provence, jährlich eine Million und 800,000 Pfund Seide gezogen, und die einzige Stadt Lyon hatte achtzehn tausend Weberstühle im Gange. England das noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bey allem anscheinenden Wohlstande ein natürlicher Sklave seiner Mitbuhler der Franzosen war, und sich von diesen sein Brodtkorn zuführen ließ, schüttelte durch die eine belohnende Parlementsacte vom J. 1689 seine Ketten ab. — Kaum hatte hiedurch der Staat auf die Ausfuhr des Getreides eine gewisse Prämie gesetzt, als die Ernten reicher wurden, und bloß in vierzig der ersten Jahre dieses Seculi hatte Großbritannien schon an Frankreich selbst, für zweyhundert Millionen Livres an Weizen verkauft, und in den letzten Jahren gewann es an der Getreideausfuhr überhaupt von Ausländern jährlich zwey Millionen Pfund Sterling a). Es ist überflüßig, noch mehrere Beweise der erstaunenden Einflüsse

a) Diese Belohnung ist als die einzige in ihrer Art zu merkwürdig, und von den Grundsätzen, welche man in andern Staaten über den Kornhandel hegt, zu abgehend, als daß ich befürchten sollte, eine nähere Nachricht davon möchte hier unrecht angebracht seyn.

England hatte ums Jahr 1621 noch den größten Mangel an Getreide, und klagte laut darüber; in solchen Fällen verschließen andere Staaten ihre Häfen, und verriegeln alle Straßen die zum Lande hinausführen, damit sich nicht der Hunger neben den ausfahrenden Transporten ins Land schleiche. — Großbritannien that das Gegentheil. Die Republik erlaubte, selbst in dem Jahre, wo sie noch ohne Zufuhr hätte verhungern müssen, nicht allein die Ausfuhr des Getreides, sondern legte selbst außerordentliche Belohnungen darauf. So verhieß die Acte vom J. 1689, und zwar nach unserm Maaße und Preisen für 1 Braunschweig. Himten

Weizen	so lange solcher unter	1 Rthlr. 14 ggr.	— 4 ggr. Ausf. Präm.
Gersten	—	— 19½ ggr.	ebenf. 1 ggr. Ausf. Präm.
Rocken	—	1 Rthlr. 1 ggr.	— 2 ggr. 8 pf.

Zu welchen ansehnlichen Summen diese Preise anschwellen, ist zu ermessen, wenn man bedenkt, daß die jährliche Getreideausfuhr aus England, auf 500,000 Quarter, oder 112,500 Wispel Braunschw. Gemäß geschätzt wird. — Daher beliefen sich die Prämien, welche im Jahr 1748 und 1749 ausgetheilt worden, auch auf 200,000 Pfund Sterling, und Anno 1750 war sogar die Summe der Gratificationen auf die Ausfuhr 325,405 Pfund Sterling. — Aber was ist dieses gegen jährlich 2 Millionen Pfund Sterling Gewinn, für ein Land, das vor 100 Jahren in diesem Handlungszweige baar verlor. Der Staat war nicht vermögend, diese ungeheure Aufmunterungssumme jährlich zu bezahlen. Manches Ministerium hätte dieses für den Zeitpunkt angesehen, da die Sache ihre Vollkommenheit erreicht hätte; allein Großbritannien sicherte die Prämienverdiener sogar unterm 14ten May 1753 wegen der Zinsen der schuldigen Gratificationen, und

flüsse, welche wohl angebrachte Aufmunterungen in die Gewerbe und Handel bewiesen, aus der Geschichte beyzubringen; besonders da ich Gelegenheit haben werde, in der Folge dieses Aufsatzes noch einige merkwürdige Beyspiele davon auszuzeichnen.

So wichtig nun diese Betrachtung die Aufmunterungen in den Augen des Politikers machen muß, so unläugbar die Geschichte zeigt, daß Prämien auch unrecht, zum Schaden des Landes ausgetheilt werden können, und so einmüthig die größten Staatsmänner neuerer Zeit darin sind, daß Belohnungen, eine Hauptfeder in dem Baue der Landesökonomie, leicht zu stark, zu schwach, oder zur unrechten Zeit angezogen werden können, so wenig sind doch bisher die Beschaffenheiten und Würkungen derselben, oder die Umstände, unter welchen sie nützen und schaden können, öffentlich geprüft, oder aus einander gesetzt. Sollten daher meinen Lesern einige Anmerkungen über diesen Punkt unangenehm seyn, die uns von der Geschichte der Wissenschaften, Künste und Gewerbe vorgezeichnet worden? Will man auf die vornehmsten Gesichtspunkte unter welchen die Aufmunterungen uns vorkommen können, ein hinlängliches Licht fallen lassen, ihre gute und böse Seite beurtheilen, und über ihren Werth und Unwerth entscheiden: so verdienen Anfangs die **Belohnungsarten an und für sich, verglichen mit ihren Gegenständen**, vorzügliche Betrachtung. —

Geld und Ehre, die allgemeinen Waaren der Welt, sind auch die beyden Ziele, welche die Staatskunst, wenn sie einen mächtigen Zweck erreichen will, zur Aufmunterung vorsteckt. Beyde haben die wichtigsten Reize für den Weltbürger, und so wie noch kein Erdensohn gefunden, auf den nicht wenigstens eines von beyden Eindruck gemacht haben sollte: so ist auch der Staat meistens sicher, daß er durch sie auch hier seine Absicht nicht verfehlt. Aber durch welches von beyden geschieht dieses am geschwindesten und bequemsten? Geld ist als eine Weltwaare jedem angenehm, mehr allgemein als Ehre, reizt daher auch heftiger, und nach heutiger Art zu leben, schweben um einen hinlänglichen Goldhaufen Phantome der Ehre genug, die mit ihm zugleich zu seinem Besitzer übergehen, und von diesem, wenn es nöthig, bald durch Titel, bald durch Erhöhung des Standes und Ranges, oder andere Vorzüge können sichtbar gemacht werden. Wozu also Ehre? da Geld diese schon in sich faßt. — An der andern Seite, sind Ehrenbezeugungen ein sehr vortheilhaftes Mittel in der Hand der Republik; sie kosten nichts. — Es läßt sich ferner noch immer mit Scheine die Frage aufwerfen, ob es nicht vortheilhafter sey, den Unterthan lieber zum Verlangen nach Ruhm und

und erst im Jahre 1771 ward die Acte von 1689 aufgehoben, nachdem sie 82 Jahre zum unsäglichen Vortheile der Nation gedauert hatte.

Ansehen, als zu der niedrigen Regung des Eigennutzes anzufeuren. Ein Volk, dessen Hauptgedanke Gewinn ist, verräth bey Gelegenheit, ohngeachtet der strengsten Verbote, König und Vaterland an den Feind b), und es giebt Staatskluge, die aus diesen Ursachen Frankreich für verloren achten, sobald sein Adel anfangen sollte, öffentlich die Kaufmannschaft zu treiben. Hier sind auf beyden Seiten Gründe. — An keiner ein Ausschlag. Denn so wie die Gegenstände der Aufmunterungspreise verschieden seyn konnen, so hängt der Ausschlag davon ab, in wie weit die Belohnung der Handlung selbst angemessen sey. Eine edle große That und niedriger elender Geldlohn, Hand in Hand, ist eine Carricatur, welche Wunden in die Seele reißt. Eine kleine Handlung, ein Ohngefähr so mit Band und Stern belohnt wird, bringen alles Gefühl von Billigkeit gegen sich in Harnisch. Es muß also Grundsätze geben, durch die sich diese Würkungen ausdrücken, nach welchen sie sich erklären lassen, und nach welchen vielleicht viele Staaten, viele Gesellschaften und Ausbieter von Preisen handeln, ohne es zu sagen. Gründe, die einigem Nachdenken über die Natur der Belohnungen und deren Gegenstände nicht entschlüpfen könnten. Sollten nicht vielleicht folgende, die ich meinen Lesern zur Beurtheilung vorlege, ihnen nahe kommen?

1) Ist der Gegenstand fein, eine große Handlung, nicht ein gewöhnlicher Gegenstand des Gewinns, sondern That wozu Verläugnung von Vortheilen, ein Sieg über Vorurtheile, ein Triumph über Leidenschaften, höchst nothwendig ist c), darf man besonders bey dem Subjecte zugleich eine gewisse Größe der Seele oder doch eine Verfeinerung der Sitten, die gemeiniglich mit einem Gran Ehrgeiz gewürzt zu seyn pflegt, vermuthen

b) Hat doch noch kein Verbot die Engländer während des Krieges abhalten können, den Feinden Munition und Proviant zuzuführen. —

c) So werden Kriegsverdienste am passendsten durch Ehre belohnt; und fast giebt es in diesem Stande keine wahre Aufmunterung die in der Macht des Staats stände als diese. Eine Stuffe höher ist ein wichtiger Rang für einen Soldaten, und eine kleine Ehrenbezeugung vertritt die Stelle vieler Tausende. Frankreich hat dieses am weitesten getrieben. Ludewig der XIV. stiftete Anno 1693, da er Länder erobert, seine Cassen erschöpft hatte, und empfindlich merkte, wie wenig seine Finanzen hinreichend waren, die Tapferkeit mit Gelde zu erkaufen, den St. Ludewigsorden. — Dieser besteht jetzt aus 9 Grandcroix, 34 Commandeurs, und über 4000 Rittern. Zwar bekommen nur ein Paar hunderte Pension, und viele Ritter mit dem Ordenszeichen im Knopfloche und der Mousquete auf der Schulter, sahen wir im letzten Kriege ohne Geld, ja in Armuth. — Allein dieses gereicht dem Institute selbst, dessen Absicht es nur war, selbst unter den Gemeinen, einen bloß von Verdiensten abhängenden Rang zu stiften, nicht zum Vorwurfe.

then d); so wird man sicherer fahren, eine angemessene Ehrenbezeugung, als Geld zur Belohnung zu setzen.

2) Liegt hingegen die Handlung, welche wir verlangen, ganz in dem Gebiete des Eigennutzes, erhält sie ihre Bestimmung von mehr oder wenigerm Gewinn, von Schaden oder Vortheile, muß man von denen die sie verrichten sollen, gar eine Verläugnung verschiedener wesentlichen Vortheile oder die Unterziehung einer Unbequemlichkeit erwarten, kommt noch dazu, daß die Concurrenten zum Preise, nicht aus der feinern Classe der Menschen sind, so ist der sicherste Weg zu Erlangung des Zwecks eine Aufmunterung von Geld oder Geldeswerth, als Befreyung von Abgiften ꝛc.

3) Tritt endlich beydes zusammen, eine edle Handlung mit Kosten und Aufwand verbunden, — ein Handlungs- oder Gewinnsts-Gegenstand, und Concurrenten, bey denen man Empfindung vermuthen darf; oder hat man gar die Absicht, ein feines Gefühl von Ehre allgemein zu machen: so verbinde man beyde Belohnungsarten mit einander f).

d) Gelehrsamkeit mit allen ihren Classen, möchte daher einen nähern Anspruch auf Ehre machen, als auf alle andere Preise. Die Gelehrtengeschichte giebt auch ganz neuere Beyspiele, daß große Herren aus diesem Gesichtspunkte die Gelehrsamkeit angesehen und behandelt haben. Doch weiß man auch die Proben des Gegentheils. Die Belohnungen welche das englische Parlement auszutheilen und zu verwilligen pflegt, sind meist ohne Unterschied Geldpreise, und thun ihre Würkung so wie eine gemeine Waare würken muß. Allein es frägt sich hier immer, ob in denen Fällen, welche die bloße Gelehrsamkeit betreffen, nicht eine Ehrenbezeugung eben so gut, der Sache selbst angemessener und bequemer für den Staat zum Zwecke geführt hätte. Doch findet der Satz seine Ausnahmen, wie jede Regel unter der Sonne, und es möchte, wie ich unten bemerkt habe, Fälle geben, wo beyde Aufmunterungsmittel bequem verbunden werden könnten.

e) Hieher gehören alle und jede in Handel und Gewerbe schlagenden Unternehmungen, die der Staat zu begünstigen für gut findet. — Alle Künste, Handwerke und Erfindungen, die man belohnen oder unterstützen will, Manufakturen, Fabriken u. s. w. Denn es ist natürlich, daß, da der Gegenstand derer die darin arbeiten, Gewinn ist, auch die Aufmunterungen zu diesem Zwecke auf geraden Wegen führen müssen, und daß im Gegentheile Titel und Würden hier nicht die wahre, oft eine gegenseitige Würkung thun. — So misbilliget Sonnenfels (in seiner Polizey und Handlung 2 Th. §. 205.) wenn man den Handelnden, die sich ein großes Vermögen erworben haben, den Adelstand ohne die Bedingung den Handel fortzusetzen, anbietet, indem der neue Edelmann sich seines vorigen Standes schämen, die Gelder aus dem Handel ziehen, durch Aufwand wieder zerstreuen, und also dieses keine Aufmunterung, sondern eine Hinderniß des Handels seyn wird.

f) Die Sache erklärt sich selbst, — und findet außer dem allgemein angegebenen Satze

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die hin und wieder aufgeworfene Frage zu berühren, ob es dienlich sey, auf bloß moralisch gute Handlungen, eine einzelne That, die ursprünglich ein gutes Herz erfordert, eine Belohnung zu setzen; — ob es wahren Nutzen bringe, die Empfindungen der Güte und Menschheit, durch Aufmunterung an Ehre oder Geld zu reizen; oder ob solches den Zweck verfehlen oder gar schädlich seyn kann? — Wenn es gewiß ist, was einige verständige Staatsmänner glauben, daß der Republik eben so viel daran liege, gute und gefühlvolle, gegen Elend, Recht und Unrecht empfindsame, als fleißige Bürger zu haben: so ist die Frage nicht unwichtig, ob man jene Absicht eben so, wie diese, durch Prämien zu erreichen im Stande sey? Man tadelt dieses, weil dadurch leicht in die Moral des Staatsbürgers, ein gewisser eigennütziger Teint gebracht werden könnte. Große Handlungen, sagt man, müssen aus der lautern Quelle eines edlen Herzens geschöpft, und nicht durch eingeflochtenen Eigennutz veranstaltet werden. Dieser Grund würde stark seyn, wenn Aufmunterungen dazu bestimmt würden, jede individuelle gute Handlungen hervorzubringen, und man ohne sie, auf keine derselben Rechnung machen könnte, wenn Belohnungen und Preise das Gewicht der Staatsmaschine seyn sollten; und alle Kräfte derselben in Bewegung setzen müßten. Allein das ist hier nicht der Fall. Eine Aufmunterungsprämie in der Hand des Austheilers, ist das, was das Schwungrad in den Händen des Mechanikers ist. Das Bewegungsvermögen ist schon da. Dieses ertheilt nur den Kräften eine gleichförmige Gewalt, unterstützt und sammelt sie. — So würkt die Belohnung überhaupt in der Maschine des Staatskörpers, und so würkt sie insbesondere in diesem Falle. — Keinesweges als der Bewegungsgrund zu guten Handlungen, sondern als ein dienſames Mittel anscheinende Gefahren, Hindernisse und Vorurtheile zu überwinden, die auch den besten Herzen

Satze überhaupt ihre Anwendung, so oft als die Umstände zeigen, daß eine von den berührten Prämiengattungen für sich allein unzulänglich sey, durch beyder Verbindung aber, ihr Reiz verstärkt, dem Staate also etwas erspart werden könne. Hiernach lassen sich die Einwürfe heben, welche denen gemacht werden, die dem Ackerbaue, auch die Ehre zur Aufmunterung zugedacht haben. Nothwendig muß diese mit zureichender Geldbelohnung verbunden werden, wenn man erwarten will, daß der Landmann wichtige Verbesserungen des Ackerbaues mit seinem vielleicht anscheinenden Schaden, Kosten, und wahrer Gefahr unternehmen soll. — Ein Schauſtück im Knopfloche für sich allein, wird z. E. den Bauer nicht bewegen, die Stallfütterung im Großen zu versuchen; aber eine mit der Würde eines verdienſtvollen Landmannes verbundene Prämie an Gelde, welche hinreichte ihn schadlos zu halten, wird ihn leicht reizen, den etwa Anfangs zu seinem Schaden scheinenden Versuch zu machen, und der dabey gefundene Vortheil ihn bewegen ihn beyzubehalten.

zen schwer werden können: Belohnungen sollen in diesem Kampfe, ein gewisses Uebergewicht an Seiten der Tugend hervorbringen, und die glänzende Art mit welcher der Staat zeigt, daß er große Handlungen schätze, soll einen edlen Stolz erregen, und Nachahmung aufbieten. Die Quelle des Edelmuths bleibt indessen tief im Herzen, aber die Belohnung schafft ihr Luft und Aufmunterung. Wo ist jetzt noch der schädliche Einfluß des Eigennutzes? — So weit von den Gegenständen und Arten der Belohnung selbst.

Der Schluß folgt künftig.

Vorschlag.

Durch die lobenswerthen obrigkeitlichen Veranstaltungen, hat die kürzlich in hiesigen Gegenden ausgebrochene leidige Seuche unter dem Hornvieh bislang nicht überhand genommen noch allgemein werden können, welches gewiß bereits geschehen seyn würde, wenn nicht Häuser, und Höfe, oder Dörfer, in welchen sich diese Seuche geäußert, sogleich gesperrt, und alle Communication mit ihren Nachbarn verhindert worden. Es stünde also zu wünschen, daß vor Betreibung der Weide im bevorstehenden Frühjahre gleiche Maaßregeln ergriffen würden, damit die fast bey allen Dörfern befindliche Koppelweide keine Gelegenheit gäbe, daß gesunde Heerden, die vielleicht würden verschont geblieben seyn, von dem Viehe ihrer Nachbarn angesteckt, und mit weggeraffet würden. Dahero die Frage entsteht: „Ob es nicht ein großes zu Rettung „ gesunder Heerden beytragen würde, „ wenn in Zeiten bevor das Vieh auf „ die Weide gebracht wird, alle gemeinschaftliche Weide so lange die „ Seuche dauret, aufgehoben, hingegen einer jeden Gemeinde ihr Bezirk verhältnißmäßig zugetheilt würde, mit dem Befehl, solche nicht zu „ zu überschreiten?„ Aufmerksame Obrigkeiten, denen das Wohl der Unterthanen am Herzen liegt, werden sowohl das Heilsame dieses Vorschlages einsehen, als die Mittel zu dessen Ausführung ausfündig machen können.

Die Erfahrung hat leider ergeben, daß, wenn eine solche Abtheilung der Weide allererst alsdann geschehen, wenn das Vieh bereits ausgetrieben, der dadurch verhoffte Zweck nicht erreicht, vielmehr die gesunden Haufen, deren Eigenthümer oder Hirten von Insicirung des Viehes ihrer Nachbarn nichts gewußt, gleichfalls angesteckt und hingerafft worden, welches bey einer frühern Ab- und Zutheilung der Weide nicht geschehen seyn würde. Es ist nicht zu läugnen, daß öfters die Seuche bereits unter einer Heerde seyn kann,

kann, obgleich davon noch nichts crepirt. Hieraus folgt also, daß ein anderer Haufen gesundes Vieh von jenem gleichfalls angesteckt werden kann, weil der Hirte nicht gewußt, daß die unreine Heerde, welche vor jener hergehütet, mit ihrem Odem und abgegangenen Feuchtigkeiten auch Excrementen die Weide vergiftet habe, und diese dadurch gleichfalls angesteckt worden.

Viele Exempel haben bey der vorigen Seuche ergeben, daß eine geschwinde Separation des Viehes in einem Dorfe worin die Seuche ausgebrochen, von solchem Nutzen gewesen, daß verschiedene Einwohner ihr sämmtliches Vieh gerettet, und von der Seuche verschont gesehen.

Es würde übrigens auch nach einer solchen Separation der Koppelweide vielleicht von gutem Nutzen seyn, wenn eine jede Gemeinde ihr Hornvieh wiederum in verschiedene Haufen theilte, und jeden auf besondere Oerter ihrer Weide triebe, weil gleichfalls bekannt, daß besonders in Städten wo mehrere Haufen sind, und jeder auf besondere Weide getrieben worden, einer davon crepirt, die andern aber gesund geblieben, und mit der Seuche verschont sind.

Anfrage.

Im Jahre 1773 empfiehlt man in einigen öffentlichen Anzeigen den Gebrauch der wilden oder sauren Aepfel als ein Mittel wider die Hornviehseuche. So ist auch vorhin aus Frankreich gerühmt, daß bey Paris in einem Kloster das Vieh durch die Fütterung der Aepfel gerettet worden. In der Gegend bey Zelle äußerte sich den 16ten Dec. v. J. die Seuche in eines Hauswirths Hofe, die Altmutter in diesem Hofe separirte ihre Kuh sogleich von dem kranken Vieh, und gab derselben täglich einige Aepfel. Diese Kuh ist noch bis jetzt gesund, des Wirths Vieh aber sämmtlich an der Seuche gestorben. Ein anderer Wirth hat vom October an, da sich die Viehseuche in dem Dorfe geäußert, jedem Stück Vieh täglich 3 bis 4 Aepfel gegeben, und auch dies Vieh ist noch bis jetzt gesund, man wünscht daher zu erfahren, ob und mit welchem Erfolg dieses Mittel an irgend einem Orte wider die Viehseuche gebraucht worden?

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Montag, den 18ten März 1776.

Schluß des Versuchs über den Gebrauch von Belohnungen und Prämien.

Der zweyte Gesichtspunkt, aus welchem man diese Materie betrachten kann, sind die Umstände, welche die Austheilung der Aufmunterungen und Preise begleiten, wenn man sich die bestmöglichsten Würkungen von ihnen versprechen will. Denn die Sache ist dadurch noch nicht erschöpft, daß man weiß, welche Belohnung dieser oder jener Handlung insbesondere angemessen, welche Aufmunterung dem Staate am wohlfeilsten und würksamsten ist; sondern es frägt sich auch, ob in der Art der Vertheilung derselben, nicht noch viel gefehlt, oder Vortheil geschafft werden könne, und ob dieser Punkt nicht oft zum Schaden der Sache vernachläßiget werde? Sollten nicht oft da, wo von den Concurrenten große Gefahr und Kosten zur Erlangung des Preises anzuwenden sind, zu kleine und gar nichts sagende Belohnungen ertheilt, — da, wo anhaltender Fleiß, Zeit und wiederholte Unterstützung erfordert wird, auf einmal zu große Prämien spendirt werden?

Zeigt die Geschichte vieler Gesellschaften, und Preise austheilender Reiche auch immer, daß man auf den entscheidenden und erfindlichen Punkt der Sache das Augenmerk und den Preis gerichtet; oder findet man nicht oft, daß auf Nebendinge oder Folgen Belohnungen gesetzt sind, die zu weit vom Zwecke abliegen, als daß sie Einfluß darauf haben könnten? — Gewiß die Sache verdient einige Erläuterung, und ich will es versuchen, mit wenigem etwas Licht darauf fallen zu lassen. — So viel läßt sich bey etwas Nachdenken leicht bemerken, daß wenn eine Sache, die aus vielen verbundenen Handlungen besteht, durch Aufmunterungen soll befördert werden, man bequemer die erste derselben, als die letzte, besser den Anfang als das Ende der Kette, zum Gegenstande des Preises macht; kurz, die Belohnung muß in gemeinen Fällen die nächste, nicht die entfernteste Quelle des Zwecks, Ursachen, nicht aber Folgen treffen.

Es ist zwar in sofern einerley, ob man der letztern oder erstern zum Zweck

führenden Handlung, Reizungen giebt, weil endlich beyde einerley Würkungen hervorbringen müssen. Allein in Rücksicht der Zeit und Kosten ist der Unterschied groß. — Gesetzt die Absicht sey: Baumwollenmanufakturen zu befördern, so sind zwey Wege da, entweder auf die Verfertigung der Zeuge Preise zu setzen, oder bloß die Spinnerey aufzumuntern. — Beyde führen zu Einem Zwecke, aber ihre Länge und die Kosten sind sehr verschieden. Die Spinneren wird sich durch geringe Preise in Schwung bringen lassen, und die Manufaktur kann ihrer Einführung oder Vervollkommnung selbst ohne weitere Anfeurung auf dem Fuße, wie der Strom der Quelle, folgen. — Hingegen müßte die Belohnung auf die verfertigten Zeuge vor Etablirung der Spinnerey nicht allein so beträchtlich seyn, daß sie den Unternehmer selbst in den Stand setzte, den Grundarbeiten der Manufactur, als dem Sortiren, Kratzen und Spinnen, die benöthigten Anfeurungen zu verschaffen, sondern auch selbst für jenen einen hinlänglichen Bewegungsgrund enthalten, sich einer mühsamen und, erst weit entfernten Nutzen versprechenden Arbeit zu unterziehen. Nicht zu gedenken, daß zu allem diesen, unter der Hand des mit so vielen Hindernissen kämpfenden Privatmannes weit mehr Zeit verloren gehen muß, als wenn der Staat selbst sich der Sache geradezu annimmt.

Die genaue Beobachtung dieses Grundsatzes gehört also nicht allein unter den ökonomischen Theil der Staatskunde, sondern macht auch selbst an die Klugheit Anspruch, spart Tausende, wirkt schnell und gewiß. So ist es leichter zu erhalten, daß sich Jemand mit der Erziehung der Maulbeerbäume durch eine in weniger Zeit einzustreichende Prämie beschäfftige, als hiezu in Erwartung einer auf den Bau der Seide selbst gesetzten Belohnung, die er erst nach langen Jahren hoffen kann, sich bewegen lasse. — So halfen alle in Deutschland auf die Bereitung des Papiers gesetzte Preise nichts, bis man diese auf die Erbauung der Maschine, so man den Holländer nennt, richtete, und solche auf diese Veranlassung, wenn ich nicht irre, bey Halle zuerst gebraucht wurde. — Und so werden im Gegentheile alle Prämien die unsere Papiermacher reizen sollen, die übrigen in Sorten feines Papiers zu übertreffen, ihrer Absicht verfehlen, so lange man sie nicht vorher oder zugleich, auf die holländische Genauigkeit in ihrer Arbeit, Werkzeugen und Stoffen aufmerksam zu machen, und durch Belohnung dazu zu bringen sucht, diese auch bey uns einzuführen.

2) Alle ausgelobte Preise müssen ihren Zwecken entsprechen, der Mühe, Kosten und Gefahr, welche die Concurrenten reizen sollen, angemessen seyn. — Die Sache spricht für sich, ohne weitläuftige Erläuterung. Wie kann man von einem Fabrikanten oder Handwerker,

ker, gegen eine geringe Geldsumme große Umänderungen in seiner Arbeit, kostbare Vorrichtungen von Maschinen und dergleichen verlangen. — So heißt es so viel als gar nichts, für jedes Pfund Organsin, in Deutschland verfertiget, einige Thaler oder Ducaten auszubieten. Anders aber verfuhr England gegen einen gewissen Thomas Lombe, welchen das Parlement bewog, mit Gefahr seines Kopfes aus Turin die Seidenmühle zu holen, auf deren Bekanntmachung Lebensstrafe gesetzt war, und ihm, als er solche bey Desby aufgerichtet hatte, die versprochenen 14000 Pfund Sterling, oder nach unserm Gelde über 84000 Rthlr. ohne Anstand bezahlte.

Die letzte Anmerkung, welche mir über die Vorsicht in der Austheilung der Preise auffällt, ist:

3) Die Aufmunterungen müssen nach Beschaffenheit der Umstände, entweder einleuchtend groß, und auf Einmal; oder langsam, anhaltend, und stufenweise geschehen.

Es giebt nemlich Umstände, wo es außerordentlich nöthig, daß die Belohnungen eclatant und beträchtlich sind: wo eine mäßige Prämie auf Einmal mehr würkt, als eine größere nach und nach gereicht; nemlich so oft der Zweck durch eine einzige, aber große und wichtige Handlung, oder binnen kurzer Zeit erreicht werden muß.

Das letztere Beyspiel der Turinschen Seidenmühle, findet hier Anwendung. Und so theilte das Parlement vor verschiedenen Jahren an den Erfinder der Seeuhren zur Bestimmung der Meereslänge, einen beträchtlichen Preis aus, obgleich Harrison nicht alles geleistet hatte, was verlangt war. So bald aber eine Absicht, Fleiß, Anhalten und Zeit erfordert, tritt der Fall ein, da die Belohnungen, welche zu dem Ende ausgesetzt werden, wiederholt und fortschreitend seyn müssen. Der Beförderer muß dem Unternehmer Schritt auf Schritt folgen, ihn in jedem individuellen Hindernisse aufmuntern und ihm Beystand leisten. Die Londoner Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste und Handwerke, bewog einen Namens Stansfield, in Norwegen und Holland sich eine Kenntniß im Bauen der besten Sägemühlen zu erwerben, er kam nach England zurück, und errichtete eine dergleichen mit Beystande der Gesellschaft. Allein der Ort war schlecht gewählt, und sie mußte eingehen. Hier hätten gewöhnliche Beförderer der Gewerbe, die Gränzen ihrer Unterstützungen zu finden geglaubt. Allein die Gesellschaft dachte so nicht. Sie bewog den, aus Verzweiflung schon auf dem Wege nach Westindien begriffenen Stansfield zu bleiben, und einen Holzhändler, sich seines Beystandes zur Erbauung einer Sägemühle nahe bey London zu bedienen. Beydes geschah, und obgleich das durch die Hände des Pöbels würksame Vorurtheil auch diese niederriß, so ward sie doch wieder hergestellt, und arbeitet

mit Vortheile. Doch damit man nicht glaube, daß alles was Englisch ist, Muster sey, so fand auch der bekannte brittische Oekonom Young, auf seinen Haushaltungsreisen einen Mann, der von eben dieser Gesellschaft verschiedenemale eine Prämie, für die Cultur der Möhren erhalten hatte, allein vergebens suchte er sie auf dessen Feldern.

Ich breche hier einen Aufsatz über eine Materie ab, die gewiß aller Betrachtung werth ist, und überlasse es meinen cameralistischen Lesern, die Lücken in demselben durch ihre eigene Erfahrung auszufüllen.

Anmerkung vom Kohlwesen über das 22te Stück dieses Magazins von 1775.

Ohnlängst kam ich zu einem Freunde, welcher von dem beliebten Hannoverischen Magazine das 22te Stück vom J. 1775 vor sich liegen hatte, und über die darin befindliche Abhandlung von Kohlen ein und andere Anmerkung machte; ich bat mir daher dieses Blatt aus, und sah es mit Vergnügen durch, glaubte aber, daß wegen der Torfkohlen wohl einige Einwendungen zu machen stünden, insonderheit wegen der darauf zu wendenden Kosten; auch daß das Löschen der Kohlen bey Meilern ohne Wasser allerdings geschehen könne. Was von den Holzkohlen in dieser Abhandlung gesagt wird, ist sehr gegründet, daß vornemlich die gute Beschaffenheit der Kohlen auf eine gute Beschaffenheit des Holzes ankomme.

Dieses aber beruht hauptsächlich auf der Beschaffenheit des Bodens, auf welchem das Holz wächst: und ob das Verkohlen von einem geschickten Kohlenbrenner verrichtet wird. Denn einerley Holz, so auf unterschiedenem Boden wächst, ist oft von einander gar sehr unterschieden. Indessen bleibt es immer wahr, daß das meiste auf der Schwere des Holzes beruht, und daher mehr oder weniger im Feuer schwindet. Denn wenn das Holz einige Jahre gelegen hat, so wird es von der Luft und dem Wetter ausgezehrt, leichter, und das Brennbare geht größtentheils verloren, so daß, obgleich ein geschickter Köhler solches verkohlt, dennoch das Auskohlen weniger und eine weit schlechtere Kohle als von frischem Holze giebt; ich habe daher einigemal mit solchem überlegenen Holze einen Versuch gemacht, um diesen Schaden, den man beym Verkohlen von verwettertem Holze hat, zu verbessern.

Ich ließ nemlich, als der Köhler den Quandel gemacht, alle Schichten tüchtig mit Wasser begießen und damit fortfahren, bis der Meiler völlig fertig war. Alsdenn wurde er belaubt und angesteckt. Der Köhler richtete auf alles ein genaues Augenmerk,

merk, und da der Meiler gahr war, fand sich nicht nur die gehörige Auskohlung, sondern die Kohlen waren auch ganz unverbesserlich, daß der Schade, den man sonst von lange im Wetter gelegenem Holze hat, keinesweges gespürt wurde. Es wird hierbey freylich erfodert, daß der Köhler das Wasser in der Nähe habe. Auf hohen Bergen oder sonst wo kein Wasser in der Nähe ist, würde es viel Unkosten und Umstände verursachen.

Beym Verkohlen des Torfes kommt es ebenmäßig wie beym Holze darauf an, ob der Moor schwer oder leicht ist. Der erstere enthält mehr Brennbares und giebt eine weit bessere Kohle als der leichte. Ich habe damit in meinen jüngern Jahren vielerley Versuche und Proben gemacht. Man findet insgemein die Schichten des Torfes sehr unterschieden. Oben ist der Roff oder Abraum, diesem folgt der mittelmäßige und unter diesem erst in der Sohle der gute Torf. Die erste Gattung kann, so wie sie gegraben wird, nicht gebraucht werden; allein wenn man sie in eine dazu vorher verfertigte Grube bringt, so findet man, daß die Wurzeln nach und nach durch die Nässe wieder zusammen wachsen, und daß alles endlich zu brauchbarem Torfe wird. Die zweyte und dritte Gattung, als der mittelmäßige und gute Torf, werden in einerley Länge und Stärke ordentlich gestochen, und müssen in Trockenhäuser gebracht werden, und wenn sie in solchen recht gut ausgetrocknet sind, so können beyde sowohl in ordentlichen Meilern als in Torföfen verkohlt werden. Die auf beyderley Weisen verfertigte Kohlen sind von einerley Güte und Beschaffenheit. Es entstehen aber nur diese Fragen: welche Verkohlung die wenigsten Kosten verursache? und ob die im Meiler verbrannten Kohlen auch ohne Wasser gelöscht werden können, und ob die jetzige Methode in Torföfen zu verkohlen, vor jener, vor dem Berghauptmann Herrn von Carlwitz ehemals gewöhnlichen Art, einen großen Vorzug verdiene?

Diese Fragen werden leicht aus nachfolgenden Anmerkungen zu beantworten seyn. Vor vielen Jahren wurde mir die Verkohlung des Torfes aufgetragen. Da ich damals in dieser Sache noch wenig Erfahrung hatte, machte ich mit Beyhülfe eines guten Köhlermeisters vielerley Versuche. Ich ließ die Meilerstätten anfangs klein machen, nachher aber immer größer, und gelangte endlich zu der Erfahrung und Gewißheit, daß nicht allein beym Verkohlen im Meiler eine gute Kohle erfolgte, sondern, welches das vornehmste ist, daß man solche auch ohne Wasser löschen könne.

Die Verkohlung muß unter einem Schoppen verrichtet werden, der hinlänglich räumlich ist. Die Verkohlung selbst muß auch geschwinder wie beym Holze geschehen, indem der Torf nur aus zarten Wurzeln und Ranken besteht; derowegen ließ ich die Kohlstätte mit Kupferschlacken, welche die Hitze sehr vermehren, von 6 bis 12

Zoll hoch überfahren, den Meiler alsdenn ordentlich richten, mit Mooß oder zarten Tannenhecken belegen, anstecken, und so viel Räume als nöthig anstekken, um desto geschwinder die Verkohlung zu erhalten, weil der Torf schlechterdings einen heißen Boden und nicht gar zu schwaches Feuer erfodert.

Was nun das Löschen der Kohlen ohne Wasser betrifft, so wird damit auf folgende Art verfahren: Man muß, ehe der Meiler aufgebrochen wird, zum Behuf der Löschung eine hinlängliche Menge nach der Menge der Kohlen, die man aus dem Meiler erwartet, von Kohlstübbe und trocknem Leimen vermischter Materie zum Löschen an den Stübberand legen. Von der Kohlstübbe werden $\frac{2}{3}$ und von dem trockenen Leimen $\frac{1}{3}$ dazu genommen, und wohl durch einander gemengt. Wenn nun der Meiler gahr, so wird zur Abkühlung geschritten, folgendermaaßen: Die Kohlen werden mit einem besonders dazu verfertigten Reißhaaken gelanget. Zur Seite des Köhlers muß ein Junge stehen, der die Kohlen mit einem Harken oder einer hölzernen Schaufel zurück, und in das am Stübberand liegende Gestübbe bringt und einscharrt. Hiermit wird nach Beschaffenheit der Umstände bis zum Quandel fortgefahren. Nach einer Zeit von wenigen Stunden wird man die Kohlen völlig gelöscht und abgekühlt, und zum Gebrauch vollkommen fertig, auch von eben der Güte und Beschaffenheit, als die im Ofen verfertigten Kohlen, befinden. In den Ofen werden die Törfe ohne alle Ordnung und Mühe hineingeworfen, und wenn der Ofen gefüllt ist, so wird er durch das Schürloch, worin trockene Schlittern liegen, angesteckt: wenn die Törfe im völligen Feuer sind, so wird der Deckel aufgelegt und feste zugemacht. Nun durchbrennet der Torf noch tüchtig ehe das Feuer ausgehen kann, es muß also noch vieles verloren gehen. Sollte also das Brennen im Meiler nicht vortheilhafter seyn? weil nach dem Anstecken desselben sogleich zugestübbet, und nachmals doch eben so gut als in dem Ofen gelöscht wird.

Ich glaube, daß durch eine genaue Berechnung gar leicht der Unterscheid von beyden, und der Verlust, welchen das Verkohlen in Oefen giebt, sich zeigen wird. Ich übergehe dieses aber vorjetzt, und will nur erweisen, daß das Verkohlen in Oefen weit mehr Kosten erfodert, als in Meilern. Vorerst wird erfodert, daß ein Schoppe errichtet werde, so groß, wie solcher nach der Menge der Meiler oder der Oefen erforderlich ist. Da ein solcher Schoppe sowohl zu den Oefen als zu den Meilern erforderlich ist, so kann man hier die darauf zu wendenden Kosten gegen einander aufheben. Ich will setzen, man wolle 7 Meiler und 7 Oefen zur Probe nehmen. Zu den Meilern brauche ich nichts als Kupferschlacken, und wo diese nicht zu haben sind, da können auch kleine mit Grand vermischte Steine gebraucht werden, womit die Stätten so hoch als erforderlich ist, über-

überfahren werden. Dann müſſen die Quandelpfähle ins Mittel geſetzt und die Törfe in Ordnung, wie beym Holze, ſchichtweiſe gerichtet werden, dieſes erfordert nun freylich etwas mehr Zeit als das Anfüllen der Oefen. Dagegen aber kann auch dieſe Arbeit, wenn nur ein tüchtiger Köhlermeiſter oder guter Stättekneckt die Aufſicht dabey hat, durch Jungen, die bereits im Heye gearbeitet haben, verrichtet werden. Man würde alſo hiervon dem Köhlerknecht wöchentlich 1 Rthl. 12 ggr.

Für zwey Jungen
á 12 ggr. — 1 : — :

Für Stübbe, Leimen, Tannenhecken und Fuhrlohn — 7 : 12 :

alſo in Summa 10 Rthl. — ggr. rechnen müſſen. Bey den Oefen kann nun alles durch einen Köhlerknecht und Jungen vollkommen verrichtet werden, und ſo bleibt bey dem Brennen in Meilern 8 Rthlr. Aufwand mehr als bey den Oefen. Allein zu den Oefen ſind Mauermaterialien, Fuhrlohn, Schmiede- und Maurerarbeit erforderlich. Dieſe will ich überhaupt nur geringe und zu 45 Rthlr. auf ſieben Oefen rechnen. Was koſten nun aber die Oefen ſelbſt? Wenn nur ein Ofen von mittelmäßiger Größe zu 24 Rthlr. incl. des Deckels angenommen wird; ſo betragen die Koſten zu den 7 Ofen über 800 Rthlr. Wie groß iſt nicht dieſer Aufwand gegen die Koſten der Meiler?

Dieſes habe ich jetzo nur zeigen und zugleich bemerken wollen, daß die Kohlen auch ohne Waſſer gelöſcht werden können.

Die Torfkohlen ſelbſt betreffend, ſo kann ich aus vielfältiger Erfahrung verſichern, daß beym Gebrauch derſelben ein gutes ſchmeidiges Stabeiſen im Friſchfeuer kann erzeugt werden. Daß aber durch dieſelben eine Vermehrung des Eiſens ſich zeigen ſollte, wird niemals erwieſen werden können; wenigſtens habe ich dergleichen bey vielfältig angeſtellten Verſuchen niemals bemerken können. Ich habe aber oft beym Friſchfeuer mit Torfkohlen allein, dann auch mit $\frac{1}{3}$ Torf- und $\frac{2}{3}$ Tannenkohlen, dann wieder mit $\frac{1}{3}$ Tannen- und $\frac{2}{3}$ Torfkohlen arbeiten laſſen, und habe dadurch allemal in allen drey Fällen das beſte Stabeiſen, aber keine Vermehrung deſſelben erhalten. Es iſt aber bey dieſen Kohlen zu beobachten, daß der Hammerſchmidt damit ſehr behutſam zu Werke gehe, weil die Torfkohlen nicht allerdings die Beſtandtheile haben, als eine gute Tannenkohle.

Ueberhaupt aber iſt allemal richtig, daß die Torfkohlen koſtbarer zu ſtehen kommen, als die Tannenkohlen, und alſo nur zum Gebrauch derſelben gerathen werden kann, an Orten, wo Tannenholz mangelt und ein guter Moor im Ueberfluß zu haben iſt. Auch hat die Erfahrung hinlänglich genug bewieſen, daß die Torfkohlen bey den hohen Oefen nicht ſo gut genutzt werden können, als die Kohlen von hartem oder Tannenholze oder von Stucken.

J. C.

Deutsche Aufschriften?

Ja, ja, deutsche Aufschriften! – Es ist alles recht gut: wir Deutschen sollten freylich den Rücken unserer Briefe billig deutsch beschreiben. Es ist darüber schon lange satyrisirt, und kritisirt, und declamirt, daß wir mit buntscheckigten deutsch-französisch-italiänisch-farsicalischen Aufschriften unsere Briefe in die Welt schicken. Bey wenigen hat es Eindruck, und nur erst die Stimme des Herrn Geheimten Justizraths Pütter hat die deutschen Aufschriften allgemeiner gemacht.

Ich war nicht der letzte, der sich in die vernünftige neue Mode hineinschrieb. Aber, aber wie bin ich mit den deutschen Aufschriften angekommen: und wer weiß, was mir noch bevorsteht!

Aus einer großen Residenz bat mich ein Freund, meine Aufschriften französisch zu machen: weil die deutschen zu ungewöhnlich wären, als daß man daraus nicht Verdacht auf den Inhalt der Briefe schöpfen möchte.

Meinem Bruder, einem nicht unansehnlichen herrschaftlichen Bedienten, meldete ich, unter einer deutschen Aufschrift, daß ich gesonnen wäre, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Seine Frau gab mir darauf sehr gütig zu verstehen, daß ihr Mann zwar vielen Antheil an meinem Glücke nähme, mir aber selbst niemals antworten würde, weil ich ihn mit einer deutschen Aufschrift laufen lassen.

Meinem Collegen schrieb ich einen inwendig u. auswendig deutschen Brief.

Ich erhielt zwar eine gleiche Antwort von ihm, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung: daß ich zwar auch eine deutsche Aufschrift, jedoch bloß reciprocirend, bekäme.

Ich mache daraus ein Casusbuch, wie die Aerzte, und fange mit den negativen Fällen an:

Deutsche Aufschriften sind nicht gut:

1. An einen Freund in einer Residenz.
2. An einen Bruder.
3. An einen Collegen.

Es versteht sich, daß ich die Denkungsart der Länder, und Leute, in, und an welche deutsche Aufschriften nicht gut sind, bey meinen casibus bemerke, und die Erfahrung darauf einschränke: welches alles aber dem geneigten Leser nicht zu wissen nöthig ist; weil er sonst gar Nichts hinzuzudenken hätte.

Ich wünschte nur, daß mehrere dergleichen Fälle gesammlet, und bekannt gemacht würden: weil ich entschlossen bin, für alle deutsche Briefschreiber und Briefschreiberinnen, damit sie cum grano salis die deutschen Aufschriften gebrauchen, und sich vor Schaden hüten lernen, ein Werk, dem es hoffentlich nicht an Beyfall fehlen wird, über den Gebrauch der deutschen Aufschriften, und zwar, welches den Werth desselben noch mehr erhöhen muß, in lateinischer Sprache, unter dem viel versprechenden, aber auch wahrlich viel haltenden Titel:

Doctrina de inscriptionibus epistolarum, patrio sermone concinnandis, cum excursu de inscriptionibus, apud *Græcos* olim, gentem Germanis admodum cognatam, usitatis,

auf Abonnement, baldmöglichst herauszugeben, so bald nur Herr Bause mit meinem Bildnisse fertig seyn wird. Cetera quis nescit?

e. r.

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Freytag, den 22ten März 1776.

Zur Beantwortung der Aufgabe im 62ten Stücke des Hannov. Magazins vom v. J.

In demselben wird gefragt: „Wie „weit ist bey Anlegung neuer „ Kanäle auf die untere Ge„ gend der Ströme und Flüsse Rück„ sicht zu nehmen, damit dieselben „ durch das zugeleitete Wasser nicht „ zu sehr leiden? sonderlich wenn diese „ Gegenden mit den obern entweder „ ganz, oder doch großen Theils, in „ Eines Herrn Lande befindlich sind?„

Allgemein läßt sich hierauf wohl nicht antworten, es kommt dabey zu sehr auf eine Menge von Nebenumständen an. Der einen Strombahn kann der Zufluß mehreren Wassers nützlich, oder doch gleichgültig, der andern aber äußerst schädlich seyn. Wollte man inzwischen mit Herrn Genneté in seinen sogenannten Experiences sur le Cours des Fleuves. Paris 8. 1755. annehmen, „daß zwey „ oder mehrere Ströme, wenn sie in „ einen zusammen laufen, keine grö„ßere Wasserhöhe, wohl aber einen „ schnellern Strom machten; und daß „ im Gegentheil ein Strom sich in „ mehrere Arme vertheilen könne, ohne „ daß diese niedrigeres Wasser, wohl „ aber einen langsamern Fluß hätten„ alsdenn wäre man mit der Antwort leicht fertig.

Dieser Mann wollte hierauf das Wunder gefunden haben, daß der Mayn und die Mosel, den Rhein nicht vergrößern, weil sie durch ihren Einfluß seine Geschwindigkeit vermehren. Ja, selbst die im Wasserbau sonst so vorzüglich erfahrnen Italiäner, fiengen schon vor einigen Jahren an, dies Paradoxon ihm hin und wieder nachzubeten, und unter ihnen Paolo Frisi selbst, in seinem Modo di regolare e i Fiumi e i Torrenti. Lucca 1762. 4. der solches gleichfalls bey den Appenninischen, in den Po sich ergießenden Flüssen, erfahren zu haben behauptete, sogar daß diese auch wohl, nachdem sie einen beträchtlichen Zuwachs an Wasser empfangen, dadurch kleiner geworden wären. Nur Schade, daß alles dies die praktische Welt nicht glauben will, als welche sich am Ende

doch nur auf wirkliche Erfahrungen gründet. Jedoch, es hat auch zuletzt der Italiäner Theodor Bonati, in der Nuova Raccolta d'Autori che trattano del moto dell' Acque, die verkehrten Sätze des Gennetè, selbst durch Erfahrung, öffentlich widerlegt, und unser benachbarter Herr Professor Büsch, hat es gleichfalls, mit seiner tiefen Kenntniß in der Physik und Mathematik, bey keiner Gelegenheit daran ermangeln lassen.

Guglielmini a), Castelli b), Zendrini c), u. a. m. kommen darin überein, daß wenn man zween Flüsse von einerley Breite, Tiefe, und übriger Gleichheit annimmt, die Summe ihrer Breite größer ist, wenn sie sich jeder besonders ins Meer ergießen, als wenn sie in einem einzigen Bette zusammen fließen. Dies wäre nun auch wegen der geringern Reibung an den Ufern und Betten im letztern Falle, und wegen des mächtiger gewordenen Stromstriches d), begreiflich genug, wenn nicht vermöge der Zusammensezzung der Bewegung, auch die Geschwindigkeit des Wassers, nach der Vereinigung geringer als die Summe der Geschwindigkeit vor der Vereinigung seyn müßte e). Läßt man das Wasser aus einem Kanale in einen andern breitern fließen, so verhält sich die Höhe, welche das Wasser in diesem Kanale erhalten wird, wie die verschiedenen Breiten in ratione reciproca.

Doch, ich will die Umstände, worauf es hier eigentlich ankömmt, etwas näher und praktischer zusammen ziehen:

Ueberhaupt wird sowohl aus der Erfahrung, als aus der Berechnung der Größe, des Falles und der Stärke des obern Theils eines Flusses, oder neu anzulegenden Kanals, beurtheilt werden müssen, wie viel Wasser derselbe bey der höchsten Anschwellung zuführen könne. Der untere Strom, welcher solches mit über sich nehmen und weiter abführen soll, muß eben so beurtheilt werden; und dann zeigt auch die Erfahrung die zwischen inne etwa befindliche niedrige Gegend oder Reservoirs an, worüber das Wasser aus-

a) Della Natura de' Fiumi, p. 234-236. Cap. IX.
b) Della Misura dell' Acque correnti, p. 33.
c) Leggi e fenomini, regolazioni ed usi dell' acque correnti, Cap. VI.
d) — Il Pò accresciuto da tali nuove acque, vincerebbe più agevolmente, quel contrasto, qual si sia, ch'egli riceve dai Venti, e dalle marée, che in tanta augmentata rapidità di corso, non pure non potrebbe il Reno lasciar cadere al fondo l'arena, ch'egli vi portasse, ma concorrebbe anch' esso a scalzare, e a corrodere quella che costituisce il letto del Pò, ed a renderlo più largo, e più profondo; e in fine che in luogo di portar incommodo a' Condotti delle Acque che sgorgano nel Pò, o ne' fiumi tributari, con escavare il commun vaso, ove esse cadono, darebbe loro uno scarico più agevole e più felice — Sagt D. Manfredi im IV. Vol. der Nuova raccolta d'Autori che trattano del moto dell' acque, p. 77.
e) Siehe des Herrn Hofraths Käſtner Hydrodynamik, S. 250.

austreten muß und kann. Dürfen diese nicht vergrößert, oder das Wasser höher und länger daselbst gehalten werden, und ist auch der untere abführende Theil des Flusses keiner größern Capacität fähig; so folgt wohl nothwendig, daß entweder kein Wasser durch den obern Theil des Flusses mehr zugeführt, oder, wenn solches doch geschehen soll, derselbe, und die darein fallenden Einflüsse, mehr eingeschränkt und beenget werden müssen, als zuvor, um den gar zu plötzlichen und schnellen Zusturz des Wassers zurückzuhalten f). Unter solcher Bedingung kann das untere Land dabey ohne Schaden bleiben, und dem obern dennoch ein allmähliger Abfluß bewirkt werden, welches zu dessen Verbesserung hinlänglich zu seyn pflegt. Allein diese Absicht muß jener billig untergeordnet seyn. Warum sollte sonst einigen Unterthanen eines und desselben Herrn geschwinder und mehr trocken Land dadurch geschafft werden, wenn mitlerweile das Land der andern Unterthanen, höher und länger unter Wasser gesetzt würde. Mich dünkt sogar, um eines nicht gar zu großen Vortheils willen, einem Nachbar einen unersetzlichen und nicht abzuwendenden Schaden zuzufügen, streite mit den Rechten und Pflichten der Nachbarschaft, und es müsse erst gemeinschaftlich darüber vorher in Unterhandlung getreten werden. Gemeiniglich liegt es auch daran, daß man oben zuerst anfängt Kanäle zu ziehen, und Flüsse und Ströme aufzuräumen, ohne sich lange darum zu bekümmern, was hiernächst die untere Strombahn verschlucken kann, da es doch alleben gerade umgekehrt seyn müßte.

Das Unangenehmste bey dergleichen Veränderungen überhaupt, bleibt für den Angeber. Dieser mag sie nun auch mit noch so unschädlicher Einschränkung und Vorsicht eingerichtet haben, so werden doch diejenigen, welche keinen Vortheil davon haben, alles Wasser, welches ihnen der Himmel ohnehin zuschickt, von solcher Neuerung herleiten. Womit soll man denn solche Klagen widerlegen? Die Erfahrung kömmt demjenigen nicht zu Hülfe; denn zu gleicher Zeit kann man nicht die Wirkung unter zweyfachen, vorigen und veränderten Umständen vor Augen legen. Wehe dem, der alsdann demonstriren soll!

Harburg. N. B.

f) Siehe des nunmehrigen Herrn Etatsraths von Hunrich Entwurf des jetzigen Deichrechts der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, Bremen 1768. 8. unterm Artikel von Abwässerung der Geesten. Ingleichen eben desselben Praktische Anleitung zum Deich- Siehl- und Schlengenbau, Bremen 8. 1770 und 1771. Kap. 4.

Etwas zu der Abhandlung von dem Treibholze in der Elbe, ohnweit Stade.

(Siehe das 2te Stück v. J.)

In derſelben wird am Ende geſagt: „Sollte man an andern Orten, „ und in andern Strömen, ein gleiches ſammeln, und von dem Urſprunge eines ſolchen Holzes Nachricht ertheilen können, ſo würde „ darum gebeten.„

In den Recherches philoſophiques ſur les Americains, par Mr. de Pauw. Berlin 8. 1768. und zwar im 1ten Th. S. 261. findet man über das in der Nordſee fließende, und an die äußerſt nördlichen Küſten treibende Holz, in einer Note folgende Erklärung: Les arbres qui flottent dans la Mer du Nord, & qui echouent ſur les Côtes du Spitzberg, de la nouvelle Zemble, de l'Islande & du Grœnlande, ont longtems été l'objet des Recherches des Navigateurs & des Phyſiciens, qui faute d'avoir des Connoiſſances ſur le Giſement des terres polaires, & ſur les claſſes botaniques auxquelles ces arbres appartiennent, ſe ſont épuiſés en vaines Conjectures. Entre ces bois flottés il y a de petits buiſſons d'aune, d'oſier & de bouleau nain, qui viennent de la pointe la plus méridionale du Grœnland, où les flots les déracinent: quant aux troncs de la groſſeur d'un mât, ce ſont des corps de trembles, de méleſſes, de cédres de Sibérie, de peſſes, & de ſapins, que les rivières debordées voiturent du Centre de la Sibérie & portent à la mer par l'embouchure de l'Oby & des autres grands fleuves de cette contreé. Il vient auſſi du bois de la Côte occidentale de l'Amérique, qui ſe dirige vers les plages du Kamſchatka, & vers l'embouchure du Léna, où il ſe forme en tas, que les vents & les mouvements de l'Océan diſperſent. Uebrigens wird eben daſelbſt noch verſichert, daß die dortigen Bewohner des Nordens, ihre ganze Feurung gleichfalls daher nehmen, und jährlich ſicher darauf rechnen können, obgleich kein Baum bey ihnen wächſt.

Der franzöſiſche Schiffslieutenant Herr von Kerguelen Tremarec erwähnt des an der Isländiſchen Inſel in großer Menge jährlich antreibenden Holzes, gleichfalls in ſeiner Reiſebeſchreibung nach der Nordſee, wovon die deutſche Ueberſetzung zu Leipzig 1772. in 8. herausgekommen, ohne ſich jedoch auf die Herkunft, noch Beſchaffenheit deſſelben weiter einzulaſſen. Vielleicht ſteht in Anderſons, oder Horrebows Beſchreibung dieſer Inſel, die ich nicht zur Hand habe, etwas mehr davon.

Ich überlaſſe es den Naturkundigen und Erdbeſchreibern, die aus obiger Abhandlung entſtehende Frage, beſonders was die Herkunft des Holzes anlangt, weiter und näher zu beantworten. Daß das Holz aus der Nordſee an unſer Elbufer kömmt, und vorher be-

bereits eine sehr langwierige Reise zurückgelegt hat, die demselben vermittelst der unterweges ausgestandenen Reibung, die glatte Fläche gegeben, daran ist wohl kein Zweifel. Der Nordwind treibt es mit der Fluth aus der See herauf, und der Ostwind, der die niedrigsten Ebben bringt, läßt es am häufigsten auf den Watten, oder Untiefen, liegen. Dies ist freylich begreiflich. Wunderbar aber scheint es zu seyn, daß dies Holz an dem südlichen Ufer der Elbe, unterhalb dem Kirchdorfe Buxfleth, eben nur in einer Länge von etwa 40 Ruthen, angetroffen wird. Die Hauptsache kömmt wohl unstreitig dabey auf die eigentliche Lage und Beschaffenheit der dortigen Strombahn an, deren ich mich nicht genau genug mehr erinnere, ob ich gleich auch dies räthselhafte Holz oftmals daselbst antreiben und ans Ufer bringen gesehen. Bey der bekannten beständigen Veränderung des Bettes und der Bahn der Flüsse, wäre aber doch noch immer die schwere Frage: wie ist es möglich, daß das Holz, angeblich schon seit undenklichen Jahren, nur in der geringen Länge von 40 Ruthen, und nicht auch anderer Orten dieser Gegend angetroffen wird? Wollte man antworten, das Vermögen der Fluth gienge nicht weiter, so ist die Einwendung gleich da, daß die Reise des Holzes nicht so sehr von der Fluth, als vielmehr vom Winde abhange, und daß ohnehin das Vermögen der Fluth sehr veränderlich ist, indem es eine bekannte Wahrheit, daß solche nach und nach (außerordentliche Fälle ausgenommen) in die Ströme mit wenigerer Kraft aus der See hinauf steigt.

Harburg. M. B.

Entwurf eines Seminarii für Lehrmeister in niedern Schulen, sonderlich auf dem Lande.

Der Zustand der niedrigen Schulen, sonderlich auf dem Lande, ist an den meisten Orten immer noch eben derselbe, wie ich ihn in dem ersten Theil meiner vermischten Schriften, und zwar den Vorschlägen die Barbarey vom Lande zu vertreiben beschrieben habe, nemlich sehr schlecht, und es haben mich neuere Erfahrungen, die ich in meinem gegenwärtigen Amte zu machen Gelegenheit gehabt habe, überzeugt, wie wenig geschickt sie sind, vernünftige Leute und gute Christen zu bilden. Die Ursach davon ist keine andere, als die Unfähigkeit der Schuldiener, welche ihrem Amte nicht gewachsen sind, und ohne auf die Verbesserungen der neuern Zeiten in Schulsachen Acht zu haben, dasselbe immer noch auf den alten handwerksmäßigen Fuß treiben. Diejenigen, welche von einem Gymnasio, oder aus

eines Herrn Dienſten, oder von einer andern Profeſſion, ohne einige Vorbereitung zu einem Schuldienſte kommen, werden keine andere Schuldiener, als wie wir ſie von je her gehabt haben, nemlich Leute die den Kindern etwas Leſen, Schreiben, und den Catechismum aus dem Gedächtniß herſagen lehren, ohne weder ihrem Geiſte noch ihrem Herzen die geringſte wohlanſtändige Bildung zu geben. Alle Wiſſenſchaften, Künſte und Profeſſionen haben ihre Schulen, darin die Theorie und Praxis derſelben gelehrt wird. Sollte denn die Unterweiſung und Erziehung der Jugend ohne alle Anleitung gelernt werden, und ein jeder darin ſein eigner Lehrmeiſter ſeyn können, da ſie doch ein ſo ſehr zuſammengeſetztes Geſchäfft von weiter Erſtreckung und ausgebreiteten Nutzen iſt, welches ungemein viel Verſtand, Erfahrung, Treue und Fleiß erfordert? Zum wenigſten ſind unſere Gymnaſien der Ort nicht, wo gute Schuldiener zugezogen werden: Denn wenn man auch darin Religion lehrt, welches doch nicht die ſtärkſte Lection iſt, ſo iſt doch das nur die Materie des Unterrichts den ein Schuldiener geben ſoll, die ihm ohne einige Kenntniß der Form deſſelben, eben ſo wenig zu ſeinem Zweck nütz iſt, als es einem Baumeiſter etwas hilft, wenn er zwar Holz, Kalk und Steine kennt, aber nicht weiß, was er damit anfangen ſoll. Es iſt alſo einer der beſten Gedanken der neuern Zeiten, Schulſeminarien, oder Schulen der Schuldiener anzulegen, welche der Welt mehr als Univerſitäten nützen können, weil deren mehr ſind, die in niedern Schulen, als die auf hohen unterrichtet werden. Die gute Abſicht etwas zum allgemeinen Beſten beyzutragen, hat mich aufgemuntert, meine Gedanken über dieſe Sache in Ordnung zu bringen, und einen Plan eines Schulſeminarii, ſo wie ich glaube daß es zweckmäßig eingerichtet werden könne, zu entwerfen. Da ich ſelbſt, ehe ich ins Predigtamt gekommen bin, drey Jahr an einer niedern Schule gedient habe, hernach 26 Jahr auf dem Lande Prediger geweſen bin, und einige Dorfſchulen eingerichtet und regiert habe, und nun eine kurze Zeit her die Aufſicht über eine Diöces führe, ſo habe ich lange und vielfältige Gelegenheit gehabt die Geſchäffte eines Schuldieners zu beobachten und auszuüben, daher es mir um ſo viel leichter ſeyn wird, Vorſchläge zu thun, wie ihm dieſelben am füglichſten gelehrt werden können. Ich habe mich nach der Einrichtung dieſer und jener Schulſeminarien erkundigt, und werde was andere in dieſem Stück ſchon geleiſtet haben, mit meinen eigenen Gedanken verbinden.

Meine Vorſchläge betreffen theils die Seminariſten ſelbſt, theils den Unterricht, theils die Lehrmeiſter und Aufſeher des Seminarii.

Von den Seminariſten.

Dieſe müſſen Leute ſeyn, die ſich dem Dienſt in niedern Schulen auf dem Lande, oder in den Städten gewidmet haben, und zwar von dem Alter,

ter, daß sie forderſamſt eine Schulbedienung antreten können. Sie müſſen von guten natürlichen Fähigkeiten ſeyn, und eine heitere menſchenfreundliche Seele haben, welche zum Umgange mit Kindern nothwendig erfodert wird. Ihre Sitten müſſen unſträflich ſeyn, und ſie müſſen einen guten Ruf haben, damit ihnen niemand Vorwürfe machen kann, und ſie nicht durch ihr Exempel niederreißen, was ſie mit ihren Worten bauen. Man ſetzt bey ihnen voraus, daß ſie ſchon einige Kenntniſſe der Religion haben, im Schreiben und Rechnen nicht ungeübt, und in der Muſik, zum wenigſten im Singen, nicht unerfahren ſind, und eine Stimme dazu haben. Es können ſolche Schüler eines Gymnaſii, oder Bediente einer reputablen Herrſchaft, die etwa in einer niedern Schule im Chriſtenthum, Schreiben und Rechnen wohl unterrichtet ſind, oder auch Handwerker ſeyn, die ſich mit der Schularbeit vertragen, und an ſolchen Orten gut und nöthig ſind, wo die Beſoldung klein iſt, und ſie etwas nebenher verdienen müſſen. Es giebt in allerley Ständen Leute, welche eine Salbung von Religion und einen Trieb zu lehren haben, und dieſe ſind überaus brauchbar, wenn ſie wohl geleitet und durch eine Art von Begeiſterung belebt werden. Paulus war ein Teppichmacher und Petrus ein Fiſcher. Die Herrnhuter haben geſchickte Miſſionarien von dieſer Art, und ich habe Schneider und Leinweber zu Schuldienern gehabt, die mehr Dienſte als verdorbene Gelehrte gethan haben. Man trifft unter den invaliden Soldaten bisweilen einen rechtſchaffenen Mann von guten Kenntniſſen an, der in der Schule wohl zu brauchen iſt, und ich habe einmal einem ſolchen zu einem Schuldienſte geholfen, der alle Erwartungen erfüllt hat. Solche Leute ſind an eine gewiſſe Ordnung gewöhnt, und haben gehorchen gelernt, daher ſie auch wohl befehlen können. Es iſt auch einem Candidaten des Predigtamts keine Schande, wie ein Soldat von unten auf zu dienen, zuerſt in einer niedern Schule zu arbeiten und ſich dazu präpariren zu laſſen, welches hernach die beſten Prediger giebt, die bey Beförderungen andern vorgezogen zu werden verdienen.

Die Seminariſten ſind von zweyerley Art:

A) eigentliche Alumni, die in das Seminarium aufgenommen ſind, und in dem dazu gehörigen Hauſe verpflegt werden. Die Anzahl derſelben richtet ſich nach der Größe des Gebäudes, darin ſie wohnen, und die Defrayirung nach dem Ertrage des Fonds, der dazu gewidmet iſt. Man kann einigen, ſonderlich die ganz arm und dabey ſehr fähig ſind, und gute Hoffnung machen, völlige Verpflegung mit Tiſch und Wohnung geben; andern nur etwa den Mittags- oder Abendtiſch; andern die bloße Herberge. Dieſe Alumni widmen ſich ganz der Vorbereitung zum Schulamt, und genießen ſowohl den theoretiſchen als praktiſchen Unterricht in den dazu nöthigen Wiſſenſchaften, wie ich ihn hernach beſchreiben werde.

Die-

Dieſes Project iſt eigentlich für ein Schulſeminarium gemacht, welches ſeinen eigenen Fond, Gebäude und Einkünfte hat. Es kann aber auch eine Art des Schulſeminarii in allen Hauptſtädten der Provinzen, wo Conſiſtoria und Gymnaſia ſind, angebracht werden, wenn es auch gleich noch keine ſeparate Anſtalt iſt. Die Defrayirung der Seminariſten fällt alsdenn freylich weg, es würden ſich aber auch ohne dieſelbe Leute dazu geben, wenn ſie gewiſſe Hoffnung der Verſorgung erhielten, und dabey andern vorgezogen würden. Die theoretiſchen Lectionen in der Religion und andern hernach angeführten Schulwiſſenſchaften, könnten in unterſchiedenen Claſſen des Gymnaſii gegeben werden, und müßten außer den Gymnaſiaſten auch andere Leute die ſich dem Schulſtande widmen wollten, Raum und die Erlaubniß haben, denſelben beyzuwohnen. Die Sachen ſchaden auch andern Schülern nicht und ſind ihnen nöthig, wenn ſie auch gleich keine Schuldiener werden. Es iſt in einer ſolchen Stadt doch wohl ein Waiſenhaus, oder andere niedere Schule, wo die praktiſchen Lectionen angebracht werden können. Rechtſchaffene und für das gemeine Beſte eingenommene Geiſtliche, werden ſich gar leicht bewegen laſſen, die Arbeit bey einer ſolchen Anſtalt ohne große Vergeltung von Menſchen um Gottes willen zu übernehmen, abſonderlich, wenn ſie ohnehin ſtarke Beſoldung haben.

B) Schüler eines Gymnaſii. Denn das Seminarium muß an einem Orte ſeyn, wo ein Gymnaſium iſt, weil doch die meiſten Schuldiener von Schülern deſſelben hergenommen werden. Die Stunden des Unterrichts in den Schulwiſſenſchaften müſſen ſo eingerichtet werden, daß die Schüler dabey den öffentlichen Lectionen der großen Schule beywohnen können, und daran nicht verhindert werden. Wenn die Schüler in dem Gymnaſio hinlänglichen Unterricht in der Religion und andern Schulwiſſenſchaften erhielten, ſo wäre es genug, wenn ſie nur den praktiſchen Lectionen, die ich hernach beſchreiben werde, beywohnten, und ſich darin übten. Wenn irgend ein Bedienter oder Soldat, oder Handwerker in der Stadt wohnt, der einen Beruf zum Schulamte bey ſich empfindet, und ſich dazu präpariren laſſen will, der kann den Lehrſtunden, entweder den theoretiſchen in welchem Stück er ſie vornemlich nöthig hat, oder den praktiſchen allein beywohnen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Montag, den 25ten März 1776.

Schluß des Entwurfs eines Seminarii für Lehrmeister in niedern Schulen, sonderlich auf dem Lande.

Die Seminaristen müssen bey ihrer Aufnahme in das Institut tentiret werden, sie müssen ein Zeugniß ihres Lebens und Sitten von ihrem Prediger, Rector der Schule, Obrigkeit oder Herrschaft beybringen. Es muß ein richtiges Verzeichniß derer jenigen, welche das Seminarium frequentiren, von dem Director gehalten werden, darin das Alter, die Profession, die Sitten, die Fähigkeiten bemerkt werden. Weil der Cursus der Präparation zu dem Schulamte ein Jahr lang dauert, so werden bey dem Anfange desselben die Seminaristen angenommen und immatriculirt, am Ende desselben aber examinirt, was sie im Seminario gethan haben, darauf mit einem Zeugniß dimittirt, welches sie, wenn sie künftig einen Schuldienst suchen, vorzeigen müssen. Diese Seminaristen werden bey Besetzung eines Schuldienstes allen andern Candidaten vorgezogen. Das Consistorium hält eine Versorgungsliste, darin diejenigen, welche das Seminarium frequentirt haben, dergestalt aufgeführt werden, daß das Alter, die Zeit, wann sie das Seminarium besucht, ihre Fähigkeit und Sitten bemerkt werden. Diejenigen, welche die meisten Kenntnisse und Rechtschaffenheit besitzen, erhalten auch die besten Schulbedienungen, werden auch wohl mit der Zeit mit Verbesserung translocirt. Wenn die Fähigkeiten und Verdienste gleich sind, so richtet sich die Beförderung nach der Ancienneté, nicht der Lebensjahre, sondern der Zeit, da sie das Seminarium frequentirt haben. Es wäre gut in einer besondern Tabelle, die Leute von großen, mittelmäßigen und geringen Fähigkeiten und Verdiensten zu bemerken, und sich bey Austheilung der größern und geringern Bedienungen darnach zu richten. Man könnte die Einrichtung des Seminarii durch einen öffentlichen Anschlag oder in den Intelligenzblättern bekannt machen, und diejenigen, welche sich einem Schulamte widmen wollten, dazu einladen, so würden sich schon Leute dazu finden. Wenn sie ihren Cursum in dem Seminario absolvirt haben, und

es findet sich nicht sogleich eine Bedienung für sie, so gehen sie wieder an ihre vorige Arbeit, Schule oder Lebensart, und hinterlassen eine Nachricht, wo sie anzutreffen sind, wenn sie etwa gerufen werden sollten; doch müssen sie bey dem Antritt eines Amtes wiederum examinirt werden, ob sie auch die erlernte Wissenschaft noch behalten haben. Man könnte auch Auswärtigen diese Gelegenheit zum Schulstande präparirt zu werden angedeihen lassen, doch müßten die Beneficia wohl den Landeskindern bleiben. Wenn die Nutzbarkeit dieses Instituts offenbar und sonderlich von Predigern angepriesen wird, so finden sich vielleicht Menschenfreunde, die durch Schenkungen und Vermächtnisse den Erhaltungsfond desselben vermehren und gemeinnütziger machen.

Von dem Unterricht.

Derselbe muß binnen Jahrsfrist absolvirt werden, weil diejenigen, die sich dem Schulstande widmen, selten von großem Vermögen sind, und sich nicht lange auf einer solchen Schule aufhalten können. Es geht auch solches wohl an, weil schon vieles bey diesen Leuten vorausgesetzt wird, und der Unterricht, vornemlich die Lehrart und Anwendung der erlangten Kenntnisse betrifft. Man kann denselben in den theoretischen und praktischen eintheilen.

Der theoretische Unterricht kann in dem ersten Semestri des Cursus scholastici der Seminaristen gegeben werden, und es wäre wohl genug, wenn täglich vier Stunden, zwey Vormittags, und zwey Nachmittags dazu genommen würden. Des Vormittags könnten folgende Lectionen getrieben werden.

1) Die Lesung der heiligen Schrift, und zwar ausgesuchter Stellen und Bücher derselben, vornemlich des neuen Testaments, und aus dem alten der Psalme, der Sprüche Salomonis, des Sirachs, u. c. a. welche auch in den Schulen vornemlich zu verlesen sind. Denn obgleich in den Römisch-katholischen Schulen die Bibel, vermöge der Grundsätze ihrer Kirche, nicht gelesen wird, so ist sie doch in den protestantischen Schulen immer beyzubehalten, weil die heilige Schrift der Grund unsers Glaubens ist, und die Wahrheiten desselben am besten aus ihrer Quelle selbst geschöpft werden. Diese Lesung muß unter der Aufsicht eines Predigers von den Seminaristen selbst geschehen, und dabey auch die Stärke und Vernehmlichkeit der Stimme geübt, und Fehler derselben verbessert werden, weil die Schuldiener auf den Filialen, sonderlich auch zur Verlesung der Predigten des Sonntags, und zu den Betstunden in der Woche gebraucht werden. Der Prediger muß die schwersten Stellen bey der Lesung kurz und deutlich erklären, die Nutzanwendungen aber müssen die Seminaristen, nachdem ihnen eine Anweisung dazu gegeben worden, selber machen, damit sie über Gottes Wort nachdenken, und auch ihre künftige Schüler dazu anführen lernen. Am Ende des Kapitels, das verlesen ist, muß ihnen gewiesen werden, wie sie nun den Inhalt desselben ins Gebet fassen können, und dann einer zum Gebet aus dem Her-

Digitized by Google

Herzen aufgefordert werden, welches eine nützliche Uebung in den Schulen ist. Ein gewissenhafter Vorgesetzter wird nicht unterlassen den Seminaristen hierbey Lehren und Ermahnungen zu geben, die ihr künftiges Amt angehen, und zugleich ihr Herz zur Gottseligkeit und Tugenden zu bilden. Doch muß diese Uebung kurz seyn, und nicht eben jedesmal eine Predigt über das Kapitel gehalten werden. Es wäre sehr gut, wenn in jede Schule eine kurz erklärte Bibel, z. E. Brauns oder Burgs, gegeben würde, damit sich der Schuldiener damit helfen, und sich bey schweren Stellen Raths erholen könnte.

2) Der Unterricht in der Religion. Und da wäre sehr nöthig, daß man ein Lehrbuch der christlichen Religion hätte, welches in sich faßte, was ein Christ nach der Gelegenheit der Erkenntniß, die er in der evangelischen Kirche hat, aus Gottes Wort zur Beförderung der Tugend und Glückseligkeit zu wissen im Stande und verbunden ist, und zwar keine gelehrte Theologie enthielte, den christlichen Glauben doch auch nicht verfälschte und verstümmelte, sondern rein und vollständig nach Gottes Wort vortrüge, in einem Ausdrucke den auch der gemeine Mann verstehen könnte; denn wenn man einer Gemeine einen Prediger oder Schuldiener bringt, so setzt sie voraus, daß er evangelisch lutherischer oder reformirter Religion ist, die sie eigentlich wissen will, und wenn er das nicht ist, so gehet er nicht redlich genug mit ihr um, wenn er sich dafür ausgiebt. Dies könnte ein Handbuch der Religion für den gemeinen Mann seyn, das man auch in der Schule mit zum Lehrbuche gebrauchen könnte, denn aber auch der kleine Catechismus Lutheri mit angefangen werden müßte, weil derselbe für ein Glaubensbuch gehalten wird. Die Moral müßte darin etwas weitläuftiger als in den gewöhnlichen Lehrbüchern vorgetragen, alle Glaubenslehren aber praktisch abgehandelt und mit ausgesuchten und beygedruckten Sprüchen der heiligen Schrift bestätigt werden, doch nicht in Frage und Antwort, welche die Lehrer selber müssen machen können, sondern in zusammenhangender Rede. Der Verlag desselben gäbe einen schönen und ergiebigen Fond, die Einkünfte des Seminarii zu vermehren. Dieses Buch müßte von einem Prediger den Seminaristen dergestalt erklärt und vorgetragen werden, daß sie den Inhalt desselben völlig in den Verstand und das Gedächtniß faßten, und also den ganzen Lehrbegriff der Religion wohl inne hätten. So können sie hernach eine befriedigende Catechisation über einen Spruch oder eine Frage aus dem Catechismo halten, und gute Sachen vortragen, wenn sie solche selbst gelernt haben und mit hinlänglichen Kenntnissen ausgerüstet sind. Sonst werden ihre Vorträge ein leeres Geschwätz, davor verständigen Leuten ekelt. Der Lehrmeister muß sich darauf verlassen können, daß seine Schüler diejenigen Sachen, die in einer Lection vorgetragen sind, vor sich selbst lernen, und bey dem Anfange der folgenden, ein Examen darüber aushalten können. Ein Schuldiener muß ein Mann seyn, der nicht

nur den Kindern in der Schule, sondern auch den Erwachsenen, im Umgange gute Lehren und Ermahnungen geben kann, und also Religion und Sittenlehre selbst wohl inne haben.

3) Der Unterricht in der Naturlehre, damit die Geographie und Historie abwechseln kann, davon auch ein Lehrer in niedrigen Schulen zum wenigsten einige Teintüre haben muß, damit er sich durch gute Kenntnisse vom gemeinen Manne einigermaaßen auszeichne und unterscheide, und ihm damit so wohl nützen kann, als auch sich eine Ehrerbietigkeit und Hochachtung bey demselben zuwege bringt, welche auf Vorzügen des Geistes und Herzens beruht. Man müßte den Seminaristen kleine Lehrbücher oder geschriebene Aufsätze von diesen Sachen in die Hände geben, die das rechte Maaß der Wissenschaft für sie enthielten, und der Verlag derselben, gäbe auch einen ergiebigen Artikel für einen Buchhändler, den man zur Einnahme des Seminarii, so wie die Realschule in Berlin, nehmen könnte.

Des Nachmittags könnte vorgenommen werden

1) Die Uebung im Schreiben. Man muß die Calligraphie mit denjenigen treiben, die sie noch nöthig haben, und kann sich dabey guter Vorschriften bedienen, damit die Seminaristen einerley Hand schreiben. Außerdem müssen sie angehalten werden, schriftliche Aufsätze, Briefe u. d. gl. die in ihrem Stande vorkommen zu machen, und dabey in der Orthographie, die am besten durch die Uebung erlernt wird, unterrichtet werdē.

2) Das Rechnen mit denen die noch nicht hinlänglich darin geübt sind. Alle müssen eine Anweisung haben, eine Kirchen- und Gemeine-Rechnung auszufertigen, welches auf dem Lande durch die Cantores geschieht. Es wäre auch gut einen kurzen Unterricht von der Feldmessung zu geben, die einem jeden Ackermann nützlich ist, und es muß zum wenigsten ein Feldgeschworner im Dorfe seyn der sie versteht.

Weil die Schuldiener auf dem Lande den Gesang in der Kirche dirigiren müssen, so müßten die Seminaristen auch geübt werden im Choralsingen, und es müßte auch Musikverständige unter ihnen geben, die auf der Orgel spielen und eine Kirchenmusik aufführen könnten.

Der praktische Unterricht ist das vornehmste, was den künftigen Schuldienern mitzutheilen ist, und dazu müßte das andere Semestre des Cursus scholastici angewandt werden. An dem Orte wo das Seminarium ist, müßte ein Waisenhaus oder andere Schule seyn, in welcher die Candidaten ihre Uebungen machen könnten. In dem Saal wo die Kinder informirt würden, müßte eine besondere Abtheilung seyn, wo die Seminaristen als Zuschauer und Zuhörer säßen. Die Schule selbst müßte einen Lehrer haben, der seiner Kunst Meister wäre, und der vollständigen Unterricht und Exempel der Schularbeit geben könnte. Demselben müßten nun die Seminaristen zuerst einige Wochen stillschweigend und aufmerksam zusehen und zuhören, und ihm also seine ganzen Beschäfftigungen ablernen. Alsdenn müßten sie unter der Aufsicht desselben selbst anfangen, einer nach dem andern

die

die Probe der Information zu machen, und alle Theile derselben durchgehen, wie sie im beygefügten Lectionscatalogo angeführt sind. Vornemlich müssen sie zu den Catechisationen angeführt werden, weil doch ihre Hauptsache ist, dadurch den Verstand und das Herz der Jugend zur Religion und guten Sitten zu bilden. Sie müssen eine theologische oder moralische Materie deutlich, ordentlich und gründlich vortragen, und darauf das vorgetragene in Fragen und Antwort mit den Kindern wieder durchgehen und einschärfen. Sie müssen bey der Catechisation über den kleinen Catechismum oder einen Spruch die theologischen und moralischen Kenntnisse der Jugend wiederholen, erweitern, die schwersten Wörter des Textes erklären, sie zum Denken angewöhnen und auf die Spur bringen die Natur der Sachen u. die Folgen ihrer Handlungen selbst zu erfinden. Sie müssen eine biblische Historie auf eine unterhaltende angenehme und lehrreiche Art erzählen, die Kinder selbst über die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit der Handlungen urtheilen lassen, und sich darüber mit ihnen geistreich, vertraulich und angelegentlich unterreden. Diese Beschäfftigung kann bey den Seminaristen nach der Reihe gehen: sie können darin abwechseln, der eine kann vorsingen, ein anderer beten, ein anderer lesen lassen, einer catechisiren, einer vorschreiben. Der Präceptor muß die Lectiones aufgeben, zuhören, bisweilen einfallen wenn es schief geht, und wenn die Schule geendigt ist, seine Meynung von den Arbeiten der Seminaristen sagen, loben was gut ist, und zeigen, wo es hätte besser gemacht werden können.

Von den Lehrmeistern und Aufsehern des Seminarii.

Die Oberaufsicht der ganzen Anstalt müßte das Consistorium des Orts führen, weil die Sache von Wichtigkeit ist, und die Aufmerksamkeit eines Landescollegii verdient. Dasselbe müßte die Lehrer und Bedienten des Seminarii vociren und ansetzen, den eigentlichen Alumnis ihre Stellen conferiren, am Ende des jährlichen Cursus scholastici dem Examini und den Probelectionen der Seminaristen beywohnen, die Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Seminariencasse justificiren.

Die Vorgesetzten des Seminarii müßten seyn 1) ein Director, der ein geistlicher Beysitzer des Consistorii seyn müßte, in Schulsachen, sonderlich auf dem Lande, wohl geübt und erfahren, von bewährter Rechtschaffenheit und Eifer für das gemeine Beste. Dessen Pflicht müßte seyn: 1) die Lehrer des Seminarii zu tentiren, dem Consistorio zu präsentiren und zu introduciren. 2) Die Seminaristen vorher, ehe sie in das Seminarium aufgenommen werden, zu prüfen, und nach ihrer Dimission aus demselben mit einem Zeugnisse ihrer Fähigkeit und Aufführung zu versehen. 3) Das Seminarium fleißig zu visitiren, die Arbeiten zu dirigiren, und das Fehlerhafte zu verbessern. 4) Die Rechnung der Seminariencasse zu revidiren, ehe sie dem Consistorio überreicht wird, die Gebäude und ganze Haushaltung derselben insgemein zu respiciren.

2) Ein Prediger, der die biblische Lek-

türe dirigirt und die Religion docirt, so wie er aus der Erfahrung bemerkt hat, daß dieselbe für das Leben, zum Trost und zur Besserung der Menschen brauchbar sey.

3) Ein Schulmann der die Uebungen des Stils, die Naturlehre, Geographie und Historie vorträgt.

4) Ein Schreib- und Rechenmeister, der in seiner Kunst Lection giebt.

5) Ein Cantor, der in der Vocalmusik und dem Orgelspielen unterrichtet.

6) Der Präceptor des Waisenhauses, oder einer andern Schule, welcher die praktischen Lectionen giebt.

7) Ein Oekonomieverwalter, der die Wirthschaft des Seminarii führt, einnimmt und ausgiebt, die Speisung der Alumnorum besorgt, und die Gebäude und Geräthschaften im Stande hält.

* * * * * * * * *

Lectionscatalogus für eine Landschule.

Vormittags.

Erste Stunde. Nach einer von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Erweckung zur Andacht und Ehrerbietigkeit gegen Gott, wird ein Morgenlied, oder einige Verse davon gesungen, und der Morgensegen gebetet, dazu der Jugend verständliche, kräftige und rührende Gebetsformeln zu gebrauchen sind, dergleichen ich in meinem Hauslehrer angegeben habe. Hierauf wird ein Hauptstück aus dem kleinen Catechismo Lutheri hergesagt, und dann ein kleiner Theil desselben, etwa ein Gebot, oder eine Frage zergliedert. Der Schuldiener, wenn er noch nicht geübt ist, muß eine kleine Anleitung in den Händen haben, wie er die Begriffe entwickeln, die schwersten Worte erklären, die Gedanken mit einander verbinden, und den ganzen Vortrag so einleiten kann, daß er nicht von einem aufs andere fällt, sondern alles fein zusammen hängt. Dabey muß er den Kindern gute Ermahnungen zur Tugend geben, und die ganze Schule muß zuhören, auch groß und klein, nach ihrer Fähigkeit gefragt werden.

Zweyte Stunde. Da wird in der Bibel gelesen, und zwar nicht alle Bücher derselben nach der Reihe, sondern ausgesuchte Stücke derselben, vornemlich das Neue Testament, und aus dem Alten, das erste, andere und fünfte Buch Mosis, die Psalmen, die Sprüche Salomonis, der Prophet Jesaias und Jeremias und der Sirach. Die ganze Schule muß zuhören, und die Kinder deswegen angehalten werden, laut und vernehmlich zu lesen. Die Kinder müssen nicht nur auf die Worte, sondern auch auf die Sachen Achtung geben. Der Lehrmeister muß die schwersten Worte erklären, bey den wichtigsten und lehrreichsten Stellen einen Augenblick stille stehen, und eine kleine Betrachtung darüber anstellen, und was er angemerkt hat, sogleich durch Fragen wiederholen. Bey den Geschichten müssen die Exempel der Tugenden und Laster zur Warnung und Nachfolge bemerkt, und einige Fragen dabey gethan werden, z. E. hat der Recht oder Unrecht gethan? was lernen wir daraus? u. d. gl. Doch alles ganz kurz, damit das Lesen nicht aufgehalten

halten werde. Es ist gut, wenn der Lehrmeister eine erklärte Bibel, etwa Brauns, oder Burgs, in den Händen hat, und sich bey schweren Stellen darin Raths erholen kann.

Dritte Stunde. Da wird den obersten, welche lesen können, vorgeschrieben, und dabey corrigirt, auf der linken Seite des Schreibebuchs, und das corrigirte muß hernach auf die rechte Seite wieder abgeschrieben und die Fehler verbessert werden. Wenn das Corrigiren laut geschieht, so können sich mehrere darnach richten. Es muß Achtung gegeben werden, daß die Kinder die Hände bey dem Schreiben recht halten. Wenn nun diese zum Schreiben angestellt sind, so buchstabiren die kleinern, wenn ihrer viel sind, zwey oder drey auf einmal, sonst aber nur einer. Darauf wird das A B C von den kleinsten hergesagt, so wohl in ihren Fibeln, als auch vor einer Tafel. Zuletzt werden die Fragen aus dem erklärten Catechismo, oder einem andern Buch, das auswendig gelernt wird, hergesagt, und neue aufgegeben, welche aber auch erst kurz zergliedert und erklärt werden müssen, damit die Kinder nichts auswendig lernen, was sie nicht verstehen. Der Schuldiener muß daher selbst eine hinlängliche Kenntniß der Religion haben, vorher über die Fragen nachdenken, die er aufgiebt, und sich besinnen was er dabey sagen will. Darauf werden die Gebete nach der Schule gesprochen, ein Paar Verse aus einem Liede gesungen, und die Kinder damit erlassen.

Mittwochs und Sonnabends wird in der letzten Stunde anstatt des Schreibens gerechnet, und müssen die Kinder die Zahlen selbst an die Tafel schreiben, wenn Exempel aufgegeben werden, damit sie sich üben Zahlen zu schreiben.

Nachmittags.

Erste Stunde. Darin wird ein kleines Lied vom christlichen Leben, vom Worte Gottes u. d. gl. gesungen, und dann die Gebete zu Anfange der Nachmittagsschule gethan. Darauf wird der ganzen Schule eine allgemeine und vorläufige Kenntniß von Religionssachen beygebracht. Die Sachen welche unbekannt sind müssen erst vorgetragen und erklärt, dann aber frageweise durchgegangen werden. Aus den bekannten Begriffen müssen hernach Schlüsse und Anwendungen hergeleitet werden, damit die Kinder nicht allein auswendig lernen und nachbeten, sondern auch im eignen Denken geübt werden, dazu ich in meinem Hauslehrer einige Anleitung zu geben versucht habe.

Zweyte Stunde. Darin wird die biblische Historie, nach Millers oder Hübners Auszuge daraus, folgendermaßen tractirt. Die Historie wird einigemal verlesen, damit die Kinder eine Uebung im Lesen haben, so daß jedes Kind davon ein Stück, und zwar laut und vernehmlich liest, dabey die ganze Schule Achtung geben und zuhören muß. Darauf frägt sie der Lehrmeister durch, erläutert die wichtigsten und schwersten Umstände erklärt die Sachen, welche etwas dunkel sind, macht Anmerkungen für die Glaubens- und Sittenlehre, und läßt sie die Kinder selber machen, giebt gute Ermahnungen zur Nachfolge guter Exempel, und zuletzt läßt er ein Kind die Historie im Zusammenhange

menhange her erzählen, damit sie sich einigermaßen im Vortrage üben.

Dritte Stunde. Da wird erstlich was zum schreiben den obern dictirt, oder ein Spruch den die Kinder auswendig können zum Schreiben aufgegeben, dabey immer auf die linke Seite corrigirt, und hernach auf die rechte Seite wieder abgeschrieben wird, und sonderlich auf die Orthographie Acht zu geben ist. Unterdessen buchstabiren die kleinern, und die Abcedarii sagen auf. Zuletzt werden ein oder zwey Sprüche gefragt, und dann neue aufgegeben, zuvor aber kurz zergliedert und erklärt, damit sie die Kinder mit Verstande lernen. Es ist gut ein ganzes System von Sprüchen der heiligen Schrift zusammen zu lesen, damit die Kinder für die vornehmsten Wahrheiten der Glaubens- und Sittenlehre Beweisstellen haben, und derselben in ihrem künftigen Leben, zur Befestigung im Glauben, Warnung für Lastern, und Aufmunterung zur Tugend sich erinnern können. Den kleinern muß ein Sprüchelchen zum auswendig lernen vorgebetet werden. Zuletzt werden die Gebete nach der Nachmittagsschule gesprochen, und ein Paar Verse aus einem Liede gesungen. Man muß sich mit dem Aufgeben der Sprüche und den biblischen Historien mit nach der Zeit, dem Advent, den Fasten, und den Festtagen richten, und den Kindern dabey von der Absicht derselben einen Unterricht geben.

Die gelernten Sprüche und Fragen müssen wöchentlich und monatlich, etwa in der letzten Stunde des Sonnabends wiederholt werden.

Des Montags in der ersten Stunde müssen die Kinder ihr Predigtenbuch aufweisen. Darin muß der Sonntag oben über geschrieben, der Text, die Proposition, oder der Hauptinhalt, wovon die Predigt gehandelt hat, die Theile, und einige Lehren, vornemlich Erklärungen und Beweise der Sachen stehen. Die Kinder, welche aus dem Kopfe schreiben können, müssen ein Blatt Papier oder Schreibetafel mit in die Kirche nehmen, und solches aufschreiben. Der Prediger muß ihnen in der Kirche einen Wink geben, was sie aufschreiben sollen. Das muß hernach des Sonntags zu Hause in das Predigtenbuch ab- und eingeschrieben, des Montags aufgewiesen und corrigirt werden. Die nicht schreiben können, müssen zum wenigsten den Hauptinhalt im Gedächtniß behalten. Wenn der Prediger den Kindern einmal eine Predigt in der Schule vorliest, und ihnen dabey sagt, was der Hauptinhalt, die Theile, und Lehren sind, so werden sie es leicht fassen.

Einen weitern Unterricht im Schreiben und Rechnen, ingleichen eine Anleitung zum Feldmessen, zur Naturlehre und Geographie kann der Lehrmeister in den Privatstunden, denjenigen geben, die ihn verlangen.

Man kann auch bisweilen bey der biblischen Historie mit Lesung guter moralischer Schriften abwechseln, und wenn die nothwendigen Kenntnisse vorhanden sind, die angenehmen und nützlichen beyfügen.

Die Absicht der ganzen Einrichtung dieser Schularbeiten ist, theils daß die Kinder insgesammt die ganze Schule hindurch beschäfftigt sind, theils daß sie alle ihre Gemüthskräfte, nicht nur das Gedächtniß, sondern auch den Verstand und das Herz üben, theils daß sie den vernünftigen Gottesdienst des Christenthums lernen, der zu ihrer Besserung und Beruhigung gereicht, und ihr künftiges Leben regiert und glücklich macht.

L. C. Schmahling,
Inspector und Oberprediger zu Osterwieck.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Freytag, den 29ten März 1776.

Einladung zu einer Reise.

Bekanntlich ist anjetzt (welchem Menschenfreunde kann es länger unbekannt und gleichgültig seyn?) in Dessau unter Basedows Aufsicht und Betriebe eine verbesserte, von allen bisherigen Methoden gänzlich abweichende Schulanstalt im Werke, welche unter dem Namen des Philanthropins die Aufmerksamkeit aller derer auf sich zieht, welchen das Glück der Menschheit und das Wohl der gesammten jetzigen Jugend sowohl als der ganzen Nachkommenschaft nur ein Gegenstand von einiger Erheblichkeit scheint; eine Anstalt, welche einem jeden der die großen und augenscheinlichen Mängel aller jetzigen sowohl öffentlichen als Privaterziehungsarten, und die Folgen, welche diese auf das ganze Leben verbreiten, kennet, sich als äußerst wichtig darstellen muß, und welche, wenn die Vorsicht sie ihren weisen Absichten gemäß findet, sie begünstiget, und ihr würksame Beförderer schenkt, nach denen trefflichen Vorbereitungen, welche dazu vorgekehrt werden, in diesem einer Verbesserung so sehr bedürfenden Fache die herrlichsten Würkungen, um nur das wenigste zu sagen hervorbringen kann, mithin eine nähere Untersuchung: ob die Sache wirklich am rechten Orte angegriffen, und in der That so vortrefflich, als wenigstens die bisher davon erschienenen Bekanntmachungen einem jeden unpartheyischen glauben machen müssen, behandelt werde? ob man diesem erst in der Entstehung begriffenen Institut schon, ohne davon zuvörderst Proben zu sehen, (und wollte man diese ruhig abwarten, würde dadurch die ganze Sache nicht zu Stande kommen können) mit Sicherheit und nach der zärtlichsten Gewissenhaftigkeit eines Vaters seine Kinder anvertrauen und bey ihnen einen bey den bisherigen Schulanstalten nicht zu erwartenden Wachsthum des Wissens und des Wollens, eine sich auszeichnende Vervollkommnung an Verstande und Herz hoffen könne? ob und in welcher Maaße die Sache patriotischer Beyträge bedürfe und sie verdiene? und ob eine Dauer des Instituts der Wahrscheinlichkeit nach zu hoffen, und was dazu erforderlich sey?

mit allem Rechte verdient. Nun soll, wie das vor wenigen Tagen im Druck erschienene, hier in Hannover bey dem um die Verbreitung gemeinnütziger Sachen rühmlichst beeiferten Herrn Commissario Rehberg a), nebst den vorigen die Sache betreffenden Avertissements vermuthlich zu habende erste Stück des Philanthropischen Archivs mit mehrerem besagt, am 13. 14. und 15ten May dieses Jahrs zu Dessau eine öffentliche und feyerliche Prüfung des Philanthropins angestellt, von demjenigen, was bereits bey dieser kaum entstehenden Anstalt geleistet worden, und nach sichern Kennzeichen weiter geleistet werden soll und wird, eine genaue durch Anschauen des ganzen daran Theil nehmen wollenden Publici bekräftigte Rechenschaft abgelegt, zugleich aber auch zu dieser Zeit festgesetzt werden, ob hinlängliche Unterstützung vorhanden sey, und durch die theils schon geleisteten, theils sicher versprochenen (freylich bisher nur noch schwachen) Beyträge großmüthiger Menschenfreunde das Werk in seinem ganzen für die Menschheit so wohlthätigen Umfange zur Würklichkeit gedeihen könne, oder – (Schande wäre es allerdings für dieses sich weise dünkende Jahrhundert, ein so großes, so gemeinnütziges Werk gedacht, aber nicht vollbracht zu haben;) – zwar nicht in ein völliges Nichts zurück sinken, aber doch in die weit engern Grenzen eines Privarseminars eingeschränkt werden müsse. Die Sache ist gewiß interessant, und zu wünschen wäre es unstreitig, daß solche auch in hiesigen Gegenden bekannter werden, in ihrem wahren (nicht, wie nur gar zu oft der Fall ist, in einem dunklen oder gar falschen) Lichte gesehen, und dadurch so manche auch unter uns sich findende Beförderer des Guten aufgemuntert werden möchten, dazu ein jeder nach seinen – vielleicht nur schwachen, aber doch im Ganzen immer sehr hülfreichen Kräften mitzuwirken. Demjenigen, der dieses schreibt, scheint wenigstens die Sache von solchem Belange, und er ist, um zur eignen sichern Ueberzeugung, ob solche empfehlungs- und beförderungswürdig, oder was dawider sey? zu gelangen, entschlossen, zur vorberührten Zeit selbst nach Dessau zu gehen und das Werk in Augenschein zu nehmen; er wünscht indessen theils zu Verminderung der Reisekosten, theils aber und hauptsächlich, um alles gemeinschaftlich in desto ernstlichere Untersuchung ziehen und ein desto gegründeteres und glaubwürdiges Zeugniß ablegen zu können, daß es ein, zwey, höchstens drey (mehrere würde sein Reisewagen nicht fassen können) verständigen Männern gefällig seyn möge, diese Reise von Hannover, oder wenigstens einem nicht zu weit davon entfernten Orte aus, mit ihm zu unternehmen, und er ladet demnach die-

a) Wirklich ist bey demselben, wie das heutige Stück der Anzeigen mit mehrerm besagt, das erste Stück des Philanthropischen Archivs zu haben.
Anm. d. Herausg.

diejenigen, welche dazu Neigung haben möchten, hierdurch ein. Sein Name ist im Intelligenzcomtoir zu erfahren. Er muß jedoch voraus sagen, daß, wegen sehr beschränkter Zeit, er die Reise erst in den nächsten Tagen vor dem 13ten May antreten, und nur kurze Zeit sich zu Dessau verweilen, mithin zu der ganzen Reise nicht über vierzehn Tage widmen könne.

Hannover, den 16ten März 1776.

Von der römischen Beete oder vom Mangold.

Die römische Beete, welche der Herr Apotheker Andreä zu Hannover in dem Hannoverischen Magazin von 1764. S. 1092. und nachgehends der Herr Superintendent Lüder in seinen Gartenbriefen S. 327. unter dem Namen römischer Beete, Mangold, Schweizermangold, Cardonenbeete, bekannt gemacht, und zum stärkern Hausgebrauch empfohlen haben, ist erst seit vier Jahren in hieger Gegend gebauet worden. Sie ist an sich in Deutschland nach dem dritten Theile des Reichardischen Land- und Gartenschatzes S. 128. nicht unbekannt, und wird hin und wieder in den Gärten der Klöster, Stifter und Aemter angetroffen. So große Vorzüge sie auch immer haben mag: so ist doch noch ein großes Hinderniß vorhanden, sie durchaus allgemein zu machen. Die gemeine Beete, die Herr Reichart auch Beiskohl nennt, hält den härtesten Winter aus, und bietet der strengsten Kälte und dem heftigsten Froste, wenn der Erdboden gleich nicht mit Schnee bedeckt ist, Trotz. Dies macht sie in den Küchen sowohl der Vornehmen als des Bürgers und des Landmanns gleich angenehm. Herr Lüder versichert in dem angeführten Gartenbriefe auf der 330sten Seite in der mit einem Sternchen bezeichneten Note, daß er die römische Beete nie durch den Winter bringen können, weil sie faul geworden, und Herr Reichart bezeugt auf der 130sten Seite seines vorhin benannten Buches, daß die Stauden bey trocknem und hartem Froste ausgefroren, in gelinden Wintern jedoch gut geblieben seyn. Beyde sind daher der Meynung, daß es zum sichersten und besten sey, sie gegen den Winter auszuheben, und in frischen Sand im Keller zu pflanzen. Dieses ist nun eben nicht jedermanns Sache. In sofern es also nicht möglich seyn sollte, die Schweizerbeete auf dem Felde oder in den Gärten sowohl durch harte als gelinde Winter zu bringen, wäre es gar nicht zu rathen, die gemeine Beete abgehen zu lassen, und sie mit der neuen zu vertauschen. In diesem Betracht habe ich damit drey Jahre hinter einander, nemlich 1773, 1774 und 1775. Versuche angestellt, und trage kein Bedenken, sie bekannt zu machen.

Von der Art und Weise die neue Beete durch den Winter zu bringen.

Ein guter Freund verschaffte mir unmittelbar von dem Herrn Andreä in Hannover Mangoldsaamen. Ich ließ einigen davon säen und einharken, andern aber ein bis zwey Zoll tief ordentlich stecken, und die Pflänzlinge, so bald sie sechs bis acht Blätter hatten, eine Elle ins Quadrat von einander in zweyen Feldern, davon eines den ganzen Tag, das andere aber bis eilf Uhr die Sonne hat, pflanzen. Sie wuchsen vortrefflich, nahmen einander an Größe wenig oder gar nichts, und wurden eins für alles ziemlich stark behäufelt, auch dreymal den Sommer über ordentlich abgeblatet. Daß ich sie aber alle vierzehn Tage, wie nach des Herrn Andreä Schreiben in der Schweiz geschieht, hätte blaten lassen können, das hat mir nicht glücken wollen, ohnerachtet mein Garten nicht allein eine sonnenreiche und freye Lage und einen fruchtbaren Boden hat, sondern auch sehr gut bearbeitet, gewartet und gedüngt wird.

Im späten Herbste ließ ich einen Theil der Stauden, so wie es bey dem sogenannten Schnittsalat geschieht, etwa eine halbe Hand hoch über der Erde gerade abschneiden; die andern aber unbeschnitten in ihrer natürlichen Gestalt, einige stark, andere nur wenig geblatet, theils auf der Stelle stehen, theils ausgraben. Die ausgegrabenen wurden in die Erde, einige unter Bäume, andere in einer nassen jedoch freyen Gegend an der östlichen oder Morgenseite einer Mauer, nicht senkrecht, sondern schräge und flach eingeschlagen und mit Erde beschüttet. Daß das Herzpoll nicht mit bedecket werden müsse, brauche ich nicht zu sagen. Von denjenigen, so ich auf der Stelle stehen und wie Schnittkohl ohne Verletzung des Stamms abschneiden lassen, ist kein einziger gut geblieben; vielmehr erfroren und verfaulten sie sämmtlich. Von den übrigen, so nur wenig geblatet waren, ist kein einziger erfroren; dahingegen verschiedene von denen, welchen viele Blätter genommen worden, nicht vermögend gewesen sind, der Kälte zu widerstehen. Die schräge in die Erde eingeschlagenen sind sämmtlich gut geblieben, außer denen, wo entweder die Erde oder ein starkes Blatt das Herzpoll gänzlich bedeckt, oder der Regen den Stamm entblößt hatte.

Diesen Versuch habe ich drey Jahre hinter einander wiederholt. Und da er ohnerachtet der Verschiedenheit des Winters, der Kälte und der Witterung, ein Jahr wie das andere ausgefallen ist: so wird dadurch meines wenigen Ermessens klar gemacht und erwiesen, daß die neue Beete oder der Mangold allerdings durch den strengsten Winter gebracht werden kann, wenn die Blätter nicht wie der Schnittkohl abgeschnitten, sondern mäßig im Herbste abgeblatet werden. Dieser Versuch ist in einem zwar schweren und steinigten, dabey jedoch sehr fruchtbaren Lande am Fuße der Harzgebürge

angestellt, und es ist daher unbegreiflich, wie es zugegangen ist, daß es dem Herrn Superintendenten Lüder nicht glücken wollen, sie in einem sandigten Boden und in wärmern Gegenden durchzuwintern. Daß diejenigen Stämme, die ich über dem Herzpoll abschneiden lassen, den Frost nicht aushalten können, davon ist vielleicht der Grund darin zu finden, daß alle Blätter, außer einigen wenigen oben hervorschießenden, durch den Schnitt des Messers verwundet wurden, und vor dem Froste nicht wieder zuwachsen, mithin dem Eindringen der Kälte nicht widerstehen können. Sogar die überflüßigen Pflanzen, welche ich auf der Stelle stehen lassen, haben nichts vom Froste gelitten, sondern sind durchaus gut geblieben.

Von dem Mangoldsaamen.

Diejenigen Stämme, welche auf der Stelle den Winter stehen geblieben, wurden im Frühjahr ausgegraben, und bey denen, die bereits vor dem Winter ausgehoben und eingeschlagen waren, auf eben die Art eingelegt. Sie trieben durchaus, setzten frische Blätter an, und trugen sämmtlich reichlichen, theils bräunlichen, theils schwarzen Saamen. Den letztern sammelte ich vorzüglich, weil er der größte war und von denjenigen Stämmen, welche sehr weiße Rippen hatten, (diejenigen Stöcke, welche rothe oder grüne Rippen haben, sind nicht mehr ächt sondern ausgeartet,) getragen wurde. Um zu erfahren, ob auch dieser Saame, gleich dem von der gemeinen Beete, den Winter über in der Erde zum Aufgehen gut bleiben würde, ließ ich eine große Menge an den Stengeln sitzen, und deren Ausstreuung der Natur über; dabey gebrauchte ich jedoch die Vorsicht, daß ich auf den Fall, wenn er entweder nicht aufgehen, oder auch die Pflanzen selbst mislingen sollten, den folgenden Frühling im April an der Mauer her eine Furche etwan einen bis zwey Zoll tief ziehen, die Saamenkörner darin ziemlich nahe an einander legen, oder vielmehr durch die Finger fallen, und mit Erde bedecken ließ. Ohngefähr vierzehn Tage hernach zeigte sich auf dem Blecke eine unzählige Menge kleiner Pflanzen, und etwan 14 Tage oder drey Wochen später kamen auch diejenigen, die ich im Frühlinge hatte legen lassen, zum Vorschein. Hieraus folgt von selbst, daß die Saamenkörner den Winter in der Erde nicht verfaulen oder erfrieren, sondern ihre aufgehende Kraft behalten. Ich ließ nachgehends die Pflanzen ohne Unterschied ausheben und ins Gevierte zwey Fuß von einander pflanzen. Sie wuchsen sämmtlich gleich gut. Und obgleich diejenigen Pflanzen, welche dem den Winter über in der Erde gelegenen Saamen ihr Daseyn zu danken hatten, wenigstens vierzehn Tage früher blatbar wurden, mithin in so weit einen Vorzug hatten: so kann ich doch auch nicht verleugnen, daß davon verschie-

dene sehr bald in Saamenstengel aufschossen, dahingegen die spätern Pflanzen durchaus gut blieben. Wem also daran gelegen ist, daß er vierzehn Tage bis drey Wochen früher Beete zum Abblaten fürs Vieh habe, der thut wohl, wenn er die Saamenkörner vor dem Winter, oder im Januar oder Februar, wenn die Witterung es erlaubt, legen läßt. Der Verlust, den das Aufschießen einiger Pflanzen veranlaßt, kann eben in keine Rechnung kommen, da man deren Abgang durch große Pflanzen leicht ersetzen, oder auch mehrerer Vorsicht halber etwas dichter pflanzen, und sie nachgehends weitläuftig genug verziehen kann. Wer aber eben keine Absicht auf das Viehfutter dabey hat, der thut zum Besten, wenn er die Körner im April legt, und davon, wenn sie aufgegangen sind und sechs bis acht Blätter haben, seine Pflanzung verrichtet.

Von dem Gebrauch der Beete in der Küche.

Die Beete dient dem Menschen zur Speise, wenn sie gleich für ihn im Sommer von keinem sonderlichen Gebrauche ist, weil es um solche Zeit nicht an bessern Früchten, an Erbsen, Bohnen, Salat, Möhren, u. s. w. fehlt. Selbst die Rippen der neuen Beete, welche sich wie Artischocken zubereiten lassen, werden wenig bedeuten. Ist aber jemand so glücklich, sie durch den Winter zu bringen: so sind die grünen Blätter für die Küche von großem Werthe, die Rippen jedoch von den alten großen Blättern von gar keinem Nutzen, weil sie entweder erfrieren und verfaulen, oder doch von dem Froste ganz welk und saftlos werden. Die Blätter machen so wenig lang als kurz geschärft oder gehackt für sich allein für jeden Menschen ein gutes Gemüse aus, vielmehr greifen sie die Zähne sehr an, und verursachen manchem auch wohl geringe Leibschmerzen. Allein mit Spinat und Kohle, oder mit einem von beyden vermischt, sind sie sehr angenehm zu essen. Der Spinat, der bey manchen Menschen wegen seiner Weichlichkeit eben keinen Beyfall findet, wird durch die Vermischung mit der Beete ein treffliches Gericht. Um dieses Frühlingsgericht so lange als möglich zu haben, lasse ich die aufschießenden Saamenstengel der Beete abbrechen. Wenn nun gleich dadurch nicht verhindert wird, daß der Saame wieder Stengel und Zweige treibt, denn das thut er, wenn er auch zehnmal abgebrochen wird; so wird dadurch doch der Wachsthum der Blätter merklich befördert. Es versteht sich von selbst, daß die Blätter mit dem Spinat, wenn es möglich ist, sie unter dem Schnee hervorzuholen, auch im Winter wie im Herbste ein erfrischendes Gemüse sind.

Die Feinde aller Neuerungen werfen vielleicht ein, daß die gemeine Beete eben den Nutzen habe. Das ist in so weit wohl wahr; allein es ist zuverläßig, daß sie auch von weit

herberm und viel widrigerm Geschmack ist, als der Schweizer Mangold. Wer wird nun nicht lieber eine Frucht von lieblicherm Geschmacke und größerm Nutzen vorziehen? Da wahrscheinlicher Weise das Hannoverische Magazin eher in funfzig Hände, als der Reichartische Land- und Gartenschatz in eine Hand kommt; so will ich daraus die Art der Zubereitung der Rippen des Mangolds wörtlich hersetzen: „Die äußerlichen Schalen der Rippen werden mit einem „ Messer abgeschälet oder abgezogen, „ sodann gekocht und abgebrühet, „ und hernach in einem Siebe abgetrocknet. Hierauf müssen sie in „ eine Schüssel gelegt, ein wenig „ Fleischbrühe, Salz, Muscatenblumen und Pfeffer dazu gethan und „ alles über einem Feuer gekocht werden. Zuletzt thut man ein gut „ Theil frische Butter hinzu, welche „ aber nicht mit kochen darf, sondern „ nur darin zergehen muß.„

Von dem Gebrauch der römischen Beete für das Vieh.

Auch für das Vieh ist der Schweizer Mangold zur Zeit des Sommers ein gesundes Futter. Sowohl das Kuhvieh als die Schweine sind darnach äußerst begierig, und ziehen ihn allem andern grünen Futter, selbst dem grünen und noch durchaus saftigen Erbsenstroh vor. Er zeugt Blätter, die zwey bis dreymal so groß sind, als die von der gemeinen Beete, und er ist in so weit viel ergiebiger als diese. Keine Art von Mehlthau, keine Raupe greift ihn an, und ich möchte beynahe sagen, daß nicht einmal die Schnecke sich daran wagt. Auch in diesem Betracht hat er einen großen Vorzug vor dem braunen Kohl, welcher zumal in den Gärten dem Mehlthau und dem Raupenfraß, besonders in trocknen Sommern außerordentlich ausgesetzt, und dem Vieh, wenn er nicht davon gereinigt wird, sehr gefährlich ist. Der säuerliche und kühlende Saft ist wahrscheinlich die wahre Ursache, warum das Vieh die Beeteblätter so begierig frißt. Auch das Flügelwerk, die Hühner und Puter verzehren sie als einen großen Leckerbissen. Sonder Zweifel läßt es sich aus physikalischen Gründen darthun, daß sie bey heißen Sommertagen das Horn- und Schweinevieh gegen faulende Seuchen bewahrt. Denn so gut Salat mit Weinessig in den warmen Sommertagen für den Menschen die gesundeste Speise ist, und der Fäulniß im Blute widersteht; so gut kann man annehmen, daß die in der Beete steckende angenehme und kühlende Säure der Entzündung und Fäulniß des Bluts beym Viehe Widerstand thue, und vielleicht ein wahres Präservativ gegen die fürchterliche Viehseuche ist.

Wer irgend sein Vieh liebt, und es nicht für überflüßig hält, der Abkühlung desselben zu Hülfe zu kommen, und die Entzündung möglichst zu verhüten, der wird gewiß sehr wohl thun,

wenn

wenn er in seinem Garten einen verhältnißmäßigen Fleck, oder bey großen Haushaltungen ein Paar Morgen Land damit bepflanzen läßt. In den Gärten wächst sie sogar an denjenigen Orten, wo sonst nichts recht fortkommt. So viel ist aber zuverläßig, daß der Mangold viel größer, schmackhafter, gesünder und wirksamer wird, wo er den ganzen Tag freye Luft und Sonne hat. So leicht eine Magd eine Tracht Kohl abblatet: so leicht wird sie auch Beete abblaten können. Das Vieh bey seiner Rückkunft des Abends durchaus damit satt zu futtern, möchte wohl nicht dienlich, vielleicht gar schädlich seyn, dahingegen ein Paar Handvoll Blätter für jedes Stück Hornvieh gerechnet, gewiß hinlänglich sind, der Entzündung und Fäulniß im Blute zu widerstehen, wie ich das durch die Erfahrung bewährt gefunden zu haben glaube. Die Anpflanzung der Beete nimmt zwar einen Theil des Platzes, der dem braunen Kohle gewidmet werden konnte, weg. Allein ein Fleck, der im Sommer von Nutzen gewesen ist, kann ihn im Winter nicht noch einmal schaffen, wiewohl, wie ich schon angeführt habe, die Mangoldblätter, wie der Kohl im Winter, wenn sie aus dem Schnee hervorgelangt werden können, in großen und kleinen Haushaltungen auch der Küche trefflich zu Statten kommen. Wenn man aber auch den Gebrauch der Beete den Winter über verlängnen wollte oder könnte; so kann doch vor oder nach dem Winter der Stamm, welchen das Schweinevieh ebenfalls mit großer Begierde verzehrt, ausgegraben, gestoßen und verfuttert werden.

Wider die Kornwürmer.

Als ein vorzüglich würksames Mittel wider die Kornwürmer ist in der 25ten Anzeige, von der auf das gemeine Beste aufmerksamen Leipziger ökonomischen Societät gemeldet, daß man zu der Zeit, wenn der Hanf blühet, einige blühende Büschel in die vier Ecken eines Kornhaufens, und in dessen Mitte stecken solle. Es sey dieses schon vor vielen Jahren von einem erfahrnen Landwirthe mit dem besten Erfolg gebraucht.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Montag, den 1ten April 1776.

Von dem Brande an den Zeen.

Aus dem Englischen übersetzt, durch D. H. M. Marcard zu Hannover.

Die folgenden Bemerkungen des gelehrten und vortrefflichen Wundarztes Percival Pott, sind aus dessen ganz neuerlich herausgekommenen Chirurgischen Beobachtungen a), und verdienen wegen ihrer Neuheit und Wichtigkeit allgemeiner bekannt zu werden.

„Fast jeder Arzt und Wundarzt ist mit den Heilkräften der Peruvianischen Rinde bekannt. Unter den vielen Fällen in welchen man ihr mit Recht so viel Lob beylegt, befinden sich auch der heiße und kalte Brand. Ihre Kräfte dem einen Einhalt zu thun, und dem andern zu widerstehn, haben zur Aufnahme der Wundarzneykunst nicht wenig beygetragen. Aber es giebt dennoch eine Art dieses Uebels, wo dieses herrliche Mittel gemeiniglich nicht anschlägt: nemlich diejenige welche an den äußersten Enden eines oder mehrerer Zeen anfängt, nach und nach an den Fuß und zum Aenkel hinauf tritt, auch endlich das Bein angreift, und oft aller angewandten Bemühung des Arztes ohngeachtet, den Kranken tödtet.

Diese Art Brand ist im ersten Angriff und im Fortgange sehr von der unterschieden, die auf Entzündungen, Frost, und andere äußerliche Ursachen folgt. Sehr selten findet sie sich mit wenig oder gar keinen Schmerzen an; in den meisten Fällen empfindet der Kranke, sonderlich des Nachts viel Schmerzen im ganzen Fuße und im Gelenk des Aenkels, und dieses auch schon ehe noch irgend ein Zeichen des Uebels da ist, außer einem kleinen mißfarbigen Flecken an der Spitze eines der kleinen Zeen.

Gemeiniglich zeigt es sich an der Innseite oder Spitze eines kleinen Zee als ein kleiner schwarzer oder bläulicher Flecken. Auf diesem Flecken hat sich

a) *Chirurgical Observations* relative to the *Cataract*, the *Polypus* of the *Nose*, the *Cancer* of the *Scrotum*, the different Kinds of *Ruptures*, and the *Mortification* of the *Toes* and Feet. By *Percival Pott*, F. R. S. Surgeon to St. Bartholemew's Hospital. One Vol. 8vo.

das Oberhäutchen allemal abgelöst, und die Haut darunter ist von dunkelrother Farbe.

Wenn der Kranke sich kurz vorher die Nägel oder Leichdörner abgeschnitten hat, so pflegt man gemeiniglich, aber sehr unrichtig, die Schuld auf diese Operation zu schieben.

Der Fortgang verhält sich in verschiedenen Körpern und unter verschiedenen Umständen sehr verschieden. Zuweilen geht es langsam von einem Zee zum andern und von da an den Fuß und Aenkel; ein andermal schreitet es sehr geschwind fort und unter schrecklichen Schmerzen. Gemeiniglich greift es vorher die Innseite aller kleinen Zeen an, ehe es an den obern und untern Theil derselben kommt, und wenn es an den Fuß selbst tritt, so zeigt zuerst ein Geschwulst auf dem obern Theile, veränderte Farbe, und zuweilen Brandblasen das Uebel an; überhaupt ist es eins von den ersten Zeichen, daß es wirklich vorhanden sey, wenn sich das Oberhäutchen ablöst.

Es sind zwar beyde Geschlechter diesem Zufalle unterworfen, aber gegen Eine Frauensperson die ich damit behaftet gesehn habe, kann ich sicher wenigstens zwanzig Mannspersonen rechnen. Mehr habe ichs bey Reichen und Wohllüstigen als bey arbeitsamen Armen angetroffen, mehr bey Fressern als bey Säufern. Es findet sich oft bey Alten, aber es ist durchaus nicht dem Alter allein eigen. Ich kenne keine Leibesbeschaffenheit die ihm vorzüglich unterworfen wäre. Einige haben geglaubt, es entstehe alsdenn, wenn die Gefäße zu Knochen werden, aber ich habe den Grund dieser Meynung niemals finden können.

Die gemeine Weise dieses Uebel zu behandeln, ist mit spirituösen Bähungen, mit potenziell und actuell warmen Breyumschlägen, mit Digestiv-Verbänden, wie man sie nennt, denen man durch hitzige durchdringende Oele und Balsame Kraft gegeben hat, und dergleichen; innerlich mit der Rinde.

Ich wünschte sagen zu können, daß dieses Verfahren, welches mit geringen Veränderungen bisher das allgemeine gewesen ist, gemeiniglich, oder nur oft, würksam gewesen sey. Aber eine lange und oft wiederholte Erfahrung sagt mir, es sey das nicht.

Ich begreife, daß viele meiner Leser sich verwundern werden, daß ich der Rinde die Kraft absspreche dem Brande Einhalt zu thun, einer Krankheit, wogegen man sie, nun schon seit manchen Jahren, als specifisch anzusehn gewohnt ist. Aber man muß mich recht verstehn: Meine Einwürfe und Beobachtungen betreffen einzig und allein diese besondere Gattung Brand, welche ich als ein Uebel seiner Art ansehe. Unter dieser Einschränkung wiederhole ichs nochmals, ich habe selten gesehn, daß die Rinde etwas nützte; in allen andern Fällen, wo man sie rühmt, kann Niemand eine höhere Meynung von ihr haben: aber hierin mag ich ihr keinen Ruhm beylegen, den sie nicht verdient.

Ich darf sagen, ich habe die Rinde

so

so treulich, so häufig, und auf so mannigfaltige Weise gegeben, als irgend jemand gethan hat oder thun kann; ich habe die stärksten Gaben verordnet in den kürzesten Zwischenzeiten, und so lange fortgesetzt als möglich, nemlich so lange es das Leben des Kranken zuließ; ich habe es, allein abgekocht, in Extract und in Substanz gegeben; ich habe alles dreyes mit einander verbunden; ich habe Salpeter, Wermuth, Salz, Schlangenwurzel, flüchtige alkalische Salze, Moschus, Confectio cardiaca zugesetzt, je nachdem es die besondern Umstände zuließen und zu erfodern schienen; ich habe die Rinde äußerlich als Bähungen, in Gestalt der Breyumschläge, als Verband angebracht; ich habe alles versucht, wovon man jemals geglaubt hat, daß es vermögend sey eine gute Eiterung zu befördern: das Uebel ist seinen Weg fortgegangen, vielleicht ein wenig langsamer, aber doch endlich zum Tode.

Es ist mir leid, daß ich einer unsrer großen Arzneyen einen Theil ihres Ruhms nehmen soll: aber da sie ihn einer Seits nicht verdient, folglich ihre Ansprüche darauf unbillig sind, und dann ich meyne einer andern Arzney gerade so viel zu ihrem bisherigen Rufe zulegen zu können als ich jener entziehe: so wird auch res medica nicht darunter leiden.

Vor einiger Zeit war ich jemanden in dieser Krankheit beyräthig, der aus Widerwillen oder Eigensinn sich nicht wollte bewegen lassen die Rinde auf irgend eine Weise zu nehmen; ich gebrauchte jeden Grund ihn zu überreden, aber vergebens. Bähungen, Umschläge, und der gewöhnliche Verband wurden auf die gewöhnliche Weise zur Hand genommen. Die Krankheit nahm zu, einige Tage schneller, einige langsamer, nach Verlauf von vierzehn Tagen waren alle kleinen Zeen abgestorben, der große wurde schwärzlich, der Fuß wurde dick und mißfarbig, und alles schien mir mit so schnellen Schritten zu gehn, daß ich vermuthete, in wenig Tagen würde alles entschieden seyn. Der Schmerz im Fuß und Aenkel war so groß und so anhaltend, daß er den Kranken alles Schlafs beraubte. Aus dieser Ursach, und bloß um ihm einige Erleichterung zu verschaffen, gab ich ihm eines Abends zwey Gran Opium, welches ich am folgenden Morgen wiederholte, weil es die gewünschte Wirkung nicht hatte b). Ich fand den folgenden Tag

b) Man könnte sich wundern, daß zwey Gran Opium, in einem Körper der nicht daran gewöhnt ist, keine Ruhe schaffen. Mich dünkt aber ich bemerke, daß in solchen Fällen, wo ein kränklicher Zustand im Körper ist, den das Opium zu heilen im Stande ist, dieses Mittel seine schlafbringende Kraft verliere. Ich habe einen sehr merkwürdigen Fall vom Tetanus, den ich auch in diesem Magazin bekannt machen will, bey welchem vier und zwanzig Gran Opium, die immer in vier und zwanzig Stunden genommen wurden, nemlich alle Stunden ein Gran, nicht einen Wink von Schlaf bewürkten; aber die Krankheit heilen halfen.

Anm. d. Uebers.

einige Besserung, und ließ deswegen drey Tage lang Abends und Morgens die zwey Gran Opium fortbrauchen, nach deren Verlauf der Kranke sich sehr erleichtert fühlte, und am Fuße und Aenkel war alles sichtbar besser. Durch diese Würkung aufgemuntert, vermehrte ich die Menge des Mohnsafts, und ließ alle drey bis vier Stunden einen Gran nehmen, brauchte dabey wegen der narcotischen Kraft alle Vorsicht, und ließ den Leib durch Clystiere offen halten. Nach neun Tagen seit dem Gebrauche des Mohnsafts war aller Geschwulst am Fuße und Aenkel verschwunden, die Haut bekam ihre natürliche Farbe wieder, und die abgestorbenen Theile fiengen an sich abzusondern; acht Tage weiter hin war alles los, das Eiter gut und das anwachsende Fleisch von blühender Farbe.

Alle diese Zeit hindurch ließ ich das Opium fortbrauchen, veränderte aber die Menge desselben nach den jedesmaligen Erfordernissen, niemals aber gab ich weniger als drey bis vier Gran in vier und zwanzig Stunden.

Nachdem alle verdorbenen weichen Theile weg waren, so sonderte sich auch das Todte von den Knochen ab, und ich hatte eine reine Wunde zu verbinden und zu heilen; nachgerade ließ ich das Mittel bey Seite setzen.

Ich will nicht läugnen, daß, so angenehm mir auch diese Entdeckung und dieser Ausgang war, ich dennoch dachte, es könne etwas zufälliges darunter stecken, und daher, als ich bald darauf einen gleichen Fall hatte, es nicht wagen mochte, dem Opium alles allein zu überlassen, und desfalls die Rinde damit verband. Der Ausgang war eben so erwünscht. Allein obgleich ich die Peruvianische Rinde mit dem Extractum Thebaicum versetzt hatte, und folglich den Erfolg ihren vereinten Kräften zuschreiben mußte: so muß ich doch gleichwohl bekennen, daß die verspürte Wirkung derjenigen, die ich von der Rinde allein gesehen hatte, so ungleich war, daß ich, alles wohl erwogen, mich ernstlich entschloß, in einem neuen vorkommenden Falle das Opium allein zu geben. Der Fall kam, und ob es gleich diesmal von den muthbenehmendsten Umständen, einem Alter von siebenzig Jahren, einer schwächlichen Gesundheit und schnellem Fortgange des Uebels, begleitet war: so erreichte ich dennoch meinen Wunsch vollkommen.

Ueber Fideicommisse.

— — Sunt certi denique fines. *Horat:*

§. 1.

Ich kenne keinen stärkern Beweis von der Herrschsucht der Menschen, als Fideicommisse. Der Urheber eines Fideicommisses, wenn er saat: dieses mein Gut soll bis zu ewigen Zeiten unveräußerlich bey der oder jener Familie bleiben, übt

übt er nicht die ganze Gewalt eines Gesetzgebers eben so wahr, eben so stolz aus, als Peter der I. sie ausübte, da er verordnete, daß die Thronfolge in Rußland von der Willkühr des jedesmaligen Kaisers abhängen sollte?

§. 2.

Jedes Fideicommiß ist zugleich ein Denkmal einer gewissen Eitelkeit seines Stifters. Diese Eitelkeit bestehet darin, daß jemand aus hoher Meynung von seinem eignen Verstande, sich berechtigt glaubt, andern Mittel zu ihrer Wohlfahrt aufzudringen, die er selbst zu brauchen sich schämen würde. Da schon so viele Tausende, aus zärtlicher Fürsorge für ihre Nachkommen, um sie gegen die tückische Veränderlichkeit des Glückes sicher zu stellen, sich des Mittels der Fideicommisse bedient haben; wie kömmt es, daß noch kein Mensch den Einfall gehabt hat, sein Vermögen, noch bey seinem Leben, gegen die Streiche des Glücks durch ein ähnliches Mittel zu verwahren? Die Wahrheit ist, der Mensch hat das größte Vertrauen zu seinem eignen Verstande, und wenig zu dem Verstande seiner Nachkommen; er selbst schmeichelt sich, durch seine Geschicklichkeit, Muth und Stärke des Geistes entweder das Unglück abzuwenden, oder zu ertragen; von seinen Nachkommen aber glaubt er, daß sie mehr von ihren eignen Thorheiten, als von dem Glücke zu fürchten haben.

§. 3.

Doch die Absicht dieses Versuchs ist nicht, die Fideicommisse von ihrer moralischen Seite zu betrachten. Wir wollen uns mit der Frage beschäfftigen: ob Fideicommisse eine politisch gute Sache sind?

In Italien hat sich vor einigen Jahren ein Verfasser auf eine sehr lebhafte Art wider alle Fideicommisse erklärt, und sie, als eine ungerechte und unpolitische Sache, verworfen. Es ist einer von den Verfassern der Wochenschrift, il Caffé, der nicht nur ausdrücklich einen Aufsatz dagegen geschrieben hat, sondern auch seinen Widerwillen gegen sie, bey jeder Gelegenheit, bald im Ernst, bald satyrisch, an den Tag legt. Seine Einwürfe sind zwar oft mehr schimmernd, als gründlich. Unterdessen ist es genug, daß ein Mann von Geist den Fideicommissen einen sehr schädlichen Einfluß in die Gesellschaft zuschreibt. Man weiß, wie in den Wissenschaften jede Wahrheit dabey gewinnt, daß muthige Zweifler Einwürfe gegen sie vorbringen; so gereicht es zur Aufnahme der wahren Politik, daß jede Einrichtung, jede Verfassung, jedes Gesetz, sie seyn noch so allgemein eingeführt, und von noch so altem Ursprunge, scharfe und einsichtsvolle Gegner finde.

§. 4.

Die Absicht der Fideicommisse ist, den Reichthum beständig in bestimmten Familien zu erhalten. In Ansehung dieses Effects sind sie einerley mit Lehngütern, und beyde das Gegentheil von Leihbanken. Diese erleichtern es jedem Besitzer, sein ganzes Vermögen, bewegliches und unbewegliches, in Umlauf zu bringen. Fideicommisse und Lehne machen es ihm unmöglich.

§. 5.

Es kömmt also alles auf die Frage an, welche Verfassung einem Staate die vortheilhafteste sey; diejenige, nach welcher die Reichthümer beständig in einerley Familien bleiben, oder diejenige, nach welcher sie in einem beständigen lebhaften Umlauf sind?

§. 6.

Wir wollen uns zwey Staaten von gleich großem Umfang, von gleichen natürlichen Vorzügen, und zur Zeit ihrer Entstehung von einer gleichen Anzahl Einwohner gedenken. In jedem sey eine verhältnißmäßige Anzahl reicher Familien. In dem einen dieser beyden Staaten aber sey aller Reichthum beständig in einerley Händen, das ist, aller Reichthum sey Fideicommiß. In dem andern sey er, beweglicher und unbeweglicher, in beständigem Umlauf. Dieser einzige Umstand wird eine große Verschiedenheit in der Handlung, in den Künsten, in dem Ackerbau, in der Bevölkerung, selbst in den Sitten und dem Geschmacke beyder Nationen verursachen.

§. 7.

Wir nehmen an, daß in dem einen Staate aller Reichthum beständig lebhaft circulire: jeder Reiche kann alle Tage sein ganzes Vermögen, bewegliches und unbewegliches, zu Markte bringen. Hier, wo auf der einen Seite jeder Gelegenheit hat, zu erwerben, wird auch jeder auf Erwerben bedacht seyn. Auf der andern Seite wird der Reiche, an schnelle Glücksveränderungen gewöhnt, die Reichthümer bloß als Mittel zum Genusse betrachten. In diesem Volke werden alle Leidenschaften, welche auf der einen Seite zu dem weit getriebensten Luxe fortreißen, und auf der andern täglich neue Erfindungen in den Moden, in den Künsten, in den Vergnügungen, gebähren, in beständiger Gährung seyn. Die Einwohner dieses Staats werden ein sehr thätiges, erfindsames, aber auch eigennütziges Volk seyn.

§. 8.

Die Moden, die Erfindungen in den Künsten und Manufacturen würden, in diesem Lande, auf das schnellste abwechseln. Denn hier könnte einer, durch eine einzige Erfindung, wenn er es zu machen wüßte, daß das Volk einen lebhaften Geschmack daran bekäme, ein glänzendes Glück machen.

§. 9.

Dieses Volk würde in der Handlung groß seyn. Denn die Begierde, durch neue Unternehmungen sein Glück zu machen, und das aus dieser Begierde entstehende frühzeitige Studium aller die Handlung betreffenden Wissenschaften und Kenntnisse, würde sich immer allgemeiner ausbreiten, und feuriger werden.

§. 10.

In dem andern Staate setzen wir voraus, daß aller Reichthum Fideicommiß sey. Die Einwohner dieses Staats werden weder richtige Begriffe von der Handlung haben, noch sie mit Eifer treiben. Ihre Handlung, wenn sie eine haben, wird höchst wahrscheinlich nachtheilig und passiv seyn.

§. 11.

Denn die Reichen dieses Landes, ihres

res Reichthums gewiß und daher unthätig, werden sich begnügen die natürlichen Produkte ihrer Güter gegen die Waaren, welche der Luxe Mode gemacht hat, mit dem gewöhnlichen Vortheile, zu vertauschen. Sind diese Modewaaren ausländische Produkte, – und es wird sich gewiß ein schlaues Volk finden, das ihnen die seinigen beliebt zu machen weiß; – ist es das auswärtige Volk selbst, was ihnen diese Waaren zuführt: so werden keine Künste, keine Manufakturen in diesem Lande aufkommen. Dieses Volk wird nichts unternehmen, nichts erfinden. Der jährliche Verlust, den es in der Handlung leidet, wird sich früher oder später durch eine gänzliche Erschöpfung äußern.

§. 12.

Wenn hingegen diese Gutsbesitzer glücklicherweise nicht in fremde Modewaaren verliebt wären, wenn sie zu ihrer Pracht, zu ihren Vergnügungen nichts anders verlangten, als was die Frucht ihres vaterländischen Bodens, die Arbeit ihrer Mitbürger wäre: so würde in diesem Staate, ob er gleich keine Handlung hätte, doch ein gewisser Umlauf seyn, der zwar keine Reichthümer, aber doch eine gewisse Wohlhabenheit über alle Stände verbreiten würde.

§. 13.

Wenn ferner die Gutsbesitzer einen Theil des Jahres zusammen in Städten lebten; wenn der Geschmack an den schönen Künsten unter ihnen herrschte: so würde dieses Volk in seinen Vergnügungen und Künsten eine Originalität und einen Grad von Vollkommenheit erlangen, wodurch es sich sehr von andern Völkern unterscheiden würde.

§. 14.

Man könnte freylich einen dritten Staat annehmen, wo die ganze Classe der Reichen ebenfalls bloß aus Gutsbesitzern bestünde, denen aber die Veräußerung ihrer Güter weder durch Fideicommisse noch Lehngüter untersagt wäre. Diese Verfassung wäre die schlimmste von allen. Auf der einen Seite würden die Ursachen, welche die Reichthümer vermindern, beständig würken, und auf der andern würde es an Mitteln und Gelegenheit, Reichthümer zu erwerben, fehlen.

§. 15.

Es werden wohl nie zwey Staaten völlig so, wie wir uns die Ideale gedacht haben, existiren. In einem Lande von großem Umfange werden beyde neben einander Statt finden. Es kömmt nur darauf an, den Fideicommissen gewisse Grenzen zu setzen, damit die Handlung nicht durch sie leide. Alle Einwürfe des Italiäners gegen die Fideicommisse beruhen auf den beyden falschen Voraussetzungen, daß aller Reichthum eines Landes in beständigem Umlauf seyn, und daß ein Reicher dem Staate noch durch etwas mehr als durch seinen Reichthum nützlich werden soll. Zwar über den ersten dieser beyden Sätze läßt sich streiten; die Falschheit des letztern hingegen ist evident.

Antwort auf die Anfrage in dem 62ten Stücke 1775.

(Man vergleiche das 24te St. von gegenw. J.)

„Wie weit ist bey Anlegung neuer „ Kanäle auf die untern Ge„genden der Ströme und Flüsse Rück„sicht zu nehmen, damit dieselben „durch das zugeleitete Wasser nicht „zu sehr leiden? sonderlich wenn diese „Gegenden mit den obern entweder „ganz, oder doch großentheils in Ei„nes Herrn Lande befindlich sind?„

Die Anfrage ist gar zu allgemein, und unbestimmt. Ich möchte zur nähern Bestimmung erst fragen: Was für Art Kanäle sind eigentlich gemeynt? Was für Wasser will man zuleiten? Will man sumpfige Gegenden, und nasse Ländereyen, durch Abzugsgraben abwässern? Will man Flüsse durch Kanäle vereinigen? ꝛc.

Ich will zweyerley zur Antwort geben?

1) Abwässerungskanäle sind allemal sehr nützlich; und ist ohne Bedenken zu rathen, solche ohne die geringste Rücksicht auf die untern Gegenden des Flusses, welchem sie neues Wasser zuführen, nur dreist anzulegen. Die Vermehrung des Wassers welche dadurch im Flusse verursacht wird, kommt nicht plötzlich; dauert nicht das ganze Jahr hindurch; und kann beym Eingange in den Fluß, wenn dessen Bette voll wäre, allenfalls durch eine Schleuse so lange verschlossen bleiben, bis Platz dafür ist. Es wird also dadurch in den untern Gegenden keine Ueberschwemmung oder Uferbeschädigung, verursacht werden. Die Flußbette werden auch überhaupt fast durchgängig, durch die Natur des fließenden Wassers, selbst schon so groß geformet und zubereitet, daß sie ihr gewöhnlich Wasser fassen können.

NB. wenn diese Werke der Natur nicht durch Menschen Hände gestört werden.

2) Will man Flüsse durch Kanäle vereinigen? Gut! Es ist solches zur Schiffahrt und sonstigem Transport, oft sehr nöthig und nützlich. Man wird doch aber nicht dabey die Absicht haben, den einen Fluß in den andern zu leiten. Das geht nicht. Einer würde dabey unbrauchbar werden. Ein jeder Fluß muß in seinem brauchbaren Laufe abgesondert bleiben. Sollen sie indessen durch Kanäle in so weit vereiniget werden, daß man aus dem einen in den andern kommen könne, so ist bekannt, daß man Schleusen dabey gebrauche. Und so kommen die untern Gegenden wieder gar nicht in Betrachtung. Das Wasser in solchen Kanälen ist entweder ein Theil dessen, was die Flüsse vorher selbst geführt haben, oder es ist zugeleitetes, was vorhin nicht geflossen. Im erstern Falle geschieht keine Wasservermehrung, und im andern Falle kann man durch die Schleusen züchtigen und los lassen, und hat das Wasser in seiner Gewalt.

Dies ist es, was ich nach meiner geringen Einsicht, zur Beantwortung obiger Anfrage vorjetzt habe hersetzen können. Werden die Fragstücke näher bestimmt, so werde ich auch mit Vergnügen darüber nachdenken, und so weit meine wenige Einsicht in die Hydrotechnik reicht, meine Gedanken gerne äußern.

B.

Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Freytag, den 5ten April 1776.

Dritter Brief des Richters und Advocaten M. an den Commissionsrath O.

(Siehe das 4te Stück.)

In der That, Du hast es in der Kunst, jemand zum Wasser und trocknen Brodte zu gewöhnen, sehr weit gebracht. Deine Feder ist so magnetisch, daß sie nach Wasser und Brodt weiset, wie die Magnetnadel nach dem Nordpol. Nein, nein, wertheſter Herr Bruder, damit ist mir wenig gedient, da auch bey mir ein guter Wein und ein köstliches schmackhaftes Gericht den Polarstern abgeben, wornach ich meinen Lauf richte, und worauf ich zusteure. So unbeweglich mein Vorsatz bleibt, niemands Schuldner zu seyn, und meiner Frauen Brautschatz nicht anzugreifen: so wenig bin ich desfalls stiefväterlich gegen meinen Gaum gesinnt. Von meiner ersten Jugend an habe ich einen förmlichen Beruf gehabt, gut zu essen, gut zu trinken und meinen Willen zu haben. Was thut nicht die Gewohnheit? Wir Rechtsgelehrten legen ihr die Kraft des Gesetzes bey und das sogar in hundert Fällen, wo der gesunde Menschenverstand ganz verstummt, oder die menschenfeindliche Politik kein anderes Auskommen sieht. Und was thun die Aerzte? Die machen sie sogar zur andern Natur. Muß nicht einer Blut lassen, wenn er sich zu einer gewissen Zeit dazu gewöhnt hat? Muß nicht ein Weintrinker, wenn er anderst gesund bleiben will, Wein trinken? Muß nicht mancher erst den Verstand versaufen, wenn er Muth haben will? Muß mancher nicht erst ausgeprügelt oder sonst prostituirt werden, wenn er gewohnt ist, nicht ohne Schläge oder Prostitution Verstand zu haben? Eben so ist es Gewohnheit bey mir, meinen Willen zu haben.

Erlaube mir indessen Dich zu fragen: was hat Dich denn bewogen, ein so hypochondrisches Antwortsschreiben an mich zu erlassen? Fürchtest Du etwan, ich möchte anders Sinnes werden? davor bist Du ganz sicher. Die Bouteille alten Weins ist an sich kein unebenes Mittel, den Grillen und der Hypochondrie Luft zu machen. Allein sie ist immer nur eine Palliativcur, die

nur auf Minuten und Stunden hilft. Eine andere Natur hat der Balsam, den Du aus dem Verhältniß eines Ducatens und eines Bogens zusammensetzest. Ich glaube, er heilet besser und sicherer, als alle in den Hamburger, Altonaer, Frankfurter, Erlanger und andern Zeitungen angepriesenen balsamischen Tropfen, Pillen, Tinkturen, Salze und Essenzen.

Bis in die Grube will ich Dich verehren, wenn Du mir eine solche Einnahme, als die Herrn S.. und N.. gehabt haben, verschaffen kannst. Ich schwöre es Dir zu, bessern Gebrauch davon zu machen, und ganz in der Stille zu leben, wie der Herr R. Selten werde ich eine Suppe oder ein Butterbrodt geben. Wenn es aber Ehren halber bisweilen geschehen muß; so werde ich es auch an nichts fehlen lassen, und dafür sorgen, daß alles nett, sauber, köstlich und delicat sey. Bloß zur Erholung, zur Erquickung und zur Aufmunterung. Dagegen wirst Du auch einen Kerl in der Arbeit an mir finden, wie es nur immer verlangt werden kann. Spätestens um fünf Uhr stehe ich des Morgens auf; und nun überrechne, was sich von da an bis um eilf Uhr ausrichten läßt. Gewiß mehr, als wenn man zwischen acht und neun Uhr aufsteht, und um eilf Uhr in die Rathstube gehet.

Oder wenn Du dazu die Macht nicht hast: so soll doch meine Ehrfurcht und Dankbarkeit nicht geringer seyn, wenn Du mir nur funfzig recht gute Clienten anweisest. Ich verlange keinen Ducaten für den Bogen, sondern ich bin taxmäßig mit Einem Gulden zufrieden, und verspreche dafür alles mit Sorgfalt und gebührendem Fleiße auszuarbeiten, und wie sich von selbst versteht, canzelleymäßig schreiben zu lassen. Ich werde aber kein Thor seyn, einen Ducaten, einen Speciesthaler zu verschmähen. Nur muß ich bitten, dies ja nicht für einen Beweis der Geldbegierde, welche die Weichlinge, die Wohllüstlinge, die Prasser, die Wucherer und andere von dem Schlage den Advocaten so ungerechter Weise zur Last legen, anzunehmen. Dagegen verwahre ich mich und alle meine Amtsbrüder auf das feyerlichste. Du wärst dazu lieblos genug, ob ich Dir übrigens gleich zutraue, daß Du nicht der Meynung bist, daß eben die Advocaten auf ihre Kosten das Steckenpferd ihrer Clienten, und wenns auch nur ein bordirtes Kleid, oder ein Paar überflüßige Bedienten, oder ein Glas Rheinwein, oder eine Flor Tulpen, Nelken, Hyacinthen, oder der Stein der Weisen, oder eine Grisette, oder das Kammermädchen, oder die Haushälterinn, oder gar die Köchinn wäre, mit unterhalten sollen. Wir erfahren leider gar zu oft, daß mancher viel zu erhaben denkt, als daß er sich so weit erniedrigen sollte, sich die Deservitrechnung auszubitten, oder ihrer, wenn er sie ungebeten empfangen hat, zu erwehnen. Und dem ohnerachtet ist es doch so wahr, als zwey mal zwey vier ist, daß wir eben

so

so wenig als der Arzt, der Geistliche, der Kaufmann, der Dichter, der Schuster, der Schneider, der Schuflicker und der Tagelöhner von der Luft leben können. Ein Arbeiter ist seines Lohns werth; das ist ein altes wahres Sprichwort, wenn nur immer darüber gehalten würde.

Ich erinnere mich der Herrn S.. und N.. noch ganz wohl. Sie sind den Weg gegangen, den alle saubere Herren von der Art zu gehen pflegen. Ins Zuchthaus, oder noch besser, in Swifts Tollhaus hätten sie gebracht werden sollen sammt ihren Weibern. Warum führten sie keine bessere Wirthschaft? Warum waren sie nicht Herren in ihrem Hause? Warum liessen sie ihren Damen, Weibern darf ich wohl nicht sagen, den Zügel so schießen? Hätten sie das nicht gethan: so brauchten sie jetzo nicht vom Wasser und Brodt zu leben, Bettelbriefe auszusenden, und ihre Töchter nicht für andere Leute knütten und spinnen zu lassen. Das sollten sich meine Mädchen einmal unterstehen, was ihre Mamsellen Töchter sich unterstanden haben. Nein in die Spinnstube, in die Küche mit ihnen. Deswegen bleiben sie doch, die sie sind, und werden, wenn die Reihe an sie kömmt, rechtschaffene Frauen, und, wenns Gottes Wille ist, brave Mütter werden, auch sich und ihre Männer durch einen guten sparsamen Haushalt glücklich machen.

Aber so geht es denen Herren, die lieber in ihrer Frau einen Engel anbeten, als eine Gehülfinn, die um sie sey, verehren; die lieber in sanften Ketten liegen, als mit Ernst oder Sanftmuth Herren und Meister seyn wollen oder können. Nein, es ist besser, Rechnung mit seinem Geldbeutel zu machen. Das ist ja ein rechter Poltron, der bloß der Mode und des Mitmachens halber sich entschließen kann, über lang oder kurz ein Bettler, ein Hungerleider und die Verachtung der ganzen Welt zu werden. Kaum kann man sichs einbilden, daß es Männer und Weiber von der Art in der Welt gäbe. Wären sie in Japan: sie kämen in die Werk- oder Spinnhäuser. Die verdammte Mode! die so manchem ehrlichen Kerl die Augen und den Verstand verkleistert. Das sind die verfeinerten Zeiten, die den Kopf unserer Töchter so bilden, daß sie bey der Idee eines Topfes und Kastrolls von Vapeurs, Uebelkeiten, Magenkrämpfen und Schwindeln überfallen werden. Ipecacuanha sollte man ihnen vier Wochen Tag vor Tag, und gegen das Ende der Cur, einen Tag um den andern geben, um das Uebel aus dem Grunde zu heben. Irre ich, oder ist es Wahrheit, daß es zum Geist unserer Zeiten gehört, daß ein Mann, der jährlich dreyhundert, vierhundert, sechshundert Thaler zu verzehren hat, sich so einrichte und so betrage, als wenn er sechshundert, achthundert, zwölfhundert Thaler, kurz just noch einmal so viel, als er wirklich hat, jährlich darauf gehen lassen kann. O die großen Geister! Jeden, der sie sieht, überfällt ein Schauder der Ehrfurcht. Das sind Männer, die die

große Welt kennen, die zu leben wiſſen, und den Ton in Geſellſchaften anzugeben im Stande ſind. Das läßt auch wornach, wenn man in einigen Jahren ſein eigenes Vermögen ſammt dem Brautſchatze der Frau unter die Leute bringt, und den Kaufmann wie den Handwerksmann in Nahrung ſetzt.

Was will dagegen der pedantiſche Herr R. Der mag immer das Geheimniß beſitzen, von der ihm von Gott und den Geſetzen verliehenen männlichen Autorität beſſern Gebrauch zu machen. Das iſt zwar ein Mann nach meinem Fuße, der der Modeſucht einen Daum aufs Auge zu halten weiß: den liebe ich, den ehre ich, und möchte ihn vor Empfindung umarmen, ſo etwa wie die gefühlvollen Herren, die vor Gefühl in den Lehnſtuhl oder auf das Canapee hinſinken, vor Entzücken ganz außer ſich, aber auch ohne alle geiſtige Salze und Ungarſche Waſſer ganz gemach und natürlich von der Ohnmacht wieder zu ſich ſelbſt kamen. Laß ihn doch bey dem Herrn R.. oder S.. in die Schule gehen, um zu erlernen, den Weltmann abzugeben. Sie könnten ihm praktiſche Vorleſungen über die Lebensart, über die Gaſtmale, über die Verpfändung und Wiedereinlöſung des Silberzeuges und der Koſtbarkeiten halten. Er wird recht viel von ihnen lernen, denn er ſcheint ihren Unterricht noch ſehr nöthig zu haben. Vielleicht wäre es auch für Dich ein Glück, den Vorleſungen mit beyzuwohnen. Ich denke, die Herren werden eben nicht theuer ſeyn, und mit einem Honorarium von ſechszig Thalern das Jahr über gerne vorlieb nehmen. Das wäre doch in ihren Bedrängniſſen ein guter Nebenverdienſt, und eine gute Winterzehrung. Jedoch mag ich ihr Schüler nicht ſeyn, und danke dem Himmel, daß in unſerer Gegend die Leute keine Gelegenheit haben, ihre Silberkammer bey den Juden oder auf dem Leihhauſe zu halten, und die Sorge, daß ihre Koſtbarkeiten nicht geſtohlen werden, andern zu überlaſſen.

Es geſchieht, ſagte der erfahrne Salomo, denn wir meſſen die Weisheit nach der Erfahrung ab, nichts neues unter der Sonne. Das iſt etwas altes, daß die Leute verſchwenden und groß und vornehm thun, um hernach Hunger zu leiden. Concurſe ſind auch nichts neues, da wir ſie täglich ſehen. Daß eine ehemalige Ballkönigiñ hernach eine Kinderwärterinn, und ihre Tochter bisweilen eine Kuhmagd werde, das iſt ebenfalls nichts neues. Aber das war mir doch etwas ſehr neues, daß Leute vom Stande ihr Silberzeug beſtändig oder doch die mehrſte Zeit bey dem Juden oder in dem Leihhauſe ſtehen haben, und ſelbiges auf einige Stunden einlöſen müſſen, wenn ſie es zu Zeiten für Pflicht halten, die Ehre ihres Hauſes zu retten, das heißt, durch ein Gaſtmahl um ein halbes oder ein ganzes Dutzend Piſtoletten ärmer zu werden, und in einem Tage ſo viel, wovon ſie einen ganzen oder einen halben Monat leben könnten, darauf gehen zu laſſen,

mit-

mithin auf die Art sich immer tiefer ins Verderben zu stürzen.

Dies kann beynahe nicht seyn, vielmehr glaube ich, es sey dein höflicher Scherz. Denn wie ist es möglich, seinen Gästen, ohne roth zu werden, ins Gesicht zu sehen, und sie ohne stammlende Zunge zum Glase Burgogner oder Champagner zu nöthigen. Das thäte ich nicht, ich müßte denn wissen, daß entweder die mehrsten oder alle meine Gäste sich mit mir in einerley Umständen befänden. In einer solchen Gesellschaft möchte ich einen Beobachter abgeben, und die verschiedenen Gesichter durch ein Augenglas, sonst würde es einer solchen Gesellschaft nicht Ehre genug seyn, betrachten. Rubens müßte gegenwärtig seyn, um die Minen eines Mannes und einer Frau, wodurch sie mit einander gesucht oder ungesucht reden, und ihre Ideen verbinden, abzuzeichnen. Wie wird dabey manchem das Herz schlagen, und welcher stiller Seufzer wird manchen schön gewesenen Busen wechselsweise erheben und erniedrigen. Der Fächer, das Schnupftuch, die Schale Kaffee, das Glas Wein, die Karte, der Kanaster, die Limonade, der Husten, und die verborgenen Blicke rechts und links, vorwärts und seitwärts werden mit einander wetteifern, die Verlegenheit der Hüte und der Knieschürzen zu verbergen. Freylich werden auch heitere Stirnen zum Vorschein kommen, die über jene Verlegenheit und Unruhe spotten, und sich in ihrem abgehärteten Herzen verpflichtet halten, anderer Leute Capitalien zu verzehren, und dadurch den Umlauf des Geldes und die Nahrung zu befördern.

Erstreckte sich mein Amt mit auf die Gesetzgebung: so würde ich ein Collegium der Sittenrichter, das jeden schlechten Haushälter zur Verantwortung ziehen sollte, ohngefähr so als die römischen Censoren oder das Collegium der Beurtheiler und der Aufseher in China, vorschlagen, die Unterbedienten aber mit der Macht versehen, früh und spät in die Häuser, die sonst zwar eine sichere Freystatt sind, zu fallen, die Commoden, die Schreibtische, die Schränke, die Cabinette, die geheimsten Winkel, und sogar die sonst so heilige Schlafkammer, ja das noch heiligere Ehebett zu durchsuchen, und jede Widersetzung durch Peitschenhiebe, nach dem Beyspiel der Chineser, auf der Stelle zu bestrafen. So schwer es auch sonst ist, eine neue Einrichtung durchzusezzen und aufrecht zu erhalten: so dächte ich doch, daß es mit dieser neuen Anstalt eben nicht mehrere Schwierigkeiten geben sollte, als mit dem Reichsgesetze wegen Abstellung der Misbräuche bey den Handwerkern in den Reichsstädten.

Du sagst, die modichten Damen deines Orts hielten den Herrn R.. für einen seltsamen Pedanten und Tyrannen. Aber mit Erlaubniß, liebster Herr Bruder, wofür halten sie denn dich? Mich dünkt, sie werden Dir wohl eine gleiche Ehre erweisen. Welcher Mann vom Stande wird seine Kinder so, wie Du, erziehen? Du

erlaubst deinen Söhnen mit Bürgerskindern Umgang zu halten, und läßt sie sogar in die öffentliche Schule gehen. Pfui, schäme Dich. Merkst Du denn nicht, daß Sie auf die Art alle die schlechten Sitten und Manieren annehmen, welche die gemeinen lateinischen Schulen von den neuern Gymnasien so sehr unterscheiden? Sie lernen dort wohl mehr; aber ein feiner Anstand, eine gefallende Beugung, eine freye Stellung, die hier herrschen, sind mehr werth als alle die Schulfüchsereyen. Es muß in der That mit der Gesundheit Deines Verstandes nicht recht richtig seyn, daß Du sie dem Schulzwange unterwirfst, und in aller der Pedanterey erziehen läßt. Pfui! Deine Söhne müssen auf den Schlag in der Schule seyn, drey oder vier Stunden hinter einander darin aushalten, sich mit dem Cicero quälen, und des Sonntags auf das Chor in die Kirche gehen. Recht lebhaft, recht im Geiste kann ich mir vorstellen, wie sehr sie von den Söhnen Deiner Collegen in Manieren und Gebehrden, in Minen und Grimassen übertreffen werden. Ich glaube, man riecht den Unterschied an der Frisur und an der Kleidung. Welche traurige Figur werden sie im Concert und auf den Bällen machen, sie mögen mit Anbruch des Tages oder in der Mitternacht nach Bürgermanier geendiget werden.

Unglücks genug, daß auf den Universitäten alles durch einander geht, und in den Collegien alles durch einander sitzt. Oder denkst Du etwan so herablassend und niedrig, daß anderer Leute Kinder auch Menschen sind, die in gerader Linie von Adam abstammen, wenn gleich Hume die Menschen anderst erschaffen. Ich fürchte, Du denkst wohl gar, es sey besser, sie bey Zeiten zu dem Umgange mit Menschen von allerhand Herkunft, Stande und Lebensart zu gewöhnen, und auch dadurch den Ausschweifungen vorzubeugen, worin so viele die so ungemessene als unerwartete Freyheit, die ihnen daselbst mit einmal zu Theil wird, stürzet? Freylich haben wir das zu G.. oftmals gesehen, daß nicht wenige von denen, die keinen Schulstaub gerochen, sondern die feinste und regelmäßigste Erziehung gehabt hatten, in wenigen Monaten die ungesittetsten, die unartigsten und ausschweifendsten Leute geworden sind, wenig gelernt, und einen leeren Kopf sammt einem siechen Körper ihren Aeltern zurückgebracht haben. Allein das ist nur eine Kleinigkeit gegen die Erspectanz, welche schon von ihrer Geburt an ihre Fehler, ihre Unwissenheit und ihre Ausschweifungen bedeckt.

Sogar entsiehst Du dich nicht, Deine Söhne in wollenen Strümpfen, in schlechten tuchenen Kleidern einher gehen zu lassen. Hoffentlich giebst Du ihnen auch keine andern Hemder, als von solcher Leinwand, wovon die Elle achtzehn Pfennige kostet. Ich denke, Du bist gar gewillet, sie nach den neuesten Vorschlägen ein ehrliches Handwerk erlernen zu lassen. Derer, die stu-

ſtudiren, iſt eine ſehr überhäufte Zahl, und die Zahl derer, welche die Kaufmannſchaft erlernen, iſt noch weit gröſſer. Allenthalben finden ſich ausgelernte Kaufmannsdiener, die auf eine Condition mit ſolchen Schmerzen warten, als nur irgend ein Candidat auf eine Bedienung. Wenn doch mehrere von Deinem Stande ſo dächten, wie Du: ſo würden Zucht, Ehrbarkeit und Ehrlichkeit wieder auf die Erde zurückkehren, und die ehrbaren Zünfte und Handwerker wieder zu ihren alten Rechten kommen, und nicht mehr genöthiget werden, Diebe, Ehebrecher und Huren in ſich zu dulden, geſchweige denn aufzunehmen. Sonder Zweifel biſt Du überzeugt, daß eben hierin der Grund liegt, warum jedermann lieber Officier, Student oder Kaufmann werden, als ſeines Vaters Profeſſion erlernen will.

Wirſt Du nunmehro aufhören weinetwegen in Unruhe zu ſeyn? Ich dächte es. Gieb mir doch, wenn es ohne Ungemach geſchehen kann, ein wenig Nachricht, ob ich die Abſicht Deiner Art der Erziehung errathen habe. Mein Wille wäre wohl, Dir darin nachzufolgen. Vielleicht ſind wir im Stande, die Hinderniſſe zu heben, welche es ſo ſehr ſchwer machen, unſere Kinder ein Handwerk erlernen zu laſſen. Lebe wohl.

B. den 5. Jan. 1776. O.

Der zu vermuthende Sommer-Witterungslauf vom 1ten April bis den 29ten September des 1776ten Jahres. *)

Woferne es möglich gemacht werden könnte, mit völliger Gewißheit beſtimmen zu können, was für ein halbjähriger Sommer-Witterungslauf zu vermuthen wäre, ſo könnte niemalen ein Miswachs, zum wenigſten nicht ganze Länder auf einmal betreffen, denn alsdenn könnte man von den vier Hauptſätzen bey der Sommerſaat, ob nemlich 1) frühe, oder 2) ſpäte geſäet werden müßte, ferner ob man die Saat 3) unterpflügen müßte, oder 4) obenauf ſäen, und ſo eineggen ſollte, das richtigſte erwählen, weil darauf mehrentheils alles beruht.

Da aber nichts ganz vollkommen iſt, ſo muß man ſich mit dem begnügen, was einigermaßen gut iſt, und das iſt was ich dem geehrteſten Publico mittelſt dieſes vorzutragen gewillet bin.

Der Aprilmonat wird nach den Grundſätzen der Witterungslehre, welche eine dreyßigjährige Erfahrung beſtätiget hat, dieſes Jahr vorzüglich zum trocknen Wetter geneigt ſeyn, eine gar zu herbe Kälte wird nicht regieren, es ſteht alſo einem jeden anzurathen, daß er mit den Saaten eilet, die in dieſem Monat geſäet werden müſſen: alle Arten müſſen erſt geſäet und denn untergepflügt werden: wo ſandige Felder ſind, muß die Walze wohl gebraucht werden, damit die Winterfeuchtigkeit im Lande erhalten werde, die Gärtner müſſen die Gartenbeeten recht feſt antreten oder klopfen, um gleiche Abſicht, die Feuchtigkeit zu erhalten, zu erreichen.

Hie-

*) Obgleich die Vermuthung der bevorſtehenden Witterung ſehr ungewiß iſt: So iſt dennoch gegenwärtige Nachricht den geneigten Leſern vorgelegt, da ſolche aus Grundſätzen geſchloſſen ſeyn ſoll, die eine dreyßigjährige Erfahrung beſtätiget. Der Erfolg muß zeigen, ob dieſe Grundſätze zuverläßig ſind, da denn der Herr Verfaſſer ſolche dem Publico mitzutheilen hoffentlich geneigt ſeyn wird. A. d. H.

Hiebey muß ich anzeigen, daß diese Sätze nicht weiter als funfzehn Meilen in der Runde von dieser umliegenden Gegend gelten können, denn alle Grade muß eine aparte Anmerkung gemacht werden, um von selbiger Schlüsse zu machen.

Der Maymonat wird fortfahren vorzüglich zum trocknen geneigt zu seyn, jedoch hat man öftern fruchtbaren Thau zu erwarten, dieserwegen muß man abermalen mit den Saatē-eilen, die in diesem Monat gesäet werden müssen, um rechten Nutzen von der Feuchtigkeit so im Lande ist zu ziehen, das Unterpflügen und Einwalzen muß nicht unterlassen werden. Wer dieses Jahr des Abends bey Sonnenuntergange säet, es die Nacht im Thau so bloß liegen läßt, und des Morgens vor Sonnenaufgang, damit die Sonne den Thau nicht wieder ableckt, das Gesäete unterpflüget, wird den vorzüglichen Nutzen dieser sogenannten Thausaat erfahren.

Und da diese Gegend vorzüglich wünscht guten Flachs zu bauen, so will denen zum Besten hiemit anrathen, den Leinsaamen erst einige Tage vor der Aussaat auf Laken auszubreiten, solche des Nachts über im Thau liegen zu lassen, und des Morgens zuzudecken, wer dieses thut, kann gewiß seyn, daß der Leinen gut gerathen wird. Denn man glaubt nicht, was solche mit fruchtbarem Thau imprägnirte Saat vorzüglich ist, dieß ist überhaupt das einzige Mittel alle Arten von Saamen zu imprägniren, alle andere Arten taugen nichts, hiervon aber verdirbt gewiß nichts, wohl aber hilft es zu einem vortrefflichen Wachsthum.

Der Anfang des Juniimonats wird fruchtbaren Regen bringen, hingegen die übrige Zeit abermalen zum trocknen Wetter vorzüglich geneigt seyn, und dieses wird bis den 10ten Julius fortdauren.

Ueberhaupt kann man mit vieler Gewißheit schließen, daß dieser Sommer vorzüglich zur Dürre geneigt seyn wird, diese Nachricht hat großen Nutzen für einen jeden vernünftigen Landmann, er kann nunmehro alle Arten von Einrichtungen in seinem Haushalt darnach einrichten. Er kann um keinen Mangel an Weide für sein Vieh zu erleben, die Anzahl desselben nach Proportion einrichten, weil er auf keinen starken Graswuchs Staat machen kann. Die niedrig liegenden Felder und Wiesen kann er länger beweiden lassen, dahingegen muß er die hochliegenden Wiesen frühe schonen.

Vom 11ten Jun. bis den 15ten August steht ebenfalls eine größere Neigung zum Trocknen als zum Feuchten zu erwarten, jedoch wird dann und wann ein weniges an Regen kommen, die Heuernte wird in den hiesigen Gegenden nicht die ergiebigste seyn, und man wird besser thun nicht zu sehr damit zu eilen, damit das Gras noch Zeit behält etwas stärker zu wachsen.

Vom 16ten August bis Ausgang Septembers wird noch eine vorzügliche Neigung zum trocknen Wetter herrschen, und wird folglich die Ernte sehr gut eingeerntet werden können.

Allen Vermuthungen nach steht eine gesegnete Ernte zu vermuthen, absonderlich werden die niedrig liegenden Felder und Gärten reichlich tragen, die hochliegenden Felder werden, wenn der Saame untergepflügt wird, und wo es nöthig ist, stark bewalzet, ebenfalls das ihrige thun, weil im Junius dann und wann ein Regen erfolgen wird. Wer aber das Unterpflügen und Bewalzen versäumt, der wird schlecht fahren, und hat niemand als sich selbst die Schuld beyzumessen.

Den Einwohnern so puren Sand mit Rokken besäet haben, als in den Heidegegenden, und die Moorfelder besitzen, will wohlmeynend anrathen, im Anfange vom April vor einem zu erwartenden Regen ihre gesäete Felder wohl zu überwalzen, dadurch wird das von Frost gelöfete Korn wieder fest gemacht, und die im Lande vorhandene in der Folge so nöthige Winterfeuchtigkeit erhalten.

Ein aufrichtiger Wunsch meinem Nächsten zu dienen, hat mich zu diesem Aufsatz veranlaßt, stiftet er Nutzen, so bin für meine Mühe reichlich nach meiner Denkungsart belohnt.

Harburg, den 23ten März.

Der Verfasser.
Mitglied der Königl. Zellischen Landwirthschaftsgesellschaft.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Montag, den 8ten April 1776.

Hannoverischer Nachtrag zu dem Entwurfe eines Seminarii für niedere Schulen ꝛc. im 24. und 25ten St. dieses Magazins.

Kennern des hiesigen Schulseminarii muß es sehr erfreulich seyn, da sie wahrnehmen, daß alles, was der am Ende dieses Entwurfs genannte im Halberstädtischen und also außerhalb unsers Landes stehende geschickte und beliebte Herr Inspector Schmaling hierin gewünscht und vorgeschlagen, allhie wirklich unter göttlichem Segen seit 25 Jahren geschehen; wovon der Nutzen bereits durch mehrere Hundert darin vorbereitete Leute in hiesigen Landen sich verbreitet hat.

Da auch viele Gönner und Freunde dieses Schulseminarii eine nähere Nachricht von dessen Einrichtung mehrmals gewünscht, so wird es Denenselben ebenfalls angenehm seyn, daß sie aus diesem Entwurfe einen Begriff davon sich machen können, wenn sie vernehmen, daß es in allen wesentlichen Stücken, ja auch in den meisten Umständen gerade solchergestalt eingerichtet sey, wie es hie beschrieben worden. Ein jeder, der nach dem ruhmwürdigen Muster unserer hohen Herren Obern, die Anstalt selbst in Augenschein zu nehmen sich bemüht, kann davon volle Ueberzeugung erlangen. Ja die gedruckten Grundsätze der Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen, in dem von Königl. Churfürstl. Consistorio errichteten Schulmeisterseminario zu Hannover, zeigen auch andern diese Uebereinstimmung.

Um diesen Begriff aber desto vollständiger zu machen, will man nicht verschweigen, wie in einigen Nebenstücken sich einiger Unterschied finde. Solche sind z. E.

a) daß man den Tisch, um einen weitläuftigen Haushalt zu verhüten, nicht in Natura, sondern dazu Geld, wöchentlich, nach Nothdurft reicht, und also keines Oekonomieverwalters bedarf.

b) Daß eben wegen der S. 379. angeführten wichtigen Ursache mit der Anstalt selbst eine zahlreiche Freyschule in eben demselben Hause vom Anfange her verbunden, deren Lectionen im 14ten Abschnitt des 1ten Kap. jener

Grundsätze beschrieben, und mit den vorgeschlagenen mehrentheils übereinstimmen, außer einigen Einrichtungen, die man hie zweckmäßiger befunden.

c) Daß man solche, die größern Schulen vorgesetzt werden sollen, gern länger behalte, als Ein Jahr, damit sie in den Methoden zu einer völligern Fertigkeit kommen: zu welchem Ende denen, so durch den Unterricht zu einiger Fertigkeit gelangt sind, sogleich zur Uebung Gelegenheit gemacht wird, sowohl in gedachter Schule, unter Aufsicht der Inspectoren, als außer derselben durch Privatinformationen.

d) Daß man das Theoretische und Practische gleich verbinde, und alle halbe Jahre um Ostern und Michaelis ende; anstatt des vorgeschlagenen doppelten Cursus aber die sämmlichen Seminaristen der großen Anzahl wegen in zwey Classen der neuangekommenen und der älteren vertheilt habe.

e) Daß das, was einem Prediger und dem Präceptori zu verrichten vorgeschlagen wird, allhier von zwey Inspectoren verrichtet werde, welches wohlgeprüfte Candidati und geschickte Catecheten seyn müssen, und deren jeder eine von gedachten Classen besonders mit Unterrichte versieht.

f) Daß man statt eines besondern Lehrbuchs die Landes-Catechismos, nemlich Gesenii und Walthers, beym Religionsunterrichte zum Grunde lege, und sich bey deren Erklärung und Ergänzung einer tabellarischen Methode bediene, wovon einige Tabellen zur Probe gedruckt sind.

g) Daß man die Feldmessung für keine allen Schulhaltern nöthige Sache ansieht, und also nicht lehre: zur Kenntniß anderer gemeinnütziger Dinge aber den Seminaristen alle nur mögliche Anleitung giebt und verschafft.

h) Daß bey dem Seminario nicht nur die vortrefflich erklärte Bibel des gründlichen Herrn Burgs, sondern auch eine kleine Bibliothek von catechetischen und andern zweckmäßigen Schriften vorhanden sey.

Ist die Welt in Ansehung des Raums und der Zeit unendlich, oder hat sie Grenzen?

Die unwidersprechlichsten Beweise setzen die Wahrheit, daß die Welt, oder die ganze Schöpfung von einem erstaunlich großen Umfange sey, außer Zweifel. Um nicht schon oft geführte Beweise noch einmal zu führen, will ich nur dies sagen: Im März befindet sich die Erde in ihrer Laufbahn im Zeichen der Wage, weil sie die Sonne im Widder sieht, im September ist sie im Zeichen des Widders. Diese beyden Standpunkte der Erde sind wenigstens 44000 halbe Erddurchmesser, deren einer 860 geographische Meilen hat, von einander entfernt.

Aus

Aus diesen beyden so sehr von einander entlegenen Punkten, verändert sich die Lage der Fixsterne gegen einander nicht, und ein Stern erscheint weder größer noch kleiner, obgleich die Erde ihm 44000 halbe Erddurchmesser näher, oder um so viel weiter von ihm entfernt ist. Ein sicherer Beweis, daß die Größe der ganzen Erdbahn nur ein Punkt in Vergleichung der Entfernung sey, in welcher sich die Fixsterne von uns befinden. Aus diesen und ähnlichen Gründen kann der Astronom die Entfernung eines Fixsterns nur folgern, nicht messen, wie er die Planeten und die Sonne mißt. Könnte sich der Astronom schnell zum nächsten Fixsterne schwingen, auch von da aus würde ihm wahrscheinlich der gestirnte Himmel, so wie von der Erde aus erscheinen, nur daß der Syrius ihm wie ein Stern der Plejaden, und einer der Plejaden wie der Syrius erscheinen würde. Vielleicht ist ein Zeitraum von Jahrtausenden für den schnellen Fittig des Lichts noch zu kurz, um den feinen Aether, von einem Rande der Schöpfung bis zum andern, zu durchschneiden; und für den ersten der Engel, ist es vielleicht ein zu schweres Geschäfft, die Welt zu messen.

Hat aber auch die Schöpfung irgendwo ihre Grenze, so daß außerhalb derselben Nichts ist; oder ist sie ganz grenzenlos, und erstreckt sich ins Unendliche? Hat Gott irgend einmal zu schaffen angefangen: oder hat seine Allmacht von Ewigkeit her, Geschöpfe hervorgebracht? Dies sind Meynungen, die beyde ihre Vertheidiger gefunden haben und noch finden.

Noch im Jahr 1775 behauptete der Herr Amtmann **Ludewig** zu Kneseбeck in einer zu Lüneburg gedruckten Schrift, daß die Welt, so wohl in Ansehung des Raums, als auch der Zeit unendlich sey. Die Entscheidung der Gründe für beyde Meynungen kömmt dem Leser zu.

Auf Einer Seite sagt man:

Von Ewigkeit her habe Gott das Vermögen zu schaffen gehabt, folglich habe er auch von Ewigkeit her geschaffen. Denn das Gegentheil setze zum voraus, er sey die ganze Unendlichkeit durch, ehe sein Wille entworfene Sphären schuf, deswegen unthätig gewesen, weil vor der großen Epoche der Schöpfung noch keine Gegenstände, die sich der göttlichen Liebe und Erbarmung erfreuen, oder sich vor seinem Zorne fürchten konnten, da waren; noch keine Beweise der göttlichen Macht und Weisheit da waren; und die ewige Geburt des Sohnes berechtige einen Christen, eine ewige Schöpfung anzunehmen.

Es ist wahr, die Eigenschaften Gottes, die bloß auf Geschöpfe eine Beziehung haben, konnten ohne Geschöpfe nicht in Ausübung gebracht werden. Wer aber will behaupten, daß allein die Körperwelt, das ganze Maaß der Tiefen der Gottheit sey? Der Mensch? der schwache Mensch, der nur fünf Sinne kennt, und zu klein ist den sechsten zu erforschen? da es doch die uns unerklärbaren Handlungen vieler

Thiere außer Zweifel setzen, daß sie noch Sinne besitzen die uns unbekannt sind. Welcher Compaß zeigt dem Storche die Straße, die er durchfliegen muß, wenn rauhe Herbstwinde ihm anrathen, seine Wohnung zu verlassen, und wärmere Länder zu suchen; und wer ist sein Führer, wenn er aus einer so großen Ferne her, sein im Herbste verlassenes Nest im Frühling wieder bezieht? Ein Sinn, den wir nicht ergrübeln können. Der Mensch dessen Ideen so arm sind, will mit seinen Schlüssen in das Wesen des Urhebers der Natur dringen, und den Reichthum der Gottheit bestimmen; da ihm doch sein Werk, die Natur, Abgründe ohne Zahl vorlegt, deren Tiefen ihm unerforschlich sind? Nur Eine Kraft, die er nicht einmal erklären kann, nur Eine würkende Ursache der Natur, die anziehende Kraft, kennet der Mensch. Die mannigfaltigen Gegenstände der Natur aber die sie hervorbringt, sind Würkungen, die von der einzigen anziehenden Kraft nicht erzeugt werden können. Daher weiß der Mensch zwar, was die Natur hervorbringt; wie sie es aber hervorbringt, das ist in eine Finsterniß gehüllt, die keine Dämmerung erleuchtet. Nur die zu kühne menschliche Vernunft kann es wagen, die ganze Action Gottes bloß auf die Werke seiner Hand, auf die Schöpfung, einzuschränken. Wenn eine Muschel in der Tiefe des Meers, die keine andere Handlungen kennt, als daß sie ihre Schaale öffnet und wieder verschließt, um die nahrhaften Theile im Wasser zu ihrer Speise zu nutzen; wenn eine solche Muschel über den Menschen urtheilen wollte, so würde sich der Mensch, nach ihrem Ermessen, in einer beständig todten Unthätigkeit befinden müssen, weil er keine Schaale um sich habe, die er öffnen und wieder verschließen könne. So kühn, und noch kühner ist es, wenn der Mensch die ganze Thätigkeit Gottes, auf die Werke seiner Hand einschränkt.

Und kann man Geheimnisse, von welchen wir nichts verstehen, anwenden, um minder dunkle Dinge dadurch zu erleuchten? Die ewige Geburt des Sohnes, ist ein Geheimniß, das der Mensch annehmen muß, das er aber nicht fassen, nicht erklären kann. Schaffen heißt etwas darstellen, das nicht da war. Darf man eine solche Erklärung bey der ewigen Geburt des Sohnes, bey einer Handlung wagen, die in der Gottheit selbst vorgeht? Und wird es nicht einen Widerspruch enthalten, von Ewigkeit schaffen? So viel ist gewiß, der Künstler muß eher da seyn, als sein Werk, und die würkende Ursache eher als die Würkung. Und Moses sagt: Im Anfang (nicht, von Ewigkeit her) schuf Gott Himmel und Erde.

Aber in Ansehung des Raums, in Ansehung der Ausdehnung, sollte die Welt da nicht unendlich seyn? Der Herr Professor Meier zu Halle behauptet es. Er sagt: Die Weltkörper haben eine Neigung sich einander zu nähern, sie haben eine Schwere gegen einander. Wäre die Welt endlich,

so

so müßten die äußersten Sterne der Schöpfung schnell zum Mittelpunkte der Welt herabsinken, weil sie nach dieser Richtung von unzähligen Sphären, nach der gegenseitigen Richtung gar nicht hingezogen würden. Ja die ganze Schöpfung müßte in einem beständigen Falle zum Mittelpunkte der Welt sich befinden: denn nur hier würde der Zug von allen Seiten gleich, und ein völliges Gleichgewicht der Kräfte seyn.

Es ist wahr, der Mond wird von der Erde, und die Trabanten des Jupiters und Saturns, von ihrem Jupiter und Saturn an sich gezogen; alle Kugeln des Sonnensystems empfinden den Zug der Sonne, und ein jeder derselben würde diesem Zuge folgen. Der Mond würde zur Erde, und die Erde mit ihrem Monde zur Sonne herabsinken müssen, wenn nicht der schnelle Kreislauf der Erde und des Mondes diesen Weltkörpern eine eben so große Kraft ertheilte, sich von dem Mittelpunkte ihrer Laufbahn zu entfernen. Dies alles ist gewiß.

Wer aber ist vermögend, nur einen Scheingrund anzugeben, daß auch die Fixsterne durch das Band der Schwere mit einander verbunden sind, daß sie einander an sich ziehen? Was bey dem Sonnensystem durch starke Gründe bewiesen ist, das ist bey den Sternen nicht einmal wahrscheinlich. Muß nicht der Mond mit der Erde durch ein unsichtbares Band verbunden seyn, da er sie auf ihrer Reise um die Sonne beständig begleitet, und sich um sie bewegt? Müßte nicht der Mond durch seinen schnellen Kreislauf, von der Erde weg, ins Unermeßliche geschleudert werden, wenn nicht die Erde den Mond beständig zu sich zöge, und ihn hielte? und beweist nicht die Ebbe und Fluth des Meers, daß Mond und Erde eine anziehende Kraft gegen einander ausüben? Aber die große Ferne, in welcher sich der nächste Stern von der Erde befindet, läßt nicht einmal vermuthen, daß beyde durch einen Zug mit einander verbunden seyn sollten. Hätte einer der Fixsterne seinen Lauf um die Sonne oder um einen andern Stern, so bewiese dies, was es beym Monde und dem ganzen Sonnensystem beweist; da dies aber nicht ist, so fällt der Grund, und mit diesem das Gebäude einer ewigen Welt, das auf diesem Grunde gebauet war.

Einem Kopfe der ganz Metaphysik ist, kann der folgende Beweis für eine unendliche Welt wichtig seyn. Was war da, ehe Gott die Welt schuf? Ein unerschaffener unendlicher leerer Raum, in welchem sich schlechterdings nichts befand. Dies ist gewiß: denn wäre das mindeste da gewesen, so müßte dies Etwas entweder geschaffen, oder nicht geschaffen seyn. Der erste Fall ist unmöglich, er widerspricht der Frage, denn was geschaffen ist, das gehört zur Welt. Ein unerschaffenes Etwas aber wäre unabhängig und ewig, wie die Gottheit. Und es wären zwey ewige Wesen, die nicht geschaffene Materie, und der Schöpfer

Welt. Unendlich mußte dieser leere Raum ebenfalls seyn. Denn wäre er eingeschränkt gewesen, so hätten diese Schranken das Gegentheil von Nichts, sie hätten etwas Materielles seyn müssen, dies Etwas wäre ein Gegenstand der Schöpfung, und ein Theil der Welt gewesen.

In diesem allgemeinen Nichts, so sagt man, sollte die zukünftige Welt ihren Platz füllen. Aber wo? Ein jeder Ort war hier ganz gleichgültig, und doch mußte der Urheber der Welt nothwendig durch einen zureichenden Grund bestimmt werden, warum die Welt eben hie und nicht dort ihren Platz einnehmen sollte; er mußte den besten Ort wählen. Ein zureichender Grund aber konnte da nicht Statt finden wo nichts war, und Ein Ort war hier so gut als der andere. In dieser Verlegenheit nun weiß der Metaphysiker Rath. Die Welt muß hier und auch dort, sie muß allenthalben, und so unendlich seyn, als der leere Raum unendlich ist. Kurz gefaßt ist der Beweis dieser: Weil es ganz gleichgültig ist, wo die Welt ihren Platz haben sollte; so mußte sie nothwendig unendlich gemacht werden.

Meine Leser werden den Beweis selbst entfalten, und finden, daß der Satz des zureichenden Grundes hier weit über seine Grenzen ausgedehnt sey. Man wird sich des Wanderers erinnern, der auf einem Scheidewege halb verdurstet anlangte, auf beyden Wegen siehet er eine Wasserquelle, zu seinem Unglück aber bieten beyde Quellen ihm ein Wasser an, das so hell ist wie ein Chrystall, und beyde Quellen sind gleich weit von ihm entfernt. Was soll er bey dieser großen Verlegenheit beginnen? Hier war kein zureichender Grund, warum er eine Quelle der andern vorziehen sollte, er muß also unter der Sonnenhitze zwischen beyden Quellen völlig verdursten. Meinem Bedünken nach behauptet ein strenger Metaphysiker bloß aus Eigensinn, daß gar keine willkührliche Handlungen da sind, um nur nicht zugeben zu müssen, daß der Satz des zureichenden Grundes einige Einschränkung leide.

Wenn die Gründe für eine Meynung entkräftet sind, so ist die Sache halb entschieden; zeigt man aber, daß die behauptete Meynung einen Widerspruch enthalte, so ist die Sache ausgemacht. Das letzte ist noch zu leisten.

Was heißt Schaffen? Etwas hervorbringen das nicht da war. Eine Sphäre also die geschaffen ist, ist vor dem Punkte ihrer Entstehung nicht da gewesen: da nun eine jede die unzähligen Weltkugeln geschaffen ist, so muß eine jede zuvor nicht da gewesen seyn. Ist dieses richtig, so ist die ganze Schöpfung einmal nicht da gewesen, folglich ist sie nicht von Ewigkeit her. Wäre eine Schöpfung von Ewigkeit, so müßte eins der Werke schon da gewesen seyn, ehe es entstanden; ist dies nicht ein Widerspruch?

In einer Welt die nirgends eine Grenze hätte, wähle man sich irgend einen Punkt, dieser Punkt wird der Mittelpunkt einer solchen Welt seyn.

Denn

Denn gegen Norden und Süden, gegen Westen und Osten hat man eine Unendlichkeit. Man versetze diesen Punkt durch Millionen Sonnenfernen, auch hier wird aus gleichen Gründen der wahre Mittelpunkt derselben grenzenlosen Welt seyn. Aber gegen eine Ausdehnung würklicher Dinge, die allenthalben Mittelpunkt und nirgends Grenze ist, empört sich die Vernunft.

Die Welt sey einmal ein, dem Raume und der Zahl nach unendliches Werk eines unendlichen Urhebers, was wird die Folge seyn? Der große Baumeister kann das Werk, das seine allmächtige Hand gebauet hat, nicht messen, und die Anzahl seiner hervorgebrachten Weltkugeln nicht bestimmen. Denn die grenzenlose Welt wäre nicht allein für irgend eine Creatur, sondern schlechthin unermeßlich, und die Menge ihrer Theile durch keine Zahl zu erschöpfen. Was die Allmacht gebauet hat, das sollte die Allwissenheit nicht messen können! Welch ein Widerspruch! Eine Welt ohne Grenzen hätte auch eine Eigenschaft, die Unermeßlichkeit, mit dem höchsten Wesen, mit dem der sie gemacht hat, in gleich hohem Grade gemein.

Noch Ein Einwurf ist zu beantworten. Fällt nicht mit der unbegrenzten Welt auch der unendliche Raum, der vor der Schöpfung da war, und der außerhalb der Welt sich befindet? Denn ist auch hier nicht allenthalben Mittelpunkt und nirgends Grenze? Kann die Allwissenheit diesen Raum messen, da er grenzenlos, also unermeßlich ist? Und machen die Widersprüche, welche sich hier einem jeden aufdringen, sein Daseyn nicht unmöglich?

Aber was ist ein Raum, oder welches einerley ist, ein leerer Raum? Ein Ort wo Etwas seyn könnte, wo aber nichts ist. In einem gefüllten Glase ist kein Raum; man leere das Glas, so ist Raum in demselben. Der Raum ist also die Abwesenheit würklicher Dinge, er ist ein Nichts. Ist dieser Raum eingeschränkt, so muß er durch etwas Materielles eingeschränkt seyn: in diesem Falle befindet er sich in der Welt, seine Größe ist bestimmt, es ist nur Ein Mittelpunkt in ihm möglich, und das was ihn einschränkt macht seine Grenze aus, er ist endlich. In einem unumschränkten allgemeinen Nichts hingegen könnten freylich allenthalben Mittelpunkte möglicher Kreise und Figuren bestimmt werden. Was aber ist der Mittelpunkt einer Figur die nicht da ist, der Mittelpunkt von Nichts, was ist das Maaß von Nichts? Ein Widerspruch.

M. Schmid.

Nachricht

Nachricht.

Die Churpfälzische ökonomische Gesellschaft zu Lautern hat den Verlag ihrer Werke selbst übernommen, in der Hoffnung, daß derselbe zu Unterstützung ihrer patriotischen Absichten behülflich seyn könne, und wird den Weg der Unterschreibung jedesmal ergreifen. Die Jahrgänge ihrer Bemerkungen von 1773 und 1774, sind in zween Bänden meistens abgedruckt. Jener von 1773 hat 23 Bogen und zwey sauber gestochene Kupfertafeln. Der von 1774 wird in der Bogenzahl etwas stärker werden, und hat ebenfalls eine Kupfertafel. Beyde Theile haben zur Titelvignette einen Medaillon, der die Seite und Gegenseite ihres Jettons vorstellt. Das Papier beyder Werke ist sehr sauberes Druckpapier.

Der Preis jedes Jahrganges ist für die Unterzeichner Ein Gulden, für welchen Preis es die Liebhaber planiret und geheftet frey bis Hannover erhalten, woselbst die Subscription bis zum 1ten Junii dieses Jahrs bey dem Intelligenzcomtoir angenommen wird. Die Namen der Herren Unterzeichner werden, wenn sie früh genug einkommen, und die Uebersendung des Werks nicht aufhalten, in einem besonders gedruckten Verzeichniß bekannt gemacht werden.

Inhalt der Bemerkungen des Jahres 1773.

Geschichte der Gesellschaft.

Gugenmus, praktischer Beweis der Unfruchtbarkeit jeder Erdart; und ihrer Verbesserungen.

Gugenmus, Untersuchung und Berechnung, welche Bauart für den gemeinen Mann die nützlichste sey.

Schimper, über eine bessere Methode, das Queckſilber mit geringern Kosten aus seinen Minern zu scheiden, ohne daß so viel von demselben, wie bisher, verloren gehe.

Jacobi, Beschreibung der auf den Churpfälzischen u. Zweybrückischen Bergwerken bisher gebräuchlichen Arten, die Queckſilbererze zu behandeln, nebst einer neuen Methode zur Laborirung des Queckſilbers.

Medicus, über die bloß praktischen Beyspiele.

Henop, ausführliche Nachricht, wie eine zahlreiche Baumschule von guten Obstbäumen nützlich anzulegen sey; nebst einer genauen Berechnung aller desfalls entstehenden Unkosten, aus eigner Erfahrung gesammelt.

Inhalt der Bemerkungen des Jahres 1774.

Geschichte der Gesellschaft.

Sukow, vom vortheilhafterer Einrichtung das Queckſilber aus seiner Miner zu gewinnen.

Stork, von Pflanzung und Zurichtung des Flachses auf dem Hunnsrück.

Stork, vom Kalkdüngen auf dem Hunnsrück.

Medicus, von ausländischen Bäumen, die zu Mannheim im Freyen überwintern.

Beckman, vom Verkohlen des Holzes.

Schmid, von Beschneiden der Zwergbäume.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Freytag, den 12ten April 1776.

Beschreibung der Insel Rhodus.

Die gütige Aufnahme der Beschreibung der türkischen Inseln Candia *) und Cyprus **) läßt mich hoffen, daß die Beschreibung von Rhodus, welche zwar jenen beyden an Größe, nicht aber an glücklicher Lage und Fruchtbarkeit weicht, und welche in der alten und mittlern Geschichte noch merkwürdiger, als eine von jenen, war, nicht weniger geneigte Leser finden werde. Sie hat sich, wie man wissen will, da sie vorher noch nicht war, erst spät aus dem Grunde des Meers über dessen Wellen empor gehoben. Sie ist es, auf welcher, wie die Fabel sagt, es Gold geregnet, und Rosen in Menge hervor geblühet, als die Sonne, eine männliche Gottheit bey den Griechen, auf derselben die Venus umarmte, und sie zur Mutter der Nymphe Rhodus, von der die Insel den Namen haben soll, machte; und hier war es, wo die Rhea ihren kleinen Neptun heimlich vor ihrem Manne dem Kinderfresser Saturn erziehen ließ. Aber auch nach der wahren Geschichte prangte Rhodus mit einem der sieben Wunderwerke, dem ungeheuren Coloß. Sie war der Sitz einer der berühmtesten hohen Schulen und eine Pflegmutter der Künste und Wissenschaften. Sie führte eine Zeitlang die Herrschaft über die sie umgebenden Gewässer, ihre Seeleute wichen denen von Tyrus und Sidon nicht an Erfahrenheit und Geschicklichkeit in der Schiffahrt, und ihr Seerecht war dem Gesetze der Natur und der Billigkeit so angemessen, daß es Rom, welches sonst der halben Welt seine eigenen Gesetze aufdrang, zu dem seinigen machte. Und endlich ist sie in den mittlern Zeiten der Hauptsitz des ersten und vornehmsten der geistlichen Ritterorden gewesen.

Rhodus liegt zwischen jenen beyden Eilanden in dem Theile des mittelländischen Meers, welcher von der Insel Carpathus, jetzt Scarpanto, benannt wurde, im Mittage von Klein-Asien, jetzo Natolien, und namentlich dessen untern Provinzen, Carien und Lycien, davon es nur durch einen Arm

*) S. dieses Magazin 1773. St. 98. 99.
**) 1776. St. 20. 21.

von 2 Meilen entfernt ist. Gegen Morgen hat sie in einer Weite von 60 Meilen Cypern, gegen Westen Scarpanto, wovon sie 10, und gegen Südwest Candia, wovon sie 15 Meilen abliegt; gegen Mitternacht ist Natolien, und gegen Mittag Aegypten. Sie hat bey den Alten noch viele andere Namen, und woher sie Rhodus genannt worden, darüber können sich die Wortforscher nicht vereinigen. Die Mehrsten leiten Rhodus von einem gleichlautenden griechischen Worte, welches eine Rose (ῥόδον) bedeutet, ab, dergleichen die ersten, die da anlandeten, in Menge antrafen. Diejenigen, welche diese Etymologie für richtig annehmen, sehen die Blume, welche man auf den alten Münzen der Rhodier erblickt, für eine Rose an; die aber, welche sich ein schärfers u. richtigers Gesicht zutrauen, ein Spanheim a) zum Exempel, machen eine Granatblüte daraus.

Den Umfang der Insel Rhodus giebt Strabo zu 920 Stadien, das sind beynahe 29, und Plinius zu 130,000 Schritt, das sind 30 deutsche Meilen, an, und die neuern Geographen haben gefunden, daß sie nicht gefehlt haben. Ihre Figur gleichet einem Dreyeck, dessen Spitze gegen Mittag gekehrt ist. Die Luft ist fast immer heiter und rein, mithin gesund, und es haben schon die Alten von ihr gerühmt, daß kein Tag so trübe oder nebelicht sey, an welchem ihr nicht die Sonne scheine, welches sie bewogen hat, sie für ein Heiligthum dieses Gestirns zu halten b). Die Insel ist bergicht, aber auch so fruchtbar und reich an allen Arten von Lebensmitteln, daß sie, wie ihre Nachbarinnen Cyprus und Creta, die Glückselige genannt worden. Virgil c) rühmt die rhodische Traube; aber Pococken hat der dasige Wein nicht schmecken wollen, und er glaubt, daß er nicht mehr so gut, wie vor Alters, sey. Der dasige Ahornbaum, der seines Geruchs wegen Rosenholz genannt wird, ist unter dem Namen des Ligni Rhodii eine Waare der Materialisten geworden. Bey der Abnahme an Einwohnern sind die Waldungen so stark geworden, daß sie einen guten Theil von Aegypten mit Brennholz versehen, und viele Schiffe hier gebauet werden. Die reichen Bergwerke lieferten ehedem den rhodischen Künstlern Erz und Stahl zu Colossen, Statüen, Waffen ꝛc. und ihre Marmorbrüche vortrefflichen Marmor zu Bildsäulen, zu Tempeln und andern Gebäuden.

Rhodus hatte in den ersten Zeiten viele Schlangen; ein gewisser Thessalier

a) De usu & præstant. Numismat. Diss. 4. p. 273.

b) Horaz sagt daher: claram Rhodon. I. Odar. 7. daß clarus hier nicht berühmt heiße, wie es in der Uebersetzung dieses Dichters, die zu Cassel 1749 gedruckt worden, gegeben ist, kann man aus dem Lucan Pharsal. l. 8. v. 247. lernen, wo er sagt:

— Claramque relinquit
Sole Rhodon —

c) II. Georg. 102.

lier soll sie ausgerottet haben. Die mittlere Geschichte gedenkt eines abscheulichen Drachen mit 2 Flügeln, langem Halse, herabhangenden Eselsohren und großem Rachen, welcher um das Jahr 1340 sich daselbst in einer Höhle an einem See aufgehalten, und Menschen und Vieh verschlungen haben soll. Es wagten sich viele Rhodiser Ritter, welche damals im Besitz der Insel waren, an das Ungeheuer, wider dessen harte Schuppen Schwert und Lanze nichts vermogten; aber alle wurden ein Raub desselben, weswegen der Großmeister seinen Rittern untersagte, gegen dasselbe auszuziehen. Ein Gascogner Deodat von Gozon, war auch oft ausgegangen, seinen Heldenmuth den Drachen fühlen zu lassen, er war aber allemal auf halbem Wege wieder umgekehrt. Die Spötterey, welche er hierüber ausstehen mußte, war ihm unerträglich, er reisete nach seinem Vaterlande, verfertigte sich eine dem Drachen ähnliche Figur, und richtete zwey große Hunde ab, solche auf ein Zeichen von ihm unter dem Bauche, wo der wahre Drache nicht mit so harten Schuppen versehen war, anzufallen. Hierauf kam er wieder nach der Insel, und ohne seine Absicht jemanden zu entdecken, setzte er sich, gerüstet, von seinen getreuen Hunden und zween Bedienten begleitet, zu Pferde, und ritt nach dem Orte, wo sich der Drache aufhielt. Das Pferd scheute sich vor dem Ungeheuer, warf sich mit dem Reuter auf die Seite, und nöthigte ihn, den Kampf zu Fuße anzutreten. Als er nahe genug war, und der Drache auf ihn zu eilte, gab er den Hunden das gewöhnliche Zeichen, sie fielen ihn, wie sie abgerichtet waren, an, hielten ihn fest, Gozon stieß ihm sein Schwerdt bis an das Heft in den Wanst, daß er todt zu Boden stürzte, aber unglücklicher Weise auf den Ritter fiel, und ihn mit zur Erde warf. Nun liefen seine Bedienten herbey, zogen ihn unter demselben hervor, und ermunterten ihn aus der Ohnmacht, in welcher er lag. Auf die Nachricht, daß der Drache getödtet sey, eilte die ganze Stadt Rhodus dem Ritter entgegen, und holte ihn, als ihren Erretter, im Triumph ein. Gozon zeigte sich dem Großmeister Bruder Helion von Villeneuve, aber wie erschrack er, als ihn derselbe, anstatt der Belohnung oder doch Danksagung, die er erwartete, mit einem zornigen Blicke empfieng, und ihm heftig verwies, daß er wider Befehl gehandelt. Es wurde sogleich Capittel gehalten, und dem armen Ritter, weil er die Obedienz gebrochen, welche pünktlich zu leisten, eine weit heiligere Pflicht sey, als das Leben seiner Nebenmenschen durch die Erlegung eines Unthiers sicher zu stellen, das Ordenskleid ausgezogen. Doch ließ sich der Großmeister nach einiger Zeit erbitten, demselben solches nebst der vorigen Gnade wieder zu geben d). Die Mehrsten setzen diese Drachengeschichte mit der von dem Ritter St. Jürgen und dem Lindwurm in eine Classe; einige aber halten nur die mehrsten Umstände

d) *Vertot* Histoire des Chevaliers Hospitaliers de St. Jean de Jerusalem. T. II. p. 22. sqq.

stände für erdichtet, und machen aus dem Drachen einen Crocodil, der aus dem Nilflusse nach Rhodus gekommen, und da Schaden angerichtet habe.

Die Rhodier sprachen den Dorischen Dialect, und in ihrer Schreibart hielten sie, nach dem Quintilian, das Mittel zwischen der Weitschweifigkeit der Griechen in Asien und dem Gedrungenen der Athenienser. Zu Künsten und Wissenschaften hatten sie eine gute natürliche Anlage, und ihre hohe Schule, welche der zu Athen, zu Marseille und zu Tarsen in Cilicien nichts nachgab, gab ihnen Gelegenheit, solche anzuwenden. Aeschines von Athen, ein Schüler des Plato und Isocrates, und Wetteiferer des Meisters in der Beredtsamkeit, Demosthenes, dem er hatte weichen und seine Vaterstadt verlassen müssen, legte sie an, und die größten Römer Cicero, Brutus, Cassius ließen sich daselbst unterweisen. Pompejus, wie Plutarch erzählt, ließ die Lehrer, als er zu Rhodus war, alle vor sich kommen, hörte sie, und beschenkte jedweden mit 600 Thalern. Unter ihren Rednern nennt man den Aristocles und den Apollonius den Rhodier, der zwar von Geburt ein Aegyptier war, aber doch diesen Beynamen verdiente, weil er hier die Beredtsamkeit lehrte. Unter den Philosophen waren vornemlich Panätius, der zuerst die Lehre von den Pflichten abhandelte, in der Geschichte Callisthenes, in der Poesie der Regent zu Lindus, Cleobulus, welchen die Griechen mit unter ihre sieben Weisen rechnen, wie auch seine Tochter Cleobuline und der Comödienschreiber Aristophanes berühmt. Die Mathematik, die bey der Schiffahrt und Baukunst, worin es ihnen damals Niemand zuvorthat, unentbehrlich ist, trieben sie stark. Als der Philosoph Aristipp, da er durch Sturm verschlagen hier ans Land geworfen wurde, geometrische Figuren am Ufer abgerissen fand, so sprach er seinen Gefährten Muth ein: denn, sagte er, ich sehe hier Spuren von Menschen. Die Lieblingskunst, und worin sie es allen übrigen zuvor gethan, waren ihre Arbeiten in Erz, Stahl und Stein, davon ihre erstaunende Menge von Statüen, besonders der große Sonnencoloß, der nie seines gleichen gehabt, und daher unter die Wunderwerke gezählt wird, zeugen.

Diese ungeheure Statüe wurde mehr als 350 Jahr vor Christi Geburt, auf Kosten des Demetrius, von einem Rhodier, mit Namen Chares, aus der Stadt Lindus innerhalb 12 Jahren für 300 Talent, (etwa 2 Tonnen Goldes) aus Erz verfertiget, und vor dem Eingange des Hafens auf 2 Felsen, die 50 Fuß von einander ablagen, aufgestellt, so daß die Schiffe zwischen dessen Beinen durch- und einsegelten. Seine Höhe giebt Plinius zu 70 Ellen an. Eine Elle hatte das Maaß von der Spitze der Finger bis zum Ellenbogen, das ist drey Viertel, und der Daum war so dick, daß ihn der größte Mann kaum umfassen konnte, mithin nicht unter 6 Fuß. Die Sta-

Statüe war hohl, und damit sie das Gleichgewicht hielt, so hatte sie der Künstler inwendig mit großen Steinen, wo es nöthig war, versehen. Rhodus konnte aber nicht lange auf dies Wunderwerk stolz thun, kaum hatte es 56 Jahr gestanden, als es durch ein Erdbeben umstürzte. Als der Kaliphe Mawias die Insel eroberte, so verkaufte er das Erz einem Juden, oder, wie andre wollen, ließ er es nach Syrien bringen. Es soll eine Last für 900 Kameele ausgemacht haben. Rechnet man nun mit Scaligern 800 Pfund für ein Kameel, so würde das Ganze sich auf 720,000 Pfund belaufen. Simonides machte ein Epigramm, welches auf den Coloß angebracht worden, darin ist die Höhe zu 80 Ellen, und Laches als Werkmeister angegeben, woraus man muthmaßet, Chares habe das Werk angefangen, und Laches nach jenes Tode es vollendet. Plinius sagt, Rhodus habe außer diesem noch hundert andere geringere Colossen gehabt. Man hat daher die Rhodier auch Colosser genannt; doch muß man sie nicht mit Bodin und andern zu den Colossern machen, an welche Paulus geschrieben; dies waren die Christen der Stadt Colossus in Carien, welche nicht lange nachher durch ein Erdbeben zerstöret worden.

Wie gute Baumeister die Rhodier gewesen, davon gaben ihre prächtigen Tempel und andere Gebäude einen sichern Beweis, besonders aber ihre Gesetze, welche die Baumeister betrafen, und welche Vitruven ehedem den heißen Wunsch thun ließen, daß sie von allen Ländern möchten angenommen werden. Wenn ein öffentliches Gebäude aufgeführt werden sollte, so ließ sich die Regierung von dem Baumeister, den sie dazu wählte, den Anschlag machen, und wenn solcher gebilliget, so diente dessen ganzes Vermögen dem Staate bis zur Vollendung des Baues zum Unterpfande. Hatte derselbe unter einem Viertel des Anschlages mehr gekostet, so übernahm der Staat den Ueberschuß, allein was darüber gieng, das mußte der Baumeister ersetzen.

Ueberdem waren die Rhodier gute Seeleute, und ihr Seerecht wurde gar bald die allgemeine Richtschnur in Schiffahrtsstreitigkeiten auf dem mittelländischen Meere, wie es das Seerecht der ehemaligen Stadt Wisby auf der Ostsee wurde. Als Eudämon von Nicomedien dem K. Antonin klagte, daß er bey einem Schiffbruche von den Zöllnern der cycladischen Inseln beraubt worden, so bekam er zum Bescheide, die Sache sollte nach dem Seerechte der Rhodier, wenn kein römisches Gesetz was anders verordnet hätte, entschieden werden e). Die Verfasser des römischen Gesetzbuches haben daraus die Verordnung in Betreff der Haverey, den Legem Rhodiam de jactu, in ihre Arbeit übertragen.

Die ältesten Städte auf Rhodus waren Lindus auf der östlichen Küste mit

e) l. 9. D. ad Leg. Rhod. de jactu.

einem berühmten Tempel der Pallas, Camirus im Mittage der Insel, und Jalysus, Homer sagt Jelyssus, an der Nordwestseite. Diodor gedenkt einer vierten Stadt Achea, und Stephan von Byzanz einer fünften, Corydale genannt. Sie wurden aber endlich alle durch die Stadt Rhodus verdunkelt, zu welcher Hippodamus von Milet, der Erbauer des Hafens zu Athen, in dem peloponesischen Kriege über 400 Jahr vor Christi Geburt den Grund legte. Er legte sie zu 80 Stadien im Umfange an, und schloß Land und Waldung mit ein. Der Platz wurde aber bald ausgebauet, und die Stadt zeichnete sich so sehr durch ihren Hafen, durch ihre Straßen, Mauern und übrigen Schönheiten vor andern Städten aus, daß Strabo versichert, daß man keine schönere, ja nicht einmal ihres gleichen finde. Nach der Beschreibung des le Brün f) und andrer, liegt Rhodus auf dem Abhange eines Hügels, hat an der Seeseite eine doppelte und landwärts eine dreyfache Mauer, Wall und Graben. Die Mauern sind in gewisser Weite mit Thürmen versehen, und die Festungswerke überhaupt, ohne die Forts zu rechnen, mit 460 Kanonen besetzt. Das Schloß oder Citadelle in der Stadt liegt auf der Anhöhe, und dient zu einem Staatsgefängnisse. Sie hat nur zwey Thore, eins das nach dem Hafen geht, und das andere auf der Landseite. Jenes ist das schönste, und hat noch das Wapen des Großmeisters der Johanniter, welcher es erbauen lassen. Sie hat breite und gerade Gassen, und auf der sogenannten Rittergasse annoch von den Rittern nach italiänischem Geschmack erbaute steinerne Häuser, an welchen zum Theil noch ihre Wapen in Marmor erscheinen. Sie hat einen doppelten Hafen, einen für große Schiffe, und einen zweyten mit einem engen Eingange, welcher des Nachts mit einer Kette gesperrt wird, für die Galeeren. Der Eingang zu beyden Häfen wird durch drey Castelle, St. Johann, St. Michael und St. Nicolas, welches letztere weit in die See sich erstreckt, beschützt. In der Stadt selbst wohnen nur Türken und Juden, die Griechen aber, welche hier einen Erzbischof haben, in der Vorstadt, die größer, wie jene ist. Zwey tausend Schritt von der Stadt liegt der St. Stephansberg, und etwas weiter der Berg Philerme mit einer Marienkirche, nach welcher häufig gewallfahrtet wird. Vor der Stadt ist eine abgezeichnete Ebene, in welcher sich die Türken wöchentlich, bisweilen 50 bis 60 an der Zahl, zweymal im Ringen üben. Wer seinen Gegner zu Boden geworfen, zeigt sich den Zuschauern, und bekommt von ihnen einige Asper (eine türkische Scheidemünze) zum Geschenk. Der Vorsteher dieser Uebungen ist der, welcher noch von keinem Ringer übern Haufen geworfen ist. Außer dieser Stadt hat die Insel 6 Flecken, davon Casal nova am nächsten bey Rhodus liegt.

Die Telchiner werden für die ersten Be-

f) Voyage du Levant. T. I. p. 548.

Bewohner der Insel Rhodus gehalten. Sie sollen die ersten Götzenbilder gemacht haben, und große Zauberer gewesen seyn; sie machten nach Gefallen gut Wetter, Regen, Hagel und Ungewitter. Nach ihnen kamen die Heliaden, die Phönizier, die Carier und die Dorier dahin. Diese letzten behaupteten sich darinnen, und vermehrten sich so sehr, daß sie Colonien nach Macedonien, nach Carien, nach Sicilien, den Balearischen Inseln und gar nach Spanien schicken konnten, und unter ihnen nahm die Insel so sehr an Reichthum und Macht durch die Schifffahrt, wodurch sie sich auch bey der Nachwelt berühmt gemacht haben g), zu, daß sie auch die nahe belegenen Inseln unter ihre Botmäßigkeit brachten, selbst auf dem festen Lande Eroberungen machten und die Herrschaft zur See ausübten. Anfangs hatte Rhodus Könige. Einen derselben, **Tlepolem** genannt, läßt **Homer** mit 9 Schiffen mit vor Troja gehen, und daselbst umkommen. Bey der Gelegenheit gedenkt er auch des Reichthums der Insel, mit welchem sie der gütige Jupiter, der ihr gewogen gewesen, gesegnet habe. Nachher führten die Rhodier die republikanische Regierungsform ein. So lange die persische Monarchie in ihrem Flor war, so lange mußten auch die Rhodier nebst den übrigen asiatischen Griechen derselben gehorchen; aber nach **Xerxes** Niederlage setzten sie sich nebst jenen durch Griechenlands Hülfe in die vorige Freyheit. Gleich darauf geriethen Athen und Sparta selbst in einen langwierigen Krieg, an welchem ganz Griechenland Theil nahm. Rhodus ergriff die Parthey der Athenienser. Zum Unglück aber für Athen, zog sich der Krieg nach Sicilien, und **Artaxerxes** trat auf die Seite der Lacedämonier. Die Athenienser wurden bey Syracus geschlagen, ihre Bundesgenossen fiengen an zu wanken, und Euböa, Lesbus und Chius traten von ihnen ab. In diesen Zeiten kam die lacedämonische Flotte nach der Insel Rhodus, sie landete zu Camiro, das keine Mauern hatte, sie ließen die Rhodier zusammenkommen, und verlangten von ihnen, daß sie ebenfalls von Athen abstehen sollten, zugleich mußte ihnen die Insel 32 Talente, (etwa 20,000 Thaler) bezahlen h). Als die Athenienser, nach endlich erfolgtem Frieden, sich in etwas erholt, die Lacedämonier aber durch die Niederlage, welche sie von den Thebanern erlitten, nicht mehr zu fürchten waren, so unternahmen sie, sich an den abtrünnigen Bundesgenossen zu rächen und ihre vorige Macht und Ansehen wieder herzustellen. Den Auftrag dazu bekam **Chares**, und er sollte mit der Bezwingung von Amphipolis den Anfang machen; allein er wurde von denen von Chius, von Rhodus und andern Bundesverwandten geschlagen, und die Athenienser genöthiget, um Frieden zu bitten,

g) *Cicero* pro L. Manil. Rhodiorum usque ad noſtram memoriam diſciplina navalis & gloria remanſit.

h) *Thucydides*. l. 8.

ten, welchen ihnen die Rhodier gewähreten.

Als Alexander der Große in dem persischen Kriege Tyrus erobert hatte, so schickten die Rhodier an ihn, und übergaben ihm ihre Stadt und Hafen von freyen Stücken, die übrigen Inseln des Archipels mußten sich ebenfalls unterwerfen und Besatzung einnehmen. Diese fielen aber den Einwohnern bald zur Last, sie beklagten sich vergebens darüber, so bald sie aber Nachricht von Alexanders Tode erhalten, jagten sie die macedonische Besatzung weg, und setzten sich wieder in Freyheit, wobey sie sich auch bey allen den Kriegen welche auf diesen Tod folgten, erhielten. Allein sie wurden bald darauf durch eine andere Züchtigung, durch das oben erwähnte Erdbeben, heimgesucht, welches ihren großen Coloß, ihre Stadtmauern und ein gut Theil ihrer Häuser umstürzte. Sie ließen den Prinzen, womit sie in Verbindung standen, von ihrem Unglück Nachricht geben, und sie um mildthätige Unterstützung ersuchen. Diese beeiferten sich um die Wette, der unglücklichen Stadt Beweise ihres gefühlvollen Theilnehmens zu geben, und ihre Mildthätigkeit überstieg den Schaden weit, den das Erdbeben verursacht hatte. Philopator von Aegypten schenkte ihnen 300 Talente, (ein Talent war nicht unter 600 Rthlr.) eine Million Maaß Getreide, Holz und übrige Materialien zu Erbauung zwanzig neuer Schiffe, 20,000 Thaler zu Unterhaltung des Schiffsvolks, 3000 Talente zur Wiederherstellung des Colosses, 12,000 Maaß Getreide behuf der Opfer und der öffentlichen Spiele. Ferner überließ er ihnen 100 Baumeister, und 350 andere Arbeiter, nebst 12,000 Maaß Getreide zu ihrem Unterhalt. Hiero und sein Sohn Gelon von Syracus gaben ihnen 60,000 Thaler, darunter waren 45,000 für die Wiederherstellung der Schulen. Sie ließen zu Syracus auch zwey Statüen errichten, davon die eine, welche Rhodus vorstellte, von der andern, der Stadt Syracus, gekrönet wurde. Antigonus von Macedonien verwilligte ihnen für 60,000 Thaler an Holz, Pech und Eisen, und Philipps Mutter 100,000 Maaß Korn, und 3000 Pfund Bley. Seleucus von Syrien, Prusias von Bithynien, Mithridat von Pontus ꝛc. bezeigten sich eben so freygebig.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Montag, den 15ten April 1776.

Schluß der Beschreibung der Insel Rhodus.

Nachdem die Römer nach dem ersten punischen Kriege anfiengen, eine Figur zur See zu machen, in dem zweyten aber Syracus und Sicilien eroberten, auch nachher sich in die Händel von Griechenland mischten, so rieth den Rhodiern die Klugheit, die Freundschaft derselben zu suchen und zu unterhalten. Als daher jene sich der Aetolier gegen Philippen von Macedonien annahmen, so machten sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache, und als derselbe den kürzern zog, so forderten sie die Oerter auf dem festen Lande, welche ihnen ehedem gehört hatten, von ihm zurück, und schlugen den macedonischen General, der gegen sie ausgeschickt war. Eben so treuen Beystand leisteten sie den Römern wider Antiochus den Großen, und erhielten nach dessen Ueberwindung von dessen Staaten das ihnen so nahe gelegene Carien und Lycien von den Römern zur Belohnung a). Bald darauf bekamen die Römer mit dem letzten macedonischen Könige Perseus Händel. Die Rhodier schickten Gesandten nach Rom, den Frieden zu vermitteln, aber sie nahmen eine Sprache an, welche den Römern misfallen mußte. Denn nachdem sie in ihrer Rede, welche sie im Senat hielten, viel Aufhebens von den großen Diensten machten, welche sie ihnen noch letztens wider Antiochus geleistet, dessen Ueberwindung sie größtentheils den Rhodiern schuldig wären, so fügten sie hinzu: Ihr Staat hätte durch die Unsicherheit des Meers und des unterbrochenen Commerzes seit den drey Jahren, welche dieser Krieg bereits daure, zu sehr gelitten, daß sie nicht auf dessen Beylegung dringen sollten. Sie hätten daher auch eine Gesandtschaft mit eben dem Auftrage an den Perseus geschickt, und ihr Staat würde schon wissen, was er für Maaßregeln zu nehmen habe, wenn einer von beyden Theilen den Krieg fortzusetzen Lust hätte. Der Rath sah dieses als eine Kriegeserklärung an, und der Prätor Juvencus brachte in

a) Lucan gedenket dieser Belohnung. L. V. 50.
— Pelagique potens Phœbeia donis
Exornata Rhodos.

Vorschlag, den Rhodiern den Krieg anzukündigen; und es würde geschehen seyn, wenn nicht zwey von den Tribunen, welche einem Prätor, dergleichen Gesetze in Vorschlag zu bringen, streitig machten, sich dawider gesetzt hätten. Und der sonst so strenge Cato nahm sich der Rhodier so sehr an, daß ihre Gesandten zur Antwort bekamen, man wollte sie zwar nicht als Feinde ansehen, man würde sie aber auch nicht mehr für Bundesgenossen halten. Doch wie die Rhodier um Verzeihung baten, so wurde das alte Bündniß mit ihnen erneuert; inzwischen nahm Rom jene Schenkung zurück b).

Als nach Cäsars Tode Antonius sich zum Zuge gegen dessen Mörder Brutus und Cassius bereitete, und dieser letzte, welcher in Syrien war, befürchtete, daß die Rhodier welchen Cäsar so viel Gutes erzeigt, sich zum Antonius schlagen würden, so faßte er den Anschlag, sie entweder durch gute Worte oder durch Gewalt auf seine Seite zu bringen. Die Rhodier hatten eine so große Einbildung von ihrer Seemacht, daß sie sich mit ihrer Flotte auf der Küste, wo Cassius stand, sehen ließen, und ihm die Fesseln zeigten, welche sie seinen Leuten anlegen wollten. Sie hatten aber bald Ursache ihre Frechheit zu beweinen. Cassius hatte mehrere und größere Schiffe, Statius schlug damit die Rhodier und landete auf ihrer Insel, ohne daß sie den geringsten Widerstand gethan hätten. Cassius gieng darauf selbst hinüber, nahm ihnen ihre Schiffe und Reichthümer, und würde vielleicht noch härter mit der Stadt umgegangen seyn, wenn er nicht noch Liebe für einen Ort gehabt hätte, wo er in der Jugend studirt hatte. Als Tiberius sich mit seiner Frau, Augustens Tochter, und deren Söhnen nicht vertragen konnte, und sich, weil solche mehr Gehör als der Schwiegersohn bey dem Kaiser fanden, von Rom entfernen mußte, so wählte er Rhodus zu seinem Aufenthalte, und war einige Jahre da. Die Römer hatten den Rhodiern bisher ihre alte Freyheit gelassen. Da sie aber zur Zeit des K. Claudius einige Römer ans Kreuz schlugen, so wurden sie derselben beraubt, erhielten sie aber nachmals wieder c).

Bey der Theilung des Kaiserthums kam Rhodus mit zum Orient, und aus den cycladischen Inseln wurde eine Provinz, davon Rhodus das Haupt war. Nach Mahomeds Zeiten wurde sie einige mal von den Saracenen bald von Syrien, bald von Aegypten aus, feindlich überzogen. Mawias war der erste, welcher sie um das Jahr 650 eroberte, und sie ihres Colosses beraubte. Als die Lateiner in den Kreuzzügen sich Constantinopels bemächtigten, und die Venetianer und Genueser die griechischen Inseln an sich rissen, so gerieth Rhodus unter die

b) *Livius* l. 44. c. 14.
c) *Tacitus* Annal. l. 12. c. 58.

die Botmäßigkeit der letztern. Eine Familie des Kaiserlichen Hauses wandte sich nach Nicäa, setzte da den Kaisertitel fort, und nahm den Lateinern eine Provinz nach der andern wieder ab. Johann Ducas, welcher auch Vataces genannt wird, nahm sich 1249 vor, den Genuesern Rhodus wieder abzunehmen. Da aber eben ein Geschwader Kreuzfahrer aus Italien bey der Insel vorbey kam, so wurden die Griechen damals mit deren Hülfe abgetrieben. Vataces wartete also auf eine bequemere Gelegenheit, und solche fand sich, als Ludewig der Heilige die große Niederlage in Aegypten erlitt, und nun wurde es ihm leicht, die unrechtmäßigen Besitzer aus Rhodus zu vertreiben. Da aber das griechische Kaiserthum nachmals immer mehr in Verfall gerieth, so machte sich der Statthalter der Insel unumschränkt, und nahm, um sich in der Unabhängigkeit zu erhalten, viele Türken und Saracenen in die Insel auf.

So war der Zustand von Rhodus beschaffen, als die Johanniterritter nach ihrer Vertreibung aus dem gelobten Lande ihren Sitz zu Limisso oder Limasso auf Cypern aufschlugen. Dieser Orden hatte vor 200 Jahren zu Jerusalem den Anfang genommen. Nach diesem Orte waren in den Zeiten des Aberglaubens, noch ehe er das erste mal in die Hände der Ungläubigen kam, häufige Wallfahrten geschehen. Da aber die Saracenen gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts sich desselben bemächtigten, so war er den abendländischen Christen versperrt. Nur verstattete der Kaliphe Aaron Raschid aus Achtung gegen Carln den Großen den Lateinern, die von ihnen für heilig gehaltenen Oerter zu besuchen, welches aber mit dem Tode dieser Prinzen wieder aufhörte. In der Mitte des eilften Jahrhunderts würkten einige Kaufleute von Amalphi in Italien, welche nach Aegypten handelten, durch europäische Kostbarkeiten und reiche Geschenke bey dem dasigen Kaliphen für die Lateiner einen Platz in Jerusalem, in der Gegend des vermeynten heiligen Grabes aus, baueten daselbst ein Kloster, und daneben zwo Herbergen (Hospitia) zur Aufnahme der Pilgrimme, nemlich eine für Manns- die andere für Frauenspersonen auf, und schickten aus ihrer Vaterstadt Benedictiner-Mönche mit einem Abte dahin. Jedes Spital hatte seine Capelle; die in dem Mannsspitale war Johannes dem Täufer geweihet, und diese Anstalt erhielt sich durch die Almosen, welche im Occident dafür gesammelt wurden. Nach einiger Zeit wurden die Seljukidischen Türken Herren von Jerusalem, und die Wallfahrten der Abendländer würden wieder ein Ende genommen haben, wenn nicht die Türken durch das Geld, welches sie sich von jedem Pilger, ehe er in die Stadt gelassen wurde, bezahlen ließen, sie zu nutzen gewußt hätten. Viele derselben blieben aus heiliger Einfalt, oder aus Furcht, auf der Zurückreise unter die Räuber zu fallen, da, und widmeten sich dem

Dienste der Pilger und Kranken in diesen Hospitälern. Sie wurden Hospitalier, und der erste unter ihnen der Hospitalmeister genannt. Als die Kreuzfahrer 1099 Jerusalem eroberten, war ein Franzose, Gerhard, Hospitalmeister. Nun wurden den Hospitaliern nicht nur von den neuen Königen zu Jerusalem, sondern auch hin und wieder in Europa Güter und Gefälle vermacht, und Meister Gerhard beredete seine Hospitalier, der Welt ganz zu entsagen, und sich durch Ordensgelübde dem Dienste der sich nun häufig einfindenden Wallfahrter auf Lebenslang zu widmen. Sie wählten die Regel des heiligen Augustins, nebst einer schwarzen Kleidung mit einem weißen achteckigten Kreuze auf der linken Brust. Dieser neue Orden wurde sogleich von dem dasigen Patriarchen und 1113 vom Pabst Paschal dem II. bestätiget. Gerhards Nachfolger, Bruder Raimunden, war es nicht genug, daß seine Hospitalier, davon die mehrsten bey dem Kreuzheere unter Gottfrieden und Balduinen zu Felde gedienet hatten, ihre Waffen nunmehr verrosten lassen, und allein der Pilgrimme in dem Hospitale pflegen sollten. Hierzu kam der Stolz einiger von Adel, welche jene erste Pflicht, ihrer Geburt für unanständig hielten, und denen es schmerzte, daß sie von den Ordensbrüdern von geringerer Herkunft in nichts unterschieden seyn sollten. Der Orden wurde also in drey Classen vertheilt, in Ritter, in Caplane und in Dienende (Servienten). Die erste Classe war nur für die von edler Geburt, und sie bekamen die besondre Pflicht, die Pilger auf ihrer Hin- und Zurückreise gegen die Ungläubigen und Räuber zu schützen, und sich im Felde und zu Vertheidigung der Schlösser gebrauchen zu lassen. Die Caplane oder Geistlichen sollten den Gottesdienst in den Spitälern und Häusern des Ordens besorgen, und die Servienten, in welche Classe die von niedriger Geburt kamen, die Wartung der Pilger und Kranken übernehmen, und andere vorfallende Dienste verrichten.

Als die Ritter zu Limisso sahen, daß die Griechen ihre Freunde nicht waren, und der König von Cypern ihrer gern los gewesen wäre, so sah sich der Großmeister Fulco von Villaret nach einem andern Wohnsitze um, und richtete seine Gedanken auf die Insel Rhodus. Er bat sich solche von dem K. Andronicus mit dem Versprechen aus, den rebellischen Statthalter nebst den Saracenen und Türken daraus zu vertreiben, sein Lehnträger zu seyn, und ihm jährlich 300 Ritter zu Kriegesdiensten zu stellen. So wenig Autorität derselbe auch noch auf der Insel hatte, so verwarf er doch den Antrag, in der Hoffnung, sich solche selbst wieder unterwerfen zu können. Dem ohngeachtet rüstete der Großmeister eine Flotte aus, welche durch die Kreuzfahrer, die aus Italien kamen, verstärkt wurde, er landete, ohne vielen Widerstand zu finden, auf der Insel, und wurde mit der Eroberung derselben innerhalb 4 Jahren völlig fertig. Die in der Nähe

ge-

gelegenen kleinern Inseln Nisara, Episcopia, Leros, Calamo, Cos, das Vaterland des Hippocrates u. a. wurden ebenfalls weggenommen, und von dieser Zeit an nannte man die Ritter Rhodiserritter. Die vertriebenen Mahomedaner nahmen ihre Zuflucht zu dem Sultan Osman, welcher gleich das folgende Jahr Rhodus anfallen ließ. Seine Flotte setzte einige Tausend unbewaffnete Mahomedaner auf Episcopia aus, mit welchen nach Vertreibung der Ritter die Insel wieder bevölkert werden sollte. Die türkische Flotte wurde aber geschlagen, und jene unbewehrte Colonisten ohne alle Barmherzigkeit niedergemacht.

Um das Jahr 1450 versuchte der Sultan Daher von Aegypten sein Heil an Rhodus, weil die Ritter dem Könige von Cypern, den er bekriegt hatte, Beystand geleistet; aber er hatte kein besser Glück, als Osman. Als Mahomed der II. nach der Eroberung des griechischen Kaiserthums von dem Orden verlangte, seine Oberherrschaft zu erkennen, und derselbe sich dazu nicht verstehen wollte; so ließ er die Insel 1460 angreifen. Seine Flotte wurde aber von dem Patriarchen Ludewig, welchen Calixt der III. mit 13 Schiffen den Rittern zu Hülfe schickte, geschlagen. Mahomeden schmerzte es, daß eine so kleine Insel mit einer Handvoll Volks seiner Macht allein Trotz bot, daß die Ritter in seinen Gewässern so viel Schiffe wegnahmen, und die Türken, welche ihnen in die Hände fielen, theils spießten, theils viertheilten, oder sonst umbrachten, und er ließ daher Rhodus 1480 mit einer größern Macht durch den Großvezir Michael Palälogus von der vorigen Kaiserfamilie, bekriegen, welcher bey der Eroberung von Constantinopel, um das Leben zu retten, ein Muselmann geworden war. Alle seine Stürme wurden abgeschlagen, und er mußte die Belagerung nach drey Monaten aufgeben. Die Fabel sagt, es hätte sich ein Kreuz am Himmel und neben demselben der Ordenspatron, der heilige Johannes, zum Schrecken der Türken sehen lassen, auch habe man viele derselben, ohne Blut, oder Wunden an ihnen wahrzunehmen, unter den Todten gefunden d). Der Großvezir verlor seine Stelle, und Mahomed war das folgende Jahr schon mit einem größern Heere selbst auf dem Marsche nach Rhodus, als ihn der Tod aus der Welt nahm. Die unglücklichen Schicksale seines jüngern Prinzen Zemes, welcher dem ältern Bajazeth den Thron streitig machte, habe ich bereits ehedem in diesen Blättern *) erzählt.

Was Mahomeden nicht gelungen war, das hatte das Schicksal seinem Urenkel Soliman dem II. vorbehalten. Er wurde besonders zu diesem Unternehmen von dem Ordenscanzler von Amaral, einem Portugiesen, angereizt, der sich, als ihm Villiers von Lisle-Adam bey der Großmeister-

d) *Pantaleon* militaris ordinis Rhodior. & Melitens. equitum rer. memorabil. l. 5. p. 139.
*) 1773. St. 25 und 26.

wahl vorgezogen wurde, an diesem und dem ganzen Orden rächen wollte. Der Großvezir Muskapha landete mit 140,000 Mann, außer 60,000 Schanzgräbern, welche Soliman aus den Gebürgen von Servien, Bosnien und der Wallachey gezogen, auf Rhodus, und gieng gerade vor die Hauptstadt. Als den Türken nach einigen vergeblichen Angriffen der Muth fiel, so kam Soliman selbst mit frischen Völkern hin, und ließ der Stadt desto heftiger zusetzen. Amarals Verrätherey wurde von seinem Bedienten Diaz entdeckt, da man denselben ertappte, als er einen Brief vermittelst eines Pfeils zu den Feinden hinaus schoß. Er wurde gehenkt, der Herr geköpft, und beyder Körper geviertheilt. Der Großmeister that auf 6 Monate den tapfersten Widerstand. Als es aber anfieng, an Pulver zu gebrechen, und das schwere Geschütz der Türken die mehrsten Festungswerke über den Haufen geworfen hatte, so sah er sich genöthigt zu capituliren. Inzwischen glaubte er noch, Solimannen zum Abzuge zu bewegen, und gab seinem Abgeordneten an den Großvezir einen ehedem mit Bajazethen geschlossenen Vertrag mit, worin derselbe den Fluch gegen denjenigen seiner Nachfolger aussprach, welcher den Frieden mit den Christen und Rittern brechen würde. Sobald der Großvezier solchen in die Hände bekam, zerriß er ihn, trat ihn mit Füßen, und hieß den armen Ritter ihm sogleich aus den Augen gehen. Nun mußte der Großmeister eine demüthigere Sprache annehmen. Der großmüthige Soliman verstattete den Rittern wie auch den Einwohnern, welche ihnen folgen wollten, mit ihren Habseligkeiten den freyen Abzug, und der Insel eine fünfjährige Freyheit vom Tribut, auch Toleranz der griechischen Religion.

Der betrübte Abzug des Großmeisters und seiner Ritter geschah am Neuenjahrstage 1523. Sie giengen zuerst nach Candia, und nach Verfliessung des Winters nach Italien. Zu Viterbo sprach der Großmeister einige Kaufleute aus Rhodus. Er erfuhr von ihnen, die Werke der Stadt lägen noch in ihren Ruinen, die Besatzung sey sehr schwach, die Einwohner über ihr jetziges Schicksal sehr misvergnügt, und es würde ihm leicht fallen mit deren Hülfe die Türken wieder zu vertreiben. Der Großmeister glaubte nach den damaligen Grundsätzen eines blinden Religionseifers, man sey nicht verbunden, den Ungläubigen Treue und Glauben zu halten, da doch gleichwohl Soliman die Capitulation auf das genaueste hatte vollziehen lassen. Er schickte den Comthur Bosio, als einen Kaufmann verkleidet, nach Rhodus, sich genauer nach allen Umständen zu erkundigen. Als nach dessen Zurückkunft der Metropolitan von Rhodus dem Großmeister ebenfalls anlag, sich der Insel zu bemeistern, so mußte Bosio nochmals einen Spion abgeben. Allein die Türken hatten die Verrätherey bereits entdeckt, die Besatzung gewechselt, viele Christen hingerichtet, und Bosio hatte große Mühe zu entkommen.

kommen. Der Herzog von Savoyen übertrug den Rittern die Beschützung von Nizza, Carl der V. nahm sie in Syracus auf, und trat ihnen unter gewissen Bedingungen 1529 die Insel Maltha ab. H.

Noch ein Paar Worte zur Empfehlung der vernünftigen neuen Mode deutscher Aufschriften auf deutschen Briefen.

Die von dem vortrefflichen Herrn G. J. R. Pütter in Göttingen empfohlene neue Mode deutscher Aufschriften auf deutschen Briefen, hat alles, was sie einer allgemeinen Einführung würdig machen kann. Sie ist vernünftig, indem sie ohne alles Ueberflüßige vollkommen zweckmäßig, und dadurch zugleich dem Geschmacke unserer Zeiten angemessen ist. Wer kann mehr davon verlangen? Bedauernswerth muß es also seyn, wenn noch geklagt wird, daß man Bedenken hat sie allgemein einzuführen. Warum kann sie denn nicht so glücklich seyn, wie manche Pariſiſche Kleidermode, die gewiß nicht mehr wie sie zu ihrer Empfehlung hat. Müssen wir diesen fremden, zum Theil ganz unzweckmäßigen Geburten, bloß darum, damit wir das strenge Gelübde unserer Zeiten, fremden Geschmack nachzuahmen, nicht brechen, das Bürgerrecht in unsern Landen einräumen; so hat die Pütteriſche Mode der Aufschriften ꝛc. eben diesen Empfehlungsgrund. Die Engländer, die Leute, deren Schriften wir nicht minder wie die französiſchen Kleidermoden anbeten, und wovon es heutiges Tages in Deutschland nicht weniger Ueberſetzer als französiſche Modeschneider giebt, bedienen sich jetzt eben der Mode, die Herr P. empfiehlt. Sie schreiben ihre Aufschriften in der Sprache, die der Briefträger versteht, und machen sie nicht länger, als es dem Zwecke einer Aufschrift nach nöthig ist. Vor zehn Jahren waren sie so klug auch noch nicht. Man sagt, daß ein Lehrer einer ansehnlichen Schule in London zuerst seine Schüler darauf geführt, und durch diese bald seinem guten Einfall in der ganzen Stadt und Nachbarschaft glückliche Folge geschafft habe. Nun in einer so vernünftigen Sache könnten ja die Herren Engländer wohl am ersten Anspruch auf unsere Nachahmung machen. Ein Pütter wäre doch auch wohl unter uns der Ehre eines brittiſchen Schullehrers werth. Vor den großen Herren – davor dürfen wir uns gewiß nicht mehr fürchten. So lange die abgekürzten Titulaturen auf Briefen noch die Empfehlung eines verständigen und angesehenen Mannes nicht öffentlich hatten, und keiner sich ihrer zu bedienen gewagt hatte, mußte dies zu thun etwas bedenklich seyn, weil ein unziemlicher Schein, sich öffentlich eine besondere Vertraulichkeit mit dem großen Herrn herausnehmen zu wol-

wollen, nicht wohl dabey vermieden werden konnte. Dies muß aber jetzt wegfallen, und große Herren werden die gehäuften Titulaturen auf Schreiben an sie gewiß bald für das was sie wirklich sind, für eine sehr unwürdige Eitelkeit, folglich für Beleidigung ihrer Großmuth, und zugleich — da in der That Vortheil des Publikums darunter liegt — ihres Patriotismus ansehen, wenn die neue Mode zeigt, daß sie gern herrschend werden will.

Hppf. A.

Beantwortung einer Anfrage, die von Sindische Lattwerge wider den Rotz der Pferde betreffend.

Da im 78ten Stücke der Hannoverischen Anzeigen vom vorigen Jahr Nachricht verlangt wird, ob die von Sindische Lattwerge mit Nutzen gegen den Rotz der Pferde zu gebrauchen sey, so melde hiedurch, daß ich vor 8 Jahren dieses Unglück bey der Poststation zu Brüggen erlebt, und an vier Pferden einen Versuch mit erwähnter Lattwerge, so ich aus Frankfurt kommen ließ, gemacht habe. Diesen vier Pferden habe ich einem jeden des Morgens vor dem Futter, und des Mittags, wenn solche ihr Mittagsfutter haben sollten, auch so des Abends vor dem letzten Futter jedesmal Eine Pille, einer Welschennuß groß, gegeben, bis ich an jedem Pferde drey Kruken à 1½ Pfund schwer verbraucht hatte. Gedachte vier Pferde haben während des Gebrauchs dieser Lattwerge beständig mit den rotzigen Pferden arbeiten müssen, und bey ihnen in einem Stalle gestanden, ohne daß ich mich groß bekümmert hätte, ob solche gut bleiben würden oder nicht. Wie ich 1 Jahr nachher Brüggen verließ, wurden diese 4 Pferde als gesund, die übrigen aber als rotzig angenommen. Weil man aber Bedenken trug diese vier Pferde zu behalten; so nahm ich solche mit nach Eime, allwo ich sie ein Jahr als gesund gebraucht, auch nachher verkauft habe, und nun gewiß weiß, daß solche den Rotz nicht bekommen. Hieneben aber muß ich noch anführen, daß, da ich diesen vier Pferden die Lattwerge gab, sie noch keinen Knoten unterm Halse, auch keinen Ausfluß aus der Nase hatten.

Harburg. Dietzel, Postverwalter.

Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Freytag, den 19ten April 1776.

Verzeichniß der Lectionen zu Ilfeld, welche im Sommer halben Jahr von Ostern bis Michaelis 1776 gegeben werden sollen.

Die öffentliche und besondere Lectionen, welche der auf diesem Pädagogio studirenden Jugend, in dem bevorstehenden Sommer halben Jahr gegeben werden sollen, sind nach der Ordnung der Lehrer folgende.

Der Rector Mag. **Meisner** hat im Vortrage der **vernünftigen Tugendlehre**, nach der Ordnung des Lehrbuches der **practischen Philosophie** des Prof. **Feders** nicht nur die Pflichten, welche sich auf besondere Verhältnisse der Menschen beziehen, und die Pflichten der natürlichen Religion; sondern auch bereits die drey ersten Hauptstücke der philosophischen Ascetik erklärt. Er wird nun noch das vierte Hauptstück erklären, und alsdann aus der Klugheitslehre die Einleitung, und die beyden ersten Hauptstücke hinzufügen. Mittwochens und Sonnabends in der ersten Frühstunde.

Im Vortrage der **Universalgeschichte** sind nach der **Schlözerischen Vorstellung der Universalhistorie**, außer dessen Ideal der Weltgeschichte, und einer demselben beygefügten beurtheilenden Nachricht von den Quellen und vorzüglichsten Hülfsmitteln derselben zumal für die alten Zeiten, noch die beyden ersten Abtheilungen von der Urwelt und Vorwelt erläutert, und insonderheit der Zustand der Menschen, und allmählige Fortgang der Ausbildung derselben, durch Erfindungen, Künste und Wissenschaften gezeigt worden. Nunmehro werden die Geschichte der **Aegypter**, **Chaldäer** und **Assyrer**, der **Phönizier**, **Hebräer**, und **klein Asiater** noch kürzlich hinzugefügt, und alsdann die Geschichte der alten Welt angefangen werden. Dienstags, Donnerstags und Freytags in der ersten Frühstunde.

In der **neuen Erdbeschreibung**, ist Europa völlig abgehandelt, und mit der Beschreibung von Asien der Anfang gemacht worden, und es wird diese Lection in dem bevorstehenden halben Jahr mit der Beschreibung von Afrika und Amerika völlig geendigt werden, Mittwochs und Freytags in der letzten Frühstunde.

Der ersten mathematischen Ordnung sind die Anfangsgründe der Arithmetik nach dem von Segnerschen Handbuche erklärt worden. Es werden derselben nun die Anfangsgründe der Geometrie nach dem Clairaut vorgetragen werden. Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Die zwote Ordnung ist im Zeichnen, Ausrechnen, Verwandeln und geometrischer Theilung der Figuren bishero beschäfftigt worden. Künftig wird derselben eine Anleitung zur praktischen Geometrie und zum Gebrauch der Sinustafeln nach einigen Dictaten ertheilt werden. Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Frühstunde.

Im Livius hat der Rector mit der ersten Ordnung der Privatisten, die vier letzten Bücher der ersten Decade durchgelesen, und wird mit der dritten Decade diese Lection fortsezzen, wöchentlich in vier Stunden, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr Nachmittags.

Ueberdem giebt er auch besondern Unterricht in den mathematischen Wissenschaften, denen die entweder weiter gehen wollen, als man gewöhnlich in den öffentlichen Stunden, wo man sich immer nach den neu hinzukommenden Anfängern bequemen muß; oder auch in der reinen Mathematik denen, die die öffentlichen griechischen Stunden, welche mit den öffentlichen mathematischen zugleich gehalten werden, besuchen, und nicht füglich in der griechischen Sprache, ein halbes oder ein ganzes Jahr die Uebung unterbrechen können.

Der Conrector Mag. Schwabe hat von den beyden Stunden, die wöchentlich zur Erlernung der hebräischen Sprache bestimmt sind, bisher die eine zur Erklärung des ersten Buchs der Könige angewendet, und ist bis auf dessen zwölftes Capittel gekommen: in der andern aber hat er den Anfängern die Anfangsgründe nach des Hrn. Hofrath Michaelis Grammatik beygebracht, Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr, und auf gleiche Weise, wird er diese Unterweisungen auch im bevorstehenden Sommer fortsetzen.

Mit der ersten griechischen Classe hat er im verflossnen halben Jahre das Leben des Cäsars vom Plutarch zu Ende gebracht, und auch bereits den Anfang mit Xenophons Cyropädie gemacht, so daß sie bis ins dritte Capittel des zweyten Buchs erklärt worden ist. Von da an wird er künftig weiter fortfahren, Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde, und Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

Mit der zwoten Ordnung der Privatisten sind bisher die in Geßners Enchiridion enthaltene Stücke vom Cornelius Nepos, von den beyden Ciceronen, und vom Tacitus durchgelesen. Von der Lobrede des Plinius auf den Trajan, als dem letzten Stücke in dieser Sammlung, ist auch bereits die erste Hälfte erklärt worden, dieser wird künftig die übrige

Hälf-

Hälfte nebst einem Theil der Briefe des Plinius beygefügt werden. Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr Nachmittags.

Zu den Uebungen in der deutschen Sprache, und zu der Fertigkeit zu gelangen, einen guten Aufsatz zu machen, wird den Untergebenen von ihm auch Anleitung gegeben, und er beschäfftigt sie mit solchen Aufgaben, die den Kräften eines jeden gemäß sind. Er giebt ihnen theils selbst Stoff zur Ausarbeitung, theils läßt er sie Bücher darüber nachlesen. Die Ausarbeitungen werden durch seine öffentliche Beurtheilung in Ansehung sowohl der Gedanken, als des Ausdrucks verbessert. Dies geschieht wöchentlich zweymal, Mittwochens und Freytags in der letzten Morgenstunde.

Zur Erlernung der englischen Sprache, ertheilt er in besondern Stunden Anweisung, und er hat bisher den Vicar of Wakefield und Tompsons Miscellanies dazu gebraucht.

Von den römischen Alterthümern sind bisher, nach der Ordnung des Cellarius, die Capittel von den Festtagen, von den Gottesdienstlichen Ceremonien: von der Königlichen Regierungsform, von den Magistratspersonen, vom Kriegswesen und den dahin gehörigen Maschinen, und vom Seewesen der Römer, durch Anführung der Hauptstellen, und Erläuterungen durch Kupfer wo es nöthig gewesen erklärt worden. Auf eben die Art wird er künftig die folgenden Materien vortragen. Dienstags und Freytags in der ersten Nachmittagsstunde.

Der Conrector Pätz hat in seinen theologischen Stunden, welche am Montage und Donnerstage, frühe von 9 bis 10 gehalten werden, im verflossenen Winter die mehrmalen erwähnte Einleitung in die Theologie nicht nur geendigt, sondern auch mit dem Vortrage der christlichen Glaubenslehren, nach dem Dommerichischen Handbuche, bereits den Anfang gemacht. Er wird mit Ostern vom andern Artikel dieses Buches, der vom Ursprunge der Dinge handelt, fortfahren, und mit dem Vortrage der theoretischen Wahrheiten der Religion, wie gewöhnlich, die christliche Sittenlehre verbinden.

In der lateinischen Sprache wird die erste Classe der Scholaren von ihm in mehrern Stunden unterwiesen.

Er hat bisher in den zur statarischen Lesung eines prosaischen Schriftstellers festgesetzten vier öffentlichen Stunden, am Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend von 10 bis 11 die Hälfte der Briefe des Cicero an Verschiedene erklärt, und wird nunmehro im bevorstehenden Sommer die zwote Hälfte derselben, auf die im vorigen Lectionsverzeichnisse angezeigte Art lesen lassen.

Die zur Uebung im Lateinschreiben bestimmten zwo Nachmittagsstunden am Montage und Donnerstage, von 3 bis 4. stehen damit in einer solchen Verbindung, daß am Montage, zu den extemporellen Ausarbeitungen, Stellen aus dem Cicero oder andern guten Schriftstellern, welche historische Erläuterungen der in den Briefen vorkom-

menden Sachen enthalten, dictirt: am Donnerstage aber Briefe allerley Art, zur Nachahmung der Ciceronischen, aufgegeben werden, welche von den Untergebnen auf ihren Zimmern ins lateinische übersetzt, von ihm aber mit der Feder verbessert, und sodann öffentlich beurtheilt werden.

In drey andern Stunden am Montage und Donnerstage, Nachmittags von 4 bis 5, und am Dienstage früh von 9 bis 10. erklärt er einen lateinischen Dichter. Im vorigen halben Jahre sind die Oden des Horaz nach einer Auswahl gelesen worden, und nun wird er von den Satyren und Briefen eben dieses Dichters die vorzüglichsten erklären.

Statt des Tacitus, aus dessen Annalen mit einigen ausgesuchten Scholaren, in zwo dem Conrector Pätz besonders aufgetragenen Stunden, wie im vorigen Verzeichnisse gemeldet worden, ausgesuchte Stellen vorgenommen sind, wird er in diesem Sommer die Dichtkunst des Horaz erklären, um dadurch seinen Unterricht, den er in der Poesie öffentlich ertheilt, einigen der Untergebnen desto nützlicher zu machen.

In seinen vier Privatstunden fängt er, statt des Cäsars, die Comödien des Terenz wieder an. Da ihn auch, nach dem unter den Lehrern eingeführten Wechsel, die Reihe trifft, die zwo öffentlichen Nachmittagsstunden Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5 zu halten; so wird er dieselben dazu anwenden, der Jugend in der Poesie einigen Unterricht zu geben. Nachdem er eine kurze Geschichte der Dichtkunst der Deutschen vorausgeschickt haben wird, sollen alsdenn die allgemeinen Grundsätze der Poesie vorgetragen und mit ausgesuchten Beyspielen aus den besten Dichtern erläutert werden.

Auch ist der Conrector Pätz am Mittwochen in den zwo ersten Stunden nach Tische, in welchen die Bibliothek des Pädagogii für die Untergebnen geöffnet ist, auf derselben gegenwärtig, und sucht die Scholaren mit den besten Büchern der Bibliothek durch deren Vorzeigung, Anzeige ihres Inhalts u. s. w. bekannt zu machen.

Der Subconrector Leopold hat in den Montags und Donnerstags Nachmittagsstunden von 4 bis 5 Uhr die Verwandlungen des Ovid vom 9. bis 12ten Buch erklärt. Er wird von da an mit dem Anfang des Sommer halben Jahrs weiter fortfahren, und hofft das Gedicht in demselben gänzlich zu Ende zu bringen.

In der Dienstags Vormittagsstunde von 9 bis 10 Uhr, hat er theils verschiedene Stücke aus dem 2ten Buch der Briefe des Ovids ex Ponto gelesen: theils aber und hauptsächlich den Untergebnen die Regeln der lateinischen Prosodie bekannt zu machen gesucht, und sie mit allerhand dahin gehörigen Uebungen beschäfftigt. Diese Uebungen werden auch im künftigen halben Jahr fortgesetzt, und denen die Lust und Fähigkeit haben, wird Anleitung zu eignen Versuchen in der lateinischen Versification gegeben werden.

Mit der zwoten griechischen Classe hat derselbe im verwichenen halben Jahre die mannigfaltigen Erzählungen

lungen des Aelian vom Anfange an bis ins vierte Buch gelesen, und damit immer die Uebungen in den Anfangsgründen der griechischen Sprache verbunden. Eben diese Uebungen wird er auch in den dazu bestimmten Stunden Dienstags und Freytags Nachmittags von 4 bis 5, und Mittwochens und Sonnabends Vormittags von 9 bis 10 fortsetzen, und er hofft die nächstfolgenden sechs bis sieben Bücher dieses Schriftstellers durchlesen zu können.

Der Collaborator und Lehrer der französischen Sprache Gardien hat mit der ersten Ordnung die Henriade des Voltaire geendigt, und wird künftig die *Oeuvres de Mr. Greffet* mit derselben lesen. Montags und Donnerstags Vormittags von 11 bis 12, wobey dieselbe zugleich im Schreiben und Sprechen geübt wird.

Mit der zwoten Ordnung wird der Belisaire von Marmontel fortgesetzt, und dieselbe wird gleichfalls zum Schreiben in dieser Sprache angeleitet. Dienstags und Freytags Vormittags von 11 bis 12.

Die dritte Ordnung lieset die Briefe des Bussy, und bekommt dabey eine Anweisung zum Briefschreiben im Französischen. Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Der vierten Ordnung wird das Leben Carls XII. vom Voltaire erklärt, und sie wird zugleich geübt, allerley Formeln und kleine Aufsätze im Französischen zu machen. Montags und Dienstags Nachmittags von 6 bis 7.

Die fünfte Ordnung besteht aus den ersten Anfängern, mit welcher also die ersten Anfangsgründe dieser Sprache getrieben werden. Dienstags und Freytags von 6 bis 7 Uhr Nachm.

Der Collaborator Schmidt, welcher die zwote lateinische Classe unterrichtet, hat mit derselben bishero den Curtius gelesen, wöchentlich in sechs Stunden. Montags, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends in der letzten Frühstunde, und Montags und Donnerstags in der ersten Nachmittagsstunde, wobey er zugleich die erklärten Stücke von einigen übersetzen, und am Ende der Woche, ein Stück nach seiner eignen Uebersetzung, ins Lateinische sogleich wieder zurücksetzen lassen. In der Erklärung dieses Geschichtschreibers wird er im bevorstehenden Somer fortfahren und denselben zu Ende bringen.

Mit der vierten Ordnung der Privatisten, mit welchen der Subconrector Leopold bisher den Justin vom 7. bis 24. Buch cursorisch gelesen hat, wird der Collaborator Schmidt in demselben fortfahren. Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 6 bis 7 Uhr Nachmittags.

Uebrigens ist jeder dieser Lehrer bereit, auch in den Sprachen, welche er öffentlich lehrt, besondern Unterricht zu ertheilen, wenn es von ihm verlangt wird, oder wenn es um anderer Ursachen willen, als um den Versäumten nachzuhelfen, oder andern zu einer geschickten Art der Vorbereitung oder Wiederholung Anleitung zu geben u. s. w. nöthig befunden wird.

Es werden auch in der Schreibekunst, sowohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand

zu gewöhnen; und im practischen Rechnen, von dem Cantor Liebau öffentlich Uebungen angestellt: jenes geschieht Montags und Donnerstags: und dieses Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde. Er giebt auch besondern Unterricht in diesen beyden Stücken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vocalmusik gleich nach Tische.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph. Auch giebt derselbe Unterricht zur Instrumentalmusik, auf der Violine, Violoncello, und Flaute: der Cantor Liebau, auf der Davidsharfe: der Organiste Zimmermann unterrichtet im Clavierspielen, und der Zeichenmeister Eberlein in der Zeichenkunst und Malerey. Diese Lehrstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freytags nach Tische Collegium musicum gehalten.

Von der allgemeinen Sympathie.

(Aus Wil. Wood's Sermons on social Life. *))

Diese liebreiche Eigenschaft einer allgemeinen Sympathie macht uns geneigt, ein weit milderes Urtheil von der gewöhnlichen Aufführung unsers Nächsten zu fällen. Die Natur einer Handlung hängt nur allzuoft von kleinen, fast unmerklichen Umständen ab. Eine geringe Veränderung in den Verbindungen, Verhältnissen, in der gewohnten Lebensart des Handelnden, kann eine große Abänderung bey seinen allgemeinen Pflichten hervorbringen. Eine Folge von Handlungen, welche bey der einen Lage unvergleichlich und ohne allen Tadel ist, kann in andern Verhältnissen unvorsichtig, fehlerhaft, ja ganz unbrauchbar seyn. Es ist also sehr nöthig, eines Menschen Umstände und Verhältnisse sehr genau zu kennen, ehe man es wagen darf, über seine Aufführung und Charakter einen entscheidenden Ausspruch zu thun. Zuweilen fällen wir nach der Kenntniß eines Theils ein Urtheil, welches wir nach genauer Kenntniß des Ganzen völlig abändern müssen. Handlungen, welche uns anfänglich übel vorkommen, nehmen nunmehr eine andere Gestalt an, und zwingen uns unsern Beyfall ab; die zweifelhaften entwickeln sich, die vermischten werden gerecht und billig gefunden, und andre, welche, in Ansehung ihres Charakters, höchst unvollkommen schienen, werden uns öfters, wenn wir besser unterrichtet sind, so vollkommen gut vorkommen, als es nur ihre verschiedenen Umstände zulassen konnten. Dies beweist, daß wir da nicht ganz verdammen müssen, wo es uns unmöglich ist, den vollen Tribut unsers Lobes zu ertheilen. Es können bey einer genauen und unpartheyischen Untersuchung sich Umstände äußern, welche die Sache entschuldigen; dann ist es Zeit unsere sympathisirende Tugend in Ausübung zu bringen,

*) Hamburg. Adreßcomtoirnachr. 1776. St. 14.

gen, und gern und willig zu vergeben, wenn wir auch nicht ganz frey sprechen können. Denn, wenn wir es zu unserer eigenen Sache machen; wenn wir in das Gefühl des Handelnden hineingehen; wenn wir die durch seine besondere Lage hervorgebrachten Empfindungen betrachten; wenn wir alle Versuchungen, welchen die menschliche Natur unterworfen ist, erwägen; wenn wir sorgfältig bedenken, wie schwer es ist, einem jeden einzelnen Umstande die gehörige Achtsamkeit zu geben; o! so werden wir gewiß alle Tadelsucht in uns unterdrücken, unsere Herzen werden die günstigsten Auslegungen machen, und jede Unvollkommenheit mit dem Schleyer des sympathetischen Mitleidens umhüllen. Aber laßt uns diesen Gegenstand in einem noch nähern Lichte betrachten, und ungeheuchelt in uns gehen. Es giebt so viele Umstände unsers Lebens, welche keiner andern Seele in der Welt, als uns selbst, ganz vollkommen bekannt sind. Bewegungsgründe der Klugheit und eines gewissen zarten Gefühls verbieten uns, sie der Welt zu entdecken. Wenn nun gleich diese Umstände selbst ein ewiges Geheimniß für andere seyn müssen, so können doch unmöglich die Würkungen, welche sie hervorbringen, den Beobachtungen der Welt entgehen. Wir wünschen natürlicherweise den Beyfall aller derer, welche unsre Aufführung sehen, zu erhalten. Da ist vor allen Dingen nöthig, uns zuerst des Beyfalls unsrer eignen Herzen zu versichern; wir haben unsern Richter in uns, und nach dessen Ausspruch müssen wir just so handeln, wie es alle Umstände unsrer Lage erfordern. Von diesen kann aber die Welt nicht urtheilen; weil es eine unumgängliche Nothwendigkeit will, daß ihr ein Theil derselben verborgen bleibe. Folglich sind wir verbunden, nach unsrer eignen besten Erkenntniß zu handeln, und nachher erst um die gute Meynung anderer besorgt zu seyn. Und hierin haben wir auch ohne Zweifel Recht. Das Zeugniß unsers eigenen Gewissens gehet allen andern Rücksichten vor, und wir sind sicher die besten Richter unsrer eignen Aufführung. Gleichwohl möchten wir die gute Meynung andrer Menschen nicht ganz verscherzen: die Last eines unverdienten Tadels ist uns unerträglich. Entstehet da nicht natürlicherweise der Wunsch in uns, daß unsere Nebenmenschen nicht sogleich ihr Urtheil fällen, sondern daß sie, in Ansehung der ihnen unbekannten Bewegungsgründe zu dieser oder jener Handlung, Nachsicht gegen uns haben, und der Redlichkeit unserer Absichten, und der vorzüglichen Kenntniß unsrer eignen Angelegenheiten mehr zutrauen möchten? Ja, dieser Wunsch ist in uns allen sehr natürlich, und wenn er uns von unsern Nebenmenschen nicht gewährt wird, so nennen wir sie hart, unfreundlich und ungerecht. Wir haben daher große Ursache in einem Gefühle, welches so allgemein ist, mit einander zu sympathisiren; und wenn wir in dieser Absicht so handeln, wie wir wünschen, daß andre gegen uns handeln möchten, so werden wir jederzeit ein günstiges, wenigstens ein redliches Urtheil

über

über die Aufführung unſerer Brüder zu fällen geneigt ſeyn. Die menſchenfreundliche Eigenſchaft einer allgemeinē Sympathie hilft ferner vielem Streite und Mißhelligkeiten ab, welche öfters aus geringen Urſachen entſtehen, und doch großes Unglück anrichten können. Die Zwiſtigkeiten, welche ſo oft die zärtlichſte Freundſchaft laulich machen, ja wohl gar trennen, entſtehen bey beyden Theilen faſt niemals aus der Bosheit des Herzens. Das menſchliche Gemüth iſt, leider, mehr als es ſollte, das Spiel des Eigenſinns und der üblen Laune. Natürliche und zufällige Urſachen bringen in demſelben die traurigſten Veränderungen hervor, und machen den Menſchen mit ſich ſelbſt unzufrieden. Eine körperliche Unpäßlichkeit, eine Niederdrückung der Lebensgeiſter, wovon man keine Urſache anzugeben weiß, ein fehlgeſchlagener Lieblingswunſch, flößen dem Menſchen ſehr oft Argwohn gegen ſeine beſten Freunde ein. Da ſieht er jeden Gegenſtand in einem falſchen Lichte, er iſt geneigt, jede Handlung, jedes Wort, ja jeden Blick ſeines Freundes, ganz anders, als es gemeynt war, auszulegen. Man muß geſtehen, daß dieſe eigenſinnige und verdrüßliche Laune höchſt unangenehm und unfreundlich iſt; und wir ſind verbunden, ſelbige nach allen unſern Kräften zu bekämpfen. Da wir aber insgeſammt dieſen unvernünftigen Anfällen von Spleen, der eine mehr, der andre weniger, unterworfen ſind; da ſie uns öfters ganz unvermuthet überraſchen; da ſie meiſtens wider unſern Willen ausbrechen und mehr aus phyſiſchen als moraliſchen Urſachen entſtehen, ſo würde es wahrhaftig eben ſo vernünftig als freundſchaftlich ſeyn, daß einer des andern Schwachheit mit Liebe und Nachſicht ertrüge. Ein Fehler, welchem die Menſchen allgemein unterworfen ſind, verdient auch eine allgemeine Sympathie. Denn wünſchen wir uns nicht alle in dieſem Stücke ein wenig Nachſicht von unſern Freunden? Berufen wir uns nicht auf ihr ſympathetiſches Mitleiden, und führen wir nicht alle die ſchwache menſchliche Natur zur Entſchuldigung an? die Schwäche der menſchlichen Natur kann freylich keinen förmlich angewöhnten Hang zum Eigenſinn und zur üblen Laune entſchuldigen. Aber wenn wir verlangen, daß dieſe unordentliche Neigung gebeſſert und abgeſchafft werde, ſo iſt es unumgänglich nöthig, daß einer mit dem andern Gedult habe, und dieſe unvernünftige Bewegungen lieber zu beſänftigen, als noch mehr aufzubringen ſuche. Es iſt eine gewiſſe Hartnäckigkeit in dem menſchlichen Weſen, welche ſowohl der Grund der erhabenſten Tugend, als des abſcheulichſten Laſters werden kann. Um dieſe allgemein zu beſchreiben, beſteht ſie in der Ungedult, gerade das Gegentheil zu thun: die beſte Art alſo, einem Freunde dieſe verdrüßliche Gemüthsverfaſſung zu benehmen, iſt, daß man derſelben auf einige Zeit nachgiebt und ſie geduldig erträgt. Man benimmt ihr durch dieſes ſanftmüthige Betragen nicht allein alle Härte, ſondern gewinnt noch den Vortheil, daß man die Unſchicklichkeit und Thorheit derſelben auf das glimpflichſte in ein helles Licht ſetzt. Ja der That iſt dieſe wechſelſeitige Nachſicht gegen unſre Fehler die nothwendige Folge der allgemeinen Sympathie. Und hierin beſteht eben das größte Geheimniß, die geſellſchaftliche Glückſeligkeit zu unterhalten, und das allgemeine Wohlwollen vollkommner zu machen.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Montag, den 22ten April 1776.

Socrates Beweis von dem Daseyn Gottes und von unsrer Schuldigkeit ihm zu dienen.

(Xenophon Memorabil. Socrat. l. 1.)

Man kann wohl dreiste mit einem Cicero behaupten, es habe nie ein so rohes, so wildes Volk unter der Sonne gegeben, welches nicht wissen sollen, daß ein Gott sey, ob es gleich nicht gewußt, was es sich für einen Begriff davon machen solle. Selbst der Apostel beruft sich gegen die Römer darauf, daß einem jeden ins Herz geschrieben, es sey ein Gott. Und wie sollte Gott, der von dem Menschen Anbetung und Dienst und Pflichten fordert, nicht dessen Seele den Begriff, daß Er sey, eingeprägt haben? Ich weiß wohl, daß man den Beweis des Daseyns Gottes aus den angebornen Begriffen nicht mehr gelten lassen will, aber ich muß gestehen, daß mich die Einwendungen, welche man dawider macht, nicht von der Unzulänglichkeit desselben überführt haben. Ein andrer Heide a) schwöret darauf, es ist wahrhaftig ein Gott, der alles sieht und hört, was wir beginnen. Aber so weit hat es die verderbte Natur nicht ohne das Licht der Offenbarung bringen können, sich richtige Begriffe von der Gottheit zu machen. Hiezu reicht die sich selbst gelassene Natur nicht hin, und diese, ohne von jener unterstützt zu seyn, hat die Menschen in so mannigfaltige Abgötterey verfallen lassen, daß man sich kaum die Möglichkeit vorstellen kann, wie fast das ganze menschliche Geschlecht so gar in dem ersten Zeitalter der Welt, ohnerachtet der so nahen Ueberlieferungen von den ersten Stammältern, auf so unzählige und so unvernünftige Abwege in der Religion gerathen können. Selbst die Weisesten unter den Heiden haben hier im Finstern getappet, und so weit sie es auch mit allem Nachsinnen gebracht, so war ihnen, wie Simonides von sich bezeugt, als ihn Hiero von Syracus fragte, was Gott sey, und er die Zeit, welche er sich zur Beantwortung

a) Est profecto Deus, qui, quæ nos gerimus, auditque & videt.

ausbat, jeden Tag verdoppelte, je mehr sie ihre Kräfte anspornten, das göttliche Wesen desto unbegreiflicher, und sie bezeugten durch öffentliche Altäre, welche sie dem unbekannten Gotte errichteten, wie viel ihnen an der Erkenntniß desselben fehlte. Man kennt keinen unter den Heiden, der es weiter in dieser Erkenntniß, als Socrates, gebracht hätte. Er verließ auf Anrathen des Crito, eines vornehmen Athenienſers, die Profession seines Vaters, die Bildhauerkunst, und legte sich mit allem Fleiß auf die Naturlehre, die höchste Wissenschaft damaliger Zeiten. Er fand gar bald, daß ihre tiefsinnigen Speculationen vom Ursprunge aller Dinge, von den Elementen, von der Beschaffenheit der himmlischen Körper ꝛc. wenig oder nichts zu der Glückseligkeit der Menschen beytrügen, deswegen ließ er solche fahren, und machte sein Hauptgeschäffte daraus, die Sitten seiner Mitbürger zu bessern, ihnen Wahrheit und Tugend zu predigen, und sie dadurch auf den Weg der Tugend zu leiten. Dies ist es was Cicero von ihm sagt: Socrates war der erste, der die Philosophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführt, und sie über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genöthigt hat b). Es konnte nicht fehlen, dieses mußte ihm die Pfaffen, die sich vom Aberglauben nährten, und die damaligen Gelehrten, die sich den stolzen Namen der Sophisten, Weisheitslehrer, gaben, zu Feinden machen. Sie stellten Ankläger wider ihn auf, welche ihn beschuldigten, daß er die von der Republik angenommenen Götter nicht verehre, sondern neue Gottheiten einführe und die Jugend verderbe. Er vertheidigte sich, aber nicht auf die gemeine Weise, nicht wie ein Verbrecher, und ein Mensch der den Tod scheuet. Er behauptete freymüthig c), er habe den Beruf von Gott, seine Nebenmenschen Wahrheit und Tugend zu lehren. Diesen Posten dürfe er so wenig, wie ein Soldat den seinigen, verlassen, sondern müsse ihn bis auf den letzten Hauch seines Lebens vertheidigen. Wenn man ihn also gleich von der Anklage, aber unter der Bedingung entbinden wollte, daß er bey Verlust des Lebens die Untersuchung der wahren Weisheit fahren lassen sollte, so würde er dreiste gestehen: Ich liebe und schätze euch, ihr Männer von Athen, aber ich werde Gotte mehr gehorchen, als euch. Er würde daher, so lange ein Athem in ihm sey, nicht aufhören, die Tugend zu lehren, und einen jeden der ihm vorkäme, wie er bisher gethan, auf folgende Art zu unterweisen, und zu ermahnen: Du mein Freund, du bist ein Athenienſer, ein Bürger des weisesten, des mächtigsten Staats, und erröthest nicht, dein ganzes Beginnen nur die Vermehrung deines Vermögens, deines Ruhms und deiner Ehre seyn

b) Mendelssohn in dem Leben und Charakter des Socrates vor seinem Phädon.
c) Plato Apolog. Socratis.

seyn zu lassen, ohne dich im geringsten um Weisheit und Wahrheit, und um die beste Seele zu haben, zu bekümmern? Wird mir jemand von euch, fährt er fort, versichern wollen, daß er dafür sorge, so werde ich es ihm nicht gleich auf sein Wort glauben, und von ihm ablassen, ich werde ihn vielmehr examiniren und ihn ausforschen. Finde ich dann, daß er fern von der Tugend ist, und sich doch derselben rühmt, so werde ich es ihm verweisen, daß er das, was den höchsten Werth hat, für nichts achtet, und hingegen das Unwertheste am höchsten schätzt. Diesen Dienst werde ich dem Jünglinge und dem Greise, dem Fremdlinge und dem Bürger, und diesem noch mehr, wie jenem erzeigen, weil mich ein genauers Band mit ihm verknüpft. Dies ist der Wille Gottes – Ich glaube, und ihr wißt es selbst wohl, daß euch nie eine größere Glückseligkeit widerfahren ist, als dieser Dienst, den ich euch aus Gehorsam gegen Gott leiste. Socrates gieng aber um desto getroster dem Tode entgegen, da er, wie uns der göttliche Plato in seinem Phädon belehret, von der Unsterblichkeit der Seele, von einem künftigen Leben, einem solchen, das für die Tugendhaften eben so glücklich, als für die Lasterhaften unglücklich sey, überzeugt war. Er glaubte, daß er nach dem Tode zu der Gesellschaft solcher Seelen gelangen würde, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen sey. Wenn er auch dies letzte nicht mit aller Gewißheit behaupten könne, so glaube er das doch auf das zuversichtlichste, daß, wo er auch nach dem Tode hinkommen würde, die Fürsehung Gottes auch da noch über ihn walten werde.

Socrates wählte eine ganz neue Methode, seine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Er nahm nicht den Ton eines Lehrers, wie die Sophisten seiner Zeit, an, sondern ließ sich mit ihnen als Freund in Gespräche ein, und führte sie von Frage zu Frage unvermerkt so weit, daß sie die Wahrheit, die er sie lehren wollte, gleichsam selbst entdeckten. Eben der Lehrart bediente er sich, das Daseyn Gottes und die Schuldigkeit ihm zu dienen, zu beweisen. Sein würdiger Schüler Xenophon d) hat uns sein Gespräch mit dem Aristodem über diese große und wichtige Materie aufbehalten, dessen Uebersetzung meinen Lesern um so weniger unangenehm seyn wird, da sie daraus sehen können, wie weit auch ein Heide durch das Licht der Vernunft in der Erkenntniß Gottes hat kommen können. Hier ist dies Gespräch.

„Als Socrates erfuhr, daß Aristodem, ehe er was unternahm, weder den Göttern opferte, noch sie wegen des Erfolgs seines Vorhabens um Rath fragte, so sagte er zu ihm: Sage mir, Aristodem, giebt es Leute, welche du wegen ihrer Weisheit deiner Bewunderung werth schätzest. Ich

d) Memorabil. Socratis l. 1. c. 4. der Ernestischen Ausgabe.

kenne ihrer, antwortete er. So nenne sie uns, erwiederte Socrates.

In epischen Gedichten bewundere ich einen Homer, in Dithyramben einen Menalippides, in der Tragödie einen Sophocles, in der Bildhauerkunst einen Polyclet und in der Malerey einen Zeuxes.

Welche schätzest du nun einer größern Bewunderung würdig, die, welche Bilder, denen Verstand und Bewegung fehlt, oder diejenigen, welche lebendige und vernünftige Geschöpfe zur Welt bringen? Wahrlich diese letztern, antwortete Aristodem, wenn diese Dinge nicht einem blinden Ohngefähr, sondern einem verständigen Wesen ihr Daseyn schuldig sind.

Welches glaubest du aber von einem blinden Zufalle herzurühren, welches, das Werk eines weisen Werkmeisters zu seyn, jenes, von welchem man gar nicht begreifen kann, warum es ist, oder dieses, dessen Absicht und Nutzen offenbar in die Augen fällt?

Es ist natürlich das Nutzbare einem verständigen Wesen zuzuschreiben.

Glaubest du nun nicht, daß derjenige, welcher von Anfang Menschen gebildet hat, sie zu ihrem Nutzen mit den Werkzeugen der Sinne versehen habe, daß er ihnen Augen gegeben, um zu sehen, was sichtbar ist, Ohren, um zu hören, was gehört werden kann? Wozu könnte uns der Geruch der Dinge dienen, wenn er uns nicht auch, um ihn zu empfinden, eine Nase gegeben hätte? Wie würden wir eine Empfindung des Süßen, des Bittern und was dem Munde lieblich ist, haben, wenn er uns die Zunge, die Beurtheilerinn des Geschmacks, versagt hätte? Ueberdem siehst du es nicht für die Wirkung einer weisen Vorsicht an, daß die Augen, weil sie so zart sind, mit Augenliedern als mit Thüren versehen sind, die, wenn man zu sehen hat, geöffnet, im Schlafe aber verschlossen werden. Damit sie auch durch den Wind nicht leiden, so sind die Augenlieder mit Haaren, als mit einem Siebe versehen, und über denselben reichen noch die Augenbraunen, als ein Schirmdach hervor, daß ihnen auch der von der Stirn herabfließende Schweiß nicht schade. Ist es nicht Verstand und Weisheit, daß das Gehör jeden Schall aufnimmt, ohne jemals erfüllt zu werden; daß die Vorderzähne jedem Thiere, die Speise gleichsam zu zerschneiden, die Backenzähne aber, sie zu zermalmen, gegeben worden sind; daß der Mund, mit welchem der Körper das zu sich nimmt, wozu er Lust hat, in der Nachbarschaft der Augen und der Nase seine Stelle bekommen hat; daß die Canäle und Wege, dadurch Speise und Trank wieder ausgeführt werden, wegen ihrer Unannehmlichkeit, so weit als möglich, von diesen Organen entfernt sind? Kannst du zweifeln, ob diese mit so viel Vorsicht geordnete Dinge ein Werk des blinden Zufalls, oder des Verstandes sind?

Ich zweifle wahrhaftig nicht daran, sondern wenn ich solche Betrachtung anstelle, so scheinen sie mir ein Kunststück

stück eines weisen Werkmeisters und Liebhabers lebendiger Geschöpfe zu seyn.

Auch dies, daß er ihnen den Trieb der Fortpflanzung, daß er der Mutter die Liebe ihre Jungen zu nähren, diesen aber die größte Liebe zum Leben, und die größte Furcht für den Tod eingepflanzt, scheint wahrhaftig von einem Baumeister zu zeugen, der den gewissen Schluß gefaßt hatte, lebendige Creaturen hervorzubringen. Du selbst aber, glaubst du nicht, daß du Verstand habest? Frag mich, ich will dir antworten, oder glaubst du, daß sonst nirgend Verstand anzutreffen sey? zumal da du weißt, daß dein Körper aus einem so kleinen Theile Erde besteht, die doch so groß ist, daß er so wenig Wasser enthält, da desselben doch eine solche Menge in der Welt ist, wie auch daß du von allen übrigen Dingen, daran sie so zahlreich ist, nur einen geringen Theil empfangen, daraus dein Körper gebildet worden. Glaubest du den Verstand, der allein nirgend anzutreffen, auf eine glückliche Weise irgendwo erhascht zu haben? Und glaubest du, daß diese unzähligen Dinge, welche die Welt ausmachen, ohne Verstand, wie du meynst, so wohl geordnet sind?

Freylich glaube ich das, sagte Aristodem, denn ich sehe ihre Urheber nicht, wie ich die Werkmeister dessen, was auf Erden gemacht wird, sehe.

Aber du siehest auch deine Seele, die Beherscherinn des Körpers nicht, und so kannst du, wenn du willst, auch sagen, daß alles, was du thust, nicht ein Werk deines Verstandes, sondern einem bloßen Ohngefähr zuzuschreiben sey.

Hierauf antwortete Aristodem, ich verachte die Gottheit nicht, aber ich sehe sie zu groß und zu herrlich an, als daß sie meines Dienstes bedürfe. Aber je größer die Fürsehung ist, der sie dich würdiget, versetzte Socrates, um so viel größere Verehrung verdient sie.

Du weißt wohl, erwiederte Aristodem, daß ich die Götter nicht hindansetzen würde, wenn ich glaubte, daß sie sich um die Menschen bekümmerten. Wie kannst du glauben, sagte Socrates, daß sie sich um uns nicht bekümmern, da sie erstlich gewollt, daß der Mensch unter allen Thieren aufgerichtet einher gehe, wodurch er theils weiter, theils besser, was über ihm ist, sehen kann, theils auch weniger Gefahr läuft, Schaden zu leiden; da sie ihm Gesicht, Gehör und einen Mund gegeben haben. Ferner haben sie die übrigen Thiere, die nicht aufgerichtet gehen, mit Füßen versehen, die ihnen zu weiter nichts, als zum Gehen nutzen, den Menschen haben sie aber auch mit Händen ausgerüstet, welche das mehrste verrichten, wodurch wir glücklicher, als sie sind. Und obgleich die Thiere auch Zungen haben, so ist die Zunge des Menschen doch so gebauet, daß sie durch ihre verschiedene Wendung im Munde Wörter bilden, und alles ausdrücken kann, was man einander sagen will.

Gott blieb aber, fuhr Socrates

fort, nicht dabey stehen, bloß für den Körper des Menschen zu sorgen, er belebte ihn auch, welches das Vorzüglichste ist, mit der vortrefflichsten Seele. Denn welche andre Seele, als die menschliche, hat das Bewußtseyn von einer Gottheit, die alles so herrlich, so schön geordnet hat, und welche andere Geschöpfe als die Menschen verehren sie? Welcher andere Geist, als der menschliche, ist vermögend, sich für Hunger und Durst, für Frost und Hitze zu schützen, oder Krankheiten zu heilen, oder durch Uebung die Stärke zu vermehren, oder seine Kenntnisse zu erweitern, oder was man gehört, gesehen und gelernt hat, im Gedächtniß zu behalten. Ist es dir nicht ganz klar, daß die Menschen unter den übrigen Thieren, welche wir von Natur sowohl in Ansehung des Körpers, als der Seele, so weit übertreffen, gleichsam als Götter leben? Man gebe dem Körper eines Ochsen einen Menschenverstand, wird er dann wohl thun können, was er will? Auch andere Geschöpfe, gesetzt sie hätten Hände, aber keinen Verstand, würden vor jenen nichts voraus haben. Und du, der du in beyden Stücken so viel voraus hast, du kannst noch zweifeln, daß sich die Götter um dich bekümmern? Aber was forderst du denn, daß die Götter an dir thun sollen, um dich zu überzeugen, daß du ein Gegenstand ihrer Fürsorge seyst? Alsdann will ich es glauben, antwortete Aristodem, wenn sie auch, wie du sagst, daß sie es thun, mir durch Wahrsagung anzeigen, was ich thun, und was ich nicht thun soll. Wenn sie also zu den Athenienſern, erwiederte Socrates, wenn sie von denselben um Rath gefragt werden, durch Wahrsagung reden, so glaubest du, daß sie nicht auch zu dir reden? Wenn sie der ganzen Nation der Griechen, wenn sie allen Menschen durch Zeichen und Vorbedeutungen was zu thun und zu lassen sey, kund thun, so soll es dir nicht mit angehen, sondern sie sollen bey dir allein eine Ausnahme machen, und dich allein von ihrer Fürsorge ausschließen? Glaubest du, die Götter würden den Menschen den Gedanken eingeprägt haben, daß sie belohnen und strafen können, wenn sie es nicht vermögend wären, und wenn die Menschen hierin geirrt, daß sie bis jetzt ihren Irrthum nicht hätten merken sollen? Siehest du nicht, daß die ältesten und weisesten menschlichen Veranstaltungen, Städte und Völkerschaften am gottesfürchtigsten sind, und daß der Mensch, je vernünftiger er in seinem Leben wird, desto mehr den Göttern dient. Lerne, mein guter Aristodem, fuhr Socrates fort, wie der Geist, der deinen Körper beseelt, denselben nach Gefallen beherrschet, so mußt du glauben, daß die Weisheit, welche die Welt beherrscht, alles, wie es ihr angenehm ist, regiert. Du mußt dir nicht einbilden, dein Auge könne viele Stadien weit sehen; dem Auge Gottes sey es aber nicht möglich, zugleich alles zu übersehen: noch, dein Geist könne zugleich an das, was hier, was in Aegypten, was

in

in Sicilien vorgeht, denken und dafür sorgen; die Weisheit Gottes aber sey nicht hinreichend, zugleich alles auf Einmal mit ihrer Fürsorge zu umfassen. Du bist gegen die dienstfertig, von denen du weißt, daß sie die Gegendienste zu erzeigen geneigt sind, du erzeigest denen Gefälligkeiten, die dir von ihrer Seite gefällig sind, und wenn du Rath suchest, so wendest du dich an die, welche vernünftig genug sind, dir gut zu rathen. Wenn du nun eben so durch den Dienst und Verehrung der Götter den Versuch machen wolltest, ob sie dir, was Menschen verborgen ist, offenbaren wollen, so würdest du erfahren, daß eine solche, eine so große Gottheit zugleich alles sieht, alles hört, aller Orten gegenwärtig ist, und alles in ihre Fürsorge einschließt.„

So große Begriffe man sich aber auch von des Socrates, dieses wahrhaftig großen Mannes, Kenntniß von Gott aus den Ueberlieferungen seiner Schüler, des Plato und Xenophon macht, so weiß man nicht mehr, was man von ihm denken soll, wenn er nach dem ausgetrunkenen Giftbecher mit dem Auftrage an seinen Freund Crito, der ihm nachher die Augen zudrückte, aus der Welt gieng: Ich bin dem Aesculap, (dem Gesundheits-Gotte) einen Hahn schuldig. Vergesset nicht, ihm solchen zu bringen e). Er müßte denn, wie von je her die allgemeine Meynung fast aller Welt gewesen ist, nebst dem höchsten Gotte Untergeister angenommen haben, deren Dienst sich das göttliche Wesen in Regierung der Welt und der Menschen bediene.

e) Plato in Phædon. τῷ Ασκληπιῷ ὀφείλομεν ἀλεκτρύονα, ἀλλὰ ἀπόδοτε, καὶ μὴ ἀμελήσετε.

Heise.

Neuere zuverläßige Nachrichten vom Lerchenbaum. *)

Ein würdiger und geschickter Forstmann hat auf mein Bitten und Anfragen, weil er an solchen Orten gewesen, wo fast ganze Wälder von Lerchen sind, Nachfolgendes von diesem Baume gemeldet:

Die Lerche wächst in ihrer Jugend, und bis zum 30, 40 auch 50sten Jahre sehr schnell, und setzt viel Holz an; sodann aber läßt ihr Wachsthum nach. Die Ringe oder Jahre werden enger, und das Holz fester und gedrungener; indessen kömmt ein Baum von 100 Jahren doch im Durchschnitt auf 24 Zoll. Sie werden aber sehr lang, wenn sie geschlossen und nicht einzeln stehen. Je älter der Baum ist, desto dauerhafter ist auch sein Holz, nemlich so lange er gesund bleibt. Man kann ihn, wenn er 150 Jahre alt, zu allen mög-

*) Aus dem Leipziger Intelligenzblatt 1775. St. 53.

möglichen Land- und Wasserbauen, Wellen ꝛc. vorzüglich gebrauchen, und man zieht ihn der Eiche weit vor. Ich habe selbst Gebäude von dergleichen Holze gesehen, welche 150 Jahre gestanden, in denen die Balken und Schwellen noch völlig gut waren. Auch ist mir eine Kirche bekannt, deren Glockenthurm dergleichen Schwellen und außerordentlich starke und lange Säulen hat. Sie stehet schon über 200 Jahre, und ist noch nicht das geringste Schadhafte daran zu sehen. Die Tischler wissen solches bey dem Bauen auch gut zu gebrauchen. Es giebt gute Fensterrähmen, Thürpfosten, Dielen zu Fußböden ꝛc. Auch werden in den Gegenden des Gebürges, wo solcher Baum anzutreffen, allerhand Gefäße, als Kannen und andere große und kleine Wasserbottiche, die sehr lange gebraucht werden können, daraus verfertiget. Ueberhaupt weiß ich an meinem Theil in unsern Gegenden keine Holzart, so im Freyen wächst, und wovon schon ganze Wälder vorhanden sind, welche den Lerchen an Güte gleich käme. Das Holz ist an Farbe etwas röthlich, aber nicht an allen Stämmen gleichviel. Man hält dasjenige, so röther ist, für das beste. Die Gegend, wo solches vorzüglich anzutreffen, ist ziemlich bergicht, und der Boden eben nicht sonderlich gut; man findet viele Schiefersteine daselbst, und das meiste Erdreich ist in den meisten Gegenden etwas röthlich und lettig, und mit diesen Schiefern vermengt. Diese Berge sind den Vorbergen des Harzes gleich. Den krummen Wuchs der Lerche anlangend, so zeigt sich solcher nur in der Jugend, und wenn sie einzeln stehen, und oben in der Spitze; wenn der Stamm aber stark wird, ist er gerade.

Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, diese Nachricht, da sie von einem geschickten und erfahrnen Forstmanne herrührt, bekannt zu machen, weil sich anjetzo viele mit dem Anbaue dieses Baums beschäfftigen, und ich allezeit geglaubt, er sey es werth, daß man Mühe und Arbeit daran wende; dahingegen viele gewesen sind, die demselben allerhand Tadel und Mangel haben andichten wollen, und vielleicht haben sie niemals einen ausgewachsenen Baum von dieser Art gesehen, sondern es nur von solchen gehört, die keine rechte Kenntniß von dessen Nutzen gehabt haben.

von Zanthier.

Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Freytag, den 26ten April 1776.

Das Erntefest, ein Vorschlag zu Abstellung der schädlichen Schützengilden auf dem platten Lande und Aufmunterung zur Verbesserung der Landwirthschaft.

Coutume, Opinion, vous Reines de nos sorts,
Vous reglés des mortels & la vie & la mort. *Voltaire.*

Es ist keine Nation, welche nicht gewisse mit ihrem Genie übereinstimmende Festlichkeiten zu Begleiterinnen derjenigen Handlungen macht, die nicht alle Tage vorkommen. Geboren werden, sterben, sich verheirathen, zur Regierung gelangen, ein Amt im Priesterthum annehmen, Untersuchungsgerichte halten, Zusammenkünfte privilegirter Gesellschaften und Waffenübungen, alles ist mit Festlichkeiten verbunden. Besonders merkwürdig ist es, daß kriegerische Geräusche die mehrsten solcher Festlichkeiten, sie mögen fürstlich, bürgerlich oder ländlich seyn, zu einer desto feyerlichern Höhe erheben. Geschütze, Lustfeuer, und kriegerische Musik kündigen fürstliche Festlichkeiten an und begleiten sie. Sie mischen sich in geringerm Verhältniß in bürgerliche Lustbarkeiten, und der Landmann feyert kein Hochzeitsmal ohne feyerliche Pistolenschüsse. Sie machen gemeiniglich den Anfang der Festlichkeit, Ceres und Bachus treten nachher auf den Schauplatz, und erst gegen das Ende bewegen mildere Musiken die gestärkten Nerven zu festlichen Tänzen. Ehemals waren diese kriegerische Handlungen nicht die Nebenumstände, die die Festlichkeiten erhöheten. Sie waren der Hauptgegenstand der Festlichkeit selbst. In den ältesten Zeiten waren Kriegsübungen, oder, daß ich so reden mag, Kriegsspiele die vorzüglichsten, die erhabensten Festlichkeiten. Schon die Griechen feyerten ihre Olympischen Kriegsspiele. Die Römer ordneten Ritter- und Klopffechterspiele, und baueten dazu so prächtige als kostbare Schaubühnen. Nichts war den edlen Geschlechtern Spaniens und Deutschlands feyerlicher als die ehemaligen Turnire,

und die noch im ganzen deutschen Reiche Statt habenden sogenannten Schützengilden gehören zu solchen aus den Vorzeiten stammenden Kriegsspielen.

Meine gegenwärtige Absicht erheischt es, bey den letztern stehen zu bleiben, und denselben folgende Betrachtungen zu widmen.

So sehr ich sonst ein Verehrer vernünftiger alter Gebräuche bin, so haben mich doch traurige Erfahrungen überzeugt, daß Schützengilden, oder was einerley ist, das um Pfingsten jährlich zu feyernde Scheibenschießen, besonders auf dem platten Lande so unnütz, als schädlich, und daß es der Wohlfahrt der Landleute weit ersprießlicher seyn würde, wenn statt desselben andere den Umständen des Landmanns angemessenere Lustbarkeiten angeordnet würden. Ich bin gewillt in diesem Aufsatze das erstere zu erweisen, und in Ansehung des letztern einen Vorschlag zu thun, den ich der geneigten Beurtheilung erleuchteter Landesväter unterwerfe.

Der Ursprung des Scheibenschießens, ist wahrscheinlicherweise in die Zeiten der alten Lehnsverfassung a) zurückzusetzen, in welchen noch keine beständige Kriegesheere der Eroberungssucht damaliger Helden Schranken setzten. Auf Anordnung der Lehnsherren, mußten sich ihre Vasallen zu gewissen Zeiten in den Waffen üben, um davon zur Zeit des Aufgebots Gebrauch machen zu können. Ich habe schon vorher bemerkt, daß es den Bewohnern dieses Erdballs eigen sey, daß sie alle nicht alltägliche Handlungen mit gewissen Feyerlichkeiten begleiten. Dieses fand auch bey den Kriegesübungen der Vasallen Statt, die, nachdem sie auch zu den in den Städten wohnenden Bürgern übergegangen, den Namen der Schützengilde erhielten. Ich hege nicht die Absicht die Geschichte dieser Schützengilden zu schreiben. Es soll nur dasjenige, was ich davon bemerklich mache, darthun, daß zu der Zeit der ehemaligen Lehnsverfassung, dieselben einen unverwerflichen vernünftigen Endzweck hatten. Nach der damaligen Einrichtung war ein jeder Lehnsträger verpflichtet, seinem Lehnsherrn, wenn er ihn zum Kriege wider seine Feinde aufbot, als Soldat zu dienen. Es ist nichts natürlicher, als daß ein in den Waffen geübter Vasall zu den erforderlichen Kriegsdiensten weit brauchbarer und tüchtiger gewesen, als derjenige, dem der Waffengebrauch unbekannt geblieben. In diesen Zeiten waren die angeordneten Schützengilden von einem so zweckmäßigen als guten Nutzen. Nachdem jedoch diese alte Lehnsverfassung durch die Errichtung ständiger Kriegsheere (militis perpetui) dahin geändert, daß der Lehnsträger nicht mehr, wie sonsten, sich zu Kriegsdiensten persönlich stellt, so fällt auch der ehemalige zweckmäßige und vernünftige Nutzen der Schützengilden jetzo gänzlich weg. Ich will

a) Siehe Robertsons Geschichte Kaiser Carls V. nach der Middelstedtschen Uebersetzung 1 Buch S. 43. 50. 111. und 121.

will mich nicht auf die Entscheidung der Frage einlassen: ob ein vernünftiger Endzweck der Schützengilden nicht noch in den Städten, besonders in den sogenannten freyen Reichsstädten, stattnehmig seyn könne. Ich schränke mein Urtheil bloß auf das platte Land ein, und überlasse es denen Hoch- und Wohlweisen Herren selbst zu überlegen: ob nicht das städtische Scheibenschießen manchen sonst wohlhabenden, aber für sein Vermögen viel zu eiteln Scheibenkönig und Schaffner durch den dabey gemachten übertriebenen Aufwand ruiniret, und ob nicht selbst zur Zeit des Krieges diejenigen Städte, deren Bürger (vermuthlich sind es die gewesen, die sich bey der Schützengilde so gut in den Waffen geübt,) sich unterstanden ihre Waffenkunst gegen den Feind in Ausübung zu bringen, die Tapferkeit ihrer Einwohner mit Brand und Plünderung büßen müssen. Der den hiesigen Landen noch in ganz frischem Andenken ruhende Krieg hat hievon traurige Beyspiele aufgestellt.

Es ist aus dem eben angeführten klar genug, daß die Schützengilden auf dem Lande nicht mehr zweckmäßig sind. Aus nachfolgenden Gründen wird erhellen, daß selbige gänzlich unnütz und sogar schädlich sind.

Unnütz ist das festliche Scheibenschießen der Bauersleute, wegen der vortrefflichen Anordnung unsers so weisen als menschenfreundlichen Landesfürsten und seiner verehrungswürdigen Rathgeber, durch welche in den hiesigen Landen ein zwar jährlich abwechselndes, doch beständiges und vollzähliges Kriegsheer von 5000 Mann Provinzialtruppen errichtet worden, die ohne Beschwerden der Unterthanen unterhalten und dienstüchtig gemacht werden. Vermöge dieser vortrefflichen Einrichtung, wird nicht allein die wirklich dienende junge Mannschaft der Landleute auf eine brauchbare Art zum nützlichen Gebrauch der Waffen und zum Kriegsdienste angeführt, sondern es muß auch derjenige Theil, der seit sechs Jahren in den Kriegsübungen zur Vollkommenheit gebracht ist, einer gleichen Anzahl ungeübter junger Mannschaft Platz machen, dergestalt, daß in einem geringen Zeitraume nur wenige oder gar keine waffenbare junge Leute übrig bleiben können, die nicht zu Kriegsdiensten geschickt sind. Was bedarf es bey einer solchen Einrichtung der Schützengilden zur Waffenübung? die ohnehin in Gegenverhalt derjenigen, die bey den Landregimentern unter der Aufsicht der erfahrensten Officiere gelehrt wird, keine Waffenübung zu nennen ist.

Schädlich und nachtheilig sind aber die Schützengilden auf dem Lande, wegen der vielen dabey sich ereignenden unvermeidlichen Unordnungen. Wie manches Unglück entsteht nicht schon, wenn der Geist des Branteweins den Kopf des Landmanns zum Freygelassenen umgeschaffen, seinen Taumel bis zur sinnlosen Ausschweifung erhöht hat? Wie viel näher wird aber nicht das Unglück herangerückt, wenn dieser begeisterte Freygelassene ein tödtliches

Geschoß in unvorsichtige ungeübte Hände nimmt, und statt selbiges auf das vorgesteckte Ziel loszudrücken, seinen eben so stark begeisterten Gesellschafter der Lust, wo nicht in die andere Welt schickt, doch dessen, oder auch wohl seinen eigenen gesunden Gliedmaßen einen unwiederbringlichen Schaden zufügt? Ich mag nicht einmal der übrigen widersittlichen Unordnungen gedenken, die gemeiniglich allen Bauergelagen eigen sind, da ich das Angeführte hinreichend erachte, die Schädlichkeit des ländlichen Scheibenschießens zu erweisen. Selbst Landesverordnungen bewahrheiten sie. In der hiesigen Landesverordnung vom 7ten Jul. 1710 ist das Scheibenschießen in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, wegen der dabey vorfallenden Unordnungen, des Gesöffs und allerhand liederlicher Händel verboten. Und obgleich dasselbe im Jahr 1741 wiederum verstattet worden, so sind doch die Einschränkungen, unter denen es erlaubt worden, so stark, daß die Vergünstigung dem Verbot entspräche, wenn über die Befolgung derselben besser gehalten würde.

In der Stadt Braunschweig, deren jährliches Scheibenschießen vielleicht das berühmteste und festlichste in seiner Art von je her gewesen, hat die Durchlauchtige Landesherrschaft dasselbe so sehr eingeschränkt, daß es wenig oder nichts mehr zu bedeuten hat; und auf dem platten Lande soll es gänzlich verboten seyn.

Gesetzt also den Fall, daß eine hohe Landesregierung das Scheibenschießen wegen seiner Schädlichkeit, durch ein öffentliches Gesetz auf dem platten Lande verbieten würde; so dürfte die Frage eintreten, wie und durch was für eine andere allgemeine, unschädliche, nutzbare und der Denkungsart des Landmanns angemessene Festlichkeit die Bewohner des platten Landes, denen ein Tag kummer- und arbeitloser Freuden eben so-wohl zu gönnen ist, als den übrigen Menschengeschlechtern, entschädiget werden können?

Ehe ich hierüber den entworfenen Vorschlag eröffne, will ich folgende Einleitung voranschicken.

Der Ackerbau ist die Grundlage alles Commerzes, sagt der Verfasser des Amusemens des gens d'esprit. Er ist das Triebrad des Nervensystems in dem Staatskörper. Er ist die Goldgrube woraus alle Stände schöpfen. Den Ackerbau und die dazu gehörige Landwirthschaft verbessern und in Aufnahme bringen, ist den Staat bereichern und blühend machen. Die landwirthschaftlichen Veranstaltungen in verschiedenen Ländern bewahrheiten diese Grundsätze. Und doch giebt es noch Rodriguen genug, davon der Herr von Bar ausruft:

Quel Rodrigue aujourd'hui daigne jetter la vue
Sur le vil instrument, que nous nommons charrue!
Instrument, vil à voir, sans lequel toutes fois,
Les sceptres tomberoient hors des mains de nos Rois.
Epitres diverses.

So sehr ich die landesväterliche Anordnung verehre, welche befiehlt, daß durch neue Anbaue das Land bevölkerter, und durch Ausweisung unartbarer Ländereyen der Landesökonomie aufgeholfen werde; so hat mich dennoch die Erfahrung überzeugt, daß ohne Zurücklegung solcher Culturerweiterungen diese heilsame Absicht weit leichter und gewisser erreicht werden dürfte, wenn zweckdienliche Mittel ausfündig gemacht würden, welche zu bewerkthätigen fähig wären, daß die in der Benutzung der Bauern befindlichen Grundstücke, sie seyn artbar oder unbebauet, mit mehrerer ökonomischer Klugheit cultivirt und genutzt, und der Haushalt der Landleute mit mehrerer Vorsicht und Ueberlegung geführt würde.

Es ist zwar kein Stand, in dem es schwerer fällt alte eingewurzelte Gewohnheiten abzuschaffen, und an deren Stelle heilsamere und vernünftigere Handlungsarten einzuführen, wie in dem Baurenstande. Die wesentliche Ursache hiervon liegt jedoch nicht allemal in dem Mangel an Einsicht, oder in dem Eigenwillen der Bauern. Die von Urvater auf Urenkel vererbte Furcht der Bauren, daß ihnen auch dasjenige noch möge geschmälert werden, was ihnen die ehemalige Habsucht der Geistlichen und der Aberglaube ihrer Vorfahren, oder die tyrannische Gerechtigkeit urväterlicher Beamten übrig gelassen, macht es, daß sie gegen alle Vorschläge mistrauisch sind, die ihnen von ihren nunmehro mildern Obrigkeiten zur Verbesserung ihres Hauswesens geschehen. Allein dieses Mistrauen entfernt sich, und gute Vorschläge finden bey ihnen Eingang, wenn diese von Leuten aus ihren Mitteln, deren Ansehen sich Vertrauen erworben, vorgetragen, und sie dabey auf eine überzeugliche Art sicher gestellt werden, daß der daraus fließende Nutzen nur ihnen selbst zu Theil, nicht aber eine neue Auflage herrschaftlicher Abgiften werde. Thut einer ihrer Brüder den Verbesserungsvorschlag, so nehmen sie denselben willig an, und überzeugt er sie durch vorgängige geglückte Versuche; so finden sich Nachahmer genug. Selbst der den Bauern eigenthümliche Ehrgeiz, denn auch sie besitzen adamitische Triebe, bietet ein Beförderungsmittel dar, Verbesserungsvorschläge werkthätig zu machen.

Die Rücksicht auf diese Betrachtungen hat mich auf einen Entwurf geleitet, der solche Beförderungsmittel mit einander vereinigt und dahin abzielt, bey dem Landmann statt des verderblichen Scheibenschießens einen jährlichen festlichen Gebrauch einzuführen, der eine verbesserte Cultur des Ackers und eine gereinigtere Führung der Landwirthschaft zum Gegenstande hat. Er ist folgender:

Man ordne eine ländliche Festlichkeit an, die ich mit dem Namen des Erntefestes belegen will. Ihre zweckmäßige Einrichtung könnte diese seyn:

1) Es müßte nach Beschaffenheit der Umstände eines jeden Dorfs ein

von allen Abgiften freyer Distrikt Landes für diese Festlichkeit zum Preise gewidmet werden. Dieser Ort Landes müßte zuerst aus der gemeinen Hut- und Weideflur genommen werden und so groß seyn, daß von jeder Art Kornfrucht, die in der Gegend gebaut wird, als z. B. in hiesiger Gegend Rocken, Gersten, Haber, Buchweizen, Cartoffeln, Erbsen und Flachs ꝛc. darauf erzielt werden könnte.

2) Zu Bestellung dieses Landes müßte nach dem Verhältniß der Menge Einwohner des Dorfs, von jeglichem Hauswirthe so viel Dünger hergegeben und angefahren werden, als zur Begailung desselben erforderlich wäre. Diese Länderey müßte zur gehörigen Jahrszeit an gewissen bestimmten Tagen, wenn sowohl die Winter- als Sommerfrucht zu bestellen üblich ist, von der gesammten pflugbaren jungen Mannschaft des Dorfs, wozu sowohl junge Hauswirthe unter 40 Jahren, als auch die übrigen jungen Leute über 18 Jahre zuzulassen, beackert, das ist, gestrecket, gepflüget, besäet, beegget, und nächstdem bemähet werden. Diese Ackerbestellung müßte in Gegenwart eines Amtsabgeordneten und drey in der Ackerkunst vorzüglich erfahrener beeidigter Achtsleute, die aus einem benachbarten Dorfe zu nehmen, und an Alter über 50 Jahren, auch über 20 Jahre Hauswirthe gewesen sind, geschehen.

3) Nach vollendeter Beackerung, wozu ein jeder der jungen Leute, nach einer vorgängigen Loose wer zuerst oder zuletzt kömmt, Hand anlegen muß, müßten die beeidigten Achtsleute 5 oder 6 derselben ernennen, die sie in der Beackerungskunst am geschicktesten befunden.

4) Auch von den jungen Hauswirthinnen unter 30 bis 40 Jahren und den Bauerdirnen des Dorfs, müßte eine gleichartige Preisarbeit in Gegenwart eines Amtsabgeordneten und drey beeidigter Hauswirthinnen, die wenigstens 50 Jahr alt, und über 15 bis 20 Jahr der Haushaltsführung vorgestanden, vorgenommen werden. Sie müßten, zum Beyspiel, an einem gewissen Tage die Kühe melken, das Vieh futtern, Buttern, Brodt säuren und backen, Flachs braken, schwingen, risten, knocken und spinnen ꝛc. Von diesen müßten die 3 beeidigten Achtsfrauen ebenmäßig 5 oder 6 derjenigen nennen, die sie nach Gewissen für die geschicktesten befunden.

5) So bald diese Auswahl der geschicktesten Ackersleute und Landwirthinnen geschehen, müßte von den Achtsleuten, dieser erwählten Personen ihre eigenthümliche Haushaltung und Ackerbestellung nachgesehen, und hiernächst dem Amte von dessen wahrhaftem Zustande und den darin bemerkten Fehlern Bericht erstattet werden. Hierauf müßte vom Amte ein gewisser Tag bestimmt, und an demselben den ausgewählten Personen in Gegenwart der Gemeinde gewisse Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden, die, mit Rücksicht auf die einberichteten Fehler, eine gute Verwaltung der Landwirthschaft

schaft und bessere Einrichtung des Ackerbaues zum Gegenstande hätten. Diese Haushaltsfragen, wozu allenfalls die erfahrensten Mitglieder der hochlöblichen Landwirthschaftsgesellschaft Anleitung geben könnten, müßten nach den Begriffen der Bauersleute eingerichtet, von dem Beamten vorgetragen, und die Beantwortung zu Protocoll genommen werden. Drey derjenigen, die diese Fragen am gründlichsten beantworten und verfolglich die beste Kenntniß in der Landwirthschaftskunst an den Tag legen, werden vom Amte ausgewählt, und von diesen enger erwählten drey Ackersleuten und drey Landwirthinnen der und die allergeschickteste zum **Erntekönig** und **Erntekönigin** ernannt, die andern beyden aber nächst diesen für die würdigsten erklärt.

6) Das Preiszeichen für den Erntekönig könnte außer der ländlichen Krone, womit er am Tage des Erntefestes gekrönet wird, z. B. eine silberne Kette seyn, woran ein emaillirtes Kreuz oder Medaille hängt, auf deren einer Seite die Devise: **dem würdigsten Ackersmanne**, auf der andern Seite aber die Sonne, welche auf ein in Aehren stehendes Kornfeld scheint, neben welchem ein unbestellter Acker von einem Bauer gepflügt; für die Erntekönigin aber, außer der Krone gleichfalls eine silberne Kette mit einem Kreuze, darauf die Devise: **der besten Landwirthinn**, und auf der andern Seite die Göttinn Ceres mit dem Füllhorn, aus welchem einer etwas niederwärts sitzenden, und mit Melken einer Kuh beschäfftigten Bäurinn, allerley Blumen und sonstiger Haushaltssegen in den Schooß fällt, gewidmet werden.

7) Nach vollbrachter Ackerbestellung, Untersuchung und Wahl, müßte im May oder Junius jeden Jahrs, ein Tag zum Erntefeste gewidmet werden, der dem ganzen Dorfe festlich wäre. An demselben werden der Erntekönig und die Erntekönigin in Gegenwart der versammelten Gemeinde auf dem sogenannten Bauerplatze, das ist, dem gewöhnlichen Versammlungsorte, unter ihrer Landmusik, mit ländlichen Feyerlichkeiten gekrönt und ihnen die vorbenannten Preis- und Ehrenketten umgehangen. Hiernächst paaren sich sämmtliche Einwohner in feyerlicher Ordnung, dergestalt, daß die Nr. 3. 4. und 5. erwählten Personen vor andern vorzüglich ausgeziert, dem Erntekönig und Königinn zunächst folgen. Der Zug geschieht von dem Bauerplatze, wie beym Scheibenschießen, nach einem mit Lauben versehenen Platze außerhalb dem Dorfe folgendermaßen: Dem Erntekönig treten 5 bis 6 Paar Dirnen mit Kränzen geschmückt vor, ein Abgeordneter des Amts führt denselben, und die übrige männliche Dorfeinwohnerschaft folgt ihm in gepaarten Reihen nach. Diese könnten ihre Hüte bebändelt und einen belaubten Eichen- oder Buchzweig, der König aber eine Art von Thyrsus mit Blumen, Flittergold und Laub umwunden, in den Händen tragen. Nächstdem folgt der

Zug der Erntekönigium. Ihr treten gleichfalls 5 oder 6 Paar nach ländlicher Art geschmückte, und mit Blumenkränzen versehene Jünglinge von 12 bis 14 Jahren vor: ein Abgeordneter des Amts führt auch sie, und sämmtliches Frauenzimmer des Dorfs folgt ihr in festlichem Schmuck und bestimmten Reihen. Auf dem zum Erntefeste gewidmeten Platze erlustiget sich die Gesellschaft mit ländlichen Tänzen und Trinken. Die Kosten bringt das ganze Dorf auf, doch so, daß die Preiserhalter nach Maaßgabe ihrer Belohnungsfrucht etwas mehr zu derselben beytragen.

Zu Anschaffung der Kosten für die silbernen Ketten und Kreuze stünde leicht ein Fond auszumachen, zumalen da selbige von keinem beträchtlichen Werthe seyn müßten, weil sie mehr ein Ehrenzeichen, als prächtig und leuchtend zu seyn, zur Absicht haben. Ein Paar zu versilbernde Eichbäume aus der Dorfsholzung, oder ein gemeinschaftlicher Beytrag, eine milde Gnade der Landesherrschaft oder der hochlöblichen Landwirthschaftsgesellschaft würde zu deren Aufbringung zweckmäßig seyn können.

Wo sich Dörfer finden, die nur aus wenigen Höfen bestehen, dazu gesellten sich mehrere Dörfer; und es dürfte die Frage seyn, ob es nicht die Absicht noch erfüllender wäre, wenn ein ganzes Kirchspiel sich hiezu vereinigte, und dadurch die Festlichkeit desto ansehnlicher und zweckmäßiger machte.

8) Da dem Menschen die Befriedigung seines Ehrgeizes gemeiniglich nicht hinreichend ist, um ihn zu guten Handlungen anzuspornen, sondern der schimmernde Glanz des Interesse hinzu kommen muß, wenn ihm die Vortrefflichkeit der Tugend einleuchtend werden soll; so müßte für die nach Nr. 5. erwählte Personen folgender Belohnungspreis bestimmt seyn:

Die Früchte der nach Nr. 1. und 2. bestellten Ländereyen müßten unter ihnen nachstehendermaaßen vertheilt werden:

a) Dem Erntekönig müßte die Hälfte sämmtlicher Kornfrüchte,

b) und einem jeden der beyden andern, als die besten Ackersleute ernannten Personen ein Viertel derselben zufallen.

c) Die Erntekönigin müßte die Hälfte des Flachses, und die beyden ihr in der Wahl folgenden eine jede ein Viertel desselben erhalten.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Montag, den 29ten April 1776.

Schluß des Vorschlags des Erntefestes, zu Abstellung der schädlichen Schützengilden auf dem platten Lande und Aufmunterung zur Verbesserung der Landwirthschaft.

9) Die Regierung des Erntekönigs und der Erntekönigiinn würde mit einem Jahre zu Ende laufen. In den ersten 5 oder 6 Jahren könnten selbige zu solcher Ehrenstaffel nicht wieder erwählt werden. Damit jedoch diesen würdigen Leuten keine unwürdige Nachfolger erwählt würden, so müßten sie bey der künftigjährigen Untersuchung zugelassen werden, und dabey wenigstens eine Verneinungsstimme haben, falls sie von der erwählten Person gegründete Ursachen der Unwürdigkeit, als z. B. Trunkenheit, Dieberey, zu erweisende Unkeuschheit, Irreligion und sonstige Laster anzugeben wüßten, die das Glück und den Frieden der Gesellschaft stören. Eine geschwächte Weibesperson, und einer der um Dieberey (die privilegirte Holzdieberey auf Pfand ausgenommen) oder um sonstiger grober Laster willen von Obrigkeitswegen bestraft worden, kann zu der Ehre eines Erntekönigs oder einer Erntekönigiinn nicht gelangen.

10) Fänden sich in dem folgenden Jahre keine würdige Gegenstände zu Nachfolgern; so bleibt die Wahl bey den Nr. 5. bemeldeten Personen.

11) Mit der Würde eines Erntekönigs und Königinn, müßte während ihres Regierungsjahres der Vorsitz bey allen ländlichen Zusammenkünften und Feyerlichkeiten verbunden seyn, und selbst die Ortsobrigkeit müßte diese würdige Personen vor andern ehren, und ihnen z. B. an dem Gerichtsorte einen Stuhl zugestehen. Selbige tragen ihre Ehrenketten an solchen Feyerlichkeitstagen und auch des Sonntags, wenn sie zur Kirche gehen.

So weit mein Vorschlag. Einem jeden wird es einleuchten, daß aus der Anordnung eines solchen ländlichen Festes viel Gutes entstehen könne. Der Ehrgeiz wird viele anfeuern, nach der Würde und der Belohnung eines Erntekönigs zu streben, die er ohne das Bestreben nach der Tugend, guten Sitten und Erfahrung in der Beackerungskunst nicht erlangen kann. Die

Nacheiferung macht den Trieb, es in dieser Kunst und in der Landhaushaltung zur Vollkommenheit zu bringen, nach und nach zur Gewohnheit und diese es zur andern Natur. Wäre es wohl zu viel behauptet, wenn ich folgerte, daß durch diese Anordnung, die selbst praktisch ist, geschicktere Ackerknechte, Haushaltsmägde, bessere Hauswirthe und Hauswirthinnen entstehen könnten? Es könnte seyn, daß die Absicht derselben nicht allenthalben ganz erreicht würde. Allein wird sie auch nur halb erreicht, so stiftet sie Gutes, und mehr Gutes, als alle Schriften von Verbesserung des Ackerbaues, die der Landmann weder besitzt, noch liest, noch versteht.

Die Ausführung dieses Vorschlages ist so leicht, als derselbe dem Genie der Bauern angemessen ist. Es muß nur die Bewilligung der hohen Landesregierung vorangehen, und die Ausführung nicht in die Hände eines Beamten fallen, der nur um seinetwillen, nicht aber um der Unterthanen willen Beamter ist.

Vielleicht lacht Pasquin über diesen Einfall, und tadelt ihn ungeprüft und ohne Kenntniß des platten Landes, bloß deswegen, weil er neu und unerhört ist, auch eine Anordnung einer ländlichen Feyerlichkeit zum Gegenstande hat. Ich will mich nicht damit rechtfertigen, daß öfters ein hohes Ministerium mit der Entscheidung der weniger wichtigen Frage behelliget wird: ob es dem Vortheile der Städte zuträglich sey, daß dieses oder jenes Gaukelspiel zur Erlustigung der ersten und zweyten Rangordnung solle angeordnet werden? Ich will zu meiner Rechtfertigung diejenigen ähnlichen Anordnungen anzeigen, welche mich auf diesen Einfall geleitet haben.

Die so wohlthätige als in verschiedene Länder sich ausbreitende Stiftung des Wasaordens des weisen Königs von Schweden gab mir die erste Idee.

Das Ackerfest, welches der Kaiser von China feyert, gab meiner Idee den mehrsten Stoff. In den Reisen des Englischen Philosophen in Asien und Afrika, wird dieses Fest in der 1773 zu Danzig herausgekommenen Uebersetzung Seite 110. folgendergestalt beschrieben:

„Alle Jahre am 15ten Tage des Neumonden, der gemeiniglich in die ersten Tage unsers Märzes fällt, begeht der Kaiser in China in eigener Person die Eröffnung der Erde. Er begiebt sich mit großer Pracht auf das Feld das zu dieser feyerlichen Handlung bestimmt ist. Die kaiserlichen Prinzen, die Präsidenten der fünf großen Tribunäle und eine unzählige Menge von Mandarinen begleiten ihn. Zwo Seiten des Feldes sind mit den Officieren und den Garden des Kaisers besetzt, die dritte wird für die Landleute der Provinz aufbewahrt, welche zulaufen um ihre Kunst von dem Oberhaupte des Reichs geehrt und ausgeübt zu erblicken. Die Mandarinen haben die vierte inne. Der Kaiser betritt ganz allein den Acker, wirft sich nieder und berührt neunmal mit

dem

dem Kopfe die Erde aus Anbetung gegen Tien den Gott des Himmels. Er spricht mit lauter Stimme ein Gebet, so von dem Tribunal der Gebräuche eingerichtet worden, um den Segen des großen Meisters der Welt zu seiner und seines Volkes Arbeit, die seine Familie sind, zu erbitten. Der Würde gemäß, als Oberpriester des Reichs, opfert er einen Ochsen, welchen er dem Himmel als dem Geber alles Guten darbietet. Während daß man das Opfer in Stücken hauet und selbige auf einen Altar legt, führt man dem Kaiser einen Pflug zu, der mit einem Paar Ochsen bespannt ist, die auf das herrlichste geziert sind. Dieser Prinz entlediget sich seines kaiserlichen Anzuges, nimmt die Pflugstürze und zieht verschiedene Furchen nach der ganzen Länge des Feldes. Hernach übergiebt er mit dem artigsten Anstande den Pflug den vornehmsten Mandarinen, die nach einander arbeiten und sich es eifrigst angelegen seyn lassen, diese ehrwürdige Arbeit mit der besten Geschicklichkeit zu verrichten. Die Ceremonie endiget sich mit Austheilung von Silber und Stücken Stoffe an die Bauern, welche gegenwärtig sind, von welchen die hurtigsten den Ueberrest des Ackers in Gegenwart des Kaisers mit der größten Fertigkeit umpflügen. Einige Zeit darauf, nachdem man alle nöthige Bearbeitung und Bedüngung verrichtet hat, kommt der Kaiser wiederum, die Zusaat seines Feldes von neuem anzufangen. Dieses geschieht ebenfalls mit Feyerlichkeit und in Gegenwart der Landleute. Die nemliche Handlung wird in allen Provinzen des Reichs an eben dem Tage durch die Unterkönige vollbracht, die von allen Befehlshabern ihres Gebietes unterstützt werden, und stets ist ein großer Haufe von Ackersleuten aus dieser Landschaft gegenwärtig.

Der Ackerbau wird in China noch auf eine andere Art aufgemuntert. Die Unterkönige einer jeden Provinz schicken jährlich die Namen der Arbeiter nach Hofe, welche sich am meisten durch ihre Bauart hervorgethan haben, es möge nun in Urbarmachen oder Verbesserung einiger Ländereyen, die man als unfruchtbar angesehen hatte, bestehen, oder sie mögen durch eine bessere Bauart ein schon ehedem würdiges Land vermogt haben reichlichere Früchte zu bringen. Alle diese Namen werden dem Kaiser vorgelegt, der den hier benannten Ackersleuten Ehrentitel ertheilt, um sie von den gemeinen zu unterscheiden. Wenn ein Feldarbeiter irgend eine beträchtliche Entdeckung gemacht hat, die auf die Verbesserung des gemeinen Ackerbaues einen Einfluß haben kann, oder wenn irgend seine Fähigkeiten mehrere Achtung verdienen: so ruft ihn der Kaiser nach Pekin, läßt ihn auf Kosten des Reichs und mit Ansehen reisen, empfängt ihn in seinem Pallaste, befragt ihn um seine Fähigkeiten, um sein Alter, um die Anzahl seiner Kinder, um die Größe und Güte seiner Ländereyen, und schickt ihn nach seinem Felde wieder mit einem ansehnlichen Titel mit Wohlthaten überhäuft zurück.

Wer ist wohl der glücklichste, der

Fürst der sich so beträgt, oder das Volk, das so regiert wird? Unter einer Nation wo alle gleich sind und wo alle nach Ehre streben, da müssen solche Anreizungen die Neigung zur Arbeit und die Nacheiferung im Feldbau anfeuern.

Die ganze Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung ist überhaupt auf den Ackerbau gerichtet. Der Zustand der Ländereyen ist der große Vorwurf der Arbeiten, der Wachsamkeit und der Bekümmernisse der Obrigkeiten u. s. w.„

Das so bekannte Rosenfest, welches in einer Provinz Frankreichs gefeyert wird, und das Fest das die Landleute der spanischen Provinz Biscaya bey Zupflanzung der Hölzung begehen, und dessen Joseph Baretti in dem andern Theile seiner Reisen von London nach Genua erwähnt, haben meine Idee des Erntefestes ausgebildet.

Vielleicht ist einem Geschicktern aufbehalten, meinen Entwurf durch glückliche Zusätze zu vermehren, oder ihn mit meisterlichen Händen zu beseilen. Genugthuung genug für mich, wenn mein Vorschlag die Veranlassung giebt, in der Verbesserung des Ackerbaues und der Landwirthschaft etwas Practischgutes zu stiften, und dadurch das schädliche Scheibenschießen einzustellen.

Warum die Calender-Weissagungen sich noch bey vielen in Credit erhalten. *)

Die Vorhersagungen der Witterung und anderer Begebenheiten erhalten sich in unsern Calendern noch immer, nicht, daß verständige Leute noch an die astrologischen Grillen glaubten, sondern weil der große Haufe noch so sehr daran hängt. Ein Calender, aus dem man die Prophezeihungen herauslassen wollte, würde für keinen Calender gehalten werden, und ein allgemeines Misvergnügen erregen. Wie langsam breiten sich doch die Kenntnisse unter einer Nation aus, und zwar unter einer, die sich ihre Verfeinerung und die Verbesserung ihrer Umstände ernstlich angelegen seyn läßt!

Die Sache scheint allerdings einiger Aufmerksamkeit werth zu seyn. Man kann nicht sagen, daß alle, welche ihren Calender um das Wetter befragen, es aus Einfalt thäten. Viele wissen ganz wohl, daß der Calender oft lügt. Darum geben sie aber nicht alles Zutrauen zu ihm auf. Das Barometer, wenden sie ein, triege fast eben so oft, und doch befrage man es wegen des Wetters, die Astrologen können nicht alles wissen, genug, wenn sie manchmal die Wahrheit treffen. Sie erinnern sich mancher Fälle, in denen die Prophezeihungen des Calenders auf das pünktlichste eingetroffen sind. So bestärkt jede eingetroffene Vor-

*) Ein Auszug aus einer Schrift des Herrn Oberbaurathe Lambert, Examen d'une espece de Superstition ramenée au calcul des probabilités, in den Nouveaux Mem. de l'Acad. de Prusse, 1771. pag. 411.

Vorherſagung das Anſehen des Calenders, und macht alle Unwahrheiten deſſelben wieder gut.

Man mag hingegen ſagen, daß die Calendermacher die Witterung bloß auf ein Gerathewohl hinſetzen, und ſich bloß dabey nach der Jahrszeit richten; daß manche das Wetter nur aus einem alten Calender abſchreiben, oder dem Drucker es überlaſſen: dergleichen allgemeine Gründe helfen nichts. Eine einzige eingetroffene Prophezeihung hat mehr Gewicht als ſie alle. Denn es kömmt auch noch dieſes hinzu, daß man die Witterung allemal dem Calender zum Vortheil auslegt, ſobald jene oder dieſer nur im geringſten zweydeutig iſt. Denn iſt der Himmel bloß bewölkt, ſo hat es der Calender getroffen, er mag ſchön Wetter, oder Regen, oder bewölkter Himmel ſchreiben. Denn bey einem bewölkten Himmel kann das Wetter ſo gut heiter als regnicht werden. Schreibt der Calender, veränderlich, ſo läßt ſich wegen einiger Wolken, oder wegen einiger Sonnenblicke das ſchönſte oder das ſchlechteſte Wetter als veränderlich anſehen. Weil auch der Calender das Wetter nur für ganze Tage angiebt, ſo nimmt man es auch hierin ſo genau nicht, und iſt zufrieden, wenn er ſich nicht um mehr als einen oder zwey Tage verſieht. Die Kunſt, die Witterung vorherzuſagen, iſt ja noch nicht ſo weit getrieben, als die Kunſt, die Finſterniſſe vorherzubeſtimmen.

Dieſes iſt ſchon mehr als hinlänglich, denjenigen, welche noch immer an die Calenderprophezeihungen glauben, Nachſicht zu verſchaffen. Laßt uns aber die Sache auch nach der Wahrſcheinlichkeitsrechnung betrachten. Die meiſten bleiben bey der bloßen Vergleichung der Vorherſagungen mit dem Erfolge ſtehen. Wir wollen ſetzen, daß dieſe Vergleichung mit mehrerer Schärfe, als wirklich geſchieht, angeſtellt werde, ſo iſt die Frage, ob durch eine ſolche Vergleichung, ohne Rückſicht auf die allgemeinen Gründe, der Glaube an die Calenderprophezeihungen den Leuten benommen werden könne?

Hier ergeben ſich von ſelbſt drey verſchiedene Fälle, woraus eben ſo viel beſondere Regeln fließen: 1) Der Calender fehle öfter als er trifft. In dieſem Falle wird man nicht geneigt werden, ihm Glauben zuzuſtellen. 2) Er fehle ſo oft als er trifft, ſo bleibt die Frage zweifelhaft. 3) Er treffe öfter als er fehlt, ſo wird man fortfahren ſich an ihn zu halten.

Dieſe drey Regeln ſcheinen ganz richtig zu ſeyn, und ſie ſind es, welche in andern Fällen von einſichtsvollen Perſonen wirklich befolgt werden. Denn allemal, wenn wir nicht mit Zuverläßigkeit urtheilen können, ſuchen wir uns an dasjenige zu halten, was wenigſtens der gewöhnlichſte Fall iſt, wie es der Klugheit allerdings gemäß iſt. So verfuhr der Marcheſe **Poleni** in Abſicht auf die Veränderungen des Barometers. Die Erfahrung lehrte ihn, daß das Wetter ſich nicht immer darnach richte; darum gab er Achtung, ob die Ausnahmen

häufiger als die Uebereinstimmung einträten. Er fand, daß es zu Padua ohngefähr zweymal öfter bey dem Fallen des Barometers regnet, als bey dem Steigen. Also ist es doch in dem letztern Falle zweymal weniger wahrscheinlich, daß es regnen wird, als in dem erstern.

Inzwischen leiden die obigen drey Regeln einige Einschränkungen, wenn die Frage nicht von den Erfolgen, sondern von ihren Ursachen ist; kommen mehrerley Ursachen zusammen, einen gewissen Erfolg theils zu bewirken, theils zu verhindern, so ist es bey gewissen Erfolgen leicht möglich, daß die verhindernden Ursachen stärker und häufiger sind, als die hervorbringenden. Vergleicht man nun in solchen Fällen den Erfolg bloß mit einer der Ursachen, durch welche er bewirkt werden kann, wenn sie durch nichts gehindert werden, so wird man finden, daß diese Ursachen nur selten mit dem Erfolge verknüpft sind, und man wird daher sogar geneigt werden, sie ganz von der Zahl der Ursachen auszuschließen, wenn man nicht aus andern Gründen, unabhängig von dieser Vergleichung, weiß, daß sie dazu gehören. Eben so geht es, wenn eine von unbekannten Ursachen herrührende Wirkung sich oft ereignet, und auf der andern Seite eine gewisse Ursache, die aber zu dieser Wirkung nicht gehört, sich oft wahrnehmen läßt. In diesem Falle wird man selten die eine ohne die andere bemerken, und man wird, sobald man eine Verbindung zwischen beyden vermuthet, den Trugschluß non cauſſæ ut cauſſæ begehen.

Um aber wieder auf die Calender zu kommen, so mögen ihre Verfasser das Wetter nach astrologischen Regeln, oder nach Gutdünken, oder nach dem Ausspruche des Looses ansetzen, es gilt dies alles gleich. Denn das Wetter, wie es wirklich einfällt, richtet sich doch nach keiner dieser Bestimmungen, weil es von einer unzählbaren Menge von Ursachen abhängt, und fast eben so wie Glück und Unglück in den Glücksspielen abwechselt, als in welchen die bestimmenden Ursachen ebenfalls auf unzählige Arten sich verändern.

Wir wollen annehmen, daß der Calendermacher seine Vorhersagungen auf dreyßigerley Arten abwechselt, und wollen auch, so wie er, dreyßig verschiedene Abwechslungen des Wetters annehmen. In diesem Falle würde er bald seinen Credit verlieren, weil seine Prophezeihungen nur sehr selten eintreffen könnten. Die Rechenkunst wahrscheinlicher Fälle zeigt nemlich, daß von 30 Vorhersagungen alsdenn nur eine erfüllt werden würde. a)

Aber die Calendermacher nehmen sich wohl in Acht, so mancherley Abänderungen des Wetters anzusetzen, wenn sie gleich den Kunstgriff brauchen, durch gleichgeltende und zweydeutige Ausdrücke

a) Herr Lambert führt dies durch eine nicht ganz leichte Rechnung aus. Doch kann man sich die Wahrheit des Satzes folgendergestalt leicht begreiflich machen. Wenn man von 30 gleich möglichen Fällen einen gewissen treffen soll, so wird man 29 mal leichter fehlen als treffen, oder man wird 29 mal fehlen, gegen dessen, daß man einmal trifft.

drücke den Schein der Mannigfaltigkeit zu verschaffen. Auch ist man schon gewohnt, ihre Angaben nicht nach dem strengen Wortverstande zu deuten. Alles läuft am Ende auf zwey allgemeine Verschiedenheiten des Wetters, nemlich des guten und schlimmen, hinaus; höchstens sind es drey, schönes, gemischtes, und regnichtes Wetter.

Läßt man nur zwey Abänderungen Statt finden, so wird die Hälfte der Prophezeihungen erfüllt, ja eigentlich noch mehr als die Hälfte, weil die Calendermacher nur die Vorsicht brauchen dürfen, wie sie es vermuthlich auch thun, das heitere Wetter zwey oder dreymal weniger anzusetzen, als das trübe, ausgenommen in den Monaten März und September, wo das gute Wetter häufiger zu seyn scheint.

Wenn der Calendermacher die meteorologischen Wahrnehmungen zu Rathe zieht, und daraus das Verhältniß der guten Tage zu den trüben schließt, so mag er die guten und trüben Tage, in diesem Verhältnisse, wie er will, durch einander ansetzen, er wird öfter treffen als fehlen, wenn anders das Verhältniß getroffen ist. Sonst aber darf er nur das heitere und trübe Wetter, das eine so oft als das andere hinsetzen, so wird die Hälfte seiner Angaben erfüllt werden. Weil nun der große Haufe nicht anders als nach der Vergleichung des Wetters mit dem Calender urtheilt, so ist es kein einfältiger Aberglaube, daß er so sehr an seinem Calender hängt, sondern, da die Vorhersagungen wenigstens eben so oft eintreffen als fehlen, befolgt er dieselben Vorschriften der Klugheit, deren sich jeder vernünftige Mensch bedient, die Güte und Zuverläßigkeit einer Regel zu erfahren, die er nicht anders als durch die Vergleichung der Fälle untersuchen kann, wo sie richtig oder falsch ist. Denn sollte auch diese Vergleichung die Regel zu bestätigen scheinen, so folgte deswegen doch nicht, daß sie auf die Natur der Sache gegründet ist, wo man sie anbringt. Sie könnte noch weniger Zusammenhang damit haben, als die astrologischen Prophezeihungen mit den Abwechselungen der Witterung.

h. G. S. K.

Erzählung einer schwer zu erklärenden Wirkung. *)

Die Menschen sind sehr geneigt, von der Unbegreiflichkeit einer Sache auf ihre Unmöglichkeit zu schließen, ungeachtet die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir von den wenigsten natürlichen Dingen die wahren Ursachen, und noch weniger das Verhältniß derselben zu ihren Wirkungen, einsehen. Die Kraft selbst ist einfach und unsichtbar, und die subtilsten Körperchen, welche nicht in unsere Sinne fallen, bringen die größesten Wirkungen hervor. Einige amerikanische Völker beschmieren die Spitzen ihrer Pfeile mit einem giftigen Saft, der stärker und plötzlicher wirkt, als der Blitz. Wenn ein fast unsichtbares Tröpfchen davon einem Menschen auf das äußerste Glied seines Fingers gelegt wird; so

*) Aus dem Schleswig-Holsteinischen Intelligenzblatt 1776. St. 4.

so ist derselbe in einer Minute todt. Ein von Cairo nach Marseille geschickter Brief konnte ein solches unsichtbares Gift ausbreiten, daß innerhalb sechs Wochen zehntausend Menschen an der Pest starben, und wir dürfen uns gewiß nicht Hoffnung machen, daß wir die unendlich kleinen Theilchen, welche den Grund der Blattern und anderer ansteckenden Krankheiten enthalten, und die erstaunende Art und Heftigkeit ihrer Wirkung, jemals deutlich begreifen werden. Den sogenannten wilden Völkern in Amerika ist es gar nicht zu verdenken, daß sie, aus Furcht vor den ansteckenden Seuchen, den Umgang der Europäer meiden, da man selbst in Europa davon unglaubliche Beyspiele hat. Noch neulich ist von einem schottländischen Prediger, die von den Einwohnern der kleinen Insel St. Hilda von andern schon ertheilte Nachricht mit vieler Glaubwürdigkeit bestätiget worden, nemlich, daß diese Leute jederzeit einen heftigen Husten bekommen, so oft ein Fremder ihre Insel betritt. Dieser Husten hält gemeiniglich 10 bis 12 Tage an, und breitet sich dergestalt aus, daß das Kind an der Mutter Brust nicht verschont bleibt. Wenn ein angelandeter Fremder zum Unglück vor seiner Ankunft das Fieber gehabt hat; so bekommen diese arme Leute nicht allein den Husten, sondern auch das Fieber, und von fremden Waaren wird ihnen ein noch stärkerer und länger anhaltender Husten verursacht. Bemeldter Prediger hatte diesen Husten der Hildaner beständig für eine Fabel gehalten, bis er selbst, sich auf diese Insel zu begeben, veranlaßt wurde. Er versichert, daß bey seiner Ankunft alle Einwohner, außer zwey Kindbetterinnen, gesund, frisch und munter gewesen. Er ließ sich von der ganzen Sache nichts merken, theils, um die Einbildungskraft dieser Insulaner nicht zu erregen, theils, ihnen keine Gelegenheit zu einem arglistigen Betrug zu geben. Weil sich nun auch in den beyden ersten Tagen seines Daseyns wirklich bey den Hildanern kein Husten einfand; so frohlockte er schon heimlich bey sich selbst, daß er die Erzählung von einer Krankheit dieser Insulaner bey der Ankunft eines Fremden mit Recht zu den Fabeln gerechnet habe, oder daß doch wenigstens mit seiner Ankunft auf diese Insel keine solche verdrießliche Folge verbunden gewesen. Allein, am dritten Tage bekamen wirklich einige Leute einen Ansatz eines heftigen Schnupfens und Hustens, und diese Krankheit ward in wenigen Tagen auf der ganzen Insel so allgemein und so heftig, daß kein einziger Einwohner von den Kindern bis zu den Greisen, von derselben befreyet blieb, und einige zugleich vom Fieber und von heftigen Kopfschmerzen befallen wurden. Die Ursache dieses Hustens, davon dieser Prediger nunmehr, zu seiner äußersten Bestürzung, ein Augenzeuge geworden war, konnte er nicht in einem natürlichen Abscheu dieser ganz abgesondert lebenden Leute gegen Fremde suchen, weil sie ihn überaus liebreich aufgenommen hatten, und sich überhaupt bey der seltenen Ankunft eines Fremden jederzeit sehr vergnügt zu bezeigen pflegen. Das Merkwürdigste endlich in dem von diesem fast unglaublichen Zufall abgestatteten Bericht ist dieses, daß ihm eine, auf dieser Insel verheyrathete und damals noch lebende Frau versichert hat, daß sie in den dreyen ersten Jahren ihres Aufenthalts auf der Insel, von diesem epidemischen Husten verschont geblieben; aber nachher von demselben eben sowohl, wie die Eingebornen, bey jedesmaliger Ankunft eines Fremden befallen worden.

Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Freytag, den 3ten May 1776.

Leben Franz Antons, Reichsgrafen von Spork.

Die folgende Lebensbeschreibung ist aus dem zweyten Theile der Böhmischen Biographie genommen, die den Titel führt: Effigies virorum eruditorum atque artificum Bohemiæ & Moraviæ, una cum brevi vitæ operumque ipsorum enarratione. P. II. Pragæ 1775. Wenn die Erzählung edler Thaten in der Erdichtung schon einnehmend ist, durch die Würklichkeit aber noch rührender und kräftiger wird; wenn die Tugend in jedem Stande gepriesen zu werden verdient, noch mehr aber in den vornehmern Ständen, wo die Hindernisse gefährlicher und mannigfaltiger, aber auch die Gelegenheiten Gutes zu thun reichlicher, ausgebreiteter und wichtiger sind, zum Vorbilde aufgestellt werden muß: so ist gewiß das Leben eines so edlen Mannes, als der Graf von Spork war, werth, allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Eine traurige Anmerkung wird zwar diese Geschichte an die Hand geben, nemlich, daß das edelste Betragen nicht vor empfindlichen Kränkungen von bösartigen Menschen schützet. Wiewohl dieses lehrt das Leben fast jedes großen Mannes. Allein es ist nur traurig, daß es Menschen giebt, die keine Ehrfurcht für die Tugend haben; der Tugend selbst mag es zum bessern Gedeihen und zur größern Belohnungsfähigkeit gereichen – Doch genug zur Vorrede. Hier ist die Lebensgeschichte selbst.

* * * * * *

Franz Anton Graf von Spork, ward 1662 den 9ten März zu Herz'manomiestecz im Chrudimer Kreise geboren. Sein Vater war Johann, Graf von Spork, aus der altadelichen Familie von Spörken in Westphalen, der wegen seiner großen Tapferkeit und der von ihm sowohl in dem dreyßigjährigen, als türkischen Kriege geleisteten wichtigen Dienste von verschiedenen Kaisern große Ehrenbezeigungen und Reichthümer erhalten hatte. Seine Mutter war aus dem adelichen Geschlechte von Fineken aus Mecklenburg. In seinem achten Jahre ward er schon auf das Jesuitergymnasium zu Kuttenberg ge-

than, wo er bis in das dreyzehnte blieb, und durch die Spuren des vortrefflichen Geistes, den er blicken ließ, sich aller Bewunderung erwarb. Von da ward er nach Prag geschickt, wo er auf der dasigen Universität die Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit studierte. Kaum hatte er seine akademische Laufbahn geendiget, als sein Vater in einem Alter von mehr als achtzig Jahren starb, und ihn nebst einem jüngern Sohne unter der Vormundschaft seiner Brudersöhne zurückließ, welche er in dieser Absicht aus Westphalen hatte kommen lassen, denen er auch große Wohlthaten erzeigt und zu ansehnlichen Posten unter der Armee verholfen hatte. Der junge Graf gieng im J. 1680, nach der Gewohnheit des Böhmischen Adels, auf Reisen, besuchte die vornehmsten Europäischen Länder und Höfe, wo er sich allenthalben großen Beyfall erwarb, und alles Schöne, Vortreffliche und Nützliche, das seinem Vaterlande noch fehlte, sorgfältig anmerkte, wovon er hernach zu seinem und anderer Nutzen Gebrauch machte. Bey dieser Gelegenheit wird es nicht undienlich seyn, einen zur Geschichte der Musik in Böhmen gehörigen Umstand anzuführen. Unser Graf hörte, bey seinem Aufenthalte in Paris, zum erstenmale auf dem Waldhorne, das damals erst erfunden war, blasen, und fand daran so viel Gefallen, daß er zwey von seinen Leuten auf diesem Instrumente unterrichten ließ. Diese erlernten es in kurzer Zeit sehr gut, und brachten es nach Böhmen, wo in der Folge die Kunst das Waldhorn zu blasen zu solcher Vollkommenheit gebracht ward, daß die Böhmen für die besten Waldhornisten in Europa gehalten, und auch an auswärtigen Höfen sehr gesucht werden.

Nach seiner Rückkunft übernahm Spork selbst die Verwaltung seiner väterlichen Güter, und wurde bald, da der Ruhm seiner vortrefflichen Geistes- und Gemüthsgaben sich geschwinde ausbreitete, von dem Kaiser Leopold zu den ansehnlichsten Ehrenstellen befördert. Zuerst ward er zum kaiserlichen Kammerherrn, darauf zum Statthalter in Böhmen und geheimen Rath ernannt. In diesem Posten war seine erste Sorge, seinen Eifer für den Fürsten und das Vaterland auf alle Arten an den Tag zu legen; zweytens, seine eigenen Unterthanen glücklich zu machen; und nächst diesem, seinen Freunden anständige Lustbarkeiten zu verschaffen, und sich selbst mit Lesen der besten Bücher und andern Beschäfftigungen in den Wissenschaften zu vergnügen.

Es ist ganz unglaublich, was für Summen er zur Beförderung der Gelehrsamkeit, sowohl der geistlichen als der weltlichen, und zur Aufnahme der Künste in Böhmen aufgewandt hat. Es war zu seiner Zeit in ganz Europa kein Gelehrter oder Künstler von Ansehen, mit dem er sich nicht in Briefwechsel eingelassen, den er nicht durch Geschenke, Gefälligkeiten, oder Lobeserhebungen sich verbindlich gemacht hätte.

hätte. Es sind gegenwärtig noch zwanzig große Bände Briefe, theils von ihm an Gelehrte, theils von Gelehrten an ihn, vorhanden, woraus man sieht, wie sehr er die Wissenschaften und alle Arten von Gelehrten geliebt hat. Er schaffte eine große Menge der besten Bücher von allen Orten her, besonders aus Frankreich, an, und errichtete drey sehr zahlreiche und auserlesene Bibliotheken, zu Prag, Lyssa und Kukus, wovon die beyden letztern noch jetzt vorhanden sind. Die besten französischen Werke, insbesondere Erbauungsschriften ließ er in das Deutsche übersetzen, und bediente sich dazu mehrentheils der Feder seiner beyden Töchter, zweyer durch ihre Gelehrsamkeit noch mehr als durch ihre edle Geburt achtungswürdiger Frauenzimmer. Auch legte er mit großen Kosten zu Lyssa eine Buchdruckerey an, die in der Sauberkeit des Drucks alle damals in Böhmen vorhandene übertraf, und in dieser ließ er die aus dem Französischen übersetzten Bücher drucken, welche er hernach unter die Landleute auf seinen Gütern umsonst vertheilte. Hierauf hat er einige hunderttausend Rheinische Gulden gewandt.

Wie sehr der Graf von Spork sich die Aufnahme der freyen Künste in Böhmen angelegen seyn lassen, bezeugen die Beweise, welche wir noch jetzt vor Augen haben. Er ließ den berühmten Kupferstecher Kenz aus Nürnberg mit seiner ganzen Familie kommen, gab ihm zu Kukus eine Wohnung, und alles, was er brauchte, reichlich. Er war es, der den vortrefflichen Böhmischen Mahler, Peter Brandel, durch Belohnungen und durch Zureden aufmunterte, und die Ursache ward, daß dieser die von allen ihm zugestandene Höhe der Kunst erreicht hat. Er belebte den Fleiß des so geschätzten Bildhauers Braun, von dem er nicht allein Kirchen, seine Schlösser und Gärten, sondern auch selbst Wälder und Landstraßen mit Bildsäulen auszieren ließ, deren Anzahl sich über dreyhundert beläuft. Auch führte er zuerst die große sowohl als die komische Oper in Böhmen ein, und erhielt sie mit großen Unkosten.

Alle andere Lustbarkeiten, die er nicht sowohl seinetwegen selbst, als seinen vornehmen Gästen, besonders auswärtigen, zu Ehren anstellte, zeichneten sich nicht allein durch eine fast königliche Pracht, sondern auch durch sinnreiche Erfindungen und durch den feinsten Geschmack aus. In seinen Jagden, Concerten, Gesellschaften und feyerlichen Gastmählern herrschten Ueberfluß, Größe und Eleganz.

Wegen dieser Annehmlichkeiten seiner Bewirthung hatte er nicht allein häufige Besuche von dem vornehmsten Adel, sondern selbst Fürsten und Könige beehrten ihn damit, unter welchen wir nur namentlich die beyden Auguste, Könige von Pohlen, und Franz, Herzogen von Lothringen, nachmaligen Kaiser, anführen wollen.

Von den beyden Königen von Pohlen wurde er theils zu dem berühmten Campement bey Mühlberg 1730,

theils sonst oft nach Dresden eingeladen, wo er allemal mit vorzüglicher Ehre aufgenommen ward. In Dresden wurde er von dem Könige zu einem Spiele in Karten aufgefodert, und ob er gleich sich alle Mühe gab, eine nicht geringe Summe zu verlieren, konnte er es doch nicht ändern, daß er dem Könige nicht 20,000 Rthlr. abgewann. Die Art aber, wie er diesen großen Gewinnst anwandte, ist ein ausnehmender Beweis seines erhabenen Gemüths. Nachdem er dem Könige Dank abgestattet hatte, erkundigte er sich bey den Umstehenden, ob in der Versammlung nicht ein Fräulein von vornehmen Geschlechte, aber ohne Vermögen befindlich wäre. Man nannte ihm eine; worauf er zu ihr gieng, und sie sehr höflich bat, den ganzen Gewinnst von ihm zum Brautschatze anzunehmen. Ohne den Dank von ihr zu erwarten, eilte er aus der Versammlung hinweg.

Eine ähnliche großmüthige Handlung übte er gegen einen sehr vornehmen Böhmischen Herrn aus, mit dem er in genauer Freundschaft stand. Da er wußte, daß dieser in Schulden steckte, erließ er ihm von freyen Stücken, ungebeten, eine Schuld von 50,000 Rthlrn.

Noch größere Beweise seiner Freygebigkeit sind die wohlthätigen Anstalten, wodurch er dem Mangel und der Schwachheit unzählig vieler Menschen abgeholfen hat. Als im Jahre 1695 in Böhmen eine solche Theurung einfiel, daß der Scheffel Rocken, der sonst etwa Einen Rheinischen Gulden zu kosten pflegte, auf Acht Gulden gestiegen war, so ließ Spork, dieser allgemeine Wohlthäter, neunhundert Scheffel von seinen Kornböden umsonst unter die Armen austheilen, und fuhr damit noch viele Jahre fort. Wie reichliche Allmosen er täglich gegeben habe, übergehen wir. In seinen Rechnungsbüchern hat sich gefunden, daß er auf der einzigen Reise ins Carlsbad 3000 Gulden an Arme ausgetheilt hat. Zu Lyssa, Konoged und Kukus, drey ihm gehörigen Städten, errichtete er für arme Alte beyderley Geschlechts Hospitäler, und stattete diese sehr reichlich aus. Das letzte insonderheit, welches wegen des an dem Orte befindlichen Gesundbrunnens berühmt ist, übertrifft alle andere sowohl in Böhmen selbst, als in den benachbarten Ländern. Denn nicht zu gedenken, wie prächtig die Gebäude, und mit welchen kostbaren Gemählden, Bildsäulen und saubern Geräthe sie ausgeschmückt sind, so werden hundert Arme darin auf das beste unterhalten, da für jeden ein Gehalt von achtzig Gulden ausgesetzt ist. Außerdem stiftete er zur Heilung der Kranken ein schönes und reiches Kloster der barmherzigen Brüder S. Joannis de Deo, wozu er die ganzen Einkünfte seiner Herrschaft Gradlitz, die auf dreyhundert tausend Gulden geschätzt ward, und noch ein baares Capital von hundert tausend Gulden hergab. Als Kaiser Carl VI. im Jahr 1732 bey Prag ein Invalidenhaus stiftete, schoß unser

Graf

Graf freywillig 60,000 Gulden dazu her, und stiftete außerdem noch einen jährlichen Fond von 3000 Gulden zur Unterhaltung von 50 Soldaten. Er, erbauete und stattete drey Klöster aus, eines zu Lyssa für die Augustiner Baarfüßer, eines für die barmherzigen Brüder zu Kukus, und eines für die Cölestiner Jungfrauen zu Gradlitz, welches in der Folge nach Prag verlegt ist. In dem großen zu Prag befindlichen Krankenhause der gedachten Brüder machte er eine Stiftung für funfzehn Kranke. Das Seminarium zu Königingrätz vermehrte er auf seine Kosten mit zwey Personen; der vielen Kirchen, Kapellen, Einsiedeleyen, die er angelegt, nicht zu gedenken.

Seine Wohlthätigkeit sollte sich sogar auf die entferntesten Länder erstrekken. Denn zur Loskaufung der armen in der Barbarey gefangenen Christen gab er den Dreyeinigkeitsbrüdern ein Capital von 100,000 Gulden, von dessen Zinsen 4000 Gulden zum Lösegelde für diese unglücklichen Sklaven, und 2000 Gulden zur Befreyung Einheimischer, die wegen Schulden, in welche sie durch Unglücksfälle gerathen, zu Prag gefangen säßen, sollten angewandt werden.

Ein so edler, so wohlthätiger, so außerordentlich um sein Vaterland, ja um das ganze menschliche Geschlecht verdienter Mann, hätte der wohl von irgend jemand Verdruß und Kränkungen erfahren müssen? Man wird nicht glauben, daß jemand dazu fähig gewesen seyn könne. Und doch hat es solche gegeben, noch dazu Leute, von denen man es am wenigsten hätte erwarten sollen, die unsern vortrefflichen Grafen auf das undankbarste und boshafteste verfolgten, seinen in ganz Europa auf das rühmlichste bekannten Namen verlästerten, mit den ungerechtesten Processen ihn beläftigten, und alle mögliche Kränkungen ihm erwiesen.

Die ersten Händel hatte der Graf mit seinen Oheimen, als seinen ehemaligen Vormündern, von welchen die ihnen anvertrauten Güter ihrer beyden Mündel unverantwortlich verwaltet waren. Er verklagte sie deswegen um 160,000 Gulden, die sie bloß an baarem Gelde untergeschlagen hatten. Auch fiel der Spruch zum Vortheil für Spork aus, und wurde zweymal bestätiget. Dennoch gieng er nicht in Erfüllung, weil seine Gegner zu mächtig waren und den Kaiser einzunehmen wußten.

Dieser unglückliche Proceß war die Quelle unzähliger Rechtshändel für den Grafen, die sich hier nicht erzählen lassen. Nur das führe ich an, daß er fast sein ganzes Leben hindurch mit allen möglichen processualischen Chikanen und Plackereyen gequält worden ist; daß manche für ihn günstig ausgefallene Sprüche theils durch die Macht seiner Gegner, theils durch die Künste der Advocaten nicht zur Ausführung gekommen sind; daß er durch Unterschlagung ihm gehöriger Gelder, oder durch unrechtmäßig erlittene Geldstrafen einige Hunderttausende verloren hat. Sein heftigster

und bitterster Feind in dieser Art war Wenzeslaus Neumann von Puchholz, ein Pragischer Rechtsgelehrter und Advocat des Königreichs Böhmen. Dieser sonst gelehrte und berühmte Jurist hat durch die Ränke, welche er gegen das Vermögen, die Ehre, ja selbst das Leben unsers guten Grafen gespielt hat, seinen Namen nicht wenig gebrandmarkt. Einmal schien es, daß er durch die unverantwortlichen Kränkungen, welche er sowohl als andere einem so rechtschaffenen und edelmüthigen Manne, gegen alles Recht und Billigkeit, so viel Jahre her zugefügt hatten, sich hätte rühren lassen. Denn er kam zu dem Grafen, und bezeugte ihm in Gegenwart zweyer vornehmer Böhmischer Herren seine Reue, bat ihn fußfällig um Vergebung, und bot ihm für das Künftige seine Dienste von selbst an. Spork, nach seinem edlen und zur Versöhnlichkeit geneigten Gemüthe, verzieh ihm nicht nur, sondern nahm ihn auch zu seinem Sachwalter an, und versprach ihm außer der gewöhnlichen Bezahlung noch 5000 Gulden darüber, wenn er ihm seine Processe geschwinde endigen, und ihm zu seinen Rechten, die ihm schon so viel gekostet hatten, verhelfen wollte. Darüber ertheilte er ihm sogar eine Handschrift. Aber wie wenig es dieser arglistige Mensch mit seiner Aussöhnung ehrlich gemeynt, zeigte der Erfolg. Denn, als noch nicht fünf Monate vorbey waren, da er dem Grafen noch in keinem Stücke gedienet hatte, schämte er sich nicht, die 5000 Gulden von ihm zu fordern; und als dieser einwendete, es sey ja die Bedingung noch gar nicht erfüllt, und ihm das Geld nicht auszahlen wollte, so verklagte er den Grafen, und trieb die Sache mit solcher Hitze, daß er mittelst eines erschlichenen Decrets, im Jahre 1720 ihn bey Nacht durch Soldaten gefangen nehmen, nach Prag schleppen, und in den weißen Thurm daselbst setzen ließ. Dieser Schimpf und ungerechte Handel gieng dem sonst sehr gesetzten Grafen so zu Herzen, daß er in eine Krankheit fiel, woran er beynahe gestorben wäre.

Ein nicht geringerer Unfall betraf unsern Grafen im Jahre 1729. Er ward von boshaften Leuten bey dem Bischöflichen Consistorium zu Königingrätz verklagt, daß er zu Kukus eine Bibliothek voll verbotener Bücher hätte, die er hernach ins Deutsche übersetzen ließe, und aus seiner Buchdrukkerey zu Lyssa zum großen Verderbniß der Seelen ausstreuete: darüber hatte er den Verdruß, daß Kukus noch einmal des Nachts plötzlich mit Soldaten besetzt ward, und alle Bücher seiner Bibliothek, die sich auf 30,000 belief, weggenommen und nach Königingrätz gebracht wurden. Nachdem diese Bücheruntersuchung sieben ganzer Jahre gedauert hatte, wurde sie endlich 1736 zur größten Ehre des Grafen für ihn entschieden. Die weggenommenen Bücher sollten ihm zurückgegeben werden: es blieb aber doch ein guter Theil in Königingrätz. Die falschen Ankläger mußten nach Kukus kommen und ihm Abbitte thun.

Nach

Nach diesen Verdrießlichkeiten erhielt endlich Spork Ruhe, und brachte seine übrigen Jahre in beständigen Bemühungen um die Beförderung der Wissenschaften und der Gottseligkeit zu, und fuhr fort, andern immer wohl zu thun. Im J. 1735 that er eine Reise nach Wolfenbüttel zu dem Herzog Ludwig Rudolph, dem Vater der damals regierenden Kaiserinn Elisabeth Christina. Im J. 1738 am 30ten März verließ er diese Welt, in einem Alter von 76 Jahren. Er ward sehr prächtig, mit einem Gefolge von einigen Tausenden zur Erde bestattet, die in ihm den getreuesten Freund, den edelsten Wohlthäter, den gütigsten Herrn, und überhaupt, den um den Kaiser, das Vaterland, ja das ganze menschliche Geschlecht verdientesten Mann beweinten. Sein Begräbniß ist zu Kukus, wo er es bey seinen Lebzeiten mit vielem Geschmack und Pracht hatte errichten lassen.

Seine Gemahlinn war Francisca Apollonia, aus dem alten Schlesischen Geschlechte der Freyherren Sweerts und Reiß, mit welcher er sich im J. 1687 verheyrathete. Er hatte ihr nach der Verlobung noch ein ganzes Jahr Bedenkzeit gegeben, und dazu sich erboten, daß, wenn sie auch während der Zeit einen andern zu ehlichen sich entschließen sollte, er ihren väterlichen Brautschatz aus seinen Mitteln verdoppeln wollte. Er hatte von ihr mehrere Kinder beyderley Geschlechts, die aber alle in der Kindheit starben, bis auf zwey Töchter. Die älteste derselben, seine erstgeborne, bezeigte große Neigung zum Klosterleben, welches der Vater lange nicht zugeben wollte. Endlich ließ er sich durch ihr Bitten bewegen, reisete mit ihr in dem Jubeljahre 1700 nach Rom, und verwandelte nach seiner Zurückkunft sein Schloß Gradlitz in ein Kloster der Cölestinerjungfrauen der Verkündigung Mariä von dem Orden des heiligen Augustinus, die eine strenge Regel beobachten. In diesem Kloster wurde Eleonora eingekleidet, und legte nach überstandenem Probejahr ihre Gelübde ab, worauf sie bald die Vorgesetzte des Klosters ward. Die andere Tochter, Anna Catharina, ward an Franz Carl Rudolph, damals Baron, nachgehends Grafen von Sweerts, einen nahen Verwandten, verheyrathet, zu welcher Heyrath ihr Vater, wie er zu Rom war, von dem Pabste selbst die Vergünstigung auswirkte. Beyde Damen verknüpften mit einer edlen Geburt, mit Reichthum und mit Schönheit, die eifrigste Frömmigkeit und eine bewundernswerthe Gelehrsamkeit. Sie haben aus der französischen Sprache viele ascetische und moralische Bücher ins Deutsche übersetzt, so rein und zierlich, daß sie auswärtig darüber sehr bewundert wurden, und vielleicht noch jetzt manche, die sich auf ihre Geschicklichkeit in der deutschen Sprache etwas einbilden, beschämen könnten.

Der Graf von Spork stiftete auch den St. Huberts-Jagdorden, dessen Ordenszeichen ein goldenes Waldhorn ist, über welchem ein goldenes Schaustück

stück mit dem Bilde des heiligen Huberts hänget. In diesen Orden trat selbst Kaiser Carl der VI. im J. 1723, in welchem er zum böhmischen Könige zu Prag gekrönt ward, als er sich in den Wäldern bey Brandeis mit der Jagd belustigte, und ließ sich die Ordenszeichen von dem Grafen von Spork selbst feyerlich umhängen. Zum Andenken ließ der Graf an dem Orte, wo die Feyerlichkeit geschehen war, ein schönes steinernes Denkmal errichten, und viele goldene und silberne Münzen schlagen. In eben diesen Orden sind auch die Kaiserinn Elisabeth Christina, der König August von Pohlen, der König Friedrich Wilhelm von Preußen, die Churfürsten von Maynz, Trier und Cölln, und viele andere deutsche Fürsten aufgenommen.

* * * * * * *

Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung führt nun noch eine ziemliche Anzahl Erbauungsbücher an, welche der Graf von Spork auf seine Kosten, um sie zu vertheilen, drucken lassen. Er sagt, daß ihre ganze Anzahl sich gegen hundert belaufen möge. Es gehört hieher nicht, die Titel dieser Bücher herzusetzen. Indessen mögen davon folgende hier ihren Platz finden.

Das Christliche Jahr, oder die Messen auf die Sonn- gemeine- Ferial- und Festtage des ganzen Jahrs, in deutscher Sprache, sammt der Auslegung der Episteln und Evangelien, auch einem kurzen Begriff der Leben der Heiligen, deren Gedächtniß begangen wird. Lyssa (dieser Ort wird niemals auf den daselbst gedruckten Büchern angeführt) 1718. 4. 2 Theile. Dieses Werk ist hernach vermehrt und verbessert, und mit sehr schönen Kupfern von Kenz und andern guten Meistern geziert, in zwey prächtigen Folianten neu herausgekommen.

Christliche Sittenlehre – verbessert und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt durch El. Fr. Gr. von Sp. Prag 1711 und 1712. 2 Th. 4.

Der Verfasser dieses Buchs ist der bekannte Benedict Pictet. Es sind davon in zwey Auflagen zehntausend Exemplarien gedruckt, und umsonst ausgetheilt.

Abhandlung von der Gleichgültigkeit in Ansehung des Glaubens, verbessert und aus dem Französischen übersetzt durch El. Fr. Gr. Spork. Kempten 1702. 12.

Die Uebersetzerinn war damals erst 13 Jahr alt.

G. S. A.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Montag, den 6ten May 1776.

Geschichte eines Falls vom Tetanus *)

von Dr. J. N. Marcard, Königl. Hofmedicus, Land- und Garnison-Physicus zu Stade.

Ein hiesiger Bürger Namens C.. W.., war am 7ten Julius 1773 mit einem eisernen, an die funfzig Pfunde schweren Hammer, auf die Spitze des rechten Zeigefingers geschlagen worden, so daß dieselbe dadurch gequetscht war.

In den ersten Tagen hatte sich dabey nichts Merkwürdiges geäußert, doch aber hat die Wunde sich nicht bald zur Heilung anlassen wollen.

Am 20ten Julius hatte der Verwundete gespürt, daß es ihm beschwerlich sey den Mund zu öffnen; dieses hatte die Nacht hindurch und den folgenden Tag zugenommen, und am 22ten war der Mund so völlig geschlossen, daß nur ganz dünne Nahrungsmittel zwischen den Zähnen durchgebracht werden konnten. Es war dieses Uebel mit einer, fast in jeder Minute einmal, aber zuweilen noch öfter eintretenden Erstarrung des ganzen Körpers begleitet, die den Kranken etwas hintenüber zog, und sich also dem Opisthotono näherte; er wurde jedesmal so steif davon, daß man mit der Hand unterm Kopfe, den ganzen Körper in die Höhe richten konnte. Der Abgang des Harns war anfangs nur beschwerlich, nachmals aber völlig verstopft.

Ich kann nicht genau sagen, was der, wegen der äußerlichen Verletzung zu Rathe gezogene Chirurgus beym Anfange dieses Zufalls für innerliche Mittel gebraucht habe, ich meyne aber, daß es Brechmittel, China und noch etwas mehrers von dem Schlage gewesen sey, und daß er das Uebel für die Folge einer Erkältung angesehn.

Als ich am 26ten den Kranken besuchte, und ihn in diesen schrecklichen Umständen fand, so gab ich sogleich mein Urtheil dahin, daß man zwar warme Bäder versuchen könne; daß aber, wofern einige Hülfe in diesem gefährlichen Zustande zu erwarten sey,

*) Dieses ist die im 27ten Stück des Mag. von d. J. angeführte Beobachtung. Anm. des Herausg.

ich meine Hoffnung einzig auf den freyen Gebrauch des Opium und auf die Abnehmung des verletzten Gliedes des Fingers, das noch nicht heil war, gründe.

Mit dem Opium ließ ich auch sogleich anfangen, und zuerst alle drey Stunden einen Gran nehmen, womit auch die Nacht hindurch fortgefahren wurde. Weil ich von dieser Gabe überall keine betäubende Wirkung bemerkte, und ich den ungleich stärkern Gebrauch kannte, den die englischen Aerzte in diesem Falle vom Opium machen, so ließ ich in der Folge jede Stunde einen Gran nehmen; habe aber auch davon überall keine narcotische Wirkung gesehn, wiewohl ich auch nicht über vier und zwanzig Gran in 24 Stunden gestiegen bin. Es schien gleich, als ob dies Mittel einige Erleichterung, in Betracht der Heftigkeit und öftern Wiederkehr der Convulsion schaffe, aber nachher, obgleich dieses Mittel fünf Tage allein fortgebraucht wurde, blieb der Zustand sich ziemlich gleich; und es hat also vielleicht nur der Verschlimmerung vorgebeugt. Zuweilen war ich gezwungen dem Opium noch Bisam zuzusetzen, um jenes zu verstecken, als welches dem Kranken war verdächtig gemacht worden; wovon doch schon, wenn ich nicht einmal neue Schriftsteller anführe, Bontius a) zu seiner Zeit urtheilte: „daß „ es oft in dieser Krankheit so nothwendig sey, daß die Kranken ohne „ dasselbe sterben müßten; es sey daher sehr unverständig, etwas gegen „ den Gebrauch des Opium einzuwenden, wenn auch die Gründe noch so „ schön ausgedacht wären.„

Ich hätte nun gern gesehn, daß sogleich die Abnehmung des Gliedes vor sich gegangen wäre, und der Kranke, der in seinem fürchterlichen Zustande sich nach Hülfe sehnte, hatte seine Einwilligung dazu gegeben. Allein meiner ernstlichen und mannigfaltigen Vorstellungen ohngeachtet, konnte ich meine Wünsche in der über diesen Punkt gehaltenen medicinisch-chirurgischen Consultation, nicht sogleich durchsetzen; und mußte mich durch die nichtswürdigen Gründe: „daß, wenn „ die Verletzung die Ursach der Convulsion sey, selbige sich eher würde „ eingestellt haben; daß das Glied „ ohnehin abfallen werde; daß ähnliche Fälle ohne Amputation geheilt „ worden; daß auch solche Krankheiten von Würmern herrühren könnten„ – bis zum 31ten Julius hinhalten lassen. An diesem Tage endlich, da sich keine Besserung finden wollte, da auch sogar die Kräuter, womit die warmen Bäder verbessert wurden, nichts halfen, wurde die so wenig bedeutende Operation vorgenommen.

Die Untersuchung des abgenommenen Gliedes zeigte, daß von der Knochenspitze des ersten Phalanx ohngefähr einer Linse groß abgeschlagen war, an welchem sich ziemlich scharfe Ecken fanden.

Der Urin mußte beständig fort abgezapft

a) De Medicina Indor. Lib. III. Cap. 2. Edit. Paris. 1645. fol. 22. b.

gezapft werden, weil auch keine Clyſtiere deſſen Abgang bewirken konnten.

Es wurde nun das Opium allein fortgeſetzt, und etliche Tage nach der Operation wurde der Anfang der Beſſerung ſichtbar, die darin beſtand, daß der Kranke die Zähne ganz wenig von einander zu bringen vermochte. Die Beſſerung nahm von der Zeit an, jedoch äußerſt langſam, zu; die Convulſionen kamen ſeltener und dauerten kürzer, und in dem Maaße verminderte ich den Gebrauch des Opium. Am 15ten Auguſt war der Abgang des Urins wieder frey, an welchem Tage ich nur noch ſechs Gran Opium in 24 Stunden nehmen ließ. Nach dem 19ten Auguſt ſind keine Convulſionen mehr erſchienen. Den 24ten konnte der Mund ziemlich wieder geöffnet werden, doch nicht ohne alle Beſchwerde. Es ſtellte ſich Fußgeſchwulſt ein, der auf Seifenbäder wieder verſchwand. Die Oeffnung war ordentlich; es wurde nun nicht täglich mehr Opium gegeben, deſſen Gebrauch nach dem 8ten September gänzlich eingeſtellt ward; wo das ganze Gewicht deſſen, was ſeit dem 26ten Jul. von dieſem Mittel verbraucht war, ſich auf zweyhundert und zwölf Grane belief. b)

Die von der Heftigkeit und langen Dauer der Krankheit geſchwächten Kräfte, erlaubten dem Kranken erſt im Anfange des Novembers auszugehn.

Von dieſer Zeit an war er vollkommen wohl, bis er gegen das Ende des Jahrs 1773 eine Reiſe that, auf welcher er von einem inflammatoriſchen Seitenſtechen befallen wurde, und in der Hitze des Fiebers ſieben Meilen weit zurückritt. Er wurde jedoch auch davon hergeſtellt, und genießt bis jetzt, im April 1776, einer vollkommenen Geſundheit.

b) Die größte Menge Opium, welche in einem ſolchen Falle, der bekannt geworden iſt, gebraucht wurde, hat Doctor Hunter in London gegeben, nemlich in fünf Wochen 317 Grane. Anm. des Herausg.

Vollſtändige und genaue Beſchreibung, wie der Hanf im Stifte Osnabrück gebauet und bereitet werde.

I. Von der Beſchaffenheit des Ackers und deſſen Beſtellung.

Das Land, welches zum Hanfbau geſchickt ſeyn ſoll, muß locker, los, mürbe, und nicht ſteif, tonartig, kalt oder naß ſeyn. Je mürber und lockerer das Erdreich iſt, deſto beſſer geräth der Hanfbau. Findet der Hauswirth daher, daß ſein Land zu ſteif iſt: ſo muß er ſeinen Acker dreymal bearbeiten, nemlich ſtreichen (in geräumige und flache Furchen umbrechen), wenden (engere und etwas tiefere Furchen ziehen) und dann drittens zur Saat pflügen.

*) Aus dem Osnabrückiſchen Intelligenzblatt 1776. St. 2.

Im Anfange des Aprilmonats wird ein solcher Acker umgebrochen, oder, wie es eigentlich heißt, gestrichen, damit die Queken und andere Arten Unkraut, insbesondere der sogenannte Wierwien aufgehen könne, welcher letztere dem Linnen hernach nur zu vielen und großen Schaden im Weißen thut. Je nachdem nun die Witterung trocken oder feucht ist, wird der gestrichene Acker eher oder später gut geeget, daß alles Unkraut, besonders die Queken herauskommen, so viel immer möglich ist. Ist der Acker hiernächst vorbeschriebener maaßen bearbeitet worden, und hat er vierzehn Tage gestrichen gelegen: so wird er ein wenig enger gepflügt, oder in der Sprache des Hausmanns geredet: gewendet. Und so läßt man ihn wieder vierzehn Tage liegen und verpflegt ihn auf die nemliche Art, wie beym Streichen, damit das etwa noch zurückgebliebene Unkraut vollends aufgehen, und mit der Egge ausgeharkt werden könne.

Hierbey ist zu merken, daß, wenn der Landmann seinen Acker beym Streichen mager findet; so ist es gut, wenn er denselben, bevor er ihn zum zweytenmal pflügt oder wendet, etwas düngt, damit der Wachsthum des Hanfes desto mehr befördert werde.

Vierzehn Tage nach dem Wenden wird der Acker zur Saat gepflügt, und dieses geschieht gemeiniglich den 1ten May. Eher als auf Maytag wird der Hanf nicht gesäet, die Witterung mag so gut seyn als sie immer wolle; aber das Wetter kann wohl machen, daß das Säen etwa acht und auch wohl gar vierzehn Tage aufgeschoben werden müsse, wenn nemlich die Nachtfröste so lange dauern.

Bevor demnach der Hanfsaame gesäet werden soll, muß das Land stark gedüngt werden. Man rechnet auf 60 Ruthen 5 bis 6 starke Fuder Mist, so gut man ihn haben kann, je nachdem das Land nemlich fett oder mager ist.

Die Art des Mistes, ob er ausgebrannt und mit Rasen oder Plaggen vermengt, oder frischer Stallmist seyn müsse, hängt von dem trockenen oder nassen Sommer ab, und kann man also hierin eigentlich nichts Gewisses vorschreiben. Im ersten wird der Hanf bey heißen Sommertagen am besten fortkommen; sollte es aber ein nasses Sommerwetter geben, dann wächst der Hanf in frischem noch nicht ausgebranntem Miste am allerbesten.

Ein auf obige Art gedüngter Acker wird, so viel möglich, bey gutem Wetter ganz fein, aber nur mittelmäßig tief umgepflügt, weil sonst dem Hanfe der Dünger zu sehr entzogen würde, und sodann der Hanfsaame gesäet. Dies geschieht, so viel immer thunlich, in frischer Furche.

Ist demnach die Witterung trocken: so muß der Hausmann es so einrichten, daß er entweder des Morgens in aller Frühe, oder des Abends spät seinen Acker pflügen, und gleich darauf besäen könne, damit der Saame durch Hülfe des frischen Erdreichs und des fallenden Thaues desto geschwinder aufgehe, und nicht in dem heißen Lande ent-

d by Google

entweder vertrockne oder von den Vögeln und Tauben aufgefressen werde, die diesen Saamen am meisten lieben.

II. Von dem Verhältniß des Ackers gegen das Maaß des Saamens und was während und nach dem Säen zu beachten ist.

Zu 60 Ruthen gehören 1¼ Scheffel Hanfsaamen; oder wie der Bauer rechnet, zu 15 Schritt in Quadrat ¼ Scheffel. Ist der Saame fein; so kann er auch 16 Schritt nehmen. Diese Quantität des Landes muß sehr genau beachtet werden, weil, wenn der Saame zu dick gesäet wird, wie wohl öfters geschieht, der dritte Theil des Hanfes, Unterhanf, oder ein solcher Hanf wird, der nur höchstens 1 Elle lang ist, und zu nichts gebraucht werden kann.

Der Saame an und für sich muß, wie bemerkt worden, in frischer Furche gesäet werden; aber alsdenn, wenn der Hausmann einen starken Platzregen vermuthet, muß er ihn nicht aussäen, weil der Saame, da er überhaupt gar kein festes Land haben will, nicht aufgehen würde.

Was hierauf das Eggen betrifft: so ist darin die Mittelstraße zu halten. Am besten ist es, wenn folgendergestalt damit verfahren wird: erst wird das Stück Land in der Länge einmal, demnächst in der Queere einmal doppelt, und endlich zuletzt in der Länge wieder einmal einfach geegget. Hierbey ist noch zu merken, daß, wenn das Land zu steif ist, dasselbe vorher, ehe es besäet wird, in der Länge einmal vorgeegget werden müsse, damit der Saame desto ebener und egaler ausgesäet werden könne.

III. Von dem Wachsthum des Hanfes, und wenn derselbe zur Reife gekommen.

Ist der Hanfsaame auf vorgeschriebene Art und Weise gesäet und bestellt worden: so läßt man den Hanf ordentlicher Weise 12 Wochen stehen, die Witterung sey beschaffen gewesen wie sie wolle. Eigentlich ist es am zuverläßigsten, wenn sich der Hauswirth nach der Reife des Hanfes richtet, und nicht nach der Zeit, wie lange er gestanden hat. Die besten Merkmale der Reife des Hanfes sind wohl diese: wenn er stäubt; wenn beym Ziehen der Kopf nicht mehr herunter geht; wenn sich auf einigen Stauden, ohngefähr in der Mitte, der sogenannte Nachtspack ansetzt ꝛc. ꝛc. Dies letztere geschieht gemeiniglich bey nasser Witterung, und dann muß der Hausmann eilen, wenn er dies Merkmal sieht, daß der Hanf gezogen wird, weil alle die Stauden, worauf er sich ansetzt, beym Brechen entzwey gehen, und also unbrauchbar werden.

IV. Von dem Aufnehmen oder Ziehen des Hanfes.

Bey dem Ziehen oder Aufnehmen des Hanfes ist weiter nichts zu beobachten, als daß er in kleine Bünde, die etwa 2 Spann groß seyn müssen, erst in der Länge und in gerader Linie hinter sich her hingelegt, darnach unten mit Stroh gebunden, oben mit demselbigen Hanfe aus dem Kopfe eben umgeschlagen;

schlagen, und endlich die Wurzeln abgehauen werden.

Es ist um deswillen gut, daß der Hauf 2 und auch wohl 3 mal 24 Stunden auf dem Lande liegen bleibt, ehe er eingeteichet wird, weil nemlich derselbe durch das Austrocknen einen desto stärkern Bast bekommt, und nicht so leicht mürbe wird. Aber in diesem Fall muß man denselben doch einmal umsetzen, damit er durchgehends gleich trocken werden kann.

V. Von dem Saamenziehen und dem Absondern des sogenannten Hee- oder Sunderhanfes.

Einige Hausleute ziehen ihren Hanfsaamen selbst, und lassen dieserhalb einen gewissen Platz bis zur völligen Reife stehen. Zwischen diesem Hanfe sind eine Menge Stauden männlichen Geschlechts, die unter dem Namen von Hee- oder Sunderhanf bekannt sind, und bekanntermaßen keinen Saamen geben. Sie unterscheiden sich von den Stauden weiblichen Geschlechts dadurch, daß sie spitzige Köpfe haben und weißlicher von Farbe sind.

Dieser Hee- oder Sunderhanf wird um die Zeit, wenn der ordinaire Hanf gezogen wird, ausgelesen, und mit diesem zu gleicher Zeit, in besondere Bündel gebunden, in der Rötegrube eingeteicht.

Der Bast dieses Hee- oder Sunderhanfes ist feiner und stärker, daher ihn auch kluge Wirthinnen allein halten und für sich zu eigenem Verbrauche verweben.

Erst im September, ohngefähr um Mariä Geburt, wird der Hanfsaame zeitig, und kann der Hanf, der zu diesem Gebrauche stehen geblieben, alsdenn aufgezogen werden, wenn sich die Hülse, die das Saamenkorn in sich faßt, oben im Kopfe der Hanfstaude etwas öffnet, und das Korn selbst mehlartig ist und keinen weißen Saft mehr in sich enthält.

Derjenige Hanf, der zum Saamen stehen bleiben soll, wird auch wohl drey Wochen später, als der ordinaire Hanf, und um einen dritten Theil dünner gesäet, weil die Stauden nicht nur alsdenn dicker und saamengiebiger; sondern auch damit der Hee- oder Sunderhanf, der wohl öfters ein Drittel ausmachen kann, zu seiner Zeit, mit mehrerer Bequemlichkeit und wenigerem Nachtheile des Säehanfes könne ausgelesen werden.

Im übrigen wird mit dem Einteichen ꝛc. ꝛc. des Saathanfes auf einerley Art mit dem ordinairen Hanfe verfahren. Der Bast desselben aber kann nur entweder zu Säcken u. d. gl. gebraucht oder an die Seiler verkauft werden, und muß man denselben aus der Ursache, weil er auf keine Art weiß zu kriegen ist, gar nicht mit dem ordinairen Hanfe zu Löwendlinnen verweben, damit die Streifen vermieden werden, womit unachtsame Hauswirthinnen ihr Linnen zu ihrem allergrößesten Schaden so sehr verunstalten und geringpreisiger machen.

VI. Von dem Röſten des Hanfes.

Nachdem der Hanf gezogen und in Bün-

Bünde gebunden worden, wird er zur Rötegrube gefahren und daſelbſt ins Waſſer gelegt.

In Bächen und kleinen Flüſſen gehet die Röſtung des Hanfes am beſten von ſtatten. Er wird weißer, und vortheilt dem Hauswirthe hernach bey dem Büken und Weißen ſehr. Sind aber dieſe nicht vorhanden: ſo werden beſondere Gruben an ſo einem Orte gegraben, daß Waſſer hinein geleitet werden könne, oder daß ſie irgendwo anders her einen Zufluß haben. Hierin wird demnächſt der Hanf hinein gelegt, jedoch ſo, daß man ihn nicht zu feſt auf einander packt, weil dadurch das Röſten, das Fertig-, oder (wie es gemeiniglich genennt wird) das Rehewerden aufgehalten wird. Hauptſächlich kommt es jedoch hierbey darauf an, daß er gleich los oder gleich feſt liegt, und nicht auf der einen Stelle feſt gepackt, und auf der andern los hingelegt wird: denn auf die Art würde der Hanf bald fertig, und bald nicht fertig ſeyn, und der Hauswirth alſo großen Schaden haben.

Je loſer der Hanf eingeteicht wird, deſto eher wird er auch fertig. Die Zeit läßt ſich unmöglich beſtimmen. Die Witterung, je nachdem ſie warm oder kalt iſt, und das Waſſer ſelbſt befördert oder hält die Röſtung auf. Einiger Hanf braucht 4, 5, 6, anderer 7, gar bis 8 Nächte, ehe er gehörig geröſtet iſt. Am ſicherſten geht man hierin zu Werke, wenn man von Nacht zu Nacht (von der 4ten angerechnet) zuſieht wie weit er gekommen iſt. Man nimmt nemlich einige Halme aus der Mitte des Bundes und ſucht ſie in der Hand durchzubrechen. Wenn ich alſo den Stock durchbrechen kann, und wenn ſich dieſer bey dem Brechen vom Baſte ablöſt, dann iſt der Hanf fertig, oder, wie man eigentlich ſagt, rehe, und dann darf er auch nicht einen Tag länger ſitzen.

Einige machen die Probe auch auf die Art, daß ſie den Kopf vom Hanfe durch die Hand ſtreifen, und wenn ſich dieſer abſtreifen läßt: ſo ſoll er fertig ſeyn; wieder andere wollen das Reheſeyn des Hanfes aus dem Zuſammenfallen der Köpfe wiſſen ꝛc. ꝛc. Allein dergleichen Verſuche können leicht trügen, und trägt es ſich öfters zu, daß der Hanf, wenn er ſich gleich den Kopf noch nicht hat abſtreifen laſſen, und wenn die Köpfe noch nicht zuſammen gefallen, dem ohngeachtet fertig geweſen, und zum Schaden des Hausmanns, durch das zu lange ſitzen, zu mürbe geworden, und alſo verdorben iſt.

VII. Von dem Ausſpreiten des Hanfes.

Iſt der Hanf auf die Art in der Rötegrube fertig, oder, wie es gemeiniglich heißt, rehe geworden: ſo wird er auf dem Felde oder auf einer Heide dünne ausgeſpreitet, damit er 1) trocknen, und 2) durch Hülfe des Thaues vollends fertig werden könne, im Fall derſelbe noch nicht ganz ausgeröſtet ſeyn ſollte. In dieſer Hinſicht hält man dafür, daß der Hanf ordentlicher Weiſe 9 Nächte auf die Art ausgeſpreitet

tet auf dem Felde liegen bleiben müsse, um neunmal von dem Thaue befeuchtet, oder eingeweicht zu werden, (hier sagt man: er müsse die neun Thaue haben).

Der Hanf muß ordentlicher Weise 9 Nächte liegen. Nun kann es aber Fälle geben, daß er 10, 11, 12 bis 14 Nächte ausgespreitet liegen bleiben muß; wenn derselbe nemlich in der Rötegrube nicht hinlänglich geröstet, und in der sonst gewöhnlichen Zeit, oder in 9 Nächten durch den Thau nicht hat fertig gemacht werden können.

Von der neunten Nacht angerechnet, thut daher ein Hauswirth klug, wenn er seinen Hanf von Morgen zu Morgen probirt. Und dieses macht er auf folgende Art: er nimmt jedesmal eine Handvoll oder sogenannte Kieske mit sich nach Hause, trocknet dieselbe in der Sonne, und versucht darauf, ob er ihn brechen, oder braken (racken) könne, und ob er bey dem Braken ausfällt, d. i. ob der Stock gut entzwey geht und sich von dem Baste absondern läßt. Thut er dies; so kann er aufgenommen und nach Hause gebracht werden, wenn er erst den halben Tag vorher bey heiterm und stillem Wetter umgewendet worden, damit derselbe von allen Seiten ausgetrocknet sey.

Ehe aber als einen halben Tag vorher wendet man den Hanf nicht gerne um, damit derselbe nemlich bey einem entstehenden Winde nicht verwehet, und also verworren wird, welches bis so lange nicht so leicht geschieht, als er in seiner ersten Lage liegen geblieben.

Ganz trocken aber muß der Hanf zu Hause geholt werden, und darf dieses also eben so wenig des Morgens als des Abends bey bereits gefallenem oder fallendem Thaue geschehen.

VIII. Von dem Dreschen des Hanfes und Kisten.

Das Dreschen, welches nunmehro folgt, kann der Hauswirth zu einer ihm am bequemsten Zeit thun, und ohne daß er sich nach dem Wetter zu richten braucht. Der Hanf wird nemlich, wenn er gedroschen werden soll, etwa eine Hand breit dicke auf der Tenne in einer Reihe hingespreitet, und damit er sich während dem Dreschen nicht verwirrt, eine eiserne Stange, oder auch ein grader etwas schwerer Baum in der Mitte hingelegt, welcher, wenn das eine Ende genug gedroschen ist, verschoben wird, um das andere ohne Hinderniß auch weich dreschen zu können.

Gleich nach dem Dreschen wird der Hanf geristet, oder in kleine Bündchen gedrehet etwa eine Handvoll, oder so groß, daß sie bequem mit der Breche (Brake) gebrochen werden können.

Sechzig dieser sogenannten Risten oder Bündel werden hierauf in einem Bunde zusammen gebunden, und dieses heißt alsdenn ein Kloben.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Freytag, den 10ten May 1776.

Schluß der vollständigen und genauen Beschreibung, wie der Hanf im Stifte Osnabrück gebauet und bereitet werde.

IX. Von dem Brechen, (Braken, Raken) des Hanfes.

Bey gutem Sonnenscheine und alsdenn, wenn die Sonne dem Hanf die meiste Wärme geben kann, etwa um 10 oder 11 Uhr des Vormittags, wird so ein Kloben, in einem vor der Sonne gelegenen Orte Riste oder Bündel vor Bündel hingesetzt, und wenn er genug ausgesonnet ist, an demselben Tage gebraket.

Drey von diesen Kloben, oder 180 Risten, muß eine Person in einem Nachmittage brechen, die nachher aus zweyen solchen Brechristen eine macht, und auf die Art 30 wieder in Ein Bund drehet.

X. Vom Schwingen des Hanfes.

Vorher, wenn der Hanf nach der sogenannten Bokemühle gebracht werden soll, um weich gemacht zu werden; so wird er vorher geschwungen, damit er von dem bey dem Brechen noch zurückgebliebenen Unrathe, insbesondere von den Schieven gereinigt werde. Wenn der Hanf nun ausgeschwungen und rein ist, wird er Riste oder Bündel vor Bündel umgeschlagen, oder über der Hand los zusammen gedreht, damit er nicht verworren werde, auf einem Stuhle hingehangen und hernach wieder in Ein Bund zusammen gemacht, welches nunmehr den Namen einer Klanke bekömmt.

XI. Von dem Boken oder Weichmachen des Hanfes.

Die Bokemühlen sind verschieden, einige haben 6, andere 5, und wieder andere nur 4 Stempel. So viel Stempel also sind, so viel 2 Klanken, oder vorher benannte 2 Bunde geschwungenen Hanf genommen, mithin zu 6, 12, zu 5, 10, und zu 4, 8 Klanken. Zu jeden 2 dieser Stempel gehört eine Person, die den Hanf während dem Boken beständig umwenden muß, und überdies noch eine dritte oder vierte (je nachdem nemlich eine Bokemühle 4 oder 6 Stempel hat,) welche den Hanf losschüttet. Weniger als 4 Personen können bey 6 Stempeln die Arbeit nicht gehörig bestreiten, weil der Hanf während dem Boken fleißig umgewendet und

losgeschüttet werden muß. Dieses Umwenden und Losschütten muß ihn vor dem Warmwerden verwahren, welches darum den größten Schaden verursacht, weil er sich, wenn beydes verwahrloset worden, in Knoten setzt; und also die Hede oder das Werg, welches hernach ausgehechelt und woraus der Einschlag gesponnen wird, kein egales Garn, sondern lauter Knoten giebt, die das daraus gewebte Linnen sehr verunstalten.

Um deßwillen ist es auch nöthig, daß der Hanf wenigstens den folgenden Tag, wenn es nicht an dem nemlichen geschehen kann, nachdem er weich geboket worden, wieder losgebunden, und mit der Schwinge etwas weniges losgeschwungen werde, damit die Knoten, die vom Boken herrühren, gleich herauskommen. Dieses Schwingen hat auch noch den Vortheil, daß sich hernach das Werg oder die Hede beym Hecheln desto besser theilt und feiner wird.

Uebrigens muß der Hanf weder zu viel, noch auch zu wenig geboket werden. Im erstern Falle wird er zu lauter Werg oder Hede, und im andern, wenn er nicht gehörig weich ist, hindert er den Hausmann sehr am Weißen, und verursacht demselben viele Kosten, deren er sonst hätte entübriget seyn können.

Man rechnet gewöhnlich auf jede Klanke 3 Stunden, wenn die Mühle in einem fort geht. Aber auch diese ist manchmal eine zu kurze Zeit. Langer, starker und dicker Hanf, ist gröber, härter, und braucht also auch längere Zeit. Wohl öfters 6 Stunden. Man muß also dieses den Hauswirthinnen selbst überlassen, die darnach sehen müssen, daß der Hanf weich genug und auch nicht zu weich werde, weil ihnen hierin nichts gewisses vorgeschrieben werden kann.

XII. Von dem Stoßen des Hanfes und dem Hecheln.

Da der Hanf, wenn er auch schlecht geräth, doch zu lang ist, als daß aus demselben eine sogenannte Dieße angebreitet werden könne; so wird er, wenn er aus der Bokemühle kommt, je nachdem er lang gewachsen ist, einmal und auch wohl zweymal durchgestoßen. Man bedient sich hierzu gemeiniglich einer Leiter und einer Barte oder Beils, und wickelt das eine Ende des Hanfes um einen Stock (der Leiter), das andere aber um das Beil, und stößt ihn auf die Art durch.

Nach diesem Stoßen wird der Hanf wieder in sogenannte Risten gemacht, in die Schwinge gelegt, und wieder etwas weniges geschwungen. Dieses dient dazu, damit der Hanf, der von dem Stoßen etwas verworren und fest geworden ist, sich wieder theilen und loswirken könne, und also auch bey dem Hecheln desto besser folge.

Man nimmt erst eine grobe Hechel, wo der Hanf Riste vor Riste durchgehechelt wird; demnächst aber eine feinere, damit er desto mehr von der Hede gereiniget und feiner werde, mithin auch desto besser und egaler gesponnen werden könne. Wann der Hanf durch die zweyte oder feinere Hechel gezogen wird, kann man, die Zeit zu ersparen, zwey Risten oder einmal so viel nehmen, als bey der groben Hechel.

Bey der ausgehechelten Hede ist noch

zu

zu bemerken, daß dieſelbe (ſowohl bey der groben als feineren Hechel) welche ſich vom Hanfe losgezogen und in Klumpen vor der Hechel hängt, jedesmal, ſo bald eine Riſte gehechelt worden, in der Hechel aus einander geſchlagen, und ſo lange bey ſich nieder gelegt werde, bis ſo viele zuſammen gekommen, als eine Dieße ausmacht, welche alsdenn auf dem Schooße ausgezogen und gerade gemacht, und wenn dies geſchehen, eben los zuſammen gerollt wird, um hernach geſponnen zu werden.

XIII. Von dem Spinnen des Hanfes und der Hede.

Aus dem auf vorher beſchriebene Art bereiteten Hanfe und Werge, oder Hede, wird nun dasjenige Garn geſponnen, welches zu dem hieſigen hänfernen Löwend-Linnen verwebet wird. Es wird, wie bekannt, in Schiergarn und Einſchlag eingetheilt. Erſteres beſteht aus purem Hanfe, und letzteres aus purem Werge. Man kann hierin weiter nichts vorſchreiben, als daß das Schiergarn ſowohl als der Einſchlag gleich dick, egal, und letzteres, ſo viel möglich, ohne Knoten geſponnen werden müſſe; weiter muß beydes Garn weder zu drall, noch auch zu los geſponnen werden. Das Schiergarn muß man allerdings etwas feſter und ſo feſt ſpinnen, daß es im Waſſer ſich nicht zuſammen zieht, weil nemlich dieſes bey dem Weben die alleinige Laſt tragen muß. Der Einſchlag, im Gegentheile, oder das Hedengarn etwas los, aber dabey egal, und ſo viel immer thunlich, ohne Knoten geſponnen, giebt das beſte Löwend-Linnen.

Zuweilen trägt es ſich zu, daß der Hanf ſchlechte Hede giebt, und daß das Linnen alſo, wenn zum Einſchlagsgarn pures Werg genommen wird, zu leicht iſt, und überdies nicht anders ausſieht, als wenn die rechte Seite des Stückes mit Baumwolle dünne überzogen worden. Findet die Hauswirthinn dieſe ſchlechte Beſchaffenheit des Werges bey dem Hecheln, oder bey dem Zubereiten auf dem Spinnrocken, dann iſt es nöthig, daß ſie etwas Hanf, z. E. zu einem Stück Garn eine ſogenannte Riſte, hinzuthue, und mit dem Werge untermenge. Auf die Art kann dem Einſchlags- oder dem aus Werge geſponnenen Garn ein ſchönes, glattes, dem Schiergarn faſt gleichkommendes Anſehen gegeben werden.

Auf das gute Garn kommt alles an, es ſollte daher auch billig hierauf von den Hauswirthinnen am ſorgfältigſten geſehen werden. Alte Leute und Kinder ſpinnen ſelten gut, und man ſieht es in einem Stücke Linnen gleich, was in demſelben von dieſen geſponnen worden. Hat eine Hausfrau unter ihrem Geſinde einige, welche die Kunſt gutes Garn zu ſpinnen noch nicht erlernt haben: ſo ſollte ſie billig die Klugheit gebrauchen, ein ſolches Garn auf einem beſondern Haſpel zu haſpeln u. auch allein zu verweben; nicht aber, wie öfters zu ihrem größten Schaden geſchieht, mit dem guten Garn es einſchlagen, wenig darum bekümmert, was hieraus werden wird.

XIV. Von dem Kochen oder Gaarmachen des Garns.

Das Garn wird nunmehr gaar gemacht

macht oder gekocht, und zu dem Ende erst eingeäschert. Weiß jemand die Quantität der Asche nicht eigentlich zu bestimmen: so kann er sich ohngefähr darnach richten, daß gewöhnlich zu 10 Stück Garn 1 gehäufter viertel Scheffel gute büchen Asche gerechnet werde. Eine Hausfrau muß sich aber wohl vorsehen, daß sie nicht alle Asche auf einmal hineinschütte, und dann anfangen wolle das Garn durchzuziehen. Auf die Art würden die halben Stücke überflüßige Lauge haben, und die andere Hälfte wenig oder gar nichts kriegen, und also auch ungleich weißen. Alles Garn nimmt nicht gleich viel Wasser oder Lauge an sich, das eine minder, das andere wieder mehr. So z. B. ziehet dikkes, loses und solches Garn, das lange gesponnen gewesen, mehr Lauge an sich, als feines, dralles und erst frisch gesponnenes Garn. Nach dem mindern oder mehreren Anziehen der Lauge muß sich nun eine Hausfrau mit dem Zuschütten des Wassers und Asche, daraus die Lauge wird, richten, und daher kann man ihr hierin keinen so genauen Unterricht geben, dem sie nur blindlings folgen dürfte. Dies wird sich aber von selbst bey der Hand nehmen, wenn sie mit dem Einäschern beschäfftiget ist. Indeß kann folgendes zum Grunde gelegt werden.

Zu 10 Stück Garn, ist oben gesagt worden, wird ein gehäufter viertel Scheffel gute büchen Asche erfordert, welche gesichtet und von den Kohlen gereiniget ist; mithin müssen zu 100 Stück Garn (50 zum Schieren und 50 zum Einschlagen, woraus ein 100 Ellen haltiges Stück Linnen gewebet wird) 10 gehäufte Viertel Asche genommen werden. Zu diesen gehören 13 Eimer Wasser. Und damit nun alles Garn gleich stark eingeäschert, oder die Lauge von dem 1sten Stücke bis zum 100sten, so viel möglich gleich stark werde, wird die Vermischung des Wassers u. der Asche, oder welches einerley ist, die allmählige Zubereitung der Lauge auf nachstehende Art gemacht: In ein Behältniß, das

	3 Eimer Wasser fasset,	werden	2 Viertel Asche geschüttet, und 15 St. Garn durchgezogen.
Hierauf werden	2 Eim. Wasser	nachgegossen, u.	1 Viert. Asche nachgeschüttet und 10 St. Garn durchgezogen.
Demnächst nimt man	1 Eimer Wasser,	schüttet	1 Viert. Asche nach u. ziehet 10 Stück Garn durch.
Weiter kann man	2 Eimer Wasser	nehmen und	1½ Viert. Asche nachschütte, und 15 St. Garn durchziehen.
Hierauf wird weiter	1 Eimer Wasser	und	1 Viertel Asche genommen, und 10 St. Garn durchgezogen.
Ferner nimmt man	2 Eimer Wasser	mit	1½ Viertel Asche, und ziehet 15 Stück Garn durch.
Endlich wird	1 Eimer Wasser	und	1 V. Asche hineingeschüttet, und 12 St. Garn durchgezogen,

Und

Und zuletzt noch 1 Eimer Wasser mit / 13 Eimer Wasser 1 Viertel Asche nachgethan, / 10 Viertel Asche und die 13 St. Garn durchgezogen, / 100 Stück Garn.

Das Wasser, welches zur Verfertigung der Lauge gebraucht werden soll, muß milchwarm seyn, und die Lauge selbst, wird, wenn das Garn darin Stück vor Stück durchgezogen worden, aus demselben nicht rein ausgepreßt; sondern nur so viel ausgewrungen, daß das Garn nicht mehr läuft. Hierauf wird selbiges in ein Faß schichtenweise hineingelegt, und jedesmal etwas Asche darauf gestreuet, womit so lange fortgefahren wird, bis daß es alle ist.

Das Garn muß rings um dem Fasse fest, in der Mitte aber los hingelegt werden, damit sich nemlich die Lauge nicht an dem Fasse herunterziehen könne, und sie also dem Garne in der Mitte des Fasses entzogen werde. Um deswillen man dasselbe an den Seiten oder an den Stäben fest andrückt, da es im Gegentheile in der Mitte nur eben hingelegt wird.

Dies Einäschern oder in das Bükefaß legen geschieht am besten des Abends vorher, wenn den folgenden Morgen zur Büke geschritten werden soll, damit die Asche eine desto bessere Wirkung thun könne. Des Morgens nun beym Büken, wird so viel Wasser genommen, als dem Befinden nach nöthig erachtet wird, und bis das Garn gehörig angefeuchtet ist. Zuweilen zieht es 1, zuweilen 2, auch wohl gar 3 bis 4 Kessel voll Wasser an sich, je nachdem das Garn bey dem Einäschern weniger oder mehr ausgewrungen worden. Mit dem Nachgießen des Wassers wird so lange fortgefahren bis die Hauswirthinn sieht, daß 2 Kessel voll Lauge vorhanden sind, die sich dergestalt mit einander abwechseln, daß der eine jedesmal auf dem Bükefasse, und der andere in dem Kessel auf dem Heerde ist.

Zu der vorhin angenommenen Quantität Garn, oder zu 100 Stück, wird ein Kessel erfordert, der drey, oder welches noch besser ist, welcher 4 Eimer Wasser fassen kann, und dieser Kessel wird bis Mittag, wenn sich die Lauge auf dem Fasse mindern sollte, voll gehalten, damit sie ihren völligen Lauf behält. Sollte sich dieselbe aber den Nachmittag ganz vermindern: so wird allerdings noch etwas Wasser nachgegossen, jedoch dergestalt, daß die Lauge die gehörige Stärke behalten könne und nicht zu sehr geschwächt werde. Im Fall aber noch so viel Lauge geblieben, daß gegen 1 oder 2 Uhr noch die Hälfte, und also 1 Kessel voll vorräthig ist, davon die eine Hälfte auf dem Fasse ist, und die andere auf dem Feuer hängt; dann kann man es dabey bewenden lassen, und braucht die Lauge also nicht vermehrt zu werden.

Bey der ersten Büke selbst können drey Zeiten festgesetzt werden, worin die Lauge entweder milchwarn, oder kochend heiß, oder gar kochend aufgegossen werden kann. Im Anfange der Büke, oder

in den ersten 3 oder 4 Stunden muß dahin genau gesehen werden, daß die Lauge milchwarm auf das Faß kommt, damit die Asche nicht verbrennt, und also ihre Wirkung verliert. Nach Verlauf dieser 4 Stunden kann kochend heiße Lauge gebraucht werden. Man schüttet sie alsdenn auf das Faß, wenn sie oben im Kessel weiß wird, und im Begriff ist, daß sie kochen will. Des Nachmittags kann dann und wann auch kochende Lauge genommen werden, damit das Garn desto bequemer und geschmeidiger werde. Um dieser Ursache willen ist es auch dem Garn sehr gut, wenn es noch die folgende Nacht in der Büke sitzen bleibt.

Bey dieser ersten Büke ist noch zu bemerken, daß wenn eine Hauswirthinn findet, daß das Garn drall und hart ist, sie wohl thun wird, wenn sie des Morgens beym Anfange und in den ersten Kessel Wasser ein oder auch zwey Pfund Fischthran hineinschüttet, und dieses alsdenn, wenn es milchwarm geworden, auf daß Faß gießt, weil auch hierdurch das Garn bequem und geschmeidig wird. Fließend Wasser ist in dieser Hinsicht auch dem Brunnenwasser vorzuziehen, und bedient man sich selbiges, wenn es immer zu haben ist, vor diesem gern, und mit besserm Erfolg und mehrerm Nutzen.

XV. Von dem Bleichen des Garns.

Ist dieses Einäschern und Gaarmachen auf vorbeschriebene Art vorgenommen worden: so nimmt man das Garn aus der Büke heraus, wäschet es von der Lauge ganz rein, und klopft es mit einem dazu verfertigten Brette, und spült dasselbe in reinem, klarem u. wenn es möglich ist, in fließendem Wasser aus, und legt es hierauf an die Bleiche.

Der Ort, wo das Garn gebleicht werden soll, muß so gelegen seyn, daß er, so viel thunlich, den ganzen Tag über die Sonne hat. Es ist ferner kenntlich gut, wenn er am Hange eines Hügels liegt; vor allen Dingen aber müssen keine Bäume die Sonne hindern, und die Bleiche mit den herabfallenden Blättern bestreuen. Auch muß dahin gesehen werden, daß das Garn nicht zu tief im Grase liegt, damit es nicht an den Stellen, wo es mit Gras bedeckt ist, röthlich bleibt, und also beym Verweben Streifen giebt.

Das Garn selbst muß ganz egal und so sehr dünne auf der Bleiche ausgespreitet werden, als nur möglich ist. Je nachdem es geschwinde oder langsam in der Sonne trocknet, muß dasselbe öfters angefeuchtet oder naß gemacht, begossen werden. Wenigstens muß man das Garn alle zweymal 24 Stunden umwenden. Hat dasselbe auf die Art 4 Tage gelegen; so ist es nöthig, daß es wieder aufgenommen und im Wasser ausgespült werde, damit es nach diesem Waschen und auf dem desto reiner gewordenen Faden, desto besser bleichen könne. Wenn nun nach diesem 2 bis 3 Tage verflossen, und wenn das Garn vorher noch einmal umgekehrt worden; wird es trocken gemacht, und alsdann zum zweytenmale gebüket.

XVI. Von der zweyten Büke und zweyten Bleiche.

Bey dieser Büke ist folgendes zu bemerken:

merken: Ist das Faß enge: so verfährt der Hausmann mit dem Einlegen des Garns auf die Art, als bey dem Gaarmachen oder bey der ersten Büke gezeigt worden. Er legt nemlich dasselbe schichtenweise hinein, und schüttet jedesmal so viel Asche darauf, als ihm gut dünkt, oder er vertheilt auf 100 Stücke 1¾ bis 2 Scheffel Asche.

Sollte das Faß aber geräumig seyn, alsdann kann er das Garn auf einmal gerade und schichtenweise hineinlegen, und oben auf demselben ein sogenanntes Aschetuch oder Bükelaken ausspreites, worin er erst einige Stücke Hedengarn legt, und demnächst die vorhin angegebene Quantität Asche aufschüttet und auf die vorhin beschriebene Art büket.

Wenn es immer geschehen kann; so ist es gut, wenn die Hauswirthinn das Garn des Abends vorher in das Bükefaß hineinlegt, und so viel Wasser nachgießt, als erfordert wird, daß das Garn naß ist und die Asche ihre Wirkung haben kann.

In der ersten Büke, ist gesagt worden, sey es gut, daß die Lauge des Nachmittages zu Zeiten kocht, dies darf aber nunmehr und bey dem folgenden Büken gar nicht geschehen, und muß selbiges auf das sorgfältigste vermieden werden, weil das Garn dadurch röthlich wird.

An dem uemlichen Abend, wenn des Tages gebüket worden, wird das Garn rein ausgespült, und darauf legt man es auf die Bleiche, und verfährt damit so wie vorhin angezeigt worden. Nach 4 Tagen, die es an der Bleiche gelegen, wird dasselbe wieder ausgespült, und das Hedengarn geklopft, überhaupt aber damit so umgegangen, als bey der ersten Büke.

XVII. Von der dritten Büke und dritten Bleiche.

Ist nun das Garn nach diesen beyden vorgenommenen Büken noch nicht weiß, oder sind einige Stücke darunter, die ihre gehörige Weiße noch nicht haben: so wird entweder alles Garn, oder die einigen Stücke zum drittenmale gebüket. Das Hedengarn, welches nicht so geschwind weißen will, als die Schierung, wird, da man es ins Faß legt, durch Seifenwasser gezogen, damit dasselbe desto geschmeidiger und bequemer werde.

Der Hauswirth nimmt 1 oder 2 Pf. braune Seife, je nachdem er viel oder wenig Garn hat, und zerschlägt selbige in so viel Wasser, als er glaubt, daß hinreichend ist, das Garn durchzuziehen; und wenn ja etwas übrig bleibt; so vermischt er dieses mit der Lauge.

Im übrigen verfährt er hiermit eben so, als bey den vorigen beyden Büken; und in Rücksicht der Bleiche, die hierauf folgt, beachtet er dasjenige, was davon oben angeführt woeden.

XVIII. Von der vierten und den folgenden Büken und Bleichen, und wie mit dem Auftrocknen zu verfahren.

Es kann nun seyn, daß das Garn noch nicht gehörig weiß ist; in diesem Fall muß es zum viertenmale gebüket werden, woben abermals die gegebene Vorsicht genau befolgt wird. Desgleichen

gleichen bey der vierten Bleiche. Und dieses wechselseitige Büken und Bleichen wird so oft wiederholt, bis das Garn hinlänglich weiß ist, als jemand kann und will.

Hat es aber die erforderliche Weiße; so wird es ganz rein ausgeklopft, in reinem klaren Wasser gewaschen, trocken ausgewrungen, und wieder ganz egal und dünne aus einander gespreitet, an die Bleiche gelegt und aufgetrocknet. Es versteht sich, in diesem Fall muß es schönes Wetter und heißer Sonnenschein seyn. Ist es also trübe Luft und Regenwetter, dann muß das Garn im Hause, auf lange Stöcker, dünne und ausgebreitet hingehangen, trocken gemacht werden. Man bedient sich der ersten Art des Auftrocknens am liebsten und mit desto besserm Erfolge, weil das Garn bey der andern Art des Trockenmachens leicht Gefahr läuft, da, wo es den Stock berührt, roth zu werden. Um deßwillen wendet man es auch so oft um als man kann, und hängt dasselbe außer dem Winde. Welches letztere besonders wohl bemerkt werden muß.

Alles Garn, oder die ganze Büke, wird nicht zu eben und derselben Zeit weiß. Bey einigen Stücken gehet das Weißen viel eher und besser von statten, als bey andern, ob es gleich einerley Gattung Garn ist. (Es ist bekannt, daß das Schiergarn um etliche Büken eher weiß wird, als das Hedengarn.) Finden sich nun solche Stücke, die die gehörige Weiße haben, unter solchen, die noch nicht weiß genug sind; so nimmt man die erstern weg und trocknet sie auf, wie eben erwähnt worden; die letztern aber behandelt man auf die vorher angezeigte Art, so lange bis sie mit jenen, und also alle Stücke unter einander, in der Weiße übereinkommen. Denn darnach muß vor allen Dingen gesehen werden, weil sonst das Linnen aus ungleich geweißtem Garne gewebet allerley Farben haben würde.

XIX. Generale Anmerkungen.

Uebrigens kommt es einzig und allein, oder doch hauptsächlich auf das Gaarmachen, oder Kochen, oder wie es auch heißt, auf das Einäschern, auf die erste Büke an, wenn sich das Garn in den nachherigen Büken und Weißen gut haben soll. Man wird also wohl thun, wenn man bey der ersten Büke keine Asche spart, und sich nach guter Asche umsieht, die dazu gebraucht werden soll.

Das Schiergarn wird vom Anfange bis zu Ende, bey jedesmaliger Büke allemal oben im Fasse, nach dem Hedengarn gelegt, erstens, weil dasselbe geschwinder und mit wenigerer Pflege weiß wird, und zweytens, damit es nicht, von der unten im Bükefasse sich mehr aufhaltenden Hitze, mürbe wird, und also, da es beym Verweben die alleinige Last tragen muß, nicht so leicht brechen kann.

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Montag, den 13ten May 1776.

Von den öffentlichen Belustigungen der Römer, insbesondere von ihren Fechterspielen.

Nicht einzelne Menschen allein – ganze Völker besitzen die Verstellungskunst, und keines hat sie je in höherm Grade ausgeübt, als das Römische. Als Rom am Rande des Verderbens lag, gab es noch andern Nationen Gesetze, und nicht lauter prahlte der Staat mit der Herrschaft über die Welt, als da er die Ketten seiner eigenen Tyrannen trug. Zu eben der Zeit als die Sitten der Römer aufs äußerste verderbt waren, fanden sich Schriftsteller unter ihnen welche öffentlich die Frugalität lobten, und Roms Tugenden erhoben. Wer sollte nicht aus eines Cato Strenge, des Seneca rauschendem Witze, und des Cicero Beredtsamkeit über Einen Gegenstand – die Tugend, vermuthen, daß sie zu dieser Zeit ein allgemeiner Vorwurf der Nacheiferung gewesen sey, wenn man nicht wüßte, daß eben der, welcher so glänzend beredt, die Aufrichtigkeit schildert, ein Muster der Gleißnerey, – ja der ernste Cato, doch nicht wachsam genug über sich war, um nicht, vom Eigennutze verleitet, öffentlich zu lehren, es sey erlaubt einen Knecht, der sein Leben in unserm Dienste zugebracht, am Ende desselben, wieder in neue Dienstbarkeit zu verkaufen, um sich eines unnützen Essers zu entledigen.

Man sieht hier, wie viel Behutsamkeit man anwenden muß, um von dem Nationalcharakter eines Volkes, besonders eines alten, ein richtiges Bild zu bekommen. Hier entscheiden nicht einzelne, in der Geschichte zur Schau gestellte Thaten und Anekdoten. Nicht die gute, oder schlechte Denkungsart einiger aus der Menge; zu eben der Zeit da Seneca den Römern die Mäßigung gegen die Knechte zur Tugend machte, und ein Cicero durch Ausübung derselben gegen seinen Leibeigenen den Tiro uns in Erstaunen setzt, sehen wir den Unmenschen Vädius, seine Seefische (Murænas) mit Sklavenblute mästen.

Zu charakteristischen Datis wähle man also diejenigen, an welchen die meisten Glieder des Staats Theil genommen. Die Gefahr zu irren wird gewiß geringer werden. Man belausche das Volk in seinem alltäglichen Kleide, wo

aller Zwang und Verstellung, die es in Kriegen und öffentlichen Unterhandlungen umhüllen, wegfällt; – das Bild wird der Wahrheit sich nähern. Hat man denn endlich Gelegenheit seine öffentlichen Vergnügungen zu beurtheilen, so liegt sein Charakter so bloß, als die Gesinnung eines Menschen sich den Augen des Beobachters beym Spiele aufdeckt. Dieses sind die Ursachen, weswegen ich meinen Lesern eine Beschreibung der Römischen Fechterspiele, als einen Beytrag zur Geschichte der Sittlichkeit dieses Volkes mittheile. Man wird bemerken, wie sehr die Schilderung der Denkungsart der Römer, welche uns unser Gefühl bey Lesung dieses Blattes mittheilen wird, von den gemeinen Begriffen abweiche, die man sich von ihren Tugenden, insbesondere ihrer Großmuth, macht. – Es sey denn, daß es möglich, daß Seelengröße und Grausamkeit vertraut unter dem Dache eines Menschenscheitels wohnen, und Laster und Tugend aus Einer Quelle geschöpft werden können.

Kein Volk hat seine Belustigungen weiter getrieben, länger an öffentlichen Spielen einen Geschmack gefunden, und sie mit mehrerer Pracht angestellt, als das Römische. – Gleich nach Gründung des Staates wurden sie von den Königen den Schutzgöttern der Stadt zu Ehren angeordnet, und nach funfzehn Jahrhunderten excellirte noch unter dem Gothischen Könige Theoderich, ein Wettwagenführer, der auf öffentliche Kosten unterhalten wurde. Anfangs zweckten sie alle zur Verehrung der Götter ab, in der Folge aber war kaum eine Gelegenheit, bey welcher sie nicht aufgeführt wurden. Der Held erbat sich, durch Anlobung derselben, von den Göttern den Triumph, und die Fischer auf der Tiber, einen glücklichen Zug. Die Erben ordneten sie bey dem Begräbnisse der Verstorbenen, der Staat nach gewonnener Schlacht, und Nero sogar an dem Tage an, da er zuerst sich den Bart abnehmen lassen. – Der Senat ergriff, bey der übertriebenen Neigung des Pöbels zu denselben, sie als ein bequemes Mittel, die Aufmerksamkeit desselben zu täuschen, und das Volk von seinen Operationen abzulenken. Auch Privatpersonen ließen sich bey zunehmendem Reichthume der Republik einfallen, des Pöbels Gunst durch Anstellung eines öffentlichen Spieles zu erschleichen.

Diese Belustigungen waren nun freylich verschieden, nachdem das Vermögen der Anstelle groß oder unzureichend, oder die Begebenheit welche sie veranlaßte beschaffen war. Allein gemeiniglich sind sie doch aus dem Wettrennen zu Wagen und zu Fuß, Fechtspielen und andern Lustbarkeiten zusammengesetzt gewesen, so wie denn insbesondere diejenigen Spiele, wodurch man ein Amt erjagen wollte, oder die der Staat auf gemeine Kosten gab, einen vorzüglichen Glanz hatten. Die Republik hatte zu diesem Ende die ansehnlichsten Anstalten verfügt, daß diese Belustigungen bequem vor sich gehen konnten. – Julius Cäsar erbauete auf einem öffentlichen Platze, der lange

schon

schon den Spielen gewidmet war, ein großes der Sonne geweihetes Theater, nach Römischem Geschmacke, worin 260,000 Zuschauer Raum hatten. Die Länge dieses Gebäudes betrug 2187 Römische Fuß, die Breite aber 620, — man nannte es den großen Circus. Die beyden langen Seiten desselben waren mit zwey breiten Seitengebäuden besetzt, ein schmäleres verband sie an der Abendseite, und ein anderes halbrundes verschloß den ungeheuren Platz gegen Morgen. — Ein ansehnlicher Wassergraben umgab diesen Circus meistentheils, und durch Hülfe desselben war man vermögend eine Fläche innerhalb desselben so zu überschwemmen, daß darauf ein Seetreffen zum Vergnügen angestellt werden konnte.

Den Schauplatz selbst theilte eine Mauer (Spina circi) von Morgen gegen Abend in zwey gleiche Theile; sie diente zum Ziele der Wettläufe, und auf derselben, die 12 Fuß breit, und 4 Fuß hoch war, standen allerhand Monumente, Statuen und Altäre. — So wie man nun überhaupt diesen Circus vorzüglich zum Wettlaufe eingerichtet hatte, so waren auch viele Nebenanordnungen zur Erleichterung desselben bestimmt. — Der Einzug zum Spiele geschah von der Abendseite, hier war das große Portal; über demselben der Altan wo die Consuls dem Spiele beywohneten, und an beyden Seiten sechs von einander abgesonderte Remisen, worin die Wagen, welche im Circus mit einander um die Wette laufen sollten, angespannt stehen konnten, um sobald als das Zeichen gegeben ward, auszulaufen.

Hieraus ist leicht zu ermessen, daß den Spielen selbst an Pracht nichts werde gefehlt haben. Die großen insbesondere, welche meist alle Jahre gehalten wurden, zeichneten sich durch den außerordentlichsten Pomp aus. — Alle Götter wurden aus ihren Tempeln zusammengesucht und in Procession nach dem Circo gebracht, ihnen folgten die Obrigkeiten, der junge Adel, die Fechter und Tänzer, und die Priester; bey ihrer Ankunft am Circus wurde geopfert, und dann nahmen die Spiele selbst ihren Anfang; Wettrennen in zwey- und vierspännigen Wägen, Ringen, Kämpfen mit Menschen und Thieren, Fechten, Laufen, Werfen nach dem Ziele, Jagden, und Lusttreffen zu Wasser und zu Lande. Jetzt ist es auch klar, wie es möglich gewesen, daß um dieser Spiele halben ganze Provinzen ausgesogen und Familien ruinirt werden konnten. — Der Staat hatte vor den Punischen Kriegen, als das Geld noch einen hohen Werth in Rom hatte, bereits jährlich 500 Minen, oder 8300 Rthlr. nach unserm Gelde dazu ausgesetzt, und in der Folge stieg dieser Aufwand ins Unendliche. Denn die wilden Thiere, mit denen man Lustjagden anstellen wollte, wurden aus allen Welttheilen zusammen gebracht, die Pferde zum Wettrennen lieferte Spanien, und Calligula erstand für einen römischen Bürger in einer Auction 13 Fechter, für 90 Millionen Sestertien, oder fünf Millionen und sechsmal hunderttausend

seud Gulden, so wie denn auch oft ein freyer Fechter, der sich vermiethete, wohl 100,000 Sestertien, oder 62500 Gulden erhalten konnte.

Bey allem unermeßlichen Reichthume der Römer, bleibt es immer unbegreiflich, wie sie so ungeheure Summen besonders in diesen letztern Arten der Vergnügungen verwenden, und wie Privatpersonen auf den Einfall gerathen können, ihr Vermögen dabey aufzuopfern, wenn man sich keinen Begriff von dem Vergnügen, das der Pöbel daran fand, zu machen weiß. Rom nannte sie Geschenk (munus); um dadurch anzuzeigen, daß es sie als ein wahres, als das angenehmste Geschenk betrachtete, und so vielen Gefallen das Volk auch an allen Spielen fand, so gieng seine Freude bey dieser Art derselben, über alle Vorstellung die man sich davon machen kann. — Das sicherste Mittel die Prätur in einer Provinz zu erhalten, war ein Fechterspiel, und die darauf verwandten Kosten wußten die Obrigkeiten bald wieder mit Wucher zu erpressen.

Ein Fechterspiel, bestand eigentlich aus verschiedenen, von gemietheten, oder leibeigenen Fechtern, auf Leben oder Tod geführten Duellen, und die Quelle des Vergnügens bey denselben lag in der geschickten Art, wie sie einander den Tod gaben, oder in den Wendungen die sie machten, demselben zu entgehen. Wenn es erstaunend ist, daß irgend ein Zwang noch vermögend war, Menschen zu dieser Beschäfftigung anzuhalten, so muß man sich noch mehr wundern, daß es Leute gab, die sich und ihr Leben zu diesen blutigen Schauspielen vermietheten, ja daß selbst ein Oberhaupt des Staates, der Kaiser Commodus, um täglich 250,000 Denarien (26,000 Rthlr.) zu verdienen, sich zum Fechten gebrauchen ließ a).

Indeß war die eigentliche Pflanzschule dieser Elenden, bey den Fechtermeistern, (Lanistis). Diese, welche gemeiniglich alte und in allen Vortheilen erfahrne Fechter waren, kauften auf ihre Kosten Findelknaben und Knechte, die sie wegen ihrer verdorbenen Sitten oft um geringe Preise erhandelten, und wenn sie bey ihnen die erfoderlichen Eigenschaften, nemlich starke Muskeln, gesunde Knochen und gute Augen fanden, so ertheilten sie ihnen den erfoderlichen Unterricht. Oft hatte ein solcher Fechtermeister über 100 Schüler (tirones) beysammen, und mußte, um Rebellion zu verhüten, jedem eine besondere Wohnung anweisen, in welche sie gleich nach geendigten Lehrstunden verschlossen wurden. Ihre Unterweisungen giengen täglich ununterbrochen fort, und es wurde sogar in einer gewissen Ordnung zwischen ihnen des Vor und Nachmittages abgewechselt. Endlich wenn der Schüler vollkommen geübt war, legte er dem Fechtermeister einen Eid ab, ihm in allen Dingen unverrückt zu folgen, welcher ohngefähr folgendergestalt lautete: Wir schwören dir Herrn und Fechtmeister einen Eid, auf deinen Befehl uns brennen,

a) Dio Cass. l. 72, 19.

nen, fesseln, mit dem Schwerte tödten zu lassen, und alles was du sonst gebieten möchtest zu leiden, und übergeben als gerechte Fechter, dir unserm Herrn, uns mit Leib und Seele.

Es ist leicht zu denken, daß der Unterhalt so vieler Leute nicht geringe Kosten erfoderte, zumal da sie sehr gut gehalten wurden, um die erfoderliche Stärke und ein gutes Ansehen zu erhalten. Verschiedene Fechterschulen waren auch eben dieses Umstandes wegen, außer Rom an wohlfeilern Orten; allein dieser Aufwand und Mühe, wurde dem Fechtmeister reichlich belohnt, wenn der Fall eintrat, daß der Staat, oder Privatpersonen, welche sich dem Volke beliebt machen wollten, eine Anzahl Fechter gebrauchten. Denn da fanden sie oft Gelegenheit, diese Schlachtopfer theuer zu vermiethen, und bey Einem Spiele beträchtliche Summen zu gewinnen. In der Folge wurden indeß von den Kaisern eigene Fechtseminaria auf Kosten des Staats eingerichtet, aus welchen dieser in vorkommenden Fällen die Fechterspiele besetzte.

Wenn nun jemand ein solches auf seine Kosten halten wollte, so miethete er anfänglich so viele Paare Fechter, als er nöthig zu haben glaubte. – Diese Bedürfniß stieg mit dem Reichthume der Stadt, und August mußte schon ein Gesetz geben, daß niemand über 120 Fechter aufführen sollte. Ferner war er gehalten, seine Absicht einige Tage vorher bekannt zu machen, und an öffentlichen Plätzen und andern Orten, wo ein Zusammenfluß von Leuten war, als z. E. in den Comtoiren der Wechsler, Notificationen affigiren zu lassen, welche den Tag, und wie viele Paare mit einander fechten würden, bestimmten. – Waren einige unter den Fechtern bereits durch ihre Thaten berühmt, so zeigte man auch selbst die Namen an. Nichts läßt sich mit der Ungeduld vergleichen, mit der das Volk dieses Schauspiel erwartete, es war der Gegenstand aller Gesellschaften, aller Gespräche.

Endlich erschien der gewünschte Tag; der Pöbel von allen Classen drängte sich in Menge zum Circo, und nicht selten waren die ihm bestimmten 250,000 Stellen besetzt. Der Vermiether der Fechter ordnete die Paare, welche mit einander streiten sollten, und nachdem sowohl er, als der Ansteller der Spiele, ihre Waffen untersucht hatten, ob sie auch Schärfe genug hätten, setzte sich letzterer auf eine Art von Throne im Circo nieder, und das Spiel selbst nahm seinen Anfang. Ein Vorspiel bey welchem kein Blut floß, das aber doch oft den Knochen gefährlich genug war, eröffnete den Auftritt. Man bediente sich bey demselben bloß starker Knittel, anstatt der Schwerte, warf sich mit Spießen, die keine stählerne Spizzen hatten, und fieng sie mit den Händen. – Allein selten war diese Scene von langer Dauer, weil sie den Geschmack des großen Haufens nicht befriedigte, sondern bald machte ein mit der Trompete gegebenes Zeichen andern Schauspielen Platz, vor welchen

die Menschheit schaudert. Sobald die Trompete ihren Ton angab, giengen alle Fechter Paarweise einmal im Theater herum, um sich den Zuschauern zu zeigen, und dann griffen sie zu den Waffen. – Jeder trachtete dem andern den Tod zu geben, weil seine Freyheit davon abhieng, und jeder vertheidigte sein Leben mit allen Künsten, darin ihn seine Lehrjahre geübt hatten. – Mit Schmerzen erwartete das Volk das erste Blut fließen zu sehen, und konnte aufgebracht werden, wenn jemand sein Leben zu tapfer vertheidigte; es hielt dieses für eine Beschimpfung, und verlangte wohl, daß der Verbrecher sogleich umgebracht werden sollte. – Denn auch dieser Umstand gehörte zu den Rechten des Volks, und war so unverletzlich, daß selbst Cäsar solches nicht geradezu, sondern nur dadurch verhindern konnte, daß er den Fechter dessen Tod verlangt wurde, vor den Augen des Pöbels verbergen ließ. Endlich empfieng einer die tödtliche Wunde, und ein lautes: Das hat er weg! drang durch die Luft b). Jetzt war einer Sieger, allein noch hatte der Unglückliche nichts weiter gewonnen, als sein Leben gefristet. – Sein Glück befreyete ihn noch nicht von der Verbindlichkeit ferner sich zu schlagen, sondern vielmehr erwartete das Volk jetzt noch größeres Vergnügen von ihm, je tapfrer er gewesen war. Nachdem seine Kräfte oder Wunden es zuließen, mußte er entweder noch an eben diesem, oder an einem andern Tage, es mit einem neuen Gegner aufnehmen, und erst dann, wenn er auch diesen überwand, war er aufs künftige des Fechtens überhoben und ein freyer Mann. Dann erhielt er einen mit Palmen bekränzten Degen von Holz, hieng seine Waffen im Tempel des Hercules auf, und begab sich zur Ruhe, oder ward selbst ein Fechtermeister. Wenn dieses erst das Loos eines Siegers war, der zu wiederholten malen das Glück gehabt, zu überwinden, so ist leicht zu beurtheilen, wie traurig das Schicksal des Unterliegenden seyn mußte. Seines Gegners ganzes Interesse hieng an seinem Tode, um dadurch der Freyheit eine Stuffe näher zu kommen, und glücklich war er, wenn seine Wunden ihn auf einmal seines Verstandes und Lebens beraubten. Diesen Umstand erklärt der Ciceronianische Ausdruck, Cædem gladiator quærit c). Stürzte aber etwa der Unglückliche von einem schweren Streiche zu Boden, und behielt noch so viel Verstand, daß er den Zeigefinger in die Höhe rückte, um dadurch das Volk um sein Leben zu bitten, so war sein Zustand einer der traurigsten. Bebend lag er, und erwartete das entscheidende Zeichen; drückte dann derjenige, welcher das Spiel gab, und mit ihm das Volk den Daumen in die Hand, so

b) *Senec. Agam.* v. 895.
Habet! peractum est, pendet exigua mole
Caput amputatum parte & hinc trunco cruor,
Exundat —

c) Libr. XII. ad familiar. epist. 2.

so erhielt er das Leben. – Trauriges Geschenk! denn hart verwundet entkam er nur den Händen des Ueberwinders, um, so bald er wieder hergestellt war, von neuem zu fechten. Allein selten war einmal dieses Glück dem Besiegten vorbehalten. Nur bekannte Fechter, die oft überwunden, Ströme Bluts vergossen, und dadurch sich des Volks Gunst erworben hatten, erhielten es; unbekannten aber wurde gemeiniglich die Antwort ertheilt: laß dich umbringen (recipe ferrum). – Es geschah, und kaum, vielleicht noch nicht einmal war er entseelt, als schon eigene Knechte mit eisernen Haken herbey eilten, ihn damit faßten, und durch die Todtenpforte in die Todeskammer (spoliarium) schleppten.

Allein diese Art des Blutvergießens war vielleicht noch zu einfach, und schöpferische Köpfe hielten es für ihre Pflicht dem Mangel abzuhelfen; hieraus entstanden neue Arten tödtlicher Zweykämpfe, deren uns die Geschichte verschiedene aufbewahrt hat. Die erste mag folgende seyn: Ein Kerl der in einer Hand ein Netz hielt, welches vermuthlich aus Drathe bestand, dessen andere Hand aber mit einer eisernen scharfen Gabel bewaffnet war, (retiarius) stritt mit einem gemeinen Fechter, welcher Schwert, Schild und Helm zu seiner Vertheidigung hatte. Beyde suchten einander ihre schwache Seite abzugewinnen, und die Verschiedenheit mit welcher sie es thaten, belustigte die Zuschauer. Jener gab sich alle Mühe mit seinem Netze den Kopf des Gegners zu fassen, und dann ihn zu erstechen, dieser hingegen suchte dem Retiarius mit dem Degen eines zu versetzen. – Glückte jenem der Wurf, so war sein Gegner ein Kind des Todes, er erstach ihn auf der Stelle; war das aber nicht, so mußte er sich mit der Flucht retten, und bey einer bequemen Stellung den Wurf von neuem versuchen. – Diese Abwechselung dauerte so lange, bis einer von beyden das Leben einbüßte.

Oft gab man dem ersten noch einen Gegner, (Myrmillo) oder einen gepanzerten Gallier; dieser suchte durch Bücken den Wurf des Netzes unkräftig zu machen, und zugleich während dieses Manoeuvre, dem Retiarius die Füße zu lähmen. – Stritt aber dieser Myrmillo mit einem Thracier, so war das Schauspiel desto angenehmer für das Volk, je stärker der letztere den Charakter seiner Nation, eine unerschöpfliche Grausamkeit, behauptete. Zuweilen saßen auch die Fechter auf Wagen, und indem sie gegen einander ihre Pferde los ließen, schoß einer den Pfeil gegen den andern ab, dieser aber suchte durch Hülfe seiner abgerichteten Pferde dem Wurfe auszubeugen.

Endlich gab es noch Fechter zu Pferde, mit Helm und Spieß gerüstet; beyde sprengten mit verdeckten Augen blindlings auf einander zu, und suchten sich zu schießen. – Der Fall daß dieses geschehen, war zu selten, als daß das Volk sollte Geschmack an dem Spiele selbst gefunden haben.

So

So entsetzlich die Barbarey ist, welche die jetzt beschriebenen Spiele begleitete, so finden sie dennoch Vertheidiger. Das alte Rom sah sie als ein Mittel an, seine Helden zu gewöhnen Blut fließen zu sehen, und eben deswegen gab man vorher, ehe die Soldaten einen Marsch antraten, gemeiniglich ein Fechterspiel; Montesquieu selbst scheint ihnen einen Theil der Tapferkeit der Römischen Heere zuzuschreiben d), gleichsam als wenn Tapferkeit und Unempfindlichkeit eines wären! Zwar ist nicht zu leugnen, daß bey den Kriegen der Alten, wo Mann für Mann focht, weit mehr auf die individuelle Tapferkeit ankam, als heut zu Tage; allein daß der Anblick grausamer Schauspiele diese erregen, und ein Mann dadurch daß er Blut fließen sieht, auch lernen könne es zu vergießen, daran zweifle ich sehr. — Sollte nicht der noch Held seyn können, dessen Herz blutet, wenn er einen Unschuldigen fallen sieht, und kann nicht die feigste Seele unter einer Stirn wohnen, welche mit der größten Heiterkeit, der grausamsten Handlung beywohnt? — In der That es ist so — und verwunderswürdig bleibt es, wie ein Volk, eben zu dem Zeitpunkte als die Kunst bey ihm aufs höchste gestiegen, Sprache und Geschmack verfeinert waren, und der Luxus seinen höchsten Gipfel erreicht hatte, dennoch an einer Seite Spuren der größten Unempfindlichkeit verrathen konnte. Deutlicher Beweis, daß die Politur des Verstandes allein, ohne die Wohlthat einer gereinigten Religion, nicht zur völligen Verfeinerung der Sittlichkeit hinreiche.

d) La grandeur & decadence des Romains, Chap. II.

Anfrage.

Herr Tissot empfiehlt in seiner Anleitung für die Gesundheit des Landvolks §. 272. zur Vorbauung gegen die Wechselfieber und zu Stärkung des Magens, das alltägliche Käuen der Wacholderbeeren und den Gebrauch eines aus selbigen gegorenen Getränks. Wie ist dieses Getränk zu verfertigen, und gehört eine Mischung von Malz dazu, um es in Gährung zu bringen? Welches ist das Verhältniß, und auf was Art ist überhaupt dieses Getränk einzurichten? Sollte jemand den Proceß zu Ausgewinnung dieses so sehr empfohlnen Getränks wissen, der wird um dessen gefällige Mittheilung gar sehr ersucht.

O. J. A. F.

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Freytag, den 17ten May 1776.

Ueber die Mittel, die nützlichen Künste in einem Staate blühen zu machen. *)

Die nützlichen Künste werden nicht anders so genannt, als weil ihr Zweck ist, den Bedürfnissen der Gesellschaft abzuhelfen, und den Wohlstand eines jeden Mitgliedes zu sichern. Ohne sie würde die ganze Erde nur von Wilden bewohnt seyn; Dornen würden sie bedecken, und die Menschen würden noch zwischen Felsen und in den Wäldern herum irren, ohne Städte, ohne Dach, ohne Zufluchtsort seyn.

Meine Absicht ist nicht, ihren Einfluß auf das allgemeine und besondere Wohl, auf den Ruhm der Völker und Staaten zu beweisen. Wer sieht nicht, was wir ihnen alles schuldig sind? Wer könnte eine, durch die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigte, so augenscheinliche Wahrheit streitig machen, oder sie nur in Zweifel ziehen? Der erste Erfinder der Künste war eine wohlthätige Gottheit, und diejenigen, die durch ihren Witz und Fleiß zu der Vervollkommnung derselben beygetragen haben, oder noch beytragen, verdienen als Wohlthäter des menschlichen Geschlechts angesehen zu werden.

Ich schränke mich auf die Untersuchung ein, welches die sichersten Mittel seyn mögen, die nützlichen Künste in einem Staate blühen zu machen, und für eine Nation aus den wichtigen Entdeckungen und Erfindungen der großen Künstler aller Zeiten und Länder Nutzen zu ziehen, eine Frage, welche die Aufmerksamkeit aller Regenten zu verdienen scheint. Ich werde zwar meine

*) Aus den im vorigen Jahre herausgekommenen Nouveaux Mémoires de l'Academie de Prusse, pour l'année 1773. Der Verfasser ist Herr Borelly, Mitglied der Akademie seit 1772, da er vorher Professor der Beredtsamkeit zu Aix in Provence gewesen war. — Wenn auch vielleicht der Verfasser dieser Abhandlung etwas zu gekünstelt redet, und in seinen Vorstellungen nicht immer bestimmt genug ist, so sagt er doch viele wichtige Wahrheiten so schön, und empfiehlt die nützlichen Künste der allgemeinen Hochachtung so gut, daß dieser Aufsatz ohne Zweifel einer Uebersetzung in diesen dem gemeinen Besten gewidmeten Blättern würdig gefunden werden wird. Anm. d. Uebers.

Gedanken darüber bloß anzeigen; allein einige Wahrheiten sind von solcher innern Stärke, daß der bloße Vortrag schon die Ueberzeugung mit sich führt.

Seit der Wiederauflebung der Wissenschaften unter dem Hause Medicis und Franz I. besonders aber seit dem Ministerium des Richelieu und der Regierung Ludwigs des Großen, sind alle Arten von Künsten und Wissenschaften in Europa bearbeitet worden. Diejenigen, welche in den verschiedenen Staaten am Ruder sitzen, sehen ein, daß es ihr Vortheil ist, sich ihrer anzunehmen, sie zu begünstigen, und sie dadurch immer mehr aufzumuntern. Die in den meisten großen Städten errichteten gelehrten Gesellschaften verbreiten allmählich Wärme zugleich mit dem Lichte um sich herum. Die Verfassung unserer Schulen wird verbessert; und die Schulen sind jetzt so mancherley, daß jede Kunst gleichsam ihre besondere hat. Solchergestalt kömmt Leben in jeden Theil des politischen Körpers. Alle Staaten erhalten ein anderes Ansehen, und der Fortgang der Erleuchtung ist bey den verschiedenen Völkern geschwinder oder langsamer, nach dem Unterschiede ihres Geistes, ihrer Sitten und ihrer Regierungsart. Allenthalben aber werden in der Gelehrsamkeit Meisterstücke hervorgebracht. In den strengen und betrachtenden Wissenschaften erhält das System mehr Licht, die Methoden zur Erforschung der Wahrheit mehr Sicherheit und Leichtigkeit. Die Künste werden je länger je mehr ausgebreitet und vollkommener gemacht.

Wie viel wichtige Entdeckungen! wie viel sinnreiche Maschinen! wie viel nützliche Erfindungen haben wir jetzt, besonders seit etwa 25 bis 30 Jahren! Es ist beynahe kein Land, wo man nicht gegenwärtig geschickte Künstler antreffen sollte, und was uns von der Zukunft noch viel mehr hoffen läßt, man ehrt, man belohnt jetzt mehr als jemals diejenigen, welche sich gemeinnützigen Beschäfftigungen widmen, und sich darin hervorthun.

Es war eine Zeit, da diese so achtungswerthe Classe von Menschen sehr gering geschätzt ward, weil man es der Würde des menschlichen Verstandes für nachtheilig hielt, sich mit Dingen zu beschäfftigen, die ganz und allein Gegenstände der sinnlichen Empfindung sind. Mechanische Künste treiben, das hieß sich verunedeln, aus der Gesellschaft der Leute von gutem Stande sich verbannen, und sich zu dem Pöbel herabsetzen. In den Städten fand man nichts als Leute, die von eitler Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit aufgeblasen waren, oder in träger Unwissenheit dahin lebten, und auf dem Lande nichts als kleine übermüthige Tyrannen.

Da inzwischen einige philosophisch denkende Staatsmänner sich ein Verdienst daraus machten, berühmte Künstler mit ihrer Gegenwart und Achtung zu beehren, so reizten sie durch ihr Beyspiel die Völker zur Nachahmung an, und stimmten die Denkungsart von ganz Europa um. Sie sahen in diesen dem äußerlichen Ansehen nach

geringen Leuten nicht bloße Mechaniker, die etwa durch einen blinden Trieb und handwerksmäßig bloß mit den Händen arbeiteten, und von andern Menschen nur in der Geschmeidigkeit, Hurtigkeit und Kunstfähigkeit unterschieden wären; sondern sie erblickten in ihnen schöpferische Genies, die die Spuren der Natur verfolgen, nach den Grundsätzen des Geschmacks und einer richtigen Philosophie ihre Arbeiten einrichten, und dadurch bestimmt sind, die Welt mit ihren Erfindungen zu bereichern, das Glück ihrer Mitbürger zu befördern, und die Zierde und der Stolz ihrer Nation zu seyn.

Solche Männer waren in England, der unsterbliche Canzler Bacon, in Frankreich der große Colbert. Sie lehrten ihre Landsleute die nützlichen und mechanischen Künste als den wichtigsten Theil der wahren Wissenschaft anzusehen, brachten ihnen Neigung zur Ausübung derselben bey, und nöthigten sie gewissermaaßen durch den Einfluß ihres Ansehens, diejenigen zu verehren, deren Arbeiten bloß auf ihr Wohl abzielten, und für sie die ergiebigste und zuverläßigste Quelle ihrer Vergrößerung und ihrer Reichthümer waren.

Der große Haufe, der in seinem Denken und Thun bloß durch Nachahmung geleitet wird, hat sich dadurch allmählig gewöhnt, nun auch von den mechanischen Künsten bloß nach ihrer Nutzbarkeit für die Gesellschaft zu urtheilen, und bey der Ausführung der Arbeit selbst weit weniger auf die Hand, welche die Arbeit verrichtet, zu sehen, als auf den Witz, der erfindet, und den Geschmack, der dem Werke Vollkommenheit und Schönheit ertheilt.

Man hat sich also den Künsten gewidmet, sie getrieben, ohne sich zu schämen; und in allen Ständen haben sich Leute gefunden, die edel genug dachten, sich über die eitlen Vorurtheile des großen Haufens hinwegzusetzen, und die den Verstand hatten, es nicht anders als für eine Ehre zu halten, in Professionen, wovon das gemeine Wohl vorzüglich abhängt, vortrefflich zu seyn.

So weit ist nun die Vernunft, aller Hindernisse ungeachtet, gedrungen, und das ist der Gesichtspunkt, aus welchem man gegenwärtig, fast bey allen gesitteten Nationen, die nützlichen Künste, und die, welche sich darin hervorthun, betrachtet.

Wenn aber gleich der erste Schritt zur Vollkommenheit der Künste gethan ist, so ist doch noch ein zweyter, nicht weniger wichtiger Schritt zu thun übrig. Man achtet diejenigen, welche sich ihnen widmen, man schätzt sie nach ihrem Verdienste und nach ihrer Geschicklichkeit; man begünstiget sie nach dem Nutzen, den sie dem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte leisten können. Aber man müßte auch durch weise Einrichtungen sie in den Stand setzen, ihre Talente zu brauchen und an den Tag zu legen. Man müßte sie durch die Hoffnung von Ehrenbezeugungen und Belohnungen zur Nacheiferung reizen. Man

müßte den seltenen Köpfen, welche die Natur von Zeit zu Zeit schaffet, die Welt zu erleuchten, ihren Nebenmenschen zu Mustern zu dienen, und Beförderer des allgemeinen und besondern Wohls zu werden, diesen müßte man die Aussicht einer ehrenvollen und sorgenfreyen Muße in ihrem Alter verschaffen, als die Belohnung und die Befreyung für ihre geleisteten Dienste.

In diesem Stücke aber, so wie in so manchen andern, ist die Widersinnigkeit des menschlichen Geistes unbegreiflich.

Was sagt und schreibt man nicht alles in unsern Tagen zur Aufnahme der Künste? Werden sie darum mehr begünstiget? Ist man deswegen mehr auf die Mittel bedacht, sie blühen zu machen?

Es ist wahr, die Nationen sind bey weitem nicht eine so erleuchtet, wie die andere, und die Regierungen haben nicht alle gleichen Eifer für nützliche Einrichtungen. Inzwischen kennt man doch in jedem Staate, wenn gleich mit einigem Unterschiede, die Grundsätze, welche zur Feststellung des gemeinen Wohls befolgt werden müssen, und man ist wegen ihrer Nothwendigkeit so ziemlich einverstanden. Was hilft aber alle Theorie, wenn die Ausübung unterbleibt?

England hat inzwischen dem übrigen Europa ein sehr nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben. Ein Bürger ohne Rang, aber voll Liebe für das menschliche Geschlecht und für sein Vaterland, einer von denen Männern, welchen der Staat zur Erkenntlichkeit Bildsäulen, und die Nachwelt die vorzüglichste Verehrung schuldig ist, William Shipley faßt den Vorsatz, aus seinem eigenen Vermögen eine Gesellschaft der Künste in London zu stiften, und führt ihn aus. Alsobald entzündet sich in eines jeden Brust der patriotische Eifer, welcher die englische Nation so besonders auszeichnet. Diese Gesellschaft wird, da sie kaum entstanden ist, eine der zahlreichsten in ganz Europa. Die Pairs von Großbritannien beeifern sich Mitglieder derselben zu werden, um mit den wackern Patrioten die Ehre zu theilen, ein so vortreffliches Institut befördert und in Aufnahme gebracht zu haben. Man verbindet sich, die Person zwey Guineen jährlich beyzutragen, und jedes Mitglied macht sich eine Ehre, noch ein mehreres nach seinem Stande und Vermögen zu thun. Der sehr beträchtliche Fond, der aus diesen freywilligen Beyträgen entsteht, wird zu Belohnungen für alle diejenigen angewandt, welche neue Arten angeben, wie die Handarbeit in allen Künsten einfacher gemacht werden könne, oder die zu dem Ende neue Maschinen erfinden. Vorzüglich werden die Angaben zur Verbesserung der Ländereyen, die neuen Aussichten, die Versuche, welche zur Aufnahme des Ackerbaues dienen, belohnt, und überhaupt ist es der Zweck der Gesellschaft, die Künste, die Manufakturen und die Handlung aufzumuntern.

Wie schnell diese Gesellschaft der Kün-

Künste müsse zugenommen haben, kann man daraus abnehmen, daß sie nach dem Berichte des Verfassers der Geschichte der Reisen, mehr als 3000 Mitglieder enthält, unter welchen man über 120 Pairs zählt.

Ein so schönes Institut ist ohne Zweifel eine der vornehmsten Ursachen, daß England die nützlichen Künste zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit getrieben hat, daß in London alles, was Talente hat, aus andern Ländern zusammenkömmt; daß die Handlungszweige sich ins Unendliche vermehren, und sich immer weiter unter der Nation ausbreiten; daß der Ackerbau daselbst mit weit bessern Einsichten getrieben wird, und daher viel ergiebiger ist, als in andern Ländern, wo der Boden, die Beschaffenheit der Luft, die Lage, der Nationalgeist ihm beförderlicher seyn könnten; daß man in den verschiedenen Gegenden dieser berühmten Insel nicht allein eine erstaunliche Anzahl aller Arten von Manufakturen findet, die man zum Theil bey andern Nationen nicht einmal kennt; sondern daß man auch, was anderswo mit vielen Unkosten und großen Weitläuftigkeiten ausgerichtet wird, hier auf das wohlfeilste und einfachste bewerkstelliget; daß endlich die Schiffahrt, alle mechanischen Künste, alle Handwerke, auf welchen die Stärke, der Reichthum, und die Macht eines Staates am sichersten sich gründen, jeden Tag an Vollkommenheit zunehmen.

Diese Wirkungen, wendet man mir vielleicht ein, können aber auch von manchen andern Ursachen entstehen. Es ist wahr: England ist ein großes Reich, ein Land, das so vortheilhaft wie eines in Europa zum auswärtigen Handel und zur Schiffahrt liegt. Es ist stark bevölkert. Die Einwohner sind, überhaupt genommen, sehr reich, und die Großen des Reichs suchen sich durch Pracht und Aufwand hervorzuthun.

Nun muß in einem Staate, der so viel Quellen, wie England, der Erfindsamkeit und dem Fleiße seiner Bürger eröffnet, der Wetteifer nothwendig unter den Künstlern herrschen, alle Talente müssen sich empor schwingen, wenn auch diejenigen, die in irgend einer Gattung vortrefflich sind, sich keiner besondern Unterstützung, keiner öffentlichen Begünstigung zu erfreuen hätten.

Wir wollen, zum Beyspiele, annehmen, die Könige von Frankreich vergäßen ihren wahren Vortheil und den Ruhm, der auf die ganze Nation von den großen Geistern, die sie hervorbringt, zurückfällt, und wollten nicht mehr, so wie ihre Vorfahren, die Talente unterstützen und aufmuntern: es würden doch vielleicht Jahrhunderte verfließen, ehe dieses Königreich in die ehemalige Barbarey zurückfiele; und dieses darum, weil Frankreich außer den Vortheilen, welche England unstreitig hat, noch manche andere ihm eigenthümliche besitzt.

Man kann die natürliche Beschaffenheit dieses Reichs, und aller andern

dern Reiche, die ihm etwa gleich kommen, mit solchen großen weitläuftigen Gebäuden vergleichen, deren Grund, weil er in Felsen gelegt ist, fest und unerschüttert steht; wovon alle Theile sich gegenseitig stützen und halten; die also sehr lange jedem Sturme Trotz bieten, und bloß durch eine außerordentliche Veränderung umgestürzt werden können.

Die Regierung verhält sich leidend, beschleunigt und unterbricht nicht den gewöhnlichen Lauf der Dinge, sondern begnügt sich damit, daß sie, was die Fruchtbarkeit des Staates hervorbringt, einsammelt. Aber der begüterte Bürger, der seines Vermögens genießen will, ersetzt die Geschicklichkeit, die ihm mangelt, durch sein Geld, und bezahlt den Künstler, der ihm gut dient, reichlich. Er schmückt sich mit dem, was die Kunst hervorbringt, und schenkt ihr dafür seine Unterstützung und Empfehlung. So kann der Mann von Talenten gemächlich leben, und erhebt er sich gleich nicht zu den höchsten Würden, so kann er doch mit Anstande die Stelle, welche er in der bürgerlichen Ordnung einnimmt, behaupten.

Wenn aber gleich der Strenge nach die nützlichen Künste in England, Frankreich, so wie in jedem Staate, der große Hülfsquellen hat, blühen können, so folgt daraus noch nicht, daß eine Gesellschaft (wie es vermuthlich die Londonsche ist, die ich aber nicht hinlänglich kenne) nicht an und für sich sehr geschickt sey, den Fortgang der Künste zu beschleunigen. Wie sehr ist es Schade, daß nicht jede Nation ein solches Institut besitzt! und welchen Nutzen würde sie davon haben, wenn es nach dem Plane, den ich in dieser Abhandlung vorzeichnen will, eingerichtet wäre. *)

Ich hoffe, man werde mir nicht Schuld geben, daß ich die Regierungen zu tadeln mir herausnehme, weil ich mich nach meiner Art zu empfinden und zu sehen ungezwungen ausdrücke. Ich rede gewissermaaßen die Sprache eines Weltbürgers, der seine Beobachtungen nur in der Absicht anstellt und zu Papier bringt, daß er sich unterrichten und seine geringen Fähigkeiten üben will, indem er sie zum Besten der Gesellschaft braucht. Irre ich, so muß man die Schuld bloß meinen Einsichten beymessen.

Wir

*) Herr Borelly ist noch nicht lange genug in Deutschland, um die mancherley zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe errichteten Gesellschaften zu kennen, unter welchen sich die Königl. Churfürstl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle nebst ihrer Nachbarinn, der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste, so sehr auszeichnen, daß Hr. B. bey näherer Kenntniß derselben sich wundern würde, sein Ideal so nahe erreicht, vielleicht in einigen Stücken übertroffen zu sehen. Möchte Hr. B. sich nur die so interessanten Nachrichten, welche von der erstern in diesen Blättern zu erscheinen pflegen, übersetzen lassen, um sich von dem Eifer und den Einsichten ihrer Mitglieder, den weitläuftigen und vortrefflich ausgedachten Anstalten zur Beförderung des Fleißes, und den gesegneten Folgen derselben zu überzeugen. Anm. d. Uebers.

Wir wollen uns in die Hauptstadt eines groſsen Staates, in den Mittelpunkt des Ganzen, versetzen, und Acht geben, wie es in Absicht auf die Künste, und die, welche sie treiben, daselbst zustehe.

Hier versammeln sich von allen Seiten her Menschen von vorzüglichen Geisteskräften. Aber findet man deswegen viele, die sich zu einer gewissen Stuffe des Ruhms hinaufschwingen? Die meisten bringen aus Mangel an Unterstützung ihr ganzes Leben in einer kränkenden Unthätigkeit zu, welche sie sowohl der Gesellschaft als sich selbst unnützlich macht. Man muß wenigstens ein ehrliches Auskommen haben, wenn man in seiner Kunst vortrefflich werden soll; und man wählt gewöhnlich eine mechanische Kunst, weil man, entblößt von den Vortheilen der Geburt und des Vermögens, sich nach dem Maaße seiner Kräfte einschränken muß. Selten ist das Genie der Grund der Wahl bey einer Lebensart. Entweder ergreift man die Profession seines Vaters, insonderheit, wenn sie weniger Kosten erfodert, als eine andere, oder man wählt die wohlfeilste und leichteste.

Inzwischen gerathen doch oft Leute von wirklichem Genie durch den Zufall an die nützlichen Künste. Doch sind diese nicht immer diejenigen, welche die wenigsten Hindernisse antreffen.

Kaum fangen sie an, einiges Aufsehen in der Welt zu machen, so verbinden sich schon die mittelmäßigen Köpfe, die immer zur Eifersucht und Verfolgung geneigt sind, gegen sie, um sie zu verkleinern, um sie zaghaft zu machen, und den Ruhm derselben, der ihnen wehe thut, bis auf den Grund zu untergraben. Der Mann von Genie ist ruhig, ohne Argliſt, oft ohne Schutz und Unterstützung. Er beschäfftigt sich mit nichts, als mit seiner Arbeit. Er gründet seine Hoffnung auf nichts als auf die Güte seiner Werke. Er erwartet sein Fortkommen nur von seinen Verdiensten. Der Argliſtige setzt ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen, versperrt ihm den Weg sich zu zeigen, tritt ihn fast immer zuletzt in den Staub, und erhebt sich über seinen Trümmern.

Leicht könnte ich dieses durch unzählige Beyspiele erweisen. Wie viele könnte ich deren aus der Geschichte aller Künste hernehmen? Aber was braucht es der Zeugnisse, um sich hievon zu überführen? Man betrachte nur mit Aufmerksamkeit, wie es täglich in der Welt zugeht. Das Genie*) wird

*) Es wird vielleicht um einiger Leser willen nicht überflüßig seyn, zu bemerken, daß hier nicht von solchen Genien die Rede sey, welche sich durch Poesien, Tändeleyen, Romanen oder Hirngespinste hervorthun, wodurch schädliche Empfindsamkeit erreget, die Jugend verdorben und zu einer Art von Raserey gebracht wird. Diese haben nicht nöthig mit Hindernissen zu kämpfen, oder unter dem Drucke zu seufzen, nachdem sie die Kunst erfunden, durch ihren Witz ihre Anbeter sich zinsbar zu machen. Hier sind nur diejenigen Genies gemeynt, die durch ihre Bemühungen der menschlichen Gesellschaft nützlich sind. **Anm. d. Herausg.**

wird man faſt immer mit den Hinderniſſen kämpfen, oder unter dem Drucke ſeufzen ſehen, ohne daß es ſich auf etwas anders als auf ſeine eigenen Kräfte verlaſſen könnte; dagegen die Mittelmäßigkeit alle Vortheile an ſich zu reißen weiß, und zu allen Aemtern und Ehrenſtellen verhilft.

Das iſt es aber, was alle Nacheiferung niederſchlägt. Wie kann man nach der Vortrefflichkeit ſtreben, wenn man ſich von ſolchen, die keine Hochachtung verdienen, niedergetreten ſieht; wenn man kriechen, alle Arten von Ränken und Kunſtgriffen brauchen, ſich zu jeder Niederträchtigkeit verſtehen muß, um ſein Glück zu machen? Dazu iſt ein Mann von Genie unfähig. Nur die Mittelmäßigkeit läßt ſich alles gefallen. Hat ſie ihren Zweck erreicht, ſo wird ſie ſtolz und übermüthig. Sie giebt ſich das Anſehen als verachtete ſie das, was ſie zu erreichen nicht im Stande iſt; und da ſie ihres Stolzes ungeachtet, doch manchmal ihre Schwäche fühlt, ſo geht ſie nur darum bisweilen in ſich ſelbſt zurück, um alles, was ſie verdunkeln könnte, niederzuhalten. Darüber wird der Mann von Talenten unwillig. Er wird gegen alles, was um ihn iſt, verdrießlich und aufgebracht; und oft hat er weder die Standhaftigkeit, die ihm entgegengeſetzten Hinderniſſe wegzuräumen, noch den Edelmuth, ſich für das gemeine Beſte aufzuopfern. Er verfällt in eine Art von Schlafſucht, oder wird nichts als ein gefährlicher und ſchädlicher Misvergnügter und Tadler in der Geſellſchaft.

Eine Akademie der nützlichen Künſte, von welcher ſowohl Geldbelohnungen als Ehrenbezeugungen zu erwarten ſtünden, würde alle Talente in Gang bringē.

Dieſe Geſellſchaft würde nur dreyerley Gattungen von Mitgliedern zulaſſen, auch nur aus drey Claſſen beſtehen.

Diejenigen, welche belebt von großmüthigen und patriotiſchen Geſinnungen, zur Aufnahme derſelben ſo beträchtliche Fonds widmeten, daß ſie unter die eifrigen Patrioten und wahren Beſchüzzer der Künſte gerechnet zu werden verdienten, würden in dieſer anſehnlichen Geſellſchaft die Oberſtelle bekommen, und die erſte Claſſe ausmachen.

Dieſe Claſſe wird vermuthlich nicht die ſchwächſte ſeyn. Wie viele unter den Vornehmen und reichen Privatperſonen würden ſich nicht um eine Stelle darin bewerben? Diejenigen, welche die höchſten Würden in dem Staate bekleiden, dürfen nur mit ihrem Beyſpiele vorgehen, ſo würden ſie bald alle, die Vermögen haben, zu Nachfolgern bekommen, und ich zweifle nicht, daß eine weiſe Regierung es dahin bringen könnte, daß es zu einem Vorwurfe gereichte, ſeinen Namen in dem Verzeichniſſe der edlen Mitglieder dieſer Geſellſchaft fehlen zu laſſen. Ich glaube ſogar, daß manche gut denkende Bürger ſich verpflichtet halten würden, einen kleinen Theil ihres Nachlaſſes zum Beſten dieſer Geſellſchaft zu vermachen, um noch ſterbend den ſüßen Troſt zu genießen, etwas nach ihrem Vermögen zur Aufnahme eines für das Wohlſeyn und den Ruhm der Nation ſo nützlichen Inſtituts beygetragen zu haben.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Montag, den 20ten May 1776.

Schluß der Abhandlung über die Mittel, die nützlichen Künste in einem Staate blühen zu machen.

Die zweyte Classe der Gesellschaft sollte bloß aus Künstlern bestehen, die durch ihre Erfindungen die öffentliche Dankbarkeit mit Recht verdienten, oder die wenigstens von ihrer Geschicklichkeit wiederholte und unzweifelhafte Beweise gegeben, und in ihrer Kunst sich einen allgemeinen Beyfall erworben hätten.

Die Mittelmäßigkeit müßte ganz ausgeschlossen seyn. Es ist wohl nichts mehr im Stande allen Wetteifer niederzuschlagen, als wenn man sehen muß, daß sehr mittelmäßige, ja wohl unfähige Leute die Belohnungen an sich reißen, welche nur den Talenten gegeben werden sollten. Wer wird sich die Mühe geben, vollkommener und besser zu werden, wenn Gunst, List, Ränke, kleine Empfehlungen die Mittel sind, zum Nachtheil des wahren Verdienstes, Ehre und Vortheile zu erhalten.

Ein jeder Künstler, der überführt wäre, daß er durch Schleichwege, durch Gunst oder durch sonst irgend ein Mittel, außer der Güte seiner Werke, sich empor zu heben gesucht hätte, müßte auf immer ausgeschlossen seyn, so geschickt und erfahren er übrigens seyn möchte. Diese Strenge würde das Publicum nur selten um einen guten Kopf bringen, und würde vielmehr dem Fortgange der Künste sehr nützlich seyn. Denn nun müßte jeder Künstler sich bloß darauf legen, in seiner Kunst vortrefflich zu werden, weil das Verdienst nur das einzige Mittel zur Beförderung wäre. Auch würde man zur Anwendung seiner Talente die Zeit besser brauchen, die jetzt so oft zu geheimen Kunstgriffen, niedrigen Schlichen, und schimpflichen Dienstleistungen verschwendet wird.

Man wird freylich hiedurch nicht allen Einfluß der Ränke und der Gunst aufheben. Allein wenn man auch nicht allen Misbräuchen zuvorkommen kann, so wird man sie doch vermindern können; und gewiß würde in einer Gesellschaft der nützlichen Künste das Gesetz gegen die Erschleichungen eines der weisesten seyn.

Die dritte Classe sollte aus Gelehr-

ten bestehen, welche sich bemühen würden, die fast immer blinde und handwerksmäßige Praxis der Künstler auf bestimmte und richtige Grundsätze zurückzuführen.

Ich nannte die Praxis blind und handwerksmäßig, und hoffe hierin weder ungerecht noch übereilt zu seyn. Man weiß ja, wie im Ganzen diejenigen beschaffen sind, welche mechanische Künste treiben. Sie bringen Wirkungen hervor durch Mittel, deren Natur sie nicht kennen. Sie brauchen Werkzeuge, davon sie sogar die Namen nicht wissen. Sie arbeiten oft sehr gut, ohne bestimmte Grundsätze zu haben. Meisterstücke kommen aus ihren Händen; und sie sind vielleicht nicht im Stande, klar und überzeugend anzugeben, worin die wahren Schönheiten und wesentlichen Fehler liegen, was auf Einsicht und Regeln sich gründe, und was dagegen anstoße. Sie können also ihre Lehrlinge nur handwerksmäßig abrichten, und die Wissenschaft bleibt immerfort in einem Stande der Kindheit.

Diejenigen, welche glauben, daß ich die Sache übertreibe, verweise ich auf den Vorbericht der Encyclopädie, wo es auf der 39sten Seite heißt: „Die „ meisten, welche mechanische Künste „ treiben, haben sich ihnen nur aus „ Noth gewidmet, und arbeiten nur „ nach einem blinden Triebe. Unter „ tausend finden sich kaum zwölfe, „ welche im Stande wären, sich über „ die Werkzeuge, deren sie sich bedienen, und über ihre Arbeiten, mit „ einiger Deutlichkeit auszudrücken. „ Wir haben Arbeiter gekannt, die „ vierzig Jahre lang gearbeitet hatten, „ ohne ihre Maschinen im geringsten zu „ kennen. Man mußte sich bey ihnen „ des Geschäfftes unterziehen, dessen „ Socrates sich rühmte, des beschwerlichen und feinen Geschäfftes, Geburtshelfer ihres Geistes zu seyn, „ obstetrix animorum.„

Dieses ist es, worauf die Mitglieder aus der dritten Classe alle ihre Sorge zu wenden hätten. Sie müßten den Arbeitern von Anfang bis zu Ende der Arbeit zusehen. Sie müßten ihre Maschinen beschreiben. Sie müßten die zu jeder Kunst erfoderlichen Materialien, die Oerter, wo man sie findet, die Art, wie sie zubereitet werden, die guten und schlechten Eigenschaften, die verschiedenen Arten derselben, und die mancherley Bearbeitungen vor und bey dem Gebrauche angeben. Sie müßten die Benennungen, die Formen und die Beschaffenheit der vollendeten Arbeit darstellen.

Wir besitzen unzählig viel Abhandlungen über alle Wissenschaften. Ueber die freyen Künste haben wir schon viel wenigere; und über die mechanischen Künste sind nur sehr wenig gute Bücher geschrieben, ungeachtet dieses eine der weitläuftigsten und ergiebigsten Materien ist. Die Ursache ist, daß nur sehr wenige Künstler zugleich Gelehrte sind, und daß bis jetzt keine gelehrte Gesellschaft vorhanden ist, die es sich zur Absicht gemacht hätte, durch einige ihrer einsichtvollesten Mitglieder die

die verschiedenen mechanischen Künste auf bestimmte Regeln zurückführen zu lassen, indem diese sich die Mühe gäben, in die Werkstätten zu gehen, die Künstler zu fragen, ihre Angaben aus ihrem Munde aufzuschreiben, ihre Gedanken zu entwickeln, ihr Verfahren zu erklären und vorzustellen.

Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris ist die erste, welche die Wichtigkeit und die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens eingesehen; und sie beschäfftigt sich damit seit einigen Jahren sehr angelegentlich. Sie wird auch ohne Zweifel mit der Zeit es dahin bringen, daß sie die Sammlung von allem, was zu der Theorie der verschiedenen mechanischen Künste gehört, und was zur Ueberlieferung dieser Theorie auf die Nachwelt dient, vollständig machen wird.

Aber, wenn ich nicht irre, erfüllt diese berühmte Gesellschaft nur einen Theil des Plans, den ich vortrage, weil sie sich begnügt, bloß speculativische Abhandlungen herauszugeben, die nur zum Unterrichte einer sehr kleinen Anzahl Liebhaber und Philosophen bestimmt sind.

Die Gesellschaft der Künste verbände die Ausübung mit der Wissenschaft, und wenn ihre gelehrten Mitglieder die Regeln und Grundsätze entwürfen, würden zu gleicher Zeit die Künstler vor den Augen der Lehrbegierigen arbeiten, oder würden die Absicht und Wirkung des besondern Mechanismus in jeder Kunst vor Augen legen.

Wenn ich überdenke, was Ludewig der XIV. für gewaltige Unternehmungen zu Stande gebracht, wie prächtige Gebäude er aufführen lassen, welche erstaunliche Summen er seinem Ehrgeize zu Gefallen verschwendet, wie sehr er, als ein Herr von erhabenem Geiste, Pracht und Größe liebte, so bedaure ich es über die Maaßen, daß dieser große Monarch zum Besten der nützlichen Künste nicht eine Anstalt errichtet hat, welche der Vorstellung, die ich mir davon mache, gemäß ist.

Der Entwurf des Gebäudes, das ich mir vorstelle, würde so eingetheilt, daß jede Kunst darin ihren abgesonderten Platz fände.

Jedem wäre erlaubt, dem mechanischen Unterrichte beyzuwohnen, welchen diejenigen besoldeten Künstler, denen dieses wichtige Geschäffte aufgetragen wäre, in bestimmten Stunden täglich ertheilten.

Dieses würde eine den Talenten und dem Fleiße immer offen stehende Schule seyn. Man würde darin in jeder Art die vollkommensten Muster antreffen.

Jeder Künstler, der zu der Gesellschaft gehörte, würde bey ihr sein Meisterstück niederlegen müssen.

Jedes Jahr würden verschiedene Preise ausgesetzt. Diese beträfen bald eine zu machende wichtige Entdeckung, bald die Vervollkommnung einer schon bekannten, aber noch mangelhaften Erfindung.

Die Maschinen, welche den Preis davon trügen, oder welche die Fode-

rung am besten erfüllten, bekämen ihren angewiesenen Platz, um Liebhabern und Künstlern zum Unterricht zu dienen.

Wie sehr würde nicht der bloße Anblick einer solchen Anstalt wie diese zur Nacheiferung reizen! Zwar gestehe ich, daß ich selbst diesen leichten Entwurf nur als einen schönen Traum ansehe, nicht daß er in der Ausführung unmöglich wäre, sondern weil nach unsern Sitten, nach unserer Denkungsart in Absicht auf gemeinnützige Dinge, eine jede Anstalt, sie mag so schön, so groß, so vortheilhaft seyn, als nur je eine erdacht worden ist, sobald sie beträchtlichen Aufwand erfodert, nichts weiter als ein glänzendes Luftbild ist, welches höchstens taugt, die versengte Einbildungskraft eines Philosophen eine kurze Zeit zu beschäfftigen. Bloß die Künste, welche Dienerinnen der Weichlichkeit und Entkräftung sind, haben das Vorrecht, daß man für sie nichts sparet; man rechnet und geizet nur alsdann, wann es auf gemeinnützige Anstalten ankömmt.

Eine Hauptbeschäfftigung der Gelehrten, welche zu der Gesellschaft der Künste gehören, würde seyn, eine sorgfältige und methodische Sammlung aller sowohl alten als neuen Beschreibungen der Künste zu machen, die in den periodischen oder andern Schriften angekündiget, desgleichen derer, die in den Reisebeschreibungen aufbehalten sind.

Eine Sammlung wie diese, von einsichtsvollen Männern gemacht, müßte sehr schätzbar seyn, und würde gleichsam das Handbuch der Künstler werden. Wie viel würde jeder in seinem Fache daraus lernen können? Sie würden darin das Verfahren und den Gang des wahren Genies studiren. Sie würden lernen, wie weit man es in jeder Kunst gebracht habe, und würden folglich einen festen Punkt haben, von welchem ihre Einbildungskraft ihren Flug nehmen, und neue wichtige Entdeckungen zu den alten hinzufügen könnte.

Oft mattet man sich ab, zu suchen was schon gefunden ist, da man hingegen, wenn man die Entdeckungen anderer kennt, nur nöthig hat, vorwärts zu gehen, ohne dieselbe Mühe, dieselben Versuche mit denselben Fehlschlagungen, wie die ersten Erfinder, zu machen.

Auch erreicht das Genie nicht immer sein Ziel, und wie oft hat es nicht mehr dem Zufall als seinen eigenen Kräften zu danken?

So oft man erführe, daß unter irgend einem Volke ein nützliches Werkzeug im Gebrauche wäre, entweder zum Dienste des Ackerbaues, oder der Manufakturen und der Handwerke, oder der Schiffahrt, oder der Handlung, so würde die Gesellschaft der Künste sich bemühen, es selbst oder wenigstens ein richtiges Modell davon zu erhalten. Alsdenn würde sie reiflich überlegen, worin es den gewöhnlichen Werkzeugen vorzuziehen seyn möchte, und ob es, in Rücksicht auf

den

den Boden, das Clima, die besondern Umstände des Ortes, mit Vortheil zu gebrauchen stünde. Wenn dieser Punkt ausgemacht wäre, legte sie es dem Fürsten oder der Regierung vor, die alsdenn die sichersten und kürzesten Mittel ergriffen, es unter dem ganzen Volke in Gebrauch zu bringen.

So verführe man auch in Absicht auf alle Erfindungen, alle Behandlungen, alle Handgriffe, die zur Verbesserung der Künste dienten.

Es ist unnöthig zu zeigen, wie sehr eine gelehrte Gesellschaft, die auf alle diese Dinge ihre Gedanken und ihre Aufmerksamkeit richtete, das gemeine Beste befördern würde, besonders wenn die Regierung sie unterstützte. Wie mancherley Entdeckungen würde sie machen? Wie viel Erfindungen würde sie aus der Dunkelheit und der Vergessenheit ziehen? Wie sehr würde sie alle Talente begeistern?

Das Genie findet sich in allen Ständen, in allen Ländern. Es ist ein von der Natur in unsern Seelen gepflanzter Keim, und wo es Menschen giebt, da findet sich Genie, oder kann sich finden.

Aber kaum anders als in großen Städten können dessen Früchte zur Reife gelangen. Auf dem Lande und in den Provinzen bleiben die Produkte desselben roh und unvollkommen, oder sie sind für die Gesellschaft so gut wie nicht vorhanden, und fallen früher oder später in ihr Nichts zurück.

In den großen Städten erfinden die Künstler nicht sobald etwas neues, als es gleich zur Wissenschaft anderer Künstler, der Liebhaber und des Publicums gelangt, und was die Erfindungskraft des Einen erzeugt, wird durch den Fleiß und den Geschmack anderer zur Vollkommenheit gebracht.

Sollte die von mir beschriebene Gesellschaft je zu Stande kommen, so halte ich es für sehr gewiß, daß man aus allen Gegenden Untersuchungen an sie schicken würde, die ihren Künstlern zur Erweiterung ihrer Kenntnisse dienten. Man würde Modelle von Erfindungen dahin schicken, womit sie den Staat und das menschliche Geschlecht bereichern könnte. Der aufgeklärte Reisende würde mit mehrerer Neugierde und Aufmerksamkeit nach allem sich herumsehen, was seiner Nation brauchbar seyn möchte, weil er einen Ort wüßte, wo er seine Anmerkungen niederlegen kann. Der Bürger, welcher in seinem Hause ruhig sitzt, würde den Mitteln, den Wohlstand seines Vaterlandes zu vermehren, reiflicher nachdenken, weil er die Gelegenheit hat, seine Gedanken anzubringen und geltend zu machen. Der Künstler würde seine Kunst mit viel größerm Eifer und Vergnügen treiben, weil er in dem Vortheile für das Ganze zugleich seinen eigenen fände, wenn er auch uneigennützig genug denken sollte, um sein Nachsinnen, seine Arbeit, seine Entdeckungen bloß auf das gemeine Beste abzielen zu lassen.

Die Gesellschaft würde sich sehr willfährig bezeigen, alles anzunehmen,

was man ihr vorlegt. Es hält in den jetzigen Zeiten schwer, eine Akademie nur für einen Augenblick auf die wichtigste Erfindung aufmerksam zu machen, wenn man nicht schon einen berühmten Namen hat, durch den man sich freyen Zutritt und ein günstiges Vorurtheil verschaffen kann.

Die Welt ist freylich voll von Großprahlern und Aberwitzigen, und man würde einen großen Haufen von Albernheiten einsammeln, wenn man es zum Gesetz machte, nichts abzuweisen. Allein es giebt auch eine Menge verdienstvoller Leute, die unbekannt bleiben, und der menschlichen Gesellschaft sehr brauchbar geworden seyn würden, wenn die Umstände sie begünstiget hätten.

Meine Meynung ist auch nicht, daß man ohne Unterschied allen, die der Gesellschaft Entwürfe und Aufsätze eingereicht haben, an die Hand gehen sollte, ihre Einfälle auszuführen. Zu große Willfährigkeit würde hier oft schaden; vielmehr würde man keinen Versuch zu machen haben, wenn man nicht von dem guten Erfolge gleichsam versichert wäre. Warum wollte man sich der Gefahr der Fehlschlagung und des Schadens aussetzen, wenn man die nützlichsten und geprüftesten Erfindungen, deren man sich bedienen kann, schon in Händen hat? In diesem Falle wird sich die Gesellschaft aber gewiß allezeit befinden, und bey ihren Unternehmungen fast immer unter mehrern das beste wählen können.

Ich wünsche nur, daß man jeden, der etwas vorzutragen hat, mit Gefälligkeit anhöre, und alles vermeide, was die Gemüther niederschlagen oder aufbringen kann. Es ist wirklich von Wichtigkeit, Niemanden zurückzuscheuchen, und ohne sich an dem äußerlichen oft täuschenden Scheine zu stoßen, keinen Entschluß, als nach reiflicher Ueberlegung, zu fassen.

Man müßte, so wie einer, es sey ein Künstler oder eine andere Person, der Gesellschaft seine Vorschläge und Gedanken mittheilet, seinen Aufsatz, seine Erfindung, sein Geheimniß, seine Arbeit, in das Tagebuch einzeichnen, und ihm einen Schein über das Eingereichte und das Datum des Empfanges einhändigen.

Diese Vorsicht würde unumgänglich seyn, um alle Arten von Unrichtigkeiten zu vermeiden, und bey den Leuten von Talenten Vertrauen zu erwecken. Denn wie oft ereignen sich, nach dem jetzigen Laufe der Dinge, Fälle, wo man den Vers jenes Alten: Sic vos non vobis – anwenden kann? Daher entsteht zum Theil die Trägheit, der Unmuth, die bey allen Künsten vorkommen.

Die eingereichten Sachen würden nach der Ordnung, wie sie eingeliefert sind, untersucht, und die zuerst eingezeichnete würde auch zuerst ausgeführt, wenn sie von Nutzen ist.

Empfehlungen, Gunst und Ansehen dürften nie eine Ausnahme von einer solchen Hauptregel veranlassen. Ein Erfinder ist ungeduldig, seiner Erfindung zu genießen, und es ist übrigens

nur

nur gar zu gewöhnlich, daß Leute von vorzüglichen Verdiensten sich in mittelmäßigen, ja wohl gar elenden Umständen befinden. Es ist aber, bey gleich guten Ansprüchen auf Hülfe, unbillig, und der öffentlichen Ordnung zuwider, einem vor andern willkührlich den Vorzug zu geben.

Zwischen der Einzeichnung einer Sache, und der Untersuchung ihrer Nutzbarkeit durch die Gesellschaft, würde höchstens ein Zeitraum von einem Monat seyn müssen.

Jede Verzögerung ist höchst verdrießlich und unausstehlich. Nichts hingegen frischet mehr zur Arbeit an, und muntert den Fleiß mehr auf, als die Gewißheit, die Früchte seiner Werke bald zu genießen, wenn sie für das Publicum wichtig sind.

Endlich, sobald ein Werk den Beyfall der Gesellschaft erhalten hat, und unter die Zahl derer gesetzt worden, wovon man zum Besten des menschlichen Geschlechts und des Vaterlandes Gebrauch zu machen gedenkt, so gebe man dem Urheber entweder das Patent als Mitglied, oder ein Jahrgeld, oder eine Belohnung, groß oder klein, nach Maaßgabe der Wichtigkeit und Nutzbarkeit der von ihm angegebenen Sache.

Die Natur schaffet das Genie, aber die Nacheiferung macht es wirksam und bringt es zur Vollkommenheit. Man verstehe nur die Talente aufzumuntern; sie werden immer häufiger unter uns werden. Vortreffliche Köpfe jeder Art werden ihre Kräfte auf große Gegenstände anstrengen; man wird schöne Entdeckungen machen; nützliche Geheimnisse herausbringen; wichtige Anstalten entwerfen; vortheilhafte Unternehmungen ausführen; die Wissenschaften erweitern, und die Künste zur Vollkommenheit bringen. Der Ruhm und das Wohlseyn der Staaten hängt nur ab von der Aufmerksamkeit der Regierung, Verdienste zu belohnen.

Glücklich würde der Staat seyn, wo eine Gesellschaft der nützlichen Künste nach diesem von mir schwach gezeichneten Abrisse gestiftet wäre. Doch habe ich genug gesagt, den Zweck und den Nutzen derselben begreiflich zu machen.

Ich bemerke nur zum Schlusse, daß ich keine Anstalt mir gedenken kann, die dienlicher wäre, den Nationalfleiß zu ermuntern, und in ein großes Land eine Menge vortrefflicher Künstler aus allen Ländern hinzulocken. Möchte ich hiedurch einem Genie vom ersten Range Gelegenheit geben, in diese von mir nur leicht berührte Materie tiefer einzudringen! Möchten wir sehen, daß die Väter der Völker sich dieses Entwurfes, zum allgemeinen und besondern Wohl, mit Nachdruck annähmen!

G. S. K.

Anhang zu den in dem 95ten Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1773 gethanen Vorschlägen, sich des Obstes haushälterisch zu bedienen.

So deutlich und so vortheilhaft diese Vorschläge auch seyn mögen, so kann es so wenig dem Verfasser als dem Publico unangenehm seyn, wenn ich hiemit versichere, daß ich Anno 1754, da ich einen Ueberfluß an Obst hatte, sechs Ohm recht guten Essig, ohne Beyhülfe einer Kelter oder Presse, gemacht habe.

Ordnungsmäßig zu verfahren, ließ ich mir eine kleine Handkelter verfertigen, und als ich im Begriff war, den zum voraus gequetschten Theil des Obstes auszupressen, fand ich mich gedrungen, ohne Anstand diese Arbeit zu verlassen, und vierzehn Tage abwesend zu seyn.

Bey meiner Zurückkunft fand ich das gequetschte Obst in voller Gährung und hielt es für unbrauchbar. Da ich es aber acht Tage hernach genauer untersuchte, fand ich, daß sich der klare Saft unten im Gefäße so sehr von dem oben schwimmenden Mark getrennt hatte, daß ich es, zu meiner Verwunderung, bis auf den letzten Tropfen, klärer und häufiger abzapfen konnte, als man ihn aus der Kelter haben kann.

Daß auch der Saft bey der Gährung eine ziemliche Säure erhält, ist ganz natürlich. Folglich sparte ich die Mühe des Kelterns und verfuhr mit dem übrigen Obst auf eben diese Weise.

L. B.

Anmerkung zum 22ten Stück von diesem Jahre S. 344. den französischen St. Ludewigsorden betreffend.

In dem 22ten St. auf der 344ten Seite dieses Magazins, ist in der Anmerkung angeführt, daß in dem letztern Kriege Ritter vom St. Ludewigsorden, in größter Armuth mit der Musquete auf der Schulter gesehen worden. Es ist dieser Orden so weit noch nicht erniedriget. Die vermeynten Ordenszeichen, so viele Musquetiers von der französischen Armee an einem Bande in dem Knopfloche trugen, waren Bilder der Heiligen, so diese Leute zu ihren Patronen angenommen, und wenn diese vermeynten Ritter abgerechnet werden, wird ein großes von der angenommenen Anzahl abgehen.

E. M.

Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Freytag, den 24ten May 1776.

Etwas Nöthiges zu der Frage über die Zulässigkeit der Blatterninoculation.

Je mehr man eine nicht völlig klare Sache wendet und kehret; je mehr Standpunkte man sucht und wählt, um sie ganz zu übersehen, desto unfehlbarer muß die Wahrheit gewinnen. Bey verwikkelten, und in einigem Betrachte für das Publicum oder auch Individua aus demselben, wichtigen Sachen, ist es eine Hauptpflicht jedes ihrer Freunde, auf interessante Situationen derselben alles Licht fallen zu lassen, was ihre Lage nur irgend leiden will. — Gesetzt auch, er hellete dadurch einige der gemeinen, ja selbst der wahren Meynung widrige Aussichten etwas mehr auf, als manche empfindliche Augen vertragen können, so ist das Publicum deswegen noch nicht gleich berechtigt, ihn als einen Bestreiter der ganzen Sache anzusehen.

Dieses sey die Rechtfertigung des gegenwärtigen Aufsatzes, wenn er einer bedarf. Ich bin kein Arzt, allein durch Erfahrungen von Aerzten völlig überzeugt, daß die Inoculation der Blattern, der Sichel dieser Krankheit manchen entreißt, und Tausende entreißen könnte, wenn es möglich wäre die Fesseln des Vorurtheils ganz zu zerbrechen; als Cameralist und guter Patriot, kann ich keinen höhern Wunsch, keine fruchtbarern Aussichten für mein Vaterland denken, als die Verbannung des zwölften Theils der Feinde der Bevölkerung.

Die Einwürfe so man dieser menschenfreundlichen Erfindung bisher gemacht hat, sind theils völlig unerheblich, und an und für sich falsch, theils Kinder von Voraussetzungen, die in diesen Blättern mehr als einmal bestritten sind. — Gründe genug, denke ich, für meine Leser, mich nicht übereilt als einen Feind der Einimpfung anzusehen, gegen die ich hier einen Einwurf auszuzeichnen unternehme, welcher zwar oft und richtig angelegt, allein, da unglücklicher Weise seine Erfinder ihn nicht auszuführen wußten, von vielleicht sehr geschickten Händen in der Vollendung verdorben, durch Carricaturen verdunkelt, und dem Gesichte der Kenner entwischt ist. — Die Sache ist folgende:

Einer der ersten Einwürfe gegen die Einimpfung der Blattern war die Idee, **dadurch dem Willen der Vorsehung vorzugreifen.** — Allein von jeher haben wir Freunde der Inoculation ihn für so unbedeutend angesehen, daß er sich fastunter der Menge von Beweisen für das Institut, verlohr. — Kaum achtete man ihn so viel, die lächerliche Meynung der Türken in Absicht der Pest an seine Seite zu pflanzen; und setzte dagegen die wohlthätigen Wirkungen der Einimpfung, durch Erfahrungen unumstößlich fest. Diese Methode war sehr gut gewählt. Von kleinen Gegnern und kleinen Einwürfen, muß man keine Notiz nehmen, sonst hat man das Spiel verloren.

Allein die Erfahrung zeigt, daß der Erfolg der Erwartung nicht gleich gewesen. — Alle Gegner die mit Rechnungen, Schlüssen, und Erfahrungen zu Felde zogen, sind verschwunden, nur dieser kleine, nicht geachtete Grund hindert noch jetzt die heilsamen Schritte der Erfindung. Die Mutter, welche ihr Kind und sich, ohne Bedenklichkeit, der ungewissen Hand des Chirurgi, den gefährlichsten Unternehmungen eines Arztes übergab, trägt einen unwiderstehlichen Anstand, eben so in Absicht der im geringsten nicht schreckbaren Inoculation zu handeln. Vergebens bietet man ihre Pflicht auf; vergebens giebt man der Einimpfung den Namen Arzney; — sie widersteht. — Hier liegt etwas mehr als Vorurtheil, man mahle mir auch die Herrschaft desselben so despotisch als man will. — Vorurtheil weicht dem Strome der Moden, aber wie lange ist es nicht schon Mode gewesen sich die Blattern einzupfropfen, ohne daß die Wirkung jenes Gedankens in diesen Zeiten, denen man eben den Aberglauben nicht zur Last legen darf, nachgelassen hätte.

Was meynen meine Leser, sollte es möglich seyn, daß der Ausdruck, **dem Willen des Höchsten widerstreben**, etwas ganz anderes bezeichnete, als man bisher gedacht hat, — daß die, welche ihn täglich als ein Universale gegen unsere besten Gründe gebrauchen, weit mehr darin empfinden, als sie ausdrücken können, — daß also die bisherigen Widerlegungen vergebens gewesen, und gleich dem Geschütze der Belagerten in tiefer Nacht den Feind verfehlt haben, weil man ihre Stellung nicht kannte? — Mir ist es höchst wahrscheinlich, und ich will meine Gründe sagen.

Die gewöhnliche Erklärung der angeführten Worte, so wie man sie bisher angenommen, und zu widerlegen gesucht, nimmt sich etwa in folgender Paraphrase aus: „Des Allmächtigen „ Wille gebot den Blattern vor tausend Jahren Europa zu überziehen. „ Unser schwacher Blick dringt nicht „ in die geheimen Wege des Herrn, „ und die Absicht seiner Befehle ist „ uns verhüllt, aber seinen Willen sehen wir. Er ist, daß sie noch furchtbar bleiben sollen, weil keine Arzney „ ihnen alle ihr Gift nimmt. – Was

„ ist

„ ist also die Verringerung ihrer „ Schädlichkeit weniger als ein gi„ gantischer Streit mit dem Willen „ des Höchsten, und die Einimpfung „ weniger als eine Verwegenheit mit „ der Ruthe zu spielen, die wir küssen „ sollten.„

Diesen Sinn vorausgesetzt, und in der That man erklärte den gedachten Einwurf allezeit so, konnten allerdings die Antworten auf dergleichen leicht zu widerlegende Folgerungen, nicht anders als sehr seicht ausfallen. Kaum hielt man die Sache eines ernsthaften Blicks werth, vermuthlich weil man den Gedanken unmöglich ansah, daß eine Mutter die tausend Kinder gerettet sieht, ihr eigenes noch in der Gefahr lassen würde, aus Furcht es dem Willen Gottes zuwider dem Tode zu entreißen. In der That, ich glaube, keine von allen, die je einen Gewissenszweifel bey der Sache gehabt, hat dies gedacht. — Vielleicht ist der Sinn der Worte, **wider Gottes Willen handeln**, in dem Munde des Antiinoculisten größer als man glaubt, und nur sein Umfang, und die seltene Leichtigkeit das auszudrücken was man denkt, hat verursacht, daß er bisher mehr Empfindung als Ausdruck gewesen, und man daher von diesem sehr falsch auf jene geschlossen hat.

Meine Absicht ist daher, jetzt ohne Weitläuftigkeit die Empfindung derer die diesen Einwurf, oft mit so vielem Enthusiasmo machen, zu entkleiden. Folgendes mag sie in etwas ausdrücken: — „Man gebe immer zu, „ daß der mit kühner Hand ins Blut „ gemischte Gift, minder tödtlich sey „ als der natürliche; Erfahrungen, „ unwidersprechliche Zeugnisse, drin„ gen uns das Bekenntniß ab, daß „ die Gefahr, welche die Kunst auf „ uns wälzt, fünf und zwanzig mal „ geringer sey, als die Gefahr der „ Natur. — Allein dieses sind Grün„ de für den Politiker, der mit kaltem „ Blute, an dieser Seite Goldhaufen, „ an jener Menschen, und Popula„ tion in ungeheuren Zahlen thürmt; „ ihre Stärke aber verschwindet ge„ gen jedes Individuum. — Es frägt „ nicht nach der Wahrscheinlichkeit „ des Gewinns gegen den Verlust, „ ehe es gefragt: **darf ich wagen?** „ Seine Situation ist weit verschie„ den von der Lage des Staatsman„ nes, und eines oder andern kaltblü„ tigen Zuschauers. — Will man sie „ ganz sehen, diese Lage, so werfe man „ einen Blick auf die Zeichnung eines „ unglücklichen Vaters der seinen „ Sohn in der Inoculation verlor.„

„Ihn getödtet! — Ihn einer Pest „ ausgesetzt, der er vielleicht ohne die „ Kunst entkommen wäre! Gedanke „ der alle Schrecken der Erde faßt. „ Vergebens nenne man jetzt ein zu„ tretendes Fieber, als die Ursach sei„ nes Hintritts — Verrätherischer „ Trost, falscher Arzt, der nur tiefere „ Wunden schlägt ohne die alten zu „ verbinden! Würde das Fieber ge„ kommen seyn, wenn ich es nicht „ durch die künstliche Krankheit ge„ reizt? Oder wenn das auch, —

„ würde es tödtlich gewesen seyn, wenn
„ ich nicht seinen Gift, zu einem allein
„ fürchterlichen Gifte gemischt hätte?
„ — Kommt jetzt, die ihr mir mit
„ unumstößlichen Rechnungen bewie-
„ set, daß die Wahrscheinlichkeit des
„ Lebens zum Tode, bey dieser Unter-
„ nehmung 300 gegen 1 sey; kommt
„ und löscht jetzt die höchste Wahr-
„ scheinlichkeit in meinen Gedanken
„ aus, daß mein unglückliches Opfer
„ zu jeder andern Zeit die vielleicht die
„ Natur besser zu wählen gewußt,
„ dem Tode entgangen seyn würde.
„ — O hätte ich Unseliger bedacht,
„ daß es nicht in des Menschen Macht
„ stehe, die geringste Lebensgefahr
„ über dem Haupte seines Nächsten
„ zu versammeln, seines Nächsten,
„ dessen Seelenumstände, dessen Be-
„ stimmungen nur allein der kennt,
„ der über ihm ist, und dessen ewiges
„ Heil vielleicht von einer Viertelstun-
„ de mehr oder minder Leben abhängt,
„ — so würde nicht die dunkelste Aus-
„ sicht, dunkel wie die Thore der Hölle,
„ meine Seele martern — Gott, mein
„ Sohn, ein Verächter des Herrn!
„ — seine vom Gifte geschwollene
„ Zunge, frevelte noch in der Todes-
„ minute! — Wie wenn ich ihm
„ die Frist der Bekehrung gekürzt,
„ höchst wahrscheinlich geraubt, und
„ wider den Willen Gottes geraubt
„ hätte? Welch ein Bild! „ — Ich will diese Idee, besonders in dem Tone nicht weiter ausführen. — Es wird zureichen mich zu verstehen, und zu bemerken, wie weit dieser Sinn, den ich für den wahren halte, von der bisher geglaubten Bedeutung der Worte, dem Rathschlusse Gottes widerstreben, dem Willen des Höchsten vorgreifen, abgehe. — Eben so deutlich werden meine Leser auch sehen, daß der Hauptgedanke, sich noch unendlich weit ausführen ließe, wenn man bedenkt, daß der frühere Tod eines Menschen, in vielen Umständen, totale Veränderungen in dem Glücke ganzer Familien, ja Folgen verursachen könne die spät einst ihre Wirkung zeigen; und das bleibt doch ungezweifelt fest. Wenn just dreyhundert Leute inoculirt werden, die, wo nicht alle, doch meist erst in einigen Jahren die Blattern bekommen hätten, so ist der einzige unter ihnen, welcher gleichsam ein Opfer der andern 299 wird, unstreitig einige, vielleicht viele Jahre früher dem Grabe überliefert, als durch den natürlichen Weg. Ja Wahrscheinlichkeit ist da, er würde bey einer nach etlichen Jahren vielleicht erhaltenen größern Stärke seines Körpers, dem Tode gar entgangen seyn. — Ein Grund der freylich den Politiker nicht rühren, jedem einzelnen aber wichtig genug seyn mag, und es, wie die Erfahrung zeigt, ist. — Er muß also völlig ausgelöscht werden, ehe wir eine Allgemeinheit dieser dem Staate ersprießlichen Erfindung erwarten dürfen, und ich als Advocat der Wahrheit, nachdem ich gesucht eine Seite aufzudecken, welche wie ich glaube zu sehr übersehen, und zum Schaden der Einim-

pfung vernachläßiget ist, muß die Theologie und Philosophie aufbieten, eben so viel zur Erläuterung dieses Gegenstandes beyzutragen, als bisher Arzneykunde und Politik gethan haben. — Sie kann es.

O. S.

Anekdoten von Sir Isaac Newton.

Alles, was einen so großen Mann, wie Newton, der die Ehre seiner Nation, ja des ganzen menschlichen Geschlechtes ist, angeht, wird jedem, der ihn auch nur durch Lobeserhebungen aus der zweyten oder dritten Hand kennt, angenehm zu erfahren seyn. Darum theile ich folgende aus dem Monthly Review, Oct. 1774 genommene Nachrichten in diesem Magazine mit. Der Urheber versichert, daß sie zuverläßig sind, weil seine Mutter, eine Enkelinn von Newtons Mutterbruder, sie eigenhändig geschrieben hinterlassen habe. Er hatte vorher schon in dem Review, October 1772. einige Anekdoten, Newton betreffend, einrücken lassen, die er aber, wie er hier gesteht, nur flüchtig aufgesetzt hat. Ich habe sie nicht gesehen; vielleicht ist jemand so gütig, sie als ein Supplement nachzuliefern.

Jene Familiennachricht lautet in den Worten der Verfasserinn folgendermaaßen:

„Hanna Ayscough war des wohlehrwürdigen Ayscough, meines Großvaters, jüngere Schwester, und heyrathete einen, Namens Newton von Colsworth a), nicht weit von Grantham in Lincolnshire, der ein Gut von etwa 120 Pfund jährlicher Einkünfte hatte, welches er selbst verwaltete. Sie hatte von ihm einen einzigen Sohn mit Namen Isaac, und nach dem Tode ihres Mannes, war ihr Bruder, mein Großvater, in allen Sachen ihr Rathgeber, und that auch ihren Sohn auf die Schule zu Grantham, zu einem sehr guten Lehrmeister, Namens Stokes. Nach geendigten Schuljahren, ließ ihn seine Mutter nach Hause kommen, in der Absicht, daß er, da sie sonst kein Kind hatte, ihr zur Gesellschaft dienen, und nach dem Beyspiele seines Vaters, sein Gut selbst annehmen sollte. Er bezeigte aber so große Begierde, sein Studiren weiter fortzusetzen, daß mein Großvater seine Mutter beredete, ihn von sich zu lassen, und ihn auf das Dreyeinigkeitscollegium in Cambridge zu schicken, wo er, mein Großvater, der selbst darin gewesen war, noch viele Freunde hatte. Hier ward Isaac bald dem Doctor Isaac Barrow bekannt, der ihn wegen des großen Geistes, den er an ihm wahrnahm,

a) Montucla nennt in seiner Geschichte der Mathem. Newtons Geburtsort, Woolstrop. Anm. d. Uebers.

sehr lieb gewann. Seine Gelehrsamkeit, die von einer außerordentlichen Bescheidenheit begleitet ward, erwarb ihm ein solches Ansehen, daß er gebeten ward, die Ehrenbelohnungen anzunehmen, welche er in der Folge erhielt, als die Münze im Königreiche eingewechselt ward, und neues Geld geprägt werden mußte b). Ungern verließ er die Universität, um an den öffentlichen Geschäfften Theil zu nehmen, eine Sache, die ihm sehr zuwider war; wiewohl er doch durch seine große Klugheit und vollkommene Redlichkeit bey dieser Gelegenheit der Nation auf 80,000 Pfund ersparte, wie ich es von solchen, die von diesem Geschäffte wohl unterrichtet waren, und auch von ihm selbst gehört habe.

Nachdem Isaac nach Cambridge gegangen war, hielt ein reicher alter benachbarter Junggeselle, der ein schönes Gut und Gehalt hatte, der wohlehrwürdige Benjamin Smith, um seine Mutter an, die aber, ehe sie ihn heyrathete, ihrem Sohn etwas Land aussetzte. Von diesem Smith hatte sie einen Sohn und zwey Töchter, die sich verheyratheten und wieder Kinder hatten, gegen die oder doch gegen die meisten von denen Sir Isaac, nach Verbesserung seiner Glücksumstände, sich sehr gütig und freygebig bewies. Einem nemlich schenkte er 500 Pf., einem andern ein Gut ohngefähr 4000 Pfund am Werthe, zur Ersetzung eines Verlustes, den eins von ihnen durch eine unvorsichtige Heyrath verursacht hatte, und zur Verhütung eines Processes unter ihnen. Dieses geschah lange vor seinem Tode. Eine seiner Halbschwestern hatte eine Tochter, der er die beste Erziehung gab, die berühmte witzige Miß Barton, nachmalige Ehegattinn des Hrn. Conduit, Nachfolgers des Sir Isaac an der Münze, der an der westlichen Thüre der Westmünster-Abtey begraben liegt, und der eine einzige Tochter hinterlassen hat, welche an den ältesten Sohn des Lord Lymingron verehelichet ward. Sir Isaac kaufte ein Gut von 70 bis 80 Pfund jährlicher Einkünfte, und schenkte es der Miß Conduit, die damals noch sehr jung war. Er bewies allen Ayscoughs viele Freundschaft, und unterstützte diejenigen von ihnen, die durch ihre Unvorsichtigkeit hülfbedürftig waren, auf das freygebigste und großmüthigste; einem gab

b) Newton ward 1705 von der Königinn Anna zum Ritter gemacht. Diese Fürstinn unterhielt sich oft mit Newton über die gelehrtesten Materien, und rühmte mehr als einmal, wie glücklich sie sich schätzte, einen solchen Mann zu ihrem Zeitgenossen und Unterthan zu haben. Wie sehr England die Verdienste seiner großen Männer öffentlich zu ehren pflege, davon ist nicht allein dies ein Beweis, daß man Newton in der Westminster-Abtey beerdiget hat, sondern auch, daß die vornehmsten Herren ihm zu Grabe gefolgt sind, worunter der Großcanzler von England, die Herzoge von Montrose und Roxbury, die Grafen von Pembroke, von Sussex, von Macclesfield sich eine Ehre gemacht haben, das Leichentuch zu tragen. Montucla, T. II. p. 311. Anm. d. Uebers.

gab er 800 Pfund, einem andern 200, einem andern 100 und viele andere Summen; auch diente er ihnen sonst auf mancherley andere Art. Alle seine Verwandte, so weitläuftig sie auch seyn mochten, ihre Kinder und Kindskinder fanden bey ihm die bereitwilligste Hülfe. Ein Testament machte er nicht. Sein väterliches Gut von 120 Pfund jährlicher Einkünfte fiel einem weitläuftigen Verwandten seines Großvaters Newton zu; er hatte von dieser Seite keine Verwandte, da so wenig sein Vater als er Geschwister gehabt hatte. Er soll für seine Bücher, die bey seinen Lebzeiten gedruckt sind, kein Geld von dem Buchhändler genommen haben. Gegen seine Bedienten war er freygebig, und liebte den Reichthum gar nicht, ob er gleich 30,000 Pf. hinterlassen hat c), die an die drey Kinder seines Halbbruders Smith, an die drey Kinder seiner Halbschwester Pilkington und an die beyden Töchter seiner Halbschwester Barton fielen, welche alle mit einander den Sir Isaac überlebten.

Er selbst verzehrte für seine Person wenig; er hielt einen artigen und gleichförmig guten Tisch; dabey nie über drey männliche und drey weibliche Bediente, und in seinen letzten Jahren, da er sich keines Wagens mehr bedienen konnte, sondern eine Sänfte brauchte, nur zwey männliche Bediente. Seine sehr große Mildthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf Verwandte, sondern auf alle Bekannte und andere, die gute Empfehlungen hatten, oder in irgend einer Kunst und Wissenschaft sich hervorthaten.

So weit geht diese Familiennachricht. Der Mittheiler derselben bestreitet noch die Sage, nach welcher Newton in den letzten Jahren seines Lebens soll blödsinnig geworden seyn. Er wisse, sagt er, daß Newton mit seiner, des Erzählers, Muhme, in deren Armen er gestorben, wie auch mit andern, bis auf den letzten Tag seines Lebens ganz ordentlich, wie andere vernünftige Leute gesprochen. Außerdem führt er noch einen Beweis aus einem Briefe des ehemaligen Bischofs von Rochester, Doctor Pearce, woraus erhellt, daß der Bischof wenig Ta-

c) Leibnitz, der einzige Nebenbuhler Newtons, wiewohl er doch mehr unser Bacon als unser Newton ist, hatte mit diesem großen Manne auch in Absicht auf die äußerlichen Umstände der Ehre und des Reichthums viel Aehnliches, ob er zwar in der Denkungsart in Absicht auf diese Dinge ihm nicht so ganz ähnlich gewesen seyn mag. Er soll auf 60,000 Rthlr. nachgelassen haben, außer einer so großen Summe baaren Geldes, daß die Frau seines einzigen Erben, eines Landpredigers in der Nachbarschaft von Leipzig, bey deren Erblickung vor Freuden starb. Diese vortheilhaften Glücksumstände hatte er größtentheils der huldreichen Aufnahme in den Hannoverischen Landen zu danken. Nur bey seiner Beerdigung ward es ihm nicht so gut, wie Newton. Es war dazu der ganze Hof eingeladen, allein es erschien Niemand. Vie de Leibnitz, p. 201. vor der Theodicée, ed. d'Amst. 1734. Anm. d. Uebers.

Tage vor Newtons Tode bey ihm gewesen, und mit ihm sich über chronologische Materien unterhalten habe, weil Newton damals seine Chronologie zum Drucke fertig gemacht hatte. Es hat sich noch gefügt, daß Newton auf den Namen eines Königes sich nicht besinnen können, weswegen er auch über Schwäche des Gedächtnisses geklagt; doch hat er dem Bischof die Olympiade und das Jahr der Begebenheit richtig angegeben.

H. G. S. A.

Anfrage.

Ich habe einige kleine Fischteiche nahe an dem Ufer eines kleinen Flusses liegen, der durch mein Gut fließt. Diese Teiche stehen mit dem Flusse durch kleine Wassermönche in Verbindung. Ehe ich zu einer neuerlichen Besetzung mit Fischen schritt, ließ ich solche von Unkraut und Moraſt reinigen. Nun besetzte ich sie mit Fischen. Nach einer nicht gar zu geraumen Zeit, fand ich, daß nach und nach die Anzahl meiner Fische abnahm. Ich untersuchte die Todten, und fand Wunden an ihnen, und an einigen so noch nicht völlig verwundet waren, daß sich die Schuppen vom Bauche verschoben hatten. Nun suchte ich meinen Feind unter den Fischottern. Ich kehrte alle Anstalten vor, bis ich neulich zu meiner größten Verwunderung einen Hecht aus diesen Behältern hervorziehen ließ, an dessen Bauche sich einige Blutigeln fest gesogen hatten. Nun konnte ich mir alles erklären, auch dieses, daß ich Fische zwey bis drey Tage kränklich gesehen, die am vierten abgestanden. Sollte daher Jemand seyn, der ein Mittel anzugeben wüßte, dieses Wasserinsekt zu vertilgen, und die Fischbehälter davon zu reinigen, der wird sich nicht allein mich, sondern ein ganzes Publicum durch eine öffentliche Bekanntmachung desselben zu dem vollkommensten Dank verbinden.

Anonymus.

Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Montag, den 27ten May 1776.

Bemühungen der Lehrer in der großen Schule der Altstadt Hannover, auf Verlangen entworfen von dem Director derselben Johann Daniel Schumann, d. W. D.

Einige Gönner unserer Anstalten haben gewünscht, von der gegenwärtigen Einrichtung derselben näher unterrichtet zu seyn. Bey den unstäten und widerwärtigen Begriffen, welche in Absicht auf Wesen, Form und Zweck öffentlicher Unterweisungen noch jetzt Statt finden, und bey den theils gerechten theils übertriebenen Anfoderungen, welche man hin und wieder an dieselben macht, müßte ein Lehrer in große Verlegenheit gerathen, und mehr als einen Tadel befürchten, wenn er nicht die Beruhigung hätte, unter der Lenkung und dem Schutze weiser Obern eine gewisse festgesetzte Ordnung des Unterrichts anzukündigen. Die bessere Einrichtung der Schulen ist seit geraumer Zeit ein Gegenstand des erleuchteten Publicums geworden, und sie ist werth es zu seyn, weil darin die nöthige und doch schwere Kunst geübt werden soll, zarte unbearbeitete Seelen zur Weisheit und Tugend zu bilden. Der Verbesserungsgeist, von dem Eifer entzündet, gemeinnützigen Verfassungen aufzuhelfen, die für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts unaussprechlich viel Gutes wirken könnten, die aber in ihrem vernachläßigten, nicht genug begünstigten Zustande weit unter der Stuffe ihrer eigentlichen Bestimmung zurückbleiben — hat uns wirklich in der Erziehungskunst viele neue Aussichten geöffnet, geschicktere Richtung der Bemühungen zum Zweck angewiesen, brauchbare Hülfsmittel und Vortheile entdeckt. Sie verkennen, das hieße Unwissenheit und Blödsinn, oder, welches noch mehr als dieses sagt, träge Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten verrathen. Auf der andern Seite, in das Ganze der neuen Entwürfe hineingehen, und ihre Vorschriften ohne Auswahl billigen, würde ein Beweis von Leichtsinn und unbedachtsamer Neuerungssucht seyn. Bey der großen Verschiedenheit des Geschmacks, der Fähigkeiten und Absichten, des Grades der eignen Erfahrung derer, die diese Angelegenheit bearbeitet, hat

man es erwarten müssen, daß in ihren Vorschlägen, Entwürfen, Anordnungen viel Wahres und Schönes, aber auch viel Unrichtiges und Unstatthaftes gesagt würde. Einigen derselben sieht man es fast beym ersten Blicke an, daß ihren Verfassern diejenigen praktischen Kenntnisse gefehlt, die nur aus langer Uebung, keinesweges aus Speculation erlangt werden, und daß sie die Schwierigkeiten nicht berechnet, welche, weil sie bey der Unterweisung des jugendlichen und kindlichen Alters unvermeidlich aufstoßen, den gemachten theoretischen Plan vereiteln. Indem sie also den wahren Gegenstand ihrer Arbeiten aus dem Gesichte verlieren, indem sie Knaben wie Männer von reifem Verstande behandeln, und zu viel fodern, werden sie gar nichts ausrichten. Ich kenne Anstalten, deren Methoden, wenn sie wirklich Nutzen schaffen sollen, lauter junge Pascale, Clarke und Leibnitze im Unterrichte voraussetzen, welches man doch wohl nicht kann, lauter Lehrlinge, die, wenn ihnen nur die Oberfläche gelehrter Sprachen und Wissenschaften gezeigt wird, durch eigene Kraft ins Innere derselben eindringen. Den Arbeiten des Geistes zeichnen sie einen mechanischen und noch dazu übereilten Gang vor, dessen Bahn sich nach Tag- und Stundenfristen ausmessen lassen soll, sehr zufrieden, wenn sie am Ende des vorgeschriebenen Zeitlaufs sagen können, daß ihre Jugend durch so viel classische Autoren, durch so viel nützliche Kenntnisse und Wissenschaften hindurch geführt worden, ohne darauf zu achten, daß unter dem Haufen derer, die ihnen folgen sollen, einige noch keine Füße zum Laufen haben, andere ermüdet zurückbleiben oder seitwärts ausweichen.

Freylich schimmern dergleichen Methoden eine Zeitlang vor den Augen der Welt, und durch das viel versprechende gelehrte Schild, welches sie aushängen, locken sie die Unerfahrnen an, welche Schein für Wahrheit annehmen. Ob dies aber der Weg sey, die Jugend — die wir so nehmen müssen, wie sie wirklich ist, nicht wie sie ein willkührliches Ideal vorstellt — zum richtigen und vollständigen, zum zuverläßigen und zugleich viel umfassenden Verständniß zu führen; ob sie dadurch die nöthige Vorbereitung erhalte, in den höhern Fächern, zu denen sie schreiten wird, mit ununterbrochenem Fortgange, frey von drückenden Schwierigkeiten, fortzuarbeiten, und sich dereinst mit brauchbarer Geschicklichkeit in den verschiedenen Geschäften gelehrter Stände zu zeigen, das mag vorerst die Natur der Sache, und dann wird es auch die Zeit, diese treue Zeuginn ächter Verdienste, entscheiden.

Andere scheinen bey ihren Anstalten die wahre Abzweckung zu vergessen, worauf alle Bemühung der Schulen gerichtet seyn muß. Ich rede von solchen, die man literarische oder lateinische Schulen nennt, und nicht von denen, die nur zur Absicht haben, gute Bürger und Professionisten anzuziehen. In jenen ist doch offenbar der

End-

Endzweck, die Jugend, die nach Wissenschaften strebt, zu den höhern Lehren der Weisheit vorzubereiten, das heißt, ihr die Anlage zu geben, welche sie geschickt macht, ihre künftigen akademischen Geschäfte, und die hernach noch auf sie warten, mit glücklichem Erfolge zu verrichten. Hier sollen sie noch keine Gelehrte seyn, sondern in die nöthige Verfassung kommen, es künftig zu werden. Sie sollen das fassen, was ihnen jetzt unentbehrlich ist, und was sie auf der Universität gar nicht, oder nicht so gut lernen können, weil es dort bey jedem Ankömmlinge vorausgesetzt wird. Dazu gehört eine große Uebung und Fertigkeit in den gelehrten Sprachen, deren Erlernung, wegen der Vortrefflichkeit der abgehandelten Sachen, zugleich ein Mittel werden muß, die Einsicht zu bereichern, den Geschmack zur feinern Empfindung des Schönen zu veredeln, die Verstandeskräfte zu üben und zu schärfen: womit die Bemühung zur moralischen Ausbesserung des Herzens Hand in Hand fortgeht: und dann gehört auch ganz gewiß dazu ein bestimmter Grad wissenschaftlicher Einsichten, wohin ich, wenn ich sie sparsam nach zweckmäßigen Aussichten beschränken sollte, die weltliche und gelehrte Geschichte, logikalische Kenntnisse, und ferner, wegen des geraden lichtvollen Ganges, wozu sie den denkenden Verstand gewöhnt, die Elemente der Mathematik rechnen würde. Ich setze die beyden letztern Disciplinen als nothwendig mit in den Schulunterricht, ob ich gleich weiß, daß einige den Rath geben, junge Studirende mit bloßer Sprachkenntniß versehen den akademischen Lehrern zu übergeben. Denn wenn es gleich einige Fälle giebt, wo dieser Schritt Männern von vorzüglichen Talenten gelungen ist, so lehrt doch eine gemeinere Erfahrung, daß der Jüngling, der auf einmal in ein ganz fremdes Feld übergeht, entweder verunglückt, oder mit quälenden Schwierigkeiten lange Zeit zu kämpfen hat, wenn der andere sich leichter zurecht findet, der durch einige Vorübungen gewöhnt worden, sich über die Sinnen zu erheben, und einen abstrakten systematischen Vortrag zu verfolgen. Denn die höhern Wissenschaften was sind sie anders, als ein Gewebe von lauter abstrakten Sätzen? Die Natur erlaubt in keiner Sache einen Sprung, ohne denjenigen, der ihn wagt, empfindlich zu strafen.

Bey dem allen bleibt die Erlernung gelehrter Sprachen und der so genannten schönen Wissenschaften jederzeit das wesentlich Nothwendige eines guten Schulunterrichts, worin der Fleiß nie zu weit getrieben werden kann, und wovon die Versäumniß die schädlichsten Folgen nach sich zieht, Folgen, die in unsern Zeiten so laute Klagen veranlassen. Es ist doch einmal unstreitig, daß die gegenwärtige Lage der Gelehrsamkeit eine nicht gemeine Stärke in jenen Sprachen, in der Philologie und alten Literatur nothwendig gemacht hat, wenn man anders den Sinn gelehrter Werke nur

verstehen, und noch mehr, wenn man, um seine Wissenschaft zu berichtigen, sich den Quellen derselben nähern will a). Und es giebt Ursachen zu wünschen, daß die Sache sich nicht anders verhalten möge.

Wofern ich hier den rechten Gesichtspunkt treffe, so kommt es mir abermals vor, daß einige wohlgemeynte Anstalten eine schiefe Richtung genommen, die sie nimmer zum rechten Ziele hinbringen wird. Sie arbeiten so voreilig und mit so weniger Mäßigung auf Realkenntnisse und wissenschaftliche Studien, daß derjenige Unterricht, der zur künftigen Gelehrsamkeit recht eigentlich vorbereitet, nothwendig dabey leiden muß. Wirds möglich bleiben, die studirende Jugend — denn diese verstehe ich hier — in den wesentlichen Erfordernissen zur nöthigen Vollkommenheit zu bringen, wenn die Zeit, die bisher nach allgemeiner Erfahrung kaum hinlänglich war, noch mehr eingeschränkt, und der Fleiß der Lernenden auf andere Gegenstände gelenkt wird? Disciplinen, die der Jüngling richtiger und mit mehr Nuzzen auf der Universität lernen wird, nehmen da die unrechte Stelle ein, wo ihnen so viel Platz eingeräumt werden muß, daß sie die nothwendigen Uebungen verdrengen, zu welchen hernach keine Gelegenheit wiederkömmt. Allerdings macht der Zögling, der aus dieser Anstalt zu Hause kömmt, mehr Geräusch als ein anderer, und erregt die Bewunderung der Seinigen, wenn er von Künsten und Manufakturen, von physikalischen, ökonomischen und politischen Entdeckungen spricht, wenn er der staunenden Mutter die Ursachen des Nordlichts und des Regenbogens, die Strahlenbrechung des Newton und die Geheimnisse der Polypen erklärt. Man stellt sich vor, dies sey die rechte Art, die Jugend ohne Umschweifung zum Zweck zu führen, ihren Verstand mit einem Schatze nüzzlicher Lehren anzufüllen, und das Heilsame des Unterrichts in sichtbaren Früchten darzustellen. Allein der verständigere Vater erinnert sich, daß man an keine Ernte denken müsse, so lange die Zeit der Aussaat und des Wachsthums währt. Er wird es lieber hören, wenn man versichert, daß sein Sohn vorerst mit gutem Gedeyen Kräfte sammle, die der Ordnung der Natur gemäß vorhergehen müssen, ehe die Reife erfolgt, und ohne Gleichniß zu reden, er wird sich gegründetere Hoffnung von dem Schüler machen, der diesseit der Akademie sich die Fähigkeit erwirbt, die classischen Werke des Alterthums, deren Ton die besten Schriftsteller neuerer Zeiten anzunehmen sich beeifern, diese Urkunden der Wissenschaften, auf welche sich zulezt das Gründliche der meisten gelehrten Erforschungen zurückzieht, mit Einsicht, Geschmack und Fertigkeit in ihrer eignen Sprache zu lesen; der einen reichen Vorrath alter Literatur zusammen-

a) Man kann über diese Sache nichts bessers und schöners lesen, als des Herrn Hofraths Heyne epistolam ad Suchfortum, in den fragmentis Stesichori p. 46.

menträgt, und dabey durch viele Uebungen die Geschicklichkeit erlangt, nach Anleitung jener Muster seine Gedanken mit Leichtigkeit und Anmuth auszudrücken. Gewiß mehr Hoffnung wird er von ihm schöpfen, als von einem andern, der ohne jene Hülfsmittel eine Menge trivialer Kenntnisse aus allen Theilen der Weltweisheit und Mathematik gefaßt hat.

Ich fürchte nicht, daß mich jemand so verstehen werde, als tadelte ich die Bemühungen, die dahin abzwecken, der Jugend frühzeitig Begriffe von den großen Wundern der Schöpfung, die in den Begebenheiten und Kräften der Natur liegen, beyzubringen, Begriffe, die so sehr fähig sind, die Aufmerksamkeit zu reizen, den Beobachtungsgeist zu erwecken, insonderheit aber das Herz mit tiefer Verehrung des in allen seinen Werken sichtbaren Schöpfers zu erfüllen. Ich empfehle vielmehr diesen Theil des Unterrichts bey aller Gelegenheit, und es wird hernach erhellen, daß auch bey unserer Anstalt die nöthige Rücksicht darauf genommen worden. In den untern Classen vornemlich, wo insgemein verschiedene sitzen, denen die Erlernung der Sprache der Griechen und Römer verlorne Arbeit ist, wird diese Art des Unterrichts weit interessanter und nothwendiger, als für Schüler in den obern Ordnungen, die ihre Laufbahn ohnedem bald dazu führen wird. Es können aber, meinem Bedünken nach, solche Lehren entweder gelegentlich ertheilt werden, oder es ist eine und andere wöchentliche Lection schon hinreichend, so viel davon vorzutragen, als der noch schwache Verstand fassen kann; ohne daß es eben nöthig wäre, die zum Studiren abzielende Bemühungen ganz auszuschließen, und die Lehrstuben der Kinder in philosophische Hörsäle oder mechanische Werkschulen zu verwandeln. Doch kann es Localumstände geben, deren besondere Beschaffenheit alle Grundlegung der Studien unnütz macht, und alsdenn handeln diejenigen lobenswürdig, die nach der Regel, daß ein Kind nichts lernen soll, woraus es niemals Nutzen ziehen wird, alle lateinische und griechische Sprachübungen aus ihren Instituten verbannen.

Ueberhaupt aber liegt die gründliche Ausbesserung der Schulen, in sofern sie sich der gewünschten Vollkommenheit nähert, nicht, wie man sich vorstellt, in Veränderung der Lectionen, Methoden, und äußerlichen Einrichtungen, welche, so lange unser Wesen auf den alten Fundationen steht, mehr Schein als Wirklichkeit geben; sie hängt von Hülfsmitteln ab, ohne deren Anwendung das ängstlichste Bestreben der Lehrer und Vorsteher unzureichend, und alles Gute, was bisher über Erziehung gesagt worden, immer nur Idee und Wunsch bleiben wird; Hülfsmitteln, welche die göttliche Vorsehung alsdenn in wohlthätige Ausflüsse sich wird ergießen lassen, wenn sie die Welt auf eine vorzügliche Art zu segnen beschließt.

Aus den bisher angeführten Be-

denklichkeiten wird man die Ursache herleiten, warum die jetzt vorzulegenden Lectionen unserer größern Schule auf die Art, wie sie hier erscheinen, bestimmt worden. Und ich schätze es für kein geringes Glück, daß ich die Denkungsart unserer verehrungswürdigsten Vorgesetzten über diesen Punkt mit meinen bisherigen Gesinnungen übereinstimmend gefunden. Kann eine lange Erfahrung, die mit vielfachen Proben eines glücklichen Erfolgs von der Vorsehung erfreuet worden, einen nachforschenden und um neue pädagogische Einsichten unabläßig bemüheten Lehrer in seinen angenommenen Grundsätzen befestigen; so darf ich unter der Erwartung göttlichen Segens hoffen, daß die gewählte Lehrart sich auch künftig durch die Wohlfahrt der studirenden Jugend bestätigen werde.

Diese Hoffnung ist desto gegründeter, da ich Auswärtige, die uns mit ihrem Vertrauen ehren, auch über den Punkt der Disciplin beruhigen, und ihnen die Nachricht, die sie zu erwarten scheinen, ertheilen kann, daß vermöge der erweiterten und geschärften Schulgesetze solche anständige und einer liberalen Erziehung angemessene Zwangmittel festgesetzt worden, wodurch Ordnung, Fleiß und gute Sitten in edlen Gemüthern gereizt und gestärkt werden müssen. Wie denn auch Fremden, die es wünschen, Gelegenheit zur genauesten häuslichen Aufsicht und Versorgung gemacht worden, wodurch sie in den Stand kommen, die Vortheile, die der Glanz der Residenzstadt darbeut, zu nutzen, ohne die Gefahren derselben zu besorgen.

Die Ordnung führt mich zuerst zu den Beschäfftigungen der obern Classe, und die nächste schickliche Veranlassung werde ich dazu anwenden, die Bemühungen der übrigen wohlverdienten Lehrer anzuzeigen, woraus unsere werthgeschätzten Mitbürger insonderheit, die gute Art, womit ihre Jugend unterwiesen wird, einsehen und dabey auch dieses finden werden, daß für die so sehr gepriesenen Realkenntnisse und frühe Bildung des Geschmacks, ohne Nachtheil der mehr wesentlichen Uebungen gesorgt worden. Vorläufig kann ich doch eröffnen, daß zu diesem Endzweck Schmahlings Naturlehre, Sulzers Vorübungen, einige Schriften von Gellert, neuer Schauplatz der Natur, ein Auszug aus dem Plüschischen Werke mit neuen Erfahrungen vermehrt, vorerst eingeführt worden.

Religionswahrheiten.

Der Director trägt dieselben wöchentlich in dreyen Stunden, Montags, Dienstags und Mittwochs von 7 bis 8 Uhr, nach des Herrn D. Seilers kleinerm lateinischen Auszuge vor. Zu einer Zeit da der Geist des Irrthums und der Zweifel so laut redet, und seinen Widerspruch durch so manche Bücher und fliegende Blätter, durch witzige Schriften und Journale verbreitet, ist für die Glückseligkeit der Jugend, und derjenigen besonders, die hernachmals den theologischen Unterricht verläßt, nichts gefährlicher, als ein seichter Vortrag solcher Wahrheiten. Er ist

schon

schon oft die erste Veranlassung gewesen, daß nachdenkende Gemüther auf bösen Argwohn, und von da weiter verfallen sind. Die Religion, die wir bekennen, hat jedoch ihre unbeweglichen Gründe, wenn man sie tief genug erforscht, und der erwachsenen Jugend sind sie, in rechtem Lichte gezeigt, begreiflich. Warum soll man sie übergehen, oder nur schwach behandeln? Der Lehrer würde sich daher einer Verantwortung im Gewissen schuldig zu machen glauben, wenn er diese Lehren nicht mit aller ihm möglichen Gründlichkeit und Wärme vortrüge. Er macht völlige Ueberzeugung zum Ziel seines Bestrebens, und geht deswegen zwar alle Sätze des Compendiums erläuternd durch, breitet sich aber umständlicher über diejenigen Grundlehren aus, die die Stützen des Glaubens und der Hoffnung in sich halten; welche eben diejenigen sind, denen einige in unsern Tagen den Umsturz drohen. Frühzeitige Bekanntschaft mit den Gründen der Wahrheit, gestärkt durch das Gefühl von der Nichtigkeit gegenseitiger Einwendungen, ist das gewisseste Mittel, die Jugend vor der Verführung sicher zu stellen. Um den Nuzzen der Zuhörer immer vor Augen zu behalten, versichert man sich durch vorgelegte Fragen, ob der Vortrag recht gefaßt worden. Bey wichtigen Lehrpunkten wird aus der Kirchengeschichte so viel, als zur Erläuterung und Bestimmung derselben erforderlich ist, beygebracht, die Beweisstellen werden von denen, die sich der Theologie widmen, in der Grundsprache hergelesen, aber nicht nur übersetzt, sondern die darin liegende Beweiskraft wird gezeigt und von den Verdrehungen der Gegner gerettet; den Geschicktern wird zuweilen, um sich selbst innig zu überzeugen, und die Ueberlegungskraft zu stärken, aufgegeben, einen angefochtenen Satz nach seinem wahren Sinne, Wichtigkeit, Gründen und Gegengründen durchzudenken, und das Resultat der Betrachtung zu überreichen. Dabey wird nicht vergessen zu erinnern, daß das Christenthum eine Lehre sey, die zur Gottseligkeit führen soll, und daher der Einfluß angezeigt, den sie auf die Ausbesserung des praktischen Systems des Herzens beweisen muß.

Philosophie.

Aus den vorigen Erinnerungen wird man die Ursachen erkennen, warum wir uns in Ansehung der philosophischen Wissenschaften bey unserm öffentlichen Unterricht auf die Logik einschränken. Es ist bekannt genug, daß diese künstliche Vernunftlehre niemand Scharfsinn und Richtigkeit im Denken gebe, der sie von Natur nicht hat. Dennoch bleibt sie für Studirende allemal ein wichtiges Hülfsmittel, einmal weil uns ihre Vorschriften in den Stand setzen, unsere eigene und fremde Fehler im Denken mit mehr Leichtigkeit und Präcision zu entdecken, und denn auch, weil sich die Sprache der Logik in alle Disciplinen mischt, deren Ausdruck folglich ohne sie nicht genug verstanden werden kann. Ich kenne wenigstens keine Wissenschaft, wo nicht hin und wie-

wieder von Begriffen, Sätzen, Schlüssen, Erfahrung, Wahrscheinlichkeit, Vorurtheil, Meynung, Geschlecht, Art, Individuum, u. s. w. ohne weitere Erklärung geredet würde. Es sind daher dieser Vorbereitungsphilosophie wöchentlich zwo Stunden von dem Director gewidmet, der sie Montags nnd Dienstags so abhandelt, daß er dieselbe nach dem eingeführten Baumeisterischen Lehrbuche, welches künftig der Sprache wegen mit dem Erneſti abwechseln wird, in jedem Jahre zu Ende bringt.

Historie.

Diese lehrt der Director vier Stunden in jeder Woche. Die politische Universalhistorie nach des Herrn Schroekhs Lehrbuche Donnerstags und Freytags von 7 bis 8. Da diese einen so weiten Umfang hat, und wenn sie nicht trocken, das ist abschreckend und wenig unterrichtend, vorgetragen werden soll, einen ziemlichen Zeitraum erfordert; so sondert er die auf die Geschichte der Gelehrsamkeit sich beziehenden Anzeigen des Buchs ab, und trägt die letztere im Zusammenhange nach dem noch immer vorzüglich nutzbaren Heumannischen Conspectu, Montags und Dienstags von 11 bis 12 in besondern Lectionen vor, womit die Hambergerischen Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern verbunden werden. Um dem Gedächtniß in einer so ausgebreiteten Wissenschaft zu Hülfe zu kommen, empfiehlt man den Lernenden, aus dem zum Grunde gelegten Schroekhischen Lehrbuche, über jede der zwölf Perioden, sich Tabellen mit ledig gelassenen Räumen zu verfertigen, die vorerst nur die Hauptmerkwürdigkeiten nebst der Zeitrechnung enthalten, und nach dem Maaße des Fortgangs in den Lectionen mit mehrern Zusätzen aus dem mündlichen Vortrage oder eigner Lektür ausgefüllt werden. Man erhält dadurch den Vortheil, daß der ganze Zusammenhang der Geschichte sehr oft übersehen und dem Gedächtniß eingedrückt werden kann; und die Erfahrung wird jeden überzeugen, wie unvergeßlich sich das der Seele einpräge, was man durch eignen Fleiß zusammengetragen, wie leicht hingegen das verschwinde, was man in fremden chronologischen Tafeln mit aller Bequemlichkeit liest. Bey der Historie giebts viel Gelegenheit, die Zuhörer zu den classischen Schriftstellern hinzuweisen. Denen, die Proben des Fleißes ablegen wollen, wird daher hin und wieder ein historisches Thema zum Nachlesen, und zu schriftlichen Aufsätzen aufgegeben, nach dem vortrefflichen Muster, welches der Herr Consistorialrath Schlegel im Auszuge aus der alten Geschichte, nach dem Plan der Frau Beaumont, geliefert und in der Vorrede zum dritten Bande angewiesen hat.

So bald die nothwendigste Arbeit hierin vollendet ist, wird auch dafür gesorgt, daß die Jugend in der Historie des Vaterlandes hinlänglichen Unterricht bekomme.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Freytag, den 31ten May 1776.

Schluß der Nachricht von den Bemühungen der Lehrer in der großen Schule der Altstadt Hannover.

Mathematik.

Man hält dafür, daß nach der Absicht der Lernenden und dem Verhältniß der übrigen Studien, zwo besondere Stunden jeder Woche, die der Director Donnerstags und Freytags von 11 bis 12 dieser Wissenschaft bestimmt hat, zureichend sind. Der vornehmste Nutze, weswegen die größten Geister des Alterthums diese Wissenschaft allen Studirenden ernstlich anprieſen, der gewisseste Vortheil, den sie allen ohne Unterschied gewährt, wenn sie auch nie zur praktischen Ausübung zu schreiten gedenken, besteht darin, daß sie dem Verstande mit besonderer Leichtigkeit den Schwung giebt, reine von den Sinnen abgezogene Wahrheiten in der schärfsten Gewißheit zu fassen, ohne welche Erhebung des Geistes keine schwere Wissenschaft recht begriffen werden kann; daß sie ihn zu deutlichen Begriffen über jeden Gegenstand, zur anschauenden Erkenntniß strenger Beweise, und überhaupt zu einer Richtigkeit und Ordnung im Denken gewöhnt, die ihn hernach in allen seinen gelehrten Bemühungen, auch da, wo keine mathematische Methode Statt findet, beständig begleiten wird a). Soll sie aber diesen Nutzen leisten, so

a) Qvinctil. *Inſt. or. L. I. c.* 10. In geometria partem fatentur esse utilem teneris ætatibus. Agitari namque animos, atque acui ingenia, & celeritatem percipiendi venire inde concedunt: sed prodesse eam, non ut cæteras artes, cum perceptæ sint, sed cum discatur. — Nec sine causſa summi viri etiam impensam huic scientiæ operam dederunt. Diesem Meister des guten Unterrichts setze ich das Urtheil eines noch größern Kenners, als er war, an die Seite: Erneſti in der Vorrede zu den Initiis S. 14: Quamobrem cum sit magistris scholarum hoc inprimis datum negotii, ut pueriles animos ad graviores disciplinas præparent, quæ intelligentia magis quam sensibus continentur: magnum sane teneræ ætati ad eas rite percipiendas adjumentum adjungent, si eorum ingenia mathematicæ disciplinæ severitate subegerint. Man vergleiche auch, was in der Königl. Schulordnung S. 42. davon gesagt wird.

muß sie nicht bloß mechanisch, nicht als ein Geschäfft des Gedächtnisses, sondern als eine beständige Anwendung der Vernunftlehre getrieben werden. Diese Absicht leitet mich vornemlich in meinem Vortrage, wobey ich doch nicht unterlasse, diejenigen, die an diesem Unterrichte Theil nehmen, zu praktischen Messungen auf dem Felde anzuführen.

Beredtsamkeit.

Die Regeln derselben werden vom Director Donnerstags von 2 bis 3 nach Gesners primis lineis vorgetragen, womit man die Exempel in der Millerischen Anleitung zur Wohlredenheit, so weit sie zureichen, verbindet, und den vierten Theil von Batteux Einleitung in die schönen Wissenschaften vergleicht. Die Regeln erachtet man nur deswegen für nöthig, weil dadurch die Lernenden beym Lesen vortrefflicher Schriftsteller auf die Kunst und Schönheit des Vortrages aufmerksam gemacht werden, über die sie sonst ohne Beachtung, und folglich ohne Nutzen wegeilen würden. Denn sie selbst sind nichts als Bemerkungen, die aus guten Mustern gesammelt worden. Vorschriften zeugen keinen Redner, aber sie leiten den, der es werden will, das Gute am Redner leichter und bestimmter wahrzunehmen. Wenigstens ist es von alten und neuen Lehrern der Redekunst genug gesagt worden, und man wiederholt es den hiesigen Zuhörern oft, daß auf die Regeln wenig, auf geschmackvolles Lesen classischer Werke, verbunden mit eignen Uebungen, fast alles ankomme b). Zu dem Ende werden nicht nur bey den Regeln Exempel beygebracht, und die Zuhörer angewiesen, selbst Beyspiele aus classischen Schriftstellern aufzusuchen und zu liefern, wodurch der Bemerkungsgeist nicht wenig erweckt wird; sondern die ausgesuchtesten Originale, die sie lesen, Cicero, Plinius, Livius, werden in Absicht auf Beredtsamkeit so behandelt, daß man zuerst die Situation des Redners, hernach die Anlage der ganzen Rede, die Ausführung jedes Satzes durch Erzählung, Beweise, und Erläuterungen, die Schönheit der Gedanken und Ausdrücke, vor Augen legt. Dies letztere findet bey Anfängern gemeiniglich die größte Schwierigkeit. So wie die zärtere Jugend bey Erklärung der Autoren mehr

b) Cic. *de orat. I*, 146. 150. Verum ego hanc vim intelligo esse in præceptis omnibus, non ut ea secuti oratores eloquentiæ laudem sint adepti, sed quæ sua sponte homines eloquentes facerent, ea quosdam observasse, atque id egisse. Sic esse eloquentiam non ex artificio, sed artificium ex eloquentia natum; quod tamen, ut ante dixi, non ejicio. Est enim etiamsi minus necessarium ad bene dicendum, tamen ad cognoscendum non illiberale. *Caput autem est, quod, ut vere dicam, minime facimus* (*est enim magni laboris, quem plerique fugimus*) *quam plurimum scribere.* Gesneri *Isag.* pag. 357. Præcepta harum rerum ita demum proderunt, si non modo per se tradantur discanturque, sed *exercitationis regendæ causſa adhibeantur.*

mehrentheils geführt wird, ist ihr, wenn sie zu uns kömmt, das, was man schriftstellerische Schönheit nennt, etwas Fremdes, darin sie sich nicht zu finden weiß. Vergnügt mit sich selbst, wenn sie den Sinn der lateinischen Worte ins Deutsche überträgt, weiß sie von der Anmuth der Einkleidung gar keine Rechenschaft zu geben. Sie hat davon keine Empfindungen. Daher sind auch ihre Aufsätze, gesetzt, daß sie grammatikalisch richtig wären — und wohl uns, wenn wir das setzen können, — finster, verworren, armselig. Um ihr also recht fühlbar zu machen, was Schönheit des Vortrages sey, wird zuweilen eine hervorstechende geistvolle Stelle von ihrem Schmucke entkleidet, und auf die nackten logikalischen Sätze zurückgebracht, die den ersten Stoff der Gedanken gaben. Diese einfachen Sätze, denen Licht und Farbe entzogen worden, vergleicht man mit der Ausführung des Verfassers, man bemerkt die Mittel, die er angewendet, die Bilder und Wendungen, die er gewählt, den Gedanken Geist, Vollständigkeit und Stärke zu geben. Fast sollte man urtheilen, wenn diese Uebungen keine Wirkung thun, daß alle andere vergeblich seyn werden. Rollin empfiehlt sie als das beste Hülfsmittel, und giebt denen, die nicht damit umzugehen wissen, ein Muster, in der Anweisung die freyen Künste zu lehren, Th. IV. S. 125. Wenn die Lehrlinge auf solche Art vorbereitet sind, werden ihnen Materien zu eignen Ausarbeitungen aufgegeben. Da auch eine gute oder schlechte Action von so großer Bedeutung ist, so finden unsere Jünglinge hinlängliche Gelegenheit, sich zum freymüthigen gefälligen Anstande im Reden zu bilden, indem es eingeführt ist, daß wöchentlich zween von ihnen nach der Ordnung die Catheder betreten, und eigne oder fremde Ausarbeitungen declamiren. Hierdurch werden sie des Vorzuges fähig, bey den feyerlichsten Veranlassungen ihre rednerischen Gaben vor einer glänzenden Versammlung öffentlich zu zeigen, wo sie bisher mit ermunterndem Beyfall beehret worden.

Lateinische Sprache.

Man bemüht sich, die Lernenden in dieser nöthigen Sprache so weit zu bringen, daß ihnen, wenn sie den Unterricht getreu anwenden, hernach nicht leicht eine Schwierigkeit aufstoßen darf, die sie nicht durch sich selbst überwinden könnten. Zu dem Ende werden die besten Originale, die das meiste Eigenthümliche der Sprache enthalten, mit ihnen gelesen. Man lieset sie aber nicht als bloße Sprachübung, sondern betrachtet sie zugleich als ein Vehiculum, wodurch den Scholaren richtige Begriffe der darin abgehandelten Sachen, der Geschichte, Geographie, Alterthümer, alter Lehren und Meynungen, der Religion, Sitten, Gesetze, merkwürdiger Charaktere und Art zu denken, ein besserndes Gefühl edler und niedriger Handlungen, eingeflößt werden. Dergleichen Bemerkungen dienen auch dazu, das Lesen

solcher Schriften interessanter zu machen. Die Hauptabsicht ist jedoch auf vollständige Sprachkenntniß gerichtet. Man geht deswegen schwerere Stellen langsamer, leichtere cursorisch so durch, daß zuvoderst der wahre Sinn der Worte und Wortfügungen, den sie in dieser Stellung haben, aus der Natur der Sprache gezeigt, und wenn es nöthig, durch leicht zu behaltende Exempel, worin die Bedeutung augenscheinlich ist, dem Gedächtniß geläufig gemacht wird; eine Sache, worin so viele fehlen, die ihren Autor lesen zu können glauben, und ihn doch falsch verstehen, z. E. in modo non, non modo, sed ne quidem, nescio an, pœnitet, meditari, favere, frui, excipere, und tausend andern Fällen. Ist das Grammatikalische oder Philologische berichtiget, so bemerkt man hin und wieder die der Sprache eignen Wendungen, Verbindungen, Elegantien, Feinheit, Reichthum und Stärke der Gedanken und Ausdrücke, und läßt das Gelesene in ächtes der Grundsprache, so viel möglich, angemessenes Deutsch übersetzen. Einige gehen darin den übrigen mit gutem Beyspiele vor, daß sie mir schriftliche Uebersetzungen der erklärten schwerern Stücke, als Proben des häuslichen Fleißes einliefern. Man begreift wohl, daß nach dieser Art einen Autor zu lesen, sich keine bestimmte Summe von erklärten Capiteln und Blättern auf Monate und Jahre in geometrischer Verhältniß zum voraus berechnen lasse, sondern man rückt nach Beschaffenheit der Sache bald hurtiger bald langsamer fort, und am Ende gewinnt doch der weit mehr, der weniger mit voller Einsicht, als der viel ohne Verstand gelesen hat. Die Schriftsteller, die von mir gelesen werden, sind die, die alle Kenner der Latinität vorzüglich schätzen, Livius Montags und Dienstags von 2 bis 3, Plinii Panegyricus abwechselnd mit dessen Briefen, Donnerstags von 2 bis 3, Cicero's auserlesene Reden Freytags von 2 bis 3.

In ganz besondern Stunden erläutere bisher einer geschlossenen Anzahl auserlesener Jünglinge des Cicero Bücher vom Redner, und den Terenz, Montag, Dienstags und Donnerstags von 6 bis 7. Womit ich Sonnabends von 6 bis 7, eine Uebung im lateinischen Schreiben verbinde, wo ich Gelegenheit habe, jedem nach seinem besondern Bedürfniß in der grammatikalischen Richtigkeit und Reinigkeit des Stils nachzuhelfen. Hier werden begangene Fehler durch Strafen gebüßt, die den Wetteifer reizen, und keine unangenehme Empfindung zurücklassen.

Außerdem hat die ganze Classe wöchentlich zweymal Anleitung und Verbindlichkeit lateinische Aufsätze zu verfertigen, wozu die Materie in deutscher Sprache Mittwochs 8 bis 9, von dem Herrn Rector, und Sonnabends 7 bis 8, von mir gegeben wird. Die gelieferten Arbeiten werden vom Lehrer zu Hause scharf ausgebessert, einige auffallende Fehler werden öffentlich, ohne jedoch den Namen des Urhebers bekannt zu machen, angezeigt, und die Bücher alsdenn zurückgegeben.

Eine besondere Stunde Mittwochs von 11 bis 12, wende ich dazu an, dasjenige zu ersetzen, was für Anfänger so sehr nothwendig ist, und doch in der öffentlichen oratorischen Lection wegen zahlreicher Frequenz unmöglich geschehen konnte. Es werden also in derselben von denen, die sie besuchen, nach Maaßgebung der oratorischen Regeln, Variationen nach Tropen und Figuren, Perioden von allerhand Arten, Erzählungen, Briefe, Schilderungen, kurze Abhandlungen, die die Redekunst oratorische Schlußreden, Gemeinörter, nennt, lauter Bruchstücke, die die Bestandtheile einer jeden ganzen Abhandlung ausmachen, ausgearbeitet und beurtheilt. Der Lehrer giebt zuerst über jede Art Exempel, darauf eine Materie zu eigner Arbeit, und überlegt mit ihnen, was für Gedanken und Wendungen angebracht werden können, um der Ausarbeitung eine Gestalt zu geben, die dem vorgelegten Muster ähnlich wird. Einige Zeit wird zum Lateinreden angewendet, wodurch man das wichtigste aus der historischen oder theologischen Lection einschärft. Zuweilen werden extemporale lateinische Uebersetzungen geschrieben, wobey der Lehrer allemal die Zuhörer zu Rathe zieht, welche Ausdrücke für den Gedanken die treffendsten und elegantesten seyn werden, wodurch die Mühe des nachherigen Ausbesserns unnöthig gemacht wird.

Von dem Herrn Rector werden im Lateinischen folgende Schriftsteller öffentlich gelesen: Montags und Dienstags von 9 bis 10, Virgils Aeneis, oder die Oden des Horaz abwechselnd. Montags von 1 bis 2, des Cicero Briefe an verschiedene. Dienstags von 1 bis 2, Virgils Gedicht vom Landbau und Hirtengedichte. Donnerstags und Freytags von 9 bis 10, der Tacitus. Nachmittags von 1 bis 2, des Donnerstags der Cäsar zum Besten der Ungeübten. Freytags des Ovidius Verwandlungen und Klagschreiben. Sonnabends von 8 bis 9, die Satyren und Briefe des Horaz. Die besten Stellen aus den lateinischen Dichtern, die nicht öffentlich gelesen werden, als aus dem Plautus, Lucretius, Lucanus, Juvenalis, Claudianus, u. s. w. erklärt er einigen Geübten besonders Montags u. Dienstags von 10 bis 11.

Griechische Sprache.

Das Neue Testament erklärt der Hr. Rector in den öffentlichen Stunden Montags und Dienstags von 8 bis 9. Bey den philologischen Anmerkungen, die er hinzusetzt, wird vorzüglich darauf gesehen, daß diejenigen, die künftig Theologie studiren wollen, den Stil und die eigne Art des Ausdrucks der heiligen Schriftsteller genau kennen und unterscheiden lernen. In der Mittwochsstunde von 9 bis 10, wird Gesners Chrestomathie so erklärt, wie es Anfängern und Geübtern nützlich seyn kann. Profanscribenten, als den Aelian, Xenophons Denkwürdigkeiten und Cyropädie, den Homer ꝛc. lieset er mit Anfängern und Geübtern in besondern Stunden.

Neue Erdbeschreibung.

Lehrt eben derselbe in den öffentlichen Stunden Donnerstags und Freytags von 8 bis 9, nach dem Büschingischen

Auszuge. In diesen Stunden wird nicht nur das, was im Lehrbuche steht, sondern auch das Wichtigste aus den neuesten in Zeitungen und andern periodischen Schriften bekanntgemachten geographischen Entdeckungen, Beobachtungen, Veränderungen ꝛc. kurz und zweckmäßig gelehrt, und durch Wiederholungen und Fragen den Zuhörern beygebracht.

Geschichte der Philosophie.

Diese hat er in besondern Stunden auf Verlangen einigen fleißigen und geübten Zuhörern vorgetragen und ist ferner dazu erbötig.

Deutsche Sprache.

Zu Uebungen im deutschen Styl bestimmt derselbe in jeder Woche zwo oder drey Stunden. Die besten Muster von jeder Art des guten Ausdrucks, in Briefen, Erzählungen, Reden, Gesprächen, Abhandlungen ꝛc. werden den Jünglingen, die diese Stunden besuchen, zur Nachahmung vorgelegt: und ein jeder wird nach seiner Fähigkeit zu eignen Versuchen angeführt. Aus Heynaz deutscher Sprachlehre und aus dem vierten Theil des Ramlerischen Batteux werden die vornehmsten Regeln der Sprache und des Stils gelegentlich bey der Beurtheilung der Aufsätze erklärt.

Antiquitäten.

Ohne genugsame Kenntniß derselben wird man keinen alten Schriftsteller verstehen. Da aber die Folge der Gedanken zu oft unterbrochen würde, wenn man bey jedem im Lesen vorkomenden Punkte in die alten Verfassungen und Gebräuche ausschweifen müßte; so wird es nothwendig, diese im Zusammenhange zu erklären, damit man gelegentlich die Zuhörer dahin verweisen könne. Zu dem Ende lasse ich Nieupoorts bekannten Auszug in einer besondern Stunde, Sonnabends von 11 bis 12, und zwar cursorisch, weil es hier nur auf Sachen ankömmt, lese, gebe, wo es nöthig, kurze Zusätze, und berichtige die häufigen in dem Buche vorkommenden Fehler so wohl des Ausdrucks als der Sachen. Dadurch erhält man den Nebenzweck, daß die Zuhörer angeleitet werden, von neuen Schriftstellern nicht alles auf Treu und Glauben anzunehmen, sondern mit prüfender Ueberlegung zu studiren, und zu den Quellen zurückzugehn.

Hebräische Sprache.

Diese wird Freytags von 3 bis 4, und Sonnabends von 9 bis 10, vom Director gelehrt, und er hat das Vergnügen zu bemerken, obgleich bey den meisten mit den ersten Elementen der Grammatik der Anfang gemacht werden müssen, daß ihn die Lehrbegierde der Lernenden während der kurzen Zeit in den Stand gesetzt, in der einen Stunde ein historisches Buch der Bibel, in der andern die Psalmen zu erklären, indem sie sich auf jede Lection vorbereiten, die Wurzelwörter im Wörterbuch aufsuchen und in ein Buch eintragen, beym Lesen und Uebersetzen des Originals die Form und Bedeutung der Wörter aus den Grundsätzen der Sprachlehre angeben, welche sie durch beständiges Nachschlagen dem Gedächtniß so einprägen, daß keine Vergessenheit derselben zu besorgen ist. So bald diese Uebung zu größerer Fertigkeit gestiegen, werde ich auch

die

die ersten Lehren der Accentuation bekannt machen, und es ist zu hoffen, daß auf solchen Grund der weitere akademische Unterricht mit geschwinderm Fortgange werde können gebauet werden.

Im Englischen

Hat bisher der Herr Rector Unterricht gegeben, und ist ferner auf Verlangen dazu erbötig.

Im Französischen

Unterweisen geschickte Sprachmeister für ein billiges Monatsgeld.

Im Zeichnen

Haben die Schüler der untern Classe von dem dazu bestellten Lehrer, Hr **Vollimhaus**, öffentliche Anleitung, und derselbe ist bereit, denen, die es verlangen, besondere Stunden zu widmen.

Dies ist der Entwurf von den Beschäfftigungen der ersten Ordnung, mit welchen die Arbeiten der folgenden Classen in einer solchen Beziehung stehen, daß sie die zärtere Jugend auf verschiedenen Stuffen denselben näher bringen.

— — —

Von der Behandlungsart, den rohen Hopfen zu einer dicken Masse einzukochen, um selbige nachmals zum Brauen anzuwenden. *)

Die Schwierigkeit, den Hopfen, wenn man ihn bey wohlfeilen Preisen vorräthig erkaufen will, in grosser Menge zu legen, nicht allein wegen des dazu erforderlichen Platzes, sondern auch wegen guter Aufbewahrung desselben, hat Gelegenheit gegeben, darauf zu denken, wie man denselben, nach Art der Bouillontabletten, in einem kleinen Raume aufbewahren könnte, und solches ist durch das Auskochen glücklich bewirkt worden.

Dergleichen zu gehöriger Steife oder Consistenz gekochter Hopfen ist eben so gut, als ungekochter, da wirklich nicht die Blätter und Stiele, sondern der auf erstern liegende Staub und Saame das wesentliche Gute und Schmackhafte des Hopfens ist, welches, wie der Geschmack und die Farbe zeigt, sämmtlich durchs Kochen ausgezogen werden kann; nur hat man bey Zubereitung des Extracts die beym Schlusse mitgetheilten Erinnerungen genau zu beobachten.

Der geringe Aufwand von Holz, diesen Hopfen zu kochen, ist mit jener Schwierigkeit, große Quantitäten in Köpfen vor Feuchtigkeit, vor Mäusen, vor Feuer und Verdünstung oder Evaporation zu verwahren, gewiß in keine Vergleichung zu ziehen, indem mit einer einzigen Klafter Holz 60 Dresdner Scheffel Hopfen in großen Kesseln können ausgekocht werden; und kann man einen jeden kupfernen Brau- oder andern Kessel darzu gebrauchen. Wenn nun dieses an demjenigen Orte, wo solcher erkauft wird, geschehen kann, so ist auch, in Ansehung der dem Hopfen so gefährlichen Feuchtigkeit, der Transport desselben in einem kleinen Behältnisse sehr vortheilhaftig. Man kann diese gekochte Masse in gewissen bekannten Trockenschränken, oder in Backöfen, nachdem das Brodt herausgenommen worden, oder in Obstdarren, oder andern warmen Orten, bis zur erforderlichen Stärke,

*) Leipziger Intelligenzblatt. 1776. St. 6.

ke, ohne Mühe und groſsen Aufwand bringen, mit ſolcher nach dem Gewichte und nach Belieben das Bier ſüſser oder bitterer machen, welches bey dem gewöhnlichen Gebrauche des Hopfens oftmals verſchiedentlich ausfällt, und die Bierkunden nicht allemal befriediget. Nicht zu gedenken, daſs das Kochen des Hopfens in beſondern Keſſeln, oder mit dem Biere ſelbſt, allemal vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt, und daſs die Kraft, wenn man den Hopfen in groſser Menge auf einmal und beſonders kocht, viel vollkommener ausgekocht wird, als wenn ſolcher in dem Biere nur flüchtig ausgekocht werden muſs.

Es bleibt kein Zweifel übrig, daſs dieſe Maſſe ſich länger, als der Hopfen in Köpfen, bey Kräften erhält, da letzterer bekanntermaaſsen alle Jahre etwas an Kräften verliert, auch oftmals nach Verlauf einiger Jahre ganz unbrauchbar wird, obgleich alle nur mögliche Mühe auf deſſelben gute Verwahrung verwendet worden.

Sollte dieſer wirthſchaftliche Verſuch Beyfall finden, ſo könnte in künftigen Zeiten, in Anſehung des koſtbaren Tranſports nach Centnern und Scheffeln, ein Anſehnliches erſpart werden; es würde einem jeden, der zum Aufſchütten des Hopfens wenig Platz hat, Gelegenheit geben, geringe Hopfenpreiſe ohne Beſorgniſs eines künftigen Verluſtes, auf viele Jahre im Voraus ſich zu Nutze zu machen, ein ſolcher auch nie genöthiget ſeyn, bey ſteigenden Preiſen den Dresdner Scheffel, welches oft geſchieht mit 6 bis 8 Rthlr. zu bezahlen. Und auf dieſe Weiſe könnte es geſchehen, daſs das Bier faſt alle Jahre, in ſo weit der Hopfenpreis dabey einſchlägt, in einerley Güte und Preiſe verbliebe.

Erinnerungen bey dem Kochen des Hopfens.

1. Es wird eine beliebige Quantität Hopfen in einen mit kaltem Waſſer angefüllten, nach Belieben gröſsern oder kleinern kupfernen Keſſel gethan, in welchem der Hopfen etliche Stunden weichen muſs.

2. Dieſer wird ſo lange gekocht, bis das Waſſer ſehr braun iſt, und der gekochte Hopfen alle Farbe und Geſchmack verloren hat; alsdenn wird er mit und in einem Tuche ſtark ausgedrückt und ausgewunden. Man findet oftmals harten Hopfen, welcher zwey bis dreymal gekocht werden muſs, um alle Kraft herauszubringen.

3. Der flüſsige Extract wird hernach bis zu einer dicken Maſſe eingekocht.

4. Wenn ſolcher noch etwas warm iſt, ſo kann man z. E. zu 30 Pfund genommenen Hopfen, und zu dem davon erhaltenen Extracte, welcher ungefähr 2 Dresdner Kannen betragen wird, 2 Loth aufgelöſte Hauſenblaſe nehmen, ſo ein wenig mit aufkochen muſs. Die Hauſenblaſe wird dem Extracte eine Conſiſtenz geben, und das Bier helle machen.

5. Währenden Kochens muſs der Hopfen in dem Keſſel fleiſsig gerührt werden, damit er nicht auf dem Boden anbrenne.

6. Nunmehro wird die gekochte flüſsige Maſſe in papierne oder blecherne Käſtchen gegoſſen, und an der Wärme getrocknet, auch an trocknen Orten aufbehalten.

NB. Die papiernen oder blechernen Formen, in welche die gekochte Hopfenmaſſe zum Trocknen zu gieſsen iſt, dürfen nur 1 Zoll hoch ſeyn, weil widrigenfalls die Maſſe nicht austrocknen würde.

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Montag, den 3ten Junius 1776.

Etwas von Cardinälen.

Ein Cardinal ist jetzo ein Mitglied des päbstlichen geheimen Raths. Ursprünglich bezeichnete das Beywort Cardinalis einen jeden bey der Haupt- oder Mutterkirche stehenden Geistlichen a). Diese Benennung ist ohne Zweifel zuerst zu Rom entstanden. Sie ist so alt als die Meßpriester (Presbyteri) und Diaconen b). Die Diaconen beschäfftigten sich in den ersten Zeiten des Christenthums und vor Erbauung der Kirchen, vorzüglich mit Unterstützung der Armen, und führten Aufsicht über die Sitten und den Lebenswandel der Christen. Das Amt der Priester bestand im Unterrichten und Lehren, in Austheilung der Sacramente und Uebung sonstiger gottesdienstlichen Handlungen. Diese geistlichen Personen hatten ehender keinen gewissen bestimmten Unterhalt, als bis einige fromme und begüterte Christen ihr Vermögen dazu widmeten. Solche gewidmete Güter, sie mochten in baarem Gelde oder Grundstücken bestehen, wurden in den damaligen Zeiten Tituli genennet, vermuthlich deswegen, weil sie, ihrer geistlichen Widmung ohngeachtet, den Namen des Stifters behielten c). Da solche Tituli oder Stiftungen zum beständigen Eigenthum der Geistlichen unwiederruflich gewidmet und gleichsam incardiniret

a) Johan. Richardson Prælect. ecclesiast. Prælect. 33. & 34. de origine Cardinalium. Im Corpore Juris Can. bestätiget dieses der c. 11. X. de major. & obedient. allwo es heißt: Sententiando decrevimus, ut earundem capellarum Presbyteri & Clerici, Cardinali, qui nunc est in ipsa ecclesia & qui (pro tempore) fuerint, manualem reverentiam, obedientiam & honorificentiam omnem exhibeant. Und nach Missons Voyage d'Italie Tom. II. Lettr. 22. finden sich in der heiligen Marienkirche zu Neapel folgende Grabschriften: Raymundus Barrilius Neap. Presbyter, Canonicus, Cardinalis &c. Do. Petrus Nicolaus de Marchesiis Neap. Sacerdos, almæ ecclesiæ Canonicus, Diaconus Cardinalis &c.

b) Traité de l'Etude des Conciles Part. I. Chap. II. pag. 132.

c) In den Concilien geschieht vieler solcher Titulorum Erwähnung, als z. B. des Tituli des Equitius, des Pammachius, der Päbste Julius und Calixtus, auch der Jungfrauen Vestina, Eudoxia und Lucina.

waren; so wurden sie Tituli cardinales, und diejenigen Geistlichen, welche daraus ihren Unterhalt genossen, Cardinalpriester (Presbyteri Cardinales), und Cardinaldiaconen (Diaconi Cardinales) genannt. Mehrere als diese beyden Cardinal-Arten kommen in den ersten Zeiten nicht vor.

Als sich die Anzahl solcher Cardinalstiftungen mehrte; wurden daraus die öffentlichen Kirchen erbauet, und diese gemeiniglich auf den gewidmeten Grundstücken (in titulis) angelegt d). Die Kirchen selbst wurden zwar nach dem Namen dieses oder jenes Heiligen genannt; allein dem Kirchsprengel blieb der Namen des Stifters, auf dessen Grundstücke (in cujus titulo) die Kirche erbauet war e).

Der Beyname Cardinal hat sich jedoch in Ansehung der Stiftungen (titulorum cardinalium) nicht lange erhalten, und er blieb auch nur bis im achten Jahrhundert den titulirten Personen, nemlich den Meßpriestern und Diaconen allein eigen. Vor dem Pontificat Stephans des III. findet man nicht, daß die Bischöfe denselben angenommen. Im zehnten Jahrhundert unterm Pabst Gregor dem V. aber unterschrieben sich sämmtliche italiänische Bischöfe mit solchem Beyworte f).

Indessen waren damals mit diesem Beynamen Cardinal weiter keine Würde und Vorrechte verknüpft, als daß er den Bischöfen, Priestern und Dia-

d) Salmon Traité de l'Etude des concil. l. c. So ist z. B. zu Rom die Laterankirche S. Johannis in dem Garten des vom Kaiser Nero getödteten zum Burgermeisters in Rom erwählten Plaut. Lateranus, und die St. Laurentskirche daselbst in dem Eigenthum des Damasus erbauet.

e) Dieses bestätigen die Unterschriften der unter den Päbsten Symmachus und Gregorius im fünften und sechsten Jahrhundert gehaltenen Concilien, welche sich also aufgezeichnet finden: Priester der heiligen Johannis- und Paulskirche in dem *Titulo* des Pammachius. Die Concilien des achten und neunten Jahrhunderts, welche unter den Päbsten Paul dem I. und Eugen dem II. gehalten, sind unterschrieben: von den Priestern der heiligen Römischen Kirche des *Tituli* des heiligen Pauls und Johanns, des *Tituli* der zwölf Apostel, des *Tituli* des heiligen Clemens. Zuerst bedeutete das Wort Titulus die Vermögensstiftung zum Unterhalt der Geistlichen, nachhero ist dessen Bedeutung erweitert, und bis auf den Kirchsprengel ausgedehnt, unter welcher Bedeutung die eben erwähnten Tituli zu nehmen, zuletzt wurde dessen Bedeutung so allgemein, daß es das geistliche Amt bey einer Kirche und die damit verbundenen Einkünfte bezeichnete, in welcher letztern Bedeutung das Wort Titulus in c. 2. D. 70. zu nehmen, allwo es heißt: Sanctorum canonum statutis consona sanctione decernimus, ut *sine titulo* facta ordinatio irrita habeatur, & in qua ecclesia quilibet *titulatus est*, in ea perpetuo perseveret. Omnino autem in duabus aliquem *titulari non* liceat. Sed unusquisque in qua titulatus est in ea tantum Canonicus habeatur.

f) In einem der unter Pabst Gregor dem V. gehaltenen Concilien, findet sich die Unterschrift des Bischofs Benedix von Larica für sich und Namens aller Cardinalbischöfe. Salmon Traité de l'étude des conc. p. 135.

Diaconen der Cathedral- und Mutterkirchen in Italien vor der Clerisey an den Filialkirchen und Capellen, die unter jener Aufsicht standen und ihnen Ehrerbietigkeit und Gehorsam schuldig waren, zugeeignet wurde g).

Ueber die Gränzen Italiens war der Cardinals-Beyname bis dahin nicht gekommen. Erst im Jahr 1163 ertheilte Pabst Alexander der III. dem Erzbischof von Maynz Conrad von Wittelsbock den Cardinalstitel, und nach der Zeit ist selbiger mehreren Bischöfen außerhalb Italien übertragen h).

Im neunten Jahrhundert errichtete der so stolze als übermüthige Pabst Stephan der IV., welcher dem Vorgeben nach sich zuerst von Menschen auf ihren Achseln tragen lassen, zu allererst eine Art eines gewissen Cardinalscollegiums, das jedoch nur bloß aus sieben dem römischen Stuhl am nächsten residirenden Cardinalsbischöfen bestand, deren hauptsächliche Bestimmung die Feyerung der großen Messe auf dem Altar in der heiligen St. Petrikirche an gewissen Festtagen zum Gegenstande hatte i). Es wirkte jedoch diese Einrichtung schon so viel, daß die sieben Bischöfe mit dem römischen Stuhl unwiederruflich vereiniget und sie als Cardinalbischöfe der ersten Haupt- und Mutterkirche der ganzen Christenheit angesehen wurden. Wenigstens ist in die Errichtung dieses Collegiums der Anfang des jetzigen Cardinalscollegiums zu setzen, wenn auch gleich damit die so erhabene Würde noch nicht verknüpft gewesen, die sich gegenwärtig die Cardinäle zueignen.

Man setzt die eigentliche Errichtung des Cardinalscollegiums mit dem Ansehen, welches dasselbe jetzt behauptet, in die Zeit Pabst Johann des XIX. und also ins eilfte Jahrhundert k). Es ist dieses um so wahrscheinlicher, weil jenes, der ersten Einrichtung nach, bloß zum Messefeyern bestimmte, und nur aus sieben Bischöfen bestehende Cardinalscollegium damals schon vermehrt war, und sich dadurch so schreckbar machte, daß es sich das den römischen Kaisern sonst zugestandene Recht der Pabstwahl anmaßte, welches Pabst Clemens der II. zwar dem Kaiser Heinrich dem III. seinem Beförderer und Wohlthäter wieder abtrat, das

g) cit. c. 11. X. de major. & obedient. Rang gab der Beyname Cardinal in solchen Zeiten keinem Bischofe, Priester und Diaconen vor ihres gleichen, die denselben nicht führten. Allein unter Bischöfen, Priestern und Diaconen selbst fand eine Rangordnung statt. Dieses erhellt aus dem c. 3. qu. VII. Caus. XV. nach dessen Verordnung ein Diacon vor 3, ein Meßpriester (Presbyter) vor 6, und ein Bischof vor 12 der benachbarten Bischöfe in Beschuldigungssachen zur Verantwortung gezogen werden soll.

h) Traité de l'Etude des Conciles cit. l.

i) Traité de l'origine du saint Siege. conf. J. F. Buddeus de orig. cardin. dignit. imgleichen Bulæus hist. univ. Paris. T. I. P. II. p. 395.

k) Ludewigs Universalhistorie, 1 Theil, Seite 267. und folgende.

jedoch nachhero unter Pabst Nicolaus dem II., welcher verordnete, daß es dem Cardinalscollegium künftig zustehen sollte, gänzlich verloren gegangen.

Von solcher Zeit an, haben die Cardinäle ihre Würde und Ansehen dermaßen vorragend erhöht, daß sie sich zum Rang der Könige hinauf geschwungen, und den Vorzug (Prödrian) vor den deutschen Churfürsten behaupten l). Es konnte dieses um so weniger fehlen, da es in ihrer Macht stand, einen aus ihren Mitteln auf den Thron zu erheben, von welchem derselbe berechtiget zu seyn glaubte, über alle Reiche und Mächtige unsers Erdballs zu herrschen; und es ist leicht zu erachten, daß ihnen von den Päbsten aus Dankbarkeit für seine Erwählung solche reichhaltige Einkünfte und Pfründen angewiesen wurden, die ihrer Würde entsprechen konnten.

Im dreyzehnten Jahrhundert gab Pabst Innocenz der IV. den Cardinälen die Zierde der rothen Cardinalsmütze m) zum Zeichen, daß sie jederzeit bereit seyn sollten, ihr Blut für das Wohl des römischen Stuhls aufzuopfern. Im funfzehnten Jahrhundert erlaubte ihnen Pabst Paul der II. (andere eignen solches Bonifaz dem VIII. zu) den Purpurrock zu tragen, und Urban der VIII. legte ihnen im siebenzehnten Jahrhundert sogar den Titel Eminenz bey, statt sie sonst nur den Titel Excellenz oder Altezza geführt n).

So sehr die Rang- und Titelsucht der Cardinäle auch ausgeschweift, so haben sie dennoch die bey der ersten Einrichtung des Collegiums statt gefundene Eintheilung der Glieder beybehalten. Es giebt noch jetzo nicht mehr wie dreyerley Art Cardinäle, nemlich Cardinalbischof o), (Episcopus Cardinalis) Cardinalpriester, (Presbyter Cardinalis) und Cardinaldiacon (Diaconus Cardinalis) und zwar in so ferne sie der ersten Hauptkirche der ganzen Christenheit incardiniret sind. Es sind zwar auch Erzbischöfe in die Zahl der Cardinäle aufgenommen. Allein dieses verändert die eigentliche Einrichtung nicht. Das Erzbisthum, welches ein Cardinal besitzt, ist so gut ein Neben Amt, als das Bisthum, das der Pabst einem Cardinal Diacon gegeben. Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Cardinal-Padrone, des Pabstes Premier-Minister, welches gemeiniglich ein Neffe des Pabstes ist, mit dem Cardinal-Kämmerling, dem Präsidenten der Päbstlichen Finanzkammer, und dem Cardinal Protector, dem Anwalde und Schutzherrn der auswärtigen Mächte.

Diese

l) von Puffendorf Einleitung I Theil, S. 1182. Duaren. de S. S. eccl. minist. Lib I. c 13.

m) Purpureo primus pileo Cardinales ornavit. Ludewig l. c. Seite 337.

n) von Puffendorf am angeführten Orte.

o) Welches in ecclesia Romana eigentlich der Pabst selbst ist. c. 6. X. de Electione & Elect. Potest.

Dieſe Cardinäle machen keine beſondere Gattung aus. Ihre Nebentitel bezeichnen bloß ihre Nebendepartements, ſo wie die Benennungen Cardinales papabiles und Cardinali ſciolti nur Beziehungen auf nicht weſentliche Nebeneigenſchaften anzeigen, die in das Amt und Würde eines Cardinals ſelbſt keinen eigentlichen Einfluß haben.

Das Cardinalscollegium iſt der beſtändige geheime Rath des Pabſtes p). Nach einiger Meynung ſoll ſelbiges aus 70 Gliedern beſtehen. Allein dieſe Meynung iſt irrig. Die Anzahl derſelben iſt unbeſtimmt q). Es hängt von der Willkühr des Pabſtes ab, ob er ſie vermehren will oder nicht, denn er allein hat Macht Cardinäle einzuſetzen. Ob er die Macht hat ſie ihrer Würde zu entſetzen, ſolches iſt mit Gewißheit nicht zu behaupten, weil ſeine Untrüglichkeit dadurch verdächtig werden würde, und kein Beyſpiel eines abgeſetzten Cardinals vorhanden iſt r).

Dieſes Collegium zieht der untrügliche Pabſt in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Die Rathsverſammlung worin ſolches geſchieht, heißt Conſiſtorium. Die Gegenſtände worüber gerathſchlagt wird, ſind ſo verſchieden, als des Pabſtes Rechte, Gerechtſame und Macht in geiſtlichen und politiſchen Angelegenheiten Einfluß haben und verſchieden ſeyn können. Jedoch iſt das Votum dieſes Collegiums weder entſcheidend noch negativ und bloß conſultativ, um des Pabſtes Untrüglichkeit nicht zu verletzen.

Nach dem Tode des Pabſtes führt das Cardinalscollegium in Rom während der Sedisvacanz das päbſtliche Ruder; jedoch bloß alſo, wie es von dem verſtorbenen Pabſte geführt worden. Neue Einrichtungen und weſentliche

p) Die Veranlaſſung der Errichtung dieſes anſehnlichen Collegiums iſt ſonderbar genug, ſo wie ſie Pabſt Gregor der XIII. in dem c. 7. C. 16. qu. 1. angiebt. Sie verräth die den Päbſten von jeher ſo eigene ausſchweifende Regierſucht, und ein ungemäßigtes Beſtreben nach weltlicher Macht. Der jüdiſche König Rehabeam, Königs Salomons Sohn, ſagt der angeführte Canon, verlohr deswegen ſein Königreich, weil er den Rath ſeiner Prieſter (Presbyterorum) nicht hören wollte. Die Römer hatten einen Senat, nach deſſen Schlüſſen alles behandelt, wurde & nos, heißt es weiter, habemus Senatum noſtrum cœtum Presbyterorum.

q) Corvinus Inſt. jur. can. Lib. I. Tit. 3. §. 11.

r) Von der Reſignation eines Cardinals findet ſich in dem Prinzen Franz Maria von Medicis, Herzogs von Toſcana, ein Beyſpiel, der im Jahr 1709 den geiſtlichen Stand verließ, und das Cardinalat reſignirte, um ſich mit der zwoten Prinzeſſinn von Guaſtalla Eleonoren Gonzaga zu vermählen, weil aus ſeinem Hauſe keine männliche Nachkommenſchaft vorhanden, noch zu hoffen war. Allein Beyſpiele einer Cardinals-Entſetzung, enthält die Geſchichte nicht. Im Jure Can. entſetzt zwar das c. 6. X. de electione & elect. poteſt. den von weniger als zwey Drittel erwählten Pabſt, imgleichen die Cardinäle ihrer Würde und ſtraft ſie mit dem Bann, die einen ſolchen verordnungswidrig erwählten Pabſt anerkennen; allein dieſes iſt nie zur Ausübung gekommen.

sentliche Veränderungen in dem vorigen System zu machen, ist demselben nicht erlaubt.

Damit die Cardinäle eine ihrer Eminenzwürde angemessene Pracht führen, und den dazu erforderlichen Aufwand bestreiten können, so ernennt der Pabst keine andere dazu, als die mit einträglichen Pfründen und Bisthümern entweder schon versehen sind, oder versehen werden können.

Dem Cardinalscollegium in Rom, das ist, den daselbst gegenwärtigen und im Conclave versammleten Cardinälen, steht allein das Recht zu einen Pabst zu wählen, und sie sind verbunden einen aus ihren Mitteln dazu zu nehmen. Und dieses ist das vorzüglichste und einzig entscheidende Recht, was ihrer Würde anklebt. Die Art und Weise wie sie solches Wahlrecht ausüben, ist ehedem in diesen Blättern so umständlich, als gründlich beschrieben. Ich habe daher nicht nöthig, davon etwas zu bemerken.

Die Cardinäle sind der Oberherrschaft des Pabstes unterworfen. Er allein hat das Recht sie zu der Cardinalswürde zu erheben. Er thut solches aus eigner willkührlicher Bewegung ohne Beyrath, ohne Vorschlag, ohne Widerspruch. Indessen pflegt er aus Politik die Vorschläge seiner kaiserlichen und königlichen Söhne nicht außer Acht zu lassen, wenn sie ihm einen ihrer Günstlinge dazu empfehlen.

Die Cardinäle genießen sowohl in als außerhalb Rom, theils in Ansehung der Gerichtsunterwürfigkeit und Immunitäten, und theils in Ansehung ihrer Würde verschiedener Rechte und Vorzüge. Allein diese anzuführen würde die Grenzen meines absichtlichen Etwas überschreiten. Nur muß ich zum Beschluß noch der besondern Prärogative erwähnen, einen Missethäter, dem ein Cardinal auf dem Wege zum Richtplatz begegnet, durch Aufsetzung der Cardinalsmütze von der bestimmten Strafe zu befreyen. Indessen dürfte dieses von vielen Criminalisten in Zweifel gezogene Recht sich bloß auf Italien, oder nur gar auf den Kirchenstaat einschränken.

G. W. M.

Welches ist die kleinste mögliche Fläche eines Hannoverischen Himtens Getreides in cylindrischer Gestalt?

1) Die durch den Herrn Hofrath Käſtner in diesen Blättern ehedem bekannt gemachte Auflösung einer ökonomischen Frage *), hat zu folgender Berechnung Anlaß gegeben.

2) Gesetzt der Fragende hatte zu wissen

*) 1774. S. 8.

wissen verlangt, welches ist die kleinste Fläche eines Himtens Getreides in cylindrischer Gestalt? oder welches ist die kleinste Fläche eines Cylinders, wenn dessen Inhalt bekannt ist; so ist als ein Grundsatz anzunehmen, daß die Fläche des Kreises, die größtmöglichste sey, welche von dem Umfang desselben kann umschlossen werden; folglich ist umgekehrt, der Kreis die kleinste Linie, welche einen Raum dessen Größe bekannt ist, umschließen kann.

3) Da nun eine Kugel entsteht, wenn sich ein halber Kreis um seinen Durchmesser bewegt, so hat auch die Kugel die kleinste Fläche unter allen Körpern, welche mit ihr gleiches Inhalts sind.

4) Hieraus folgt, daß alle Körper, nach der Folge ihrer Aehnlichkeit mit der Kugel, die kleinsten Flächen haben.

5) Soll also ein Cylinder, unter allen möglichen Cylindern von gleicher Größe, die kleinste Fläche haben, so muß er der Kugel am ähnlichsten seyn.

6) Gedenkt man sich einen Cylinder um eine Kugel, welcher die Kugel an den mehrsten Punkten berühren soll, so muß solcher mit der Kugel gleiche Höhe und Breite haben, alsdann berührt derselbe die Kugel an den beyden Polen, und am größten Kreise welcher 90 Grad von beyden entfernt ist. Mehrere Berührungspunkte des Cylinders an der Kugel lassen sich nicht gedenken.

8) Da nun dieser Cylinder der Kugel so viel wie möglich ähnlich ist, so hat derselbe auch die kleinste Fläche.

9) Es verhalten sich aber die Durchmesser, welche durch den Mittelpunkt der Kugel gehen, gegen einander wie 1 : 1, folglich muß sich auch die Höhe des Cylinders, zu dem Durchmesser seiner Grundfläche verhalten wie 1 : 1.

10) Es sey der gegebene Inhalt des Himten = a.
Das Zirkelbehältniß d : P
Der zu suchende Durchmesser der Grundfläche, und die Höhe = x
so ist:

α) Der Umfang der Grundfläche = Px : d
β) Die Grundfläche = Pxx : 4d
γ) Der Inhalt des Cylinders $Px^3 : 4d$
δ) Die krumme Seitenwand $Px^2 d$

11) Da der Inhalt $= Px^3 : 4d = a.$

so ist $x = \frac{\sqrt[3]{a.4d.}}{P.}$

Da nun a, oder der Hannoverische Himten 1565,6 Pariser Cubikzoll hält, und d = 100, P = 314 ist, so geschieht die Berechnung folgendergestalt:

l. P = 2.4969296
l. 4d = 2.6020600
l. a = 3.1946808
5.7967480
3.2998112
3 div. 1.0999371 = 12,58 Zoll = x.

12) Die Grundfläche ist $Px^2 : 4d$.
l. 4d. = 2.6020600
l. x^2 = 6.1993612
l. P. = 2.4969296
8.6962908
6.0942308 = 124,231 Zoll.

13) Die krumme Seitenwand ist $Px^2 : d$
l. d = 2.0000000
l. x^2 = 6.1993612
l. P = 2.4969296
8.6962908
6.6962908 = 496,924 Zoll.

14) Es ist also der Durchmesser und die Höhe des Himtens 12,58 Pariser Zoll.
Die kleinst mögliche Fläche aber
Beyde Grundflächen 248,462
Die krumme Fläche 496,924
745,386 Quadratzoll.

15) Da sich die krumme Fläche zur Grundfläche verhält wie $(Px^2 : d) : (Px^2 : 4d)$ folglich wie 4 : 1. so ist die ganze Fläche gleich 6 Grundflächen.

16) Setzet man für x, das ihm gleiche $\frac{\sqrt[3]{4ad}}{}$ so ist die Grundfläche $\frac{\left(\frac{\sqrt[3]{a\,4d}}{P}\right)^{2P.}}{4d}$ folglich die ganze Fläche $= \frac{\left(\frac{\sqrt[3]{a.\,4.\,d}}{P}\right)^{\frac{2}{3}P.3.}}{2d}$

Nordhausen.

17) Man findet also die kleinste Fläche eines Cylinders dessen Inhalt gegeben ist,

a) wenn man zu 314,400, und dem Inhalte die vierte Proportionalzahl suchet, und

b) hieraus die Cubikwurzel ziehet,

c) diese Wurzel quadrirt: wenn man nun

d) zu 200, dem Quadrate (c), und 942, die vierte Proportionalzahl sucht, so ist selbige die kleinste Fläche.

G. E. Rosenthal.

Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Freytag, den 7ten Junius 1776.

Geschichte der Miß St. Vincent.

(Aus dem Englischen.)

Eine rauhe Stimme sagte, als Herr Villiers durch Bartholomew-Lane gieng, bey der Hinterthür der Bank: „Wer seyd „ ihr, in des T*** Namen? und „ was steht ihr hier und friert und „ hungert?„

Ich bitte Sie, mein Herr, antwortete eine sanfte weibliche Stimme, lassen Sie mich! Ich lasse Sie zufrieden; warum wollen Sie nicht mich zufrieden lassen?

Villiers, dessen Neugier durch diese Worte erweckt wurde, fieng an, sich der Stelle zu nähern. Er stand aber, da der erste von neuem zu reden begann, stille, um ihn nicht ganz zu unterbrechen.

Hohls der T***, sagte der Kerl, was? ihr macht Anspruch auf Bescheidenheit, ihr H***? Geht mit mir ins T*** Namen, und trinkt ein Maaß heißes Bier.

Ich mache auf nichts Anspruch, mein Herr, sagte das Frauenzimmer, als in Frieden zu sterben, wenn die Menschen mich nur in Frieden wollen sterben lassen.

Diese Worte und der Ton, mit welchem sie vorgebracht wurden, machten Villiers ganze Empfindlichkeit rege. Er gieng eilig näher hinzu, und sagte zu dem Kerl, den er für einen betrunkenen Schustergesellen erkannte: Warum begegnet ihr dem armen Geschöpfe so, mein Freund?

Was gehts euch an? sagte Crispin, geht zum T***! sie ist meine Beute, und wenn ihr nicht eurer Wege geht, so will ichs euch lehren, ihr – – –!

Villiers, dessen Gefühl im höchsten Grade empfindlich war, hatte sichs zur Regel gemacht, niemals eine Grobheit zu sagen, aber auch niemals eine hinzunehmen. Er erwiederte also, da er auf die Art von Rhetorik, womit der Schustergesell sich abgab, sich nicht verstand, dessen Compliment mit der Faust, so daß Crispin auf Einen Streich zu Boden stürzte. Crispin blieb wohlbedächtlich eine Weile liegen, um den Streich zu verschmerzen und sich nicht neuen auszusetzen.

Villiers gieng indessen näher zu der Ecke der Thür, wo das arme junge

Mädchen so viel als möglich im Schatten stand. Er erstaunte, da er ein sehr wohl gekleidetes Frauenzimmer sah, ganz in Thränen, und im Begriffe, vor Jammer zu versinken.

Kann ich Ihnen, so fragte er sie in seinem einnehmenden Tone, irgend worin nützlich seyn?

O mein Herr, erwiederte sie mit der sanftesten Stimme, können Sie mir einen Ort zeigen, wo ich ruhig meine ermüdeten Glieder niederlegen und sterben kann?

Madame, sagte Villiers, den das Sanfte ihrer Stimme und ihr Ausdruck unaussprechlich rührte, ich kann mit größerm Vergnügen Ihnen einen Ort anweisen, der dazu beytragen kann, ein Leben zu erhalten, das einer so großen Sorgfalt werth ist, als das Ihrige zu seyn scheint.

Ich glaube, mein Herr, war ihre Antwort, alle die Sorgfalt wird fruchtlos seyn. Ich fühl es, mein Herz ist schon gebrochen, und ich eile, dem Himmel sey Dank, schnell meiner Auflösung entgegen, ohne die fürchterliche Sünde des Selbstmordes, die mich diesen ganzen Tag hindurch in Versuchung gesetzt hat. Zweymal war ich schon am Ufer des Flusses; aber mein Schutzengel winkte mir zurück, und eine standhafte Unterwerfung gegen den Willen des Himmels herrscht jetzt in meiner Seele. Ich bin ganz Gehorsam gegen seine gerechten Rathschlüsse. Es war sein Wille, daß ich durch die Hände eines grausamen, betrügerischen Mannes alles desjenigen, was das Leben erträglich machen kann, beraubt werden sollte; nur nicht meiner Ehre und Unschuld, deren der unmenschliche Bösewicht mich nicht berauben konnte, und die zwar mir selbst zu einem unaussprechlichen Troste gereichen; aber können sie einem wohl helfen, sich Freunde, ja sich nur die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen?

Villiers, von ihrem Ausdrucke und ihrem einnehmenden Vortrage bis in sein Innerstes gerührt, verschlang ihre Worte, als er wahrnahm, daß sie in Ohnmacht sinken wollte. Er nahm sie in seine Arme, trug sie zu den Stuffen hin, und setzte sich nieder und unterstützte sie. Sie blieb wenigstens eine Viertelstunde hindurch ohne Empfindung, und während dieser Zeit kam eine ledige Sänfte herbey. In diese führte Villiers das unglückliche Frauenzimmer, als sie wieder Kräfte genug gesammelt hatte, um sich auf dem Sitze zu halten, und versicherte ihr, daß sie an einen anständigen und sichern Ort sollte gebracht werden.

Der Schurke von Schustergesellen hatte sich indeß stillschweigend davon gemacht, um nicht noch mehr nach seinem Verdienste belohnt zu werden. Villiers befahl den Sänftenträgern sehr langsam zu gehen, und wich nicht einen Augenblick von der Seite, bis sie zum St. Pauls Kirchhofe kamen. Hier traf er glücklicher Weise eine Kutsche an. Mit großer Mühe hob er sie hinein, weil sie bereits so schwach geworden war, daß sie kaum stehen, und

noch viel weniger ohne Hülfe einen Tritt hinaufsteigen konnte. Er setzte sich neben sie, und gab ihr, indeß sie durch die westliche Seite der Stadt fuhren, die stärksten Versicherungen, sie an einen sichern Ort zu bringen.

Sie sagte ihm auf eine verbindliche Weise, sie könne nichts Böses von einem Manne argwöhnen, der während ihrer kurzen Bekanntschaft mit ihm so viel feines Gefühl und Empfindung gezeigt hätte. – Warum, so setzte sie in abgebrochnen Tönen hinzu, o warum gefiel es dem Himmel nicht, Sie mir zur Hülfe zu senden, ehe es zu spät war?

Es ist nicht, antwortete er mit ungemeiner Bewegung, es soll nicht zu spät seyn! Fassen Sie Muth; Sie haben, nach Ihrer eignen Erzählung, nichts verlohren, als was leicht wieder erworben oder vergütet werden kann, und mein Vermögen soll zu beyden Absichten gewidmet seyn.

Diese unerwartete Güte war zu groß, als daß ihre erschütterte und zärtliche Constitution, und ihr obgleich brechendes, dennoch dankbares Herz sie hätten ertragen können. Sie wurde noch einmal ohnmächtig, und würde von dem Sitze herunter gefallen seyn, wenn er sie nicht wieder in seine Arme gefaßt hätte. Sie hatte sich eben wieder erholt, als sie in dem Gasthofe in *** straße ankamen, wo er sie der Aufsicht der Wirthinn, einer Frau von gutem Charakter und Rufe, anvertraute. Diese bereitete ihr alsobald etwas zur Erquickung, wovon das arme Mädchen nur sehr wenig genießen konnte, ob sie gleich, wie man nachmals erfuhr, neun Stunden hindurch gefastet und in einer Art von Wahnsinn die Stadt hin und her durchwandert hatte, nachdem sie, mit Unmuth und Verachtung, die Freundinn verlassen, zu deren Hause sie den Abend zuvor ihre Zuflucht nehmen wollte. Dieser schreckliche Tag, auf welchen eine schlaflose Nacht folgte, macht es begreiflich, wie in so kurzer Zeit eine so zärtliche Constitution eine so erstaunliche Verwüstung hatte leiden können. Sie war wirklich sehr schön; ihre Züge waren außerordentlich wohl gebildet und regelmäßig, und ihre Mine hatte etwas so einnehmend Sanftes, so viel Zärtliches und so viel Ausdruck, daß man ihr ihren richtigen Verstand und ihre zarte feine Empfindung auf Einmal ansehen konnte. Die Güte ihres Herzens drückte sich in jeder Gebehrde, in jedem Worte und in jeder Handlung aus. Diese Eigenschaften, von einer feinen Erziehung begleitet, machten sie im höchsten Grade liebenswürdig.

Herr Villiers blieb nicht lange: denn die arme Dame mußte durchaus ein wenig Ruhe haben, wenn anders die Leidenschaften, die ihr Gemüth beunruhigten, sie ihr vergönnen wollten. Er ließ beym Weggehen der Wirthinn seine Börse, und bat sie, für ihre Fremde wie für eine eigne Tochter zu sorgen. Sie versprach es und hielt Wort. Denn er fand am folgenden Tage, daß Alles mit der äußersten Gefälligkeit und Achtung geschehen war. Eins von den Mädchen war bey ihrem Bette geblie-

ben, und den Morgen war eine sorgfältige Krankenwärterinn herbeygeholt worden. Man hatte einen guten alten Apotheker zu Rathe gezogen, um sie wieder zu Kräften zu bringen; kurz, Herr Villiers war mit allem zufrieden, was man gethan hatte. Aber äußerst schlug ihn die Entdeckung nieder, daß, wiewohl sie in seiner Gegenwart eine frohe Heiterkeit anzunehmen suchte, dennoch in einer einzigen Nacht ihre körperlichen Kräfte sehr abgenommen hatten; und nur mit großer Mühe, sagte die Wärterinn, hatte man sie vom Bette zu dem Stuhle leiten können, worin sie saß und ihrer annähernden Auflösung entgegen lächelte.

Als Herr Villiers, dessen Herz die Nacht zuvor sehr stark ihr Unglück empfunden hatte – weit stärker in der That, als er es selbst merkte – das liebenswürdige Geschöpf, dessen Reize durch eine ordentlichere Kleidung sich jetzt mit mehrerm Vortheile zeigten, sitzen sah, gleich der Geduld auf einem Grabmale, wenn ich mich dieses alten Ausdrucks bedienen darf – konnte er den Anblick nicht ertragen, und es verließ ihn alle seine Philosophie, auf die er sich sonst so viel zu gute that – dicke Thränen rollten seine männliche Wange herab, und seine ganze Seele löste sich in Zärtlichkeit auf. Er kniete nieder und bat, sie möchte suchen, ihre Lebensgeister wieder zu sammeln, wenn nicht um ihrer selbst, doch um eines Mannes willen, dessen Schicksal in das ihrige mit verflochten wäre.

Nichts in der Welt, sagte das zärtliche Geschöpf, hätte mein Leiden so sehr erhöhen können, als dieser Gedanke. Ich hoffe, der Himmel verlängerte mein Leben nicht auf einen oder ein paar Tage, um mich zum Werkzeuge der Betrübniß für den würdigsten Menschen zu machen. Laß nicht, o gütiger Gott, so fuhr sie mit gen Himmel erhobenen Augen fort, o laß nicht den kurzen Zeitraum, um welchen du mein Leben zu verlängern geruhet hast, das unschuldige Mittel werden, irgend einem erschaffenen Wesen, und am wenigsten dem Mann Kummer zu erwecken, den du mit einem so liebreichen Herzen begabt hast.

Diese Worte, die angenehme Art wie sie ausgedrückt wurden, und die Güte des Herzens, die dabey heller wie die Sonne am Mittage aus jedem Zuge ihres Antlitzes hervorleuchtete, thaten ganz eine entgegengesetzte Wirkung als diejenige, welche das liebenswürdige Geschöpf zur Absicht hatte. Von dem Augenblick an trat seine Seele in einen Bund mit der ihrigen; er faßte den Entschluß, entweder sie wieder zu erhalten, oder sie nicht zu überleben. Man wird vielleicht einen solchen Entschluß für zu schnell halten; aber man wird aufhören, sich darüber zu wundern, wenn man bedenkt, daß, wenn im voraus alle Seelenkräfte in eine solche Zärtlichkeit sich aufgelöst haben, jeder neue Eindruck erstaunlich tief eindringen muß. Gerade um diese Zeit, trat Doctor ***, zu welchem Villiers vorhin gesandt hatte, ins Zimmer. Er befühlte ihren Puls, that ihr etliche

liche Fragen, und zog Herrn Villiers, als er dessen Kummer sichtbar auf seinem Antlitze las, in ein Nebenzimmer, um ihr nach dem Ursprunge und der Ursache ihrer Krankheit zu fragen. Herrn Villiers Erzählung bestärkte den guten Mann in den Gedanken, die seine Geschicklichkeit ihm beym ersten Anblicke von ihrer gefährlichen Lage eingegeben hatte. Er sah Herrn Villiers Schmerz mit zu starken Farben auf dessen Gesichte ausgedruckt, als daß er es gewagt hätte, seine Gedanken zu verrathen, und hoffte, ja er wünschte mit heißem Verlangen, daß diesmal seine Geschicklichkeit sich möchte betrogen haben.

Der gute Doctor sagte Herrn Villiers, daß er nach zwey oder drey Besuchen im Stande seyn würde, ein Urtheil zu fällen. Stille und Ruhe wären die einzigen wahrscheinlichen Mittel sie wiederherzustellen, und es würde daher unumgänglich nöthig seyn, daß er sie verließe. Beyde giengen darauf in ihr Zimmer zurück. Der Arzt verschrieb ihr etwas, und Herr Villiers bat sie mit einer so einnehmenden Zärtlichkeit, als sich durch Worte nicht beschreiben läßt, sie möchte ihre Bekümmernisse vergessen und um ihrer beyder willen leben. Darauf gieng er mit dem würdigen Arzte weg; aber er schien seine ganze Seele zurückzulassen.

Den folgenden Tag um zwey Uhr kam Herr Villiers wieder und fand Feder und Dinte vor ihr.

Ich habe, sagte sie, da er ins Zimmer trat, eine gute Weile geschrieben.

Warum will, war seine Antwort, warum will mein theurer Engel sich zu dieser kritischen, sehr kritischen Zeit ermüden?

Weil es nöthig ist, erwiederte das zärtliche Mädchen, daß Sie wissen, wer ich bin. Einem Manne mit ihrem empfindlichen Herzen es zu erzählen, würde mich so traurig gemacht haben, daß ich es nie hätte zu Ende bringen können. Aber jetzt, da meine Lebensgeister ein wenig ruhiger sind, besinne ich mich, daß in den Händen des unwürdigen Weibes, bey der ich wohnte, zu viel Effecten für dreyßig Pfund geblieben sind, zumal, da Juwelen darunter sind, die meiner Mutter gehörten und einen Werth von mehr als fünfhundert Pfund haben; aber meine Verwirrung erlaubte mir nicht, daran zu gedenken.

Sie übergab ihm darauf ein Verzeichniß aller ihrer Kleidungsstücke ꝛc. so umständlich, als sie sich darauf hatte besinnen können, und dies, sagte sie bey Ueberreichung eines andern Papiers, dies ist eine kurze Nachricht von der unglücklichen Person, die ihr Mitleid würde errettet haben, wenn es dem Himmel gefallen hätte, mir einen Tag früher ihre Bekanntschaft zu verschaffen. Ach das Vergnügen, welches ich empfinde, einen so würdigen Mann kennen gelernt zu haben, wird sehr verbittert durch den Kummer, den ich wider meinen Willen in Ihr edles Herz gepflanzt habe. Neh-

men Sie meine Effecten aus den Händen jenes weltlich gesinnten Geschöpfs; ich werde ein Vergnügen empfinden, wenn ich sie in den Händen eines Mannes lasse, der einen so menschenfreundlichen Gebrauch davon machen wird, als Sie thun werden.

Reden Sie nicht, sagte Villiers in einer Mischung von der größten Zärtlichkeit und Angst, reden Sie nicht von dem Gebrauche derselben; sondern leben Sie, um nicht nur ihrer zu gebrauchen, sondern alles dessen, was mein Vermögen Ihnen verschaffen kann.

Ach, erwiederte die liebenswürdige Unglückliche, rufen Sie meine Seele nicht von dem Pfade der Gelassenheit zurück, auf welchem sie wandert, um sich in die Hände ihres göttlichen Schöpfers zu überliefern; machen Sie nicht, daß ich ungern eine Welt verlasse, auf welcher zu wohnen ich überall kein Verlangen mehr hatte. Ich würde Ihnen nichts abschlagen, was Ihr großmüthiges Herz fodern könnte; aber diese Bitte ist außer meiner Gewalt; der tödliche Streich ist ausgeführt, und der Wille des Himmels wird geschehen.

Traurigkeit und Verzweiflung sind nie so stark gemahlt worden, als sie in diesem Augenblicke sich auf Herrn Villiers Angesichte zeigten. Er schien in die Erde versinken zu wollen, blieb eine ziemliche Zeit hindurch sprachlos, und gewaltsame Zuckungen schienen seinen ganzen Bau zu erschüttern. Endlich gaben Thränen diesen zuckenden Bewegungen, die sonst tödtlich für ihn hätten seyn müssen, eine Erleichterung; Thränen ströhmten von seinen Wangen und über seine Kleidung herab.

In diesem Augenblicke trat Doctor *** herein. Er hatte das arme unglückliche Frauenzimmer etwa zwey Stunden zuvor gesehen, und den Vorsatz gefaßt, Herrn Villiers die Gefahr zu entdecken, worin er sie glaubte. Aber jetzt, da er ihn so ungemein größern Antheil an ihrem Schicksale nehmen sah, als er hätte vermuthen können, wußte er nicht, was er sagen sollte, obgleich sein dritter Besuch ihm noch weniger Hoffnung gab, als die beyden ersten. Er sah, daß ihre Krankheit, deren Ursprung sichtbar sich in seinem großen Unglücke gründete, ihren zärtlichen Bau schrecklich verwüstet hatte, und daß sie mit schnellen Schritten dem Tode entgegen gieng. Er bat also Herrn Villiers, nicht nur jene Bewegungen zu unterdrücken, sondern sich auf eine Stunde zu entfernen, weil seine Gegenwart ein Schicksal, vor dem er sich so sehr fürchtete, nur mehr beschleunigte. Villiers gab dem Rathe Gehör, und bat in dem rührendsten Tone, sie möchte suchen ihr Leben zu fristen und den Vorschriften jenes würdigen Mannes folgen. Darauf gieng er ins nächste Zimmer, und zog die Papiere heraus, um die Erzählung seiner unglücklichen Geliebten zu lesen. Ihr Inhalt war folgender:

Ich bin die Tochter eines Westindischen Gentleman, dem sein Vater

eine

eine sehr reiche Plantation hinterließ. Er war erst zwey und zwanzig Jahr alt, als er zum Besitze derselben gelangte, und fünf Jahre, die in einem gedankenlosen Zirkel von Vergnügungen in und um London zugebracht wurden, vereinigt mit den Betrügereyen, deren auswärtige Bediente sich so leicht schuldig machen, wenn sie ihre Herren in Verfall gerathen sehen, hatten sein Vermögen so sehr herunter gebracht, daß er es höchst nöthig fand, selbst nach Westindien zu reisen, um den geringen Rest, der ihm noch übrig geblieben war, in Acht zu nehmen. Er nahm meine Mutter mit sich, die Tochter eines verstorbenen Baronets, die er vor nicht vollen anderthalb Jahren geheyrathet und deren Vermögen von fünftausend Pfund nur gedient hatte, dem Eindringen der Gläubiger auf eine sehr kurze Zeit Einhalt zu thun. Ich war damals etwa drey Monat alt, und wurde der Aufsicht des würdigen Herrn Bonheart, der meines Vaters Factor in London war, anvertrauet. Immer würde ich mit Dankbarkeit mich seiner und seiner Gattinn Sorgfalt für meine Erziehung erinnert haben, wenn der Himmel mein Leben über den Zeitraum hinaus, der gewöhnlich den Menschen zugemessen ist, verlängert hätte. Aber der unwürdige Sohn dieses würdigen Paars hat mich in der Blüthe meines Lebens ins Grab gestürzt. Das Vermögen, welches mein Vater geerbt hatte, war sehr ansehnlich. Allein er machte es, wie es vier Fünftheile von denen machen, welche Plantationen in Westindien besitzen: immer hatte er seine Einkünfte auf ein Jahr voraus, er war also gezwungen, wohlfeiler zu verkaufen und theurer einzukaufen, als seine vorsichtigen Nachbarn; und so kam er mit jedem Jahre in tiefern Verfall, so daß bey seinem Tode, welcher etwa in mein siebzehntes Jahr fiel, das Wenige, was er mir hinterließ, in der äußersten Verwirrung war. Meine Mutter war von den Widerwärtigkeiten dieses hinfälligen Lebens ungefähr ein Jahr früher als mein Vater erlöset worden. Er setzte also zu meinem Glücke den würdigen Herrn Bonheart zu seinem einzigen Executor und zu meinem Vormunde ein, mit der Vollmacht zu verkaufen und überhaupt alles zu thun, was er mir vortheilhaft glaubte, ohne daß er, sogar auch von mir selbst nicht, könnte zur Rechenschaft gefodert werden. Dies unbegränzte Vertrauen gefiel dem guten Manne, und er bezahlte dasselbe durch die äußerste Sorgfalt und Zärtlichkeit für die Tochter seines Freundes. Der in viele Weitläuftigkeiten verwickelte Ueberrest meines väterlichen Vermögens konnte, wie man ihm sagte, wenn alle Schulden bezahlt waren, nicht reine fünfhundert Pfund betragen. Aber dieser gute Mann wußte durch seinen Fleiß und durch seine gründliche Kenntniß von Geschäfften es so wohl anzuwenden, daß er mir, wie ich einundzwanzig Jahr alt wurde, Verschreibungen auf beynahe zehntausend Pfund bey den öf-

fentlichen

sentlichen Fonds belegter Gelder überliefern konnte, wobey er noch die gewöhnliche Belohnung ausschlug, zu welcher ihn eine so mühsame und vortheilhafte Verwaltung berechtigte: überdem ließ er keine einzige Schuld meines Vaters unbezahlt. Ich weiß nicht, ob ein Gefühl einer schwächer werdenden Gesundheit ihn so begierig machte sich mit mir aus einander zu setzen: wenigstens überlebte er diese Handlung einer ungewöhnlichen Freundschaft nicht über einen Monat. Sein Vermögen, welches zwischen funfzehn und zwanzigtausend Pfund geschätzt wurde, hinterließ er seinem einzigen Sohne, einem jungen Menschen, der so wild er war und so wenig er sich dem Anscheine nach um Geschäffte bekümmerte, dennoch einige gute Eigenschaften zu besitzen schien. Aber leider war, wie ich jetzt einsehe, dieser Schein nur für mich da, die ich von dem Sohne so gütiger Wohlthäter, als Vater und Mutter für mich gewesen waren, gut zu urtheilen wünschte. Unglücklicher Weise war seine Mutter zwey Jahre vor dem Vater verstorben; sonst würde ich bey ihr gewesen seyn, und sie, die sie ihn weit besser kannte, als ich, würde mich aus der Schlinge gerettet haben, in welche meine Unerfahrenheit mich gerathen ließ.

Mein Vormund hatte mich nach dem Tode seiner Ehegattinn bey einer Wittwe auf dem Lande, die mit ihm verwandt war, in die Kost gegeben. Als diese sich jetzt wieder verheyrathete, war ich mir selbst überlassen, und zog in die Stadt, wo ich für jährliche sechzig Pfund eine meublirte Wohnung in *** straße miethete. Ungefähr vierzehn Tage nachher besuchte mich der junge Bonheart. Ich nahm ihn auf, wie eine Schwester einen Bruder aufzunehmen pflegt, und in der That nannte ich ihn gewöhnlich also, weil ich ihn als meinen Pflegebruder ansah: denn sein Vater und seine Mutter waren für mich die zärtlichsten Aeltern gewesen. Er gab sich das Ansehen eines Mannes von Geschäfften, sagte mir, daß jetzt, da die Besorgung seiner Angelegenheiten ihm selbst obläge, diese ihm mehr Vergnügen machte, als er jemals in den Stunden seiner wilden Ausschweifungen genossen hätte; daß seine Geschäffte trefflich von Statten giengen, und daß er, wenn sein alter Vater ihm zweymal so viel hinterlassen hätte, jeden Pfenning, nicht nur zum Dienste seiner auswärtigen Freunde, sondern auch zu seinem eignen großen Vortheile anwenden könnte. Und, liebe Polly, setzte er mit einer ihm eignen sorglosen Mine hinzu, wenn ich funfzigtausend Pfund zusammen habe, und Sie unterhalten kann, wie Sie unterhalten werden müssen, alsdann will ich mir Ihre Hand ausbitten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Montag, den 10ten Junius 1776.

Fortsetzung der Geschichte der Miß St. Vincent.

Ich lachte und antwortete ihm, wir wären zu nahe verwandt: denn ich sah ihn wirklich immer als meinen Bruder an. Nachdem unsre Unterredung noch eine kurze Zeit gedauert hatte, nahmen wir Abschied von einander. Beym Weggehen ersuchte ich ihn, er möchte mich so oft besuchen, als es seine Geschäffte zulassen wollten. Innerhalb vierzehn Tagen kam er zwey oder dreymal zu mir, blieb nicht über zehn Minuten, schützte eilige Geschäffte vor und sagte: Es ist lauter Verlangen nach Ihnen, Polly! denn ich will erst meine funfzigtausend Pfund besitzen, ehe ich Ihnen ein Wort sage.

Ich sagte ihm, ich würde, wenn ers erst so weit gebracht hätte, alles Mögliche thun, ihm zu einer guten Frau zu verhelfen. Aber ich selbst, setzte ich hinzu, kann nie die schwesterliche Zuneigung, die ich für Sie empfinde, in irgend etwas anders verwandeln.

Ich wills versuchen, erwiederte er, wenn ich erst meine Wünsche erreicht habe nach welchen ich so ängstlich arbeite, daß ich jede Guinee, die ich in der Welt besitze, dazu anwende, und manchen Tag mit zwey oder drey Schillingen in der Tasche die Stadt durchlaufe.

Dies war die Lockspeise, die für ein offenes Herz wie das meinige war, ausgeworfen wurde, und nach der Kenntniß, die dieser – mich schaudert den Sohn meines Wohlthäters einen Böswicht zu nennen, und doch fürchte ich, der Name sey noch zu gut für ihn – ich will also sagen, nach der Kenntniß, die dieser böse Mensch von mir hatte, konnte sie schwerlich ihrer Absicht verfehlen.

Was brauchen Sie, sagte ich, sich so sehr einzuschränken, da Sie wissen, daß ich Ihnen allezeit im Nothfalle auf eine kurze Zeit mit fünfhundert, auch wohl mit tausend Pfund aushelfen kann; verlöhre ich auch, indem ich dem Sohne meines Wohlthäters hülfe, eine tausend Pfund, so würde für mich der Schade nicht groß seyn: es wäre nur Ein Kleid weniger im Jahre.

Polly, antwortete der Heuchler, ich

möchte es nicht zugeben, daß Sie, die Sie bloß von Ihren Zinsen leben, tausend Pfund aufs Spiel setzten. Die Handlung ist, selbst bey den vorsichtigsten Leuten, mislich, obgleich ich alle nur ersinnliche Vorsicht anwende; aber bis auf fünfhundert Pfund, wenn ich einen beträchtlichen Vortheil damit gewinnen kann, will ichs wagen mir auf vierzehn Tage oder drey Wochen Credit bey Ihnen auszubitten; vielleicht in zwey oder drey Tagen, aber möglicher Weise auch in einem ganzen Monate noch nicht, kann eine solche Gelegenheit sich ereignen. – Nach diesen Worten trennten wir uns.

Um eine Geschichte, bey der mein Blut weit schneller fließt, als die Dinte aus meiner Feder, abzukürzen, will ich nur dieses sagen: er bewog mich bald nachher, für fünfhundert Pfund öffentliche Verschreibungen für ihn zu verkaufen, die er in zehn Tagen oder in noch kürzerer Zeit pünktlich wieder erstattete. Dies wiederholte er binnen etwa sechs Monaten vier oder fünfmal, rühmte, wie viel Vortheil er damit gemacht hätte, und entschuldigte zu gleicher Zeit die Mühe, die er mir machte, so oft in die Bank zu gehen, um umschreiben zu lassen. Ich bat ihn, daran nicht zu gedenken, weil das Vergnügen, meinem Bruder, dem Sohne meines Wohlthäters, nützlich zu seyn, diese Mühe mehr als zehnfach belohnte. Dies Possenspiel trieb der niederträchtigste Mensch, bis zwey oder drey Tage vor der unglücklichen Nacht, da Sie mich in einem so hülflosen und verzweifelten Zustande antrafen. Er kam des Morgens, um mit mir zu frühstücken, und sagte mir, er hätte die ganze Nacht hindurch an mich gedacht, weil mein Vortheil ihm so werth als sein eigner wäre. – Polly, sagte er, wir sind dem Ausbruche eines Krieges nahe; die Stocks fiengen gestern an zu fallen, und ich bin versichert, daß sie innerhalb acht Tagen um zehn aufs Hundert niedriger seyn werden.

Was wollen Sie, Bruder, sagte ich, daß ich thun solle?

Ich rathe, war seine Antwort, daß Sie noch heut im Tage Ihr Geld in Indische Actien verwandeln; sie geben jetzt nur eine geringe Prämie, es kann also nichts daran verlohren werden. Ich will mit Ihnen gehen und Ihnen beym Verkaufe und Einkaufe helfen; hernach will ich, um Sie vor allen Zufällen von Feuersgefahr oder Dieben zu sichern, mit Ihnen bey Child einsprechen, um ihm die Actien in Verwahrung zu geben. Da werden sie sicher seyn, und ich bin gewiß, daß das Geschäfft dieses Tages für meine liebe Schwester einen Unterschied von tausend Pfund geben werde.

Alles schien mir so in die Augen leuchtend, vornemlich seine Sorge wegen des letzten Punkts in Ansehung der sichern Aufbewahrung der Actien, daß ich, nach einer nur noch kurzen Unterredung, eine Kutsche kommen ließ und mit ihm in die City fuhr. Wir stiegen bey seinem Strumpfhändler aus, in dessen Speisezimmer ich sitzen blieb,

blieb, bis er seinen Makler holte, der gleich einen Käufer mitbrachte. Wir giengen in die Bank, wo ich für neuntausend siebenhundert Pfund Stocks umschreiben ließ. Um mir die Mühe zu ersparen, zählte er die Banknoten, so wie er sie von dem Makler in Empfang nahm, und bat mich, ihm zuzusehen, ob er auch recht zählte. Darauf legte er sie zusammen und streckte seine Hand in einer Stellung aus, als ob er sie mir überreichen wollte. Aber auf Einmal wandte er sich an den Makler, und bat ihn, sofort seinen Freund mit den Indischen Actien zu holen und zu uns in des Strumpfhändlers Haus zu kommen. Darauf hielt er die Banknoten in seiner linken Hand, und indem er seinen rechten Arm hergab um mich zu führen, giengen wir zum Strumpfhändler. Ich hatte eben meinen Fuß auf die Stuffe zum Laden gesetzt, als er den Makler mit den Actien zu sehen vorgab.

Gehen Sie die Treppe hinauf, Schwester, sagte er, und ich will ihn einholen, und in einem Augenblicke bey Ihnen seyn.

Er kam gleichwohl erst in einer halben Stunde wieder, welches mir lang vorkam; indeß kam er endlich mit einer so gutmüthigen Mine, daß ich wegen meiner Unruhe böse auf mich selbst war.

Polly, sagte er, ich fand, daß der Makler Sharp nicht sofort eine so große Summe bringen könnte. Ich habe also die Banknoten in Ihrem Namen bey den Herren *** in Verwahrung gelassen, und mir von ihnen einen kleinen Schein geben lassen, daß sie bey ihnen bereit liegen. Sie werden also die Actien in Empfang nehmen und sie morgen für uns in Bereitschaft haben. Aber jetzt fällt mirs ein, ich hätte die Banknoten in meinem eignen Namen in Verwahrung geben können, weil es Ihnen nur Mühe machen wird, morgen wieder in die City zu kommen; wiewohl, wenn ichs nochmals überlege, da es gerathen seyn wird, sie sofort zu Child zu bringen, so wird Ihre Fahrt dahin nicht viel weiter seyn als nach Temple-Bar. Darauf befahl er meinem Bedienten, eine Kutsche zu bestellen, und das mit einer so ungezwungenen Mine, daß ich unmöglich etwas Schlimmes argwöhnen konnte. Ich begab mich also nach Hause, in der vollkommensten Ueberzeugung, er würde den folgenden Tag zum Frühstücke zu mir kommen. Aber kein Bonheart kam. Ich wurde ein wenig unruhig; aber etwa um zwey Uhr erhielt ich ein Billet, daß Herr Sharp nur für fünftausend Pfund Actien hätte erhalten können, und die übrigen nicht eher als morgen schaffen könnte, da er die Sache zu Ende bringen wollte und ich sie alle zusammen haben sollte. Dies beruhigte mich wieder. Als aber am folgenden Morgen kein Bonheart sich sehen ließ, ließ ich um zwölf Uhr eine Kutsche kommen, nahm Niemanden als meinen Bedienten mit, und fuhr sogleich nach seinem Hause. Ich flog augenblicklich hinein, und als ich nach der alten

Nanny fragte, einem Dienstmädchen, die schon bey seinem Vater gedient hatte, kam diese mir mit Blicken so voll von Schauder und Schrecken entgegen, daß dieser Anblick mich im höchsten Grade erschütterte.

O Madame, sagte Nanny, was brachte Sie hieher? – Ich komme, sagte ich, um ihren Herrn zu suchen. – Ich hoffe, erwiederte das arme Geschöpf, er hat nicht Geld von Ihnen geborgt: denn alle Nachbarn sagen, er habe sich, Gott weiß wie tief in Schulden gesteckt, und alle Freunde und Bekannte, die ihm getrauet haben, angeführt. Ich fürchtete, es würde einmal so kommen: denn er bekümmerte sich niemals im geringsten um Geschäffte, sondern lag sechs, sieben Nächte hinter einander in einem berüchtigten Hause in Coventgarden, oder saß die ganze Nacht beym Spiele. Wir haben ihn seit ehegestern frühe nicht gesehen, und ich fürchte, jenes Gespräch sey nur allzuwahr: denn es sind, seit er weggieng, an die hundert Gläubiger hier gewesen, und man sagt, es würden morgen die Gerichtsdiener kommen. Ich sank bey diesen Worten zu Boden. Das arme Mädchen that alles was sie konnte, um mir beyzustehen, und brachte mich wieder zu mir selbst.

Ich erzählte ihr, wie er es mit mir gemacht hätte. Barbarischer Bösewicht, setzte ich hinzu, mir nicht einmal armselige tausend Pfund zu lassen, um Mangel und Elend von meiner Schwelle zu entfernen!

Das alte treue Mädchen nahm Theil an meinem Unglücke und wünschte mich nach Hause gebracht zu sehen. Ich setzte mich in eine Sänfte in einem Zustande von Unempfindlichkeit, in welchem ich bis um fünf Uhr blieb, da ein lautes Pochen an der Thür meines Speisezimmers mich aus demselben erweckte. Gleich darauf trat meine Hauswirthinn herein, und redete mich in einem Tone, an den ich sonst nie gewohnt war, also an: Madame, ich habe alles Ihr Unglück von der Frauensperson gehört, die Sie gestern zu Hause brachte, und es geht mir sehr nahe; aber wir Art Leute, die wir sonst wenig Einkommen haben, als vom Vermiethen unsrer Häuser, müssen für uns selbst sorgen. Morgen ist eine halbjährige Miethe fällig, und da Sie wahrscheinlich nicht hier bleiben können, so ersuche ich Sie, Sich gegen morgen Abend nach einem Quartiere umzusehen: von Ihren Kleidern indessen kann ich kein Stück fahren lassen, bis ich bezahlt bin.

Hätte ich auch Kräfte genug gehabt ihr zu antworten, so würde doch mein Erstaunen mich nicht haben zur Sprache kommen lassen. Aber sie ließ mir keine Zeit zur Antwort: denn augenblicklich drehte sie sich um und gieng wieder fort.

Der Unwille ersetzte darauf den Mangel meiner Kräfte. Ich beschloß, nicht länger unter dem Dache einer Nichtswürdigen zu bleiben, die alle Empfindung von Menschlichkeit verlohren

lohren hatte. Ich warf meinen Mantel um, und gieng zu Fuß in die Wohnung einer Frau, die über eilf Jahre bey mir gedient, und der ich zweyhundert Pfund zum Brautſchatze gegeben hatte, als ſie ſich an einen fleißigen Mann verheyrathete, der einen Gewürzladen hatte. Ich ſagte ihr, ich ſey gekommen, mir auf eine Nacht, vielleicht auf eine Woche, vielleicht auch auf länger ein Bette von ihr auszubitten. Sie antwortete, ſie würde glücklich ſeyn, wenn ich auf ein Jahr oder auf ſo lange, als es mir gefiele, ihre kleine Gelegenheit nehmen wollte. Darauf machte ſie, wie ſie mich ſo ſchwächlich ſah, Anſtalt, mir in dem kleinen Zimmer hinter dem Laden ſo geſchwinde als möglich eine Taſſe Thee vorzuſetzen. Indem ich verſuchte, einen oder ein Paar Löffel voll zu meiner Erfriſchung herunterzubringen, denn ich hatte beynahe gefaſtet, wartete ſie mir mit ſo vieler Sorgfalt auf, und ſchien ſo gefühlvoll an dem tiefen Kummer, in welchen ſie mich verſenkt ſah, Theil zu nehmen, daß ich mir einige Erleichterung davon verſprach, wenn ich nicht nur meinen Kummer gegen ſie ausſchüttete, ſondern auch das Mitleid einer ſo dankbaren Perſon mir bezeugt hörte. Ich erzählte ihr alſo Alles aufs genaueſte, und ſetzte hinzu, was für ein unmenſchlicher Böſewicht er wäre, da er mir Nichts gelaſſen hätte.

Nichts, Madame? ſagte ſie mit einiger Lebhaftigkeit.

Nein, erwiederte ich, nicht ſo viel, daß ich meinem Bedienten und meinem Mädchen ihren Lohn, und die Miethe für meine Wohnung bezahlen könnte. — So verwirrt ich war, ſo konnte ich doch wahrnehmen, daß bey dieſen Worten die Mine der Frau ſich ſo ſehr veränderte, daß nicht der mindeſte Schein jener Ehrfurcht, die ſie ſonſt immer in meiner Gegenwart zeigte, übrig blieb. Sie gieng auf Einmal aus dem Zimmer, unter dem Vorwande, einen Käufer abzufertigen, obgleich ihr Mann im Laden war. Darauf pflog ſie, anſtatt zurückzukommen, Rath mit ihren Manne, fertigte einen oder ein Paar Käufer ab, ſo wie ſolche vor den Laden kamen, und ließ mich etwa eine halbe Stunde allein. Endlich kam ſie wieder mit einer Mine, die mir, weil ſie ſie ſonſt nie in meiner Gegenwart gehabt hatte, fremd war, fieng an das Porcellain ſo kaltblütig aufzuwaſchen, als ob ich überall nicht im Zimmer wäre, und ſchien die ganze Zeit über mit etwas ſchwanger zu gehen, dem ſie gern Luft machen wollte. Endlich kam es heraus. Ich bedaure es, Madame, ſagte ſie, daß mein Mann ſo thöricht iſt und mir es nicht geſagt hat, daß gerade heute frühe unſer Vorderzimmer an einen gewiſſen Herrn vermiethet iſt, der morgen einzieht, und ſolchen Leuten darf man ſein Wort nicht brechen, wenn ſie etwas auf die Hand gegeben haben; aber auf dieſe Nacht ſoll Ihnen unſer Bett ſehr gern zu Dienſten ſtehen.

Sie ſagte noch weit mehr; aber das plötzliche Entſetzen über eine ſolche

Undankbarkeit rührte mich zu empfindlich: die Vernunft wurde dadurch von ihrem Throne vertrieben, und Anarchie und Verwirrung nahmen ihren Platz ein. Ich sah, ohne ein Wort reden zu können, die Frau so starr an, daß sie es nicht aushalten konnte, sondern den Theetisch nahm und ihre Arbeit damit im Laden vollendete.

Nun fieng im Ernste meine Vernunft an zu wanken, und nur schwach erinnere ich mich der folgenden Umstände: Ich nahm meinen Mantel um und gieng durch den Laden, wo ich mit den Worten: dies ist für meinen Thee, und mit einer so unwilligen Mine einen Schilling auf den Ladentisch legte, daß keines von den beyden niedrigen Geschöpfen ein Wort antworten konnte. Der Mann fuhr fort etwas zu wägen, und sie, den Theetopf zu scheuern, als ob sie mich überall nicht gesehen hätten. Von diesem Augenblicke an kann ich mich kaum des geringsten Umstandes erinnern, als daß ich in einer fühllosen Unempfindlichkeit umherwanderte, und von sechs Uhr Abends bis Morgens um drey, viele Meilen gegangen seyn muß. Denn ich ließ meine Füße nicht ruhen, bis wenig Minuten vorher, ehe Sie mich fanden. Hätte nicht die Stimme jenes pöbelhaften Menschen Sie an den Ort gebracht, von welchem meine schwachen Gliedmaaßen mich nicht wieder wegtragen konnten, so würde ich lange vor Anbruch des Tages in die ewige Ruhe eingegangen seyn. Ich erinnere mich noch recht wohl meines Seufzers bey Millbank, wo ich im Begriffe war, mich plötzlich der göttlichen Gegenwart zu nähern, indem ich mich in den Strom stürzen wollte. Auf Einmal gab der Allmächtige mir meine Vernunft wieder, und ich sah die schreckliche Sünde des Selbstmords in ihrem wahren Lichte. Mich dünkt, ich hörte meinen Schutzengel sagen: Harre in Geduld, Maria! und laufe mit Ergebung in den Willen des Allmächtigen die Bahn, welche seine Hand dir vorgezeichnet hat: wie kurz sind die langwierigsten Leiden dieser Welt, wenn du sie mit einer ewigen Glückseligkeit vergleichst!

Mit Schaudern verließ ich hierauf einen Platz, wo ich der Begehung eines so fürchterlichen Verbrechens so nahe gewesen war; aber ich fand bald, daß meine Vernunft, zu geschäfftig in Betrachtungen, schnell auf eine Reihe von Begriffen gerieth, worein sie aufs neue sich verwickelte und verlohr. Wie ich an den Neuen Strom kam, weiß ich nicht; aber zu Islington, als ich eben im Begriffe war mich hineinzustürzen, gefiel es der göttlichen Güte noch Einmal, mich zurückzuhalten. Es kam mir vor, als fühlte ich eine unsichtbare Hand mich zurückziehen und als hörte ich eine Stimme sagen: Uebereiltes Mädchen, versuche nicht den allmächtigen Schöpfer des Himmels u. der Erde.

Jetzt nahm ich mir ernsthaft vor, meine Leiden geduldig zu ertragen, bis es der Hand Gottes gefallen würde, mich zur Ruhe zu legen. Wie ich an den Ort hin geirrt bin, wo Sie mich antrafen,

das

das weiß ich nicht: ich erinnere mich nur, wie ich vorhin ſagte, daß meine erſchöpften Lebensgeiſter und meine ermüdeten Glieder mich nicht länger unterſtützen konnten. –

Nichts gleichet den verſchiedenen Bewegungen, welche abwechſelnd in Villiers Bruſt bey Leſung dieſer Erzählung erweckt wurden; die Bosheit des jungen Bonheart ſetzte ihn nicht ſehr in Erſtaunen, weil er deſſen Charakter ſehr wohl kannte; nur das konnte er ſich nicht einbilden, daß ein Feind aus der Hölle ſo wenig Gewiſſensbiſſe hätte fühlen können, daß er ihr nicht eine geringe Kleinigkeit zu Unterhaltung des Lebens ſollte gelaſſen haben, ſondern ein liebenswürdiges junges Frauenzimmer ganz zu Grunde richtete, die ſo viele Zuneigung zu ihm hatte, als ob ſie ſeine wirkliche Schweſter geweſen wäre. Aber der gemeine Eigennutz ihrer Hauswirthinn und die Undankbarkeit ihrer ehemaligen Magd, gegen welche ſie ſo ungewöhnlich gütig geweſen war, ſetzte ihn über die Maaße in Erſtaunen. Eine Fluth von Liebe und Zärtlichkeit für die theure Unglückliche, vermiſcht mit Wuth und Verachtung gegen die andern abſcheulichen Geſchöpfe, hielten ihn etwa eine halbe Stunde auf ſeinem Sitze, ehe er ſich entſchließen konnte, was er für Maaßregeln nehmen wollte. Als er endlich ſich beſann, daß der Arzt ihn erſucht hätte, ſich ſo viel möglich zu entfernen, um dem armen Mädchen Zeit zu laſſen ihre Lebensgeiſter ein wenig zu ſammeln, weil ſeine Gegenwart und der Kummer, welchen er zu verbergen nicht im Stande war, ſie ſo ſehr rührten; glaubte er, es wäre jetzt die beſte Zeit, ſich ihrer Effecten anzunehmen. Er holte alſo einen Rechtsgelehrten zum Beyſtande herbey, und ſie giengen zuſammen zu Frau Letlodge. Das Weib war glücklicher Weiſe zu Hauſe. Villiers fragte ſie, ob ſie einige Zimmer zu vermiethen hätte? – Ja, im erſten Stock, ſagte ſie, und bat ſie, ſie zu beſehen. Das Weib argwöhnte nichts von der Sache, und da ſie einſah, daß es den Zimmern zu einer groſſen Empfehlung gereichen würde, wenn ſie ſie in dem artigen und ſaubern Zuſtande zeigte, worin Miß St. Vincent ſie verlaſſen, indem ſie ſolche mit tauſenderley ſchönen und zierlichen eignen kleinen Meublen verſehen hatte, ſo führte ſie ſie ohne Bedenken hinauf. Ich weiß nicht, war es ein günſtiges Vorurtheil für Alles, was dem theuren Mädchen gehörte, genug, Herr Villiers wurde von der Nettigkeit, dem Geſchmacke und der Zierlichkeit der Zimmer bezaubert. – Beym Himmel, ſagte er in dem Tone eines anſcheinenden Erſtaunens, nach der Toilette und der Nettigkeit zu urtheilen, hat hier eine Dame gewohnt?

Ja, ſagte die Wirthinn ganz gelaſſen, eine Dame, die vor vierzehn Tagen aufs Land gezogen iſt.

Zogen ihre Bedienten mit ihr? fragte Villiers ernſthaft.

Das Weib gerieth bey dieſer Frage ein wenig aus der Faſſung. Ja, nein, antwortete ſie verwirrt, ich kann es nicht ſagen.

Aber ich kann es, ſagte Villiers, der ſich nicht länger halten konnte, und unſer

ſer Beſuch betrifft Miß St. Vincent. Dieſer Herr hat einen Arreſtbefehl vom Lord Oberrichter wider Sie, daß Sie den Bedienten der Miß die Zimmer ihrer Herrſchaft verſchloſſen und ihre Güter geſtohlen hat. Weil in peinlichen Sachen, wie dieſe, keine Bürgſchaft Statt hat, ſo muß Sie ſich fertig machen, ſogleich mit uns zu gehen.

Meine lieben Herren, ſagte das Weib, im Begriffe zu Boden zu ſinken, nicht einen Lappen hab ich von ſeiner Stelle genommen, außer ihren Juwelen, die ich der größern Sicherheit wegen in mein eignes Zimmer gebracht habe, wo ich ſie ſogleich her holen will.

Ja in Wahrheit, ſagte Villiers, der Sicherheit wegen! Aber Sie muß erlauben, daß ich Sie begleite, indem Sie ſie holt. Unter dieſen Worten folgte Villiers ihr hinauf in ihre Schlafkammer, wo ſie die Juwelen aus einem großen Kaſten mitten aus einem Haufen alter Kleider und Unterröcke, in welchen ſie ſie hineingeſtopft hatte, heraus holte. Um es kurz zu machen, ſie brachten von ihr heraus, daß das Mädchen der Miß St. Vincent in dem Erkner gegenüber wohnte, wo das arme Geſchöpf den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht ſaß und auf die Zurückkunft ihrer Gebieterinn wartete, nachdem dieſer Teufel vom Weibe, wie Villiers vermuthete, beydes ſie und den Bedienten gleich den Tag darauf, nachdem Miß St. Vincent ausgeblieben war, aus dem Hauſe gewieſen. Villiers ſandte ſeinen Bedienten zu dem Mädchen und ließ ihr ſagen, er hätte den Auftrag, ſie zu ihrer Herrſchaft zu bringen. Darauf ließ er durch ſie und durch ſeinen Bedienten alle Geräthſchaften ꝛc. der Miß St. Vincent zuſammenpacken, bat das Mädchen ſich zu beſinnen, ob etwas fehlte? und zog zugleich das Verzeichniß aus ſeiner Taſche. Jetzt entſchloß ſich das Weib, ſich erſt zu beſinnen, und beſann ſich, daß ſie die beſten Treſſen in Verwahrung genommen hätte, weil dieſe nächſt den Juwelen das koſtbarſte waren. Ich konnte nicht umhin zu denken, ſie würde einen trefflichen Adjutanten bey dem General *** abgegeben haben, weil ſie ſo ſchnell den Rahm von der Beute abſondern konnte. Als alles zuſammengepackt und in zwey Kutſchen gebracht war, ſetzte Herr Villiers noch das Spiel mit dem Arreſtbefehle fort. Dieſes und die Strafbarkeit ihrer böſen Abſichten machte, daß das Weib ſich freute, die zurückgelaſſenen Verzierungen und nagelfeſten Sachen, auch die Küchengeräthſchaften, welches alles zuſammengenommen nicht unter hundert Pfund konnte gekoſtet haben, und dem Weibe in der That noch ſiebenzig Pfund werth war, als eine volle Vergeltung der rückſtändigen Miethe von dreyßig Pfund zu behalten. So beſtrafte Villiers edles Herz eine Niederträchtige, indem er ihr weit mehr gab, als ihr zukam; aber er bedachte, daß die Sachen, wenn ſie los- und heruntergeriſſen würden, nur gerade ſo viel werth ſeyn würden, als die Miethe betrug. Er ließ alſo lieber ein unwürdiges Weib eines Vortheils genießen, als daß er um nur zu ſchaden hätte Schaden thun ſollen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Freytag, den 14ten Junius 1776.

Schluß der Geschichte der Miß St. Vincent.

Nichts hätte der Miß St. Vincent ein größers Vergnügen gewähren können, als der Anblick ihres alten Dienstmädchens in diesem kritischen Zeitpunkte; aber das arme Mädchen erschrack, wie sie in so kurzer Zeit eine so große Veränderung entstanden sah, dermaaßen, daß sie nur mit Mühe sich aufrecht erhalten konnte. Durch eine glückliche Gegenwart des Geistes unterdrückte sie indessen zum Theil ihre Bewegungen, damit es nicht ihre Gebieterinn rühren möchte, die keines neuen Kummers zu bedürfen schien, der einer Krankheit noch beystünde, die so sichtbare Wirkung gethan hatte, ein so kostbares Leben zu untergraben. Sie fieng also an ihrer Gebieterinn zu erzählen, wie Herr Villiers sie angetroffen, auf welche Art er ihre Effecten ꝛc. weggebracht hätte, und bezeugte, es wäre ihr leid, daß er dem hartherzigen niederträchtigen Weibe so vieles für ihre Miethe gegeben hätte.

Und mir würde es leid seyn, sagte die liebreiche Miß St. Vincent, wenn er ihr weniger gegeben hätte, als ihr zukam: denn ihr niederträchtiger Geiz ist keine Regel für ein edelmüthiges Herz. Aber, fuhr sie fort, wo ist dieser würdige Mann? wo ist Herr Villiers? Sage ihm, setzte sie hinzu, indem sie die Ursache seiner Abwesenheit muthmaßte, daß meine Seele in seiner Abwesenheit mit weit schnellern Flügeln davon eilt, als wenn er gegenwärtig ist, und, wenn irgend etwas sie auf Erden zurückhalten könnte, so sey es der Wunsch einen Kummer zu erleichtern, den ich das Unglück gehabt habe dem Herzen des besten Mannes einzuflößen.

Villiers öffnete eben sanft die Thür, als er sie diese Worte aussprechen hörte. Er gieng leise näher zu ihr hin und nahm knieend ihre Hand. O liebenswürdige Maria, sagte er, können Sie wünschen, meinen Kummer zu lindern, und doch nicht in der Bemühung zu leben das einzige Mittel wählen, wodurch es möglich ist?

Wenn meine Bemühung zu leben, sagte sie mit einem Blicke voll unaussprechlicher Güte, ihre Betrübniß mildern kann; so glauben Sie, ich

 wür-

würde meine äußersten Kräfte dazu anwenden. Aber der allmächtige Beherrscher der Welt hat es anders bestimmt. Ich ersuche Sie also, lassen Sie Ihren Rechtsgelehrten eine kurze Vollmacht entwerfen, daß Sie sich nicht nur meiner wenigen Habseligkeiten anmaaßen, sondern auch den unmenschlichen Bösewicht zur Rechenschaft fodern können, der mich auf eine so grausame Art getödtet hat. Ich denke, wenn er jemals in dies Land zurückkehrt, ob ich gleich ihm nicht ans Leben kommen möchte, so muß er doch nicht ruhig die Früchte einer so kalten und überlegten Bosheit genießen.

Wenn ich den Verlust meiner Maria, sagte Villiers, welchen der Himmel verhüten wolle, vielleicht überleben sollte, so wird die einzige Ursache, das Leben zu ertragen, für mich diese seyn, daß ich bis ans Ende der Welt diesen Bösewicht aufsuche.

Warum, sagte die liebenswürdige Leidende, warum wollen Sie meine Seele in Unruhe abscheiden lassen, in der Furcht, einen würdigen Mann in einen Streit mit einem Bösewichte zu verwickeln? Versprechen Sie mir, ihn den gerechten Gesetzen des Landes zu überlassen, und den Bissen seines eignen Gewissens, oder Sie werden die wenigen Augenblicke, die ich noch zu athmen habe, mit mehrerer Unruhe erfüllen, als je etwas, das ich gefühlt habe.

Ich verspreche es, mein immer anbetenswürdiger Engel, erwiederte Villiers, ich verspreche es, daß ich in Allem was Sie wünschen, Ihren Befehlen gehorchen will.

Hierauf sagte das liebenswürdige Mädchen mit dem gefälligsten Blicke, aber in dumpfem Tone: Ich danke Ihnen; aber wo ist Ihr Freund, der Rechtsgelehrte?

Villiers wußte, daß er noch im Hause war und ihn, ehe er weggienge, noch einmal zu sehen erwartete, und ließ ihn ins Zimmer holen. Er entwarf sogleich einen Aufsatz wie sie ihn haben wollte, welchen sie unterzeichnete, indem sie sagte: Es ist unnöthig, daß ich meine armen Bedienten Ihrer Fürsorge empfehle.

Sie sank darauf, als ob sie nun des Lebens nicht weiter bedürfte, ohne Bewegung in ihren Stuhl zurück. In dem Augenblicke trat der Arzt herein. Er merkte bald, daß die kalte Hand des Todes über ihr wäre, ob ihm gleich dieser unerbittliche Tyrann schneller, als ers vermuthet hätte, nach seiner Beute schien gehascht zu haben. Als er hörte, was sie auf ihr ernsthaftes Verlangen vorgehabt hätten, sagte er: Ich wundere mich also nicht, daß die Anstrengung des geringen Restes ihrer Kräfte ihr kostbares Leben um einige Stunden verkürzt hat.

Diese ganze Zeit hindurch stand Villiers ohne Bewegung und Empfindung, gleich einer Marmorsäule. Er hielt ihre linke Hand zwischen seinen beyden Händen, indessen daß der Arzt nach dem Pulse fühlte, und mittelst eines polirten Glases versuchte, ob sie nach athmete. Noch Einmal

öff-

öffnete sie ihre liebenswürdigen Augen, und heftete sie erst mit einem Blicke voll unaussprechlicher Zärtlichkeit auf Villiers, dann richtete sie sie gen Himmel, und augenblicklich schloß sie dieselben auf immer. So fiel, durch die grausame Hand eines fühllosen Menschen, ein irdischer Engel, der, wenn er länger gelebt hätte, die Zierde des weiblichen Geschlechts und die Freude des unsrigen würde gewesen seyn.

Ich habe Philosophen behaupten hören, daß der äußerste Grad einer plötzlichen Freude gefährlicher sey, als der äußerste Grad der Betrübniß. Aber hier wurde die Betrübniß tödtlich. Ihr zärtlicher Bau – eine zarte Pflanze, die durch die Sorgfalt ihres würdigen Vormundes in einem Treibhause aufgewachsen war, wo ewig die Sonne schien, schrumpfte bey dem grausamen Sturme zusammen, dem sie so plötzlich ausgesetzt wurde, und ihr schönes Haupt sank, ohne je sich wieder empor zu heben.

Villiers hatte gerade so vieles Bewußtseyn wieder bekommen, um ihren letzten Blick aufzufassen und sie sterben zu sehen. Dies brachte ihn nicht nur in den vorigen unempfindlichen Zustand zurück, sondern es schien die fürchterlichsten Wirkungen zu drohen. Sein Freund, Herr Meanwell, glaubte, der Anblick des theuren Gegenstandes, der für ihn und für die Welt auf immer verlohren war, würde nur dienen, eine Bewegung zu vermehren, die schon zu mächtig geworden war, um sich beherrschen zu lassen: er ließ also eine Sänfte holen. In diese wurde Villiers in dem Zustande einer völligen Unempfindlichkeit geführt und nach Hause getragen, indessen daß der gute Rechtsgelehrte immer zur Seite gieng und Villiers Bedienten ihn auf dem Sitze halten half.

Er wurde gleich zu Bette gelegt, und lag drey Wochen, ehe man urtheilen konnte, ob nicht die Betrübniß auf ihn eine noch schlimmere Wirkung, als auf den abgeschiedenen Engel haben, und ihn seiner Sinne berauben würde. Die Natur gewann endlich die Oberhand, und seine Vernunft fieng an wiederzukommen. Die erste Probe, die er davon gab, war diese, daß er sagte: Warum konnte die ewig liebenswürdige Maria sterben und mich zurücklassen?

Weil sie, antwortete Meanwell, Sie zurückgelassen hat, um den Bösewicht, der sie ermordet, zu einer strengen Rechenschaft zu ziehen.

Und das will ich, beym Himmel! sagte er, und wollte sich aufrichten; aber er war zu schwach.

Und Sie sollen es, sagte Meanwell. Aber um es auszuführen, müssen Sie anstatt über dasjenige zu klagen, was der Himmel beschlossen hat und was nicht zu wiederrufen steht, sich bemühen, die Gesundheit und Stärke wieder zu gewinnen, die zu Ausführung ihres, ihrer großen Seele würdigen Endzwecks nöthig ist.

Obgleich Meanwell keine andre Absicht hatte, als Eine Leidenschaft zu vertreiben, indem er eine andre min-

der gefährliche an ihre Stelle seßte, so habe ich dennoch Ursach zu glauben, daß er unvorsichtiger Weise den Grund zu einer gefährlichen Sache für Villiers legte. Dieser wurde nun, da Rache die Stelle des Kummers einnahm, ungemein bald wieder hergestellt, und konnte in weniger als vierzehn Tagen schon wieder ausgehen. Meanwell hatte ein anständiges Leichenbegängniß für Miß St. Vincent angeordnet, welchem ihr Bedienter und ihr Mädchen folgten, und die aufrichtigsten Trauerleute waren, die vielleicht binnen funfzig Jahren in London einem Sarge gefolget sind. Das erste was Villiers that, war, daß er Trauer für seine liebe verlohrne Maria bestellte. Darauf ließ er den Bedienten und das Mädchen rufen und gab ihnen alle ihre Kleider und einem jeden hundert Pfund; die Juwelen behielt er als kostbare Reliquien, die immer zu ihrem Andenken sollten aufbewahrt werden. Darauf schrieb er mit so vielem Fleiße in die Fremde, um sich nach dem Aufenthalte des Bösewichts zu erkundigen, daß er in weniger als drey Monaten in Erfahrung brachte, der Bube verschwende zu Venedig die Früchte seiner Mordthat: sofort machte er Anstalt, ihm dahin nachzufolgen.

Ob der große Regierer der Welt es zuließ, daß Villiers den Bösewicht fand und ihn andern zu einem Beyspiele machte, oder ob seine Vorsehung ihn noch ein Leben fortführen ließ, das bald die Beute der Armuth, der Schande und eines strafenden Gewissens werden muß, weiß ich nicht. Dem sey wie ihm wolle! obwohl unserm kurzsichtigen Verstande die Wege des Himmels dunkel und verworren scheinen, so ist dennoch nichts gewissers, als daß eine Hand, die nicht irren kann, über Alles regiert, und dasjenige, was uns in Beziehung aufs Einzelne ein Uebel scheint, dennoch allemal auf das allgemeine Beste abzweckt.

Hannover. Velthusen.

Ueber das Alterthum der Hufeisen.

Die Antiquarische Societät in London legt dem Publico unter dem Titul: Archäologie, vermischte Abhandlungen die Alterthümer betreffend, vor. Im neunten und zehnten Artikel des dritten Bandes wird von dem Alterthum der Hufeisen gehandelt, welche Untersuchung Herr Rogers und Herr Pegge der Societät geliefert haben. Vielen Lesern des Magazins wird es angenehm seyn, hievon etwas zu wissen. In dieser Voraussetzung ist nachfolgender Auszug aus der englischen allgemeinen Bibliothek, welche zu Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung verlegt wird, allhier eingerückt:

Herr

Herr Rogers hat verschiedene Beweise vorgetragen, um die Meynung zu erweisen, daß die Gewohnheit die Pferde mit Eisen zu beschlagen den Alten bekannt gewesen, und daß man sogar schon zu den Zeiten Homers Spuren davon finde. Herr Pegge hingegen gebraucht verschiedene Beweise, um diese Behauptung zu widerlegen, und er entkräftet, wie uns dünkt, zur Gnüge die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, das für das Alterthum dieser Gewohnheit unter den Griechen angeführt wird. Seine Meynung ist kürzlich diese, daß das Beschlagen der Pferde nichts weniger als eine allgemeine Gewohnheit unter den Alten gewesen; aber man habe Gründe genug anzunehmen, daß sie, zumal in neuern Zeiten, zuweilen sich derselben bedient. Wir wollen dasjenige einrücken, was der Verfasser am Ende seines Versuchs über die Materie vorbringt:

„Der Unterschied der Länder und selbst einzeler Theile derselben sollte bey dem Beschlagen der Thiere in Erwägung gezogen werden. Milde Länder erfodern eine solche Vorsorge nicht. Auch jetzo bey uns beschlagen sie einige nicht und andere nur die Vorderfüße. Die Perser sind sehr unachtsam und gleichgültig in dem Stücke, die Aethiopier, die selten reiten, verabsäumen es ganz: Ideo nec ungulas eorum soleis muniunt, si per aspera & salebrosa loca eundum sit, eos ducunt, ipsi mulis insidentes. Und selbst die Tartarn, die beständig zu Pferde sitzen, thun es nicht: Tempore vero hiemis viis ob gelu asperis & duris corio boum etiam recenti, si aliud non suppetat, pedes equorum suorum involvunt.„

„Dies sind die Gründe, warum diese Gewohnheit bey den Alten nicht allgemein gewesen, sondern zuweilen gebraucht und zuweilen unterlassen worden seyn mag. Es ist gewiß, manche Arten von Arbeit können, besonders in gewissen Gegenden, verrichtet werden, ohne die Pferde zu beschlagen, und an tausend Orten auswärts wissen die Einwohner bis auf den heutigen Tag nichts vom Beschlagen, ob sie gleich Pferde haben.„

„Um hier etwas von den Materialien zu sagen, womit die Pferde vor Alters beschlagen wurden; so findet man, daß Gold und Silber nur von den Großen aus Verschwendung gebraucht worden, aber Eisen ward vermuthlich am häufigsten sowohl bey Pferden als Mauleseln gebraucht. Vossius bemerkt aus dem Xiphilinus, daß einige von den Mauleseln der Poppäa an ihren Füßen versehn gewesen mit σπαρτιοις ἐπιχρυσιοις, mit Hufeisen, die aus einer harten Art von Pfriemenkraut, das gewunden und vergoldet war, gemacht waren, und ich vermuthe sehr, ob ich es gleich nur für eine Conjektur ausgebe, daß die goldnen Hufeisen von den Mauleseln der Poppäa, deren Plinius gedenkt, nur diese σπαρτια ἐπιχρυσια gewesen. Vossius beweist aus dem Columella, daß man die Füße von lahmen Thie-

ren auf die Art verwahrt, und daß die Leute in Afrika und in Spanien, in welchem letztern Lande das Spartum vornemlich wuchs, Schuhe von demselben Zeuge getragen haben. Ja er sagt, daß noch heut zu Tage bey den Chinesern und andern morgenländischen Völkern Pferde sowohl als Menschen ihre Füße mit Leder bedeckt haben; und er wundert sich, daß diese Art zu beschlagen, besonders wenn die Sohle oder das Unterleder mit Nägeln befestigt würde, nicht noch jetzo gebraucht werde, wegen des Schadens, der oft den Hufen durch das Einschlagen der Nägel geschieht, besonders wenn jene nicht gar zu fest sind. Aristoteles bezeugt es ausdrücklich, daß die Kameele beschlagen wurden καρβατιναις, worunter wir, wie ich glaube, lederne Hufeisen verstehen müssen; und Xenophon gedenkt einer Gewohnheit von gewissen asiatischen Völkern, Säcke an die Füße ihrer Pferde zu binden, damit sie nicht im Schnee versinken.„

„Scaliger glaubt, daß die Hufeisen der Thiere, von was für Materialien sie auch gewesen, angebunden und nicht mit Nägeln befestigt worden, und die Worte des Plinius von den Mauleseln der Poppäa scheinen dies anzudeuten: Nostraque ætate Poppæa, conjux Neronis principis, delicatioribus jumentis suis soleas ex auro quoque induere solebat. Aber Vossius zweifelt sehr daran. Verum qua ratione, sagt er, absque clavis id fieri possit, non satis liquet. Und fährt dann fort: In vetusto exemplari Hippiatricorum Græcorum quod habeo, cui etiam picturæ accedunt, clavorum quibus trajiciantur ungulæ signa & vestigia manifesta apparent. Und dennoch konnten obgedachte σπαρτιαι ἐπιχρυσιαι nicht wohl angenagelt seyn, sondern mußten auf eine andre Art befestigt, vielleicht um den Fuß gebunden gewesen seyn, wie unstreitig obgedachte Säcke beym Schnee gewesen, und wie aus dem Wort ὑποδηματα, das für soleæ oder Hufeisen der Maulesel gebraucht wird, zu folgen scheint.„

„Doch ich komme wieder zu meiner Materie zurück. Was die Abendländer betrift, so hatte Childerich, der Vater Clodwichs, des Stifters der französischen Monarchie, seine Schuhe im fünften Jahrhundert beschlagen. Es war damals üblich, das Pferd mit seinem Reuter zu begraben, und als Childrichs Denkmaal 1653 entdeckt ward, fand man unter andern ein eisern Hufeisen darinnen. Das Hufeisen ist klein, daher man muthmaßt, daß das Thier klein gewesen, dem es gehörte. Vielleicht ließen damals nur die Großen ihre Pferde beschlagen, und vielleicht beschlugen nachgehends, da die Gewohnheit allgemeiner ward, die Franken ihre Pferde bloß gelegentlich, wie z. E. bey Frost, auch noch im neunten Jahrhundert. Dies lernen wir aus einer Stelle im Pater Daniel, wo er von dem Pferde Ludwigs des Gütigen beym J. 832 redet und sagt: La gelée qui avoit suivi les pluies de l'automne, avoit gaté les pieds de

la

la pluspart des chevaux, qu'on ne pouvoit faire ferrer dans un pais devenu tout d'un coup ennemi, lorsqu'on y penſoit le moins.„

„In England hat man Urſache zu glauben, daß man bald nach der Normänniſchen Eroberung die Pferde zu beſchlagen angefangen. Wilhelm der Eroberer gab dem Simon St. Liz, einem edeln Normänn, die Stadt Northampton und den ganzen Diſtrikt von Falkley, der damals 40 Pfund jährlich geſchätzt ward, um Hufeiſen für ſeine Pferde zu kaufen; Henricus de Avergny tenuit manerium de Marton in comitatu Eſſex in capite de domino rege per ſerjantium inveniendi unum hominem cum uno equo pretii Xs. & quatuor ferris equorum, & uno ſacco de corio, & una brochea ferrea, quotiescunque contigerit dominum regem ire in Walliam cum exercitu ſumtibus ſuis propriis per quadraginta dies. Heinrich von Ferres oder von Ferrers, der mit Wilhelmen herüber kam, bekam ſeinen Namen, wie es ſcheint, von ſeiner Beſchäfftigung mit den Hufeiſen, nicht als wenn er ſelbſt ein Hufſchmid geweſen, ſondern weil es ſein Amt war, als præfectus fabrorum die Aufſicht darüber zu haben. Als es daher nach den Kreuzzügen gewöhnlich ward, daß die Familien ihre Wappen erblich machten, ſo nahm dieſes große Haus ſechs Hufeiſen ſchwarz im ſilbernen Felde zum Wappen. Wilhelm der Eroberer brachte viele Pferde mit, als er in England einfiel, und ſehr wahrſcheinlich kam die Kunſt die Pferde zu beſchlagen damals auf dieſe Inſel. Was die Dänen betrift, die vorher ſo oft hier landeten, ſo brachten ſie ſelten oder niemals Pferde mit ſich; wenn ſie aufſaßen, ſo geſchah es auf engliſchen Pferden, die ſie ſich hier anſchafften. Von den Britten und ihrer Gewohnheit in Anſehung des Beſchlagens wiſſen wir nichts, ob man uns gleich verſichert, daß es ihnen nicht an Pferden gefehlt ſowohl zum Fahren als zum Reiten; und, was die Sachſen betrifft, ſo ſind die Grafſchaft Lincoln und Oſtangeln, die beyden Diſtricte, welche zu ihren Zeiten die meiſten Pferde gehabt zu haben ſcheinen, beydes Länder, wo man auskommen konnte ohne die Pferde zu beſchlagen. So ward alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach die Gewohnheit die Pferde zu beſchlagen bey der Eroberung eingeführt, und iſt von der Zeit an eine gemeine obgleich nicht allgemeine Gewohnheit der Engländer geweſen, da ſie an einigen Orten wegen der Beſchaffenheit des Bodens und der Arbeit, wegen der Witterung und ähnlicher Umſtände gar wohl ohne Nachtheil der Thiere unterlaſſen werden kann. Und, wenn man annähme, daß bey den Alten, bey den Theſſaliern und andern Völkern beym Beſchlagen der Pferde auf Bedürfniſſe und Umſtände geſehn worden, ſo wäre es keine unvernünftige oder unwahrſcheinliche Muthmaßung.

Beant-

Beantwortung einer Anfrage im 33sten Stücke der Anzeigen von diesem Jahre.

In dem 33ten St. der Anzeigen wird um ein Mittel zu Vertreibung der Läuse ausdem Hühnerhause ersucht. Ich kannfolgendes aus der Erfahrung als zuverläßig mittheilen. Man nehme Queckſilber, dämpfe selbiges in Schweineſchmalz in einem gläsernen oder irdenen Gefäß, ſtreiche ſolches an unterſchiedlichen Orten in dem Hühnerhauſe in die Winkel oder Ecken, ſo viel aber wie möglich, ſo, daß es die Hühner mit ihren Federn nicht abwiſchen. Nach Verlauf zweyer Tage wiederhole man ſolches auf einem andern Ort. Nach ein Paar Tagen reinige man das Haus von allem Staube und Schmutz, beſtreue ſolches etwas mit friſchem groben Sande, und man wird gewiß keine Läuſe weiter ſpüren. Es muß aber von Queckſilber nicht zu ſchwach ſeyn.

Anfrage.

Nach der, vor einigen Jahren in dieſem Magazin angezeigten Anweiſung *), die Capaunen zum Sizzen und Ausbrüten der Eyer zu bringen, habe ich verſchiedentlich mir die vergebliche Mühe gemacht, ſo wohl die ein- als zweyjährigen Caſtraten dazu zu bringen. In dieſem Frühjahr hatte ich bey meiner Puterfamilie einen einjährigen ziemlich großen Puterhahn, welcher um der Farbe willen am 15ten April zum Mäſten eingeſperrt, und ein anderer Hahn bey die Puter geſetzt wurde; gleich den dritten Tag als den 18ten April bequemte ſich derſelbe zum Sitzen, und zwar ohne alle vorher gemachte Präparaturen, weswegen ihm bloß aus Spaß einige ausgeblaſene Hühnereyer vorgelegt wurden, welche er ſofort unter ſich ſchob, und darauf ſitzen blieb, daher ihm am 19ten April ein Neſt gemacht, und zwölf Putereyer hinein gelegt wurden, auf welche er ſich ordentlich geſetzt, und mit aller Treue ſeine vier Wochen ausgehalten, auch am 17ten May davon eilf junge Puter ausgebrütet hat, deren er ſich als rechter Vater auch annimmt und ſie führet. Iſt dieſes ein Ohngefähr? und hat Jemand wohl eher Puterhähne beſonders im Frühjahr zum Ausbrüten gehabt? Sollten ſich die Puterhähne dazu verſtehen, ſo würde es dazu dienen, im Frühjahr bey Zeiten junge Hühner aufzuziehen, zudem, da der Puterhahn, ohne Umſtände, williger und getreuer als der Capaun ſitzet.

*) 1768. St. 78.

Sülze in Zelliſchen. Biedenweg.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Montag, den 17ten Junius 1776.

Ueber die Vorurtheile.

Derjenige, welcher es einiger Aufmerksamkeit werth hält, mit forschendem Auge die Schaubühne des menschlichen Lebens zu übersehen, und unpartheyisch die verschiedenen Rollen in demselben zu beurtheilen, wird leicht eine Menge von Fehlern entdecken, die aus der giftigen Quelle der Vorurtheile entspringen. Wir sehen, vermöge unsrer natürlichen Neigung, gemeiglich bloß auf die Oberfläche der Dinge, und lassen uns, unbekümmert wegen ihres innerlichen Gehalts, von dem Aeußerlichen leichtsinnig dahin reißen. Daher gewöhnen wir uns, Meynungen, ohne sie vorher sorgfältig zu prüfen, blindlings für wahr anzunehmen, und unterwerfen uns dadurch ganz gleichgültig der tyrannischen Herrschaft der Vorurtheile.

Diese für uns so gefährlichen Feinde haben, da sie mit unsrer Natur so genau in Freundschaft stehen, vermittelst derselben ein solches Gewicht über uns Menschen erhalten, daß sie unsern Verstand bey ihrer Wirksamkeit einschläfern und uns alle despotisch beherrschen. Ihre Herrschaft ist so uneingeschränkt, daß wir sie in jedem Stande des Lebens, wir mögen ihn, aus welchem Gesichtspunkte wir wollen, betrachten, antreffen: der vornehmste Minister entrichtet ihnen eben so willig seinen Tribut, als der niedrigste Landmann; denn es würde gewiß ein unverzeihlicher Stolz von demjenigen seyn, welcher sich von ihnen ganz frey sprechen wollte.

Durch ihre angenommenen schmeichelnden Minen gelang es ihnen, die geheimsten Gänge zu entdecken, wodurch sie in alle Verhältnisse des Lebens gewaltsam eingedrungen sind: aus diesem Grunde wird es uns beynahe unmöglich, jemals einen vollkommenen Sieg über sie zu erhalten. Denn da eine anhaltende Aufmerksamkeit auf uns selbst und eine genaue Untersuchung des Wahren, Scheinbaren und Falschen bey jeder Handlung die einzigen Mittel sind, wodurch wir uns von den Banden, die uns so fest an sie verknüpfen, loswinden können; diese Mittel aber die Obliegenheit, ein unermüdeter Beobachter seiner selbst zu seyn, zum Gegenstand haben; so würde eine

Empörung gegen die uns beherrschenden Vorurtheile vielleicht nur fruchtlos seyn, weil die angegebenen Mittel das Maaß unsrer Kräfte zu übersteigen und unsrer angebornen Flüchtigkeit entgegen zu streiten scheinen.

Die Folgen, welche die Vorurtheile verursachen, sind sehr wichtig, und wir haben von ihrer Schädlichkeit die stärksten Beweise. Wenn die reinsten Wahrheiten einer geheiligten Religion verfälscht werden; wenn feindselige Sekten entstehen, die sich ein ihrer schwärmerischen Denkungsart angemessenes System irriger Lehrsätze erdenken und solche hartnäckig zu vertheidigen suchen; so liegt der Grund hievon, wenn nicht gar Bosheit, oder eine andere lasterhafte Absicht sie dazu anreizt, in fälschlich angenommenen Meynungen, die sie, weil sie ihren schwankenden Begriffen zu entsprechen scheinen, oder ihres äußerlich Glänzenden wegen, ohne vorhergegangene Beurtheilung, für wahr halten, und die ihnen die Haupt-Enden zu einem Gewebe unauflöslicher Irrthümer mit einer überredenden Mine in die Hand geben.

Gehen wir mit unsern Beobachtungen in das Gebiet der Gelehrsamkeit über; so zeigen sich uns die deutlichsten Spuren von den Wirkungen der Vorurtheile. Durch sie entstehen öfters in der gelehrten Republik die hizzigsten Kriege, und zwischen den Mitbürgern derselben die unversöhnlichste Feindschaft: sie geben einer in dem Gewande des blendenden Witzes eingehüllten seichten Gelehrsamkeit vor einer gründlichen Kenntniß nicht selten den Vorzug, und unterhalten bey einigen Kunstrichtern den jetzt herrschenden Geist der Partheylichkeit und des Geschmacks, worauf sich ihre gefällten Urtheile gründen. Von ihnen geleitet, lächeln sie dem mit den Erstlingen seines Fleißes aus seinem Nichts furchtsam hervorgetretenen Schriftsteller entweder Beyfall zu, wenn er ihnen den Eid der Treue geleistet; oder hat er zur gegenseitigen Fahne geschworen, so wird über ihn, ohne Rücksicht auf den Werth seiner Arbeit, der Stab unbarmherzig gebrochen. Hiedurch wird manche viel versprechende Frucht der Gelehrsamkeit in ihrer Blüte erstickt und das Wachsthum der Wissenschaften gehemmt.

Ein einziger scharfer Blick, den wir auf das gesellschaftliche Leben fallen lassen, verräth uns sogleich das Triebwerk der menschlichen Handlungen, die größtentheils durch Hülfe der Vorurtheile in Bewegung gesetzt werden. Wir bilden gemeiniglich unsere Begriffe von Glück, Ehre, Witz, Geschmack, Schönheit u. s. f. bloß nach den äußerlichen Gegenständen, die sich unsrer Phantasie auf der gefälligen oder unangenehmen Seite darstellen, und dadurch unsere Zuneigung oder Abneigung gewinnen, und wir nehmen solche, ohne geschehene Prüfung, sogleich zu dem Maaßstab unsrer Handlungen an. Hiernach beurtheilen wir die verschiedenen Mittel, die den Grundtrieb, den die Natur einem jeden Menschen sorgfältig mitgetheilt hat, — glücklich

zu werden — befriedigen sollen, wovon wir stets dasjenige wählen, das uns unsere durch Vorurtheile erhitzte Einbildung zur Erreichung unsrer Absichten vorschreibt. Wie oft aber verfehlen wir nicht durch eine eitle Vorstellung, die wir uns vom Glücke machen, unsern Endzweck, und gerathen dadurch auf schlüpfrige Irrwege, die uns in ein Labyrinth von Lastern und Ungerechtigkeiten verwickeln? —

So wird Arist durch aufgethürmte Haufen des schimmernden Goldes geblendet, und seine Neigung zielt dahin, daß er in den Besitz unermeßlicher Reichthümer allein seine Glückseligkeit setzt. Nun scheuet er weder das tobende Meer, noch jede andere Gefahr, die ihm den Verlust seines Lebens drohet; er hält weder die Verletzung seines guten Namens, noch der Pflichten, die er seinen Mitbürgern schuldig ist, für zu wichtig, um sie seiner Neigung nicht aufzuopfern, so bald sie nur zur Erfüllung seines Wunsches etwas beytragen können. Aber — man lasse ihn Millionen besitzen, er wird dennoch nicht glücklich seyn. Als ein Sclave seines Vermögens wird er solches nicht nützen, sondern stets auf die Vermehrung desselben bedacht seyn, und bey jedem Zuwachs wird sich seine unersättliche Begierde noch mehr erweitern. Die angstvolle Besorgniß für den Verlust seiner Schätze wird bey dem geringsten Geräusche seinen unruhigen Schlaf unterbrechen, und so sehr auch seine Leidenschaft das Gefühl des Mitleidens entkräftet, so werden doch die Thränen und Seufzer derer, die er durch seine Ungerechtigkeiten beleidiget, bey einsamen Stunden des Nachdenkens seine Gemüthsruhe stöhren. Wie kann also der glücklich seyn, dessen Leben in einer Kette von Furcht und Sorgen besteht, und den sein Herz über den unrechtmäßigen Besitz seines Vermögens mit bittern Vorwürfen quält? —

Cleant hingegen erwählt einen andern Weg, um zu dem Ziel seines Wunsches, glücklich zu seyn, zu gelangen. Ihm scheinen, nach den irrigen Ideen, die er sich hievon bildet, ansehnliche Ehrenstellen und erhabene Titel die einzigen Beförderer seines Glücks zu seyn. Er wird daher mit Verabsäumung höherer Obliegenheiten alle seine Kräfte auffordern, sich zu den höchsten Würden geschickt zu machen; er wird, wenn er seinen Ehrgeiz noch überdies mit einer schwarzen Denkungsart verbindet, seinen Nebenmenschen zu verkleinern, und die Verdienste desselben in ein falsches Licht zu setzen suchen, so bald er sich nur dadurch einen größern Werth zueignen kann, ja — er wird sich sogar kein Gewissen daraus machen, durch hinterlistige Ränke den eifrigsten Patrioten zu stürzen, um sich auf den Gipfel einer glänzenden Ehre zu schwingen. Er mag aber, als ein rechtschaffener Mann durch wesentliche Vorzüge, oder durch elende Kunstgriffe als ein kriechender Schmeichler, den wichtigsten Posten im Staate erhalten; er mag mit den Kennzeichen seiner Größe, mit Band und Stern, noch so stolz prangen; so wird er, statt aller seiner

güldnen Erwartungen, immer nur einen leeren Schatten erhaschen. Denn wenn Glückseligkeit bloß darinnen besteht, daß wir unter der Last der Staatsgeschäffte niedersinken; daß uns bey jedem Schritte ein Schwarm demüthiger Clienten verfolgt, denen wir in der verstellten Mine eines Hofmannes Versprechungen thun, an deren Erfüllung wir nie denken dürfen; daß uns die edlern Stunden der Erholung, die wir der Freundschaft gewidmet, von ermüdenden und ekelhaften Ergötzungen entrissen werden; daß unsre Ehre, unser Ansehen, Vermögen, ja öfters sogar unser Leben der ungewissen Gnade des Fürsten anvertraut ist, und der Verlust dieser Güter auf einen einigen unglücklichen Augenblick, den unsere neidischen Gegner zu nutzen wissen, beruhet; — so muß es eine Strafe seyn, sich glücklich zu sehen.

Aber welch schreckensvoller Auftritt eröffnet sich hier meinem Auge? Hier sehe ich Amynt, durch die unglückliche Hand seines Freundes ermordet, niedersinken, und die Quelle dieser verabscheuungswürdigen Handlung liegt in einem gefährlichen Vorurtheile der Ehre verborgen, welches unsere Vernunft mit einem dichten Nebel umhüllt. Die unrichtigen Begriffe derselben, die wir von einem blinden Urtheile der Welt ableiten, lassen uns jedes gleichgültige Wort, jeden unschuldigen Scherz, der unsrer mürrischen Laune mißfällt, jede übereilte That, die mehr die Folge einer aufwallenden Hitze, als einer vorsetzlichen Beleidigung ist, für eine Kränkung unsrer Ehre ansehen, und unter dem Scheine, solche zu vertheidigen, flößen sie uns eine Rachbegierde ein, die sich mit nichts, als mit dem ströhmenden Blute unsers Beleidigers, stillen läßt. Dies fürchterliche Mittel, wodurch wir unsere Ehre zu behaupten glaubten, ist nicht nur dem Wesentlichen derselben gerade entgegengesetzt, sondern es ist auch noch überdies ungewiß. Denn da unser Werth von der Einrichtung unsrer Handlungen abhängt, und alsdenn erst gültig wird, wenn solche den Vorschriften der Vernunft und der göttlichen und weltlichen Gesetze genau angemessen sind; so müssen wir durch die Geringschätzung unsers eignen, oder durch die muthwillige Abkürzung des Lebens unsers Nebenmenschen nothwendig diese Vorschriften verletzen, unsere Ehre wird also in dem Augenblick, da wir sie rächen wollen, von uns selbst entheiliget werden. Man sehe aber nicht einmal auf die Moralität jenes schrecklichen Mittels, das uns für unsere gekränkte Ehre Genugthuung verschaffen soll; man bedenke bloß, daß es hieben auf nichts weiter, als auf die Geschicklichkeit in dem Gebrauche mörderischer Werkzeuge ankömmt, ob der beleidigte Theil oder der Beleidiger selbst Sieger wird; so kann man leicht einsehen, wie höchst ungewiß diese Schadloshaltung für unsere zugefügte Beleidigung ist. Was ist also wohl rühmlicher, seinem Gegner, wenn wir ihm in einer elenden Kunst überlegen sind, großmüthig die Hand zur Versöhnung darreichen, oder mit ihm ein Spielwerk unsers Muthwillens trei-

treiben, und ihn eines Lebens berauben, das er zu vertheidigen nicht im Stande ist. – Letzteres verabscheuet sogar das unvernünftige Thier, welches sich nie mit einem schwächern in Streit einläßt, und das edlere Geschöpf – der vernünftige Mensch will sich noch tiefer herabsetzen? Was stimmt mit der Vernunft mehr überein, den geforderten Zweykampf auszuschlagen, und dafür unserm Gegner die ihm zugefügte Beleidigung freundschaftlich abzubitten, wenn wir uns unsrer Schwäche bewußt sind, oder unser Leben verwegen aufs Spiel zu setzen, und es darauf ankommen zu lassen, ob es uns unser Feind rachbegierig nehmen, oder großmüthig schenken wird? – Allein der größte Theil der Menschen, von falschen Vorurtheilen betäubt, wird bey der Verletzung seiner Ehre, die er nicht selten auf niedrige Gegenstände setzt, die Stimme der Vernunft nicht hören, sondern bloß nach einem blinden Urtheil der Welt handeln. Der Gedanke, daß in den Augen derselben eine friedfertige Aussöhnung für ein Zeichen einer Zaghaftigkeit gehalten werde, wird ihn aus Scham davon abhalten, und daher jede Aufwallung der Menschlichkeit bey ihm dämpfen – die heiligsten Pflichten vergessend machen. Er wird, seine Ehre zu retten, lieber den blutdürstigen Dolch in das für ihn schlagende Herz seines Freundes stoßen, und sich eher der nagenden Marter seines Gewissens unterwerfen, als durch eine vernünftige Handlung sich den ungegründeten Vorwürfen einer unbilligen Welt aussetzē.–

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf eine andere Seite, so werden wir auch daselbst genug Spuren antreffen, die uns zu dem gefährlichen Hinterhalte der Vorurtheile führen. Wir alle empfinden gegen einige unsrer Nebenmenschen einen gewissen Grad der Zuneigung oder Abneigung, der stärker ist, als gegen andere; allein nicht allezeit entspringt die Quelle hievon aus der gewissen Ueberzeugung von dem Werth oder Unwerth solcher Personen, sondern sie ist auch öfters hinter ungeläuterten Meynungen versteckt, die wir von dem Gemählde, das sich unsere Phantasie von der körperlichen oder moralischen Schönheit oder Heßlichkeit derselben entwirft, entlehnen und für gültig halten. Treffen die Hauptzüge in diesem Gemählde mit unserer Neigung, die sich sehr leicht durch ein Aeußerliches bestechen läßt, überein; so wird das Original eben so gewiß unsern Beyfall erhalten, als ein widersprechendes Colorit einen Widerwillen gegen dasselbe bey uns verursacht: die Vorurtheile, die sich in unsere Empfindung mit einmischen, werden also das Prisma unsrer Beurtheilung, worauf nothwendig falsche Farben erscheinen müssen. Dies ist die Ursache, warum in unsern geblendeten Augen nicht selten eine betrügerische Schminke zur natürlichen Schönheit; ein unregelmäßiger Bau des Körpers, versteckt in einem Gewande, das geschickt ist, Fehler sogar in Reize zu verwandeln, zu einem Meisterstück der Natur; boshafte Verläumdung zu Merkmalen des Witzes; Mangel des Verstandes zur gefälligen Unschuld; ungesittetes Betragen zur

Lebensart; ausschweifende Freyheit zum muntern Scherze, und eine glänzende Puppe ohne Leben zum Gegenstand unsrer Bewunderung werden; da wir im Gegentheil einer in ländlich ungekünstelte Tracht eingehüllten wirklichen Schönheit unsern Beyfall versagen; ein vernünftiges Stillschweigen für Einfalt; Gleichgültigkeit gegen das Tändeln für Unempfindsamkeit und eine lobenswürdige Bescheidenheit für eine lächerliche Schüchternheit annehmen. – Wir werden daher, da unsere Urtheile bloß bey dem Aeußerlichen stehen bleiben, auch nach demselben die der Schönheit angewiesenen Grenzen nach eignem Wahne erweitern oder einschränken, so wie wir in dem Gemählde Vollkommenheiten oder Flecken entdecken, die sich nirgends, als in dem Kreise unsrer feurigen Einbildung aufhalten.

Eben so widersprechend sind auch größtentheils unsere Urtheile über den moralischen Werth unsers Nebenmenschen. Gemeiniglich ist der bloße äußerliche Schein seiner Handlungen die Richtschnur, wornach wir die Güte seines Herzens bestimmen, und leichtsinnig vergessen wir, den geheimen Triebfedern derselben nachzuforschen; unsere Entscheidung muß daher allerdings fehlerhaft werden, weil wir sie auf eine so sehr betrügerische Grundlage stützen. Denn man kann in den Augen der Welt wirklich tugendhaft handeln, und dabey ein heimlicher Bösewicht seyn; so wie wir aus Uebereilung, aus Anreizung u. s. f. Fehltritte thun können, und dem ohngeachtet rechtschaffen denken. Frontin ist nichts weniger als tugendhaft, und wir gestehen ihm dennoch einen guten Charakter zu, weil uns sein äußerlicher Schein täuscht. Er weiß sein tückisches Herze hinter der Maske der Tugend geschickt zu verbergen; er weiß unsere Lieblingsneigung insgeheim zu belauschen, und ihr aufs angenehmste zu schmeicheln; er weiß durch die glänzenden Fähigkeiten seines Verstandes, durch Handlungen, die das Gepräge der Rechtschaffenheit mit sich führen, durch das Gefällige in seinem Betragen, und durch die Bemühung, in unsern Augen als untadelhaft zu erscheinen, uns ein Zutrauen zu ihm abzulocken, welches unvermerkt in die vertrauteste Freundschaft übergeht. Diese erborgten Kunstgriffe, womit er seine lasterhaften Absichten bedeckt, werden also unsere Beurtheilung sehr leicht hintergehen und uns so sehr für ihn einnehmen, daß wir die freundschaftlichen Warnungen derer, die die Blöße seines Herzens besser kennen, weil sie weniger von Vorurtheilen regiert werden, für boshafte Verläumdungen ansehen, und ihnen daher kein Gehör geben, ja – hat er es in der Kunst, sich zu verstellen, so weit gebracht, daß er die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, durch Scheingründe, welche wir als Beweise seiner Unschuld leichtgläubig annehmen, listig zu zernichten weiß; so wird er dadurch einen noch größern Werth bey uns erhalten, unsere Liebe für ihn wird so sehr steigen, daß wir ihn gegen seine Feinde hartnäckig vertheidigen, und sogar unser Leben dabey in Gefahr setzen. Allein

dies

dies betrügerische Schauspiel kann nur so lange dauern, bis wir entweder selbst durch unläugbare Proben von seiner Falschheit überführt werden, oder bis er seine unlautere Absichten erreicht, und nun nicht mehr nöthig hat, eine fremde Rolle zu spielen: dann wird er auf einmal die entlehnte Larve von dem Gesichte ziehen, und sich in seiner natürlichen Gestalt zeigen, und wir – beschämt wegen unsers Irrthums, müssen uns alsdenn selbst strafen, daß wir einem partheyischen Vorurtheile die Herrschaft über unsere Vernunft so leichtsinnig anvertraut haben. Es mögen aber die Folgen solcher Vorurtheile, die uns die moralische Seite unsers Nebenmenschen empfehlend vorstellen, für uns noch so nachtheilig seyn; so werden sie doch, als Kennzeichen einer edeln Denkungsart, unserm eignen Herzen immer noch Ehre machen. Wenn wir nicht aus tadelhaften Bewegungsgründen, sondern allein aus Liebe zur Tugend, weil sie das Wesentliche unsrer Glückseligkeit ausmacht, rechtschaffen handeln; so wird auch jede mit der unsrigen übereinstimmende Neigung, die wir an andern bemerken, als eine aus dem Saamen der Tugend entsprossene Frucht, und als ein getreuer Abdruck eines redlichen Herzens in unsern Augen erscheinen, und wir werden, weil Verstellung und Arglist uns Fremdlinge sind, den Empfindungen der Menschenliebe gemäß, die Mitbrüder unsrer Sterblichkeit eher für gut, als schlechtdenkende halten; dürfen wir uns daher wohl wundern, wenn dies Vorurtheil über unsern Verstand die Oberhand gewinnt, da es aus einer so reinen und edlen Quelle fließt?–

So sehr uns aber auch die Verbindung, worinnen wir mit der menschlichen Gesellschaft stehen, zur allgemeinen Liebe gegen die Mitglieder derselben verpflichtet; so nachläßig beobachten wir dennoch ihre Gesetze, weil wir die Handlungen unsrer Nebenmenschen mehrentheils durch das Vergrößerungsglas unsrer Leidenschaften betrachten, wodurch wir zur Vernachläßigung jener Gesetze gar leicht angereizt werden, und welches den Weg zu demjenigen Vorurtheil bahnt, das uns den Charakter unsers Mitbruders, der in seiner Grundlage unverfälscht ist, in einem unfreundlichen Gesichtspunkte sehen läßt, weil er uns einen Widerwillen gegen ihn einprägt. Nicht selten giebt uns bloß seine äußere Bildung, oder sonst eine nichtsbedeutende Kleinigkeit den Stoff zur Abneigung, die uns bey der Entscheidung seines moralischen Werths zu den unbilligsten Richtern macht. Von jenem Vorurtheile erhitzt, beurtheilen wir ihn, wenn wir uns besser dünken, durch eine Vergleichung mit uns selbst; mit forschendem Auge werden wir dahero, um ihn zu entstellen, mühsam die geringsten Flecken aufsuchen; wir werden aus jeder seiner Handlungen, die wir öfters auch überdies aus dem Zusammenhange mit mehrern reißen, das schädlichste Gift ziehen, und menschliche Schwachheiten, die eine freundschaftliche Nachsicht von uns fodern, für grobe Fehler des Herzens ansehen. Das Aeußerliche seiner Unternehmungen, das seinem

Cha-

Charakter öfters ganz widersprechend scheint, kann uns schon, wenn wir auch keinen natürlichen Abscheu gegen ihn fühlen, zu einem lieblosen Urtheile verleiten, weil wir uns weder um die innern Triebfedern derselben bekümmern, noch uns in eine Lage versetzen, die uns gewiß lehren würde, vortheilhafter von ihm zu denken. Er kann z. B. wenn verschiedene Pflichten zugleich bey ihm in Streit kommen, um sich derjenigen, die er für höher, oder deren Erfüllung er für nöthiger erachtet, zu entleidgen, eine andere dadurch vernachläßigen – wir werden ihn also gewiß nach dem letztern Falle partheyisch richten; er kann aus Uebereilung, aus jugendlichem Feuer, aus einer unzeitigen Liebe für andere, oder weil sein zartes Herz gegen die stürmischen Anfälle des Lasters noch gar zu schwach, und bey der Verführung seiner Anhänger zu lenkbar ist, auf einige Augenblicke aus dem Zirkel der Tugend weichen, und in der Trunkenheit des Vergnügens Vergehungen ausüben, die er bey zurückgekehrter Vernunft mit bittern Thränen bereuet, und als traurige Folgen seiner Unbedachtsamkeit verabscheut: wir werden ihn aber nichts destoweniger für lasterhaft halten, weil unsere Beobachtung bloß bey den äußern Gegenständen stehen bleibt, die unser Urtheil verkehren; er kann ein Freund von denjenigen seyn, die wir unbillig hassen, weil er in ihnen so viele liebenswürdige Eigenschaften erblickt, die seine ganze Zärtlichkeit rege machen, welche wir aber verkennen, – aus dem Grunde werden wir auch gegen ihn eine Abneigung empfinden, indem uns unser argwöhnisches Herz von ihm befürchten läßt, daß er sich mit unsern Feinden gegen uns verbinden werde. Hat aber einmal dies widrige Vorurtheil in uns Wurzel gefaßt; so wird es sich, als ein wucherndes Unkraut, über alle seine Handlungen so geschwinde verbreiten, daß er uns ganz anders, als er wirklich ist, erscheint; es wird sich stets auf diejenige Seite lenken, wo es am meisten Nahrung für sich zu finden glaubt. So werden wir seinen Eifer, der Welt nützlich zu seyn, eigennützigen Absichten zuschreiben, seine Freundschaft für ein Blendwerk der Heucheley; sein menschenfreundliches Herz für die Fallstricke des Lasters, oder für die Quelle einer sträflichen Leidenschaft; seine Rechtschaffenheit für Eitelkeit; seine Ehrfurcht für sich selbst für einen unverzeihlichen Stolz; seine natürliche Lebhaftigkeit für Leichtsinn, und seinen unschuldigen Scherz für Beweise bosshafter Spöttereyen halten; kurz — wir werden alles Gefühl der Menschlichkeit verläugnen, um desto ungerechter gegen ihn zu seyn.

Dies sind also die schädlichen Früchte eines unreifen Urtheils, das sich durch seinen Erfolg von demjenigen, welches uns zur Liebe gegen unsere Nebenmenschen anfeuert, weit unterscheidet, weil es die Triebe, die jenes erzeugt, in uns erstickt: Dies ist der treulose Verräther unsrer eignen moralischen Schwäche, — das schleichende Gift, das sich stillschweigend in unsere Adern ergießt, und mit langsamer Wirkung uns verdirbt — Dies sind die gefährlichen Werkzeuge, welche die Bande der Freundschaft, der ehelichen Verbindungen, der Blutsverwandtschaft so sehr oft zerrütten; dies ist das lodernde Feuer, das in unserm Busen nicht selten einen unauslöschlichen Haß gegen die Theilnehmer unsers sterblichen Looses unterhält. Alceſt.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Freytag, den 21ten Junius 1776.

Von dem Glück des häuslichen Lebens. *)

....Ich will zu Ihnen, meine Herren, von dem Glück des häuslichen Lebens reden.

Wem die Wahl dieser Materie sonderbar vorkommt, der halte es mir zu gut, von dem zu reden, des das Herz voll ist; wer die Fehler der Ausführung einsieht, (und wer unter Ihnen sollte das nicht?) der verzeihe sie mir; wer den Gegenstand selbst lächerlich findet, (und wer unter Ihnen sollte das?) mit dem rede ich nicht.

Ich nenne diejenige Art zu leben, wobey wir es uns zur Pflicht machen, unsere nächsten Verbindungen für die heiligsten zu halten, und uns daher mit ihrer Erfüllung am eifrigsten zu beschäfftigen, das häusliche Leben, im Gegensatz gegen die, von so vielen vorgezogene, wobey man dieser Pflicht nicht achtet, wo man hier ein Band bindet, und dort eines, und nirgends fest daran hält, wo man durch die Welt reiset, ohne in irgend einer ruhigen Herberge zu übernachten.

Ich glaube beyde Arten nur etwas schildern zu dürfen, um die Pflicht, jene vorzuziehen, zu beweisen. Aber ich wollte von dem Glück des häuslichen Lebens, nicht von Pflicht reden? Keiner von Ihnen wird mir das sagen! Wissen wir es doch alle, daß unsere Pflicht unser Glück ist; erfahren wir es doch täglich mehr, und freuen uns dieser Erfahrung! Ja diese Freude ist eine Belohnung, die unsers Gottes würdig, die zu unserer Stärkung auf dem Wege der Tugend nothwendig war.

Stellen Sie sich, meine Herren, das Kind vor, das hülflos in den Schooß seiner Mutter fiel, von ihr mit Freudenthränen aufgenommen, dem Freudeweinenden Vater zur ersten Umarmung dargeboten wurde, das bald nachher anfieng zu fühlen: was sie für ihn gethan, ehe es stammlen, was sie für ihn thaten, wie es nur stammlen konnte, was sie für ihn thun würden, wenn es mehr als stammlen

*) Eine in einer freundschaftlichen litterarischen Gesellschaft in Hamburg von Herrn Kaufmann Hudtwalker gehaltene Rede.

würde; und sagen Sie, konnte Gott mehr thun, um ihm die Pflicht wichtig zu machen, auf deren Erfüllung er die größte aller Glückseligkeiten zum Lohn gesetzt hatte, um es da fest zu binden, wo ihm so wohl ist? Aber was schon dem Knaben, aus Muthwillen und Sorglosigkeit, zuwider ward, was ihm der Wohnsitz der Langeweile schien, sein väterliches Haus, wird ihm ein Kerker, da der Jüngling in ihm erwacht. Eitelkeit, diese alles verschlingende Leidenschaft, tödtet auch ihm alle Freuden, die ihm bereitet waren. Ihr Lieblingsthema ist: große Welt. Große Welt wird auch ihm, Vater, Mutter, Schwester und Bruder, wird ihm mehr, wie sie. Laßt uns ihm folgen, dem Armen, und schaudern, wenn wir ihn straucheln sehen.

Zärtlichkeit ist ihm fremd, Freundschaft kennt er nicht; aber es giebt etwas, das man Bekanntschaft nennt, das ist nach seinem Geschmack. O des kalten, armseligen Dings, das den Thieren ward, die jener bessern Freuden nicht fähig waren, das mit allem glänzenden Gefolge ewig freudenleer bleibt! Ihm ist es alles. Hier eine Bekanntschaft, die seinem Stolze, da eine, die seinem Eigensinn, dort eine, die seiner Sinnlichkeit schmeichelt. Sie sind so leicht gemacht, als sie zerrissen sind; er schleudert herum, fühlt sich unglücklich und wähnt glücklich zu scheinen, muß glücklich scheinen für Glück halten und hat dies traurige Glück nur in den Augen derer, die Thoren, wie er, sind. Fehlte es ihm aber an Gelegenheit sich zu bessern? Verließ die Vorsehung ihr Geschöpf? Sie that das Gegentheil. Ihm ward eine Verbindung angetragen, die nur Eingezogenheit, eine, die nur freundschaftliche Ergießung des Herzens forderte; Ketten glaubte er zu sehen, wo Freuden waren, und wirft sie weg. Nun wird ihm das Beschäfftigung, was zur Erholung und nur dem zur Erholung bestimmt war, der keine bessere kennt, die Freude der großen Welt. Sie berauscht; aber kein Rausch ist daurend, und war der Rausch des Kopfwehs, das darauf folgte, werth; werth, daß mäßiger Genuß nun allen Reiz verliert? — Fühlt sein Herz aber nicht das mächtige Bedürfniß zu lieben, und ward nicht die Liebe ihm Lehrerinn, wie sie Freudengeberinn ist? Vielen ward sie es und einer der vielen Zwecke, warum der Gott der Liebe das Herz liebefähig schuf, ist Besserung des Herzens. Ihm nicht. Eitelkeit liebt nur sich selbst und wer nur sich selbst liebt, verdient so wenig, geliebt zu werden, als er lieben kann. Er suchte nicht Liebe, die er nicht kannte, suchte Wohllust, genoß sie, und sein Herz blieb jeder Empfindung eigentlicher Freuden unfähig, denn – es blieb kalt. Kalt war sein Herz als Jüngling, kalt als Mann (denn nur das warme Herz ist häuslicher Freuden fähig) und kälter noch, als nun auch Blut es nicht mehr erwärmte. Stellen Sie sich ihn durch Ehrsucht, oder Geiz an eine Thörinn gefesselt vor, die

ihm

ihm gleicht, die eitel genug war, ihm, um zu glänzen, wo alles nur glänzt, Geld zu geben, oder zu nehmen; oder denken Sie Sich ihn einsam, hin und her noch immer die Freuden suchend, die, so armselig sie waren, ihm auch nun schon zu schwinden anfangen; seine Beschäfftigung Zerstreuung; sein Zeitvertreib Spiel: seine Fröhlichkeit Trunkenheit; sein Leben Last; sein Tod Schrecken; – und bedauren Sie ihn.

Warum lebte der Mann? – Aber er lebte auch nicht. Leben ohne Freude ist ein langsamer Tod und die Freude, wozu Gott seine Menschen schuf, war nie in sein Herz gekommen. Er schuf sie (o ein herzerhebender Gedanke!) sich unter einander als Brüder zu lieben. Brüder! Kinder meines Vaters, meiner Mutter, ich ihr Sohn, wir zusammen Eine Familie! Erst Bruderliebe, dann Menschenliebe. Erst den einzelnen Ring fest, sonst bricht die Kette, wie lang sie auch sey. Darum gab er uns das hohe warme Gefühl in unsern Busen für die, die uns das Leben, denen wir das Leben, die mit uns vereinigt es andern gaben, die es mit uns aus Einer Quelle schöpften. So rein, wie Gott es giebt, hatte es der Mann, der seiner Frau zurief: Fleisch von meinem Fleisch; der Vater, der sagte: ich sterbe gern, da ich meinen Sohn wieder gesehen; der Sohn, der dem Vater sagte: segne mich doch auch. O ehrwürdige, an ähnlichen Beyspielen reiche Zeit dieser Altväter, die es so ganz fühlten, was häusliche Freude sey, die Kinder, als das größte Geschenk ihres Gottes, den Namen Hausvater als den würdigsten Titel, ihr Haus als seinen Tempel, ihren Heerd als seinen Altar ansahen! Und wie lange blieb nicht, bey den bessern Völkern des Alterthums, dieses der herrschende Geschmack? Daher hatten sie auch ein Vaterland, fühlten, wovon ihre Nachkömmlinge schwatzen, Vaterlandsliebe; Vaterland, weil sie ein Haus – Vaterlandsliebe, weil sie ihre edelsten Freuden in diesem Hause hatten; daher war ihnen ihr Blut für Feuer und Heerd nicht zu theuer.

Ist denn uns diese Quelle der Freude versiegt? – Wie könnte sie das? Keine kann's, die der Schöpfer fließen, aus der er Freuden für seine Geschöpfe fließen ließ. Der sie nicht kosten will, ist Verächter eines göttlichen Geschenks; und wer sie gekostet hat, trinkt immer mehr. Nein; uns allen sind die häuslichen Freuden offen, wie verschieden unser Alter, unser Stand und unsere Lebensart immer seyn mögen. Wer nicht guter Hausvater ist, kann guter Ehemann, oder guter Sohn, oder guter Bruder, oder guter Hausgenosse seyn. Und welche verschiedene Freuden in jedem dieser Verhältnisse! Welch' eine Empfindung, in dem, worin man nun steht, die genossenen Freuden, für die in dem vorigen vollbrachten Pflichten, zu denken; die Schwester in der Wiege zu sehen, die uns zu klein ward, den Bruder sich an dem Spiel freuen zu sehen, das wir wegwarfen, sie lernen

sehen, was wir nun schon lehren, dem Vater die Freude nachempfinden zu können, die er bey unserer Geburt empfand, die Sorgen, die wir ihm machten, uns mit unsern Kindern in den Schatten des Baums zu setzen, den er in unsern Kinderjahren für uns pflanzte, da mit ihnen die Familienfeste zu feyern, die für uns bestimmt wurden! Welch ein Gemählde, wenn man es sich lebhaft von Generation zu Generation, von einem Ende der Erden zum andern denkt.

Ist nicht das häusliche Leben ein fröhliches? Aber, daß es auch ein sehr gemeinnütziges ist, macht es zu einem glücklichen.

Das, was die ausgebreitetsten, herrlichsten Folgen für uns, für unsere Zeitgenossen und für die Nachwelt hat, die Quelle aller Moralität, die Stütze unserer besondern und der allgemeinen Wohlfahrt: gute Erziehung, findet nur bey dem häuslichen Leben Statt. Der Vater, der daran keinen Geschmack findet, der seine Söhne nicht gerne um sich sieht, schafft sie von sich und giebt sie in Schulen, wo sie Statt den Geist der Alten, nicht halb ihre Sprache – Statt Moral und Geschmack, Pedanterey – Statt Religion, Catechismus lernen; die Mutter, die in ihren Töchtern nur Puppen sieht, giebt sie einer andern zum Spiel, um sie sich putzen und plappern und ja nicht denken zu lehren, und freut sich der herrlichen Tausendkünste, als einer großen That. Und diese Söhne, diese Töchter sollen doch wieder Väter und Mütter werden. – Hebe dein Auge weg davon, Menschenfreund, wenn es nicht in Thränen zerfließen soll! – Doch gesetzt, es gehe dem jungen Geschlechte besser, es komme in gute Hände, der Lehrer sey ein helldenkender rechtschaffener Mann, die Vorgesetzte eine würdige, einsichtsvolle Person: wie wenig können sie ausrichten, wenn ihnen das fehlt, ohne das die beste Erziehung nichts ist: gutes Beyspiel im väterlichen Hause? Ehrfurcht gegen die Aeltern, der Saame aller Tugend', Nachahmungssucht, diese gewaltige Triebfeder des Menschengeschlechts werden das Unglück der Kinder. Die Aeltern entfernen sich von ihnen und werden ihnen fremd, oder sehen die Kinder sie handeln, so wäre es ihnen besser, sie sähen sie nicht. Was sie sehn, thun sie nach; woher kämen sonst die Stuzzer, die Verläumder, die stolzen eiteln Plappertaschen, die – noch Kinder sind? Wie weit anders werden wir sie in dem Hause sehen wo Vater und Mutter ihnen nicht bloß sagen, was sie lernen sollen, sondern sie selbst lehren; oder, wenn ihre Situation ihnen das nicht erlaubt, doch den wichtigsten Theil der Erziehung: die Ausbildung des Herzens, über sich nehmen, nicht ihnen sagen, was sie thun, sondern zeigen, was sie thun und wie sie es thun sollen? Was wäre der Sohn, der seinen Vater fleißig, dienstfertig, gerecht, die Tochter die ihre Mutter sanft, gefällig, bescheiden handeln sähen und dies nicht schön fänden und

weil

weil sie es schön fänden, nicht nachahmten, und weil sie es nachahmten, nicht glücklich, und weil sie glücklich, nicht fröhlich würden? Glücklich und fröhlich also die Kinder; und die Aeltern sollten es nicht mit seyn, nicht gerne bey ihnen, nicht gerne da seyn, wo Freude um sie her ist?

Wird aber diese Familie sich ganz von der Welt entfernen, wird das eingezogenste häusliche Leben menschenfeindlich werden? Wie könnte es das und doch glücklich seyn? Nein, die ganze weite Welt ist ihnen schön, nur ihr Haus ist ihnen das Beste. Sie lieben den Menschen, weil sie gelernt haben, den Bruder zu lieben. Wie will der den Menschen lieben, den er selten sieht, der seinen Bruder nicht liebt, mit dem er aufwuchs?

Und wo ist die Tugend, die man in der Welt braucht und nicht im Hause lernen kann? Lerne nur Ehrfurcht gegen deine Aeltern; Nachsicht gegen die Fehler deines jüngern Geschwisters; Geduld bey ihren Thorheiten; Zurechtweisung bey ihrer Unwissenheit; Folgsamkeit gegen die größern Einsichten des ältern; ruhige Demuth, wenn sie darauf stolz seyn wollen; Erkenntlichkeit, wenn sie dir Freude machen; Lust an Frieden und Versöhnung, wenn sie sich zanken; Entschlossenheit, ihnen nicht zum Bösen zu folgen; edeln Stolz, wenn sie dich deswegen verachten; Mäßigkeit bey den kleinen Schmausereyen; Barmherzigkeit, wenn du mit ihnen auf die Jagd gehst; Nacheiferung, wenn der Bruder weiter kommt; Gelassenheit, wenn du zu Hause bleiben mußt und er ausfährt; Mitleiden, wenn die Schwester Zahnweh hat; Ruhe, wenn es mit der Arbeit nicht fort will; Zufriedenheit mit dem, was die Mutter giebt; Dankbarkeit für jede Gabe; Freude bey ihrem Genuß; Ernsthaftigkeit, wenn der Vater ernsthaft ist; Andacht, wenn er betet. — Lerne das, und du brauchst bey dem Eintritt in die große Welt nicht zu zittern.

Du zitterst doch? „Tugend, denkst „ du, ist noch nicht genug, ihr zu ge„ fallen, ist noch nicht Lebensart.„ Tugend ist das, was (man läugne es immerhin!) am meisten geschätzt wird, die Stütze aller Sitten, wie aller Freuden. Willst du Tugend ohne Sitten, oder Sitten ohne Tugend? Tugend wird, ohne sie, eingeschrumpft oder überspannt, bleibt nicht Tugend mehr; Sitten sind, ohne sie, Betrug oder Possen. Du hast also Sitten, wenn du Tugend hast; wandle ruhigen Schritts und lächle, weil du mußt, nur einmal der Mode zu. Sie ist eine so gefällige Göttinn, eröffnet dir ihre kleinen Geheimnisse so leicht, hat so viele Boten und Unterboten zu ihrem Dienste, daß es so schwer nicht hält, ihre Gunst zu erlangen. Auch hat sie zu oft den Thron des Geschmacks usurpirt. Und Geschmack ward dir in deinem väterlichen Hause eingeprägt. Ihn sahst du bey der Kleidung deiner Mutter, bey der Anordnung ihres Tisches und ihres

Hauses, bey der Wahl der Gemählde deines Vaters, bey den Statuen, die in seinem Garten standen. Hast du Geschmack, so betrachte die Mode, wie ein gothisches Gebäude, wenn du aus einem griechischen kommst. Lebensart ist nicht Heucheley, ist verfeinerte Gefälligkeit. Hast du das Silber erst, so ist es leicht verfeinert.

Aber wie schüchtern und kurzsichtig ist der Tugendhafte, welch ein Ueberlästiger ist der Mann von Welt, wenn ihnen Kenntnisse fehlen? Und ist das häusliche Leben nicht auch ihre Mutter und ihre Pflegerinn? Läßt sich die Weisheit zu ihren Kindern herab, so besucht sie am liebsten den Mann, wo sie willkommen ist, der am ruhigen Kamin, der unter seinen Büchern, der in seiner Laube ihr ihren Platz bereitet hat. Sein Haus, sein Heiligthum, wird auch ihres. Wo finden wir Ruhe, (welche Seligkeit liegt in dem Worte!) als in unserm Hause, wo die Stille unser ist, die sich so gerne mit dem ernsthaften Nachdenken paart, wo wir uns schon so manchen Zweifeln entrissen, schon so manche wichtige Untersuchung geendigt, schon so manchen Unterricht empfangen haben? Wie würde ich eilen, wenn man mir einen Ort nennte, wo ich, wenn ich wollte, auf einen Wink die edelsten, weisesten Männer aller Zeiten um mich her versammeln, sie reden hören, und das reden hören könnte, worauf sie ihr Leben durch gedacht, das Beste, was sie gesprochen, und unter allen diesen nun eben den hören könnte, dessen Unterricht mir nun der wichtigste wäre, dessen Materie sich zu der jetzigen Fassung meiner Seele schickte – wie würde ich zu diesem Orte eilen, wo könnte ich bessere Gesellschaft finden? Und auch den Ort habe ich in meinem Hause, wenn es mir theuer ist. Es ist mein Büchersaal.

Ist das häusliche Leben mir, der ich nur Laye bin, zur Vermehrung meiner Kenntnisse, zur Ausübung meines Verstandes so zuträglich, was wird es vollends dem Mann seyn, dessen eigentliches Geschäfft dieses oder jenes Fach der Litteratur ist? Wie hat es sich durch die Erfahrung, als die Pflegemutter der edelsten Künste, der größten Entdeckungen gerechtfertigt! Erleuchtungen der Welt kamen aus einem dunkeln Zimmer, Glück und Ueberfluß bringende Künste aus dem Hause des Mannes, der des Ueberflusses wenig achtete; Erfindungen, die das Wohl Tausender in ihren Gewerben, bey der Schiffahrt, beym Ackerbau vermehrten, waren die Früchte einsamer Versuche im Hause.

Selbst Unsterblichkeit, dies süßtönende Wort, das Ziel der größten, edelsten Menschen, obgleich unter diesen von so wenigen erreicht, selbst Unsterblichkeit ist mehr die Frucht des häuslichen Lebens, als eine Pflanze der großen Welt. Wo tönen uns die meisten großen Namen her; hieher, oder dorther? Wie wenige unter denen,

nen, die im Tempel des unvergänglichen, ewigen Ruhms angeschrieben stehen, glänzten in der großen Welt? Sokrates und Newton und Milton und Montesquieu und Haller werden noch große Namen seyn, wann die Namen der Könige ihrer Zeit und derer Minister und derer Favoriten und derer Creaturen, die doch alle so viel glänzten, längst vergessen seyn werden. Und da, wo einst mit einer andern Wage, als der Wage des Rufs, gewogen wird, wo Unsterblichkeit der Zeit Kinderspiel ist, wo es nicht bloß heißen wird: wie groß war der Zirkel den du um dich her machtest? sondern: wie fülltest du ihn aus? da werden wir höheres Glück, als diese gerühmte Unsterblichkeit ist, dem zuströmen sehen, der seinen heiligsten Verbindungen getreu war, der Glück und Freude erst in seinem Hause ausbreitete und fröhlich war, wenn er auch mehr thun konnte, der, wenn er für seine Kinder erst gesorgt, dann für die Kinder seines Schöpfers, seine Brüder sorgte, es mit Treue zu seinem Theil that, und das Wohl des Ganzen ruhig dem Vater Aller überließ.

Aber was schon hier edlere, höhere, herzlichere Freuden gewährt, als diese Unsterblichkeit: Freundschaft und Liebe sind Kinder des häuslichen Lebens. Freundschaft! – Wie ist sie aus der großen Welt verscheucht! Nicht verscheucht! Sie wohnte nie da. In den Zeiten schon, wo Nachbarschaft Freundschaft war, und Freundschaft treuer herzlicher Beystand in allen Gefahren des Lebens, konnte sie sich mit keinem andern, als dem häuslichen Leben vertragen. Sie verändert ihre Natur nicht; sie ist in unsern Zeiten dieselbe. Wer sie kennt und alle ihre Wonne kennt, die der Thor Schwärmerey heißt, zieht ein kleines Mahl mit seinen Freunden den größten Festen vor, fühlt nur dann was Wein sey, wenn vertrautes Geschwätz ihn heiligt, nennt nur das Geselligkeit, wo sich das Herz volles Maaßes ergießen kann und empfängt, wie es giebt. Und vollends dann, wann Wolken die Glückseligkeit des häuslichen Lebens verfinstern (denn bey aller Glückseligkeit bleibt es immer Leben dieser Welt) findet sie ihren Schauplatz. Wenn der Tod unsere Kinder, unsere Geschwister, unsere Aeltern, unsere Geliebten von uns nimmt, oder sich uns mit langsamen Schritten nähert; wenn geheime Sorgen unser Herz nagen; wenn die Wohlfahrt unsers Hauses wankt; so gießt sie Balsam in unsere Wunden. Sie theilte die Freuden des häuslichen Lebens mit uns, sie wäre nicht Freundschaft, wenn sie nicht auch die Schmerzen theilte.

Mehr noch, wie sie, wirft die Liebe, die alle Fesseln von sich wirft, die Fesseln der großen Welt von sich. Kind des Himmels, was kümmert sie die Welt? Licht will sie und nicht Glanz, Freude und nicht Lärm, Seligkeit

ligkeit und nicht Tand, Ruhe beym Nachtigallengesang, beym Scheine des Monds, nicht durchrauschte Nächte. Selbst Gräber zog Romeos Julie der Maskerade vor; die Quelle von Vauclüse ist mehr ihre Zeuginn gewesen, als der Hof. Muß sie weinen, so sucht sie die Einsamkeit; ist sie glücklich, so ist das Haus des Geliebten ihr Heiligthum. Das Mädchen, deren Herz durch Schwesterliebe, der Jüngling, dessen Herz durch Bruderliebe warm ward, die an ihren Aeltern sahen, daß Liebe das Glück des Lebens war; die einander suchten, einander fanden; wie sie sich fanden, sich liebten, nun sich eine Hütte baueten, nun einander sagten: auch die Hütte wird Haus werden; welch ein Leben in dieser Hütte, welch ein Leben in dem Hause! – Und siehe! ihr Wunsch ward ihnen gewährt. Sie wurden Mann und Weib; knüpften das Band, das die Welt zusammen hält; fiengen an, ihrem Gott nachzuahmen, nicht bloß durch sich selig, sondern es immer so viel mehr zu seyn, je mehr Glückseligkeit sie um sich her schaffen konnten. Diese Glückseligkeit war nicht dem Leichtsinn, war nur dem Herzen zum Lohne bestimmt, das sich's denken konnte und oft dachte: wie heilig die Pflicht seyn müsse, deren Lohn so hohe Freude ist. Wenn ich mit Engelzungen redete, die Freude zu schildern, was hülfe es dem, dessen Herz ihrer nicht fähig ist? und dem, der häusliches Leben, mit Friede und Wonne und namenloser Süßigkeit um sich her kennt, ist ein Wink genug. Ja Friede und Wonne dem Manne, der sich freuet des Weibes seiner Jugend, der Frau, die sich ihm gab, um ihm Freude zu seyn! Ein herrlicher Gedanke ist es ihm, mit dem Dichter, der die häuslichen Freuden volles Maaßes genoß, zu sagen: „Sie ist „ das Letzte, was du siehest, wann „ dein Auge sich schließt; wann du „ erwachen wirst, wird sie das Erste „ seyn.„ Aber ein noch herrlicherer ist es, zu fühlen: wann einst dein Auge zum Letztenmale sich schließt, wird sie das Letzte, wann es zuerst wieder erwacht, wird sie das Erste seyn, das du siehst.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Montag, den 24ten Junius 1776.

Etwas von den Pferden, deren Kenntniß, Alter, Eigenschaft, und von der Pferdezucht.

Mein Vorhaben ist nicht, eine ausführliche Naturgeschichte dieser Thiere und was sonst dahin gehören möchte, vorzulegen, sondern denen, die keine Kenner dieses edlen Thieres, doch aber Liebhaber davon sind, dasjenige, was meine eigene Erfahrung an die Hand gegeben, mitzutheilen, damit ein Landwirth, oder einer der Pferde zu halten nöthig hat, einigermaßen von dem Werth und Unwerth solcher Thiere urtheilen könne.

Es giebt gewisse Vollkommenheiten an den Pferden, welche zu einer Zeit hoch geschätzt, bald hernach aber nicht geachtet, oder wenigstens als gleichgültig angesehen werden, folglich sich auf diese Weise wie eine Mode verändern. Hauptsächlich aber pflegt dieses das äußerliche Ansehen der Pferde lediglich zu betreffen; zum Beyspiel, waren vormals die feinen Pferde etwas köstliches, dann galt zur andern Zeit ein Ramskopf, hernach hatte ein Schwanenhals vor allen den Vorzug ꝛc.

Will man aber mit einiger Sicherheit von dem Werthe eines Pferdes urtheilen, so ist vornemlich darauf zu achten, ob das Verhältniß seiner Gliedmaßen mit dem, wozu es gebraucht werden soll, so viel möglich gut und wohl übereinstimme, und es die dazu erforderlichen Eigenschaften überhaupt besitze? wie denn auch wegen des Pferdes übriger Umstände, als Gesundheit, Humeur ꝛc. eine genaue Untersuchung anzustellen nöthig ist.

Bekanntlich werden von einem Reitpferde mehrere Vollkommenheiten verlangt, als von einem Kutschpferde; und von diesem andere Vorzüge als von einem gemeinen Ackerpferde. Bey letzterm ist man zufrieden, wenn es seine verhältnißmäßige Größe, starke Knochen, gute Gesundheit hat, willig zur Arbeit, und von dauerhaftem Naturell ist.

Der Hals und Kopf kommen bey der Schönheit eines Reitpferdes sehr in Betracht, der Kopf muß mager und schmal seyn, und seine gehörige Länge haben, der Vorderkopf einem Gewölbe gleichen, das sich zwischen den Augen etwas erhebt, und bis zu den Nasen-

löchern allmählig spitzend abfällt, welches man einen Rammskopf nennt. Wenn aber ein großes Pferd einen kurzen und etwas breiten und stumpfen Kopf hat, so wird solches nicht zu den Schönheiten gezählt.

Die Kinnladen müssen schmal, trokken, und dergestalt gegen den Hals zu geöffnet seyn, daß sich der Kopf in eine perpendiculäre Stellung richten kann, ohne daß sich an dem Theile des Halses, welcher unmittelbar an die Kinnladen gränzt, Falten aufwerfen, die man Stränge nennt.

Die Ohren müssen klein, spitzig und wohl auf den Kopf gepflanzt, gerade stehend, nicht niederhangend, oder zu weit von einander entfernt, mehr vor- als hinterwärts gerichtet seyn, und das Pferd volle Macht haben, solche nach Willkühr zu bewegen und damit zu spielen.

Die Augen helle, voller Feuer, groß, nicht zu tief in dem Kopf liegend; sie sind auch oftmals bey Kennern ein untrüglicher Spiegel, in welchem die guten und bösen Eigenschaften desselben hervorleuchten. Ueber den Augen duldet man nicht gerne tiefe Gruben, weil einige den Schluß machen wollen, als wären solche Pferde von einem alten Hengste, oder von einer bejahrten Stute, oder im Herbst gefallen.

Unter den Augen, wo die Thränen herabrollen, muß keine dicke und fleischichte Erhöhung sich finden, welche man Mäuse nennt, da sie zu viel Säfte enthalten, auch gemeiniglich weggeschnitten werden, so bald sich ein Schade an den Augen spüren läßt. Ueberhaupt zeigt ein muntres und frölliches Auge gemeiniglich des Pferdes gute Gesundheit an.

Die Nase muß wohl geöffnet, groß, mit einer feinen Haut eingefaßt, inwendig im Grunde mit einer frischen Röthe versehen seyn, das Maul weder eine zu große noch zu kleine Spalte haben, damit es gehörig gezäumt werden kann. Die Lefzen sollen auch nicht zu dickhäutig, sondern zart, und das Kinn gehörig ausgeschnitten seyn.

Der Hals muß seine erforderliche Länge haben, ohne vieles Fleisch, gebogen seyn, welches ein Schwanenhals genannt wird, besonders aber, wenn das Pferd denselben empor trägt. Er muß von unten auf gerade und breit aus der Brust hervortreten, gegen den Kopf zu immer schmäler werden, aber auch keinen verkehrten Bogen machen, der einem Hirschhalse gleicht, nach den Mähnen spitz zulaufen. Denn wenn solcher oberwärts fleischigt und stark von Fett ist, pflegt er oftmals an der unrechten Seite überzuhangen. Ein solcher Hals wird ein Speckhals genannt, und verliehrt vieles von seinem Werth.

Die Brust kann zu schmal oder zu breit seyn, beydes ist schädlich, indem darin der Grund liegt, daß entweder ein Pferd zu weit gehet, oder zu enge tritt, sich kreuzet, leicht stolpert, und sich streichet. Es gehört demnach mit unter die Schönheiten eines Reitpferdes, wenn sie mittelmäßig fleischigt ist.

Der Bau von den Schultern, bestimmt

stimmt die Leichtigkeit und Schwere seines Ganges. Am besten ist, wenn solche trocken, glatt, beweglich und lose sind, und von dem Bug an schräge hinauf laufen.

Der Rumpf, als der Theil, welcher durch die Ribben von den Schultern bis zu den Seiten oder Flanken gehet, muß tonnenförmig, rund, nicht hängend, platt oder hohl, sondern wohl gefüllt seyn, der Rücken sich nicht spannen, sondern gerade seyn. Denn wenn solcher einwärts gebogen, schadet es dem Thiere, wenn solches Lasten tragen soll, und es wird sankrückigt genannt. Ein hoher Rücken schadet vornemlich einem Zugpferde, weil es alsdenn gegen seine eigenen Glieder arbeitet. Gleichwohl ist ein gespanneter Rücken bey einem Packpferde, oder das sonst schwere Lasten zu tragen hat, nicht übel, manche nehmen ein solches Pferd lieber, als ein anders mit eingebogenem Rücken. Der in die Höhe gebogene wird Karpenrücken genannt.

An dem Orte wo die Nieren befindlich, liebt man eine kleine Erhöhung, welches ein Zeichen des vermögsamen und starken Rückens seyn soll. Das Kreuz muß breit und nicht abhängig seyn, welches, wenn es oben etwas spitzig zuläuft, ein Schweinsrücken genannt wird.

Die Schweifrübe muß eine Continuation des Rückgrades vorstellen. Ein vermögsames Pferd pflegt solche von sich zu sträuben, und selten an sich zu ziehen, inzwischen muß sie stark, fest, unbeweglich und mit Haaren wohl bewachsen, auch oben besonders nicht kahl seyn, welches ein Ratzenschweif pflegt genannt zu werden, überhaupt müssen die Haare an demselben nicht fehlen; ein dicker Schweif von langen Haaren ist dem Pferde eine große Zierde, wie denn auch die Haare an den Mähnen und dem Zopf nicht mangeln dürfen.

Was die Vorderbeine betrifft, so muß der obere Theil von dem Ellenbogen bis an die Knie, platt und krafsreich seyn, die Knie rund, nicht hervorstehend, oder eingebogen, als bey den Kühen, sondern gleichsam in einer geraden Linie; der Theil vom Knie bis zu der Kothe, aus einer starken mehr platten als runden Knochenröhre bestehen, die überall keine Knoten, welche Schiefer oder Ueberbein genannt werden, haben, sondern sich nervigt und sehnenreich zeigen; auch nicht auf einmal zu dünne abfallen, und Spillbeine, wie man solche nennt, vorstellen. Das kleine Glied, nemlich die Fessel oder Kothe, muß nicht zu dünne und zu fein seyn, sondern Stärke genug haben, so daß es sich ein wenig biegt, weil sonst ein Pferd im Gehen leicht durchtritt, und die Kothe verrenkt; ist es aber gar zu steif, so veranlaßt es ein Stolpern.

In dem Stande der Ruhe, muß ein Pferd vorne etwas höher als hinten, und solchergestalt stehen, als ob es sich gleichsam gegen den Boden stemmte; im Stande der Bewegung aber die Füße gerade, und mit einer Art, die eine Schnellkraft in den

Gelenken anzeigt, frey aufheben, weder ein noch auswärts schlänkern, sondern mit einer Leichtigkeit, ungezwungen aufheben und niedersetzen. Das Pferd muß auf den ganzen Huf, nicht auf die Zähe oder den Hacken, und mit den Hinterfüßen in die Fußstapfen der vordern treten. Denn wenn ein Pferd mit den Hinterfüßen solche überschreitet, faßt es gemeiniglich in die Eisen der Vorderfüße; bleiben aber die Hinterfüße zu weit zurück, alsdenn kommt ein solches Pferd nicht genug von der Stelle, wenn es gehen soll.

Die Hüften müssen wohl gestellt, die Lenden schlank, fleischigt und stark seyn, jedoch sich nach dem Kreuze richten, sind sie aber gar zu schmal und mager, so fällt solches gar bald in die Augen, und werden solche Pferde fuchslendig genannt. Das Fleisch der Lenden muß nicht schlaff und beutelmäßig, sondern hart und fest anzufühlen seyn; auch die Lenden inwendig nicht zu fest an einander schließen, damit sie bey der Bewegung des Pferdes sich nicht wund reiben.

Der obere Theil des hintern Ellenbogens, muß ebenfalls rund vom Fleisch, und nicht platt seyn; der Ellenbogen eine kleine Biegung hinterwärts, jedoch nicht zu stark haben, welches man sonst kuhhessig nennet. Im Gebrauch soll dieses eben nicht viel schaden, außer wenn ein Pferd Berg unter gehen muß: überdem giebt es dem Pferde keine sonderliche Zierde. Inwendig des Ellenbogens, wo der sogenannte Spatknochen liegt, muß keine merkliche und gar zu starke Erhebung des Knochens wahrgenommen werden, auch die Höhlung welche in der Gegend ist, mit keiner Feuchtigkeit angefüllt seyn, die in- oder auswärts des Gelenkes fühlbar wäre, die man Galle nennt. Im ersten Falle ist die Erhöhung des Knochens der großen Sehne an der nöthigen Bewegung hinderlich, und veranlaßt gar leicht den Spatt, im letztern Fall sammeln sich die Feuchtigkeiten zu stark, entzünden sich, schmerzen und verursachen, daß bey jedem Tritt, ein Pferd die Beine scharf in die Höhe zieht, welches der Hahnenspat genannt wird, des Hinkens nicht zu gedenken, so sich alsdenn auch zu zeigen pflegt, wovon der Schade an einem oder beyden Beinen sich äußert. Von dem Ellenbogen bis an die Fessel, und von da bis an die Kothe, ist eben das zu betrachten, was bey den Vorderfüßen vorhin schon ist gesagt worden. Ein Pferd aber, das mit der Kothe gar zu stark überbiegt, wenn es niedertritt, wird bärenhessig genannt. So wie es nun die Leichtigkeit eines Pferdes anzeigt, wenn dessen Kopf bey Bewegung der Vorderbeine, ruhig, steif und frisch bleibt, sich nicht bey jedem Tritt schlänkert, eben so zeigt es auch die Stärke des Rückens an, wenn das Kreuz bey der Fortschreitung des Pferdes nicht von einer Seite zur andern wankt.

Ein Pferd das lang gestreckt und dünnleibig ist, hat selten gute Eigenschaften, gemeiniglich aber ist es bequem zum Reiten, dahingegen ein kurzes gedrungenes

drungenes Pferd dem Reuter viel härtere Bewegungen verursachet. Wenn aber der Rücken eines Pferdes solchergestalt gebauet, daß dessen Ribben den Hüftknochen so nahe kommen, daß daselbst gar keine Vertiefung oder Lükke erscheinet, alsdenn heißt ein solches Pferd gut gestreckt und vermehret dessen Schönheit. Inzwischen aber sind die kurz gedrungenen Pferde gemeiniglich dauerhafter als die zu lang gestreckten, und können in allen Arten von Arbeiten, ob sie gleich nicht allemal bequeme Reitpferde abgeben, treffliche Dienste leisten. Endlich gehört auch mit zu der Schönheit eines Pferdes, und ist gemeiniglich ein Zeichen, daß solches von einer guten Race abstammet, wenn dessen Beine überhaupt nicht mit langen Haaren, welches man behangen nennet, bewachsen sind.

Der Huf muß einfarbig, schwarz, glänzend, von einem zähen Horn und runder Gestalt seyn, ohne Spalten, nicht platt, mit solchen Wänden versehen, daß er inwendig hohl wie eine Schüssel erscheint. Die innersten Bestandtheile des Hufs, worin der sogenannte Strahl liegt, müssen ein schmeidiges mit kleinen rothen Blutpunkten vermischtes Horn zeigen, auch der Strahl an sich selbst nicht fett, sondern klein, und überhaupt das Horn am Huf nicht zu weich noch zu spröde seyn.

Was die Farbe des Pferdes betrifft, so kann solche gleichgültig seyn, doch hat bey Liebhabern die eine gegen der andern einen Vorzug. Sehr oft hat der Himmelsstrich wo sie gebohren, auf die Farbe einen Einfluß, und ist bekannt, daß die weiße Farbe bey den Thieren, so in den nordischen Gegenden fallen, gleichsam zu Hause gehöret, und daselbst selten schwarze Pferde vorkommen. Doch dem sey wie ihm wolle, so glaubt man, daß die Haare eines Pferdes wenig oder nichts zu dessen Werth oder Unwerth beytragen. So viel hat man indessen angemerkt, daß dunkelfarbige Pferde mit hellen Haaren in den Flanken, und die sogenannten Schmutzschimmel von schwacher Natur seyn sollen, und daß letztere gar leicht Schaden an den Augen bekommen.

Zu den schönen Abzeichen eines Reitpferdes rechnet man vor allen Dingen die schmalen sogenannten Bleſſen, welche von der Stirn über den Augen anfangen, und in gerader Linie, ohne durch eine andere Farbe gebrochen zu werden, bis zu dem Ende des Nasenknochens in der Form eines Keils fortlaufen, und sich zugespitzt endigen; das Maul oder die Lefzen aber müssen nicht weiß seyn; wenn ein weißer Fleck bloß allein an der Oberlefze befindlich, so wird derselbe ein Schnipf genannt; eine Bleſſe die den ganzen Vorderkopf bedeckt, und die man eine Leuchte nennet, verziert den Kopf des Pferdes nicht allemal. Ein großer weißer Zirkel vor der Stirn verunstaltet, dagegen ein runder kleiner Stern auf einer gewölbten Stirn dessen Ansehn verschönert; je weißer und ründer dieser

Stern, und je weniger derselbe mit andern dunkeln Haaren vermischt ist, desto mehr erhöhet solches das freudige Ansehn desselben.

Die weißen und fleckigten Stellen auf dunkelfarbigten Pferden, wenn solche groß, sind eine besondere Zierde für Kutschpferde, vornemlich wenn man ein ganzes Gespann auf gleiche Art gezeichnet beysammen hat. Hellbraune Pferde deren Lefzen dunkelfarbig, werden Eselsmäuler genannt, pflegen auch sonst von guter und dauerhafter Natur zu seyn.

Die weißen Abzeichen an den Füßen setzt man auch unter die Schönheiten oder Häßlichkeiten, je nachdem solche placirt sind. Man hält es überhaupt für schön, wenn das weiße Haar nicht höher als die Kothe reicht, für eine Häßlichkeit aber, wenn solche höher steigen. Man siehet es gern, wenn der rechte Vorderfuß auf eben beschriebene Art weiß gezeichnet, dagegen der linke also gezeichnete Vorderfuß unter die Häßlichkeiten gezählt wird. Der rechte weiße Hinterfuß ist häßlich, der linke aber Schönheit. Zween weiße Füße auf einer Seite, zumal wenn der vordere höher, als der hintere, ist gezeichnet worden, sind häßlich; zween gleich gezeichnete Hinterfüße, die nach oben gedachtem Maaß gebildet, verschönern das Ansehn des Pferdes. Zween weiße Füße ins Kreuz hat man nicht gern. Wenn es aber ist, so sieht man lieber, daß es den rechten Vorder- und linken Hinterfuß betrifft; vier gleiche Füße mit einer regelmäßigen Bleſſe, zumal bey dunkler Farbe, geben ein gutes Ansehn. Ohne solche Bleſſe wird es für häßlich erklärt; hat ein Pferd drey weiße Füße, so hält man es für schön, dafern solches beyde Hinterfüße und den rechten Vorderfuß betrifft. Das Gegentheil ist häßlich. Ueberhaupt kleiden alle benannte und regelmäßige Abzeichen vornemlich solchen Pferden die von dunkler Farbe sind. Bey allen weißen Abzeichen an den Füßen ist vornemlich das schwarze Horn an dem Hufe gemeiniglich das dauerhafteste, folglich, da es des Pferdes Schönheit zugleich erhöhet, die gewünschte, und fast allemal ein Zeichen guter Eigenschaft.

Man findet auch Pferde, die oben an dem Halse bey den Mähnen einen Wirbel haben, solcher bedeutet allemal eine gute Race, und die Abkunft von diesem oder jenem guten Gestüte, indem solche Zeichen fortgepflanzt werden.

Was ich nun bisdaher von den Schönheiten eines Reitpferdes gesagt habe, kann auch großentheils bey einem Kutschpferde Statt finden, und kommt es hiebey hauptsächlich auf eine beträchtliche Höhe, wohlgebaueten starken Hals, frisch stehende Ohren, große feurige Augen, breite Brust und Kreuz, auch starke Nerven an; welches alles auch einem Ackerpferde nicht übel steht.

Bey dem Ankauf eines Pferdes muß dabergenau nach allen vorerwähnten Punkten gesehen werden, damit der Roßhändler kein schlechtes für ein

gutes

gutes Pferd verkaufe, oder man auch sonst auf einige Weise hintergangen werde, daher es rathsam seyn dürfte, sich nicht zu übereilen, sondern Stück vor Stück genau zu besehen, um die etwan vorhandenen Mängel zu entdekken und allen Betrug zu vermeiden.

Folgendes kann hiebey zur Erinnerung dienen.

Das Alter dieser Thiere erkennet man gemeiniglich an den Zähnen, Haaren und Gruben über den Augen, welches letztere aber auch nicht jedesmal richtig zu seyn pflegt. Man steht oftmals in der Meynung, als ob solche von einem alten Hengst, bejahrten Stute, oder im Herbst gefallen. Ein Füllen ist kenntlich genug an seiner Größe, oder den sogenannten Milchzähnen; im dritten Jahre pflegt es noch 8 solcher Zähne zu haben, (einige betrieglicke Roßhändler pflegen ihnen zu Anfange des dritten Jahrs die vordersten Zähne auszubrechen, um das Pferd älter scheinend zu machen, als es würklich ist) in dem vierten Jahre hat es noch 4 Milchzähne, und im fünften Jahre muß es deren gar keine mehr haben, im sechsten Jahre brechen ihm die Haakenzähne hervor, und zwar bey den Hengsten und Wallachen; bey Stuten findet man dergleichen selten, sie brechen auch gemeiniglich später als bey erstern hervor.

Die übrigen Zähne bekommen kleine Hölungen, welche schwarz erscheinen, und der Kern oder Bohnen genannt werden. Von dieser Zeit an ist man gewohnt das Alter eines Pferdes bloß aus den Haakenzähnen zu erkennen. Wenn aber ein Pferd viel hartes Korn gefressen, alsdenn gehet ihm der Kern oder die Bohnen ehender aus den Vorderzähnen weg, als bey einem andern, und es würde daher älter scheinen wie es in der That ist. Ein siebenjähriges Pferd pflegt Haaken von der Höhe eines kleinen Fingers zu haben; sind aber solche noch länger, so ist es ein Zeichen, daß ein Pferd 8 bis 9 Jahr alt sey; zumal wenn die Vorderzähne lang, glatt und eben erscheinen. Fangen überdem die Zähne an, eine gelbe Farbe zu zeigen, so ist das Thier zum mindesten für zehnjährig zu halten. Bey den Stuten aber fällt das Kennzeichen an den Haakenzähnen weg; wenn sie hie und da dergleichen haben, so pflegen solche gemeiniglich nur klein zu bleiben. Wenn sich über dieses zu allen obenwähnten Kennzeichen an den Zähnen noch über den Augen weiße Haare sehen lassen, und die Gruben daselbst tiefer als gewöhnlich, so ist das Pferd gewiß noch älter. Alle übrigen Kennzeichen, so einige an der Schweifrübe und daselbst befindlichen Knoten bemerkt haben wollen, sind sehr trieglich.

Die Augen der Pferde sind oftmals mangelhaft, und der Fehler nicht allemal gleich oder leicht zu erkennen; der Krystall muß hell, durchsichtig, voller Feuer, klar seyn, und keinen weißen Rand haben; am Schlunde muß man nach den beweglichen Glandeln sehen, ob solche sich hin und her schieben lassen. Sind solche fest, so ist es bey einem jungen Pferde ein Zeichen

chen der Druse oder des sogenannten Kropfs, bey einem alten aber des Rotzes.

Ferner ist genau nachzusehen, ob auch ein Pferd übrigens gesund und sicher auf den Knochen sey? nicht lahm, keinen Spatt, Galle, Ueberbein ꝛc. habe? ob es sich überhaupt zu demjenigen schicke wozu es gebraucht werden solle? nicht stätisch, scheu, kein Krippenbeißer, Windschnapper sey, sich willig satteln, striegeln, zäumen, beschlagen, auf- und absitzen, reiben ꝛc. lasse, auch gut fresse. Damit man nun erfahre, ob ein Pferd lahm sey, oder sonst einen Fehler an den Füßen habe, welches im Stillestehn nicht allemal gleich bemerkt werden kann, so läßt man das Pferd an der Hand auf einem Steinpflaster herum führen und traben (ein Pferd kann sonst gesund seyn, die Eisen drücken ihm aber, sind zu fest angezogen, ein Nagel ist ihm zu nahe geschlagen ꝛc. wovon es blöde gehet oder hinket.) Auf diese Weise zeiget sich bald, ob etwas verdächtiges vorhanden sey. Ob es steif? muß man die Vorderfüße einen nach dem andern aufheben lassen, und wohl Acht haben, wie es sich dabey anstellt. Diese Bewegung muß mit einer Leichtigkeit und genugsamen Biegen des Knies geschehen, der aufgehobene Fuß nicht geschwinder wieder herunterfallen als er ist aufgehoben worden; auch das Pferd bey dem Aufheben den Kopf nicht neigen oder bewegen, sonst ist dieses gemeiniglich ein Zeichen der Schwäche, und ein eben so großer Fehler, als wenn ein Pferd im Gehen die Füße ein- oder überwärts wirft, weil sie in eben der Directionallinie wieder herunterfallen. Auch ist zu beachten, ob ein Pferd stark auf die Hacken trit, welches einen Mangel der Stärke andeutet. Tritt es aber auf die Spitzen des Fußes, so ist dieses gemeiniglich eine sehr üble Gewohnheit, die dasselbe in weniger Zeit stumpf macht.

Wenn ein Pferd auf dem Steinpflaster stehet, und sich oft von einem Fuß auf den andern lehnet, aufhebet und voraussetzt, so zeiget dieses Ermüdung, oder daß es sonst ein abgenutztes Thier sey, an. Es kann hiebey aber auch Zwanghuf, Steingalle, Vernagelung, zu fest angezogenes Eisen, zum Grunde liegen; daß man bey dieser Untersuchung auch nachsehe, ob Spreu, Mücken ꝛc. vorhanden sind, versteht sich von selbst.

Bey dem Vorreiten des Pferdes ist auch dahin zu sehen, ob sich ein Pferd im Gehen mit den Hinterbeinen streichen könne? Denn wenn ein solches schwere Arbeiten verrichten, oder lange Reisen übernehmen soll, würde es sich gar leicht verwunden und unbrauchbar werden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Freytag, den 28ten Junius 1776.

Fortsetzung des Aufsatzes von den Pferden, deren Kenntniß, Alter, Eigenschaft, und von der Pferdezucht.

So bald nun alle diese Untersuchungen vollendet, wird das Pferd nach dem Stalle geführt, jedoch solchergestalt, daß man es kurz vor der Stallthür wieder umkehren läßt, und dieses zu verschiedenen malen wiederholt, wodurch sich offenbart, ob sich dasselbe auch willig abreiten läßt. In dem Stalle wird ihm ein Futter in die Krippe gegeben. Hierbey stehet wahrzunehmen, ob es auf die Krippen setze, oder ein Windschnapper sey? Auf den Märkten hat man nicht jedesmal Gelegenheit alle dergleichen Untersuchungen anzustellen. Inzwischen will ich nur hievon dieses noch sagen, daß man desto schärfer nach allem sehen müsse, besonders aber wenn der Roßhändler ein Pferd vorführt, und damit kurze Wendungen macht, es mit Peitsche und Sporn ermuntert; alsdenn ist es Zeit genau nachzusehen. Es pflegt auch in solchen Fällen gemeiniglich nicht richtig zu seyn. Wird aber das Pferd langsam und mit weiten Touren herumgeritten, dann ist eben so leicht nichts zu befürchten, weil alsdenn der Verkäufer von der Güte seiner Waare sicher ist. Nächst allem diesen ist auch vornemlich auf die besondern Eigenschaften eines Pferdes wohl zu achten, und dessen Naturell zu erforschen, falls man dazu Gelegenheit haben kann. Das schönste Pferd, wenn ihm die gehörigen Eigenschaften mangeln, wozu man es gebrauchen will, ist alsdenn nicht viel werth.

Ein Hengst, welchen man zum Beschälen gebrauchen will, muß von einer solchen Race seyn, wovon man gewohnt ist, daß sie gemeiniglich in beständiger guten Gesundheit bis ins höchste Alter gelangt, mit Feuer und Lebhaftigkeit ausdauert, bey dem Futter nicht ekel ist, nach der Arbeit nicht ermüdet, sondern jederzeit munter ist und guten Appetit behält, sich nach gestilltem Hunger niederlegt, nicht bald fett, bald mager wird, ob es ihm gleich zu keiner Zeit am gehörigen guten Futter gefehlt, jederzeit frisch an der Krippe

ſteht, ein glattes und kurzes Haar zu allen Jahrszeiten hat, mit den Augen freudig umher ſieht; wenn man die Schweifrübe aufhebt, ſolche ſofort wieder feſt andrückt, nicht bald und viel bey der Arbeit ſchwitzt; einen guten Athem hat, nicht gar zu viel trinket, keinen wäßrigten, ſondern trocknen und apfelförmigen Miſt macht. Alles dieſes ſind Zeichen einer innern guten Geſundheit und dauerhaften Naturells.

Die Erfahrung hat es auch zur Genüge gelehrt, daß diejenigen Pferde, welche langſam wachſen, auch gemeiniglich dauerhaft ſind, und bey guten Kräften, wenn ihnen ſonſt kein Uebel zuſtößt, bis ins höchſte Alter aushalten. Ein Pferd, das ſich erſt im ſiebenten Jahre völlig ausgelegt, kann ohne andere Zufälle, bis ins zwanzigſte Jahr, und noch länger, ein gutes und nützliches Pferd ſeyn und Dienſte thun. Dagegen ſind die Pferde, welche ſchon im dritten Jahre völlig ausgebildet, zum längſten bis ins zwölfte Jahr nur brauchbar. Von dieſer Art ſind gemeiniglich die Pferde, welche in Oſtfrießland oder im Oldenburgiſchen fallen. Ueberhaupt iſt es ein gutes Zeichen, wenn ein Pferd langſam wächſt, und ſich nicht zu früh auslegt. Man kann ferner wahrnehmen, daß die Pferde, welche bald ihr gehöriges Anſehen erhalten, wenn ſie nach dem ſiebenten Jahre bey vieler Arbeit oder magerm Futter, und Mangel an Pflege, etwas von ihrem Anſehen verlieren, ſehr ſelten durch gutes und nahrhaftes Futter wieder in vorigen Stand gebracht, andere aber von dauerhafter Race, bis ins höchſte Alter wieder hergeſtellt werden können. Ueberhaupt richtet ſich die Dauer und Kürze des Lebens eines Pferdes, nach deſſen geſchwinden und langſamen Wachsthum.

Wenn die Frage aufgeworfen werden ſollte, ob es einem Landwirthe, oder einem Lande überhaupt rathſam ſey, ſich Pferde durch eigene Zucht zu verſchaffen? ſo iſt dieſe Frage allerdings mit Ja zu beantworten, beſonders wenn es an der Weide nicht fehlt. Es wäre demnach zu wünſchen, daß die Pferdezucht ausgebreiteter ſeyn möchte, welches auch füglich geſchehen könnte, wenn nur die rechten Maaßregeln ergriffen würden. Wie großer Vortheil könnte nicht für das gemeine Weſen daraus erwachſen, zumal wenn man bedenkt, wie vieles Geld jährlich für Reit- Kutſch- Remonte- und andere Pferde, in andere Länder getragen wird, ſo wir größtentheils durch eigene Zucht verdienen, und noch Geld von auswärts einnehmen könnten. Wir haben in unſerm Lande verſchiedene Gegenden, wo es an Weiden nicht fehlt, daher auch bey dem Landmann beſonders die Pferdezucht ſehr gut Statt haben könnte. Allein der gemeine Hauſe iſt zu nachläßig und bequem, daß er ſeine Stuten, wenn ſie hitzig geworden, einige Meilen weit, nach den im Lande vertheilten herrſchaftlichen Beſchälern bringen ſollte. Daher nimmt er den erſten und beſten Hengſt, welchen er in der Nähe haben kann, und läßt ſeine

Stuten davon belegen. Falls er sich aber bemüht, seine Stuten an den Ort zu bringen, wo die herrschaftlichen Beschäler sind, und seine Stute wird nicht sofort besaamet, wie denn oft dergleichen erst nach dem zweyten oder dritten Sprung zu geschehen pflegt, so hütet er sich wohl, aufs neue einen Versuch zu machen, folglich sieht er dieses als eine vergebliche Arbeit an, und unternimmt es niemals wieder. Da nun die Bemühung und Kosten bey dem Aufziehen eines Füllens von guter oder schlechter Race einerley zu seyn pflegen, so ist doch ein großer Unterschied in dem Werth. Wenn ein Pferd von guter Race zu Markte gebracht wird, findet es weit ehender einen Käufer, als ein schlechteres, wird auch theurer bezahlt. Wir haben an theils Orten des Chur-Hannoverischen Landes ziemlich gute Weiden, und es fehlt auch nicht an herrschaftlichen Beschälern, daher ich weiter nichts hinzusetzen werde, als den Wunsch, daß man überhaupt alle Vorurtheile ablegen möge, weil es möglich zu machen steht, an solchen Orten wo gute Weiden vorhanden, eine eben so gute Pferdezucht bey dem Landmann einzuführen, als in dem Hollsteinschen. Es fehlt auch jetzo nicht an herrschaftlichen Beschälern.

Das Vorurtheil so einige hegen besteht vornemlich darin, es sey unmöglich, daß eine gute Pferdezucht Statt haben könne, es fehle an manchen Orten zwar nicht an hinreichender Weide, allein es mangele derselben die Güte, welche man im Hollsteinschen und andern guten Gegenden habe, daher die sichere Folge entstünde, daß wenn gleich unsere gemeinen Landstuten von einem guten Beschäler belegt worden, dennoch sehr selten, und fast niemals, ein Pferd zu Stande gebracht werden könne, welches die Größe und das Ansehen des Hengstes habe.

Es ist wahr, daß die Weiden nicht aller Orten von gleicher Güte sind, und daß die Kraft des Grases, wie auch der übrigen Fütterung, vieles zu dem Auswuchs, Vollkommenheit und Schönheit der zahmen Thiere beytrage. Man nehme zum Beyspiele, eine Friesische Kuh, sende solche auf den Deister, oder in andere gebirgigte Gegenden, oder in die Lüneburgische Heide zur Weide. Wenn auch bey der besten Jahrszeit für das einheimische Hornvieh hinreichende Fütterung vorhanden ist, und dieses sich dabey völlig nährt, und in gutem Stande erscheint, so wird die Friesische Kuh doch bey allem diesen Ueberfluß, da sie nicht gewohnt Berge zu steigen, oder ihre Nahrung in der Heide mühsam zu suchen, gar bald abfallen, Ansehn und Schönheit verlieren, und vielleicht zuletzt gar crepiren. Es haben auch einige den Versuch gemacht, Springochsen von solchen Orten kommen zu lassen, wo größeres Hornvieh gezogen wird; allein es schlug fehl, der Ochse war den einheimischen kleinen Kühen zu schwer, und die Kälber welche davon gezogen, waren fast nichts größer, als man vorhin gewohnt; hätte man aber hinreichende Weide und gute Fütterung für

den Winter, besonders in magern Gegenden, so ist mit Sicherheit anzunehmen, wenn nebst den Springochsen auch Zuchtkühe angeschafft, daß alsdenn nach und nach eine größere Art Hornvieh eingeführt werden könne.

Ein gewisser Beamter, der in einer magern Gegend seine Station hatte, ließ, da er künstliche Wiesen angelegt, die alten möglichst verbessert, und überhaupt für einen ansehnlichen Vorrath grüner und trockner Fütterung gesorgt, jährlich zu Anfange des Frühlings sechs oder mehr Stücke trächtige Kühe aus Frießland kommen, sie blieben beständig im Stalle, die Fütterung ward ihnen unter allerhand Abwechselung vorgelegt, sie gaben eben so reichliche und gute Milch als mitten in Frießland, am Ende wenn die Milch bey ihnen aufhörte, waren sie gemeiniglich zum Schlachten fett.

Mit diesem Beyspiel will ich hauptsächlich beweisen, wie es gar gut angehe, auch an magern Orten, wenn für hinreichende Fütterung gesorgt wird, größers Vieh zu ernähren, und die Fortpflanzung desselben möglich zu machen.

Gedachtes Beyspiel könnte auch auf die Pferdezucht anzuwenden stehen. Die gewöhnlichen Pferde, welche der Landmann gemeiniglich hat, sind zwar dem Namen nach, von mittlerer Art, man kann sie aber füglich zu der kleinen rechnen, welche überhin bey jedesmaliger Fortpflanzung gemeiniglich noch kleiner auszufallen pflegen. Die Ursachen, welche hieben zum Grunde liegen, sind vornemlich folgende: 1. eine schlechte Art des Beschälers. 2. daß die Stuten nicht die Größe und Höhe haben. 3. daß es an manchen Orten an der hinreichenden guten Weide mangelt. Und 4. ein gar zu früher Gebrauch der Füllen.

Da nun auf dem Lande ein Pferd, ob es gleich von einem guten Beschäler abstammt, dennoch die Höhe desselben fast niemals erreichet, so machen einige den Schluß, daß es eine vergebliche Bemühung sey, bey dem Landmann eine größere und bessere Pferdezucht einzuführen ꝛc. Von den oben gedachten Ursachen, werde ich daher noch ein und anders beyzubringen Gelegenheit nehmen.

Wenn demnach eine bessere Pferdezucht, von guter Art bey dem Landmann in Aufnahme kommen soll, so wird erstlich ein Beschäler erfordert, der nach vorbeschriebener Art von allen Mängeln frey ist, ein gutes Humeur hat, das sich zu dem genau schickt, was man von dem Pferde verlangen kann. Denn wenn die Beschäler Untugenden an sich haben, werden solche gar leicht auf die Füllen fortgepflanzt, daher die Hengstwärter den Hengst beständig in strenger Zucht erhalten müssen; wie denn auch dieses vornemlich mit zu dessen Wartung höchst erforderlich ist. Er muß völlig ausgewachsen seyn, und sein gehöriges Alter erreicht haben, wie denn aus der Erfahrung bekannt, daß Füllen, die von einem gar zu jungen Hengst erzeugt, der noch nicht die völlige Größe erlangt hat, jederzeit schwache und elen-

de Pferde geworden sind. Der rechte Zeitpunkt eines Hengstes, wenn er zum Belegen der Stuten gebraucht werden soll, ist, wenn er seine Zahnarbeit vollendet, welches nach dem fünften Jahre bey guter Race eintritt, alsdenn hat er auch gemeiniglich seine bestimmte Höhe erreicht, in den folgenden zwey Jahren legt er sich in die Dicke und Breite aus. Wer demnach einen Beschäler nicht ehender als nachdem er das siebente Jahr zurückgelegt hat, zum Belegen der Stuten gebraucht, der fährt noch sichrer; denn es pflegen sich oftmals in den letzten zwey Jahren noch Fehler hervorzuthun, welche man zu vermeiden große Ursache hat. Wie denn auch bekannt, daß alle Fehler, die ein Beschäler an sich hat, gemeiniglich auf die Füllen fortgepflanzt werden, daher alle Vorsicht vonnöthen, und in der Wahl eines Beschälers bedächtlich zu verfahren, wohl anzurathen ist.

Die Füllen welche von dem siebenten bis zum vierzehnten Jahre, von einem Beschäler erzeugt werden, zeichnen sich gemeiniglich vor allen andern aus. Ein gar zu junger Hengst, ist auch weniger fruchtbar als ein alter. Ein Füllen von ersterm feuriger und lebhafter als von letzterm. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung, wie vor schon gedacht ist, daß die Füllen, so von einem ganz jungen oder sehr alten Hengst, gemeiniglich schwächer und kleiner ausfallen als die, so in der rechten Zeit, und gleichsam in dem von der Natur bestimmten Alter sind erzeugt worden. Wenn aber die Sache gar nicht zu ändern steht, alsdenn ist rathsam, dem jungen Beschäler in der Belegezeit nicht gar zu viele Stuten zuzutheilen, damit dessen Natur nicht vor der Zeit geschwächt, und die Säfte, welche er noch zu seiner eignen Bildung nöthig hat, nicht zu stark verschwendet, sondern ihm Zeit gegönnt werde, den Abgang der Zeugungssäfte wieder zu sammeln. Eben dergleichen Vorsicht, nebst guter Pflege und nahrhaftem Futter, ist auch bey einem alten Hengst erforderlich. Es ist vorhin schon gesagt, daß die Gruben über den Augen der Pferde, zu den Häßlichkeiten gezählt werden, und daß solche die dergleichen haben, von einem alten Hengst, oder einer bejahrten Stute abstammen sollen. Allein genaue Beobachter der Pferdezucht behaupten, daß sie oftmals an Füllen von einem alten Hengst dergleichen nicht bemerkt, hingegen aber auch an solchen, die von jungen Beschälern erzeugt worden, sind wahrgenommen, daß sie aber im Grunde von keiner Bedeutung seyn, folglich keinen Nachtheil verursachen. Wenn sich aber diese Art von Gruben sowohl bey dem Beschäler als bey der Stute finden sollte, wird solche gemeiniglich auf die Füllen fortgepflanzt.

Wenn ein Beschäler das rechte Alter hat, so kann er bis ins funfzehnte Jahr, während der Belegezeit funfzig und mehrere Stuten besaamen. Man hat auch Hengste gesehen, welche ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich an die achtzig Stuten befruchtet, und diesem ungeachtet, doch noch im zwanzigsten Jahre ihres Alters, Gesund-

heit, Feuer und Kräfte gezeigt. Es kommt hiebey vornemlich auf die gute Pflege und standhafte Natur derselben an. Man fährt aber am sichersten, wenn die vorgedachte Anzahl der Stuten möglichst vermindert wird. Auf diese Weise wird der Hengst desto länger im Wohlstande bleiben. So bald aber gemerkt wird, daß die Füllen schwächer und kleiner, wie vorhin, ausfallen, oder daß sich sonst ein Fehler an dem Beschäler äußert, als Augenschaden und dergleichen, so ist es Zeit, ihn nicht mehr zum Besaamen der Stuten zu gebrauchen, obgleich derselbe sonst noch sein volles Feuer haben möchte, auch seine übrigen Kräfte im guten Stande sich finden. Es ist auch rathsam, daß man alte Stuten durch junge Hengste, und junge Stuten durch alte Beschäler besaamen lasse, indem auf diese Weise eins des andern Schwäche ersetzen kann.

Es scheint noch nicht völlig ausgemacht zu seyn, welches von beyden Geschlechtern das mehrste zu der Fortpflanzung beyträgt. Man hat bemerkt, daß die Füllen bald von dem Hengst, bald von der Stute, bald von beyden zugleich kennbare Zeichen an sich haben, zur andern Zeit aber auch in keinem Stücke den Aeltern ähnlich gewesen; bey dieser Ungewißheit fähret man am sichersten, zur Zucht keine andere Stuten zu wählen, als solche, die von allen möglichen Fehlern völlig frey sind. Man hat auch ferner beobachtet, daß wenn der Beschäler und die Stute unter einerley Himmelsstriche geboren worden, ein Gemisch von beyden Theilen hervorgekommen, und in diesem Fall einige Gleichheit sich gezeigt, es sey nun im Schönen oder im Häßlichen. Es wollen auch einige behaupten, daß auf diese Weise die Füllen verschiedentlich, so wenig dem Vater als der Mutter gleichen, und manchmal schöner ausfallen, besonders wenn beyde Theile von einer guten Race abstammen, folglich das Füllen auf die Voraltern zurückschlage. Bey Vermischung solcher Pferde, die aus verschiedenen Himmelsstrichen entsprossen, bildet sich das Füllen gemeiniglich nach dem Theile, das in der heißesten Erdgegend geboren worden, es sey nun die Stute, oder der Beschäler.

Will man einen Beschäler für das Landgestüte erwählen, so muß vor allen Dingen das Augenmerk auf die Art Pferde, welche sich in der Provinz befinden, gerichtet seyn. Wenn solche schwer von Kopfe, starken Knochen ꝛc. so wird ein solcher genommen, der das Gegentheil an sich hat, und dessen Füllen ihm gewöhnlich nachschlagen. Mehrere Umstände sind auf diese Weise mit gutem Nutzen schicklich abzuändern.

Während der Zeit, daß ein Hengst zur Bedeckung gebraucht wird, muß es ihm an reichlichem guten und nahrhaften Futter nicht mangeln. Sein Futter muß nicht allein nahrhaft, sondern auch stärkend seyn, und aus einem kräftigern Korn bestehen, als der Haber ist. Man mischt daher unter solchen einen Zusatz von Weizen, Erbsen, Bohnen oder Wicken. Das Maaß

des Futters auf 24 Stunden muß sich verhältnißweise, nach seiner Größe und der Verwendung seiner Kräfte richten. Gewöhnlich muß er auch einige Zeit vor und während der Bedeckungszeit, täglich zum mindesten 12 Pfund von gedachten harten Körnern haben, welches aus $\frac{2}{3}$ Haber, und $\frac{1}{3}$ andern guten Körnern besteht. Zugleich ist ihm auch nicht undienlich, wenn er täglich ein Paar Pfund gutes Luftmalz zu fressen bekommt, das ihm unter sein Futter gemischt wird.

Es ist überhaupt den Pferden nicht zuträglich, wenn sie bey guter Fütterung einer langen Ruhe genießen, folglich ist es auch dem Beschäler sehr heilsam, wenn derselbe alle Tage einige Bewegungen macht, und zwar dergestalt, daß ihm dabey ein gelinder Schweiß ausbricht. Dieses befördert nicht nur die Verdauung, sondern auch zugleich den Umlauf der Säfte. Mancher Landwirth, der einen Hengst hat, läßt solchen, wenn er eben von einer starken Arbeit zurückkommt, die ebenfalls ermüdeten Stuten besteigen, welches nicht übel gethan, und gemeiniglich sichere Befruchtung bewürket.

Alle Künste den Reiz dieser Thiere zu befördern, sind verwerflich, oder doch sehr selten von einigem Nutzen. Das einzige was man in solchem Falle ohne Gefahr thun kann, ist dieses, daß man beyden Theilen täglich ein Gemisch von Bier und Brodt, eine sogenannte Kalteschaale, zu fressen gebe; alles andere ist vergeblich, auch schädlich und hindert vielmehr, als daß es befördern sollte.

Das andere Stück welches zu einer guten Pferdezucht erforderlich, sind die Stuten. Ob nun wohl dieselben eben eine solche Schönheit, wie bey den Hengsten erforderlich, besitzen möchten, so kommt doch gemeiniglich das Hauptwerk darauf an, daß vornemlich eine Zuchtstute die erforderliche Größe habe. Denn wenn das Füllen in dem Leibe der Stute nicht den gehörigen Raum hat, sich ordentlich ausbilden, und die Anlage zur Größe machen kann, so wird die Hoffnung Pferde von der Größe des Beschälers zu erhalten, vereitelt. Die nachmalige Nahrung des Futters, trägt zwar vieles zu dessen Wachsthum bey, wenn aber im Mutterleibe dazu die Grundlage gemacht worden, ist es weit besser und zuverläßiger. Es irren sich daher diejenigen sehr, welche glauben, daß wenn sie ihre kleinen Stuten von großen Beschälern belegen lassen, sie auch alsdenn Pferde von eben der Größe und Ansehen erhalten müßten, und da dieses bey so bewandten Umständen nicht erfolgen kann, wäre also nicht rathsam, an Orten, wo die Stuten klein sind, viel auf die Pferdezucht zu verwenden. Dieses sind die wahren Ursachen, warum von kleinen Pferden, ob sie gleich von großen Beschälern besaamt worden, und es den Zuchtstuten und ihren Jungen an der guten Nahrung und Pflege in keine Wege gemangelt, dennoch keine Füllen, welche die Größe des Beschälers erhalten, können geboren werden, sondern solche sich gemeiniglich nach der Mutter arten.

Will man durch gute Beſchäler große und anſehnliche Pferde bey dem Landmann in dieſer oder jener Provinz einführen, ſo iſt vor allen Dingen dahin zu ſorgen, ſolche Stuten belegen zu laſſen, welche von langem und weitläuftigem Bauche ſind, damit das Füllen darin zum völligen Ausbilden Raum genug haben möge, auch müſſen überdem die Stuten eine ſolche Höhe haben, die dem Beſchäler gleich oder doch nahe komme. Die Zeit oder das Alter, in welchem eine Stute mit Nutzen zu belegen, iſt, wenn ſie das fünfte Jahr zurück gelegt, und folglich ihre Zahnarbeit vollendet hat. Denn da eine Stute während der Trage- und Säugezeit, dem Füllen Nahrung geben muß, ſo iſt begreiflich, daß ſie ihre Säfte nicht an mehrere Orten vertheilen darf, wenn anders aus dem Füllen etwas gutes werden ſoll.

Es iſt bereits erinnert, und Pferdekennern zur Genüge wiſſend, daß vornemlich Pferde von einer guten Race, allererſt im ſiebenten Jahre ihres Alters den völligen Wachsthum erreichen, folglich auch dieſes bey den Stuten, wenn ſie von eben der Race, Statt findet; allein man kann hiebey annehmen, daß, da die Zahnarbeit bey den Stuten nicht ſo viele Beſchwerlichkeiten, als bey den Hengſten verurſacht, und ſie überdem ſelten die vier Haakenzähne bekommen, folglich zu dem Zahnen keine Säfte mehr gebrauchen, ſchon in dem gedachten Alter ohne Nachtheil zu belegen ſind. Man will auch behaupten, daß Stuten, die von feurigem Temperament, die, welche Haakenzähne und kleine Geburtsglieder haben, vielfältig nicht ſo fruchtbar als andere ſeyn ſollen. Letzteres, wenn es nicht allemal wegen der Fruchtbarkeit zutrifft, ſo iſt es doch gemeiniglich ein Zeichen des Muths, Feuers und der Dauerhaftigkeit.

Die Zeit, in welcher die Stuten hizzig zu werden pflegen, ſtellt ſich gemeiniglich im Frühling ein, je nachdem ſie bis daher, und beſonders den letzten Winter durch gut verpflegt worden, folglich in dieſem Betracht früher oder ſpäter. Falls ſich nun die Hitze bey einer Stute früher zeigen ſollte, ſo iſt es nicht rathſam, dieſelbe bey den Hengſt zu laſſen, damit das Füllen zu einer ſolchen Zeit geboren werde, in welcher die Natur für beyde Theile gleichſam den Tiſch gedeckt hat. Man hält zwar dafür, daß die frühen Füllen nicht die ſchlechteſten zu ſeyn pflegen, weil ſie gleich Anfangs zu der rauhen Witterung gewöhnt werden. Allein es iſt auf der andern Seite gefährlich, wenn ein Füllen im Stalle bey andern Pferden herum laufen muß, wie denn dieſes bey dem Landmann nicht nicht allemal zu ändern ſteht, und daher gar leicht beſchädigt werden kann. Die Milch der Stute hat auch alsdenn nicht allemal die gehörige Beſchaffenheit, beſonders, wenn ſie ſich mit geringem trockenen Füllen behelfen muß; daher es jederzeit zuträglicher, eine ſolche Belegezeit zu wählen, daß das Füllen nicht ehender geboren werde, als bis ſowohl die Stute als auch das Füllen gutes Gras und in genugſamer Menge haben können.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Montag, den 1ten Julius 1776.

Fortsetzung des Aufsatzes von den Pferden, deren Kenntniß, Alter, Eigenschaft, und von der Pferdezucht.

Von dem Ende des März bis zum Ende des Maymonats ist eigentlich die Zeit, in welcher sich die Hitze bey den Stuten am mehrsten zu zeigen pflegt, obgleich bey einigen dieses, wie schon gesagt, früher oder später eintreffen möchte. Die Dauer der Hitze einer Stute ist gewöhnlich 14 oder höchstens 21 Tage. Alsdenn ist auch der rechte Zeitpunkt, welchen die Natur zur Befruchtung bestimmt hat. Die Zeichen davon sind bekanntlich diese, eine Unruhe, und daß sich solche Stuten alsdenn gerne zu andern Pferden gesellen, vornemlich aber eine Entlassung einer weißen klebrichten Feuchtigkeit, welche die Hitze genannt wird, und die Geschwulst des Geburtsgliedes. Wenn sich nun eine Stute in diesen Umständen befindet, und dergleichen Zeichen spüren läßt, sodann muß der Beschäler zu der Stute gelassen werden, da sie denn auch gemeiniglich nach dem zweyten oder höchstens dritten Sprunge besaamet ist.

Eine Stute die belegt werden soll, muß an dem Tage, da sie zu dem Hengste kommt, des Morgens nur ein mäßiges Futter haben, eine Stunde lang, ohne sie zu erhitzen, umher geritten seyn, das zweytemal wird sie des Abends zu dem Beschäler, unter eben gedachter Vorbereitung, gelassen, und wenn dieses geschehen, in den Stall geführt, wo sie ihr Futter ruhig verzehren kann. Alle bis daher unter den Landleuten übliche Procedu-ren, die Stuten, nachdem sie besprungen worden, herum zu jagen, mit kaltem Wasser zu begießen ꝛc. sind von keiner Wirkung.

Am neunten Tage nach dem ersten Sprunge zu rechnen, muß die Stute abermals dem Hengste zugeführt werden. So bald sie sich aber dessen erwehret, ist es ein Zeichen, daß sie besaamet sey. Läßt sie ihn aber zu, so muß der Versuch nach dem neunten Tage wiederholt werden. Läßt sie ihn alsdenn, ohne sich zu sträuben, zu, so steht wahrscheinlich zu vermuthen,

daß sie für das Jahr nicht befruchtet seyn soll; bey so bewandten Umständen kann es von Nutzen seyn, sich eines andern Beschälers zu bedienen. Ueberhaupt ist der Maymonat bey Stuten, welche sich von Grase und anderm geringen Futter nähren, die rechte Bedeckungszeit, da sie denn auch gemeiniglich nach dem ersten oder zweyten Sprung befruchtet sind. Die Belegungszeit der Stuten muß höchstens bis zu Ende des Monats Junii dauren, weil Füllen, welche nach dieser Zeit geboren werden, gemeiniglich schwacher Art sind. Wenn ja eines seyn soll, so sind die frühen Füllen besser als die Spätlinge, oder sogenannten Herbstfüllen, vornemlich wenn zu deren Verpflegung, bevor sie der vollen Weide genießen können, keine Mühe und Kosten gespart werden.

Wenn eine Stute belegt werden soll, muß solches ohne vielen Lärm und Geräusch geschehen, damit sich das Thier nicht erschrecke. Sehr oft aber ist es auch unvermeidlich, die Stute zu spannen, damit sie den Beschäler durch Schlagen nicht beschädige. Man hält auch dafür, daß es nicht übel gethan sey, wenn der Hengst solchergestalt der Stute vorgeführt wird, daß sie ihn einige Zeit sehen könne, damit sich dessen Bildung desto besser bey ihr einprägen möge.

Es ist vorhin schon gedacht, in welchem Alter es rathsam sey, eine Stute belegen zu lassen. Wenn sie von einer guten Race abstammt, so kann sie bis in das funfzehnte Jahr tragen, im achtzehnten Jahre aber ist sie gemeiniglich unfruchtbar, und zur Füllenzucht nicht mehr geschickt, ob sie gleich sonst noch bey guten Kräften seyn möchte.

Eine Stute welche sonst zu weiter nichts gebraucht wird, als zur Zucht, kann alle Jahre ein Füllen bringen; muß sie aber arbeiten, alsdenn ist es ihr zuträglicher, um sie nicht vor der Zeit aufzuopfern, sie ein Jahr um das andere zu belegen. In dem ersten Falle muß sie am neunten Tage, nachdem sie geboren hat, wieder bey den Hengst gebracht werden, wie denn auch die Stuten in solcher Zeit am geschicktesten zum Empfangen sind. Wenn nun ein Stück beleget ist, so muß man sie in den ersten drey Monaten ihrer Trächtigkeit vor allen solchen Vorfällen möglichst hüten, welche ein Verwerfen verursachen können. Unter solchen sind vornemlich ein starkes Laufen, große und schwere Arbeit, kaltes Saufen nach einer Erhitzung, Schrecken, Stöße, Schlagen ꝛc. besonders aber an dem Bauche. Die letzten drey Monate der Trächtigkeit sind in dergleichen Fällen eben so gefährlich. Eine Stute wird schwerlich oder doch sehr selten in der Mitte ihrer Tragezeit verwerfen. Hat sie aber einmal verworfen, so ist Gefahr, daß solches zu mehrmalen geschehen werde, daher es nicht übel gethan, den trächtigen Stuten, nach dem dritten und neunten Monat ihrer Trächtigkeit, Blut zu lassen, bey dieser Vorsicht hat man nicht leicht eine Verwerfung zu befürchten.

Eine

Eine Stute gehet gemeiniglich eilf Monate, 12 oder 15 Tage, auch wohl 12 volle Monate, zu Zeiten aber auch noch wohl länger trächtig. Jedoch trägt sich das letztere selten zu, und überschreitet das gewöhnliche Ziel, überhaupt aber kommt sie eher später als früher zur Geburt. Wenn die Geburtszeit herannahet, muß man die Stute, wenn es thunlich ist, in einem Stalle ganz allein und unangebunden herumgehen lassen, damit sie sich nach ihrer eignen Bequemlichkeit drehen und wenden möge, wie es ihre Umstände erfordern. Sie braucht auch keiner Hülfe, außer in dem Fall, wenn sich die Frucht in einer verkehrten Lage befinden sollte, alsdenn ist ihr Beystand zu leisten. So bald das Füllen geboren, pflegt der Stute erstes Geschäfft zu seyn, dasselbe überall zu lecken, und um sie dazu zu reizen, bestreuet man es gemeiniglich mit Salz. Es ist auch angemerkt worden, daß die Füllen, welche in dieser Zeit nicht von der Mutter geleckt, und auf diese Weise abgetrocknet sind, gemeiniglich kränklich und schwach geblieben; das Lecken ist auch der Stute heilsam, und ein Reinigungsmittel, dagegen diejenigen Stuten, welche ihr Füllen nicht geleckt, gemeiniglich eine Verstopfung des Leibes bekommen.

Nach vollendeter Geburt, wird der Stute ein milchwarmes Getränk von reinem Wasser, worin etwas Kleye oder Gerstenschroot gemischt, gegeben, worin denn auch eine gute Hand voll Salz aufgelöst seyn muß. In den ersten Tagen nach der Geburt muß die Stute wenig, weiches und leicht verdauliches Futter haben, desto reichlicher aber muß ihr zu trinken gereicht werden, und zwar jedesmal lauwarm gemachtes Wasser, wie vor gemeldet, mit Salz, Kleyen oder Schroot vermischt. In den ersten neun Tagen muß eine solche Stute die gebohren hat, wenig hartes Korn fressen, dabey ruhig gelassen, auch in solcher Zeit möglichst vor Verkältungen bewahrt werden, daher der Stall nicht anders als bey gelinder Witterung zu lüften ist.

Wenn eine Stute lediglich zur Zucht gebraucht wird, so muß sie am neunten Tage nach der Geburt wieder zu dem Hengst gelassen, und überhaupt so; wie es gewöhnlich ist, eine Säugestute zu verpflegen, jederzeit sorgfältig behandelt werden. Sehr selten bleibt die Nachgeburt zurück. Ist sie aber am zweyten Tage nachdem das Füllen geboren, noch nicht abgegangen, so muß sie mit der Hand, die in Baumöl getunkt, herausgeholt werden.

Das Füllen weiß ohne Anweisung von selbst das Euter zu finden, wenn es aber die Mutter nicht zulassen will, so ist nöthig nach den Ursachen zu forschen, und sie allenfalls mit Gewalt dahin zu bringen, bis sie endlich nach und nach sich bequemet. In diesem Fall ist auch hinreichend, wenn das Füllen dreymal des Tages saugt. Da die Pferde von Natur zur Reinlichkeit geneigt sind, so muß man sie auch von Jugend auf dazu gewöhnen, und

den Stall öfters reinigen, auch täglich und so oft es nöthig frisch streuen, damit sich Füllen und Stute nicht im Koth herumwälzen dürfen. Es gereicht dieses ihnen auch zur Gesundheit. In den ersten neun Tagen nach der Geburt muß der Stall, worin die Stute mit dem Füllen steht, so viel möglich dunkel gehalten werden, weil eine gar zu starke Helligkeit beyden Theilen leicht schaden kann, da ihre Augen schwach zu seyn pflegen. Besonders aber ist dem jungen Füllen sehr zuträglich, wenn dessen Augen in solcher Zeit, wie auch die Schläfe und der ganze Leib öfters mit kaltem Wasser gewaschen werden, welches nicht nur dessen Nerven stärkt, sondern es auch gegen alle künftig zu erduldende Witterung abhärtet. Füllen, welche auf diese Weise behandelt, sind auch gemeiniglich von der Druse frey, die bekanntlich sehr oft von einer schleunigen Abwechselung von Hitze und Kälte zu entstehen pflegt; das öftere Waschen aber mit kaltem Wasser stärket nicht nur, sondern es reiniget auch die Haut von Unrath und Ungeziefer, und befördert die Ausdünstungen. Es kann auch im geringsten nicht schaden, die Stuten nebst dem Füllen in der obwohl noch kalten, jedoch trocknen Luft, bey Tage etwas herumlaufen zu lassen.

In den ersten Monaten ist es vor allen Dingen rathsam, möglichst Sorge zu tragen, daß, wenn der Stute hartes Korn gegeben wird, das Füllen davon nichts bekomme, weil es dergleichen Futter noch nicht gewohnt, auch nicht zu verdauen im Stande ist. Es schadet einem Saugefüllen nichts mehr, als hartes Korn, wie denn dessen Säfte dadurch gleichsam auf Lebenszeit verdorben werden. Denn anstatt, daß die Natur ihre Kräfte zum Wachsthum anwenden sollte, muß sie solche zur Verdauung ungewohnter Speisen verschwenden. Merkt man aber, daß ein Füllen in der Folge sein gehöriges Wachsthum nicht hat, welches man billig von ihm verlangen kann, auch von seinem Alter und der Race wovon es abstammt, zu erwarten steht, dabey stets mager und mit sträubigen Haaren erscheint, ob man gleich an dem Füllen so wenig, als an der Stute nichts von Krankheit spürt, so ist nöthig, die Milch der Stute zu untersuchen, ob auch selbige ihre gehörige Kraft habe, nicht wässerigt, und in genugsamer Menge vorhanden sey. In diesem Falle muß man der Stute mit kräftigem Futter, mehrere und bessere Milch verschaffen, auch das Füllen nebenher ein Gemisch von Kleyen mit Wasser angefeuchtet fressen lassen. Dieses erhält sowohl die Mutter als das Füllen gesund, stärket die Kräfte, vermehrt dessen Wachsthum, besonders wenn der Stute sowohl als dem Füllen oftmals unter das Futter etwas Salz gemischt wird, welches sie ohnehin gerne fressen.

Die Stuten müssen während der Säugezeit, bevor sie in die Weide gebracht werden, nicht beständig Ruhe haben, sondern eine mäßige Arbeit ver-

verrichten. Eine anhaltende Ruhe bey guter Fütterung, würde der Stute sowohl, als dem Füllen schaden; wie denn auch bekannt ist, daß fette und gleichsam gemästete Stuten, gemeiniglich die schlechtesten Füllen zu haben pflegen, die ein schwaches und magers Ansehen haben, besonders aber noch, wenn die Stuten bey aller guten Pflege gar keine Arbeit verrichten und davon verschont bleiben. Wenn sie aber arbeitet, so versteht es sich von selbst, daß eine säugende Stute besser als zu einer andern Zeit gefüttert werden müsse. Wenn eine Säugestute wie gesagt arbeitet, und das Füllen in dem Stalle zurückgeblieben, so muß dasselbe nicht sofort bey Zurückkunft der Stute von der Arbeit zu ihr gelassen werden, sondern die Stute muß sich erst etwas abkühlen, und ist alsdenn nicht übel, wenn man der Stute ein Paar Löffel voll Milch ausmelken läßt, weil sonst das hungrige Füllen bey dem Ueberflusse sich leicht verfangen könnte. Fügt es sich aber, daß eine Stute während der Säugezeit in eine Krankheit verfiele, die anhaltend scheinen möchte, so muß für das Füllen gesorgt werden. Ist dasselbe schon so weit herangewachsen, daß es fressen, und sich ohne Muttermilch ernähren kann, so ist es rathsam, es gleich abzusetzen, und nicht an der kranken Mutter saugen zu lassen. Sollte es aber noch gar zu jung seyn, so muß man es mit Kuhmilch aufzubringen sich bemühen. Diese Art ist zwar etwas beschwerlich, allein es geht doch an. Dabey ist weiter nichts als die gewöhnliche Vorsicht die bey Säufung der Kälber üblich, zu beobachten. Hat man aber noch andere säugende Stuten, so wäre dem Füllen eine andere Mutter zu geben, besonders wenn das Füllen, so man erhalten will, von einer guten Race ist. In diesem Falle opfert man lieber ein Füllen von gemeiner Art auf. Hiebey aber ist Vorsicht nöthig, und wohl darauf zu achten, daß die fremde Mutter dem Füllen nicht schade, und so lange damit fortzufahren, bis die Stute das Füllen willig saugen läßt. Es sind Fälle durch Erfahrung bestätigt, daß auf diese Weise verwechselte Mütter, den Füllen sehr heilsam gewesen.

Die Dauer der Säugezeit ist gemeiniglich so lange, als das Füllen der Milch bedarf, oder, wenn die Stute trächtig, bis zur zweyten Geburt, wenn ihre eigene Kräfte nicht darunter leiden. Man läßt daher die Füllen gewöhnlich nicht länger als sechs, oder höchstens sieben Monate saugen. Wenn auch diese Zeit noch verkürzt wird, ist es desto zuträglicher, und oftmals von mehrerm Nutzen, als ein längeres Saugen, wie man denn auch vielmals anzumerken Gelegenheit haben kann, daß Füllen, die lange gesogen, gemeiniglich schwache und kraftlose Pferde geben. Es ist dieses auch begreiflich, denn da die Milch einer Stute zu Anfange viel kräftiger und in größerer Menge vorhanden, konnte das Füllen auch in der Zeit völlig genug daran haben. Da

aber das Füllen immer größer wird, mehrere Nahrung gebraucht, die Milch der Stute aber, besonders wenn es gegen den Herbst geht, da die grünen Gewächse ihre Kräfte verlieren, nicht nur schwach und nicht so kräftig als im Anfange des Sommers, auch nicht in solcher Menge als erforderlich zu seyn pflegt, so muß ein langes Säugen Nachtheil verursachen. Wäre es aber, daß eine Stute beständig gute Milch, auch wie das Füllen heranwächst, mehr Milch hätte, alsdenn ist gewiß, daß ein Füllen, welches so lange sauget bis es die Mutter selbst abstößt, vor einem früh abgesetzten einen großen Vorzug haben, und einen ungleich stärkern Wachsthum zeigen würde. Allein da eine Stute arbeiten soll, und der Frucht im Leibe sowohl, als sich selbst Säfte zutheilen, die Fütterung und das Gras im Anfange des Sommers solche zwar in etwas ersetzen, gegen den Herbst aber aller grünen Fütterung die belebende Kraft mangelt, so ist leicht einzusehen, daß dergleichen Füllen die gut ausgefallen, unter die seltenen zu rechnen, und daher große Ursache sey, die Säugezeit bewandten Umständen nach zu verkürzen. Man kann aus dem, was eben angeführt worden, gar leicht die Ursache entdecken, warum lange gesäugte Füllen gemeiniglich schwache und kraftlose Pferde geben.

Es ist schon vorhin erwähnt, auch Pferdekennern bekannt, daß die frühen Füllen vor den spätern einen Vorzug haben, weil sie sich in dem Stalle zu stärken und abzuhärten Zeit gehabt, bevor sie in die Weide getrieben worden. Da nun die Erfahrung lehrt, daß alle plötzliche Veränderungen schädlich sind, so würde nicht nur die Witterung, sondern auch die Fütterung dergleichen zu erregen im Stande seyn, und beyden Theilen sehr übel bekommen. Es ist daher von großem Nutzen, bevor sie in die Weide getrieben, und von der trockenen Fütterung abgenommen werden, denselben dadurch vorzubauen, daß man den Stuten unter ihr trockenes Futter etwas grünes mische, oder daß man sie täglich ein Paar Stunden lang auf die Weide jage. Hat man aber diese Vorbereitung unterlassen, auch sie sonst nicht zur freyen Luft gewöhnt, und treibt sie gleich aus dem Stalle von der trocknen zur grünen Fütterung in die Weide, so ist ein starker Durchlauf, auch zu Zeiten eine Druse die sicherste Folge davon, dieses entkräftet nicht nur die Stuten, sondern auch das Füllen so lange, bis sie es gewohnt werden. Hat man sie aber auf vorbeschriebene Art vorbereitet, alsdenn können beyde Theile, ohne Schaden zu befürchten, in die Weide getrieben werden.

Wem daran gelegen ist, sein Füllen zu einer guten Größe, und dem Beschäler gleich zu bringen, auch gute Kräfte bey ihm zu bewürken, der darf nur täglich seinen Füllen, bey der Weide und grüner Fütterung, ein mäßiges Futter Haber geben, dieses hat ohne die Stärke und Nahrung so es

dem

dem Thiere giebt, noch den Vortheil, daß es dem Durchlauf, welchem die jungen Füllen leicht unterworfen sind, wehret.

Die dritte Hauptsache welche bey der Pferdezucht zu beobachten, und die den Wachsthum der Füllen vermehrt oder verhindert, ist die Weide und deren Beschaffenheit. Diejenige Weide, welche einen trockenen Boden hat, ein feines, kleereiches, zartes Gras trägt, ist gemeiniglich für die Pferdezucht am dienlichsten. Eine solche giebt dem Pferde, welches darin auferzogen, eine gesunde und dauerhafte Natur. Auch ist es von großem Nutzen, wenn in solcher Weide, Berge, Höhen und Hügel vorkommen, wo die Füllen ihr Futter mühsam suchen müssen: ihre Glieder gewöhnen sich alsdenn zu allerhand Bewegungen, welche ihnen in der Folge, wenn sie gebraucht werden sollen, vielen Nutzen verschaffen.

Wer schlechterdings keine andere als Fettweiden hat, worauf er seine Füllenzucht treibt, der thut wohl, daß er seine Füllen von eigner Zucht verkauft, und sich dagegen solche anschaffet, welche in magern Gegenden sind geboren worden, die alsdenn weit besser einschlagen als jene, auch weit munterer und stärker ausfallen, als die sogenannten Maschpferde immer seyn mögen. Ueberhaupt aber darf in allen Arten von Weiden, sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen, gutes Wasser zum Trinken nicht mangeln, auch müssen hin und wieder Bäume gepflanzt seyn, wo sie Schatten haben, und sich in böser regnigter oder stürmigter Witterung darunter begeben können.

Nichts verbessert die Race der sogenannten Maschpferde mehr, als wenn man den Stuten einen Beschäler giebt, der unter einem heißen Himmelsstriche ist geboren worden. Wie denn auch ein guter englischer Hengst in diesem Falle guten Nutzen verschaffen kann. Das übelste für Pferde, die in solchen feuchten Maschgegenden geweidet und auferzogen sind, ist, daß dem Füllen gemeiniglich eine Grundlage zum Platthuf gleichsam angeboren wird. Es ist begreiflich und eine natürliche Folge, da sie beständig nasse Füße haben, daß das Horn an dem Hufe weich werden, und durch den beständigen Druck von der Schwere des Körpers sich ausdehnen und platt werden müsse. Bey so bewandten Umständen ist es sehr dienlich, daß man den jungen Pferden, so bald der Huf anfängt platt und flach zu erscheinen, und sich ausbreiten will, wohl proportionirte leichte Eisen aufschlagen, und sie also in die Weide laufen läßt. Auf diese Weise wird das Horn in einer guten Gestalt erhalten; vor allen Dingen aber ist nöthig, wohl darauf zu achten, daß die Eisen nicht zu schmal, und der Fuß nicht zusammen gezogen werde, woraus sonst ein sogenannter Zwanghuf entstehen kann. Das Eisen braucht auch nur selten von dem Fuße abgenommen und eingeschlagen zu werden, und kann so lange sitzen, bis das Horn

so stark gewachsen, daß man die Stellen wo die Nägel durchgeschlagen, völlig wegschneiden kann. Es ist auch nicht erforderlich, daß der Huf bey dem Auflegen des Eisens ausgewürkt werde, welches vielmehr Schaden als Vortheil schaffen könnte, weil dadurch die Wände verdünnet, und zu einem Platthuf noch mehr Anlaß gegeben wird. Ueberhaupt aber muß der Beschlag solchergestalt eingerichtet werden, daß ein Pferd auf seine Füße gerade treten muß, weil sonst ein schiefer Fuß entstehen kann, zumal wenn alsdenn die Last des Körpers auf die eine Seite des Thiers sich lehnen muß, da denn der Druck der Schwere dessen Wachsthum hindert. Bey Füllen aber die in einer trockenen Weide gehen, ist dergleichen Vorsicht gar selten nöthig, diese können beständig barfuß laufen. Merkt man aber daß sich etwas Schiefes an den Füßen zeigt, so muß solchem auf eine der Sachen dienliche Weise, durch die Hand eines geschickten Schmiedes, abgeholfen, und der Fuß dergestalt eingerichtet werden, daß es allemal gerade auf den Fuß treten müsse. Nächst diesem ist in der ganzen Weidezeit nichts anders zu thun, als eine allgemeine Aufsicht auf den Gesundheitszustand zu haben, und sich dessen von den jungen Füllen zu versichern.

So bald nun im Herbst die Nachtfröste eintreten, und das Gras ohnehin seine Kraft verloren hat, wie denn auch überhaupt alles Gras, wenn es einen Frost erlitten, allem Vieh schädlich ist, also in der Mitte des Novembermonats, oder auch noch wohl ehender ist der Zeitpunkt, da die Füllen von der Weide genommen werden müssen. Hiebey ist eben dasjenige zu beobachten, was ich vorhin bey dem Anfange der Weide berührt habe, daher man so viel möglich den Füllen, neben der trockenen Fütterung, noch einige Tage wenigstens, etwas Grünes zu fressen geben muß, sollten es auch nur in Ermanglung anderer Sachen, gelbe Wurzeln oder Rüben seyn. Wird dieses nicht beobachtet, so legt man den Grund zu verdorbenen Säften, wenigstens zu einer Druse, womit sie sich den Winter durch plagen müssen. Da auch gemeiniglich auf eine schnelle Veränderung vom grünen zum trocknen Futter, eine Verstopfung zu erfolgen pflegt, so wird auch dieser dadurch vorgebeugt, wenn man den von der Weide kommenden Füllen, noch etwas grünes bey dem trockenen Futter zu fressen giebt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Freytag, den 5ten Julius 1776.

Schluß des Aufsatzes von den Pferden, deren Kenntniß, Alter, Eigenschaft, und von der Pferdezucht.

Wenn die Zeit der Entwöhnung da ist, so stellt man die Füllen besonders, damit sie die Mutter weder hören noch sehen können. Wenn die Stuten nach der Entwöhnung böse Geschwüre an dem Euter bekommen, so müssen dagegen dienliche Mittel gebraucht werden. Ist die Entwöhnung noch zeitig genug und im Sommer geschehen, alsdenn ist diese Absonderung um so viel besser. In diesem Falle müssen die Füllen, weil ihnen die Milch entgangen, an deren Statt, täglich zwey bis dreymal ein Futter von klein geschnittenem Heckerling, welches mit Kleyen und Schroot vermischt, auch mit Wasser wohl angefeuchtet ist, fressen. Auf diese Weise können sie so lange weiden, wie die Herbstwitterung es verstattet. Ich erinnere aber hiermit nochmals, daß wenn die Zeit eintritt, die Füllen von der Weide zu nehmen, es nicht zu versäumen sey, ihnen noch einige Tage bey dem trocknen Futter noch etwas Grünes, es sey was es wolle, zu fressen zu geben. Alle trockene Fütterung, die den jungen Füllen geschnitten in die Krippe vorgeworfen wird, muß jederzeit wohl angefeuchtet seyn, das Heu aber wird ihnen trocken in die Raufen gesteckt. Wenn die kurze Fütterung in der Krippe wohl angefeuchtet ist, so wird sie geschmeidig, und befördert auch die Verdauung. Zu mehrerer Sicherheit giebt man den aufgestallten Füllen, gleich in den ersten Tagen, wenn sie von der Weide kommen, eine Reinigung oder Purganz. Eben dieses muß sich auch auf die Mutterpferde erstrecken, besonders wenn sie ihre Säugezeit vollendet haben. Ob nun wohl dieses nicht bey allen Thieren erforderlich, so ist es doch den Pferden, die gemeiniglich eine Menge Würmer im Leibe zu haben pflegen, vor allen Dingen nöthig. Unter allen Hausmitteln, welche dagegen bekannt sind, findet sich keines bewährter, als der Gebrauch des gemeinen Rauchtobacks. Man giebt nemlich einem erwachsenen Pferde des Morgens nach dem ersten

Futter, jedesmal ein Loth klein geschnittenen Toback, einem ganz jungen Füllen aber, nur ein halbes Loth, alles nebst dem übrigen Futter wohl angefeuchtet und vermischt, zu fressen. Bey dem Gebrauch dieses geringen Mittels wird sich zeigen, daß eine Menge Würmer abgehen. Da auch der Toback eine laxirende Kraft hat, so schafft er zu gleicher Zeit diejenige Materie aus den Eingeweiden fort, die eine Veranlassung zur Druse geben können. Wie denn überhaupt dieses Mittel bey Krankheiten, die ihren Grund in Würmern haben, oder von verschleimten Eingeweiden entstehen, zu allen Zeiten ein gutes Vorbauungsmittel gewesen und bewährt befunden ist.

Im ersten Winter läßt man die Füllen los und unangebunden im Stalle herumlaufen. Dabey aber ist wohl in Acht zu nehmen, daß Krippen und Raufen nicht zu hoch sind, worin ihnen die Fütterung gereicht wird, weil eine gar zu starke Ausdehnung des Halses gar leicht einen tiefen Rücken verursachen könnte. Ein gutes Heu, und Heckerling von geschnittenen Haber- Gersten- oder Wickengarben ist hinreichend. Hieby aber ist auch wohl zu achten, ob das Heu viele Kraft habe. Alsdenn darf man besonders jungen Füllen nicht gar zu viel davon geben, und muß inzwischen ihnen zum Zeitvertreibe ausgedroschenes Haber- Gersten- oder Wickenstroh in die Raufe stecken, man giebt ihnen auch wohl Heckerling von ausgedroschenem Stroh, mit Kleyen oder etwas Schroot, und wohl angefeuchtet, zum Futter, anstatt oben gedachter geschnittenen Garben; wie denn letzteres allemal sicherer als die erstere Art ist.

Bewegung in freyer Luft ist ihnen sehr zuträglich, besonders wenn dieses zum öftern geschehen kann. Daß der Stallknecht sie ordentlich, wie andere Pferde, striegele und reinige, dürfte wohl zu viel gefordert seyn. Inzwischen gereicht es zur Erhaltung der Gesundheit, wenn sie möglichst rein gehalten werden, denn es pflegt sich das Ungeziefer sehr gern in der jungen Füllen Haaren aufzuhalten, welches die armen Thiere beunruhigt und abzehrt, wie denn auch die Unreinigkeit, wenn sie sich an der Haut feste gesetzt, die Ausdünstungen verhindert, daher sie beständig rein gehalten, und öfters mit einem Strohwisch überall gerieben werden müssen.

Bemerkt man an den Füllen, daß sie nicht gedeyen und zunehmen, sich oftmals krümmen und wälzen, so kann mit vieler Wahrscheinlichkeit auf vorhandene Würmer geschlossen werden. Alsdenn ist ohne Verzug der vorhin gedachte Tobacksgebrauch aufs neue wieder vorzunehmen. Findet man, daß Mähnen und Schweif nicht recht gut wachsen, auch nicht Haare genug vorhanden sind, alsdenn ist es von sehr gutem Nutzen, und befördert den Wachsthum derselben, wenn dem Füllen in dem ersten Jahre, und vornemlich in dem ersten Winter, zum öftern die Haare an Mähnen und

Schweif,

Schweif, bis auf den Grund, mit einer Scheere weggeschnitten werden. Mit dieser und anderer nöthigen Pflege, auch Fütterung, jedoch dergestalt, daß wie ein Füllen an Alter zunimmt, auch zugleich dessen Fütterung vermehrt seyn müsse, muß sowohl im ersten als auch zweyten Jahre verhältnißweise fortgefahren werden. Wenn nun auf beschriebene Weise die Füllen behandelt werden, und man im zweyten Jahre ihres Alters sie nicht gleich, wie der Landmann gemeiniglich zu thun stark im Gebrauch hat, wie andere Pferde anspannt und arbeiten läßt, so kann man, wenn sonst alles übrige seine gute Richtigkeit hat, schon im dritten Jahre sehen, was von dem Thiere zu hoffen sey. Wird aber ein Füllen wie ein altes Pferd mit vorgespannt, wie kann man denn erwarten, daß ein solches junges Thier, da es noch schwach von Kräften ist, solche bey der Arbeit gebrauchen, und auch zu gleicher Zeit zum Wachsthum verwenden solle?

Dieses wäre nun dasjenige, was meine eigene Erfahrung, und andere welche von der Pferdezucht gehandelt, an die Hand gegeben. Sollte dieser Aufsatz daher einigen Beyfall finden, so werde ich in einer andern Abhandlung von dem ordentlichen Gebrauch, Erhaltung der Gesundheit, Fütterung, Wartung ꝛc. noch ein und anderes beyzubringen nicht verfehlen.

Auf die im 39ten Stück dieses Magazins vom gegenwärtigen Jahre befindliche Anfrage, wie der gegohrene Wacholdertrank zu verfertigen sey.

I.

In dem 39sten Stücke des Hannoverischen Magazins ist die Anfrage enthalten, wie das, von dem Herrn Tissot in seiner Anleitung für die Gesundheit des Landvolks §. 272. empfohlene, gegohrene Getränke aus Wacholderbeeren verfertigt werden könne? Wer den ausgebreiteten Nutzen kennt, welchen diese Anweisung des vortrefflichen Tissot nicht allein bey denen, die auf dem Lande leben, sondern auch bey den Bewohnern der Städte hervorgebracht, und wer dabey gegen das Wohl seiner Nebengeschöpfe nicht gleichgültig gesinnt ist, dem wird es ein Vergnügen seyn, zu der allgemeinen Brauchbarkeit dieses Buches, nach seinen Kenntnissen etwas beytragen zu können. Mit diesen Gesinnungen habe ich selbst der Beantwortung dieser Frage entgegen gesehen. Da dieselbe aber noch nicht erfolgt ist, so vermuthe ich, daß Niemanden unter denen, welchen die Anfrage vorgekommen ist, der Proceß zu der Bereitung dieses Getränks bekannt seyn muß; und nun glaube ich, dasjenige, was ich von dieser Arzeney weiß, ohne Jemanden vorzugreifen, bekannt machen zu dürfen.

Den gegohrenen Trank von Wacholderbeeren zu verfertigen, welchen Herr Tissot als bekannt voraussetzt, und aus der Ursache keine Anweisung dazu gegeben, verstehe ich zwar nicht; dagegen ist mir die Zubereitung eines ungegohrenen Getränks aus dieser Frucht bekannt, welches wahrscheinlich eben die gute Wirkung hervorbringt, die man von jenem erwarten kann, und das sich sowohl wegen der wenigen Umstände und der kurzen Zeit, die zu dessen Zubereitung erfodert werden, als auch wegen seiner Annehmlichkeit im Geschmacke empfiehlt. Sie findet sich in einem Buche unter dem Titel: Henr. Casp. Abelii D. Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. Hofmedici, reformirter und ganz vollkommener Leibmedicus der Studenten ꝛc. Leipzig 1720 in 8. auf der 710 und folgenden Seite, und ich will die eigenen Worte des Verfassers mit meinen Bemerkungen hersetzen.

„Gesundheitswasser oder Aqua sa-
„ terica. Man soll eine zinnerne oder
„ weiß blecherne Flasche a) von zwey
„ Maaß mit einer weiten Schraube
„ haben, und solche mit dem besten
„ frischen reinen Brunnenwasser bis
„ auf den halben Theil anfüllen b).
„ Sodann nimmt man auf zwey
„ Maaß Wasser, zwey Loth frische
„ wohlzeitige heurige Kronabeth- oder
„ Wacholderbeeren c), stößt solche
„ gröblich in einem steinernen, höl-
„ zernen oder eisernen Mörser; aber
„ ja in keinem messingenen d), und
„ röstet sie langsam über einem Kohl-
„ feuer zu Verhütung des Rauchs in
„ einem saubern glasürten Tiegel, oder
„ eisernen Pfanne über Flammfeuer,
„ doch mit Vorsichtigkeit und stetem
„ Umrühren, daß die zerstoßene Beeren
„ ja nicht anbrennen und kein Rauch
„ hineinschlage, ohngefähr sechs Va-
„ ter Unser lang e); so werden sie
„ schwitzen und wie öhligt werden;
„ alsdenn schüttet man sie behend in
„ die

a) Bey uns ist niemals eine blecherne, sondern jedesmal eine zinnerne Flasche dazu genommen, weil die erstern hier nicht leicht zu haben sind.

b) An unserm Orte, wo das Brunnenwasser selten ist, hat man ein klares gesundes Flußwasser, aus welchem das hiesige Bier gebrauet wird, dazu genommen, und den Erfolg eben so vortrefflich gefunden, als er von dem Herrn Verfasser angegeben wird.

c) Die Kronabeth- oder Krohnsbeere, welche auf den Harzgebürgen, so wie auch die Heidelbeere, an einem Kraute, dessen Blätter dem Buchsbaume sehr gleichen und das nicht völlig einen Fuß hoch wird, wächset, ist von der Wacholderbeere gar sehr unterschieden, und mir ist gar nicht bekannt, ob mit derselben ein Versuch gemacht worden. Vielleicht hat die Wacholder in Obersachsen auch den Namen der Kronabethbeere.

d) In Ermangelung eines hölzernen Mörsers lassen sich so wenige Beeren auf einem irdenen oder hölzernen Teller mit dem Rande eines andern solchen Tellers, oder mit einem eisernen Hammer leicht zerquetschen.

e) Eine besondere Manier, die Zeit abzumessen! die ohnehin überaus mißlich ist;

in-

„ die Flasche mit dem frischen Was-
„ ser, fest zuzuschrauben, und etliche
„ mal auf und nieder zu schütteln,
„ solche hernach auf die Glut zu setzen
„ bis das Wasser laulich wird.„

„Also hat man in einer Viertel-
„ stunde ein köstlich und wohlfeiles
„ Gesund-Wasser, so den wahren
„ himmlischen unverwelklichen Bal-
„ sam der Wacholderbeeren in sich ge-
„ zogen, welches wegen seiner fürtreff-
„ lichen Wirkung zu des Menschen
„ Gesundheit nicht genug kann ge-
„ lobt werden. Man seiget es durch
„ reine Tüchlein von Leinewand; so
„ wird es ganz hell und hochgelb,
„ gleich dem schönsten Moseler Wein,
„ mit klein gestoßenem Zucker zu ver-
„ süßen, und mit zwey Biergläsern
„ oder Krügen hin und her zu gießen,
„ damit der Zucker sich mit dem Was-
„ ser wohl vermische. Gesunde kön-
„ nen es trinken, wenn sie wollen,
„ im Sommer zur Kühlung, in Fie-
„ bern wider den Durst. Es ist gut
„ zum Magen, in Brustkrankhei-
„ ten, Husten, zuvörderst im Stein,
„ Rückenweh, Harnbrennen, wider
„ die Säure des Magens, mit einem
„ Wort: Es ist ein rechter Gesund-
„ brunnen, dergleichen ich selbst mit
„ Nutzen getrunken und bey andern
„ gebraucht.„

„Man kann es alle Tage frisch ma-
„ chen, auch aromatisiren mit klein
„ gebrochenem Zimmet.„

Das Lob, welches der Herr Leibme-dicus diesem Mittel beylegt, ist, wie ich glaube, gegründeter, als manche Anpreisungen der Arzeneyen seyn mögen, die sich hinter den Zeitungen finden. Wenigstens in einem Falle können verschiedene Zeugen aufgestellt werden, welche diesem Tranke überaus wichtige und angenehme Wirkungen an ihrer Gesundheit zu danken haben. Und ich glaube, einem Theile des Publicum, wenigstens demjenigen Herrn, der in diesem Magazine darnach gefragt, einen Dienst zu leisten, wenn ich einen Vorfall anführe, der die Kraft dieses Wacholdertranks außer Zweifel setzt.

Ein Mann, der etwa einige vierzig Jahre alt war, und dessen Berufsgeschäffte ihn mehr zum Sitzen, als zur Leibesbewegung nöthigten, wurde von entsetzlichen Steinschmerzen angegriffen, gegen welche alle gebrauchte Mittel eines erfahrnen Arztes nichts anschlugen. In der Heftigkeit der Schmerzen, fand der Kranke darin einige Erleichterung, wenn er fest gegen einen Tisch trat und sich ganz darüber bückte, so, daß seine Stirn das Tischblatt berührte. Weil er aber in einer solchen

indem der eine ungleich langsamer, als der andere zu reden pflegt. Man kann ohne diesen Misbrauch des Gebetes die ganze Sache machen, welche nach der Schwäche oder Stärke des Feuers in einer oder zwo Minuten ausgerichtet ist. Wer im Kaffeebrennen einige Uebung erlangt hat, der kann auch diese Beeren, welche aber viel weicher und brennbarer, als die Kaffeebohnen sind, und daher mehr Behutsamkeit erfodern, leicht zubereiten.

unnatürlichen Stellung nicht lange aushalten konnte; so war auch dieses nur eine geringe und unbedeutende Linderung. Er besann sich auf das vorbeschriebene Mittel, welches er in dem angeführten Buche gelesen, das ihm seine Aeltern vormals auf die Universität mitgegeben hatten, und brauchte es auf Vorwissen seines Arztes, mit Beybehaltung der bisher beobachteten Diät und Zurücksetzung aller andern Medicin mit dem gewünschtesten Erfolge. Der Patient wählte nemlich dasselbe zu seinem ordentlichen Getränke, und kaum war es etliche Tage genossen, als eine Menge Grieß nach einander und ein kleiner Stein in der Größe einer Linse abgieng. Da die Schmerzen völlig nachgelassen hatten, und kein abgehender Grieß weiter bemerkt wurde; hörte man mit dem Wacholdertranke auf, und der Genesete hat durch sein ganzes Leben nicht wieder einen Anfall von Steinschmerzen empfunden. Bey Andern, denen man nachher diese Arzeney in ähnlichen Fällen gegeben, hat sie eben die geschwinde Erleichterung und Hülfe geschafft. Nur bey einem Manne hat sich, nachdem er durch dieses Mittel genesen, die Steinplage wieder eingefunden, die aber doch bey wiederholtem Gebrauch desselben auch jedesmal gewichen ist.

Dieses ist, deucht mich, ein entscheidender Beweis für die Güte und Kraft dieses Wacholdertranks, und man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß er auch in den Fällen mit gutem Erfolge zu gebrauchen sey, in welchen der berühmte Herr Tissot den gegohrenen Trank aus diesen Beeren angerathen hat.

G. M.

2.

Nimm sechs Scheffel Wacholderbeeren, die man gröblich zerstößet, und vier Hände voll gereinigte Wermuthsknospen, thue alles zusammen in ein Faß, gieße funfzig Maaß gemeines Wasser darauf. Spunde das Faß zu, und lasse es einen Monat lang im Keller ruhig stehen. So ist das Wasser spirituös geworden und hat eine wärmende, stärkende, urintreibende und blutreinigende Kraft. Man muß das Grobe auf dem Boden des Fasses lassen. Je älter der Trank ist, desto stärker ist er. Man trinkt ihn statt des Biers zum ordinairen Getränk.

a) Siehe Zückerts Medicinisches Tischbuch vom J. 1771. S. 48. allwo man auch die Zubereitung des Wacholdersafts findet.

Die

Die Anwendung des Berlinerblau zum Nutzen der Färbekunst.

So viel mir bekannt, hat Herr Macquer zuerst in Mem. de l'acad. roy. des sciences 1749. pag. 255. Nachricht von der Anwendung des Berlinerblauen zum Färben der Zeuge gegeben; dieses Verfahren verdient in der That mehr erwogen und bearbeitet zu werden, als es bis jetzt nicht geschehen ist, denn man erhält dadurch auf Zeuge aller Art solche lebhafte Farben, als man nach den übrigen Arten blau zu färben auf keine Weise hervorbringen kann.

Herr Macquer schreibt hievon mit allem Recht: es sey ein solcher Unterschied zwischen den auf die Zeuge mit Berlinerblau gebrachten Farben, und den nach der gewöhnlichen Art gefärbten, als groß der Unterschied zwischen dem Scharlach und dem gemeinen Rothen sey.

Das Berlinerblau besteht bekanntermaaßen aus dem Niederschlag einer Eisenauflösung in Säuren mit dem mit Brennbaren aus dem Blute geschwängerten kalischen Salze, und wird am besten auf folgende Art verfertiget; wenn man drey Theile ausgetrocknetes Blut mit einem Theile Weinsteinsalz, oder auch nur gereinigter Potasche so lange brennen läßt, bis ein flüchtig urinöser Geruch entsteht, darauf sogleich mit vielem Wasser auslaugt und durchseiht, nachher mit einer sehr klaren Auflösung von zween Theilen des reinesten Eisenvitriols, und ein bis anderthalb Theilen Alaun in Wasser, warm zusammen schüttet, und diese Vermischung bis zum völligen Erkalten in Bewegung erhält; das sich niederschlagende Berlinerblau, wird durch einen Zusatz mit Küchensalzgeist erhöhet, sodann abgesüßt und aufgetrocknet.

In Anwendung des Berlinerblau zum Färben der Zeuge, hat Hr. Macquer zuerst die verschiedenen Theile, woraus es besteht, auf die Zeuge getragen, dadurch eine zwar schöne blaue Farbe erhalten, die aber übel zusammenhängend war (weil er die Lauge zuerst aufsetzte). Nach diesem versuchte er, diesem Fehler dadurch abzuhelfen, daß er den Zeug zuvor auf die gewöhnliche Art in einer mit Wasser gemachten Auflösung des Alauns und Weinsteins sieden ließ, darauf in Wasser, worin Berlinerblau zergangen war, kochte, und er erhielt eine schöne gleiche blaue Farbe, die aber einen andern Fehler hatte, nemlich daß die Farbe nur auf der Oberfläche der Zeuge auflag, und sie nicht durchgefärbt waren. Um nun auch dieses zu verbessern, beladete er das kalische Salz mit mehrerem brennbaren Wesen, als zu der Verfertigung des gemeinen Berlinerblau erforderlich ist, und laugte es aus, in einem andern Gefäße löste er Vitriol und Alaun auf, worin er den Zeug kochen ließ, ihn sodann in die Lauge brachte, und

so

so erhielt er eine ins Graue fallende Farbe, welche er durch sehr verdünnte Vitriolsäure zu einem schönen Blau erhob.

Ich habe alle diese verschiedene Versuche nachgearbeitet und die Erfolge richtig befunden. Diese Art zu färben würde aber dem mechanischen Färber selten glücken, da die Verfertigung des Berlinerblau, auch selbst geschickten Chemisten zuweilen mislingt; wie keiner, der sich mit Verfertigung des Berlinerblau abgegeben hat, in Abrede stellen wird. Daher habe ich gesucht, das Berlinerblau auf eine solche Art zum Färben zu gebrauchen, daß man jederzeit eines glücklichen Erfolges gewärtig seyn kann.

Ich bediene mich des fertigen Berlinerblau, mache es zu einem fast unfühlbaren Pulver, und reibe es folgends mit starker Lauge so lange, bis die blaue Farbe in eine braune verwandelt ist. Ich fülle sodann zwey Gefäße mit Wasser an, welches ich bis zum Kochen erwärme, in eines davon schütte ich Vitriolsäure, lasse die zu färbende Waare eine Viertelstunde lang darin weichen, bringe sie sodann in das andere Gefäß, worin ich zu dem Wasser von dem verstellten Berlinerblau thue, es entsteht ein lebhaftes Aufbrausen, und die Waare wird mit einem angenehmen Blau gleichförmig bedeckt und durchdrungen; durch wiederholtes Verfahren auf eben beschriebene Art, daß ich nemlich den einmal gefärbten Zeug wieder in die Vitriolsäure, und sodann in die Berlinerblau-Auflösung bringe, bin ich im Stande, alle mögliche Schattirungen von Blau hervorzubringen; die gefärbte Waare muß sogleich nachdem sie gefärbt worden, in Wasser gespühlt werden, weil widrigen Falls ihre Theile von den scharfen Brühen zu sehr würden angegriffen werden. Dasjenige, was sich nach dem Färben in beyden Gefäßen ausscheidet und zu Boden setzt, kann als gutes Berlinerblau, wenn es zuvor ausgesüßt worden, wieder gebraucht werden.

Diese Farbe widersteht der Wirkung der Luft und einer jeden Säure, durch das Abkochen mit Seife aber wird sie zerstört; sie wird also nur mit Nutzen bey solchen Zeugen gebraucht werden können, die keines Waschens bedürfen.

Göttingen. G. H. C. List.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Montag, den 8ten Julius 1776.

Ueber die Eleusinischen Geheimnisse.

Wenn man irgend eine Art von Geheimnissen für die Folge von der Eingeschränktheit der menschlichen Erkenntniß anzusehen hat: so scheint es, daß man dieses im eigentlichsten Verstand bey den historischen thun müsse. Man braucht, um sich hievon zu überzeugen, nur über die mögliche Entstehungsart der historischen Geheimnisse nachzudenken. In der Geschichte können vornemlich auf eine zweyfache Weise Geheimnisse vorkommen, die der Geschichtforscher eben so wenig, als der Theolog die biblischen, und der Naturforscher die physischen zu erklären im Stand ist. Ein Umstand kann nemlich selbst den Geschichtschreibern, die uns von demselben Nachricht ertheilen, Geheimniß seyn, weil sie zu keiner genauern Kenntniß davon gelangen konnten. Sie wußten nichts weiter, als die Resultate. Diese erzählten sie, ohne sie pragmatisch erzählen zu können, weil sie die Veranstaltungen, Veranlassungen, und die Ausführungen, die insgesammt geheimnißvoll vorgiengen, nicht wissen konnten. In diesem Fall sind die gleichzeitigen Geschichtschreiber in Rücksicht auf die mehrsten Entwürfe, die in den Cabineten gemacht werden. Zwar haben sie gewöhnlich die Schwachheit, daß sie dem ohngeachtet Erklärungen und Muthmaßungen wagen, von denen man aber nach einigen Jahren, da die Sachen durch unvermuthete Vorfälle mehr Licht bekommen, sieht, daß es Hirngespinste waren. Daher kommt es, daß man in der Auflösung historischer Geheimnisse, solchen Schriftstellern, die nach mehrern Jahrhunderten dieselben berühren, mehrentheils ungleich mehr Glauben beymessen kann, als den gleichzeitigen, indem nach vielen Jahren die Absichten schon völlig konnten erhalten seyn, warum man Etwas geheimnißvoll zurückhielt. Zum Beyspiel, wie Hippolitus a Lapide sein bekanntes Buch schrieb, mußte der wahre Verfasser desselben nothwendig in die dickste Finsterniß eingehüllt seyn, die kein menschliches Auge durchdringen konnte. Nach Ablauf weniger Jahre konnte man frey den unsterblichen Mann nennen, der solche vernünf-

rige Begriffe von der Staatsverfassung des Deutschen Reichs in seinem Werkchen geäußert hatte.

Auf eine zwote Weise kann der Nachwelt in der Geschichte etwas ein Geheimniß werden, wenn zwar die Geschichtschreiber vollständige Nachrichten von einer gewissen Begebenheit hinterließen, die aber alle verloren gegangen, und auf welche nur hier und da ein späterer Schriftsteller anspielt. So sind gewiß unzählig viele wichtige Anstalten in der Welt gemacht worden, die auch aufgezeichnet wurden. Sie sind aber aus der Geschichte gänzlich verschwunden, so, daß wir Nichts mehr von ihnen, und auch oft nicht einmal wissen, daß sie da gewesen.

Jene gründen sich auf die Eingeschränktheit der Kenntnisse der Geschichtschreiber, und diese auf den Mangel von Nachrichten, aus denen man eine gehörige Einsicht in dieselbe erhalten könnte: Beyde auf menschliche Kurzsichtigkeit.

Die meisten von diesen Anmerkungen lassen sich auf die Eleusinischen Geheimnisse anwenden, von denen ich gegenwärtig eine kurze Nachricht mitzutheilen habe. Einem jeden, der an der Lektüre der Alten auch nur ein mittelmäßiges Vergnügen findet, muß diese Nachricht um so viel angenehmer seyn, da sie Eines der wichtigsten Institute unter den Griechen betrifft, das die Alten häufig nur mit Einem Wort berühren. Und sollte nicht die Entwickelung eines Geheimnisses, in welches sich alle große Philosophen und Volksführer haben einweihen lassen, die ganze Aufmerksamkeit eines jeden Lesers auf sich ziehen?

Die Eleusinischen Geheimnisse sind für heute, und waren zu den Zeiten, da man sich in dieselbe einweihen ließ, für alle barbarische Nationen, die der Einweihung in ein solches Heiligthum nicht würdig waren, weiter nichts, als bloße historische Geheimnisse. Ja, es ist gewiß, daß wir ihre ganze Beschaffenheit und Einrichtung in unsern späten Jahrhunderten weit besser kennen können, als alle Alte sie kennen konnten, die nicht zu denselben gelassen wurden. Denn den obigen Anmerkungen zufolge können Fakta, und ihre Ursachen, Veranlassungen, und Beschaffenheiten vor den Augen gleichzeitiger Geschichtschreiber so sehr verborgen bleiben, daß sie höchstens wissen, daß sie sich ereignet. Aber eben diese Fakta können von spätern Geschichtschreibern ungleich pragmatischer, umständlicher und richtiger erzählt, und durch sie alle Dunkelheiten völlig gehoben werden, in welche die Begebenheiten zur Zeit, da sie sich zutrugen, eingehüllt waren.

Die Geschichte kennt kein Beyspiel, das dieses Raisonnement mehr erläutern sollte, als die Eleusinischen Geheimnisse. In allen jenen Jahrhunderten, in welchen diese Feste gefeyert wurden, durfte kein Mensch bey Strafe des fürchterlichsten Todes bey diesen Feyerlichkeiten erscheinen, der nicht schon unter allerhand Cerimonien in dieselben eingeweihet war; und keiner,

der

der eingeweihet war, durfte das Geringste von Allem, was er an diesen Festtagen gesehen und gehört hatte, bey eben derselben unvermeidlichen Todesstrafe bekannt machen. Alle große Geschichtschreiber und Philosophen des Alterthums, durften es daher nicht wagen, das Geringste von diesen Geheimnissen der Nachwelt zu überliefern; so frey sie es auch sagen durften, daß sie der Gnade der Einweihung theilhaftig gemacht worden seyn.

Man sieht leicht ein, daß in den spätern Zeiten, da die Eleusinischen Geheimnisse ihr großes Ansehen allmählig verloren, und die Bannstrahlen Griechenland nicht mehr so häufig durchkreuzten, die diejenigen zu Boden warfen, die aus der Eleusinischen Schule den Lehrinhalt und die Methode austrugen, eher Nachrichten von diesem Institut aufgezeichnet werden konnten. Die alten Weisen Griechenlands würden gewiß die Bekanntmachung des Inhalts der Eleusinischen Geheimnisse auf alle mögliche Weise verhindert haben, wenn diese Bekanntmachung auch nicht ein solches Capitalverbrechen gewesen wäre; weil sie ihre Religion, ihr Göttersystem, und alle Religionsgebräuche der Griechen für das ansahen, was sie wirklich waren, für politische Institute, und heilsame Vorurtheile, die man nicht angreifen dürfte, ohne zugleich die ganze Ruhe des Staats zu stören. Die Weltweisen ließen den Aberglauben thronen, weil er ein nothwendiges Uebel, und sein Sturz der Umsturz der öffentlichen Glückseligkeit war. Sie sahen ein, daß der Aberglauben dem Flor der griechischen Staaten wenig oder gar nicht nachtheilig war, da der Unglaube schlechterdings ganz Griechenland zerrütten mußte. Aus eben dieser schonenden Nachsicht ließen sich alle einsichtsvolle Patrioten in die Geheimnisse einweihen, und sogar zu Priestern derselben bestellen.

Unter solchen Umständen darf man in den gelehrten Ueberbleibseln des frühen Alterthums keine Nachrichten von den Eleusinischen Geheimnissen suchen. Nur die spätern Schriftsteller durften von diesen Mysterien in ihren Geschichten die Fragmente von Nachrichten, auf die Nachwelt bringen, die sie noch hier und da zerstreut vorfanden. Man ist freylich immer in Gefahr von diesen spätern Historikern hintergangen zu werden; und gerade bey denen ist man am meisten in Gefahr, die eine zu sehr zusammenhängende Beschreibung von einem vor mehrern Jahrhunderten eingegangenen Institut liefern.

In der ganzen griechischen Dogmatik ist kein einziger Artikel, den die spätern griechischen und römischen Historiker, Kritiker, und Interpreten auf eine so verschiedene Art erklären, als der Artikel: **Von den Geheimnissen der Gottheit Ceres zu Eleusis.** Größtentheils waren ihre Erklärungen bloße Conjekturen; und hätte ein späterer Grieche, der die sichern Schlüssel zum Geheimniß der Gottheit zu Eleusis hatte, eine Ketzerhistorie

über diesen einzigen Artikel schreiben wollen: so würden die mehrsten, die darüber Erklärungen gewagt, in dieses Register haben kommen müssen.

Plutarch, der zu dieser Arbeit Talente genug besaß, hat uns eine Nachricht von diesen Mysterien aufgezeichnet, die, so kurz sie auch ist, doch, nebst dem, was Cicero von ihnen sagt, die meiste Wahrscheinlichkeit hat. Denn die neuern Compilatoren, die aus den Alten geschöpft, sind eben so uneinig, so bald sie die Absicht und den Inhalt der Eleusinischen Geheimnisse bestimmen wollen.

Nur wenige von den Neuern haben den Unterschied bemerkt, durch dessen Bemerkung man nur allein allen Schwierigkeiten abhelfen kann, die einem augenblicklich bey der Lectüre der Alten aufstoßen. Dieser Unterschied betrifft die Eintheilung der Eleusinischen Geheimnisse in die kleinen, und in die großen. Es ist nicht zu läugnen, daß viele von den Alten diesen Hauptumstand nicht ausdrücklich anmerken. Allein aus den Beschreibungen, die sie geben, kann man deutlich genug abnehmen, daß es zweyerley Geheimnisse, zwo ganz verschiedene Arten von Feyerlichkeiten seyn mußten. Die Dinge, die dabey sollen vorgegangen seyn, sind gar zu ungleichartig, als daß sie vor den Augen und Ohren derselben Zuschauer und Zuhörer sollten erschienen, und geprediget worden seyn. So erzählt Cicero, daß die Eleusinischen Mysterien eine Schule des Lebens und des Todes gewesen, in welcher die Kunst zu leben und zu sterben gelehrt worden sey; daß alle Griechen männlichen und weiblichen Geschlechts, Jünglinge, Mädchen und Kinder in dieselben hätten eingeweihet werden müssen, und daß man es stets für ein fürchterliches Verbrechen gehalten habe, wenn ein rechtgläubiger Grieche die Initiation versäumt a). Ganz widersprechend ist die Beschreibung, die er in einer andern Stelle von diesen Mysterien giebt, wenn man nicht den Unterschied unter den kleinen und großen Eleusinischen Geheimnissen vor Augen hat, den er selbst nicht ausdrücklich anzeigt b). Hier sagt er: daß nur wenige auserwählte Personen eingeweihet worden seyn, die man von der innern Beschaffenheit der griechischen Religion unterrichtet, die man gelehrt habe, daß die Götter, die das Volk und die ganze Nation der Griechen anbeten müsse, zuerst bloße Menschen gewesen; und daß die griechische Religion weiter nichts, als ein bloßes politisches Institut sey, das aber, so wie auch die menschenähnlichen Götter, geschont zu werden verdiene, indem die gemeinschaftliche Glückseligkeit und die öffentliche Ruhe unzertrennlich mit ihnen vergesellschaftet sey.

Ich will bald zeigen, wie sich diese beyden entgegengesetzten Nachrichten desselbigen Schriftstellers mit einander vereinigen lassen, wenn ich nur vorher eini-

a) De Legibus Lib. II. Cap. 14.
b) Quæst. Tuscul. Lib. I. Cap. 13.

einige andere hieher gehörige Nachrichten werde mitgetheilt haben.

Die Eleusinischen Geheimnisse wurden in einem kleinen Städtchen im Athenienſischen Gebiete, **Eleusis**, zum Theil alle Jahre, zum Theil alle fünf Jahre gefeyert. Diese Feyerlichkeiten waren die vornehmsten von allen Feyerlichkeiten in der ganzen griechischen Religion. Eben ihrer außerordentlichen Heiligkeit wegen, wurden sie oft schlechthin ohne allen Beysatz die **Mysterien** genannt. Die Zeit ihrer Entstehung ist ungewiß. Nach dem Arundelianischen Marmor sollen sie ohngefähr vierzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt eingeführt worden seyn. Ueber ihren Stifter sind die Geschichtschreiber nicht weniger uneinig. Einige schreiben die Ehre der Stiftung derselben dem König **Erechtheus** zu, der sie von den Ufern des Nils herübergeholt haben soll, wo ähnliche Geheimnisse bey dem Dienst des **Osiris** und der **Isis** gefeyert wurden. Nach andern soll **Musäus** diesen Artikel zur griechischen Religion hinzugefügt haben. Noch andere schreiben dem **Eumolpus**, einem alten griechischen Dichter, und wiederum andere dem **Orpheus** dieses Verdienst zu, der noch vor dem Durchgang der Israeliten durch den arabischen Meerbusen, (folglich vor 2453) diese Anstalten aus Aegypten nach Griechenland gebracht, und eine Menge von gottesdienstlichen Gebräuchen mit dem den alten Griechen so ehrwürdigen Schleyer der Eleusinischen Geheimnisse verdeckt haben soll.

Der Urheber mag seyn, wer er wolle: so ist so viel gewiß, daß diese Stiftung in das hohe Alterthum hinauf steigt, ob man gleich nicht sagen kann, daß sie im höchsten Alterthum eingeführt worden. Wenigstens läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sie nicht älter sind als Homer (um 2984). Dieser Dichter hätte sehr oft Gelegenheit gehabt, den Stifter und den Namen der Eleusinischen Geheimnisse zu nennen. Er flechtet in seine Odyssee die ganze Geschichte der Vorzeit von Griechenland ein. Ulyß steigt (Odyß.) bloß deswegen in den Orkus, damit er Gelegenheit habe, alles Merkwürdige, was sich in den ältesten Zeiten in Griechenland zugetragen, erzählen zu können. Er findet die Schatten aller großen Personen, die in ausführlichen Unterredungen ihn mit ihrem Schicksal, und zu gleicher Zeit mit den merkwürdigsten Begebenheiten ihres Zeitalters bekannt machen. Was für unbekannte Dinge, was für Personen nennt ihm nicht seine Mutter, die sie mit ihren Augen gesehen? Aber die Eleusinischen Geheimnisse berührt Homer nicht ein einziges mal c). Man

c) Der Ausdruck τελεται, womit die Eleusinischen Geheimnisse bezeichnet werden, wird vom Homer mehr als einmal gebraucht. Allein die geschicktesten Interpreten haben bewiesen, daß dieses Wort bey ihm nicht die Mysterien; sondern Opfer anzeige, die den Göttern den Vorschriften gemäß gebracht wurden.

kann also mit Gewißheit schließen, daß sie zu seiner Zeit entweder noch gar nicht da waren, oder daß sie die wichtige Anstalt bey weitem nicht waren, die sie in den spätern Zeiten wurden.

Wollte man auch den Orpheus als den Stifter dieser Feyertage ansehen: so würde man zwar so viel gewinnen, daß man das Zeitalter des Orpheus für die Zeit ihrer Stiftung anzusehen hätte. Allein das Zeitalter des Orpheus ist eben so ungewiß. Die so ihn in die Gesellschaft der Argonauten versetzen, (Jahr der Welt 2721.) und ihn Musik, Mysterien, Religion, Dichtkunst, Künste, u. s. w. unter die Griechen einführen lassen, bedenken nicht, daß die Griechen zur Zeit dieses Zuges unmöglich so wenig cultivirt seyn konnten, daß ein Sterblicher sie dergleichen Künste zuerst hätte lehren können. Eine Nation, die eine solche Expedition vornahm, konnte nicht mehr ganz roh und barbarisch seyn, wenn anders die Geschichte der Menschheit allgemein richtige Bemerkungen abgezogen hat. Hiezu kömmt: Homer, der alle Helden nennt, die bey dieser Expedition waren, hätte gewiß auch den Orpheus genannt, wenn er ein Begleiter des Argonautenzugs gewesen wäre. — Das Resultat aus diesen beyden Betrachtungen ist, daß wir nicht mehr im Stande sind, weder das Zeitalter der Stiftung der Eleusinischen Geheimnisse, noch der Orpheusschen Wunderthaten zu bestimmen.

Wenn man die Absicht und das Wesen dieser Mysterien untersucht: so kann man annehmen, daß die mehrsten Gebräuche schon bey ihrer ersten Stiftung bestimmt, und die Uebertretung der verordneten Gesetze gleich Anfangs zu einem Capitalverbrechen gemacht worden sey. So wohl initiirte Personen, als auch diejenige, die zu diesen Heiligthümern nicht gelassen wurden, konnten sich die unausbleibliche Strafe des Todes augenblicklich zuziehen. Jene, wenn sie unvorsichtiger Weise das Geringste von den heiligen Gebräuchen bekannt machten, die bey den Mysterien gewöhnlich waren. Solche Personen wurden als Schänder der Gottheit angesehen, über deren Haupt sich die göttlichen Gerichte zu einer fürchterlichen Strafe zusammenziehen; die eine Pest der bürgerlichen Gesellschaft seyen, und daher sogleich aus dem Volk ausgerottet werden mußten. Man hielt diese Unheiligen für infam, und diejenigen, die das Unglück hatten, mit ihnen unter einem Dach zu wohnen, flohen sogleich von ihnen, um sich vor ihrem pestilenzialischen Athem zu sichern. Keine Vergebung hatten diese Unglückliche zu hoffen. Sie mußten des Todes sterben. Daher kostete es den Dichter Aeschylus viel, der Todesstrafe zu entgehen, nachdem er im Verdacht war die Eleusinischen Geheimnisse auf das Theater zu Athen in undeutlichen Anspielungen gebracht zu haben. Diagoras, der ausgelassenste Religionsspötter, hatte sich auch

über

über diesen Religionsgebrauch lustig gemacht. Er wurde darüber vertrieben, oder, nach andern, umgebracht.

Eine gleiche Strafe hatte derjenige auszustehen, der sich bey der Feyer der Geheimnisse einfand, ohne vorher in dieselben eingeweihet zu seyn. Auch hier fand gar keine Entschuldigung Statt. Man sah nicht darauf, ob es nicht etwa eine Unwissenheitssünde sey; ob einer nicht ganz von Ohngefähr, oder in der besten Absicht dabey zugegen war. Er wurde für einen Kirchenräuber gehalten, der die Heiligthümer habe entwenden wollen; und das gewisse Urtheil über ihn war: der Tod.

Nach ihrer ersten Einrichtung sollten nur Griechen von allerley Altern und Geschlechtern in diese Geheimnisse eingeweihet werden; alle Fremden hingegen wurden dieser Seligkeiten unwürdig geachtet. Man hielt die Initiation für ein Gnadenmittel, durch welches der Mensch mit der Gottheit genauer vereinigt werde. Nun schließe sich, glaubte man, das Auge der Götter nicht mehr, sondern es wache stets über die Geweihten. In diesem Leben stehen sie unter ihrem gnädigen und steten Einfluß, und in jener Welt warten die ungemischten und reinsten Freuden auf sie, deren alle diejenige nicht einmal fähig sind, die nicht schon hier durch die Initiation in den Stand der Gnaden getreten. Daher durften auch nicht einmal alle Griechen zur Einweihung hinzutreten. Böswichter, deren Gottlosigkeiten ruchtbar waren, wurden nicht zu Gliedern der Kirche aufgenommen, wenn sie gleich Bürger im Staat waren.

So wenig verdächtigen Griechen die Gnade der Einweihung zu gut kam: so wenig durften sich Barbaren, wenn sie auch noch so rechtschaffen waren, diesen Mysterien nähern. Indessen man ließ von dieser Ungerechtigkeit gegen Fremde bald nach, und in der Folge konnten auch wichtige Personen aus andern Nationen zum Genuß dieses Glücks gelangen. Die Veranlassung zu dieser Nachgiebigkeit der Griechen wird von verschiednen Schriftstellern nicht auf dieselbige Weise erzählt. Nach einer der bekanntesten Sagen soll man einzig aus Erkenntlichkeit gegen den Herkules den Ausländern diese Himmelsthür geöffnet haben. Herkules reisete einsteus gerade zur Zeit dieser Feyerlichkeiten durch das Attische Gebiet. Er bekam große Lust sich mit ihnen näher bekannt zu machen. Als ein Fremder konnte er nach den Gesetzen unmöglich zugelassen werden; aber eben so wenig konnte man ihm diese Bitte abschlagen, da er durch so manche Dienste sich schon für die Republik aufgeopfert hatte. Eumolpus machte daher eine Ausnahme, und ertheilte bey dieser Gelegenheit den Fremden das Privilegium ihrer Tüchtigkeit zur Initiation d). Und

d) Buchstäblich kann diese Zusammenstellung des Eumolp und des Herkules nicht ge-

Und auf ſolche Weiſe wurde nun der Eleuſiniſche Tempel, der Tempel aller Völker des Erdbodens e).

Dieſes war die Veranlaſſung zu der bis auf dieſe Zeit unbekannten und ungewöhnlichen Eintheilung der Myſterien in die großen und die kleinen Eleuſiniſchen Geheimniſſe. Die letztern wurden alle Jahre neun Tage hinter einander gefeyert. In ganz Griechenland wurde kein einziges Religionsinſtitut von einem ſo feyerlichen und koſtbaren Gepränge begleitet, als die Einweihung in dieſe Geheimniſſe. Alle Candidaten mußten ſich erſt eine lange Zeit durch Faſten und Enthaltſamkeit kaſteyen. Sie zogen Feyerkleider an, und wuſchen ihre Hände. Sie opferten dem Gott der Götter, und traten mit Blumenkränzen gekrönt vor den Altar.

Die heiligen Perſonen, die in die kleinen und großen Eleuſiniſchen Geheimniſſe einweiheten, waren nicht von gleichem Rang: alle aber waren ſie mit außerordentlichen Vorzügen verſehen. Die erſte Claſſe heiliger Perſonen, die die Initiation verrichteten, waren die Hierophanten, eine Art von Prieſtern, die dieſen geheiligten Gebräuchen vorſtunden. Der Hierophant mußte ſich gänzlich dem Dienſt der Gottheit widmen, das Gelübde der Keuſchheit thun, und ſich ein ganz einſames Leben gefallen laſſen. Nur die einzige Familie des Eumolpus konnte taugliche Subjecte zu dieſer Würde hergeben. Es wurde ein gewiſſes Alter, eine beſondere Bildung und andere Umſtände mehr erfordert, unter welchen man Hierophant werden konnte. Bey der Feyer der Geheimniſſe trat er in einer ganz ausgezeichneten Kleidung hervor, die ſein heiliges Angeſicht noch mehr glänzen, und ſeine ganze Perſon ehrwürdiger machte. Die Stimme, mit der er an dieſen Tagen der Initiation einige wenige Worte ausſprach, war wie die Stimme eines Gottes, und mit der tiefſten Ehrfurcht antwortete ihm die ganze Gemeine in einer Formel, die in den heiligen Büchern bey den übrigen Cerimonien aufgeſchrieben war.

Der Schluß folgt künftig.

genommen werden, weil beyde mehrere Menſchenalter von einander gelebt haben. Vielleicht ſoll alſo dieſe Nachricht bloß anzeigen, daß die Prieſter bey dem Inſtitut des Eumolpus dem Herkules dieſe Diſpenſation gegeben, und ſie hernach auf alle Fremde ausgedehnt.

e) Cicero de Nat. Deorum. I. 42. *Eleuſina, ſancta illa & auguſta, ubi iniantur gentes orarum ultimæ.*

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Freytag, den 12ten Julius 1776.

Schluß der Abhandlung über die Eleusinischen Geheimnisse.

Von den Hierophanten waren die Herolde (κηρυκες), eine zwote Classe heiliger Personen, unterschieden. Diese hatten zu ihrem Geschäffte, alle unheilige, uneingeweihte Personen von der Theilnehmung an der Feyer der Eleusinischen Geheimnisse abzuhalten. Sie geboten durch bestimmte Machtsprüche einem jeden von diesen sich zu entfernen. „Diesen „ Oertern nahe sich kein Unheiliger, „ und nur die Eingeweiheten müssen „ die erhabenen Wahrheiten hören! „ O du Sohn der glänzenden Sele„ ne, Musäus, leihe meinen Accen„ten ein aufmerksames Ohr! – Keine „ eitle Vorurtheile, noch die Begier„den deines Herzens müssen dich von „ dem glückseligen Leben abkehren! „ Oeffne deine Seele dem Licht, und „ betrachte, da du den geraden Weg „ fortwandelst, den König der Welt! „ Er ist Einer; Er ist aus sich selbst „ geboren; Von Ihm sind alle Wes„ sen; Er ist in ihnen, und um sie; „ Er hält die Augen über alle Sterb„ lichen geöffnet, und kein sterbliches „ Auge siehet ihn.„ a)

Die dritte Classe gottesdienstlicher Personen, die bey diesem Geschäffte zugegen seyn mußten, waren die Fackelträger. Diese waren um so viel unentbehrlicher, da die kleinen Eleusinischen Geheimnisse alle bey der Nacht gefeyert wurden.

Um der Sache ein so wichtiges Ansehn zu geben, als nur möglich; so war sogar eine eigene Commission niedergesetzt, die mit äußerster Sorgfalt auf die Ordnung Acht geben, nach geendigten Feyerlichkeiten den ganzen Verlauf derselben untersuchen, und die Uebertreter der Eleusinischen Gesetze bestrafen mußte.

a) Diese Worte der Begeisterung führt Clemens Alexandrinus an. Man hat sehr viel Grund, die ganze Stelle, den Anfang ausgenommen, für eine Erdichtung des Kirchenvaters zu halten, da die Grundsätze der christlichen Religion gar zu deutlich in den Worten liegen. Aber die ersten Worte dieser Stelle scheinen wirklich Worte des Ausrufers gewesen zu seyn, da Horaz schon (Ode III. 1.) dieselbigen Ausdrücke gebraucht. — Abgeschmackt ist es, wenn man den Herold bey den kleinen Eleusinischen Geheimnissen diese Predigt halten läßt.

Die kleinen Eleusinischen Geheimnisse bestanden in weiter nichts, als in dramatischen Vorstellungen des Zustandes der Seele nach dem Tode, durch welche sowohl die Glückseligkeit reiner und unbefleckter Seelen im Elysium, als auch die Quaalen unreiner abgeschiedener Geister im Tartarus abgebildet wurden. Hier lernte man in Bildern im Genusse eines ruhigen und sanften Vergnügens leben, und mit der Hoffnung eines noch seligern Schicksals sterben b). Hier empfand man die tausendfachen Schauder der Hölle, und die verwüstenden Schrekken des Abgrundes. Man hörte und sah nichts, als Vorstellungen aus der Unterwelt. Bald brach eine dicke Finsterniß in die Gewölber des Tempels ein, in welche die Initiirten zugelassen wurden. Bald rollten die fürchterlichsten Donner über ihren Häuptern weg. Bald schlugen Blitze in die Mitte der heiligen Gewölber ein, und das ganze Heiligthum bebte, und alles war furchtbar. Bald aber verwandelte sich diese schreckliche Scene in die angenehmste Wohnung des Friedens. Eine feyerliche Stille stellte sich ein. Es wurde helle, wie am Mittag. Die Schatten wichen dem einbrechenden Tage, und eine selige Zufriedenheit verbreitete sich über die erschrockenen Seelen der Zuschauer. Wenn denn diese mit Wohllust gesättigt waren: so folgte wieder ein Auftritt, der den Tartarus vorstellte. Es erschienen erschreckliche Ungeheuer. Ihr Anblick schauderte, bis man diese monströse Gestalten mit Vergnügen des Elysiums abwechseln ließ.

Themistius hat uns ein vollständiges Gemählde hievon aufbehalten. Man sah, sagt er, den Menschen, in allegorischen Bildern, von seiner Wiege an, zuerst dem Jammer der Kindheit überlassen, dann durch die Hitze und das Ungestüm der Jugend fortgerissen, wie er, mitten unter den Schrekken, Besorgnissen und Unglücksfällen aller Art, zu den Pforten des Todes geht. Nach Zurücklegung dieses für den unwissenden Haufen so schrecklichen Weges, genoß der tugendhafte Mann einer unveränderlichen Glückseligkeit, in einem reinen Licht. Er irrte in Wiesen voll Blumen umher, wo er die erhabene Erzählung heiliger Sachen hörte, die mit leichten Tänzen und harmonischen Gesängen begleitet war. Dann sah der Weise, frey und Herr über sich selbst, mit Ruhm bekränzt, in der Gesellschaft der heiligen Seelen die Erde mit allen ihren Reichthümern unter seinen Füßen, als einen Ball von Koth und Finsterniß, in welche die Unheiligen, die den Tod fürchten, oder an einem bessern Leben nach dem ge-

gens

b) *Cicero* de Legibus II, 14. *Cum multa eximia divinaque videntur Athenæ peperisse, atque in vita hominum attulisse: tum nihil melius illis* mysteriis, *quibus ex agresti immanique vita exculti ad humanitatem & mitigati sumus:* Initiaque, *ut appellantur, ita re vera principia vitæ cognovimus, neque solum cum lætitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi.*

genwärtigen zweifeln, auf immer versenkt werden c).

Dieses sind ohngefähr die merkwürdigsten Umstände, die sich bey der Feyer und der Einweihung in die kleinen Eleusinischen Geheimnisse fanden. Von ihnen waren die großen Eleusinischen Mysterien ihrer Absicht und dem Inhalt nach, ganz und gar unterschieden. Diese hatten einen ungleich mehr politischen und würdigern Zweck, als die kleinern. Sie wurden nur alle fünf Jahre einmal gefeyert, und nur einige wenige Personen wurden zu ihnen zugelassen, die die kleinen Geheimnisse schon durchgegangen, und noch überdem durch die härtesten Prüfungen und Untersuchungen waren bewährt befunden worden. Nur Könige, Fürsten, Demagogen, Philosophen, und aufgeklärte Köpfe durften sich auf die Einweihung in diese großen Eleusinischen Mysterien Rechnung machen. Die Prüfungsjahre waren ungleich härter, als daß schwache Geister sie hätten aushalten können. Die Einzuweihenden wurden sehr lange unter allerhand Untersuchungen und schweren Proben hingehalten, damit man ihre Gesinnungen und die Kräfte ihres Verstandes und Herzens gehörig erforschen könnte. In eben dieser Absicht versetzte man sie in allerhand Situationen, und beobachtete sie in allerley Lagen des Lebens. Man sah auf ihre Seelenstärke im Unglück, und auf ihre Klugheit im Glück; bis man sich endlich hinlänglich versichert hatte, daß man alles sicher in sie hinlegen konnte, was man in den großen Eleusinischen Geheimnissen zu lehren hatte. Denn hier sah man nicht mehr bildliche Vorstellungen des künftigen Lebens, nicht mehr Schattenrisse vom Elysium und Tartarus. Hier wurden Wahrheiten gepredigt, die man in keinem Tempel in ganz Griechenland verkündigen durfte. Man wurde in das Innerste des Tempels der Göttinn Ceres zu Eleusis geführt, und in Gemächer gebracht, die nur für wenige Auserwählte zubereitet waren.

Keiner unter allen alten Schriftstellern hat uns den wahren Gehalt dieser esoterischen Lehren deutlicher aufgezeichnet, als Cicero, in einer Stelle, die über die ganze griechische Götterlehre, über ihre Entstehung und Absicht das meiste Licht verbreitet d). Nach dieser Stelle wurde bey der

c) Beym Stobäus 119. Batteux hat in seiner Histoire des Causes premieres diese Stelle angeführt. Die ganze Abhandlung des Abts über die Eleusinischen Geheimnisse ist aus zwey Ursachen unbrauchbar. Er macht gar keinen Unterschied unter kleinen und großen Eleusinischen Geheimnissen. Er geht darauf aus, die Lehre vom Glauben an Einen Gott in diesen Mysterien zu finden. Beydes ist gefehlt.

d) *Cicero* Tuscul. Quæst. I, 13. *Quid? totum prope cælum nonne humano genere repletum est? Si vero scrutari vetera, & ex his ea, quæ scriptores Græciæ prodiderunt, eruere coner: ipsi illi majorum gentium Dii qui habentur, hinc a nobis*

Einweihung in die großen Eleusinischen Geheimnisse der wahre Ursprung der Götter im griechischen Himmel gelehrt, die vom ganzen Staat auf das eifrigste verehrt werden mußten. Hier lehrte man ohne Zurückhaltung, daß die griechischen Götter zuerst Menschen waren, und daß die griechische Religion ein bloßes politisches Institut sey, nicht dazu bestimmt Menschen zu bessern, sondern Menschen zu bezähmen. Hier wurde also die ganze griechische Religion umgestoßen, die dem ohngeachtet von einem jeden, dem diese Wahrheit anvertrauet wurde, beständig geschont werden mußte. Denn obgleich das Göttergeschlecht aus menschlichem Geblüt abstammte, und aus dem Menschengeschlecht von Zeit zu Zeit recrutirt werden konnte: so wurde derjenige doch mit Recht als ein Feind des Vaterlandes angesehen, der dieses Lehrgebäude zu erschüttern wagte, eben weil der Verfall der griechischen Religion den Verfall des griechischen Staats nach sich ziehen mußte, da der griechische Catechismus zugleich das System der griechischen Staatswissenschaft war, die aber nur sehr wenige studiren durften.

Man setze den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß heute ein außerordentliches Genie, das in achtzehn Jahrhunderten gar nicht seines gleichen gehabt, unwiderlegliche Beweise aus der Philosophie und der Geschichte gegen die Wahrheit der christlichen Religion erfände: würde ein solcher Mann nicht sein ganzes Zeitalter verwirren; ein Feind des ganzen cultivirten Erdbodens werden; den würdigen Eifer der Menschheit nach dem Segen der Welt, der Tugend, niederschlagen; und das Bestreben nach rechtschaffenen Handlungen, wenn es gleich durch ein Vorurtheil erzeugt würde, ersticken; wenn er seine neuen Lehrsätze in allen Zungen des cultivirten Europens nach Osten, Westen, Süden und Norden verschicken sollte? Und doch beruht das Wohl der christlichen Staaten bey weitem nicht so sehr auf dem Eigenthümlichen der christlichen Religion, wie der Flor Griechenlandes auf das Eigenthümliche der griechischen Religion gegründet war. Wenn daher auch nicht die außerordentlich harte Strafe auf die Bekanntmachung der Eleusinischen Geheimnisse wäre gelegt worden: so würden doch die rechtschaffensten und vernünftigsten Weltweisen Griechenlandes, die mit vereinigten Kräften an der Ausrottung der Vorurtheile, und an der Verbreitung der Aufklärung über ihr Vaterland arbeiteten, nie allgemein nützliche Vorurtheile in der Religion zu ersticken gesucht haben. Denn ihre Reformation war Tumult.

Immer waren die großen Eleusinischen Geheimnisse, Anordnungen, die ihs

bis profecti in cœlum reperientur. Quære, quoniam demonstrantur sepulcra in Græcia; reminiscere, quoniam es initiatus, quæ traduntur mysteriis? tum denique, quam hoc late pateat, intelliges.

ihrem Stifter Ehre machen. Sie waren die Schule, in welcher der aufgeklärte Theil der Nation, die Führer des Volks, und die Häupter des Staats zu der großen Abſicht unterrichtet wurden, für Aberglauben und Schwärmerey bewahrt, von Nationalvorurtheilen unabhängig, vom dogmatiſchen Stolz befreyet, und verträglich gemacht zu werden.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Vorſteher der Eleuſiniſchen Geheimniſſe ihre Gewalt, die ſie ſich bey der Initiation vorbehielten, auf die fürchterlichſte Art hätten misbrauchen können. Da ſie nemlich alles unter der Bedingung des tiefſten Stillſchweigens offenbarten, und die ſchrecklichſten Verfluchungen, und den unvermeidlichen Tod allen denen androhten, die dieſe Bedingung nicht erfüllen würden: ſo iſt es zu verwundern, daß man die Entweihung der Eleuſiniſchen Geheimniſſe, wegen der Bekanntmachung ihres Inhalts, nicht mehrern Demagogen Schuld gegeben. Man hätte einem jeden großen Mann bey einem jeden Wort dieſes Verbrechen aufbürden können. Die Feinde eines jeden Eingeweihten hätten durch Beſtechungen und andere Ränke dem Hierophanten beweiſen können, daß er bundbrüchig geworden, und die Eleuſiniſchen Geheimniſſe geſchändet habe. So könnte bisweilen eine Sache die fürchterlichſten Folgen haben. Sie hat ſie aber nicht, weil der Menſch nicht ſcharfſichtig genug iſt, den böſen Gebrauch davon zu machen, der ſich machen ließe.

Göttingen. M. Lißmann.

Supplement zu Seite 666. des Hannoveriſchen Magazins, von dieſem Jahr, die Anekdoten von Sir Iſaac Newton betreffend.

Im Monthly Review, Vol. 47. S. 116. (Octob. 1772.) werden bey Gelegenheit der Recenſion eines Gedichts, deſſen Verfaſſer M. Thomas Maude iſt, einige Anekdoten von Sir Iſaac Newton eingerückt, die der Verfaſſer dieſes Gedichtes bekannt gemacht. Hier ſind ſie:

„Weil die geringſte Anekdote, ſo ſchreibt Thomas Maude, die eine ſo große Zierde der Menſchheit betrifft, angenehm iſt: ſo will ich eine kurze Nachricht von einigen ihn betreffenden Umſtänden geben, die nicht allgemein bekannt ſeyn mögen. Ich werde daher dem neugierigen Reiſenden Gelegenheit geben, einen flüchtigen Blick auf die unbedeutende Wohnung zu werfen, wo dieſer berühmte Mann geboren worden, und auf die ſchöne Gegend, in welcher er ſtarb.

„Das erste geschah in einem Meyerhause, bey einem kleinen Dorfe Woolsthorpe, das aus ein Paar schlechten Bauerhöfen besteht, ohngefähr eine halbe Meile westwärts von Colterfworth, auf der großen nördlichen Landstraße zwischen Stamford und Grantham, die einem jeden benachbarten Landmann bekannt ist.„

„Er starb in dem Miethhause dieses angenehmen Theils von Kenfington, der das Pitt's Gebäude genannt wird. Die Zeit seiner akademischen Jahre brachte er im Dreyeinigkeitscollegium zu Cambridge zu, wo man noch immer den Fremden zum Spott, gelegentlich mit vielem Vergnügen seine Wohnstuben zeigt.„

„Sein vornehmstes Haus in der Stadt, stand auf der Martinsstraße; das Eckhaus von Long's Gäßchen des Leicester-Fields, wo bis jetzt eine kleine Sternwarte steht, die Sir Isaac über das Dach des Hauses bauete.„

„Sein Temperament war so gelind, und sich beständig so sehr gleich, daß selten etwas diese Gleichheit des Gemüths aufzuheben im Stande war. Ein Beyspiel insonderheit, das von einem noch lebenden Zeugen bekräftiget wird, beweiset diese Behauptung. Sir Isaac wurde einstens von seiner Studierstube in ein Nebenzimmer hinausgerufen. Er hatte einen kleinen Hund, den er Diamond nannte, und der auch bey seinen gelehrten Untersuchungen beständig um ihn war. Der Hund blieb zwischen den Papieren zurück, und stieß ein brennend Licht um. Die Flamme verzehrte die meist zu Ende gebrachten Arbeiten Newtons, mit denen er sich schon viele Jahre beschäfftigt hatte. Ein unersetzlicher Schade! indem dieser unglückliche Vorfall sich gegen das Ende des Lebens des Sir Isaac ereignete. Sir Isaac, da er den schrecklichen Schaden sah, schalt den kleinen Hund mit folgenden Worten: O Diamond, Diamond, du weißt wenig, was für einen großen Schaden du angerichtet hast!„

„Wenn man findet, daß das Geschlechtsregister von Sir Isaac Newton, der 1726 starb, so sehr dunkel ist: so darf man sich nicht wundern, daß wir mit der Abstammung der großen Charaktere des Alterthums, und der spätern Jahrhunderte so wenig bekannt sind.„

„Der Verfasser der Lebensbeschreibung der Philosophen, macht Newtons Vater zum ältesten Sohn eines Ritters (Baronet). Er redet ferner von seinem väterlichen Rittergut. Wenn dieses Vorgeben sich nicht schon selbst hinlänglich widerlegt: so beweist das Kirchenregister das Gegentheil unwidersprechlich. Wäre die Erzählung wahr: so würde Sir Isaac einen erblichen Titel gehabt haben; und den hatte er nicht. Vielmehr war dieser berühmte Philosoph der gütigen Natur ungleich mehr für

für die ausnehmenden Geistesgaben, mit denen sie ihn ausgerüstet hatte, verpflichtet, als dem Zufall einer hohen Geburt. Ein Umstand, der einem solchen Mann einen noch größern Glanz giebt, (wenn anders ein größerer möglich ist) der ohne die Vorzüge einer vornehmen Abstammung, oder Verwandtschaft, oder Glücksumstände zum würdigsten Nachruhm gelangt ist, den je ein Gelehrter erreicht hat.„

„Das wenige, was ich von den Familienumständen dieses großen Mannes durch fleißiges Nachforschen in und außer seinem Geburtsort, wie auch von seinen sehr wenigen fernen Stiefverwandten (denn kein näherer lebt mehr) habe auftreiben können, kann zur Verbesserung mancher groben Fehler seiner Lebensbeschreiber dienen. Die mehrsten von ihnen haben ihn aus einem vornehmen adelichen Geschlecht abstammen lassen, indem einer den andern abschrieb. Es ist daher nun Zeit, einige kurze Nachrichten von seiner Genealogie hinzuzufügen, auf die sich der Leser verlassen kann.„

„Mr. Johann Newton, der Vater vom Sir Isaac, hatte eine väterliche Verlassenschaft in Woolsthorpe und der Nachbarschaft, von ohngefähr 50 Pfund jährlicher Einkünfte. Er war ein sehr ausschweifender Mann, der wenig Verstand besaß; er heyrathete aber eine begüterte Frau. Seine Frau hieß Ayscough. Ihr Vater lebte gleichfalls in Woolsthorpe, und war Herr von diesem Gut. Dieses Gut, nebst einigen andern Verlassenschaften, kam nach dem Tod des Ayscough an seinen Enkel, den Sir Isaac. Sir Isaac kaufte noch eins und das andere hinzu, und seine jährlichen Einkünfte davon stiegen um die Zeit seines Todes bis auf 105 Pfund. Nach seinem Tod fiel dieses Gut in der Theilung seinem zweyten Vetter, Robert Newton, zu. Dieser brachte seine ganze Verlassenschaft durch seine Ausschweifung sehr bald durch, da er der ausgelassenste und roheste Mensch war. Schon im dreyßigsten Jahr seines Alters 1737 starb er zu Colterſworth, an einem in der Trunkenheit gethanen Fall, bey welchem er eine Tobackspfeife in seiner Kehle zerbrach.„

„Der Vater von diesem Robert war Johann Newton, ein Zimmermann, und nachher des Sir Isaacs Wildner. Dieser starb 1725 im sechzigsten Jahr seines Alters. In den Urkunden, die bisweilen bey den Lehnsgerichten in Grantham abgelesen werden, wird des obigen Ayscough gedacht, wo er ein Gentleman und Vormund des Sir Isaac Newtons genannt wird.„

„Es ist gewiß, daß Sir Isaac keine leiblichen Brüder oder Schwestern gehabt; so wie es gewiß ist, daß seine Mutter in ihrer zwoten

Ehe,

Ehe, dem Mr. Smith einen Sohn, und zwo, oder drey Töchter gebahr. Mr. Smith war Rector von North-Witham, einem Ort, der zu Colterſworth eingepfarret iſt. Die Kinder aus dieſer Ehe weiblichen Geſchlechts wurden, da ſie an Barton und Conduit verheyrathet wurden, begüterte und ausgebreitete Familien, und nahmen, nebſt den Smithiſchen auch von den hinterlaſſenen beweglichen Gütern des Sir Iſaacs Theil, die ſehr anſehnlich waren.

Sir Iſaac wurde in ſeiner Kindheit zuweilen zu den niedrigſten Dienſten angehalten. Er mußte dem Knecht, der Korn zum Markte nach Grantham führte, die verſchloſſenen Wege über die Felder öffnen, und die Schaafe hüten. Man erzählt, daß ein vornehmer Herr ihn nahe bey Woolſthorpe auf die letzte Art beſchäfftigt gefunden, wie Sir Iſaac eben ein mathematiſches Buch vor ſich hatte. Der Edelmann that einige Fragen an ihn, und nahm ſolche Merkmale des Genies an ihm wahr, daß er ſeine Mutter bat, ihn auf der Univerſität erziehen zu laſſen. Er verſprach, er wolle ihn auf der Schule verſorgen helfen, wenn er es nöthig haben würde. Aber ob er ſeiner Unterſtützung benöthigt geweſen, habe ich nicht erforſchen können.„

„Er trat nie in den Eheſtand, und ſtarb im 85ſten Jahr ſeines Alters. Ich habe eine ſichere Nachricht, die ſich auf das Anſehn des eignen Geſtändniſſes des Sir Iſaacs gründet, daß er nie die Geſetze der Keuſchheit übertreten habe.„

G. M. H.

Anfrage.

In Ländern wo das Molkenwerk am meiſten aufbringt, als in Holland, Weſt- und Oſtfrießland, auch dem Butjadinger Lande, wird des Tages nur zweymal gemolken; hingegen in Ländern, wo es nicht ſo viel einträgt, als Weſtphalen und Niederſachſen, wird täglich dreymal gemolken. Man wünſcht über die Urſache dieſes Unterſchiedes belehrt zu ſeyn, denn bringt das öftere Melken mehr Milch, ſo würde es vermuthlich in erſtern Provinzen vorzüglich geſchehen, weil die Leute daſelbſt das mehrſte aus dem Molkenwerk machen.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Montag, den 15ten Julius 1776.

Von den verschiedenen Gesandtschaften des Pabstes Innocentius des IV. und Königs Ludewig des IX. von Frankreich an die Mogols und Tatarn in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts.

Der Einbruch der Mogols und Tatarn, die wir in Zukunft nur mit diesem letzten Namen belegen wollen, in Norden von Europa und in das westliche Asien, war für die Christenheit um desto gefährlicher, da die christlichen Prinzen bey der damaligen schlechten politischen und militairischen Verfassung ihrer Staaten, und bey den Kriegen, dadurch sie sich einander selbst noch mehr schwächten, nicht im Stande waren, diesen alles mit sich fortreißenden Strom aufzuhalten. Die erste Wuth dieser Barbaren fiel über die Russen her, welche damals unter verschiedenen Fürsten standen, die sich um die Oberherrschaft über die ganze Nation schlugen, und bey diesen innerlichen Kriegen schon ein Raub der Polen und Lithauer wurden, unter deren und der Ungarn Schutz sich unterschiedene russische Prinzen mit ihren Ländern begeben mußten.

Die Eroberung von Rußland trug der Großchan der Tatarn Oktai seines Brudern Sohne, dem Batu auf, der 1235 den Großfürst Georg erschlug, den David gefangen nahm, und sich an der Wolga und dem Don festsetzte, von daraus sich die Tatarn ganz Rußland unterwarfen, und den Ueberwundenen ein schweres Joch der Dienstbarkeit und mit demselben alles, was die Sklaverey nur schimpfliches und demüthigendes haben kann, auflegten. Der Pabst und die abendländischen Christen sahen dieser Unterdrükkung der Russen um so ruhiger zu, da diese zu der griechischen Kirche gehörten, mit welcher die lateinische schon so lange in einer unglücklichen und feindseligen Trennung lebte. Aber auch die Griechen konnten ihren Glaubensgenossen, den Russen, keine Hülfe leisten, da sie unter dem Drucke der Lateiner, die sich des Throns zu Constantinopel bemächtiget hatten, seufzten, und die Prinzen, welche das griechische Kai-

serthum fortsetzten, auf der einen Seite von diesen Lateinern, und auf der andern von den damaligen Türken gedränget wurden. Balduin der II. zu Constantinopel war in so kläglichen Umständen, daß er, um sich gegen die griechischen Prinzen auf dem Throne zu schützen, aus Mangel des Credits und des Geldes, das Bley von den Dächern der Kirchen und öffentlichen Gebäude verkaufen, auch sogar seinen Sohn zur Sicherheit eines Anlehns, womit ihm Venedig aushalf, hergeben mußte; wozu er, nach dem Bericht des Cuspinians, den Schwamm und die Lanze, welche bey der Kreuzigung Christi sollen gebraucht worden seyn, nebst einem Stück von dessen Kreuze fügte, welche vermeynten Heiligthümer Ludewig der Heilige von Frankreich mit dessen Bewilligung von den Venetianern eingelöst, und nach Frankreich hat bringen lassen.

Eben so schlecht stand es um die Lateiner im gelobten Lande. Kaiser Friedrich der II. hatte ihnen zwar 1229 Jerusalem und einige geringe Oerter daselbst vom Sultan Kamel wieder verschafft, sie konnten sich aber der Uebermacht der Mahomedaner nach des Kaisers Abzuge nicht mehr erwehren, und anstatt andern zu helfen, schrien sie selbst um Hülfe aus dem Occident. Friedrich der II. der Neapel und Sicilien mit dem alten Erbtheile des Hohenstaufischen Hauses, dem Herzogthum Schwaben, wie auch der Kaiserwürde verband, wäre mächtig genug gewesen, den Verheerungen der Tatarn in Europa Grenzen zu setzen, wenn ihn nicht der Pabst durch seine damals so kräftigen Bannflüche, auf welche die Rebellion seines ältesten Prinzen, des Königs Heinrich und der Abfall so vieler deutschen Fürsten, besonders die unseligen Kriege der Gibellinen und Welfen in Italien folgten, geschwächt hätten, und ihm ein Nebenkaiser nach dem andern entgegengesetzt worden wäre.

Sanctius der II. in Portugall hatte nicht nur die Saracenen in seinem eigenen Lande auf dem Halse, sondern ihm band auch der vom Vater geerbte Streit mit der Clerisey, welche der Großvater, um sich von ihren geistlichen Censuren loszukaufen, und den Himmel zu verdienen, zum Schaden des Staats, zu übermäßig bedacht hatte, die Hände. Dieser Streit gieng so weit, daß ihn der Pabst auf Bitten der Geistlichkeit der Regierung entsetzte, und solche dem Bruder Don Alphonsus auftrug, der sich dabey gegen die, jenem treu gebliebenen Leute, welche von Castilien, wohin Sanctius geflohen war, unterstützt wurden, kaum schützen konnte. Die spanischen Könige Ferdinand von Castilien und Leon, und Jacob der I. von Arragonien, gebrauchten alle ihre Macht gegen die Mauren in Spanien, da Ferdinand sich um diese Zeit das Königreich Granada zinsbar machte, auch Sevilla und Cadix bezwang, und Jacob nebst den Balearischen Inseln das Königreich Valencia eroberte.

In Frankreich stand Ludewig

der

der IX. seit 1226 unter der Vormundschaft seiner Mutter Blanca von Castilien, deren Minister und Günstling der Cardinal Romanus war. Das Misvergnügen der Prinzen und Großen, die Regierung in den Händen einer Spanierinn und eines italiänischen Geistlichen zu sehen, zu welcher jene ein größers Recht zu haben glaubten, gebar Zerrüttungen im Reiche und offenbare Feindseligkeiten, die sich erst mit des Königs Minderjährigkeit endigten, und welche durch die Verfolgung der Hugenotten, und die Gefangennehmung deren Anführers, des Grafen von Toulouse, noch vergrößert wurden. Hatte auch Frankreich noch Mannschaft übrig, die es dem einbrechenden Schwarm der Tatarn in Pohlen und Ungarn hätte mit entgegen sezzen können, so bot sie Gregor der IX. lieber zum Kreuzzuge wider Friedrich den II. auf, von welchem unglücklich ablaufenden Zuge der junge König von Navarra Heerführer wurde, als daß er ihnen die Pflicht, für ihre Glaubensgenossen gegen jene Ungläubigen zu streiten, hätte vorpredigen sollen.

Heinrich den III. in England hießen die Zwistigkeiten mit seinen Unterthanen und fortdauernde Streitigkeiten mit Schottland stille sitzen. Waldemar der II. von Dännemark hatte zwar von seinem Vater ein mächtiges Reich und die Herrschaft über die Wenden an der Ostsee geerbt, allein während der Gefangenschaft, in welche er durch den Grafen von Schwerin gerieth, und die er sich durch seine unkeusche Liebe gegen die Gräfinn, in ihres Mannes Abwesenheit im gelobten Lande, zugezogen hatte, giengen alle diese auswärtigen Länder verloren. Nach seiner Befreyung bemühete er sich, solche wieder zu gewinnen, aber er war unglücklich, und seine harten Niederlagen schwächten ihn immer mehr. Schweden wurde durch die innern Kriege der Schweden und Gothen, die eine unausbleibliche Folge der Wechselregierung ihrer beyden Königsstämme waren, entkräftet; und wenn es zu Hause Ruhe hatte, so wendete es seine wenige Stärke zur Bezwingung und Bekehrung seiner Nachbaren, der Finnländer, an.

Pohlen begriff damals nicht viel mehr als Großpohlen, weil Schlesien, Cujavien, Masovien und Kleinpommern davon getrennet, Lithauen aber, das pohlnische Preußen, Reußen, Podolien ꝛc. noch nicht dazu gehörten. Bolcslav der V. war minderjährig, um die Regentschaft zankten sich und fochten Conrad von Masovien und Heinrich von Schlesien. Conrad nahm den König sammt der Mutter 1233 gefangen. Sie entflohen das folgende Jahr aus der Gewahrsam, der Krieg gieng zwischen den zwey Nebenbuhlern aufs neue an, Heinrich siegte und wurde Regent, Boleslav aber nahm 1237 die Regierung selbst in die Hand, allein er war träge, unthätig und furchtsam.

Dieser Abriß des damaligen politischen Zustandes in der Christenheit wird meinen Lesern zu erkennen geben,

daß es ohne Wunderwerk zugegangen, daß die Tatarn so weit in Europa eindringen, und so gräuliche Verwüstungen darin anrichten können.

Nachdem **Batu**, wie oben gesagt worden, die Russen bezwungen hatte, so ließ er 1240 einen Theil seiner Völker in Pohlen einfallen. Sie kamen damals bis Lublin, und kehrten mit reicher Beute zurück. Diese und der schwache Widerstand, den sie gefunden hatten, reizte sie das folgende Jahr in größerer Anzahl wieder zu kommen, und noch weiter einzudringen. Sie streiften bis vor die Thore von Cracau, **Boleslav** wagte sich aber nicht heraus. Als aber das pohlnische Heer von ihnen geschlagen wurde, so floh er zu seinem Schwiegervater, dem König **Bela** von Ungarn. Seine Furcht ließ ihn aber auch da nicht stille stehen, er wandte sich von da nach Mähren, und verkroch sich in ein Kloster. Nun verwüsteten die Tatarn alles mit Feuer und Schwert, und verwandelten Cracau in einen Aschenhaufen, die Pohlen aber, welche ihrer Wuth und der Sklaverey entgiengen, flüchteten theils nach Ungarn, theils nach Deutschland.

Da es den Tatarn in Pohlen so geglückt war, so richteten sie in eben diesem Jahre 1241 ihren Zug weiter nach Schlesien und auf Breslau, welches die Einwohner zum Theil schon eingeäschert, und sich mit ihren Kostbarkeiten auf das dasige Schloß gerettet hatten. Hier wurden sie von den Barbaren eingeschlossen, aber ein ungewöhnlich starkes Nordlicht schreckte diese so sehr, daß sie von der Belagerung abließen, und sich zurückzogen. Man machte aus dieser Naturbegebenheit damals ein Wunder, welches die mit in das Schloß geflüchteten Predigermönche erbeten hätten. Den Schlesiern wuchs durch diesen Abzug der Muth wieder, und da der Pabst, in Ermanglung anderer Waffen, die er den Ungläubigen hätte entgegen sezzen können, das Kreuz wider sie predigen ließ, so eilten die deutschen Ritter aus Preußen unter ihrem Großmeister **Conrad** von Thüringen, die Mähren unter ihrem Marggrafen, und viele Pohlen, den bedrängten Schlesiern beyzustehen. Dies verbundene Heer, welches sich auf 30,000 Mann belaufen mochte, hatte den Herzog **Heinrich** den Frommen von Breslau zum obersten Befehlshaber. Da sich nun auch die Tatarn, deren Heer sich auf 100,000 Mann erstreckte, von ihrer Furcht erholt hatten, so kam es zu der blutigen Schlacht bey Lignitz, welche die Christen, ohnerachtet dieser Ungleichheit, vielleicht würden gewonnen haben, wenn nicht Heinrich von Breslau in derselben von einem Tatar mit einer Lanze wäre erstochen worden, da er eben den Arm aufhob, demselben den Kopf zu zerspalten.

Ohnerachtet dieses großen Sieges, wagten sich die Tatarn nicht weiter, sondern nahmen ihren Rückweg durch Mähren, wo **Wenzeslav** von Böhmen ihnen nicht viel Zeit, das Land zu verheeren, übrig ließ, nach Ungarn. Hier verbreiteten sie Schrecken und

Verwüstung, nachdem sie den König Bela geschlagen hatten, und giengen mit ihrer Beute nach dem Norden vom schwarzen Meer zurück.

Der oben beschriebene Zustand der Christenheit verbesserte sich nach diesem noch nicht, vielmehr wurde er durch innere Kriege noch zerrütteter. Da Boleslav von Pohlen seine Unterthanen verlassen hatte, und auch nach dem Abzuge der Barbaren noch nicht wieder zum Vorschein kam, so wollten sie zu einer neuen Wahl schreiten. Boleslav, Heinrich des Frommen von Breslau Sohn, hatte die meisten Stimmen. Sein Nebenbuhler zur Krone war Conrad von Masovien, welcher sowohl mit jenem, als auch mit dem König Boleslav, der sich unterdessen wieder einfand, bis 1244 da Conrad starb, kriegte. In Böhmen mußte Wenzelslav gegen seinen eigenen Sohn Ottocar, den einige Großen gegen den Vater verhetzet hatten, zu den Waffen greifen. Friedrich von Oesterreich hatte sich den Einbruch der Tatarn in Ungarn zu Nutze gemacht, und seine Völker ebenfalls in dies Reich einrücken lassen, deswegen überzog Bela jetzt Friedrichen. Der Streit zwischen dem Pabst und dem Kaiser wurde heftiger, wie vorhin. Da der letzte aber den Meister spielte, so ließ sich Innocentius der IV. in Tractaten ein, und es war 1244. große Hoffnung zu einem Vergleiche. Aber unvermuthet gieng der Pabst nach Frankreich, hielt 1245 zu Lyon eine Kirchenversammlung, erneuerte darauf den Bann gegen den Kaiser, und brachte es durch sein Anstiften dahin, daß ihm ein Theil der Fürsten in Deutschland Heinrichen von Thüringen, und nach dessen Tode Wilhelmen von Holland entgegen setzten.

Zu eben der Zeit, da Batu in Europa Eroberungen machte, hatte der Großchan Oktai einen andern Schwarm seiner Nation in Persien, in Armenien und Syrien eindringen lassen, und die vor ihnen geflüchteten Khorasminer hatten um 1244 den Christen Jerusalem weggenommen. Da nun Innocentius sah, daß die Christen nicht im Stande waren, den Tatarn weder in Europa, noch in Asien, die Spitze zu bieten, so wählte er einen ganz andern Weg, und suchte sie durch Gesandtschaften, wo nicht zum christlichen Glauben zu bringen, doch sie von fernern Verheerungen der Länder der Christen abzuhalten, und sie dagegen zu ermahnen, die Mahomedaner und ihren Caliph zu Bagdad zu bekriegen. Da die Tatarn die Christenheit an zwey Seiten beängstigten, so mußte er ihre Heerführer an beyden Orten beschicken. Zu der Gesandtschaft an den Batu, der in Europa eingedrungen war, wählte er den Franciscaner Johann Plan-Carpin, welcher einen Pohlen, Bruder Benedix, von eben dem Orden zum Gefährten hatte.

Plan-Carpin reisete um die Mitte des Februars 1246 von Rom ab. Er nahm seinen Weg durch Deutschland, Böhmen, Schlesien und Pohlen, wo

er zu Cracau den russischen Prinz Basilius antraf, der ihn nach Rußland begleitete. Er verlangte von ihm, er sollte die russischen Bischöfe zusammen kommen lassen, und als solches geschehen, ermahnte er sie nach dem Auftrage des Pabstes, das Schisma fahren zu lassen, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und den heiligen Vater für das allgemeine Haupt der Christenheit zu erkennen. Sie entschuldigten sich aber damit, daß sie bey der Abwesenheit des Großfürsten Daniels in dieser Sache nichts thun könnten. Er setzte seine Reise über Kiow fort, und traf an einem Orte, den er Canow nennet, die erste Postirung der Tatarn an, welche ihn zum General ihres Cordons, Corrense, schickte. Vor dem Zelte desselben mußte der Gesandte dreymal mit dem linken Knie die Erde berühren, und nachdem er hinein gefordert, kniend seinen Antrag thun. Dieser war der Einfalt und den Maximen des römischen Hofes damaliger Zeiten vollkommen angemessen. Wir kommen auf Befehl des Pabstes, welcher der Vater und Herr der ganzen Christenheit ist, sagte Carpin, er schickt uns zu den Tatarn und ihren Fürsten, zwischen ihnen und den Christen Frieden zu vermitteln, und sie durch sein Schreiben zu bitten, den christlichen Glauben, als das einzige Mittel der Seligkeit, anzunehmen. Er sey erstaunt über das große Blutvergießen, das sie in der Christenheit, besonders unter den Ungarn und Pohlen, welche ihm, dem Pabste, unterworfen wären, und sie doch auf keine Weise beleidigt hätten, angerichtet hätten. Deswegen ermahne er sie, von diesen Grausamkeiten in Zukunft abzustehen, und wegen des vergangenen Buße zu thun. Corrense hörte den Antrag dieser Mönche an, und schickte sie an seinen Chef Batu, der sein Lager an der Wolga hatte. Hier langten sie in der Woche vor Ostern an, hatten den Stillen Freytag Audienz, und überreichten ihm das Schreiben des Pabstes, das sie daselbst in die Slavonische, Arabische und Tatarische Sprache übersetzen lassen. Batu gab ihnen ebenfalls keine entscheidende Antwort auf ihren Antrag, sondern ließ sie nach dem Hofe des Großchans zu Caracorom, hinten in der Tatarey, führen. Plan-Carpin wanderte also, durch die Tatarn begleitet, durch Comanien über dem Caspischen Meere weg, durch das Land der Calmucken, durch schreckliche Wüsteneyen, durch Kharissem, Carakathai, oder Kaschgar, durch das Land der Naimans in das Gebiet der Mogols, und kam erst nach der Mitte des Augusts zu Caracorom an.

Der Großchan Oktai war unterdessen gestorben, und hatte seiner Gemahlinn Turakina, einer gescheidten und staatsklugen Frau, die Regierung über eine unzählbare Nation, welche unter so vielen mächtigen Heerführern bis in die entferntesten Länder vertheilt stand, überlassen. Turakina hatte alle Schliche und Kunstgriffe angewandt, ih-

ihrem Sohn Gaiuk, der etwa einige 40 Jahr alt war, die Nachfolge zu versichern, und war endlich nach sieben Monaten damit durchgedrungen; und jetzt sollte die feyerliche Wahl und Thronbesteigung vor sich gehen. Auf diesem großen Reichstage erschienen nebst den Mogols auch verschiedene Emirs der Saracenen, die türkischen Sultans von Alep und Iconien, der Abgeordnete des Caliphen von Bagdad, die beyden Davids, Könige von Georgien, der Bruder des Königs Hairon von Armenien, und der russische Fürst Jaroslov von Susdal. Die Versammlung geschah auf einem mit einem Geländer umschlossenen Platze, worauf ein reiches und großes Zelt, worin auf 2000 Menschen Raum hatten, aufgeschlagen war. Hier blieb man einen Monat zusammen, ehe die Wahl völlig zu Stande kam. Darauf verfügte man sich drey bis vier Meilen weiter zu einer andern Ebene, wo ein anderes Zelt, die güldene Horde genannt, aufgeschlagen wurde. Es war übetaus prächtig, stand auf Seulen, die mit Goldblech beschlagen waren, und war inwendig mit Scharlach tapezirt; und in diesem sollte Gaiuk auf den Thron gesetzt werden.

An dem dazu bestimmten Tage fielen alle versammleten Großen der Nation auf die Erde, thaten ihr Gebet, giengen darauf nach dem Zelte, setzten Gaiuk auf einen vergoldeten Thron, mit den Worten: Wir wollen, bitten und befehlen, daß du alle Gewalt über uns annehmest. Gaiuk erwiederte: Wenn ihr wollt, daß ich euer Chan seyn soll, seyd ihr dann willig, mir in allem zu gehorchen, zu kommen, wenn ich euch rufe, zu gehen, wohin ich euch sende, und die zu tödten, denen das Leben zu nehmen ich euch befehlen werde? Alle antworteten mit Ja, und er setzte hinzu: Mein bloßes Wort wird mir von nun an zum Schwerte dienen. Nachher breiteten sie eine Filzdecke auf die Erde, setzten ihn darauf, und redeten ihn also an: Schaue in die Höhe und erkenne, daß ein Gott ist; siehe dann den Filz an, worauf du sitzest; regierst du dein Volk weislich, bist du edelmüthig, freygebig, wohlthätig und gerecht, ehrest du die Großen des Volks, jeden nach seinem Stand und Würden, so wirst du in Glanz und Herrlichkeit regieren, der Erdboden dir zu Gebote stehen, und du wirst von Gott erhalten, was du wünschest. Thust du aber das Gegentheil, so wirst du elend, von deinen Unterthanen verachtet, und so armselig seyn, daß du nicht so viel behalten wirst, als die Decke, worauf du sitzest. Man setzte darauf seine Gemahlinn neben ihn auf diese Decke, hob beyde in die Höhe, und schrie überlaut: Kaiser und Kaiserinn aller Tatarn.

Nachdem der neue Chan Geschenke an Gold, Silber und seidene Kleider, mit welchen über fünfhundert Wagen beladen waren, ausgetheilt, und die Gouverneurs in den Provinzen ernannt hatte, so fertigte er auch die fremden Gesandten ab. Plan Carpin mußte sein Verlangen schriftlich eingeben, und bekam auch eine schriftliche

Ab-

Abfertigung. Der Großchan wollte mit ihm Gesandten an den Pabst abgehen lassen, aber er war so klug, es zu verbitten, theils weil er glaubte, daß dergleichen Gesandten nur Spionen wären, theils damit diese Barbaren nicht Augenzeugen von dem kläglichen Zustande der Christenheit, von den innerlichen Kriegen, welche sie zerrütteten, und von ihrem bösen Leben, würden.

Er nahm also in der Mitte des Novembers seinen Rückweg, und kam erst um Himmelfahrt des folgenden Jahrs wieder an der Wolga bey dem Batu an. Von diesem verlangte er eine Antwort auf das päbstliche Schreiben, welches er ihm eingehändigt hatte, er antwortete aber, er habe dem Pabste nichts anders zu sagen, als der Großchan demselben zur Antwort gegeben habe. Hiemit mußte sich Plan-Carpin begnügen, und wurde von den Tatarn, von einem Corps zum andern wieder nach Kiow zurückbegleitet, wo er im Anfange des Junius ankam.

Die zwote Gesandtschaft, welche eben der Pabst an die Tatarn, die Syrien und das gelobte Land mit ihren Verwüstungen droheten, abschickte, bestand aus den Dominicaner-Mönchen Ascelin, Alexander, Simon von St. Quentin und Albert. Sie giengen gerade über das mittländische Meer durch Syrien zu dem Baijunovian, der die tatarische Armeen in Persien commandirte. Derselbe schickte ihnen entgegen, sie um die Ursache ihrer Ankunft zu fragen. Die Antwort war: Sie kämen vom Pabste, dem höchsten Oberhaupte der Christenheit und dem Größten auf dem Erdboden. Ueber diese stolze Antwort, und daß der Pabst der Erste auf Erden seyn sollte, wurden die Tatarn sehr entrüstet, und frugen ferner, ob sie nicht wüßten, daß der Großchan ein Sohn Gottes und die Namen eines Batu und eines Baijunovian über den ganzen Erdboden berühmt wären? Ascelin erwiederte: Der Pabst, sein Herr, kenne weder den Großchan noch jene beyden Generals, er habe bloß gehört, daß ein barbarisches Volk, die Tatarn genannt, vom äußersten Orient gekommen sey, viele Länder überwältiget, und große Verwüstungen angerichtet habe. Er habe, gerührt über das Böse, was sie den Christen zugefügt, ihn auf Rath seiner Brüder, der Cardinäle, an die ersten tatarischen Heere, die er antreffen würde, abgeschickt, sie zu bewegen, das Volk Gottes nicht weiter zu Grunde zu richten, und das Geschehene zu bereuen, wie das Schreiben, welches ihnen der Pabst mitgegeben, bezeugen würde, welches sie, nach Gefallen, schriftlich oder mündlich, oder auch durch eine Gegengesandtschaft beantworten könnten.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Freytag, den 19ten Julius 1776.

Schluß der Nachricht von den verschiedenen Gesandtschaften des Pabstes Innocentius des IV. und Königs Ludewig des IX. von Frankreich an die Mogols und Tatarn in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts.

Die Tatarn erkundigten sich ferner, was sie für Geschenke für ihren Heerführer mit sich gebracht hätten, da es nicht erlaubt sey, mit leeren Händen vor ihre Prinzen zu treten. Die Mönche antworteten, Der Pabst sey es nicht gewohnt, jemanden, wer es auch sey, Geschenke zu machen, noch weniger aber an Ungläubige und Unbekannte, vielmehr pflege er dergleichen von den Gläubigen, auch selbst von Ungläubigen zu empfangen. Die Tatarn verwunderten sich sehr, daß die Mönche Unverschämtheit genug hätten, ohne Geschenke vor ihrem Chef erscheinen zu wollen. Sie erkundigten sich ferner, ob das von einigen Kaufleuten bestätigte Gerüchte wahr sey, daß die Franken, das ist die Abendländer, einen neuen Kreuzzug gegen Syrien unternommen hätten. Sie schienen sich dafür zu fürchten, und um es abzuwenden, sagten sie, daß sie selbst Christen werden wollten.

Noch ein andrer Umstand setzte die Mönche in eine weit größere Verlegenheit. Die Tatarn kündigten ihnen an, wenn sie bey dem Baijunovian Audienz haben wollten, so müßten sie sich entschließen, denselben, als den auf dem Erdboden regierenden Sohn Gottes anzubeten, und sich durch einen dreymaligen Kniefall vor ihm zu bücken, weil der Großchan befohlen, diesem Chef und dem Batu gleiche Ehre, als ihm selbst, zu erzeigen. Hier stand der Verstand der guten Mönche stille; sie wußten nicht, ob sie dies, was man von ihnen verlangte, für eine Religionssache und Anbetung, oder für eine bloß weltliche Verehrung ansehen sollten. Sie giengen mit ihrem Ordensbruder Guichard von Cremona zu Rathe, der sich sieben Jahr in dem Lande der Tatarn aufgehalten, und ihnen bezeugte, es sey nicht Idololatrie, sondern ein Zeichen der Unterwürfigkeit des Pabstes

und der Kirche, so wie es der Großchan von allen Prinzen die ihn beschickten, verlangte. Dem ohngeachtet beschlossen unsere Mönche lieber den Tod und alles zu leiden, als diese der Kirche schimpfliche Unterwerfung zu bezeigen, und dadurch den Georgianern und übrigen Griechen, selbst auch den Mahomedanern ein Aergerniß zu geben, und sich bey denselben dadurch verächtlich zu machen. Würde aber Baijunovian, so wie der Pabst und alle Christen wünschten, die christliche Religion annehmen, so wären sie bereit, nicht nur die Kniee vor demselben zu beugen, sondern auch ihnen allen, bis auf den Geringsten, in aller Demuth, zur Ehre Gottes, die Sohlen ihrer Füße zu küssen. Diese Weigerung brachte die Tatarn so sehr auf, daß sie auf gut Tatarisch sie mit sammt dem Pabst für Hunde schalten; und als sie solche dem Baijunovian hinterbrachten, so wurde er so entrüstet, daß er sie alle todtzuschlagen befahl, welches würde geschehen seyn, wenn nicht sein Frauenzimmer, und diejenigen seiner Bedienten, die mit der Einführung der Gesandten zu thun hatten, sich aus Eigennutz ihrer angenommen, und ihm vorgestellt hätten, daß die fremden Prinzen keine Gesandten mehr schicken, und er mithin sehr viele Geschenke verlieren würde.

Nach einigen Tagen kamen die Tatarn wieder zu den Mönchen, und frugen, auf was für Art sie ihre Obern ehrten, da sie nicht kniend bey Baijunovian Audienz nehmen wollten. Ascelin zog seine Capuze zurück, und neigte sich etwas mit dem Haupte, und sagte, dies sey die Art solche zu grüßen. Weiter warfen ihnen die Tatarn vor, weil die Christen Holz und Steine (das Crucifix) anbeteten, so könnten sie es auch ihrem Chef und dem Chan nicht versagen. Ascelin suchte diesen Vorwurf damit abzulehnen, daß er behauptete, die Christen beteten nicht Holz und Steine, sondern das darauf befindliche Bildniß und Zeichen, zum Gedächtniß des Heilandes, an. Ferner frugen die Tatarn, mit welcher Unverschämtheit sie den Pabst den Ersten und Größesten auf dem Erdboden nennen könnten; ob wohl jemals jemand gehört hätte, daß der Pabst so viel große Reiche und Staaten erobert hätte, als der Großchan, dessen Herrschaft sich von dem äußersten Orient, bis an das schwarze und mittländische Meer erstreckte, daß daher dieser unendlich größer an Macht, Herrlichkeit und Würde sey, als der Pabst. Hierauf versetzte Bruder Ascelin, der Pabst sey um deswillen der Größeste auf Erden, weil er auf dem Stuhle dessen säße, dem und dessen Nachfolgern Gott die Herrschaft über die ganze Kirche bis ans Ende der Welt gegeben habe. Er wollte fortfahren den Tatarn dieses durch Gründe und Beyspiele zu beweisen, sie fiengen aber, da sie es so wenig überzeugend hielten, einen solchen Lerm und Geschrey an, daß er stille schweigen, und alle das Schöne und Gründliche, was er über diese Materie noch sagen wollte, bey sich behalten mußte.

Endlich mußte Ascelin das päbstliche Schreiben in das Tatarische übersetzen, und ohne Audienz zu haben, einliefern lassen. Die Antwort, welche er nach langem Warten darauf erhielt, war diese: Aus göttlicher Macht von dem großen Chan siehe hier die Befehle des Baijunovian. Du sollst wissen, Pabst, daß deine Boten zu uns gekommen, und uns deine Briefe eingehändiget haben. Sie haben uns befremdende Dinge gesagt; wir wissen nicht, ob es auf deinen Befehl geschehen ist. Wir finden darin die Worte: Ihr erschlaget viele Menschen, und macht sie unglücklich. Allein der ernste und unwandelbare Befehl Gottes, und der sich über den ganzen Erdboden erstreckt, ist dieser: Wer ihn hören will, der soll auf seinem Erdreich, Wasser und Eigenthum sitzen bleiben, und seine ganze Macht in dessen Hände stellen, der den ganzen Erdboden unter sich hat. Wer sich dem nicht unterwirft, der wird ausgerottet werden. Wir thun dir dies zu wissen, auf daß, wenn du auf deinem Erdreich, Wasser und Erbtheil sitzen bleiben willst, du in eigner Person zu uns kommest. Wenn du diesem ernsten Befehl Gottes und desjenigen, dem der ganze Erdkreis zu Gebote stehet, nicht gehorchest, so wissen wir nicht, wie es dir gehen wird, Gott weiß es. Vorher sollst du uns aber aufs neue durch Abgesandte wissen lassen, ob du kommen willst, oder nicht, ob du dich bequemen, oder ob du unser Feind seyn willst. Mit dieser Antwort machten sich die Mönche auf den Rückweg, und kamen, weil sie so lange waren aufgehalten worden, erst im vierten Jahre wieder zu Hause.

Unterdessen hatte Innocentius der IV. einen andern Abgeordneten, Bruder Andreas von Luciümel, einen Dominicaner, an die Tatarn geschickt, und es kamen auch 1248 zween Tatarn, wie Matthias von Paris berichtet, in Rom an, welche der Pabst sehr wohl empfieng, und mit reichen Geschenken zurückschickte.

Man nahm dem heiligen Vater diese gute Aufnahme um desto übler, weil man wissen wollte, daß er sich, auch sogar mit Hülfe dieser Ungläubigen, an Kaiser Friedrich dem II. rächen wollte. Allein alle diese Beschickungen hinderten nicht, daß die Tatarn nicht einen neuen Heereszug gegen die Christen sollten beschlossen haben, wozu der Großchan drey Mann von zehen, in allen seinen Ländern auszunehmen befahl, und welche ungeheure Menge achtzehn Jahr lang in Ungarn, Pohlen, Liefland und Preußen zu Felde liegen sollten. Zum Glück für die Christen wurde dies Vorhaben durch den Tod des Gaiuck vereitelt, und seine Stelle 1251 durch Mangu wieder besetzt.

Die Khorasminer hatten, wie ich vorhin schon erwähnt habe, den Christen 1244 Jerusalem entrissen. Ludewig der IX. nachmals der Heilige genannt, erfuhr diese Nachricht, da er eben zu Pont-Oise gefährlich krank lag.

Er gelobte alsofort einen Kreuzzug, dasselbe wieder zu gewinnen, woran er bis 1248 verhindert wurde. Als er im May dieses Jahrs sich von dem Pabste zu Lyon die Benediction zu diesem heilig geglaubten Vornehmen geben lassen, segelte er im August von Aigues-Mortes ab, und kam nach vier Wochen auf der Insel Cypern an, wo er den Winter blieb. Um diese Zeit hatte sich Hairon König in Armenien zu dem Großchan aufgemacht, und ihm den Antrag gethan, die christliche Religion anzunehmen, sich mit den Christen zu verbinden, und die Mahomedaner, besonders den Caliphen zu Bagdad, über den Haufen zu werfen. In den Umsturz der Mahomedaner willigte Mangu, und trug dem Hulagu die Eroberung Bagdads auf. Kurz zuvor hatten sich auch verschiedene Betrüger bey Ludewigen auf Cypern eingefunden, und ihm falsche Briefe von einem tatarischen Feldherrn in Armenien überbracht, worin versichert wurde, Gaiuck, welcher damals noch lebte, sey ein Christ geworden, und sey bereit das Schwert zur Vertheidigung der Christen zu ergreifen. Dies wurde in eben dergleichen Briefen an den König von Cypern Guido von Lusignan bestätiget. Man kann sich leicht vorstellen, welche Freude diese Nachricht Ludewigen und besonders den Legaten des Pabstes verursacht habe, ohnerachtet dies alles ein Betrug eines gewissen Davids war, der sich für einen Abgeordneten eines tatarischen Heerführers in Persien, Erchaltai, ausgab. Ludewig sandte ihn mit Geschenken und Reliquien zurück, und beschickte auch seiner Seits den Erchaltai 1249 durch den oben genannten Bruder Andreas, nebst zwey andern seines Ordens, welche für den Großchan, zu dem sie auch gehen sollten, nebst andern reichen Geschenken, eine Capelle, oder Oratorium von Scharlach mit Stikkereyen, welche das Leiden Christi vorstellten, imgleichen Holz von dem heiligen Kreuze mitnahmen. Der päbstliche Legat Odo gab ihnen gleichfalls Briefe an den Großchan und an Erchaltai mit, worin er ihnen kund that, daß die heilige Kirche sie nach ihrer Annahme des Christenthums, als ihre lieben Kinder, aufnehme, und sie ermahnte, diesen wahren Glauben fest beyzubehalten, die römische Kirche, als die allgemeine Mutter, und deren Haupt, als den Statthalter Christi zu erkennen, und ihm zu gehorchen. Bruder Andreas brachte auf seiner Gesandtschaft zwey Jahre zu, und traf bey seiner Zurückkunft Ludewigen noch zu Cäsarien im gelobten Lande an. Was er aber ausgerichtet habe, davon findet man keine Nachricht.

Ludewig der Heilige sandte 1253 abermals an die Tatarn, und brauchte dazu Bruder Wilhelm von Rubruquis und Bartholomäus von Cremona, Franciscaner. Sie giengen zu Ende des Maymonats zu Constantinopel zu Schiffe, und landeten zuerst zu Soldaja auf der Crim. Drey Tagereisen von dieser Stadt trafen sie die

die ersten Tatarn an, bey deren Erblickung sie sich in eine ganz neue Welt versetzt zu seyn glaubten. Da die Tatarn hörten, daß sie König Ludewig an den Heerführer Sartack abgeordnet habe, und derselbe eben zu seinem Vater Batu verreiset war, so führten sie die Mönche zum Zagathai, an den sie Empfehlungsschreiben vom Kaiser zu Constantinopel hatten. Derselbe saß in seinem Zelte, mit der Cither in der Hand, auf dem Bette, und seine Frau neben ihm. Er frug nach dem Inhalte des Briefes an Sartach, und auf die Antwort, daß er die christliche Religion beträfe, wollte er wissen, was die Christen glaubten. Rubruquis erklärte ihm durch den Dollmetscher unser apostolisches Glaubensbekenntniß, Zagarhai hörte es an, schüttelte aber den Kopf dazu.

Nachdem die Mönche die Crim verlassen, das Land der nagaischen Tatarn und der donischen Cosaken hinter sich gelegt, und über den Don gegangen waren, so kamen sie drey Tagereisen diesseits der Wolga zum Sartach. Man sagte ihnen, sie müßten, wenn sie vor ihn geführt würden, nach ihrer Weise die Heldenthaten des Zingischan und der mogolischen Prinzen besingen. Die Mönche glaubten, die Jungfrau Maria wäre ihrer Hymnen würdiger, als jene; sie legten Priesterornat an, traten unter Anstimmung eines Salve Regina in das Zelt des Sartach hinein, und überlieferten ihres Königs Schreiben. Derselbe konnte für sich nichts thun, und schickte sie damit weiter zu seinem Vater Batu, daselbst die Antwort zu holen. Rubruquis kann nicht versichern, daß Sartach, wie man Ludewigen weiß gemacht, ein Christ gewesen, vielmehr hat es ihm geschienen, daß er der Christen spottet. Batu hatte sein Lager am östlichen Ufer der Wolga. Als die Mönche vor ihn gelassen wurden, saß er mit seiner Gemahlinn auf einem vergoldeten, drey Staffeln erhöheten Thron oder Bette, und die übrigen Großen zu beyden Seiten auf Bänken. Neben der Thür des Zelts stand eine andre Bank, die mit Cosmus, dem gewöhnlichen Tranke der Tatarn aus Pferdemilch, und mit goldenen und silbernen Trinkgeschirren besetzt war. Rubruquis fieng seine Rede, die er kniend verrichten mußte, damit an, daß, da Gott den Batu im leiblichen mit so viel Hoheit und Glückseligkeit gesegnet hätte, er denselben bäte, ihm auch seine himmlischen Güter nicht zu versagen. Zu diesen habe er aber keine Hoffnung, wenn er kein Christ sey; denn Gott habe selbst gesagt: Wer gläubet und getauft wird ꝛc. Batu und seine Tatarn fiengen hierüber ein so lautes Gelächter an, daß unser Redner mit seinem Dollmetscher inne halten mußte. Als sie ausgelacht hatten, fuhr er fort: Sein König habe ihn an Sartach, von dem er gehört, daß er das Christenthum angenommen habe, abgeschickt, und auf dessen Befehl habe er hieher kommen müssen.

Anstatt von Batu die Abfertigung zu erhalten, mußten sich unsere Ordensbrüder gefallen lassen, nach dem Großchan Mangu in der großen Tatarey zu reisen, auf welchem weiten Wege, durch so viele große Wüsteneyen, sie oft Hunger und Durst und andere Unbequemlichkeiten erdulden mußten. Als sie in einer dieser Wüsten zwischen fürchterlichen Felsen durchwandern mußten, rieth ihnen der Tatar, der ihr Wegweiser war, sich durchs Beten dem Himmel zu empfehlen, weil hier die Gespenster manche Reisenden weggeholt, die nimmer wieder an das Tageslicht gekommen wären. Bisweilen hätten sie dem Reuter bloß das Pferd unterm Leibe weggeführt, und jenem nichts gethan, bisweilen hätten sie ihm auch die Gedärme aus dem Leibe gewunden, und das Pferd mit dem leeren darauf sitzenden Gerippe seinen Weg fortlaufen lassen. Unsern Religiosen kam bey diesen Gespensterhistorien das Grauen an, sie stimmten das Credo an, und kamen unbeschädigt durch. Der Tatar bat sie daher, ihn auch ein Gebet zu lehren, womit er sich schützen könne. Rubruquis schrieb ihm das Credo und Pater noster auf. Das konnte der arme Tropf nun freylich weder lesen, noch verstehen, aber der Mönch versicherte ihn, dieser Zettel enthielte alles, was man glauben müßte, und warum man Gott bitten könnte. Wenn er daher fest glaubte, was er ihm aufgeschrieben habe, ob er es gleich nicht verstünde, und Gott um dessen Erfüllung bäte, so würde er dennoch errettet, und selig werden.

Die Mönche kamen den letzten Weihnachtstag an dem Hofe des Mangu in der Gegend von Caracorom an. Nicht weit davon erblickten sie eine christliche Capelle, sie giengen unter Anstimmung eines Ave Maria Cœlorum &c. hinein, und funden einen armenischen Mönch Sergius genannt, darin. Dieser Betrüger erzählte ihnen, er sey ein Einsiedler aus dem gelobten Lande; der Heiland sey ihm daselbst dreymal erschienen, und habe ihm befohlen, dem Großchan das Evangelium zu predigen. Die ersten zweymal sey er ungehorsam gewesen, da er aber das drittemal mit dem Tode bedrohet worden, so sey er hieher gekommen, und habe zum Mangu gesagt, wenn er ein Christ würde, so würde ihm die ganze Welt, auch selbst der Pabst und der französische König gehorsam und unterthänig seyn. Um Heilige drey Könige wurden unsere Mönche zur Audienz geführt. Sie traten mit dem Gesange: A Solis ortus cardine, in das Zelt des Mangu, der mit seiner Frau und der ältesten Tochter auf einem Bette, die jüngern aber auf einem andern saßen. Nach Endigung der Hymnen wurden sie visitirt, ob sie Messer oder Dolche bey sich führten, hierauf gab man ihnen zu trinken. Nun bekam Rubruquis Erlaubniß zu reden, und sagte knieend: Das Gerücht daß Sartach

ein

ein Christ geworden, habe die ganze Christenheit in Freude gesetzt, und seinen König Ludewig bewogen, ihn an denselben mit Anbietung seiner Freundschaft zu schicken, und ihn um die Erlaubniß für ihn, Rubruquis und seinen Gesellen zu bitten, nach den Statuten ihres Ordens den unter seinen Befehlen stehenden Völkern das Christenthum zu predigen. Sartach habe ihn zum Batu, und dieser zu ihm dem Großchan geschickt.

Nach einigen Tagen wurde Rubruquis nochmals um die Ursache seiner Ankunft befragt. Er wiederholte das vorige, und daß er dem Mangu das Wort Gottes predigen wolle. Derselbe ließ ihn darauf wissen: Da es an seinem Hofe Christen, Mahomedaner und Heiden gäbe, davon jeder seine Lehre für die wahre hielte, so sollten alle drey Partheyen vor ihm erscheinen, und ihre Lehre schriftlich übergeben, um sie zu untersuchen, und welche die beste sey zu bestimmen. Den Tag vor Pfingsten schickte Mangu drey seiner Secretarien, davon der eine ein Heide, der andere ein Mahomedaner, und der dritte ein Christ war, nach der Christenkapelle, wo das Religionsgespräch unter derselben Vorsitz sollte gehalten werden, und ließ zugleich allen drey Partheyen alles Schelten, Poltern und Lermen bey Lebensstrafe verbieten. Rubruquis nahm die Vertheidigung der christlichen Religion gegen die Heiden auf sich. Er wurde mit ihrem Vorfechter bald fertig, und derselbe konnte auf seine Beweise eines einigen, unendlichen, allmächtigen Gottes nichts erhebliches einwenden. Nun traten die Griechen mit den Mahomedanern auf den Kampfplatz. Ihr Streit war noch kürzer, denn die Mahomedaner sagten, sie hielten der Christen Lehre und alles, was das Evangelium enthielte, für wahr; sie wollten sich aber in keinen Religionszank einlassen, worauf das Colloquium mit weidlichem Trinken beschlossen wurde. Den folgenden Tag, als die Secretarien dem Großchan von dem Ausgange des Religionsgesprächs Bericht abgestattet hatten, wurde Rubruquis wieder zum Mangu gefordert. Derselbe machte ihm sein und seiner Mogols Glaubensbekenntniß: Wir glauben nur Einen Gott, sagte er, durch den wir leben und sterben, und dem wir mit ganzem Herzen anhangen. Wie aber Gott die Hand mit mehr Fingern versehen hat, so hat er den Menschen auch unterschiedene Wege zum Paradiese vorgeschrieben. Euch Christen hat er die heilige Schrift gegeben, aber ihr haltet sie nicht, und thut nicht, was er euch befohlen hat; uns hat er Wahrsager gegeben, und wir folgen ihnen.

Um Johannis bekam Rubruquis seine Abfertigung mit einem Schreiben an seinen König, worin der Großchan seine Unterwerfung verlangte. Hiemit reisete er nach dem Batu zurück, und stieß unterwegens auf Sar-

Sartach, welcher zum Großchan wollte, und ihm zwey seidene Kleider verehrte, um sie an Ludewigen mitzunehmen. Hierauf kam er zum Batu, mit dem er längs der Wolga hinunter nach Sarai, und dann weiter nach Sumerkent, oder Astrakan, gieng. Der fernere Weg war durch die Gebürge auf der Abendseite des caspischen Meers nach der sogenannten eisernen Pforte und Derbent, nach Tiflis in Georgien, nach Erzerum, Tauris und über den Euphrat nach Sebaste in Klein Armenien. Von hier aus reisete er nach Cäsarien in Cappadocien, und nach Iconien, dessen Sultan ihn zum König von Armenien in Cilicien, und dieser an die Küste geleiten ließ, wo er nach Nicosien auf Cypern übersetzte, und von da nach Tripolis in Syrien zu Schiffe gieng. Sein Provincial schickte ihn von hier nach St. Jean d'Acre, von daraus er an Ludewig den Heiligen schriftlich Bericht von seiner Reise abstattete.

So waren alle diese Gesandtschaften der Abendländer an die Mogols und Tatarn fruchtlos, und sie wurden dadurch so wenig bewogen die Länder der Christen zu schonen, als ihre damals so sehr verunstaltete Religion anzunehmen; Vielmehr gereichte es den damaligen Christen zur Schande, daß ihnen jene mit Recht den Vorwurf machen konnten, daß ihr heilloses Leben und Wandel mit ihrer Lehre im geringsten nicht übereinstimmte. Zudem war die Religion die Sache dieser Barbaren nicht, sondern die Bezwingung und Beraubung der Provinzen. Sie ließen, wenn sie nur diese Absicht erreichten, jeden glauben, was er wollte, und weil die Chans über Christen, Mahomedaner und Heiden herrschten, so verstatteten sie selbst an ihrem Hofe allen dreyen gleiche Religionsfreyheit. Noch mehr, sie ließen bey ihren Gastmälern ihre Speise und Trank, sowohl von den griechischen Mönchen, als von den Mahomedanern segnen, und verheerten sowohl die Länder der ersten als der andern.

Heise.

Von Vertreibung der Blutigeln aus den Teichen.

Auf die Anfrage im 42ten Stück des Hannov. Magazins: wie die Blutigeln aus den Teichen zu vertreiben? steht die Antwort in der deutschen Ausgabe des Duhamelschen Werkes von Fischereyen Abschn. 3. S. 114. und in den schwedischen Abhandlungen Th. 8. S. 221. Es geschieht mit Salz, das in den Teich geworfen wird, wozu in so kleinen Teichen, als diejenigen sind, von welchen die Rede ist, eine mäßige Quantität hinlänglich seyn wird.

D. S.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Montag, den 22ten Julius 1776.

Nachricht von der Versammlung der Königl. Churf. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, im Winter 1776.

Vor und in der den 21ten Jan. gehaltenen Versammlung der Gesellschaft, sind zu Mitgliedern aufgenommen worden, und zwar:

1. Zu Ehrenmitgliedern.

Ihro Excellenz der Herr von Gerstorf, Ihro Königl. Majestät von Dännemark wirklicher geheimer Rath.

Ihro Excellenz der Herr Baron von Larrey, Ihro Hoheit des Erbstatthalters Prinzen von Oranien und Nassau wirklicher Staatsminister.

Herr Winter, Ihro Hoheit des Erbstatthalters Prinzen von Oranien und Nassau wirklicher geheimer Justizrath.

2. Zu Mitgliedern.

Herr Professor Claproth zu Göttingen.

Herr Grefe und Amtmann Plate zu Wischhafen.

Hierauf wurde in dem engern Ausschusse der Gesellschaft in Anfrage gebracht, wie den durch die verschiedenen auf einander gefolgten widrigen Schicksale vacant gewordenen Bauerhöfen wieder aufzuhelfen.

Imgleichen, ob der Kornbau nicht durch frisches Saamenkorn aus Gegenden, wo stärkeres wächst, zu verbessern wäre.

Die Entscheidung dieser beyden Fragen, wurde zu einer reifern Ueberlegung bis zu der Zusammenkunft im Frühjahre ausgesetzt.

Der Herr Amtschreiber Jacobi zu Harburg, hat der Gesellschaft den patriotischen Vorschlag gethan, sein Vorhaben, in dortiges Amt den Flachsbau einzuführen, zu unterstützen. Da aus allen Umständen erhellete, daß diesen Nahrungszweig in dortiger Gegend zu befördern, eine sehr nützliche Sache seyn würde; so bewilligte man zu dieser Absicht sechs Tonnen rigaischen Leinsaamen. Es gereichte der Gesellschaft zum Vergnügen, daß der Herr Amtschreiber dafür zu sorgen, übernommen, daß der Leinsaamen unter fleißige, und ordentliche Hauswirthe vertheilt würde, und werden die von ihm versprochenen Nachrichten von dem Erfolg dieses Versuchs der Gesellschaft sehr angenehm seyn. Man

verspricht noch überdem dreyen dortigen Hauswirthen, die den mehrsten und besten Flachs ziehen werden, einem jeden eine silberne Medaille zur Belohnung.

Es wurde angezeigt, daß zu Schnega mit 56 Himten wilder Kastanien abermals drey Ochsen sehr fett gemacht worden, auch milchten die Kühe vorzüglich gut darnach. Da die Zuziehung wilder Kastanien, wenn sie einen halben Fuß tief gesteckt, oder gepflanzt werden, nicht der geringsten Schwierigkeit unterworfen ist; so wäre es des Nutzens dieser Fütterung wegen zu wünschen, wenn Hauswirthe, um ihre Häuser oder an sonst bequemen Oertern auf Anpflanzung erwähnter Kastanienbäume denken möchten.

Ferner wurde berichtet, daß eine öftere Erfahrung, den Nutzen einer 24stündigen Einweichung des zu säenden Habers in Wasser bewährt. Man läßt ihn nach der Einweichung vier Stunden auf dem Boden abtrocknen, alsdenn säet man ihn. Er läßt sich leichter und besser eineggen. Er gehet zugleich auf, und kein Theil bleibt zurück. Bey acht Himten Einfall profitirt man Einen, man erhält mehr Stiege, andere Vortheile zu geschweigen. Leiden die Umstände eine solche Einweichung nicht; so ist es doch vortheilhaft, wenn man den Haber des Nachmittages säet, ihn die Nacht hindurch uneingeeget im Thau liegen läßt und den andern Morgen unteregget.

Die Nachricht des Herrn Hauptmanns **Magius** zu Lemförde, daß er sich Mühe gäbe, in dortiger Gegend die gesammelte Erfahrungen und Anleitungen zur besten Cultur der Aecker und Wiesen unter den Landleuten bekannt zu machen, wurde mit Vergnügen vernommen.

Das in einigen Zeitungen wider die Hornviehseuche gerühmte Mittel, das Vieh zweymal des Tages, Morgens und Nachmittags mit kaltem Wasser über und über zu waschen, und zu begießen, veranlaßte, daß man dem hiesigen Hausvogt **Osterloh** auftrug, solches mit etwa drey Kühen zu West- oder Altenzelle, wo die Seuche herrschte, versuchen zu lassen. Stärbe das Vieh; so machte sich die Gesellschaft anheischig, jedes Stück mit fünf Thaler Cassengeld dem Besitzer zu bezahlen. Es ist nachher von erwähntem Hausvogt angezeigt worden, daß der Versuch unglücklich abgelaufen, und daß die drey Stück Vieh an der Seuche crepirt sind. Inzwischen kann dieser kleine Versuch wohl nicht als entscheidend angesehen werden.

Dem Bürger und Bierbrauer **Albrecht** zu Lüneburg, der sich bemühet, eine vorzüglich gute, dem englischen ähnliche Sorte Bier zu brauen, und einen regulairen Bierkrug zu halten, ist zur fernern Aufmunterung eine silberne Medaille verwilligt worden.

Der Tuchfabrikante, Herr **P. L. Backhauß** zu Göttingen, hat Pelztücher und gestreifte Fresen verfertigt, die den englischen gleich kommen, von jenen ist der Preis 1 Rthlr. 12 Mgr., und von diesen 1 Rthlr. 3 Mgr. die

Elle.

Elle. Herr Backhauß verspricht den Kaufleuten, die ganze Stücke nehmen, die billigsten Preise, und empfiehlt ihnen diese Waare bestens. Die Güte gedachter Waare bewog die Gesellschaft, dem Herrn Backhauß eine Gratification von zwanzig Rthlr. Cassengeldes überschicken zu lassen.

In der ordentlichen Versammlung der Landwirthschaftsgesellschaft, welche den 22ten Jan. gehalten wurde, kamen folgende Sachen vor:

Des Herrn Amtschreibers Marwedel Aufsatz von wüsten Höfen, und den Mitteln durch welche ein Anbauer bewogen werden kann, einen wüsten Hof anzunehmen. Einer Art wüster Höfe, deren Ländereyen größtentheils ungebauet liegen, oder unter den Miteingesessenen vertheilt sind, scheint ohne großen Zuschuß nicht wieder aufgeholfen werden zu können, wohl aber solchen, die zwar keinen Colonum mehr haben, deren Pertinenzstücke aber noch ungetheilt beysammen sind und administrirt werden. Gemeiniglich sind es große, selten kleine Höfe, die wüste werden. Zur Annehmung eines großen Vollmeyerhofes in Heidgegenden, werden nach einem mäßigen Anschlage 492 Rthlr. zum Inventarium erfordert, hierzu kommen noch andere nothwendige bis an 300 Rthlr. gehende Kosten, die der Herr Verfasser namentlich anführt. Der Mangel an Dünger, da gewöhnlich die Ländereyen eines vacanten Hofes von den Pächtern bis auf die geringste Fruchtbarkeit ausgemergelt werden, macht noch eine eigene Schwierigkeit aus. Es findet sich daher äußerst selten ein Anbauer zu einem großen vacanten Meyerhofe an. Gesetzt ein Landmann hat Geld; so findet er seine Rechnung besser, wenn er sich als Häusling setzt, oder einen eingerichteten Hof erheyrathet. Jedoch ist nicht alle Hoffnung verloren. Zwey Umstände können die Annahme vacanter Höfe begünstigen: 1) wenn der Gutsherr dem neuen Wirthe die Ländereyen in Gail und Gare, auch größtentheils bestellt mit dem Bedinge übergiebt, ihm den Allodialantheil, d. i. die Hälfte des Fruchtwerthes in leidlichen Terminen ohne Zinsen abzutragen; oder 2) wenn der neue Colonus Gelegenheit hat, die Ländereyen, welche er nicht begailen kann, gut zu verpachten, und so viel Freyjahre von des Hofes gewöhnlichen Lasten erlangt, als er nöthig hat, hinreichenden Dünger zu machen, Vieh anzuziehen und die verpachteten Grundstücke nach und nach wieder in eigene Cultur zu nehmen. Das sicherste und beste Mittel verlassene Meyerhöfe wieder an die Reihe zu bringen, ist jedoch, sie zu vereinzeln, oder kleinere Höfe daraus zu machen. Schwierigkeiten die bey einem und dem andern Hofe der Vereinzelung im Wege stehen, sind nicht häufig, auch muß der Gutsherr in diesem Fall nichts einbüßen, sondern vielmehr gewinnen. Am rathsamsten ist es, wenn der große Hof unter alte Brinksitzer oder Kleinköther vertheilt wird.

Ferner wurde verlesen, das Schrei-

ben eines vornehmen holsteinischen Gutsherrn von Abschaffung der Hand- und Spanndienste auf seinem Gute, und den Folgen dieser Veränderung nach einer zwanzigjährigen Erfahrung. Die Gesellschaft vernahm mit Vergnügen das Verfahren des Herrn Verfassers, der mit dem glücklichsten Erfolge alle seine wohl eingerichteten Bauerhöfe endlich auf Erbpacht gesetzt hat, wodurch sein Gut zu einem doppelten Werthe erhöht und die Anzahl der Einwohner mehr als dreyfach vermehrt worden. Die oft geäußerten Bedenklichkeiten, daß die Abschaffung der Dienste gegen die eigenen Vortheile der Gutsherren gienge, scheinen durch dieses nachahmungswürdige Exempel gänzlich zu verschwinden.

Hiernächst verlas man den oben erwähnten Aufsatz eines Mitgliedes des engern Ausschusses, von dem Nutzen des Einweichens des zu säenden Habers. Es wurde aus mehrern Erfahrungen der Vortheil desselben bestätiget und angeführt, daß der Hederich und die Wucherblume dadurch verhindert würden, überhand zu nehmen. Der eingeweichte Haber geht geschwinder und zugleich auf, und unterdrückt jenes Unkraut.

Die Grundsätze der Deutschen Landwirthschaft von dem Herrn Professor Johann Beckmann zu Göttingen, wurden der Versammlung überreicht, und erkannte man mit aller Danknehmigkeit die Gütigkeit des Herrn Verfassers, mit welcher er dieses schätzbare Buch der Gesellschaft überschickt hatte.

Die oben bereits vorgekommenen Proben von Pelztüchern und gestreiften Fresen, welche Herr Backhauß zu Göttingen verfertigt hat, erhielten von der Gesellschaft den Beyfall, den sie in allem Betracht verdienen: Auch besah man das von einem Mitgliede des engern Ausschusses hergegebene Modell einer bequemen Brennholzsäge, die man im Großen verfertigen lassen wollte.

Der Herr Landrath von Weyhe zu Bötersheim und Weerßen, hat der Gesellschaft ein Modell eines Gartenpfluges, nebst einer Beschreibung desselben gütigst übersandt. Statt des mühsamen Ausschaufelns der breiten Wege im Garten, wird dieser Pflug auf eine bequeme, leichte und geschwinde Art gebraucht. Der Herr Landrath verspricht sich davon noch den besondern Vortheil, daß die Gänge, welche durch das Hacken und Schaufeln so sehr locker und tief gemacht worden, durch diesen Pflug dichter, fester und ebner bleiben werden.

Auch wurde desselben Nachricht, wie Er bisher, mit Artbarmachung der Heid- und Moorgegenden zu Werke gegangen ist, verlesen. Seine Bemühungen sind von so glücklichem Erfolg gewesen, daß das fruchtbar gemachte moorigte Heidland eben so gutes Getreide hervorgebracht hat, als auf andern Feldern dortiger Gegend wächst. Arme und kleine Hausleute können die unfruchtbar scheinende Moor- und Heidegeest artbar machen, und die schlechten Ländereyen merklich verbes-

sern,

sern, wenn sie selbige im Anfange des Aprils drey Spaten tief umgraben, im Frühjahr mit Mist befahren und mit Kartoffeln bepflanzen, die mit dem Mist untergepflügt, oder besser untergegraben werden. Die Kartoffeln gerathen in dem neuen Lande ungemein gut. In den folgenden Jahren besäet man diese neuen zugerichteten Aecker mit den gewöhnlichen Getreidearten so oft nach einander, als es gewöhnlich ist, und erhält die beste Ernte. Der Herr Landrath hat seit mehr als sechs Jahren auf diese Art verschiedene neue und gute Ländereyen erworben, wodurch er in den Stand gesetzt worden, dreyzehn Familien auf seine Güter zu ziehen, und ihnen die nöthigen Ackerländereyen zu verpachten, ohne daß sein eigener Ackerbau auch nur im geringsten geschwächt worden. Diese erwähnte Familien folgen seinem Exempel und graben schlechte Plätze um, und verwandeln auf obige Art den unfruchtbaren Boden in blühende Ländereyen. Der Herr Verfasser wünscht mit Recht, daß die sämmtlichen Neubauer im Herzogthum Verden gleichfalls ihre Umstände so verbessern, und sich nach und nach eigenthümliche Aecker erwerben möchten. Wäre es möglich, die Theilung gewisser Gemeinheiten einiger Dorfschaften zu Stande zu bringen, so würden durch solche neue Anbauer wichtige Verbesserungen befördert werden, die jetzt Vorurtheil und Misgunst stören und hindern.

Eben desselben Versuche und Bemerkungen über die Hornviehseuche wurden verlesen. Sein ganzer Viehstapel von achtzig Stücken wurde davon ergriffen, ungeachtet die gerühmtesten Vorbauungsmittel angewandt wurden. Der Herr Landrath ließ ihn in acht verschiedene Theile vertheilen und aus einander stallen, alle gebrauchte Curativmittel, die angeführt werden, waren von keiner Wirkung, von achtzig Stücken kamen nur viere durch, davon zwey durchgeseucht, und zwey die Seuche nicht gehabt haben. Letztere zwey sind in einem Hühnerstalle besonders gewartet, jedoch standen sie vorher einige Tage zwischen dem erkrankten Vieh. Alles verreckte Vieh wurde vorbey geschleppt und die Magd die sie fütterte, mied nicht gänzlich das übrige kranke Vieh. Hat vielleicht der starke Geruch des Hühnermistes diese beyden Kühe gerettet? Bey Ausbruch der Seuche sind zwey gemästete Kühe geschlachtet worden. Die Leber der Einen war voller Gewächse, die andere voller Geschwüre mit Eiter.

Da der Licentcommissair Saurmann, das Secretariat bey der Gesellschaft freywillig resignirt hat; so ist vom engern Ausschuß der Canzeley-Procurator Herr Clare wieder zum Secretair der Landwirthschaftsgesellschaft gewählt worden.

Nachricht von der Versammlung der Königl. Churf. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, im Frühjahr 1776.

Den 10ten May früh kam erst der engere Ausschuß der Gesellschaft zusammen, und es wurden zu neuen Mitgliedern aufgenommen, und zwar:

Zum Ehrenmitgliede.

Der Herr geheime Finanzrath von Brenkenhof zu Berlinchen in der Neumark.

Zu Mitgliedern.

Der Herr Amtschreiber Jacobi zu Harburg.

Der Herr Verwalter Klippe zu Cadenburg.

Der Herr Einnehmer Claus Buck zu Ellerbruch, Amts Neuhaus.

Die Rechnung der landwirthschaftlichen Casse von Michaelis 1774 bis dahin 1775 wurde nachgesehen, mit den Belegen verglichen und abgenommen.

Hierauf wurde von neuem in Ueberlegung genommen, wie den vacant gewordenen Bauerhöfen wieder neue Anbauer zu verschaffen, und es wurde Folgendes einmüthig beliebt:

Da die uneingeschränkte Gemeinheit der Hut und Weide, den Nutzen der Prämien auf mannigfaltige mit Vortheil zu ziehende Landesproducte gar zu sehr hindert, und die Manufacturen durch anderweitige Gnade unsers Allerhuldreichsten Königs aufgemuntert werden, der Krieg aber und dessen Folgen, nebst andern allgemeinen Calamitäten, manchen Bauerhof seines Wirthes beraubt und vacant gemacht; so will man versuchen, ob man durch Prämien denselben wieder fleißige und gute Wirthe verschaffen könne.

Es wird demnach den vier Ersten, welche vier größere, von Wirthen und Gebäuden entblößte Bauerhöfe annehmen, bebauen und völlig herstellen, für jeden solchen Hof eine Prämie von Einhundert und funfzig Thalern Cassengeldes aus der landwirthschaftlichen Casse versprochen.

Denen vier Ersten aber, welche vier größere Höfe, die zwar keine Wirthe, aber doch noch die nöthigen Gebäude haben, annehmen und völlig wieder herstellen, wird für jeden solchen Hof Fünf und siebenzig Thaler ausgelobt.

Ein Jeder von diesen neuen Anbauern, muß aber von der Obrigkeit des Orts, unter welcher ein solcher Hof steht, ein Zeugniß beybringen, daß er den Ackerbau und Landhaushalt verstehe, arbeitsam, ordentlich und sparsam sey, auch so viel eigenes Vermögen habe, daß er mit Hülfe obiger Prämie im Stande sey, einen solchen vacanten Hof völlig wieder herzustellen.

Das ausgelobte Geld wird an die Obrigkeit des vacanten Hofes gezahlt, welche die Sorge übernehmen wird, daß es zweckmäßig angewendet werde.

Man verspricht sich von diesen Prämien um so mehr einen guten Erfolg, da, nachdem diese Entschließung der Gesellschaft ruchtbar worden, sich schon zu zwey großen von Wirthen

und

und Gebäuden entblößten Höfen neue und annehmliche Anbauer angefunden.

Da ferner durch sehr merkliche und oft wiederholte Erfahrungen unwidersprechlich ausgemacht ist, daß es von großem Nutzen, wenn man in magern Gegenden je zu Zeiten aus bessern Gegenden das Saatkorn nimmt und aussäet, und ein Mitglied des engern Ausschusses hier vor Zelle mit Hasselburger Rocken aus dem Meklenburgischen, und ein anderer mit Rocken aus den Vierlanden bey Hamburg große und sehr vortheilhafte Versuche gemacht; so wurde mit dem hiesigen Kaufmann Herrn Eggeling ein Contract gemacht, vermöge dessen er gegen den Herbst von dem besten Hasselburger und Vierländischen Rocken wird zum Verkauf kommen lassen. Sollten sich Liebhaber finden, welche davon zu nehmen gedenken, so belieben selbige Herrn Eggeling hier in Zelle zeitig Nachricht davon zu geben, und zu melden, wie viel davon verlangt wird.

Etwas von diesem Rocken wird die Gesellschaft für einige unbemittelte Landleute kommen lassen, welches ihnen gegen guten Rocken von ihrem eigenen Lande ohne Zuschuß soll umgetauscht werden.

Auch wird Herr Eggeling etwas von dem Seeländischen Weizen, welcher daselbst vom Cap-Weizen gezogen und sehr gerühmt wird, für Liebhaber verschreiben.

Hiernächst wurde der Bericht des Herrn Amtmann Ebells zu Lüchow verlesen, worin gemeldet wurde, daß der Geschworne Schulze zu Prieseck seinen durch die Seuche verlornen Viehstapel so weit wieder hergestellt, daß er ohne Nachtheil seines Hofes, von Ostern 1775 bis dahin 1776, drey Stücke brauchbares, selbst gezogenes und ausgewachsenes Vieh verkaufen können, und es wurde ihm die ausgelobte Prämie von fünf Thalern bewilligt.

Mit vorzüglichem Vergnügen wurde der Bericht von dem Erfolg derjenigen Gesellschaft verlesen, welche der sehr würdige Herr Pastor Hencke zu Brelingen, in dem Amte Bissendorf, vorher zweyter Prediger zu Winsen an der Aller, durch seine Bemühungen mit einander dahin vereinigt, daß sie einander auf gewisse Weise schadlos halten, wenn einer oder der andere durch die Seuche Vieh verliert. Die Bemühung dieses rechtschaffenen Predigers und Patrioten wurd einer goldenen Medaille werth erklärt, und ihm zugebilliget. Sein Bericht, der da verdient, bekannt gemacht zu werden, ist dieser:

„Die Gesellschaft, welche 1768 im Amte Winsen an der Aller, sich mit einander verbunden, bey dem Viehsterben durch Erstattung einiger Kühe zu Hülfe zu kommen, hat bey dem dermaligen Viehsterben selbige erfüllt.

Die ganze Gesellschaft besteht aus Sechszehnen, welche dergestalt zerstreuet sind, daß aus jedem Dorfe nur Einer daran Antheil nimmt.

Zwey Mitglieder haben im verflossenen Jahre das Sterben gehabt, und

es

es sind einem jeden, fünf Kühe auf die Art, wie sie sich mit einander verbunden, erstattet worden.

Bey dem ersten Falle, haben fünf Mitglieder, welche durch das Loos dazu bestimmt waren, Jeder eine Kuh hergegeben, welche mit 5 Rthlr., so von den übrigen der Gesellschaft zusammengebracht, bezahlt sind.

Bey dem anderen Falle, haben fünf andere, so in der Reihe folgen, jeder eine Kuh ausgethan, welche auf vorige Art von den übrigen jede mit 5 Rthlr. bezahlt worden.

Da diese Kühe, von denen, welche sie bekommen, ausgesucht sind, so kann jede füglich zu 12 Rthlr. gerechnet werden, mithin würden die Kosten, bey den beyden gehabten Fällen sich also verhalten:

Zehn Mitglieder, welche ein Jeder eine Kuh hergegeben, verlieren an den Kühen jeder 7 Rthlr.

Und da auch die fünf ersten, von diesen Zehnen, zu dem andern Falle, ein Jeder 2 Rthlr. 18 gr., die fünf letztern aber zu dem ersten Falle 2 Rthl. 18 gr. beygetragen, würde deren ihr ganzer Beytrag sich auf 9 Rthlr. 18 gr. belaufen.

Viere, welche noch keine Kühe ausgethan, haben bey jedem Falle 2 Rthlr. 18 gr., und also ein Jeder, in allem 5 Rthlr. bezahlt.

Und die zwey, welche diese Wohlthat genossen, haben der erste zu dem zweyten, und der zweyte zu dem ersten Falle 2 Rthlr. 18 gr. beygetragen.

Dieser ungleiche Beytrag kann nicht anders, als in der Folge egalisirt werden.

Es würde bey dem Anfange dieser Verbindung besser gewesen seyn, wenn aus jedem Dorfe zwey genommen worden, weil alsdenn in dem Falle, wenn einer aus dem Dorfe verschont geblieben, die Gesellschaft mehr Contribuenten hätte.

Wie dann auch aus Oldau, nur ein Einziger, der in dieser Gesellschaft ist, das Sterben gehabt, und sich dieser Vortheil dadurch offenbar zu Tage legt.

Ich werde mich daher bemühen, ob solches nicht noch zu Stande gebracht, und diese Gesellschaft vergößert werden könne.

Breling,
den 26. April 1776.

C. L. Hencke.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Freytag, den 26ten Julius 1776.

Schluß der Nachricht von der Versammlung der Königl. Churfürstl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, im Frühjahr 1776.

An dem oben angezeigten 10ten May war zugleich die Zusammenkunft der größern Gesellschaft. Derselben wurde vorgetragen, was im engern Ausschusse vorgekommen. Insonderheit wurden die eingegangenen neuern Nachrichten von landwirthschaftlichen Sachen mitgetheilt, und die gedruckten Grundsätze zu der Vorbauungscur gegen die Hornviehseuche, des Herrn **Lentins**, Doctor und Bergmedicus zum Clausthal, imgleichen die neue Auflage der Briefe vom Gartenbau des Herrn Superintendenten **Lüders**, welche die Herren Verfasser der Gesellschaft gütigst übersandt, vorgelegt, und mit Dank aufgenommen.

Den 25ten May kam der engere Ausschuß der Landwirthschaftsgesellschaft abermals zusammen. Es wurden zuerst die eingesandten Bescheinigungen derjenigen Kaufleute nachgesehen, welche von den einländischen Wollenmanufacturen von Ostern 1775 bis dahin 1776 am mehrsten genommen und abgesetzt, und es wurde dem Kaufmann zu Hannover, Hrn. **Georg Meyenberg** die Prämie von hundert und funfzig Thalern, denen Herren **Poniso** und **John**, gleichfalls zu Hannover hundert Thaler, und Herrn **Daniel Georg Kulemann** zu Hameln funfzig Thaler zuerkannt.

Zugleich las man mit Vergnügen den Bericht, welchen nebst zuverläßigen Bescheinigungen die associirten Herren Kaufleute **Schloo** und **Mertens** zu Hannover, die vor einem Jahre die Prämie von hundert und funfzig Thalern erhalten, eingesandt, woraus erhellt, daß sie ihren Absatz von einländischen Tüchern in dem letzten Jahre noch merklich vermehrt.

Die Prämien auf den Absatz der in den hiesigen Landen verfertigten wollenen Waaren sollen zwar noch auf ein Jahr fortgesetzt werden; jedoch mit dieser Einschränkung:

Wer von den Kaufleuten gehörig bescheiniget, daß er von Ostern 1776 bis zu Ostern 1777 von den einländi-

schen Wollenmanufacturen für drey tausend Thaler Waare zum Verkauf genommen, der soll eine Prämie von Einhundert Thalern: wer für Zweytausend Thaler genommen, der soll Funfzig Thaler, und wer für Eintausend Thaler genommen, der soll Fünf und zwanzig Thaler erhalten. Sollten mehr als drey Kaufleute für die genannten Summen nehmen; so bekommen diejenigen drey diese drey Prämien, welche am mehrsten über die gesetzten Summen genommen haben. Jedoch können diejenigen, welche diese Art Prämien schon einmal erhalten, selbige noch nicht wieder bekommen.

Von dem Hausvogt Hrn. **Garven** zu Jeinsen, welcher sich die rühmliche Mühe giebt, Landleute zu einem guten Ackerbau aufzumuntern, war einberichtet worden, daß der Halbmeyer **Hans Heinrich Kreiren** zu Vardegötzen, ein ganz vorzügliches Muster des Ackerbaues gebe. Beyden wurde eine silberne Medaille bewilliget.

Auch wurde eine Probe Essig vorgezeigt, welcher in Hannover von Herrn **Johann Friedrich Krüger**, Hof-Kupferschmiede daselbst, aus Honig im Großen verfertiget und verkauft wird. Er wurde sehr gut befunden, und vertritt die Stelle des Weinessigs. Es ist dieser Essig auch von Aerzten untersucht, und für vollkommen gesund erklärt worden.

Es wurden ferner die Nachrichten vorgetragen, welche man von der Hornviehseuche eingezogen. Alle vorgeschlagene Präservativ- und Curativmittel haben bisher wenig dagegen ausgerichtet. Folgende zwey Bemerkungen scheinen werth zu seyn, daß man mehrere Achtung darauf nimmt, und durch wiederholte Versuche das Zuverläßige herausbringt.

Aus dem Oldenburgischen hat man diese Nachricht erhalten: Kälber von durchgeseuchten Kühen überstehen die Seuche sehr leicht, wenn ihnen, bevor sie ein halbes Jahr alt sind, die Seuche dadurch mitgetheilt wird, daß man ihnen Milch von kranken Kühen nur einmal zu trinken giebt. Die mehrsten gewinnen durch, und wenn sie nicht über acht Wochen alt, so stirbt etwa von funfzigen nur Eins. Sind die Kälber aber über ein halbes Jahr alt; so bekommen sie die Seuche eben so schwer, als das große Vieh, und wenige gewinnen durch. Daher werden von Vermögenden die Milchkälber von durchgeseuchten Kühen theuer aufgekauft, und es wird ihnen die Krankheit an angesteckten Orten durch die Milch von kranken Kühen mitgetheilt.

In den Gegenden von Zelle hat man angemerkt, daß diejenigen Hauswirthe, welche das magerste Vieh gehabt, wenn es die Seuche bekommen, mehr Stücke behalten, als diejenigen, welche ein wohl gewartetes Vieh gehabt. Dieses hat einen sehr erfahrnen Haushälter, der einen größern Viehstapel hat, bewogen, als die Seuche in die Nähe seines Viehes gekommen, daß er demselben alles Heu entzogen,

zogen, und selbiges nur mit Stroh gefüttert, damit es mager geworden. Sein Vieh hat die Seuche bekommen, und fast die Hälfte hat selbige glücklich überstanden, da sie bey seinen Nachbarn wenig übrig gelassen.

Bey dem Beschluß dieser Versammlung wurden zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft aufgenommen:

Der Herr Kriegsrath von Münchhausen.

Der Herr Kriegsrath von Lenthe.

Der Herr Cammerrath von Hake.

Der Herr Cammerrath von Hardenberg-Reventlau.

Der Herr Licentcommissarius von Hugo.

Wirkung der Eismaterie im thierischen Körper. *)

Als im verwichenen Jenner d. J. die Frostkälte so außerordentlich stark wurde, daß sie viele Grade unter die Kälte der Eismaterie, nemlich des Gemisches mit Schnee und Salz, herunter kam: so hatte ich eben Gelegenheit, in den Vorlesungen über die Experimentalphysik, die Wirkung dieser Materie an den Thermometern zu zeigen, und die Methode darzulegen, wornach insbesondere Fahrenheit diesen, an sich unbeständigen Punkt der Kälte für den festen annahm, von welchem er die Grade seines Thermometers aufwärts zu zählen, zumal in seinen spätern Beschäfftigungen mit diesen Instrumenten, anfieng. Als ich nun hiebey gewahr wurde, daß wegen großer Kälte des Schnees, die Mischung desselben mit gemeinem Küchensalze das Thermometer ziemlich unter den künstlichen Eispunkt, das ist, unter Fahrenheits Null, herunterbrachte, und auch die Wirkung dieser Eismaterie an den Fingern, wenn sie hineingesteckt wurden, augenblicklich sehr heftig ausfiel: so kam es mir ungefähr in die Gedanken, was doch diese Eismaterie, in den Körper und Magen eines Thiers gebracht, für schnelle und sichtliche Wirkungen äußern möchte. Denn es war mir aus den philosophischen Transactionen der Londner Societät bekannt, daß einem Manne einsmals, bey Löschung eines Brandes im Leuchtthurme bey Plymouth, ein Klumpen geschmolzenes Bley in den Mund, Hals, und zuletzt in den Magen, hineingelaufen war, daß er dabey dennoch einige Tage gelebt hatte, und daß man nachher bey Oeffnung des Leichnams das Bley im Magen gefunden, mit den gefährlichsten Spuren von Entzündung und Zerstöhrung der innern Häute des Schlundes und des Magens. Mir schien die Eismachende Materie ganz ähnliche Wirkungen, und zwar in geschwinderer Zeit, hervorbringen zu müssen, wenn sie in genugsamer Menge in den Ma-

*) Aus dem Wittenbergischen Wochenblatt 1776. St. 26.

gen des Thieres gebracht würde. Deswegen beschlossen wir, in den angegebenen Tagen, einen Hund zu nehmen, und ihm eine Parthie der gewöhnlichen Eismaterie einzugießen. Es geschah dies am 1ten Hornung, einem an sich kalten Tage, in der Stube, nachdem wir vorher den Hund dazu auf ein großes Tischbrett an den ausgespannten Füßen auf den Rücken gebunden hatten. Der Hund war mittlerer Größe, von der gemeinen Art unserer Haus- und Bauerhunde. Bey Fertigung des Gemenges versuchte ich die Kälte des Schnees, und fand sie 7 Grade Reaumur unter Null, das ist 16 Grade Fahrenheit. Ich nahm diesen Schnee, mischte ihn proportionirlich, auf die gewöhnliche Weise, mit bloßem kalten Küchensalze, und fand die Kälte dieses Mengsels 17 Reaumurische Grade unter Null, oder 7 Grade unter Fahrenheits Null. Die Quantität davon, welche dem Hunde eingebracht werden sollte, wog dreyßig Loth. Das Eingeben selbst geschah mittelst eines Blechlöffels, und es ward dem Hunde bey jedem zu empfangenden Bissen das Maul, mittelst eines Strickes und Holzes, aufgethan. Anfänglich verschlang er die ersten drey bis vier Löffel voll ganz geschwind und gut. Aber es währte nicht lange, so spie er, bey fortdauerndem Eingeben, diese Portionen, oder doch wenigstens einen Theil derselben, nebst den vorher etwa genossenen Alimenten, heraus. Denn man sah es ziemlich unterscheidend, daß ein Theil Eismaterie, gleichsam mit den Alimenten in einen Klumpen gebacken, herauskam. Wie er fast den größten Theil des Gemengsels bekommen hatte, wurde er schon matt, und wollte die letztern Löffel voll nicht nehmen. Sie wurden ihm aber tief in den Schlund gebracht, daß er sie herunterschlingen mußte. Er bekam damals schon einige Zuckungen. Er schrie auch heftig gleich beym Anfange des Eingebens, ließ den Urin und Unrath von sich; und man merkte beym Anfühlen von außen, daß sich die natürliche Wärme an der Brust und am Bauche verlohr, und nur noch sehr laulicht blieb. Dieweil man sah, daß der Hund einen guten Theil der Eismaterie wiederum ausgespieen hatte, ward man schlüßig, noch neunzehn Loth des nemlichen Gemenges einzugeben; damit er, nach ungefährem Abzuge des Ausgespieenen, so ziemlich ein Pfund der Materie in den Magen bekommen möchte. Beym Eingeben dieser letzten Portion, da der Magen fast ausgeleeret war, bekam der Hund die heftigsten Convulsionen, daß ihm sogar der Kopf ganz hinten auf die Seite gezogen wurde, und er vor Unsinn sich selbst in den Fuß biß. Dabey trat denn ein starker Schaum aus Maul und Nase, den er zum Theil röchelnd ausprudelte, auch wirklich äußerliche Zeichen eines wüthenden Hundes von sich gab. Wie dies geschehen, ward er stille, die Convulsionen aber dauerten, wiewohl schwächer, anhaltend fort; und man nahm sie

be-

besonders an den muskulösen Theilen des Halses, der Brust und der Schnauze gewahr. Er ward schon vorher, sobald die starken Zuckungen und das Wüthen vorbey waren, losgeschnüret, und lag nunmehr unter schwachen Zuckungen noch etwa eine Viertelstunde, da er nach etlichen wiederholten Bemühungen, Othem zu holen und Luft zu schnappen, das Leben verlor. Das Eingeben bis ans Ende dauerte eine halbe Stunde. Man ließ ihn darauf die Nacht und den folgenden 2ten Hornung so liegen, und öffnete ihn den 3ten Februar Nachmittage. Diese Oeffnung verrichtete Hr. Frenzel, ein geschickter Candidat Med. mit Beyhülfe Herrn Dietrichs, der Med. Beflissenen und der übrigen Zuhörer, die sonst den Versuchen gewöhnlichermaaßen beywohnten. Es wurde darauf folgendes vorgefunden.

Im Munde, im obersten Theile der Luftröhre, in der Gurgel, war alles gut und natürlich. Die Lungen waren inzwischen mit stockendem Blute und brandigten Flecken angefüllt, besonders an den untern äußersten Theilen. Die obern Theile waren weniger inflammirt. Im Herzen zeigte sich nichts ungewöhnliches. Denn da es ohnedem bey den Thieren etwas dunkler aussieht, so ließ sich aus dessen rothbräunlicher Farbe nichts schließen. Etwas mehr stockendes Blut fand sich daselbst, als natürlicher Weise darinnen seyn sollte. Der Hauptsitz des Schadens fand sich, wie leicht zu erachten ist, im Magen. Man erblickte an ihm das Schwarze und Spacelöse schon von außen. Als er aber aufgeschnitten ward, fand man ihn voller großen ungewöhnlichen Runzeln, und durchaus vom kalten Brande angegriffen, äußerst schwarz und schwülstig. Als die innere Haut (tunica villosa) abgelöst wurde, die doch nicht von selbst abgieng, fand sich diese besonders angegriffen. Die untern fleischigten Theile des Magens waren hin und wieder voller großen schwarzen Flecken. Im Magen befand sich noch der Magensaft, mit den eisigten salzigten Theilen vermischt. Die Valvel des untern Magenmundes war außerordentlich zusammengezogen. Die übrigen sämmtlichen Gedärme und Eingeweide, vom Magen an, waren durchgehends stark entzündet, und dies um so viel stärker, je näher sie zum Magen waren. Sie schienen dabey ziemlich mürbe, doch wollte man dies nicht als die Wirkung der Inflammation ansehen. Gleichfalls war auch die Leber sehr inflammirt; sie sah ganz schwarz aus, und vornemlich an den Stellen, wo die Lobi derselben auf dem Magen aufliegen. Die Milz sowohl, als die Nieren, fanden sich im natürlichen guten Zustande. Das gesammte Geblüt aus den Blutadern war inzwischen sehr resolvirt, und sah hoch schwarzroth aus. Ueberdies hatten der oberste Theil der Luftröhre, nebst der Luftröhre selbst, ihr natürliches Ansehen. Sie waren aber voller Schaum, der viele Luft in sich hielt, und ein gleicher starker Schaum zeigte

sich auch, als die Lappen der Lungen zerschnitten, und die Stücken davon scharf gedrückt wurden. Es trat alsdenn ein solcher häufiger Schaum heraus.

Wenn man nun diese bemerkten Erfolge mit den sonst bekannten Wirkungen der heftigen Frostkälte zusammen hält; so sollte wohl kein Zweifel seyn, daß die angegriffenen und sphacelösen Theile, der äußerst rugöse Zustand der innern Wände des Magens, von der schleunigen Action der Eismaterie auf diese Theile herrühren müßten. Denn hier bleibt nichts übrig, als einen Theil dieser Wirkung aufs Salz zu schieben; weil die andere Zuthat des Gemengsels, der Schnee, nicht solche inflammatorische und gangränöse Wirkungen von sich, zumal wenn er gleich aufgelöst wird, und in so kurzer Zeit, hervorbringen kann. Allein, wenn man der dringenden Kraft der Salze etwas zuschreiben will: so muß man die mehrere oder wenigere Erminderung derselben allemal in Betrachtung ziehen. Die Salze, allzu stark und rein, tödten alle organischen Körper, zumal die Gewächse; welches auch noch in dieser Maaße der Urin thut. Aber mit genugsamen Wasser verdünnt, befördern die Salze das Fortkommen und das Leben von dergleichen Körpern. Nun ist die Quantität des Salzes, welches dem Hunde in dem Mengsel eingegeben worden, gar nicht tödtlich, vielmehr ist es durch den bald geschmolzenen Schnee aufgelöst und verdünnet worden. Es läßt sich daher diese heftige Wirkung nicht dem beygemischten Salze zuschreiben, vielmehr findet sich in unserm Beyspiele mit der eingegossenen Eismaterie eben solcher Effect, als Edward Spry (Philos. Transact. Vol. 49. P. II. p. 228. ff. der Wittenberg. Ausgabe) bey dem Manne bemerkt hatte, dem geschmolznes Bley in den Hals und Magen gelaufen war. Er fand den obern Eingang und den Magen selbst stark inflammirt, und den untern Theil desselben gleichsam verbrannt und sphacelös. Als er den Versuch an Thieren, an einem Hunde, etlichen Vögeln und Hühnern, wiederholte, fand er ausdrücklich, daß der Magen des Hundes, und der Kropf der Vögel, inwendig voller Runzeln, zusammen gezogen und geschrumpfelt war (the stomach much corrugated); doch war die innere Haut nicht eben aufgelöst. Ganz ein ähnliches zeigte sich hier in dem Magen unsers Hundes, der die Eismaterie, wenigstens in Quantität eines Pfundes, hintergeschlungen hatte. Der Magen war inwendig ganz rugös, völlig verbrannt, und in Fäulniß gesetzt; obgleich die innere Haut, bey aller Mürbigkeit, sich noch nicht von den übrigen Theilen ablösen ließ. Die auswendigen Theile des Magens und der Kröpfe der Thiere, denen Spry das geschmolzene Bley eingoß, sahen bleyfarbig aus, und verriethen schon den inwendigen Brand. Und eben so erschien es auch bey unserm Hunde. Es können auch, unsers Ermessens, die

die Wirkungen der heftigen Grade der Kälte keine andere, als die der heftigen Hitze oder des Feuers seyn. Erstere zerstört die Körper, und alle Gefäße der organischen Theile durchs gewaltige Zusammenziehen, verkürzet, verengert und zersprengt sie dergestalt, daß ihr ganzer Bau in den festen und flüßigen Theilen aufgehoben wird. Letztere dehnet die Theile gewaltsam aus; zerreißt sie, und hebt den Zusammenhang und Bewegung aller festen und flüßigen Theile ebenfalls auf. Solchergestalt ist die Zerstöhrung der ganzen organischen Einrichtung die natürliche Folge von der Feuerhitze und von der heftigsten Frostkälte. Doch läßt sich aus den Versuchen muthmaßen, als wenn die Wirkungen der zerstöhrenden Kälte noch heftiger und schneller, wie die der tödtenden Hitze, seyn möchten. Die Sache ließe sich nach diesen ganz von ungefähr angestellten Erfahrungen, und deren dabey wahrgenommenen Erfolgen, ein andermal, selbst von Aerzten, noch weiter versuchen; und zwar nicht ohne nützliche Folgerungen von der Wirkung der großen Kälte auf die thierischen und Gewächskörper. Mir ist zur Zeit nicht bekannt, daß Jemand von dieser Art Erfahrungen, oder Proben mit der Eismaterie, in dieser Absicht, angestellt hätte. Ja ich kann auch nicht sagen, daß ich von der Wirkung der Feuerhitze geschmolzener Metalle in den thierischen Körpern, außer des Herrn Spry seiner Erfahrung, etwas Umständlichers irgendwo gefunden hätte.

Brief eines Engländers aus Frankreich an eine Dame in England. *)

(Aus dem Englischen.)

Madame,

So eben habe ich bey Jemanden einen Besuch abgelegt, welcher für einen großen Geist gehalten wird. Ich kann nicht sagen, daß er sich gegen mich als einen solchen hervorgethan hatte; und man muß es den Franzosen überhaupt einräumen: daß, ihre Fähigkeit und Wissenschaft sey wie sie wolle, dennoch diejenigen, welche mit ihnen umgehen, alle Zufriedenheit und Genugthuung erhalten, welche nur irgend von einer umgänglichen Lebensart herfließen kann. Gewiß, es lassen sich aus der Gesellschaft solcher Franzosen, welche nur mäßige Wissenschaft haben, größere Vortheile ziehen, als von manchen Engländern, welche die größte Gelehrsamkeit besitzen. Wenigstens, wenn die Bekannt-

*) Eilfter Brief der Travels into France and Italy; in a Series of letters to a Lady.

kanntschaft nur kurz ist, so wird der letztere nichts von seiner Wissenschaft mittheilen; dahingegen jener edelmüthig genug seyn wird, im geringsten nichts zurückzuhalten. Ich habe einige Leute in England gekannt, welche lieber beständig stumm seyn, als gegen eine ganze Gesellschaft etwas vortragen wollten, welches ihrem besondern Charakter zuwider gewesen wäre. Ein solcher Charakter hat zwar viele Würde; aber bey der allgemeinen Gemüthsart der Franzosen kann man sich überhaupt keine Würde gedenken. Sie sagen: Vive la bagatelle, und ihre Handlungen kommen hiermit überein. Das plauderhafte Wesen dieser Nation ist zuweilen unangenehm, aber oft ist solches auch für einen Fremden sehr nützlich. Sie verbinden mit dieser Gesprächigkeit eine seltsame Neubegierde, welche daher entsteht, weil sie sich nicht mit sich selbst unterhalten können, und die dem Ruf, in welchem sie wegen ihrer guten Lebensart stehn, gänzlich widerspricht. Sie thun an einen Fremden alle möglichen Fragen, die ihn selbst, seine Famile, und seine Geschäffte betreffen; und verschweigen wiederum nichts, was ihre eignen Umstande angeht. Das Unglück ist, daß ich und die meisten Engländer unbekümmert sind, das Vergnügen wechselseitig zu machen. Ich bin oft in französischer Gesellschaft gewesen, welche die Beobachtung des Bruyere gerechtfertigt hat: Ils parlent un moment avant que de penser. (Sie reden ein wenig früher als sie denken.) Nur ein Franzose war dieses Gedankens fähig. Ich muß dieses als eine Entschuldigung hinzuthun, daß, wenn sie so lange warten wollen, bis Gedanken vor ihren Worten voran giengen, so würden die mehrsten von ihnen beständig stumm seyn. Um mich bey einer Nation, bey der ich mich eine Zeitlang zu verweilen gedenke, in einer guten Laune zu erhalten, kann ich nur zu einigen wenigen von meiner Bekanntschaft Zuflucht nehmen, bey welchen ich große Verdienste finde; oder ich muß ein gutes Buch in die Hand nehmen. Jetzt ergreife ich den Boileau: es scheint zwar, daß die Satyre ein schlechtes Hülfsmittel zu obigem Endzweck ist; aber hat man nicht oft gefunden, daß man von einer üblen Laune durch solche Leute befreyet wird, die eine noch schlimmere haben?

Amiens. R.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Montag, den 29ten Julius 1776.

Erneuertes Andenken der Erziehungs- und Schulanstalten Herzogs Ernsts des Frommen von Gotha, und besonders der dabey angenommenen Grundsätze.

Große Menschenfreunde unter den jetzigen Regenten, einsichtsvolle Rathgeber, bevollmächtigte Gesellschaften, denen die Verbesserung der Erziehung und öffentlichen Schulanstalten aufgetragen ist, Gelehrte, die aus eigenem Triebe ihre Einsichten und Gedanken davon mittheilen, und mit neuen Vorschlägen, Methoden und Lehrbüchern zu helfen wünschen, Männer, die ihre Güter und Zeit pädagogischen und philanthropinischen Anstalten aufopfern, arbeiten jetzt, obgleich auf verschiedenen Wegen und nach verschiedenen Grundsätzen, alle doch zu dem großen Zweck, durch Ausbesserung des Verstandes der Jugend, und Bildung ihres Herzens, das menschliche Geschlecht glücklicher zu machen. Es ist bewundernswürdig, wie dieser Eifer erwacht, und unläugbar macht er unsern Jahren Ehre. Wenn ich nicht irre, so muß es zu der Anfeurung desselben dienen, das Andenken vormals schon in dieser Absicht angewandter großer Bemühungen zu erneuren, und eine genauere Erkenntniß von den Grundsätzen, die dabey angenommen und befolgt sind, muß den Nutzen schaffen, daß das Scheinbare von dem Wahren, das Bewährte von dem was sich nicht erhalten kann, und das Gekünstelte von dem Natürlichen, sich leichter unterscheiden lasse. Ich wage einen Versuch dieser Art, der in diesem Betracht nicht überflüßig scheint, und wenn er auch die Erwartung in der Ausführung nicht erfüllen sollte, doch unsere Zeiten an ein Muster erinnert, das immer groß und nachahmungswürdig bleiben wird.

Es sind die unermüdeten Sorgen, die Ernst der Fromme, der Stammvater des jüngern Herzoglichen Sachsengothaischen Hauses, der erste also aus demselben, aber der dritte seines Namens unter den Meißnischen Marggrafen, wie ihn daher einige nennen, auf Verbesserung der Erziehungsart seiner Unterthanen, und Anrichtungen nützlich gefundener Schulanstalten, gewendet hat, es sind die Einrichtungen

und Anordnungen, die nach seinem Plan dazu gemacht, und die Grundsätze, nach welchen dabey gearbeitet worden, die ich, weil sie unbekannter werden, als sie verdienen, hervorzuziehen, ins Licht zu setzen, und unserer Zeit zur Prüfung vorzustellen wage. Ich habe mich, nach meiner Pflicht, mit denselben bekannt machen müssen, und habe es sorgfältig gethan, weil sie meine Bewunderung auf sich zogen. Nicht zufrieden nur die Kette von Arbeiten zu lernen, denen sich der große Fürst dabey unterzogen hat, bin ich auch bemüht gewesen, die innere Verbindung der getroffenen Einrichtungen einzusehen, und mir die rechte Vorstellung von dem ganzen didactischen Entwurf, und den Grundsätzen zu machen, die dabey befolgt worden sind. Die Gelegenheit, Originalaufsätze von den Vorschlägen, die dabey gethan worden, und den darüber angestellten Berathschlagungen, durchzugehn, ist mir auch günstig gewesen, mich genauer zu unterrichten, und ein angenehmes Licht zu erhalten. Vermuthlich ist in den Leipziger Sammlungen von ökonomischen Sachen, Th. 7. und 8. wo in verschiedenen Fortsetzungen die Ernestinische Regierung betrachtet ist, von dem, was ich anführen werde, vieles gesagt; denn ich habe sie nicht nachschlagen können. Wir haben aber wohl weder einerley Plan noch Leser, und endlich kann das Andenken eines solchen Fürsten nicht zu oft erneuert werden. Vielleicht ermuntere ich auch hierdurch Freunde dessen, was gründlich ist, das von E. M. Eyring lateinisch geschriebene Leben dieses Herzogs, oder dessen französischen Auszug von Ant. Teissier, wenn sie es nicht schon gethan haben, selbst zu lesen, und dies schon wäre ein wahrer Nutze von meiner Arbeit.

Der große Geist des Herzogs, der sich mir aus den gedachten Bemühungen entdeckte, und die unläugbare Seltenheit seiner Verdienste durch dieselben erinnerten mich auch natürlicherweise an dieses Muster der Fürsten, als ich vor einiger Zeit in dem 26ten Bande der allgem. deutschen Bibliothek S. 249. die Recension las, in welcher das Mietauische neue Gymnasium als ein Denkmal des Ruhms seines Durchlauchtigsten Stifters gepriesen wird, das besser als eine Bildsäule oder Lobrede sey, und zugleich die Hoffnung geäußert wird, daß noch einmal die Zeiten kommen möchten, da man die ernstliche Sorge für eine weise Einrichtung der Erziehungsanstalten nicht mehr zu den seltenen Regententugenden rechnen werde, so wie noch leider diese Tugend so etwas seltenes sey, daß man es jedem Fürsten sehr zum Ruhm anrechnen müßte, wenn er Sorgen dieser Art zu einer seiner wichtigsten Regierungsangelegenheiten machte. Da ich den hierin unüberwindlichen Eifer des glorwürdigsten Ernsts so gut kannte, so mußte ich nothwendig die Anwendung dabey machen, daß der fromme, weise, herzhafte, unverdrossene und dabey zum Erstaunen großmüthigste Fürst, sich also den erhabensten Ruhm erworben habe, daß er verdiene zu unserer Zeit erneuert

zu werden, und ein ſo unvergleichliches Muſter dazu beytragen müſſe, den regen Eifer unſerer Zeit noch mehr zu ermuntern.

Ich laſſe mich in keine ausführliche chronologiſche Erzählung der Anſtalten ein, die der Herzog zu der beſten Erziehung und Unterweiſung ſeiner Unterthanen, die ganze Zeit ſeiner 34jährigen Gothaiſchen Regierung hindurch zu treffen bemüht geweſen iſt, und noch weniger auf ein Verzeichniß aller darzu gehörigen Verordnungen, Anweiſungen, Erinnerungen, oder methodiſcher- und Lehrbücher. Der vornehmſten zu gedenken, wird ſich im Folgenden Gelegenheit finden, und mit Titeln meine Leſer zu beſchweren, finde ich unſchicklich. Nur das, was uns die Größe und Wichtigkeit des Erneſtiniſchen Entwurfs und ſeiner Ausführung entdeckt, was ein Licht über die Grundſätze deſſelben verbreiten, und uns überzeugen kann, wie ſehr ſeine Bemühungen noch immer unſere Aufmerkſamkeit und Hochachtung verdienen, will ich den Hauptpunkten nach berühren.

Schon von der Zeit an, da Ernſt noch in geſammten Namen zu Coburg regierte, hatte er den großen Plan vor Augen, alles, was er nur vermögend ſey, zu Verbeſſerung der Kirchen und Schulen, und alſo auch der Erziehung und Unterweiſung zu thun; ſchon während der gemeinſchaftlichen Regierung hatte er über 27000 Fl. dazu angewendet. Als aber, nach dem Theilungsvergleich mit ſeinen fürſtlichen Herren Brüdern, ihm das Fürſtenthum Gotha mit ſeinen Aemtern und Rechten zugefallen war, und der zufriedne Fürſt, nach dem kurzen Hoflager auf Tonneberg, 1641 ſeine Reſidenz auf dem Rathhauſe zu Gotha genommen hatte, (denn Friedenſtein ward erſt 1643 zu bauen angefangen) ſo nahm er die Ausführung ſeines großen Werks mit ſo viel Klugheit, Unerſchrockenheit und Freygebigkeit vor, daß ich ihn in Betracht der innern Stärke ſeines Geiſtes, keinem der großen Männer nachſetzen kann, die jemals ihre Länder aus der Verwilderung herausgeriſſen, umgeſchaffen und in neuen Flor und Wohlſtand geſetzt haben. So wie auch insgemein dieſe, um andere bilden zu lernen, ſich ſelbſt erſt bilden müſſen, wie ſie gewöhnlich ihre Einſichten erſt durch Verſuche gewinnen, aber eben dadurch, nach dem regen Triebe ihrer Seele ſich um andere verdient zu machen, den die Vorſehung ihnen gegeben hat, angefeuert werden, das zu erſetzen, was fehlt, das zu verbeſſern, was ſie hinderlich und ſchädlich gefunden haben: ſo finden wir es auch bey unſerm Fürſten. Er war in ſeiner Jugend, durch eine unſchickliche Lehrart, an dem Fortgang in Wiſſenſchaften gehindert worden, den er ſonſt gemacht haben würde; zur Unzeit und zum Schaden war er mit allerhand unnützen Sachen aus den ſogenannten Inſtrumentaldiſciplinen überladen, und, was ihm nützlich geweſen wäre, war übergangen worden. Nichts deſtoweniger verbeſſerte er in den folgenden Jahren die Fehler ſeiner Unterweiſung; ſo wie er einſah, daß

ihm Künste und Wissenschaften nothwendig und dienlich seyen, legte er sich auf dieselbē. Seine kriegerische Jugend, die sich Lorbern erwarb, that sich nicht nur in den ritterlichen Leibesübungen hervor; auch der Krieg führte ihn auf Wissenschaften und Künste. Er machte sich die Theile der angewandten Mathematik bekannt, die der gelehrte Soldat braucht. Die dabey gewonnenen mathematischen Begriffe leiteten ihn weiter auf andre Theile derselben, namentlich auf Optik und Astronomie, so wie ihn die Feuerwerkkunst in die Chymie hineinführte. In fremde Länder zu reisen hatten ihm die trübseligen Zeiten nicht verstattet, er urtheilte auch, wie es sich noch allezeit durch die Erfahrung bestätiget, für Prinzen und junge Herren von Stande, wenn sie nicht mit besonderer Sorgfalt geführt würden, brächten solche Reisen mehr Schaden als Nutzen, und zwar, außer der Gefahr für ihre Religion und Tugend, auch um deswillen, weil ihnen leicht das einheimische, und ihr Land selbst, über die Liebe zu dem auswärtigen, geringschätzig werde. Er bildete sich auch selbst besser aus, als durch Reisen geschehen kann. So bald er die Majorennität erlangt hatte, legte er sich, mit größtem Eifer, auf die Regierungskunst, nicht mit Speculationen, sondern mit gründlicher Erlernung alles dessen, was zum Regimentsgeschäffte gehört, und mit erstaunlichem Fleiße, auch absonderlich alles dasjenige sich bekannt zu machen, was zunächst die Angelegenheiten seines Hauses, und den besondern Zustand der Länder angieng, an deren Regierung er Theil nehmen sollte. Schon damals fieng er an, seinen Fürstenstaat, die originelle Grundlage zu dem Seckendorfischen, sich zu entwerfen; von allen dahin einschlagenden Theilen machte er sich aus den Acten und eingezogenen Nachrichten kurzgefaßte Auszüge mit Tabellen und Abrissen. Von allen Geschichten, Veränderungen und Verträgen seines Hauses und seiner Länder, von der Lage der letzten, von ihren Kräften und Mängeln, Nutzen und Beschwerungen, Gerechtigkeiten und Herrlichkeiten, erwarb er sich eine so genaue Erkenntniß, daß er sich schon im zwanzigsten Jahre, als er in Abwesenheit seiner Herren Brüder die Regierung des Fürstenthums Weimar führte, in der ersten Probe als einen vortrefflichen Regenten zeigte, so wie ein Lucull sich in seinen ersten Feldzügen schon als einen vortrefflichen Feldherrn gezeigt hat.

Auch bey allen nachmaligen Regierungssorgen setzte unser großer Herzog seine Studien fort, nicht mit einem Hang nur zu dem, was selten und schön ist, oder zu Befriedigung seiner Phantasien mit gelehrten Kleinigkeiten und unfruchtbaren Untersuchungen, bey denen gelehrte Regenten ihren Ländern oft unbrauchbarer seyn können, als ungelehrte, nein mit einer Begierde und Emsigkeit, die allezeit nur das Nöthige und Nutzbare vor Augen behielt. Weit aussehend im Ganzen, und scharfsichtig im Kleinen, suchte er vornemlich von denjenigen Erkenntnissen noch mehr

zu gewinnen, durch die er beurtheilen könnte, was in der Unterweiſung nöthig und nützlich ſey, und wie Wiſſenſchaften und Künſte leichter und brauchbarer zum gemeinen Beſten zu lehren ſtünden. Wenn man ſieht, wie weit er es darin gebracht habe, ſo ſollte man glauben, er hätte ſeine ganze Zeit in ſeinem Gemache darauf gewendet; wenn man aber lieſt, daß er nicht die geringſte Regierungsſorge dabey verabſäumt, in allem ſelbſt geſehen, ſelbſt regiert habe; daß er ſein Land aus allem Elend gezogen, darein es der Krieg geſtürzt hatte, und in den beſten Wohlſtand geſetzt; daß er überall in allen Rathsſtuben, ja im ganzen Lande gegenwärtig geweſen ſey: ſo muß man zum höchſten über ſeine Geſchäfftigkeit, und über die Mäßigkeit erſtaunen, durch die er ſich zu der erſten tüchtig erhielte. Sein Eifer und ſeine Klugheit führten ihn auch auf alle Mittel, ſeine großen Einſichten zu erweitern. Wem bekannt iſt, was Schreber im Leben Seckendorfs S. 28. von den Relationen anführt, die ihm Seckendorf wöchentlich von ſeiner Lectüre und andern Beobachtungen machen, und von der Auflöſung ſchwerer Fragen, und den Gutachten, die er ihm, als zur Uebung aufſetzen müſſen, der ſieht, daß der weiſe Fürſt, auf die Erweiterung ſeiner eigenen Erkenntniß, es auch da geſchicklich anzulegen gewußt, wo es ſchien, er wolle nur andere prüfen oder ermuntern. Durch ſolche Unverdroſſenheit gewann er auch noch viele Kenntniß der lateiniſchen Sprache, die damals Wiſſenſchaften zu lernen noch weit unentbehrlicher, als jetzo war; wo ihm aber dieſe doch nicht zureichte, das Weſentliche der Wiſſenſchaften, nach ſeiner Anlage, ſich bekannt zu machen, ſo ließ er ſich überſetzen, was er nicht völlig verſtand. Die Schärfe ſeines Verſtandes half ihm alſo auch, aller Hinderniſſe ungeachtet, zu einer ſo ausgebreiteten Einſicht von allem, was in der Gelehrſamkeit gemeinnützig iſt, als ſich bey Gelehrten, die alle Hülfsmittel in ihrer Gewalt haben, vielmals vergeblich ſuchen läßt. Sein Eifer für die Ehre Gottes, und das gemeine Beſte, die er dabey allein vor Augen hatte, ließen ihn keine Mühe ſcheuen. Wer dieſes überlegt, wird nicht ſagen können, daß Ernſt nur mit dem Strome gegangen, und der Methode gefolgt ſey, wenn er gleich, als ein Gelehrter weiß, mit was für Eifer, und zum Theil auch Blendwerk, Pädagogie und Didactik damals, ſo gut als jetzt, getrieben worden ſind. Eigener Trieb und Einſichten erweckten und leiteten unſern Herzog.

Er konnte alſo auch, mit eigenen Beobachtungen, angeben, worauf bey der Unterweiſung zu denken ſey, und bey den, in dieſer Abſicht angeſtellten Berathſchlagungen, ſelbſt beurtheilen, ob die Vorſchläge und angegebene Methoden glücklich gerathen ſeyn. Er wußte, was bey ſeiner Unterweiſung verſehen und verſäumt war; er beobachtete auch die ähnlichen Fehler, die in der gemeinen Erziehung und Unterweiſung begangen wurden, und konnte nicht ruhen, bis er glauben durfte, ſie zum Beſten ſeiner Unterthanen gehoben

ben zu haben. Sein Lebenslauf, wie er sich in der ihm aufgerichteten so genannten Ehrensäule, oder in seinen Epicedien findet, ist die vornehmste Urkunde, auf deren Zeugniß ich mich dieser Nachrichten wegen berufe, so wie er Eyringen zur Grundlage gedient hat; weniges habe ich besonders der Cyprianischen Consecratio Ernesti Pii zu danken.

Jenes öffentliche Denkmal sagt uns aber auch, das Hauptabsehen unsers Herzogs bey allem von ihm veranstalteten wissenschaftlichen Unterrichte, sey dahin gegangen, die sogenannten Instrumentaldisciplinen, so wie die Künste, zu einem wahren Nutzen des gemeinen Wohlwesens, und besserer Förderung der höhern Facultäten einzurichten; er habe oft bedauert, daß sich die wenigsten gelehrten Leute so weit herunter ließen, auf diesen Zweck arbeiten zu helfen; um sie mit seinem Exempel zu reizen, habe er sich nicht entzogen, auch die gar niedrigen und gemeinen Schulsachen sich bekannt zu machen, und den Untersuchungen der angegebenen Lehrarten beyzutreten.

Es fehlte nicht an ungleichen Urtheilen über eine solche Herablassung; aber Ernst hatte die Stärke großer Seelen, und, was ihr bester Grund ist, den Muth des Christen. Den Weg, von dem er überzeugt war, daß er zum gemeinē Besten führe, gieng er entschlossen und standhaft fort. Wahrhaftig ein Geist von der ersten Größe, den seine würdigen Beynamen des Frommen, des Bet-Ernsts, ja in den Augen keines Leichtdenkenden herunterseßen dürfen; dessen Aufmerksamkeit auf das Kleine bey dem Großen, das er dabey zum Augenmerk hatte, auch der Verläumdung allen Vorwurf des Pedantischen benimmt.

Seiner eigenen Unverdrossenheit war aber auch die Sorgfalt, die er, gelehrte und herzhafte Männer zu Ausführung seines Plans zu erhalten, und die großmüthige Freygebigkeit gleich, die er dabey bewies. Er fand sie auch, die er suchte, denn er hatte eine unvergleichliche Menschenkenntniß. Die Staatsmänner, womit nach gerade sein geheimer Rath und seine Rathsstuben, und die Theologen, womit zugleich sein Consistorium beseßt waren, können noch immer zu Mustern aufgestellt werden, so wie die eigentlichen Gelehrten, und die Vorsteher seiner Geistlichkeit vom niedern Range, rechtschaffen geschickte, redliche und unerschrockene Männer waren, die ihm bey seinen vortrefflichen Anstalten die besten und treuesten Dienste leisteten. In der Recension der stuffenmäßigen Einrichtung der niedern und höhern Landschulen der Chur-Bayerischen Lande, im 26ten Bande der allgem. Deutschen Bibliothek, wird darüber eine gegründete Freude bezeigt, daß der Herr geheimte Rath von Ickstädt, selbst am Geburtsfeste Sr. Churfürstl. Durchl. die Erziehung vielmehr, als etwas anders, zum Inhalt seiner feyerlichen Rede habe machen mögen; und mit Recht zu bemerken gegeben, wie bald viel gutes geschehen könne, wenn nicht nur Männer, die wie Braun denken, und

deren Beruf es vorzüglich iſt, ihre Nebenmenſchen zur Erkenntniß und Tugend anzuführen, mit Wärme die Verbeſſerungsanſtalten der Erziehung zu bewirken ſich beſtreben, ſondern auch die angeſehenſten Staatsbedienten daran arbeiten. Kann man nun wohl von den Erneſtiniſchen Bemühungen etwas geringeres, als das Beſte, was damals möglich war, erwarten, wenn man ſich an der Seite des einſehendſten und thätigſten Fürſten, dem ebenfalls kein Tag zu feyerlich für ſolche Geſchäffte war, wenn man ſich in ſeinem Cabinette, und als Vorſitzer in ſeinen hohen Rathsſtuben, Zacharias Prueſchenken von Linden, Georg Franzker, Wilhelm Schrödern, Veit Ludwigen von Seckendorf, und Balthaſarn von Gabikoven gedenkt, Männer von eben dem Rang unter den Gelehrten als unter den Staatsleuten; wenn man ſich ſeine Räthe, einen Friedrich Hortleder, Hieron. Bruckner, Hiob Ludolf, Avemañ, Avianus, Heydenreich, als Gehülfen oder Nachfolger derſelben, vorſtellt? Unter den hellſehenden Augen Herzog Ernſts, konnte auch keiner in den fürſtlichen Rathsſtuben ſich hervorthun, den nicht Wiſſenſchaft, Klugheit, Emſigkeit, Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit auszeichneten. Mit eben dem Recht verdienten ſeine Generalſuperintendenten Glaß, Gotter, Tribecher, und ſeine Hofprediger Brunkhorſt und Ludewig, ihre Stellen auf ihrer Bank. Unverdroſſen arbeiteten ſie für die großen Abſichten ihres Fürſten, denn ſie giengen zugleich auf den Zweck ihres Amtes, und der lag ihnen am Herzen.

Außer dieſen hatte unſer Herzog ſeinen Schulrath, ein ſeltener Charakter, der doch in dem Herrn Schulcommiſſionsrath Tangel auch nun wieder ſich erneuert hat. Sigismund Evenius war es, der von Regensburg gerufen ward, wo er Schulrector war, weil ihn ſeine didactiſche Geſchicklichkeit berühmt gemacht hatte: und die in ſeiner Schrift von 1630 geäußerten Gedanken: Von dem einzigen Nothwendigen in dem Schulunterricht, den Gedanken des Herzogs am nächſten kamen. Seine Verdienſte um das ſogenannte Weimariſche Bibelwerk ſind bekannt, und in J. G. Werthers Jubelſchrift 1736 beſtätigt worden. Die aber ſind nicht geringer, die er ſich um das von ſeinem Herrn auch glücklich zu Stand gebrachte Catecheriſche Informationswerk gemacht hat, worauf er, nach dem Miſſiv von 1634, wie der Kirche Gottes gründlich zu helfen ſey, unabläßig dachte, und das er ſeinem Herrn, von 1641 an, ohne widerwärtige Urtheile zu achten, mit Brunkhorſts und Glaſſens Beyſtande glücklich ausführen half, ſo wie er mit dem Rector Reyher an der Verbeſſerung der Schulanſtalten und eigentlichen Didactik, mit nicht geringerm Fortgang, arbeitete. Zu bedauren war es, daß der damalige Generalſuperintendent zu Weimar, Kromaier, Evenius und Brunkhorſts Freund nicht war, und deswegen den Beytritt des Weimariſchen Hauſes zu den Erneſtiniſchen

nischen Anstalten verhinderte. Entweder waltete eine Eifersucht dabey vor, weil die Kromaierischen ältern Schuleinrichtungen dabey zu leiden schienen, oder Brunkhorsts warmer Eifer für das thätige Christenthum, und Evenius Meynung von der Theologie der Unwiedergebornen, misfielen dem Weimarischen Theologen. Doch scheint es, nach den Nachrichten in der hierbey zu vergleichenden Zerbichischen Weimarischen Catechismus-Historie, S. 187. besonders, Kromaier würde seine Gedanken geändert haben, wenn er länger gelebt hätte. Die Denkungsart aber des Evenius und einige Lebensumstände von ihm kann man aus seinem 1681 wieder aufgelegten Spiegel der Verderbniß kennen lernen. Mit seinen Schullehrern am Gothaischen Gymnasio war der Herzog auch glücklich, besonders mit dem verdienten Rektore M. Andreas Reyhern, den seine *Margarita philosophica*, Nürnb. 1636 unserm Herzog, nach seinen Absichten, schon genug empfehlen mußte, seiner andern in Gotha diplomatica erzählten Schulbücher nicht zu gedenken. Es war den fürstlichen Entwürfen sehr günstig, daß er denselben, gleich beym Antritt seiner Gothaischen Regierung, an seine Landschule, so wie Glassen zum General-Superintendenten bekam, und in der That war Reyher eben so gut sein Schulrath, als sein gleichgesinnter Freund Evenius, obgleich ohne den Charakter. Auch Georg Heß, Reyhers Nachfolger, trat rühmlich in des Vorgängers Fußtapfen; doch geschah das in den letzten Jahren des Herzogs.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das alles, was ich angeführt habe, den Ernestinischen Anstalten zu vieler Empfehlung dient. Meine Absicht ist aber nicht, meine Leser zum voraus dafür einzunehmen, sondern sie hierdurch auf die Schlüsse zu leiten, die wir von dem Charakter der bey den Ernestinischen Verbesserungen der Erziehung und des Unterrichts gebrauchten Personen, und vornemlich von dem Charakter des Fürsten selbst, der von allem die Seele war, auf die Grundsätze machen müssen, die dabey angenommen und befolgt worden sind. In eben der Absicht muß ich auch gedenken, wie bey allen dahin gehörigen Anstalten zu Werk gegangen sey. Die Erziehungsart und die Schuleinrichtungen, die unter unsers Herzogs Autorität eingeführt sind, waren keine Einfälle eines oder zween speculativischer neuerungssüchtiger, oder gar schwärmerischer Köpfe. Auch die neuen Methoden des Comenius, Ratechius und Rau wurden, wie ich aus Acten beweisen könnte, dabey geprüft, und, was man im Großen brauchbar fand, ward angenommen, deswegen aber, weil er neu war und Aufsehen machte, fand kein Vorschlag Beyfall. Die Entwürfe wurden von solchen gemacht, die, wie man sagt, ihr Handwerk verstunden, und die sie prüften und bestätigten, waren, nach allen erforderlichen Eigenschaften, gültige Richter. Es ward wirklich nichts dabey angenommen, was nicht sorgfältigst untersucht war, und sich schon in Proben bestätigt hatte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Freytag, den 2ten August 1776.

Fortsetzung des Aufsatzes von den Erziehungs- und Schulanstalten Herzogs Ernsts des Frommen von Gotha und besonders den dabey angenommenen Grundsätzen.

Die Acten von den didactischen Berathschlagungen, davon ich ein Paar Bände durchzusehen Gelegenheit gehabt habe, entdecken die Art, wie verfahren sey. Im Namen des Herzogs wurden Propositionen, die das Unterweisungswerk betrafen, und nicht nur vom Evenius, sondern wohl oft vom Herzog selbst herkamen, zur Ueberlegung an Herzogl. Ober Consistorium gegeben, insgemein von diesem erst vorläufig untersucht, hernach Männern, die die Sache zu treiben hatten, anbefohlen, ihr Gutachten, zwar gemeinschaftlich, doch jeder insbesondere, schriftlich darüber zu geben. So wurden, in Sachen der allgemeinen Catechismusinformation und Dorfschulen, Superintendenten und Adjuncten mit zu Rath gezogen, auch wohl zu den Consistorialberathschlagungen und zu Synoden mit berufen; so mußten auf Propositionen, die den Unterricht in gelehrten Sprachen und den Anfangsgründen der Wissenschaften betrafen, Schulmänner zusammen treten, und zwar insgemein viere. Nächst dem Rector Reyher ist der vornehmste darunter, den ich am meisten in den Acten gefunden habe, der Arnstädtische Rector Andreas Stechanius, aus dessen didactischen Einsichten Herzog Ernst viel machte. Die Gutachten, die also von denen, die den Auftrag bekommen hatten, über die Propositionen gestellt waren, wurden an Herzogl. Ober-Consistorium zu fernerer Prüfung oder Vergleichung der Meinungen, wenn sie verschieden waren, und nachmaliger Berichtserstattung an den Regenten, oder auch unmittelbar an diesen überreicht, von ihm selbst noch einmal, mit Zuziehung Franckens, Brunkhorsts, Glassens, auch Reyhers, in seinem geheimen Rathe oder Cabinette, einzeln sorgfältig erwogen, und denn erst, wenn die Sache bewährt genug schien, die Einrichtung und die Vorschrift gemacht, die hernach unter Herzogl. Autorität publicirt wurde. Solche Ueberlegungen haben auch nicht allein das Allgemeine betroffen, sondern

sind, nach den Deliberationen, die ich eingesehen habe, sehr ins Genaue gegangen, z. E. in Bestimmung der Methode, Sprachen durch verschiedene Cursus zu lernen, die deutsche Grammatik Kindern beyzubringen, die philosophischen Anfangsgründe der Grammatik zu erklären, die lateinischen Schriftsteller am brauchbarsten zu tractiren, u. s. f. In den didactischen Einsichten, die sich hierin zeigen, ist viel Durchgedachtes, und das gewiß auch heut zu Tage nicht allen bekannt ist, die viel von Pädagogik reden. Die Anleitungen zu Künsten und Wissenschaften sind eben so sorgfältig überlegt, und, nach verglichenen schriftlichen Gutachten derer, die dabey gebraucht worden, ist erst ein Entwurf gemacht worden, nach welcher Methode sie, in Eintheilung auf die verschiedene Sprachcursus, möchten zu lehren stehen. Wo es thunlich war, z. E. mit den kleinen Lectionen der untersten und Dorfschulen, sind auch die Vorschläge erst probirt worden, und haben die Schuldiener ihre Berichte von dem Versuch erstatten, oder in Schulprüfungen die Probe ablegen müssen. Daher haben auch die Ernestinischen Schulanstalten sich nicht nur in den Schulen auf dem Lande, sondern auch in dem Flor des Gothaischen Gymnasii mit so vortrefflichem Fortgang gezeigt, und so lange bestehen können. Hingegen haben übereilte und unreife Vorschläge das Schicksal, daß sie bald wieder aus Achtung und Gebrauch kommen, so wie ich fürchte, daß es auch neuern methodischen und pädagogischen Entwürfen gehen werde. Weil aber doch gleichwohl ein Tag den andern lehrt, so nahm auch unser Herzog alle Verbesserungen an, die sich nach gerade entdeckten, und ruhte nicht, bis er sie zum gemeinen Besten in Ausübung brachte. Die Erinnerungspunkte, Erläuterungen und Zusätze zu den verordneten Methoden, die er nach gerade ausgehen lassen, sind Beweise davon, wiewohl im Hauptplan durch alle zusammen nichts geändert ist. Es waren gewiß auch die Gedanken seines Fürsten, dessen Hof- und Cammerrath er damals war, was Seckendorf im J. 1662, in der Vorrede zu der von ihm auf Befehl seines Herrn geschriebenen *Schola Latinitatis* bekennt, daß nach 22 Jahren, in welchen der Herzog alles gethan hatte, das Schulwesen auf einen guten Fuß zu setzen, dennoch der gewünschte Endzweck noch nicht erreicht sey. Wenn also der scharfsichtige, und von seinem Werke so wenig geblendete Fürst, das Feld der Wissenschaften in unsern Tagen übersehen, und eine Revision seiner nun theils mehr als hundertjährigen Einrichtungen des Erziehungs- und Schulwesens vornehmen könnte, so bin ich gewiß, er würde allen Zuwachs, den seitdem die Gelehrsamkeit, in Spracherkenntniß, Wissenschaften und Künsten, gewonnen hat, auch in dem Schulunterricht, so viel thunlich, genutzt wissen wollen, und alle Verbesserungen und Ergänzungen in den Lehrbüchern und in der Lehrart, die er bewährt fände, gut heißen

ßen und bestätigen, wenn sie nur in seinen großen Plan, durch Gottseligkeit, Tugend, gute Sitten, Wissenschaft und Geschicklichkeit, seine Unterthanen glücklich zu machen, beystimmig einschlügen. Aber diese Grundlage würde er behalten, und durch kein Blendwerk jüngerer Zeiten sich zu Verläugnung irgend eines seiner reiflichst geprüften Grundsätze verleiten lassen.

Unsere neue Pädagogik rechnet es sich zum Verdienst an, auch die **physische Erziehung** zu ihrem Augenmerk zu machen, die sonst insgemein übersehen sey. Eigentlich und besonders ist diese auch nicht in dem Ernestinischen Plane, doch aber auch nicht ganz aus der Acht gelassen. Auch aus dem Grunde, daß sie ihrer Gesundheit schade, wird die Jugend in der Ernestinischen **Schulmethode** Cap. 10. von Schuldigkeit der Kinder, für allerley Fehlern und Unarten gewarnt, vornemlich aber ist die nüchterne und mäßige Lebensart, die gewiß das Hauptstück bey der diätetischen Erziehung ist, auf das ernstlichste darin, so wie in den angehängten **nützlichen Hausregeln für den gemeinen Mann**, empfohlen. Wissenschaftlich aber, wie unsere heutigen Philosophen und Pädagogisten thun, nach der Spur, auf die sie schon Plutarch leiten können, und nach der Idee, die ihnen Locke beygebracht hat, die physische Erziehung zu behandeln, war zu der Zeit, da unser Fürst sein großes Werk trieb, ein ungewöhnlicher Gedanke, vielleicht auch damals nicht so nöthig als jetzo. Die Pflege der Kinder, und ihre erste Erziehung, war damals natürlicher, einfältiger und härter; viele Fehler, die Weichlichkeit und Ueppigkeit nachmals eingeführt haben, und die wieder auszurotten das Hauptwerk der neuen physischen Erziehung ist, waren damals unbekannt. Man glaubte auch, wer zu einer christlichen, mäßigen und vorsichtigen Lebensart erzogen sey, der werde schon weiter prüfen, was seinem Leibe gesund sey, und Aeltern, die sich selbst also gewöhnt hätten, würden Vorsichtigkeit anwenden, ihre Kinder vor dem zu verwahren, was ihrer Gesundheit schade und sie untüchtig zu Geschäfften mache. Man hatte vielleicht auch noch einen andern religiösen Gedanken dabey, und glaubte, die größte Kunst, die wir von Kindheit an zu lernen hätten, sey die Kunst selig zu sterben. Unser Fürst wollte wenigstens, daß die von ihm veranstaltete **Sterbekunst** ein Handbuch in den Häusern seiner Unterthanen und in seinen Schulen sey. Vielleicht fürchtete man, daß derjenige, der methodisch zu der Sorgfalt für sein Leben gewöhnt sey, sich um die Kunst zu sterben nicht leicht, und nicht ernstlich genug bekümmern werde. Ob diese Besorgniß Grund habe, mag die Erfahrung entscheiden. Ich bin nicht gemeynt, die Sorge der neuern Weltweisen für den Leib der Kinder und die Gesundheit der Erwachsenen zu tadeln. Sie ist wichtig für unsere Glückseligkeit, da unsere Seele das Werkzeug eines gesunden und brauchbaren Leibes nicht entbehren

kann, wenn unsere Wohlfahrt nicht in vielen Stücken darunter leiden soll. Ich machte mir nur den Einwurf, daß doch gleichwohl in dem Ernestinischen Erziehungsplan die physische nicht absonderlich in Betracht gezogen sey! Und der brachte mich auf diese Gedanken.

Desto größer aber ist die Sorgfalt, mit welcher unser Fürst die moralische und wissenschaftliche Erziehung seiner Unterthanen zu bewirken bemüht gewesen ist. Ich will die Grundsätze derselben, die sich offenbar ergeben, einzeln herausetzen, und wo es nöthig ist erläutern.

1) Der allgemeine Endzweck aller Arbeit, die an der Kindheit und an der Jugend geschieht, muß seyn, sie gottselig, wohlgesittet, und durch gemeinnützige Erkenntniß und Geschicklichkeit, in jedem Stande und in jeder Lebensart brauchbar zu machen.

Dieser Grundsatz legt sich in dem Unterricht, was etwa dem gemeinen Manne von geist- und weltlichen Landessachen zu wissen nöthig ist, der dem kurzen Unterrichte von natürlichen Dingen angehängt ist, §. 1. und in den eben dabey angefügten Nützlichen Hausregeln zu des gemeinen Mannes Nutzen §. 1., so wie aus der ganzen Anlage der Ernestinischen Didactik klar und deutlich zu Tage.

2) Die Bildung des Verstandes und Herzens in der Jugend erfordert also Erziehung und Unterweisung, beyde in engerm Verstande genommen. Die Erziehung muß sie zum Guten gewöhnen, bevor sie auch noch des eigentlichen Unterrichts fähig sind, und helfen, das, was sie nach gerade durch den Unterricht, von Religion, Sittenlehre und praktischen Vorschriften lernet, zu Grundsätzen machen, sie zu deren Befolgung anhalten, darin üben, und durch anhaltende Ausübung Fertigkeit zu bewirken suchen. Die Unterweisung aber muß ihnen die nöthigen Erkenntnisse auf eine faßliche, überzeugende und brauchbare Art beybringen.

Da die ersten acht Capittel der Schulmethode oder des Berichts vom Unterricht, die Vorschriften der Unterweisung enthalten, so handelt das neunte Capittel von Pflanz- und Uebung christlicher Zucht und Gottseligkeit, als einer Obliegenheit, die Schuldiener noch besonders hätten; das zehnte Capittel aber von der Pflicht der Kinder, schärft diesen ein, nicht nur zu wahrer Gottseligkeit, sondern auch zu allen guten Sitten sich zu gewöhnen, und das eilfte Capittel von Schuldigkeit der Schuldiener verpflichtet die letzten, die Kinder zu allem getreulich anzuhalten, was diesen nach vorgedachtem zehnten Capittel obliege, auch deswegen solches alle Quatember, befohlner maaßen, in der Schule zu verlesen, §. 12. und 13. Also sollten die Schuldiener nicht allein unterweisen, sondern auch erziehen. Weil sie aber die Kinder nur in den

Schul-

Schulstunden vor Augen haben, und unmöglich alles allein thun können, so belehrt das zwölfte Capittel, das jährlich in den Gothaischen Kirchen verlesen werden muß, auch die Aeltern von ihren Pflichten, die sie theils in Förderung des Schulunterrichts, theils in Absicht auf die Erziehung, zu beobachten haben. §. 9. 10. 13. Alles kömmt hier auf die gute Hauszucht mit Worten und guten Exempeln an. Es gehören aber auch die vernünftigen Regeln von der Art zu strafen, Capittel 2. §. 19. 20. hieher, die, wie mich deucht, die richtige Mittelstraße zwischen der Schärfe, die niederträchtig macht, und der Gelindigkeit halten, die Leichtsinn erzeugt. Ernst wollte die Kinder vornemlich in der Vermahnung zum Herrn, mit der verwahrenden und ermahnenden Zucht erzogen, bey nöthiger Schärfe nur die Ruthe in den Kinder- und Knabenschulen, bey Erwachsenen Geldstrafen und Einsperrung gebraucht haben, und das allzeit mit Mäßigung, und nie, wenn der Lehrer sich zornig fühle. Der Stock sollte bey Erwachsenen eine außerordentliche Bestrafung seyn, wo exemplarische Strafe nöthig wäre, und sich Ursachen fänden, noch nicht zu der Extremität der Ausstoßung zu schreiten. Ich kann nicht finden, daß die neuern Erziehungsarten, und die Zucht zu Hause und in Schulen, heutiges Tages weiser und nützlicher wären. Was ich hier aber historisch angeführt habe, beweisen auch die alten Schulgesetze des Gothaischen Gymnasii.

3) Die gute Erziehung, oder christliche Zucht, wie sie in den Ernestinischen Verordnungen heißt, beruht auf der wahren Gottseligkeit. Der Religionsunterricht, und die Anleitung zum wahren Christenthum, liegen schon Aeltern zu Hause ob, und sind dasjenige, was vom Anfang bis zum Schluß des Schulunterrichts, durch alle Classen hindurch, eifrig und ununterbrochen, aber auch mit immer mehrerer Aufklärung des Verstandes, Befestigung der Ueberzeugung, und Anführung zu der praktischen Anwendung, getrieben werden muß.

Dieses waren wahrhaftig die fürstlichen Gedanken unsers Herzogs. Er war von ganzem Herzen ein Christ, und war es aus Einsicht, Ueberzeugung und Erfahrung, weit von allem entfernt, was Fanatismus oder Schwärmerey heißen kann, eben so feind aber auch allen machiavellistischen Religionelarven. Er suchte nichts, als alle seine Unterthanen glücklich zu machen; so glücklich er sich also durch das Christenthum geworden zu seyn fühlte, so glücklich wünschte er sie auch dadurch zu sehen. Er brauchte dasselbe keinesweges zu einem Mittel, sein Ansehn zu erhalten und zu vergrößern, oder zu einem Zaum seiner Unterthanen; er hatte den größten Abscheu vor derjenigen Staatskunst, welche die Religion, politischer Vortheile wegen, nach ihren Absichten und menschlichem Gutdünken zu misbrauchen oder umzuschmelzen, sich nicht ent-

blödet. So urtheilt Eyring, und höchst richtig, von dem frommen Fürsten. Er war zwar überzeugt, Gottseligkeit und wahres Christenthum unter seinen Unterthanen wieder herzustellen und auszubreiten, sey das unfehlbarste Mittel dem Verfall der Sitten, der Nahrung und des Wohlstandes, die der langwierige Krieg verursacht hatte, wieder abzuhelfen, und hierdurch seine Unterthanen zufrieden, ordentlich und arbeitsam zu machen, werde dienen, die Ueberbleibsel des allgemeinen Elends zu mindern, und aufs künftige ihre Wohlfahrt zu befestigen; auch deswegen wurde es ihm eine landesväterliche Angelegenheit, sie wieder mit dem Worte Gottes bekannt zu machen, und zu Zucht und Sitten, so wie dasselbe sie erfordert, zu gewöhnen. Aber alles zeigt doch auch, daß er eben so eifrig ihre künftige Seligkeit, als die seinige, dabey gesucht habe. So wie ihm Tausende in ihrem Tode diesen seinen Eifer verdankt haben, so haben auch der Erfolg, und der Segen, der sich bald darauf in Strömen über sein Land ergossen hat, es augenscheinlich gezeigt, der fromme Fürst habe recht gehabt, und sich ein unsterbliches Verdienst damit gemacht, daß er, ohne sich an andere zu kehren, seiner Ueberzeugung und eignen Erfahrung standhaft hierbey gefolgt sey. Ein unseliges Verdienst, das sich diejenigen in unsern Tagen machen, die, nach ihrer Sprache, an unserer Glückseligkeit arbeiten, und doch nichts anders suchen, als uns mit unserm Christenthum, ja zum Theil mit aller praktischen Religion, Beruhigung, Zufriedenheit, wahre Tugend, und also unsere wahre Glückseligkeit zu rauben!

In den schon angeführten Hausregeln zu des gemeinen Mannes Nutzen wird gleich anfänglich vorausgesetzt, daß Gottesfurcht, fleißiges Gebet, und alle christliche Tugenden in einer jeden Haushaltung, bey Herren und Frauen, Kinder und Gesinde, erfordert, diese aber aus Gottes Wort, dem Catechismo und andern nützlichen Büchern erlernt würden. Der kluge Herzog war also gar nicht der Meynung, die in unsern Tagen Vertheidiger gefunden hat, daß man den Religionsunterricht, und von Gott hergenommene Vorstellungen, bis auf die Jahre, da der Verstand zu reifen anfange, bis auf die Jünglingsjahre, aussetzen sollte. Das heißt ihn auf die Zeit versparen, da er gerade die meisten und schwersten Hindernisse von dem Ungestüm der starkwerdenden Lüste, und den gehäufteren Reizungen der Sinnlichkeit findet, die gewiß auch alsdenn schon ihre Herrschaft sehr befestigt haben wird. Es ist doch wohl allzeit sicherer, den Damm schon gemacht haben, bevor der Strom durchreißt, als ihn alsdenn erst machen wollen. Unser Fürst blieb bey Pauli Regel: Ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn; Vorstellungen von zeitlichem Vortheil oder Schaden reichten ihm nicht zu, und eine Leitung durch bloße Ehrbegierde ist zu unsicher, als daß sie hätte seine Methode werden sollen. Das war bey ihm ausgemacht, die Grundlage einer guten Erziehung, wie wir sie, Gottlob! haben und geben

kön-

können, ſey ein vernünftiger Unterricht von den geoffenbarten Religionswahrheiten, und ein anhaltendes Bemühen, Chriſtenkinder auch bey Zeiten zu chriſtlichen Geſinnungen, Tugenden und Sitten zu gewöhnen, und ſie frühzeitig anzuführen, das geoffenbarte Wort Gottes zu ihrer Richtſchnur und Vorſchrift anzunehmen. Er ſah aber, daß wenn die chriſtliche Unterweiſung und Zucht in Schulen fruchten ſolle, auch die Aeltern, und denen zu Hauſe die Erziehung obliegt, mit beytreten, und wofern ſie das nicht im Stande wären, ſelbſt erſt mit allen dienlichen Anſtalten tüchtig dazu gemacht werden mußten. Das brachte ihn zu dem großen Unternehmen, alles, was in ſeinen Kräften ſey, zu thun, um ſeinen Unterthanen ſo viel Erkenntniß der geoffenbarten Religion, als nur immer auch der gemeine Mann faſſen kann, beyzubringen, und ein thätiges Chriſtenthum unter ihnen auszubreiten. Dieſen höchſt wohlthätigen Entwurf, wie ſchon gedacht, bearbeitete er mit Evenius, Brunkhorſten, Glaſſen und Reyhern, als er 1641 die Gothaiſche Landesregierung angetreten hatte. Es wurde ein vollſtändigerer Catechismus unter dem Titel: **Deutſches Leſebüchlein** gedruckt, weil das Leſen von den Gebeten darin angefangen, und damit zu den andern Stücken fortgegangen werden ſollte, um dadurch den Kindern vorläufig die Sachen bekannt zu machen; es wurde eine **General-Kirchen- und Schulenviſitation** beſchloſſen, und ungeachtet aller Hinderniſſe, die theils der noch daurende Krieg, theils widerwärtige Gemüther machten, herzhaft durchgeſetzt. Sie dauerte bis in das dritte Jahr, und da ſich bald großer Mangel der Erkenntniß und vielerley Fehler der Lehrer, Zuhörer und Lernenden, dabey entdeckten, wurde 1642, in der Oberconſiſtorialſtube, eine Synode von Conſiſtorialräthen, Superintendenten, Adjunkten und Pfarrern zuſammen berufen, das einzuführende catechetiſche Informationswerk, auch der Erwachſenen und Alten, in reiflichſte Ueberlegung zu ziehen; es wurde das obgedachte Leſebuch mit neuen Zuſätzen vermehrt, und die Methode ſie zu brauchen, vorgeſchrieben; es wurde ſchon 1642 der Anfang mit ſolcher Information gemacht, und das Werk von Zeit zu Zeit durch die beweglichſten und ernſtlichſten Verordnungen, und dienſame Anweiſungen für Pfarrer und Schuldiener, gefördert, und in kurzem glücklich zu Stande gebracht. Der fromme Herzog hätte gern dieſe Kirchenverbeſſerung zu einer gemeinſchaftlichen Sache der Evangeliſch-Lutheriſchen Fürſten gemacht, er fand aber, wie ſchon beyläufig berührt iſt, ſelbſt bey fürſtlichen Agnaten Hinderniſſe, und bey andern, anſtatt des gehofften Eingangs, noch wohl unglimpfliche Beurtheilungen. Er ließ ſich aber nicht wankend machen, ſondern ſetzte für ſich ſeinen Plan durch, hielt auch ſtreng darüber, und, nachdem er ſein Land alſo mit Erkenntniß des Herrn erfüllt hatte, ſo ſtrafte er alle, die er bey ſonſt gutem Verſtande unwiſſend in der Religion fand; weil er dieſe Nachläßigkeit für den allerunverantwortlichſten Ungehorſam hielt. So wenig er auch bey dieſem Werke die

Un-

Unwilligkeit anderer Regenten mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, die seichten Einwendungen die dagegen vorgebracht wurden, die Spöttereyen die er hören mußte, die Hindernisse, die ihm auch wohl Geistliche in den Weg legten, achtete, eben so wenig schreckten ihn die vielen und schweren Unkosten ab, die es ihm verursachte. Er veranstaltete ebenfalls, was dienlich war, das gemeinnützige Werk in seinem Gang zu erhalten. So wie er den Predigern selbst die beste Anleitung, es zu treiben, hatte geben lassen, so mußten sie auch von Zeit zu Zeit ihre Berichte davon erstatten, und wir werden sehen, daß er es an keiner Art der Aufsicht dabey fehlen lassen.

So suchte der christliche Fürst das Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheiten unter seinen Unterthanen auszubreiten, und die Aeltern sollten geschickt werden, ihren Kindern dazu beförderlich zu seyn, auch das, was sie also selbst immerfort trieben, diesen desto wichtiger machen, und desto mehr empfehlen. Es war ihm aber nicht allein um Religion im Verstande, sondern eigentlich um Religion im Herzen, und um Ausübung dessen zu thun, was den Glauben des Christen beweisen muß. Darum griff er nicht allein mit scharfen Mandaten die herrschenden Laster, z. E. das damals so gewöhnliche Voll- und Zusaufen, an, sondern drang auch durch die beweglichsten Vermahnungen an die Herzen seiner Unterthanen, z. E. die Anweisung zu christlicher Erbauung und heilsamen Aufnehmen guter Disciplin, Zucht und Ehrbarkeit, ja auch zur brüderlichen Vermahnung, durch das Sabbatsmandat, durch jährliche Verlesung des Capittels von der Pflicht der Aeltern, aus dem Schulmethodo. Er schärfte auch die Kirchenzucht, und verordnete bey allen Gemeinen Disciplininspectoren, denen er die beste Instruction gab. Aber wie er wußte, daß alles wahre Gute durch das göttliche Wort bey uns gewirkt wird, so ermahnte er seine Unterthanen angelegentlichst zu täglichen Uebungen der Andacht und im Worte Gottes, so suchte er, nicht nur durch sein großes Bibelwerk, sondern auch durch die Glassischen Summarien, und durch Ascetische Bücher, als die Sterbekunst, die Glassische Hauskirche, und eine große Menge anderer, die er veranstaltete, und mit unglaublichem Aufwande seinen Unterthanen ganz oder halb schenkte, ihre Hausandacht zu erwecken und zu befördern. Sie sind wohl meistens in der Gotha Diplomatica auch von Eyring S. 75. angeführt. Was ich aber von den catechetischen Schriften, die unser Ernst fertigen lassen, dem Informationswerke und den Anstalten zu Einführung christlicher Zucht gedacht habe, erläutert die Gothaische Catechismus-Historie, die der sel. Herr Oberhofprediger Bruckner seiner kurzen Einleitung in den Catechismum, Gotha 1754. 8. von S. 47. an beygefügt hat. Das meiste aber zum glücklichen Fortgang aller dieser Anstalten trug des Regenten eigenes Exempel bey, womit er seinen Unterthanen in dem allen, wozu er sie väterlich zu gewöhnen wünschte, in der Liebe zu Gottes Wort, in täglichen Andachtsübungen, und in Beweisung der Kraft seiner Religion bey allen Pflichten, die er als Christ, als Landesherr, als Vater u. s. f. hatte, mit der leutseligsten Demuth, vorleuchtete.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Montag, den 5ten August 1776.

Fortsetzung des Aufsatzes von den Erziehungs- und Schulanstalten Herzogs Ernsts des Frommen von Gotha und besonders den dabey angenommenen Grundsätzen.

So arbeitete Ernst dahin, daß Gottseligkeit und wahres Christenthum eine feste Grundlage, (und das ist sie allein) bey der Erziehung seiner Unterthanen werden möchte. Und so ist leicht zu urtheilen, daß er auch in den Schulen den praktischen Religionsunterricht, nicht nur in den ersten Jahren, sondern in dem ganzen Fortgang der Schulunterweisung, bis zum Schluß derselben zum Hauptgeschäffte werde gemacht haben. Auf das Wachsthum im Christenthum durch Vermehrung der Erkenntniß, und fernere Anführung zu der ausübenden Religion, welches man zu jener Zeit zusammen unter der Uebung der Gottesfurcht begriff, sollte auch, nach seinem Entwurf, in allen Stuffen der Schulunterweisung, verhältnißmäßig nach dem Anwachs der Fähigkeit, fortgearbeitet werden. Nichts ist auch nöthiger. Wie soll sich sonst der Jüngling gegen so viel Angriffe und Stürme erhalten, wenn er nicht in seiner Religion gut unterrichtet, und zu ihrer Ausübung rechtschaffen gewöhnt ist? Darin waren Abtheilungen und Vorschriften gemacht, damit der catechetische Unterricht nach denselben immer vollständiger, und mit mehr Uebung des Verstandes getrieben werden sollte, und auf den obersten Stuffen sollte sie auch, zu einer Vorbereitung auf den akademischen Vortrag, wissenschaftlicher getrieben werden, das aber auch in verhältnißmäßigen Stuffen, daher Glaß das Hutterische Compendium in Cursus abtheilte, und mit brauchbaren Noten versahe. Doch sollte auch bey der systematischeren Art des Unterrichts darin, auf die catechetische Grundlage gebauet werden, daher in der Vorrede zu der sogenannten Gothaischen Catechismusübung eine Anweisung gegeben ist, wo die Artikel christlicher Lehre nach den Locis theologicis, in dieser ziemlich weitläuftigen Catechismuserklärung zu finden seyn. Der Herzog hatte gewiß dabey den Gedanken, den man uns jetzt als etwas neues, und

als einen Vorzug philanthropinischer Anstalten ankündiget, nemlich die Seele durch die Religion zu veredeln: denn wie er den Religionsunterricht haben wollte, so sollte dadurch der Verstand aufgeklärt, und das Herz gebessert werden. Seine Verordnungen, z. E. das Ausschreiben von 1647, daß bey Treibung des kurzen Begriffs nicht so wohl auf die Worte, als auf den Verstand zu dringen sey, das sechste Capittel im Schulmethodo, von der Art und Weise den Verstand des Catechismi zu treiben, und die Vorrede zu der Catechismusübung, die wider das Auswendiglernen dieses Buchs ist, sind hinlängliche Beweise, daß der Herzog, bey der Religionsunterweisung, auch es darauf angelegt habe, den Verstand der Jugend aufzuhellen, ihn zum ordentlichen Denken anzuleiten, und zu gewöhnen, daß er Ueberzeugung suche. Es sollte ganz und gar nicht beym papageyenmäßigen Hersagen, ja es sollte nicht einmal bey der Theorie bleiben, sondern aller Religionsunterricht praktisch und zu Beförderung des thätigen Christenthums getrieben werden. Ich beziehe mich dieserhalb auf die Beweise, welche sich in den Ernestinischen Verordnungen, das Kirchen- und Schulwesen betreffend, die zu Gotha 1720 wieder aufgelegt sind, häufig zu Tage legen, und besonders auf das neunte Capittel der Schulmethode, von Pflanz- und Erhaltung der christlichen Zucht und Gottseligkeit. Eine gründliche Tugend wollte der Herzog durch diejenigen Bewegungsgründe, welche uns die heilige Schrift, und besonders die Versöhnungsgnade ans Herz legt, in den Seelen der Jungen und Alten gepflanzt wissen. Ja er wollte sie mit der Bibel also bekannt gemacht haben, daß sie durch die in derselben vorkommende Exempel nicht nur zu aller Gottseligkeit und Tugend gereizt, und von dem Gegentheil abgeschreckt würde, sondern auch Menschenkenntniß, Klugheit und Vorsichtigkeit daraus lernte, und gewiß aus keinem Buche können wir sie besser lernen, als aus diesem. Es ergiebt sich dieses aus der Einleitung in die schon angeführten Hausregeln für den gemeinen Mann, aus Evenius Bilderschule und christlichgottseligen Catechismusschule, und andern Büchern, die auch Ernst veranstaltete, um seine Unterthanen, und vornemlich die Schuljugend, mit den Geschichten der Bibel wohl bekannt zu machen. Ich weiß gewiß, daß durch diese Methoden, die Religion zu treiben, die Seelen veredelt werden. Wer auf diese Weise zum Christenthum angeführt wird, und den Unterricht annimmt, wird ja nothwendig vernünftig, gottselig, zufrieden, tugendhaft, gesittet und klug werden. Aber freylich muß hier alles in einander greifen, und ein jedes muß das Seine thun. Die Unterweisung in der Schule muß durch den Beytritt der Aeltern und ihre Hausandacht, die Schulzucht muß durch die gute Zucht zu Hause gefördert werden; der Schuldiener muß ein christlicher rechtschaffener Mann seyn, und außer

seiner Bibel, Catechismus und andern Schulbüchern, vornemlich die Ernestinischen Schulverordnungen recht studiren, damit er ihren Zweck einsehe, denselben immer vor Augen habe, und in Befolgung der vorgeschriebenen Methoden täglich fertiger werde. Dem Pfarrer muß das Werk ein Anliegen seyn, unverdrossen muß er seinem Schuldiener mit Rath und That an die Hand gehen. Die geistlichen Aufseher müssen auf alle Fehler scharfsichtig, und ihre Verbesserung zu bewirken, einsehend, ehrlich und herzhaft genug seyn. Mit gleichem Eifer muß das Informationswerk der Alten fortgesetzt werden, damit das bleibe und sich vermehre, was in der Schule gelernt und gepflanzt ist. Die christliche Zucht aufrecht zu erhalten, muß der Disciplininspector wachsam und seiner Pflicht getreu, der Pfarrer mit Vorsicht ernsthaft, das geistliche Untergericht sorgfältig, einträchtig und thätig seyn, und endlich die Oberaufsicht erforderlichen Beystand leisten, und alle und jede in ihrer Pflicht, Munterkeit und Gleise erhalten. Hier ist ein Uhrwerk, wo jedes Rad richtig in das andere greifen, und Triebfeder und Perpendikel alles in Bewegung erhalten müssen, das aber auch von Zeit zu Zeit aufgezogen und ausgeputzt werden muß. Ein weitläuftiger Entwurf! Aber was hat er auch für einen Umfang, und wie wichtig ist sein Endzweck? Es können leicht Fehler und Misbräuche dabey einschleichen! Davon ist aber keine gute Anstalt frey, und was ein übler Gebrauch verdirbt, kann dem Urheber nicht zur Last gelegt werden. Er ist sehr zusammengesetzt, und muß leicht ins Stecken gerathen! Ich gebe es zu, aber er ist dennoch natürlich, ungekünstelt und höchst vernünftig; und wo ist eine große Anlage, die nicht vieles erfordere, das beytrete und zusammen treffe? Man denke nur an Quintilians weitläuftige Anlage, den Redner zu bilden. Und kurz: der Erfolg hat gezeigt, daß hier alles möglich sey, alles in den erforderlichen Gang gebracht und darin erhalten werden könne. Ich erstaune, wenn ich besonders an jene Zeiten gedenke, über die Größe des Geistes, der solchen Entwurf machen können, und über die Stärke desselben, womit er ihn durchgesetzt hat. Aber vieles that sein Gebet dabey.

Woher aber nahm unser Herzog die guten Schulmeister in den untern und Dorfschulen? Auch dafür war gesorgt, ob das gleich nicht besonders in die Augen fällt. Nach seiner Anlage und nach seiner Freygebigkeit brauchte er keine besondern und kostbaren Anstalten, keine Seminaria oder Schulcassen; Mittel, die wir jetzt, und an vielen Orten, für große Wohlthaten zu erkennen, zu empfehlen, und zu befördern allerdings nöthig haben. Er ließ in seinen Schuleinrichtungen nicht allein vorschreiben, was tractirt werden sollte, sondern auch, wie es geschehen müsse, und alle seine Verordnungen vom Unterricht waren solche methodische Anweisungen. Wer sich über-

zeugen will, der durchlaufe nur die Ernestinischen Verordnungen das Kirchen- und Schulwesen betreffend. Es gehörte nur guter Wille und ein gesunder Menschenverstand dazu, so konnte der neue Schulmeister sich in kurzem selbst unterrichten. Er bekam aber auch seinen Anführer und beständigen Wegweiser. Ein jeder Gothaischer Landpfarr bekam die Vorschrift, seine Schule wöchentlich zweymal in der Absicht zu besuchen, daß er sehe, ob sich sein Schulmeister nach der Anweisung des Schulmethodus richte, daß er ihm dabey zurecht helfe, und besonders ihn anweise, den Verstand dessen, was die Kinder gelernt haben, catechetisch und praktisch zu treiben, (die Instruktion eines gemeinen Pfarrers, II. 2) Es ist auch nun im Gothaischen üblich, daß diejenigen, die Schulmeister zu werden gedenken, bey alten Schulmeistern in die Lehre gehen, und sich auch dabey in der vorgeschriebenen Lehrmethode unterweisen lassen. Glücklich, wenn sie an gute Meister kommen. Der aufmerksame Fürst führte auch immer ein Verzeichniß seiner Pfarrer und Schuldiener bey sich; ermunterte, die sich wohl verhielten, mit väterlicher Leutseligkeit und Belohnungen, ließ aber auch die andern, mit allerley Correctionen, seine Ungnade empfinden. Keiner, der nicht Geschicklichkeit und guten Willen hatte, durfte sich an die Schule wagen. Er versorgte auch die Lehrer, an größeren und kleineren Schulen, mit einem Gehalt der damals zureichend, ja wohl reichlich war, und wandte ungemein viel von seinem eigenen fürstlichen Einkommen darauf. Es konnten auch damals Cantorate und Schuldienste, auf dem Lande selbst, von solchen, die fein studirt hatten, angenommen werden, weil sie, bey Treue und Wohlverhalten, auf Beförderungen ins Predigtamt sicher rechnen konnten, und man angesehene Pfarrern und Superintendenten fand, die erst an kleinen Schulen gedient hatten.

Es wird nun in dem angegebenen dritten Grundsatze der Ernestinischen Pädagogie nichts mehr übrig seyn, was nicht erläutert und bewiesen wäre. Ich hoffe, bey aller Weitläuftigkeit, nichts beygebracht zu haben, was nicht zur Sache gehörte, oder ein Licht gab. Sollte ich nicht also auch eine Anmerkung beyfügen dürfen, welche den, nach besagtem Grundsatze bestens gesuchten Religionsunterricht in den Schulen betrifft? Sie betrifft doch die Befolgung und das Werk selbst. Die darüber urtheilen, vermissen eine kurze Anleitung zu der Erkenntniß Gottes aus der Natur, und den daher sich ergebenden ersten Gründen der Religion. Dieses zu ergänzen, war wohl des seligen Herrn Ober-Hofprediger Brückners Absicht bey seiner schon angeführten Einleitung in den Catechismum auch aus der natürlichen Religion. Die Sache fehlte wohl nicht, wo, nach den Ernestinischen Vorschriften, ein guter Lehrer den Verstand des Catechismi rechtschaffen trieb. Der konnte unmöglich den Ersten Artikel

recht

recht erklären, ohne zu zeigen, wie die Gottheit, ihr unſichtbares Weſen, und ihre ewige Kraft, aus den Werken der Schöpfung und Regierung der Welt erkannt werde, und die erſte Frage S. 82. der Gothaiſchen Catechismusübung zeigt ſattſam, daß die Kinder auch auf das natürliche Erkenntniß Gottes geführt werden ſollen. Aber heut zu Tage wäre es freylich gut, einen methodiſchern, obgleich kurzen Unterricht davon zu geben. So erinnern andere, die bibliſche Geſchichte, und ein kurzer Auszug der Kirchenhiſtorie, hätte mit unter die eigentlichen Lectionen geſetzt werden ſollen. An Büchern, woraus auch der gemeine Mann das nöthigſte hiervon lernen konnte, hatte es der einſehende Herzog nicht fehlen laſſen. Er hatte eine bibliſche Hiſtorie, die nun ſich rar macht, auch noch 1661 einen Deutſchen Auszug der Kirchengeſchichte veranſtaltet, und in der Vorrede dieſes letzten heißt es klar: Auf reife Berathſchlagungen ſey für gut befunden worden, daß in unſerer deutſchen Mutterſprache zu Behuf derjenigen, welche die höhern Studien nicht fortſetzen können, dennoch ihren Verſtand üben, und zu nützlichen Aemtern ſich einſten gebrauchen laſſen wollen, allerhand Unterricht in unterſchiedlichen Dingen, zu Förderung wahrer Gottſeligkeit, und Beybringung einer und anderer in allen Ständen erſprießlicher Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeiten abgefaßt und in Druck befördert werden möchten; und ſey darauf ein Anfang mit dieſer deutſchen kurzbegriffenen Kirchenhiſtorie, in Gottes Namen, gemacht worden. In dem Erneſtiniſchen Plan war alſo auch hier keine Lücke; und durch das fleißige Bibelleſen in Schulen und zu Hauſe, unter Anleitung guter Schulmeiſter und Aeltern, war voraus geſetzt, daß die bibliſche Geſchichte werde bekannt werden. Aber, nach unſerer Zeit zu urtheilen, möchte wohl hierbey auf Lehrer, Aeltern und Privatfleiß zu viel gerechnet ſeyn. — Ich habe auch angemerkt, daß an der Methode der Gothaiſchen Schulen ausgeſetzt werden wollen, daß der Catechismus, der den Namen des Leſebüchleins führt, zu vielerley abgeſonderte Stücke hat, und die Materien nicht an Einem Orte beyſammen ſtehen. Auch dieſen Mangel wußten der Herzog und ſeine Werkzeuge bey der Einrichtung des Schulweſens; die alten 6 Hauptſtücke aber, die man, ohne den gemeinen Mann zu verwirren, nicht abſchaffen konnte, wiewohl auch dieſes in Ueberlegung gekommen war, dieſe waren daran Urſach. Dieſe zu ergänzen und zu erläutern, kamen nachgerade der kurze Begriff, die Lehrpunkten u. ſ. f. hinzu. Den Schuldienern ward aber auch im ſechſten Capittel der Schulmethode, Anweiſung gegeben, wie ſie bey der Erklärung alles an ſeinem Orte zuſammen bringen ſollten; und weil ſich doch dabey viele nicht mochten zu helfen wiſſen, ſo mußte der Hofprediger Jer. Balth. Ludewig, die chriſtliche Catechismusübung ſchreiben, die 1670 zu Gotha heraus kam. Die Abſicht war, nach der Vor-

rede, nicht der Jugend noch mehr Last mit Auswendiglernen aufzubürden, sondern Anweisung zu geben, wie das Zerstreuete von den Materien schicklich mit einander zu verbinden sey. So wäre auch diesem Mangel abgeholfen gewesen, und hätten die Schulkinder, nach den Jahren, die sie im Gothaischen in die Schule gehen, und der vorgeschriebenen höchst genauen Abtheilung aller Lectionen, nicht zu viel zu lernen, und die Schuldiener Zeit und Anweisung genug gehabt, den Catechismum rechtschaffen zu erklären, und praktisch zu treiben. Eingeschlichene Fehler, die der Absicht und Anordnung zuwider sind, können den Anstalten, wie schon gedacht, nicht zur Last gelegt werden; unterdessen wäre wohl zu wünschen, daß die Catechismusübung, da sie nun auch meistens auswendig gelernt wird, zum einigen catechetischen Lehrbuche möchte eingerichtet und gemacht werden, weil dadurch viel Zeit zu gewinnen stünde, die auf das Catechisiren könnte und müßte angewendet werden.

4) Außer dem Unterrichte in der Religion, der mit der Erziehung verbunden seyn muß, sind die Kinder in den Dorfschulen und niedrigen Stadtschulen, in alle dem zu unterweisen, was dem gemeinen Bürger und Landmann, zu Förderung seiner zeitlichen Wohlfahrt, und beyden Geschlechtern in allen Ständen, zu guter Einrichtung ihres Hauswesens, und geschickterer Erfüllung ihrer Pflichten, allgemein nöthig und dienlich, auch ihnen zu christlicher Aufmunterung beförderlich ist. Der Anfang und Fortgang in solcher Unterweisung muß nach den Classen und Ordnungen, die nach dem Zunehmen im Catechismo gemacht sind, verhältnißmäßig bestimmt und eingetheilt seyn; alles aber muß zweckmäßig und so getrieben werden, daß der Grund gut gelegt werde, und auch diejenigen einmal darauf bauen können, die studiren wollen.

Herzog Ernst wollte also, daß alle seine Unterthanen Deutsch lesen, schreiben, rechnen, auch etwas von natürlichen Dingen, und das Gemeinnützige von mathematischen Wissenschaften lernen, imgleichen von geistlichen und weltlichen Landsachen einen allgemeinen Begriff bekommen, und zur Klugheit in ihrem Stande durch nützliche Hausregeln unterwiesen werden sollten. Auch die Bibel, wollte er zu der letzten Absicht, als ein Exempelbuch gebraucht wissen, so wie sie, in der That, alle Stände, durch ihre Beyspiele, zu der christlichen Klugheit unterweiset, und, wie ich glaube, bestimmter und nachdrücklicher, als es die Exempel uns bekannter Personen thun. Doch hiervon werde ich schon etwas gedacht haben, was aber die andern vorher genannten Stücke betrift, so ist aus dem Schulmethodo, und dem Unterricht von natürlichen Dingen, und den übrigen drey Anweisungen bey demselben, klar, daß zu dem allen auch die gemeinsten Gothaischen

thaiſchen Unterthanen haben unterwieſen werden ſollen. Zu chriſtlicher Aufmunterung wollte der weiſe Fürſt, der keine Kopfhänger haben wollte, die Muſik getrieben wiſſen; eben ſo ernſtlich verbot er aber auch ihren Misbrauch zur Ueppigkeit. Vornemlich ſollte die eingeführte Befleißigung auf dieſelbe dienen, die Geſchicklichkeit im Choralſingen zu befördern. S. den Unterricht von etlichen nützlichen Wiſſenſchaften. §. 2. Zu dem allen, was hier Schuldiener zu treiben haben, giebt ihnen auch der Bericht vom Schulunterricht, oder Schulmethodus die genaueſte Anweiſung, die ich oft, zum Exempel bey der Anführung zum Leſen und Schreiben, habe bewundern müſſen. Eine Anleitung zu einiger geographiſchen Kenntniß, auch einige Anweiſung einen deutſchen Aufſatz zu machen, ſtünde außer dem, was angeführter maaßen getrieben werden ſoll, noch etwa zu wünſchen, vornemlich in kleinen Stadtſchulen; wenn aber ein geſchickter Lehrer die Anweiſung zum Leſen des geſchriebenen, ja ſelbſt des gedruckten, nach der Vorſchrift, Cap. 4. §. 7. u. f. mit gutem Willen und Verſtande treiben würde, ſo könnte das zu einiger Anleitung dienen, einen Brief, und was ſonſt im gemeinen Leben vorkömmt, zu ſchreiben. Es ergiebt ſich auch ſattſam, daß dieſes die Abſicht bey jener Vorſchrift, mit geweſen ſey. Der Unterricht von natürlichen Dingen würde unſtreitig zu unſerer Zeit richtiger und brauchbarer geſchrieben ſeyn, und es wäre zu wünſchen, daß es noch geſchähe. Man muß ihn aber nach der Zeit beurtheilen, da er gefertiget iſt, und daher, weil der Plan des großen Herzogs noch nicht in aller Vollkommenheit ausgeführt werden können, ja nicht nachtheilig von ſeinen Einſichten und Abſichten urtheilen. Das iſt gewiß, daß ſeine Unterthanen, auch die geringſten unter ihnen, eine Unterweiſung bekamen, dergleichen ſich kein ander Land zu erfreuen hatte.

5) In den Lehrmethoden muß nichts gekünſteltes ſeyn, und die Schulanſtalten müſſen ſo getroffen werden, daß ſie nicht nur für Kinder und Jünglinge von gewiſſem Stande, ſondern für alle brauchbar ſeyen, was ſie auch für Geburt und Glücksumſtände haben mögen.

Ich habe ſchon gedacht, daß bey den Erneſtiniſchen Berathſchlagungen wegen der Schulverbeſſerung auch die neuen Methoden, die damals Aufſehen machten, geprüft ſeyen. Nur das aber fand Beyfall, was man natürlich, einfach, leicht, allzeit thunlich, auch ſowohl der wachſenden Fähigkeit der Jugend, als ihren guten und böſen Neigungen, gemäß fand. Daher hat auch die Erneſtiniſche Didactik ihre ſo lange bewährte Brauchbarkeit erhalten; daher ſind auf dem Gymnaſio zu Gotha ſo viel fromme, gelehrte und geſchickte Bürger, und ſo viel Männer gebildet worden, die ſich auch um die Wohlfahrt anderer Länder

der höchst verdient gemacht haben. Das kann man bey solchen Anstalten nicht hoffen, die nur für wenig Lehrlinge brauchbar sind, und noch weniger von solchen Erziehungsprojecten, welche die Neigung zum Sonderbaren verrathen, eine Kraft der Seele über die andere übersehen, die versprechen, was sie nicht leisten können, die Kinder als Erwachsene behandeln wollen, oder auf andere Weise der Natur zuwiderlaufen, und das Gründliche verfehlen. Unser Herzog fand oft im geringsten Stande die fähigsten Köpfe, und er hat viele dergleichen aus ihrer Dunkelheit hervorgezogen. Daher befahl er den Pfarrern und Aufsehern der Geistlichkeit, sie zu bemerken und höhern Orts anzuzeigen. Für diese sollten seine Stipendien und fürstlichen milden Stiftungen seyn, und also wurden auch seine Schulanstalten so getroffen, daß Arme und Reiche mit gleichem Nutzen Theil daran nehmen konnten.

6) Es muß eine Kette unter den Schulen seyn. Wo die Dorfschulen aufhören, da muß in den kleinen Stadtschulen, die wir Trivialschulen nennen, fortgefahren werden, und diese müssen zum Gymnasio vorbereiten. Alles muß in einander passen, im ganzen Lande muß einerley Methode seyn. Der Lehrling aus der Dorfschule muß bis zu einer gewissen Classe der Trivialschule, und der aus dieser kömmt, bis zu einer gewissen Classe des Gymnasii tüchtig gemacht seyn, oder doch tüchtig haben werden können. Auf die Grundlage in der niedrigeren Schule muß allzeit in der höheren fortgebauet werden können.

Wie hier die Classen und Ordnungen, nach der Schulmethode, sich im Gothaischen auf einander beziehen sollen, würde zu speciell werden, herauszusetzen. Der Plan war unverbesserlich, wenn nur nicht nach gerade die Ausführung und Befolgung manchen Abfall gelitten hätte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Freytag, den 9ten August 1776.

Schluß des Aufsatzes von den Erziehungs- und Schulanstalten Herzogs Ernsts des Frommen von Gotha, und besonders den dabey angenommenen Grundsätzen.

7) In den untersten Stadt- schulen und Dorfschulen bleibt der Catechismus der Maaßstab der Classen und Ordnungen; in Trivialschulen wird es die dazu gekommene Latinität, und nach dem Zunehmen in derselben, und ferner denn auch in den andern beyden gelehrten Sprachen werden die Stuffen im Gymnasio bestimmt, und die Cursus eingetheilt.

Auch vielen, die nicht studiren wollen, ist es gut, einige Kenntniß vom Latein zu haben, und so viel als solchen nöthig ist, sollten sie in Trivialschulen lernen können. Zum Studiren aufgeweckte oder bestimmte Köpfe sollten aber auch da die Gründe der Latinität so fassen können, daß sie, wie gesagt, auf dem Gymnasio fortkommen möchten. Weil die lateinische Sprache allezeit die gelehrte Sprache bleibt, und die Gelehrten der Nationen mit einander verbindet, weil die alten Schriftsteller in derselben die Muster des Richtigen und Schönen sind, und selbst durch die Bekanntschaft mit ihnen viel Realwissenschaft gewonnen wird, so ist das wohl nicht zu hoch von ihrer Nothwendigkeit geurtheilt, daß man das Zunehmen darin zum Maaßstab annimmt, Classen und Cursus darnach abzutheilen. Weil uns auch die griechische und hebräische Sprache zu den Quellen der Religion und der menschlichen Wissenschaften führen, so verdienen sie auch den Betracht, der auf sie genommen ist.

8) Was von Realdisciplinen dabey getrieben wird, muß anfangs wenig und leicht seyn; so wie aber die Fähigkeit der Lehrlinge wächst, und die Anfangsgründe gelegt sind, müssen die Disciplinen immer vollständiger, aber ohne Mikrologie, getrieben, und eine nach der andern hinzugethan werden, so daß endlich der Candidat der Akademie von

allem einen Vorschmack, und Bereitung auf seine Facultät genommen haben muß.

Daß dieses ein Grundsatz, und ein weit greifender Grundsatz der Ernestinischen Didactik gewesen sey, wird sich bald aus dem Entwurf derselben ergeben.

9) Dieses alles zu erhalten, muß ein vollständiger und gut umgränzter Plan der Erziehung und des Unterrichts in Schulen, entworfen; so wie der Hauptunterschied der künftigen Lebensart und Stände es erfordert, muß ein Unterschied der Schulen gemacht, und einer jeden das ihrige angewiesen werden, und zwar so, wie es successive vorzunehmen ist. Die Classen, Ordnungen, oder Cursus, müssen wieder ihre genauen Abtheilungen bekommen. Wo die niedrigeren aufgehört haben, da müssen die höheren fortfahren, und hinzuthun, was nun am nöthigsten wird. Alles muß genau auf Zeit und Stunden abgetheilt, und zu allem muß die bewährteste Lehrart angegeben werden. Die Einrichtungen und Vorschriften dazu müssen nach sehr sorgfältigen Prüfungen und angestellten Proben gemacht werden, auch so, wie sich nachgerade etwas besseres entdeckt, muß dieses angenommen werden, damit das Werk immer mehr Vollkommenheit gewinne.

Hier habe ich vieles zusammen gefaßt, und zugleich recapitulirt, was schon dargethan ist. Ich glaube also keinen Beweis mehr schuldig zu seyn, daß der Ernestinische Schulplan von solchem Umfang gewesen, so einsichtsvoll angelegt, so sorgfältig bearbeitet sey. Aber ich mußte ihn noch einmal im Ganzen vorlegen. Nun theile ich den speciellen Entwurf derselben mit, den ich in Acten gefunden habe.

Dieser ist, vermuthlich von Evenius oder Reyhern, als ein Stammbaum gefertiget, und lateinisch aufgesetzt. Die Unterschrift lautet: Des Durchlauchtigsten Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Ernsts, Herzogs zu Sachsen, Jülich, Cleve und Bergen allgemeiner Schulordnung Abriß, in Dero Fürstl. Gymnasio zu Gotha, Stadt- und Dorfschulen 1644. Ich lege ihn übersetzt vor, wie er unten am Stammbaum anfängt, doch mit einigen Erläuterungen.

1) Von der allgemeinen Didactik.

Der Endzweck derselben ist die zeitliche und ewige Wohlfahrt aller Menschen; das Subject sind alle Menschen; die Mittel werden in der Didactik gezeigt.

2) Die didactische Grundlegung.

Diese hat zum Endzweck: a) Unterweisung zur Gottesfurcht, nach dem ersten Cursu; b) Deutsch Lesen, Schreiben und Choralsingen. Das Subject sind alle kleine Kinder, Knaben und Mägdlein, vom fünften

Jahre

Jahre an; die Mittel lehrt die Didactik.

3) Die specielle Didactik.

Diese hat 4 Stuffen, (gradus.)

Bey der ersten oder untersten Stuffe ist der Endzweck, aus den Knaben gute Ackerleute, geschickte und fleißige Handwerker und Handarbeiter, gute Unterthanen, ordentliche Hausväter, und treue Bediente und Knechte; aus den Mägdlein aber ehrbare Hausfrauen, fleißige Hauswirthinnen, gute Ehefrauen, fromme Mütter, getreue Aufwärterinnen und Mägde zu bilden.

Bey der andern Stuffe ist der Endzweck, rechtschaffene und geschickte Bürger vom Mittelstande (die nicht eigentlich Gelehrte werden, und von gelehrter Cultur doch etwas haben wollen) zu unterrichten.

Die dritte und vierte oder oberste Stuffe, ist für diejenigen, die Gottesgelehrte, Rechtsgelehrte, gute Magistratspersonen, gelehrte Männer für Canzeleyen, gründliche Aerzte, Philosophen, Schullehrer und Tonkünstler zu werden gedenken; (die wenigstens zu ihren künftigen Berufsgeschäfften eine gewisse Art wissenschaftlicher Gelehrsamkeit brauchen, wenn sie auch schon als Gelehrte in Schriften und auf der Catheder sich zu zeigen nicht gedenken.)

Auf der untern Stuffe der speciellen Didactik, geht die Unterweisung auf Uebung der Gottesfurcht (practischen Religionsunterricht) durch den Catechismum, wie auch, in Trivial- und den niedrigeren Schulen des Gymnasii, auf einigen Anfang in der Latinität, mit Decliniren, Conjugiren und den Stammworten.

Auf der zwoten Stuffe wird auf die Uebung der Gottesfurcht, durch einen zweyten catechetischen Curs, oder weitere Erklärung des Catechismi; ingleichen auf verhältnißmäßigen ferneren Unterricht in der Latinität, auch auf einige Grundlage vom Griechischen, desgleichen auf Erlernung des Rechnens und der Musik gearbeitet.

Auf der dritten wird die Uebung der Gottesfurcht durch einen dritten (etwas wissenschaftlichern) catechetischen Curs fortgesetzt, die zierlichere Latinität allmählig bekannt gemacht, im Griechischen fortgefahren, und das Hebräische lesen beygebracht. Ferner wird die Uebung in der Arithmetik und Musik fortgesetzt, auch von logischen und rhetorischen Erklärungen das vornehmste hinzugefügt.

Auf der vierten und obersten Stuffe sollte ferner die Uebung der Gottesfurcht nach den Locis theologicis (dem Hutterischen Compendio, weil dieses mit den symbolischen Büchern vorzüglich bekannt macht) getrieben, die Jugend lateinisch und Griechisch, in gebundener und ungebundener Schreibart, sich richtig und fein ausdrücken lernen, das Hebräische fortgesetzt, Rhetorik und Logik in stets währender Anwendung, geübt werden; auch von den drey obern Facultäten, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin, denen, die bald abgehen sollen, die erste Grunderkenntniß beygebracht werden.

Ich finde, daß dieser Plan noch 1668 von Rector Reyhern zum Grunde gelegt worden, obgleich unterdessen in den Abtheilungen der Lectionen für jeden Curs, und im Speciellen, an der Lehrart, unterschiedlich gebessert worden ist.

Am beträchtlichsten darunter ist die Abtheilung, die Herzog Ernst von dem obersten Curs machte. Es war für Eine Classe zu viel darin, und seine Absichten auf mehrere Vorbereitung der Candidaten der Akademie durch philosophische Disciplinen und Realwissenschaften, wollten sich durch die erste Classe des Gymnasii, die ihren Namen behielte, nicht erreichen lassen. Er wollte auf seinem Gymnasio noch mehr Historie, Politik, Ethik, Physik und Mathematik getrieben haben. Dieserwegen ward im Jahr 1645 noch eine Classe aufgerichtet, welche die Selecte oder anfänglich auch die Hofclasse hieß, weil der Herzog anfänglich ein Zimmer auf seinem Schlosse zum Hörsaal hergab. In dieser Classe hatte unter andern der berühmte Martin Hanke von 1658 bis 1661 die meisten angeführten Wissenschaften gelehrt. Solchergestalt kam in der That der fünfte Curs noch hinzu. Eben diese seine großen Einsichten trieben ihn auch darauf zu denken, wie dem gemeinen Manne die ihm nützliche Realerkenntniß hinlänglich beyzubringen sey. Daher ließ er den kurzen Unterricht von natürlichen Dingen, dessen ich bey dem vierten Grundsatze gedacht habe, verfertigen, und führte ihn auch in die deutschen Schulen ein. Es findet sich auch bey demselben ein Unterricht von etlichen nützlichen Wissenschaften, (vornemlich von der Meßkunst) von geist- und weltlichen Landsachen, und von etlichen Hausregeln. Eben diesem Eifer des Herzogs, der Jugend frühzeitig Erkenntniß von nützlichen Realien beyzubringen, der nicht abließ, so lange er lebte, haben wir auch das, nach damaliger Zeit vortreffliche Werk des großen Polyhistors V. L. von Seckendorf zu danken, welches er, wie Schreber erweist, auf Herzoglichen Befehl geschrieben hat. Der Titel ist: *Schola Latinitatis ad copiam verborum & notitiam rerum comparandam, tum & ad lectionem auctorum classicorum majori cum successu instituendam, usui pædagogico in Ducatu Gothano accommodata, & edita jussu Serenissimi Ducis Saxoniæ Ernesti, Gothæ* 1662. Es ist Schade, daß dieses ungemein nützliche Buch durch seinen Titel leidet, und, nach der heutigen Art zu denken, oft nur für ein schlechtes Schulbuch angesehen wird, weil es Schule der Latinität heißt. Es enthält aber in seinen vier Theilen, dem theologischen, ökonomischen, politischen und physischen, einen unglaublichen Reichthum von Sachen, und sehr brauchbare Einleitungen in vielerley Wissenschaften. Es erleichtert auch nicht allein, wie es verspricht, den Verstand der alten Schriftsteller, sondern lehrt auch von neuern Entdeckungen,

Er-

Erfindungen und Sitten gut lateiniſch reden. Es iſt aber nun freylich über hundert Jahr alt, und wäre ihm zu wünſchen, daß ein Mann der Seckendorfs Kopf und Gelehrſamkeit hätte, eine Reviſion und Ergänzung des Buchs vornähme, es unter einem anlockendern Titel der Jugend wieder in die Hände brächte, auch die Mängel des Regiſters, das als ein Wörterbuch eingerichtet iſt, verbeſſerte. Der verdiente Seckendorf hat auch ſeinen großen Antheil an dem *Compendio hiſtoriæ eccleſiaſticæ Gothano*, aus welchem der Deutſche Auszug gemacht iſt, den ich oben angeführt, und aus deſſen Vorrede ich eine Stelle angezogen habe, die beweiſt, wie ſehr es unſer Herzog ſich habe angelegen ſeyn laſſen, allen Ständen eine Erkenntniß von Realien und Wiſſenſchaften, die ihnen nützlich ſind, mitzutheilen.

Meine Abhandlung iſt mir unter der Hand gewachſen. Da ich nun auch hoffe, das, was ich verſprach, geleiſtet, und beſonders die Grundſätze der Erneſtiniſchen Pädagogie und Didactik ſattſam herausgeſetzt zu haben, ſo will ich das Specielle zurücklaſſen, was von den Lehrarten, die ſie vorſchreibt, und den Schulbüchern, die der Herzog hat verfertigen laſſen, ſonſt noch anzuführen ſtünde. Es mag immer ſeyn, daß der Plan des bewundernswürdigen Fürſten nicht in allen Stücken glücklich ausgeführt ſey, und Er ſelbſt in unſern Tagen unterſchiedenes anders würde eingerichtet und veranſtaltet haben. Es iſt doch klar, daß er uns einen Fürſten entdeckt, der bey ſeinen großen Einſichten ſo viel warmen Eifer für die Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen, ſo viel Unverdroſſenheit, ſo viel Muth bewieſen hat, daß er ſchwerlich ſeines gleichen haben wird. Denn aber erſtaunen wir noch mehr, wenn wir die unbegreifliche Großmuth und Freygebigkeit bedenken, die er auch dabey gezeigt hat. Sein Lebenslauf, in der wohlverdienten Ehrenſäule, beweiſet, daß ob er gleich ein ruinirtes und mit Schulden höchſt beladenes Land herausgeriſſen und in den beſten Wohlſtand geſetzt, das herrliche Friedenſtein, außer viel andern Häuſern, erbauet, auch jenes mit mehr als fürſtlichen Koſtbarkeiten verſehen, die anſehnlichſten Vorräthe und Capitälien hinterlaſſen, das Stift Walkenried erkauft, und die Herrſchaft Cranichfeld, mit mehr andern Gütern eingelöſt hat, er dennoch Tonnen Goldes auf Kirchen und Schulen, und auf den großen Plan verwandt habe, von dem dieſer Aufſatz handelt, nemlich ſeine Unterthanen, durch Verbeſſerung ihrer Erziehung und Unterweiſung, glücklich, und ſo viel an ihm war, ſelig zu machen. Das that ſein Chriſtenthum!

Von Abulfeda und ſeinen Schriften.

Man hört ſo oft den Namen Abulfeda, ohne ihn zu kennen, oder die ganz verſchiedenen Werke dieſes Schriftſtellers gehörig zu unterſcheiden, daß es glaub' ich keine ganz verlorne Mühe ſeyn wird, wenn ich von dieſem

merkwürdigen Mann, Schriftsteller zugleich und König, eine ganz kurze historische und litterärische Nachricht mittheile.

Hamah, die Residenz unsers Abulfeda, ist die Hauptstadt von Syrien, ziemlich groß, und in einer sehr angenehmen Gegend, an der Morgenseite des Orontes, deren auch schon in den Büchern der Hebräer Josua 21, v. 32. und an mehrern Orten gedacht wird. Jerem. 49, v. 23. wird sie in die Gegend von Damaschk gesetzt, und Amos 6, v. 2. heißt sie Chamat rabba, das große Hamah. Abulfeda setzt sie unter den 60ten Grad der Länge und den 35ten der Breite, und beschreibt sie selbst in der Tabula Syriæ, nach der Ausgabe des Hrn. Prof. Köhlers S. 108. Man kann auch von ihr Schultens index Geographicus unter dem Artikel Hamata nachlesen.

Hier war Abulfeda König, aber nicht wie das Wort im achtzehnten Seculo gebraucht wird, – sondern wie's fast bey allen alten Völkern, z. B. Griechen oder Hebräer vorkommt, – Regent, oberster Richter. Doch war er nicht sowohl souverainer Beherrscher, als bloßer Statthalter des Sultans von Aegypten, und er selbst giebt von der Art, wie er zu dieser Würde gelangt ist, in seiner Universalgeschichte eine sehr umständliche Nachricht. Man findet sie in des sel. Albert Schultens Vorrede zur Vita Saladini.

Er lebte im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert, und war im Jahr der Hegira 672. d. i. im Jahr Christi 1273 geboren. Seinen nach Art der Araber weitläuftigen Namen mag ich nicht abschreiben, da er deutsche Ohren schrecken möchte; man findet ihn aber in einer Abhandlung des sel. Reiske de principibus Muhammedanis qui aut ab eruditione aut ab amore Literarum & Literatorum claruerunt, (Leipz. 1747.) S. 15. und noch etwas länger in eben desselben Vorrede zu den Annales Moslemici. S. 20.

Er war aus dem berühmten Stamm der Jobiten oder Ejubiten, aus welchem auch Saladin, dessen Leben Schultens herausgegeben hat a), und andre in der morgenländischen Geschichte berühmte Männer ihren Ursprung haben. Seine bürgerlichen und Kriegsbegebenheiten interessiren uns aber viel zu wenig, als daß ich sie hier aus Herbelot b), Gagnier c), Schultens d), Reisken e), und andern f) weitläuftig erzählen sollte. – Ich betrachte ihn hier bloß als Schriftsteller, und begnüge mich seine wichtigsten historischen und geographischen Schriften, so viel mir derselben bes

a) Bohaddini Vita & Res gestæ Sultani Saladini — Leid. 1732 & 1755. Fol.
b) Bibliotheque Orientale. S. 25.
c) Vorrede zu Vita & Res gestæ Mahommedis. Oxf 1723.
d) Vorrede zur Vita Salad.
e) De Principibus Muhammedanis — claris. Lipſ. 1747. 4. und Vorrede zu Annales Moslem.
f) Moreri und Bayle Dict. Ein grobes Versehn ist es, wenn ihn Moreri ins vierte Seculum setzt, ein Irrthum der sogleich in die Augen leuchtet, da Abulfeda ein Muhammedaner war, und Muhammed bekanntermaßen erst im siebenten Seculo gelebt hat.

bekannt sind, anzuzeigen. Wir werden sie am füglichsten in historische und geographische eintheilen.

1. Lange schon kennt man in Europa den Abulfeda als Historiker. Er schrieb eine Universalgeschichte vom Anfang der Welt bis aufs 730ste Jahr der Hegira, (Christi 1329) und zwey Jahr nachher, im 732sten Jahr der Hegira starb er g). Das Werk besteht aus fünf Büchern, und begreift nicht bloß die Geschichte seiner Zeit und des Muhammeds, sondern auch Muhammeds Vorzeit, und geht zurück bis auf die erste Schöpfung der Welt. Im Anfang ist er kurz, weil er lieber schweigen, als abgeschmackte Fabeln erzählen wollte, gegen das Ende aber, je näher er zu dem kommt, was er selbst erlebt hat, wird er außerordentlich weitläuftig. Dabey schöpft er immer aus alten Quellen und den glaubwürdigsten Schriftstellern seiner Zeit.

So nützlich dieses Werk für uns seyn würde, wenn wir es ganz gebrauchen könnten, vorzüglich in der noch wenig bearbeiteten orientalischen Geschichte des Mittelalters, so hat doch noch Niemand das Herz gehabt es ganz herauszugeben. Von einzelnen Stücken aber kenne ich folgende:

Die Geschichte Muhammeds hat Joh. Gagnier, Prof. der morgenländischen Sprache zu Oxfort herausgegeben, Vita & Res gestæ Mohammedis, Oxfort 1723. in Fol. unstreitig das beste und zuverläßigste, was wir über diesen sonderbaren Charakter haben. Daraus ist größtentheils die französische Lebensgeschichte hergeflossen, die eben dieser Verfasser 1732 zu Amsterdam herausgab, La vie de Mahomet traduite de l'Alcoran, des traditions authentiques de la Sonna, & des meilleurs auteurs Arabes, par Mr. *Jean Gagnier*, 2 Bände in 8. die größtentheils den Paradoxien entgegen geht, die Boulainvilliers von Muhammed behauptet hatte.

Was vom Saladin handelt, hat Schultens seiner Vita Saladini auf 64 Folioseiten aus einem Leidenschen Codice mit einer lateinischen Uebersetzung beygefügt, Leiden 1732.

Ein neues Verdienst um Abulfeda Geschichte erwarb sich dritteus der sel. Reiske. Er hatte 1745 da er in Leiden Arabische Manuscripte aufsuchte, einen großen Theil dieser Universalgeschichte aus eben dem Codice dessen sich Schultens bedient hatte, abgeschrieben, übersetzte sie ins Lateinische, und fieng 1754 an selbige herauszugeben. Der Titel ist: Annales Moslemici, latinos ex Arabicis fecit *I. I. Reiske*. (329 Seiten in 4. und 28 Seit. Vorrede, in der Gleditschischen Buchhandlung 1754.) und enthält die Periode von der Geburt Muhammeds bis aufs Jahr 406. Christi 1015. An Aufopferung und Eifer fehlte es dem sel. Mann nicht, das ganze Werk auf diese Art herauszugeben, aber die Fortsetzung unterblieb, weil seine ganz uneigennützige Bemühung viel zu wenig unterstützt und belohnt wurde.

2. Das andre Werk dieses gelehrten Königs was unter uns seit einiger Zeit fast noch bekannter geworden ist, als jenes, vielleicht auch noch wichtiger, ist eine Geographie des ganzen ihm bekannt gewesenen Erdbodens, von Spanien bis nach Indien, auf 28 Tabellen. Der sel. Reiske giebt in seiner Introductio generalis in historiam sic dictam orientalem, die bey Herrn Köhlers Ausgabe der Tabula Syriæ befindlich ist, S. 221-227. eine Uebersicht des ganzen Werks, da

g) Reiske de princ. Muh. S. 49. Gravius in der Vorrede zu Chorasmien setzt seinen Tod ins Jahr 746. Christi 1345.

da aber freylich nicht alles von gleich großem Werth seyn kann, eben weil der Verfasser nicht alle Länder die er beschreibt selbst gesehen hat. Aber immer würde es doch für die Asiatische Geographie ein sehr angenehmes Geschenk seyn, wenn das ganze Werk herauskäme.

Joh Gagnier fieng an es herauszugeben, es ist aber weiter nichts als die Beschreibung von Arabien und der Anfang von Aegypten auf 72 Seiten in gr. Folio mit einer lateinischen Version und Anmerkungen herausgekommen, ein Fragment ohne Titel und eine wahre Seltenheit, die jedoch die Göttingische Universitätsbibliothek besitzt. Es ist mir völlig unbekannt, aus was für Ursachen diese Ausgabe so schleunig abgebrochen worden, und warum sie keinen anderweitigen Fortsetzer gefunden hat. Was hier indessen abgedruckt ist, nicht mehr und nicht weniger, steht wieder in Joh. Hudson Geographiæ Veteris Scriptores græci minores, accedunt Geographica Arabica &c. dritter Theil, Oxford 1712. auf 76 Octavseiten, mit der lateinischen Version, aber ohne Gagniers Noten. Die Seite 55-65. ff. des Originals eingeschaltete Diatribe, über den Ursprung und Namen der Araber, Saracenen u. s. f. ist nach dem Urtheil der Kenner das beste was über diese Materie geschrieben worden.

Die Beschreibung von Chorasmien und Mavaralnahr hat Joh. Grave zu London 1650 herausgegeben, unter dem Titel: Chorasmiæ & Mavaralnahræ, hoc est, *Regionum extra Oxum*, descriptio, auf 64 Seiten in 4. Auch diese steht wieder in der angefangenen Hudsonschen Sammlung kleinerer Geographen, im dritten Theil auf 80 Octavseiten.

Eine französische Uebersetzung der Beschreibung von Arabien steht hinter *Arvieux* Voyage dans la Palestine, Amst. 1718. S. 262-342. und ist einerley mit der welche Gagnier herausgegeben. Sie findet sich auch bey der deutschen Uebersetzung, Leipz. 1740.

Das ganze geographische Werk hatte sich der sel. Reiske 1745 zu Leiden abgeschrieben, und für Dorville davon eine lateinische Uebersetzung gemacht. Er wollte diese immer herausgeben, es geschah aber aus Mangel an gehöriger Unterstützung nicht eher, als bis sie der um die Geographie des Orients so sehr verdiente Herr Ober-Consistorialrath Büsching in den 4 und 5ten Band seines Magazins für die neue Historie und Geographie (Hamb. 1771. 4.) aufnahm. Das ist nun das ganze Abulfedische Opus Geographicum in einer lateinischen Version, jedoch mit Auslassung des Gagnierschen Arabiens, des Chorasmien und Mavaralnahr von Grave, und des Syriens von Herrn Prof. Köhler. In des Herrn Hofrath Michaelis Orientalischer und exegetischer Bibliothek, findet sich im 1ten Th. Seite 1-36. eine sehr genaue und gründliche Beurtheilung dieser Uebersetzung.

Die Beschreibung von Syrien hat Herr Prof. Joh. Bernhard Köhler zu Leipzig 1766 drucken lassen, mit einer lateinischen Version, Anmerkungen, und Zusätzen von Reiske, auf 240 Seiten in 4. Sie ist, wie ich glaube, das schätzbarste Stück des ganzen geographischen Werkes, weil Abulfeda da zu Hause war, und dies Land am besten kennen konnte. Dabey ist es auch vorzüglich wichtig für den Exegeten des alten Testaments. Ich bedaure nur, daß es so selten zu haben ist, da es Herr Prof. Köhler auf seine eigne Kosten drucken lassen, und die ganze Auflage, (wie Herr D. Foriep S. 152. der Arab. Bibliothek anmerkt,) kaum aus vierhundert Stükken mag bestanden haben.

Die Beschreibung von Aegypten hat der Herr Hofrath Michaelis, aus einem Parisischen Codice, der ihm im vorigen Krieg von einem französischen Officier war geliehen worden, zu Göttingen auf 5 Bogen in gr. Octav herausgegeben. Es ist dies indessen der bloße Arabische Text, dem nächstens lateinische Uebersetzung und Noten folgen sollen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß man auf eben die Art nach und nach den Arabischen Grundtext des ganzen Werks bekommen möchte. Die Beschreibung von Spanien würde gewiß in der Geographie des Mittelalters von sehr großem Nutzen seyn, Indien, Persien und Sina würden dadurch vielleicht um ein gutes Theil bekannter, und Mesopotamien würde für den Philologen wichtig seyn.

Göttingen. M. Diederichs.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Montag, den 12ten August 1776.

Von Habessinien besonders von der christlichen Religion und den Kirchengebräuchen daselbst.

Es wird nicht unangenehm seyn die Nachricht von einer christlichen Kirche zu lesen, welche mitten unter Heiden und Mahomedanern, unter Feinden der christlichen Religion, und in einer so weiten Entfernung bis auf den heutigen Tag bey ihrer Religion standhaft geblieben ist. Die häufigen Bedrückungen, welche die Christen auch in diesem Welttheile haben ausstehen müssen, haben sie nicht von ihrem Glauben abzwingen können. Muhamed verfolgte alles mit Feuer und Schwert um seine neue Religion auszubreiten. Er war der größte Feind der Christen. Auch nachher hat das Land, von dem wir reden wollen, von den Türken vieles ausstehen müssen, es hat sich aber allezeit erhalten. Es muß uns dieses wirklich eine Freude verursachen, wenn wir hören, daß mitten unter den Heiden sich ein Volk befinde, welches durch eben den Glauben ewig glücklich zu werden gedenkt. Es wird uns aber auch nicht unangenehm seyn, etwas von der übrigen Beschaffenheit dieses Landes zu erfahren, und hernach besonders von ihrer Kirche und gottesdienstlichen Gebräuchen eine hinlängliche Erkenntniß zu erlangen.

Wenn man die Veränderungen erwägt, die sich in allen Reichen der Welt zugetragen haben, und wenn man die Beschreibungen derselben noch aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts gegen ihren jetzigen Zustand hält, so muß man wirklich erstaunen, wie sehr die Grenzen des einen Landes geschmälert, des andern aber erweitert worden sind. Man sollte glauben, die Größe eines Landes bliebe beständig, wenn es sich einmal gegen seine Feinde in Fassung gesetzt hätte, aber man findet das Gegentheil.

Habessinien oder Abyssinien, im mittäglichen oder obern Aethiopien in Afrika, zwischen dem Wendezirkel des Krebses und der Aequinoctiallinie gegen Morgen und Mittag, hat auch eine solche Veränderung erfahren. Es war vor Alters sehr groß, und erstreckte sich über die Aequinoctiallinie gegen den Wendezirkel des Steinbocks. Jetzt

beträgt seine Länge ohngefähr 15 Grad oder 225 deutsche Meilen, seine Breite aber 9 Grad oder 135 Meilen. Es liegt am rothen und indianischen Meer, grenzt an Nubien, und erstreckt sich ohngefähr unter den 66 Grad der Länge und 15 Grad der Breite. Es ist dasselbe den Alten ganz unbekannt gewesen, und von den Erdbeschreibern des mittlern Zeitalters nicht erwähnt worden, bis endlich die Portugiesen ganz Afrika umschifften, und bey ihrer Ankunft in Indien dasselbe entdeckten. Es ist gänzlich mit Mahomedanern und Heiden umgeben, darunter die Gallaer, Machiden und Adalenser von jeher die vornehmsten Feinde desselben gewesen sind, welche durch ihre häufigen Streifereyen, Rauben und Plündern vieles zu Grunde gerichtet und ihm abgenommen haben, und von denen es noch beständig sehr viel Einfälle leiden muß.

Die Einwohner Abyssiniens sind wahrscheinlicher Weise eine Colonie aus dem glücklichen Arabien, welche nach Art anderer Völker neue Wohnungen zu suchen ausgezogen, und es ist glaublich, daß Habessinien und Arabien in den ersten Zeiten vereinigt gewesen, und von Einem Regenten beherrscht worden sind. Nach ihrer Niederlassung haben sie anfänglich zwey Reiche unter sich ausgemacht, nachher ist die Größe des Landes bis auf einige vierzig kleine Königreiche angewachsen, jetzt aber ist es bis auf das Wenige, wovon sich doch nichts Gewisses bestimmen läßt, eingeschränkt. Die Einwohner sind einige groß und breiter Statur und schwarz, andere aber bräunlich und klein. Sie gehen nackend. Einige aber bedecken doch ihren ganzen Leib. Die Männer und Weiber sind mit einem Stück Seiden oder Cattun einer Elle lang und zweyer breit bedeckt, welches sie über die eine Schulter um sich geschlagen und herabhangen lassen; andere aber bedecken nur diejenigen Oerter, welche die Natur will verborgen haben, mit einem Schurz von Baumwolle. Unter die Füße binden sie Sohlen. Es ist daselbst beständig Sommer, Säen und Ernten hört niemals auf, so daß man an einigen Orten beynahe alle Monat neue Früchte haben kann. Hülsenfrüchte werden besonders bey ihnen gepflanzt. Es regnet bey ihnen gar nicht, sondern das Land wird von dem Nil befeuchtet. Es hat dieses Land übrigens einen Ueberfluß an vielen Arten von Früchten, und beträchtliche Goldminen.

Der König ist ein absoluter Monarch, und sein gewöhnlicher Titel ist Neguz Negaz Zeitsopia, ein König aller Aethiopischen Könige. Er selbst nennt sich Sultan und Beherrscher verschiedener Völker der Christen und den Mächtigsten unter den Königen, einen Vertheidiger und Beschützer des Evangelii, einen Sohn Davids und Salomons, einen Schatten Gottes, der sich weit über die Erde erstreckt. Aus verschiedenen von diesen Titeln sieht man den Stolz, welcher den meisten orientalischen Fürsten eigen

gen ist. Diese legen sich allerhand Titel bey, die nicht eine Ehrfurcht, sondern Verlachung erwecken. So legt sich der große Mogul den Namen eines Weltbezwingers und eines Königs der Erden bey. In diesem Lande soll vor Zeiten der berühmte Presbyter Johann regiert haben. Es ist dies aber eine Fabel. Dem Könige dieses Landes wird der Name Belul beygelegt. Dieses Wort bedeutet in der Aethiopischen Sprache eben das, was wir mit unserm gewöhnlichen Titul Excellenz bezeichnen. Dieser Name ist allen Königen eigen, so wie uns die Aegyptische Geschichte lehrt, daß ihren Königen der Name Pharao ist beygelegt worden. Er ist ein Regent, der nicht nur mit den Gesetzen und der Religion, sondern auch mit den Waffen zu thun hat, davon die beständigen Kriege Beweise sind. Er schützt in seinem Lande die christliche Religion, hält seine Unterthanen zur Ausübung derselben an, und seine größte Sorge gehet dahin, wie er die Ungläubigen zum christlichen Glauben bringen möge.

Er hat keine beständige Wohnung, sondern lebt die meiste Zeit unter Gezelten, doch wird er in einer Stadt gekrönt und auf den Thron gesetzt. Der Gezelte, welche er bey sich führt, ist eine große Menge für seinen Hofstaat, und sie stehen allezeit in einer solchen Ordnung, daß es einer beweglichen Stadt nicht unähnlich sieht. Es bekommt ihn fast niemand zu sehen, weil er sein Gesicht verhüllt hält, und das Volk zu überreden sucht, als wenn was Göttliches oder Uebermenschliches an ihm wäre. Die königlichen Kinder wurden deswegen ehedem auf den Felsen Geshen gebracht, wo sie in der Einsamkeit erzogen wurden. Dieser Felsen war so hoch und so steil, daß man ihnen ihren Unterhalt hinaufwinden mußte. Waren ihrer viele, so wurden sie auf einen nahe dabey gelegenen gebracht. Dieses war gerade das Gegentheil von der Erziehung der Europäischen Prinzen. Es war dieses eine Staatsmaxime, wodurch sie verhüten wollten, daß sie sich keine Anhänger unter den Großen und Vornehmen des Reichs machten, welches dem regierenden König nachtheilig seyn konnte. So ist bey den Türken die unmenschliche Gewohnheit, um sich auf dem Throne zu befestigen und sicher zu machen, daß man die übrigen Prinzen aus dem Wege räumt, sie ins Gefängniß setzt, oder sie der Augen beraubt und zur Regierung unfähig macht. Sie wurden aber auch hiedurch den Leuten unbekannt, und sie konnten eher überredet werden, daß etwas besonders Göttliches oder Vorzügliches vor andern Menschen an ihnen sey, wenn sie zur Regierung kamen. Dieses aber hat seit etlichen Jahrhunderten gänzlich aufgehört.

Der König treibt sehr große Pracht. Seine Einkünfte betragen ohngefähr zwey bis drey Millionen. Er hält ein ansehnliches Rathscollegium von 120 Personen und darüber. Seine Leibwache ist ohngefähr 12000 Mann stark, und seine Armee besteht mehrentheils

theils aus Reuterey von 60,000 bis 70,000 Mann. Ihre Waffen sind Pfeile, Bogen und Säbel, sie haben aber auch Schießgewehr, welches sie von den Portugiesen erhalten haben. Im Kriege führen sie Elephanten mit sich. Ihre Art zu fechten ist eben die, welche den meisten orientalischen Völkern eigen ist, nemlich, daß sie ganz fürchterlich auf die Feinde losgehen, aber nicht mit Nachdruck, sondern sie suchen nur durch hitzige Anfälle den andern zurückzuwerfen. Das Gefecht an sich ist sehr unordentlich, und durch häufige Gefangennehmung suchen sie den Feind zu schwächen.

Sie haben keine geprägte Münzen, sondern sie schätzen das Gold nach dem Gewicht, und setzen es gegen fremde Waare an ausländische Kaufleute um. Diese aber wissen den besondern Kunstgriff, daß sie das feinste Gold für schlecht halten, und es nicht für fein nehmen wollen, sie geben ihnen alsdenn schlechtere Waaren, und betrügen sie also halb um das Ihrige. In diesem Fall wäre es besser für sie, wenn sie Münzen hätten, aber vielleicht würden jene dieselbe auch nicht für den Werth annehmen wollen, welchen diese ihrem Gelde beylegten, weil es nicht nach dem Europäischen Fuße gemünzt wäre.

Diese Nation ist sehr friedliebend, und besonders freundlich gegen die, welchen sie nicht gewachsen sind, diese suchen sie auf alle Weise zu Freunden zu erhalten, so bald sie aber feindlich zu ihnen kommen, finden sie auch Gegner an ihnen. Sie sind sehr standhaft und bleiben unveränderlich bey ihren hergebrachten Gebräuchen. —

Vor Zeiten ist Habessinien auch von Königinnen beherrscht worden. Die Geschichte erzählt uns von einer Königinn, welche von Mittag zu dem Könige Salomo gekommen, seine ausnehmende Weisheit zu hören, und sich zu überzeugen, ob sie auch mit dem von ihm gehörten Gerüchte übereinkäme. (1 B. der Könige C. 10.) Dieses ist ohngefähr im Jahr der Welt 2954 oder 56, und also 992 Jahr vor Christi Geburt geschehen. Die Königinn soll **Maqueda** geheißen haben. Andere aber glauben, daß es eine Königinn aus Jemen in Arabien gewesen, welche **Balkais** geheißen. Denn es haben in diesem Lande Könige aus Aethiopien regiert. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus nennet sie **Nikaule**, und will, daß sie aus diesem Aethiopien gewesen sey.

Die Stadt **Saba** jetzt **Meröe** oder **Elsaba**, worin diese Königinn ihre Residenz hatte, lag sehr weit gegen Mittag am rothen Meere, wo der Erdboden durch das rothe Meer und die Indianische See geschlossen wird. Von Judäa lag es mittagwärts. Sie wurde von zween Armen des Nils als eine Insel umflossen. Wenn man erwägt, daß Aethiopien am meisten gegen Mittag und am allerweitesten von Jerusalem gelegen, so wird es glaublich, daß sie aus Aethiopien gewesen sey. Es wurde dieses Land eben so für das Ende der Erde gehalten,

ten, als Gallicien, ehe die neuen Inseln von den Portugiesen und Spaniern sind entdeckt worden. So bald die Schiffahrt auf dem Magellanischen Meere durch alle mittägliche Gegenden ist erfunden worden, so nennete man Aethiopien nicht mehr das Ende der Erden. In diesem Verstande nennet sie der Erlöser (Matth. 12, v. 42.) die Königinn vom Ende der Erden, weil nach der gemeinen Meynung damals kein festes Land jenseit Aethiopien geglaubt wurde, oder er redet figürlich, weil es sehr weit von Jerusalem entlegen war.

Diese Königinn that eine Reise durchs rothe Meer und Aegypten von ohngefähr 150 deutschen Meilen bis Jerusalem. Sie brachte dem Salomo viel kostbare Geschenke von den Reichthümern ihres Landes, worunter besonders ein großes Geschenk an Golde war. Ihre Reise läßt muthmaßen, daß sie eine Prinzessinn oder eine Witwe gewesen sey, weil sie sonst eine so weite Reise nicht hätte unternehmen dürfen. Sie soll eine ausnehmende Schönheit und großen Verstand besessen haben. Sie setzte durch schwere Fragen und Aufgaben die Weisheit des Salomo auf die Probe. Unter andern soll sie ihm eine Aufgabe vorgelegt haben, welche die gewöhnlichste ist, die von ihr erzählt wird: sie habe ihm Knaben und Mädchen nach damaliger Art alle männlich gekleidet vorführen lassen, und ihn gefragt, ob er sie von einander unterscheiden könnte. Er habe geantwortet, sie sollten sich waschen. Diejenigen, welche zärtlich mit sich umgiengen, hielt er für Mädchen; die aber ihre Gesichter hart riehen, für Knaben. Dieser Königinn soll Salomo eine gute Meynung von der jüdischen Religion beygebracht, und aus jedem Stamm eine gewisse Anzahl Juden, nebst einem Hohenpriester, wie auch die Abschrift der fünf Bücher Mosis nach Abyssinien geschickt haben.

Die Könige geben vor, daß sie aus dem Geschlechte Davids und Salomons abstammen, daher pflegen sie sich auch ihre und der Patriarchen Söhne zu nennen. Denn sie sagen, die Königinn Maqueda habe einen Sohn von dem Salomo empfangen, den sie bey ihrer Zurückkunft in ihr Königreich glücklich zur Welt gebracht, und ihm den Namen Menilehec oder Meilech gegeben habe. Dies soll einen Sohn des Weisen bedeuten. Sie hat ihm aber vermuthlich den bloßen hebräischen Namen Melech, König, gegeben, welchen sie nach ihrer Aussprache Meilech oder Menilehec pronunciirten. Sie wollte sich bey seinem Namen seines weisen Vaters des Königs vielleicht beständig erinnern, um des willen sie eine so lange und mühsame Reise übernommen, und der ihr unter andern Geschenken auch dieses mit auf den Weg gegeben hatte. Dieses wird glaublich, wenn man erwägt, wie sehr Salomo das ausländische Frauenzimmer geliebt und wie viele er an seinem Hofe erhalten habe.

So bald der Prinz das zwanzigste

Jahr erreicht, ſoll er zu ſeinem Vater dem Könige Salomo von ſeiner Mutter geſchickt worden ſeyn, Weisheit von ihm zu lernen und ſich nach ihm zu bilden, weil die Liebe und Achtung ſeiner Mutter ſowohl gegen die Perſon des Königs, als auch gegen deſſen Verſtand noch nicht verloſchen war. Bis zur Uebernahme ſeines Reichs ſoll er ſich im jüdiſchen Lande aufgehalten und bey ſeiner Zurückkunft viel Prieſter und Vornehme aus Judäa, wie auch die Beſchneidung mit ſich gebracht haben. Die Könige, welche ſich dieſer Abſtammung rühmten, haben auch noch lange nach Chriſti Geburt regiert. Es kam eine andere Familie auf den Thron, welchen aber jene Nachkommenſchaft bald wieder behauptete. Dieſer Melech nebſt ſeiner Mutter haben alſo die jüdiſche Religion eingeführt, auf welche ſich hernach die chriſtliche gründete.

Es iſt zu verwundern, daß dieſes Land den entferntern Nationen ſo lange unbekannt geblieben iſt, und man nicht eher etwas davon erfahren hat bis 1440, da der König Zar-a-Jacobus einen Geſandten auf die Florentiniſche Kirchenverſammlung mit einem Schreiben an den Pabſt Eugenius den IV. ſchickte. Von dieſer Zeit an iſt Habeſſinien wiederum gleichſam verſchloſſen geweſen, denn es iſt ſo wenig jemand von den Europäern dorthin, noch von ihnen jemand hieher gekommen. 1486 ſchickte der König von Portugall Johann der II. einen Portugieſen Johann Peter mit einem andern Alphonſus Habeſſinien aufzuſuchen aus. Dieſer Peter war ein Mann von vielen Kenntniſſen, unverdroſſen und ſehr begierig neue Völker und Länder zu entdecken. Nach einer langen Reiſe, da ſie um ganz Aethiopien ſchifften, kamen ſie nach Abyſſinien. Sie wurden von dem Könige ſehr gnädig aufgenommen und beſchenkt. Peter wünſchte nachher nach ſeinem Vaterlande zurück, er konnte aber die Erlaubniß nicht erhalten, ſondern man gab ihm großes Vermögen, eine anſehnliche Bedienung und eine Frau. Dieſes könnte wohl beynahe bey einem jeden das Verlangen nach ſeinem Vaterlande auslöſchen, deſſen Vaterland nur der Ort iſt, wo es ihm wohl gehet. So gieng es auch dem Peter, er vergaß alles darüber. Von dieſer Zeit an iſt Habeſſinien völlig bekannt geweſen. Die Portugieſen begaben ſich nachher häufig dahin, und ließen ſich auch einige daſelbſt nieder; da ſie aber die römiſch-catholiſche Religion einführen wollten, wurden ſie vertrieben. Die Königinn Helena, welche hernach das Regiment in Habeſſinien adminiſtrirte, befeſtigte dieſe Bekanntſchaft mit dem Portugieſiſchen Hofe noch mehr. Sie ſchickte Geſandten an den König Emanuel. Dieſen befahl ſie, daß ſie dem Könige von ihrer Religion, Sitten, Gebräuchen und dem ganzen Zuſtande des Reichs Nachricht geben ſollten. Sie ſoll ihm auch ein Kreuz von demjenigen Holze woran Chriſtus gehangen geſchickt haben.

Die

Diese Gesandtschaft kam 1513 in Portugall an. Der König bezeigte eine große Freude, sowohl über die Gesandtschaft selbst, als auch über die Geschenke. Bald darauf ließ er eine Gesandtschaft ab, wobey sich ein Portugiesischer Priester Franz Alvarez befand. Dieser hat sich ganzer sechs Jahr in Habessinien aufgehalten, und alles genau erkundet a). 1526 gieng er zurück nach Portugall, und brachte einen andern Abyssinischen Gesandten mit sich. Dieser überreichte dem Pabst Clemens dem VIII. 1533 zu Bononien, in Gegenwart des Kaisers Carl des V. einen Brief nebst einem Kreuze von Golde ein Pfund am Gewichte. Der König von Habessinien unterwarf sich dem Pabst, wie damals alle andere christliche Regenten, aber die Untrüglichkeit in Religionssachen stand er ihm nicht zu. Er wünschte mit den Europäischen Potentaten eine Vereinigung und Bündniß aufzurichten, und versicherte, daß sein Reich den Christen aller Orten offen stehen sollte, und wider die Türken Hülfe zu leisten. Es war wohl hiebey vornemlich seine Absicht von hieraus selbst wider seine vielen Feinde Hülfe zu erhalten, welches auch nach der Zeit von den Portugiesen geschehen ist. Dieser König Baeda Marianus ließ Gelehrte, Buchdrucker und andere geschickte Leute aus Europa zu sich kommen. Diese mußten sowohl seine Staatsverfassung, als auch sein Kirchenwesen in Ordnung bringen, so viel es sich thun ließ. Er behielt aber keinen wider seinen Willen bey sich, sondern so bald es ihm nicht mehr gefiel, ließ er ihn reichlich beschenkt wieder in sein Vaterland ziehen. Er hat dem Könige von Portugall seine eigene Krone geschickt, als ein Zeichen seiner Liebe und Treue. Durch die Bemühung der Portugiesen ist also den Europäern Habessinien bekannt geworden.

Die Habessinier sind Christen und ihre Religion ist die alte Alexandrinische. Sie wird aber deswegen die Alexandrinische genannt, weil sie mit den Aussprüchen der Kirchenversammlung zu Chalcedon im fünften Jahrhundert nicht zufrieden waren, auf welcher der Patriarch zu Alexandrien Dioskorus, ein Irrlehrer, verdammt und abgesetzt wurde, welchem sie beytraten und ihn mit den übrigen Afrikanischen Kirchen vertheidigen wollten. Sie haben viele Gebräuche der jüdischen Religion beybehalten. Sie halten auch noch sehr viel auf die Nachkommen derer, die aus Judäa gewesen sind, daß sie so gar niemanden leicht zu Aemtern des Hofes oder der Kirche lassen, wenn er sein Geschlecht nicht von jenen ableiten kann. Von den Juden ist anfangs die Erkenntniß des wahren Gottes in diesem Lande fortgepflanzt worden. Sie haben die Bücher der Propheten von ihnen erhalten, und sind auch in den ältesten Zeiten nach Jerusalem gereist, den wahren Gott

a) Fr. Alvarez hist. vitæ David Aethiopum regis, apud Jovium in op. var. viror. bellic. laude ac virtute præstantium.

Gott in dem Reiche Israel anzubeten. Die Geschichte des Kämmerers der Königinn Candaces (Ap. Gesch. 8.) beweiset dieses b). Dieser Indich, so soll er geheissen haben, war einer von den Magnaten des Reichs, Oberschatzmeister, kam ohngefähr um das Jahr 10 nach dem Tode Christi nach Jerusalem. Da er seinen Gottesdienst hier verrichtet hatte, reisete er zurück nach Hause. Er las den Propheten Jesaiam, entweder zur Beschäfftigung auf einer so langen Reise, oder aus Lehrbegierde und Aufmerksamkeit auf das, was er vielleicht zu Jerusalem von der neuen Lehre von Christo gehört hatte. Der Apostel Philippus kam zu ihm, that seinem Verlangen ihn zu unterrichten ein Genüge, und taufte ihn bey der Stadt Berhzur, drey Meilen von Jerusalem in einem Quellwasser am Fuße eines Berges. Der Kämmerer soll hernach die Königinn, nebst ihrer ganzen Familie, und einen großen Theil des Volks getauft haben, und ihr Lehrer und Aufseher gewesen seyn. Dieser legte also den ersten Grund zur christlichen Religion, und von dieser Zeit fiengen die Abyssinier an Christen zu seyn, welche Religion sie auch in der Folge beständig bekannt haben. Philippus, wie sie glauben, soll auch einen seiner Schüler Lycanon zu ihnen gesandt haben. Nach diesen soll ein Frumentius sie in der Religion mehr unterrichtet haben.

Ihre Religion ist zusammengesetzt aus der jüdischen und christlichen. Ihr Lehrgebäude kömmt in dem Artikel von der Dreyeinigkeit völlig mit dem unsrigen überein. Was die Höllenfahrt Christi betrifft, so haben sie davon eine ganz widrige Meynung. Sie bekennen einen wahren Gott, und einen Erlöser, den Sohn Gottes Jesum Christum, daher sie Christen genennet werden. Sie setzen drey Personen in der Gottheit, den Vater, den Sohn, welcher von Ewigkeit vom Vater gezeugt, für uns Mensch geworden, gestorben und auferstanden sey, und den heiligen Geist, der von beyden ausgeht. Hierin folgen sie dem Apostolischen und Nicänischen Glaubensbekenntnisse. Allein sie sagen: Christus sey zur Hölle gefahren für die Seele Adams und auch für die seinige, also sprechen sie ihn wohl nicht von aller Sünde frey, welches doch die Schrift will.

Der Schluß folgt künftig.

b) Diese Königinn soll eigentlich Judith geheißen haben, und Strabo ein alter Erdbeschreiber sagt, I, 17. daß sie eine männliche und großmüthige Dame gewesen, die aber nur Ein Auge gehabt habe. — Von der Zeit Augusts bis auf die Zeit Vespasians sey der Name Candaces den Königen zu Merde eigen gewesen. — So ist Czaar in Moskau, und Sultan bey den Türken gewöhnlich.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Freytag, den 16ten August 1776.

Schluß der Abhandlung von Habessinien, besonders von der christlichen Religion und den Kirchengebräuchen daselbst.

Sie behalten einige Gebräuche der Juden bey, und vereinigen auf diese Weise das alte und neue Testament mit einander. Es rührt aber dieses bloß aus einer Unwissenheit der christlichen Freyheit her, und ist bey ihnen zur Schwachheit geworden, daß sie jene beybehalten. Sie beschneiden am achten Tage die Kinder sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts. Am vierzigsten taufen sie die Knäbchen, am achtzigsten Tage aber die Mädchen, wenn nicht eine Schwachheit der Kinder sie davon abhält. Sie sagen, die Beschneidung hätten sie von der Maqueda und dem Melech, die Taufe aber von dem Eunuchus der Königinn Candaces erhalten. Die Kinder, welche vor der Taufe sterben, nennen sie halbe Christen, weil sie nur von christlichen Aeltern geboren, aber nicht durch die Taufe in die Gemeinde wären aufgenommen worden. Sie wiederholen die Taufe jährlich. Am Tage, an welchem Christus im Jordan ist getauft worden, kommen sie zusammen, steigen nackend ins Wasser, der Priester legt ihnen die Hand auf, taucht sie dreymal unter, und spricht die Taufformel über sie. Diese Gewohnheit, welche sie von ihren Vorfahren geerbt, behalten sie heilig bey. Sie thun dieses aber nicht, als wenn sie die Taufe das erstemal für unzulänglich hielten, sondern daß sie sich jährlich von ihren Sünden reinigen wollen. Hier sieht man die Gewalt des Alterthums und der Gewohnheit, welche überhaupt so groß ist, daß dasjenige, was einmal hergebracht ist, nicht leicht kann abgeschafft werden. Sie geben auch den Kindern das Abendmahl. An dem Tage, an welchem sie getauft worden sind, reichen sie ihnen den Leib Christi unter der Gestalt eines Stückchen Brodts, den Kelch aber bekommen sie nicht. Die Erwachsenen müssen sich erst von ihren Sünden lossprechen lassen, und alsdann empfahen sowohl die Geistlichen, als Layen das Sacrament unter beyderley Gestalt. Es ist an diesem Tage keinem, der das Abendmahl genossen hat, auszuspeyen erlaubt, bis die

Sonne untergegangen ist, worauf sie eine große Strafe gesetzt haben.

Sie fasten sehr oft, und zwar allezeit bis zum Untergange der Sonne. Am Mittwochen, damit sie das Andenken an den Rath der Juden Christum zu tödten bey sich erneuern. Am Freytage zum Andenken des Todes Jesu. Diese Tage halten sie auch heilig, besonders die Zeit gegen Abend. Sie halten aber auch die gewöhnlichen großen Fasten, in welcher Zeit sie nichts anders als Brodt und Wasser zu ihrem Unterhalte gebrauchen. Doch möchten sie hierüber wohl so strenge nicht halten, und den Kunstgriff wissen, wie sie die übrige Speise nach ihrer Einbildung zu Brodt machen können. Sie feyern die Feste Christi und Mariä. An diesen kommen sie um die dritte Stunde nach Aufgang der Sonne zusammen, lesen die Bücher der Propheten und Evangelisten, und verrichten ihren übrigen Gottesdienst. Sie halten den Sabbath der Juden, wie auch den Sonntag nach der Anordnung der Apostel heilig. An beyden Tagen meiden sie alles aufs strengste, wodurch sie dieselbe entheiligen könnten. Hier dürfte man glauben, da sie so oft fasten, Festtage und überdies noch zwey Feyertage in der Woche halten, als wenn das gemeine Beste darunter litte, indem die Leute an diesen Tagen ja arbeiten könnten. Man muß bedenken, daß ihr Land fruchtbarer ist, daß sie an den Fasttagen arbeiten bis gegen Abend, daß sie weit mehr in einer kurzen Zeit, als wir in einem Jahre nicht einmal, ernten, und daß sie diese Tage nicht durch Aufwand und Lustbarkeiten misbrauchen, wie nicht selten bey uns geschieht, aus welcher Absicht weise Regenten die Anzahl der Feyertage bis auf wenige heruntergesetzt haben.

In die Kirche gehen sie mit nackenden Füßen. Es ist Niemanden erlaubt, so wenig darin zu lachen, als herumzugehen, von einer unheiligen Sache zu reden, auch nicht einmal auszuspeyen oder sich zu reuspern. Die Anzahl der Kirchen ist sehr groß. Predigten werden nicht gehalten. Gebet, das Verlesen eines Stücks aus der Bibel und der Gebrauch der Sacramente machen ihren Gottesdienst aus. Sie halten die Heiligen in großen Ehren, aber sie beten sie nicht an. An jedem Tage in der Woche halten sie eine ganz kurze Messe anstatt eines Opfers, aber nicht für die Seelen oder um Gewinnstes willen. Der Prediger betet mit der Gemeinde und liest ihnen ein Stück aus der heiligen Schrift vor.

Sie glauben ein Fegefeuer, worin die Seelen bis zu ihrer Reinigung aufbehalten und endlich allein aus Gnade und Barmherzigkeit Gottes in den Himmel versetzt würden. Ihre Todten begraben sie, indem sie dieselben bis zum Grabe mit Kreuzen und Reden, die gehalten werden, begleiten. Bey der Bestattung aber wird vornemlich der Anfang des Evangelii Johannis gelesen. Den folgenden Tag geben sie eine Beysteuer zur Unterhaltung

terhaltung der Armen, Begräbniß der Todten, Verpflegung der Witwen und Waisen, Versorgung der Alten und Befreyung der Gefangenen. Die übrigen Tage halten sie einige Todtenmähler bis zum Sonnabend, weil sie glauben, daß die Seelen am Sonnabend und Sonntage im Fegefeuer ruheten und nicht gequälet würden.

Es heyrathen unter ihnen sowohl die Geistlichen als Weltlichen. Wenn aber die erste Frau gestorben ist, so darf Niemand ohne eigentliche Erlaubniß des Patriarchen zur andern Ehe schreiten. Die Vielweiberey ist nach ihren Kirchengesetzen unerlaubt, obgleich der König und Magistrat dieselbe erlauben. Es darf derjenige, welcher mehr als eine Frau hat, nicht einmal in den Tempel kommen, geschweige denn, daß er zum Abendmahl sollte gelassen werden. Er wird als ein Verbanneter angesehen, und wird nicht eher wieder in die Gemeinde aufgenommen, bis er sich von den übrigen losgemacht hat, und nur Eine Frau behält. So verfahren sie auch mit dem, der sich eine Beyschläferinn hält. Einem Geistlichen, welchem dieses überwiesen wird, nehmen sie sein Amt, und verstoßen ihn. Der König aber hält viele Nebenweiber, weil er dem Salomo nachahmt, doch wird nur eine für die rechte Königinn gehalten. Sie wird aber dieses nicht gleich nach der Vermählung, sondern der König muß sie öffentlich dafür erklären lassen. Er läßt sie zu sich in sein Gezelt führen, sie bey sich auf den Thron setzen und ausrufen, daß der König seine Magd zur Königinn gemacht habe. So lange sie lebt, kann diesen Titel keine andere erhalten. Der Thronfolger muß sie für seine Mutter halten, wenn er auch gleich nicht ihr leiblicher Sohn ist.

Die Trauung des Königs und der Vornehmen geschiehet im Tempel von dem Patriarchen selbst. Es wird ein Bett, in welchem der Bräutigam und die Braut liegen, mitten in den Tempel gesetzt. Der Patriarch gehet um dasselbe herum mit einem Rauchfasse und Kreuze in der Hand, er beräuchert sie, legt dem Bräutigam die Hand aufs Haupt, und sagt: Mache, was Gott im Evangelio befiehlt, gedenke, daß ihr nicht zwey, sondern Ein Fleisch seyd. Bey Geringern aber geschieht die Trauung außerhalb des Tempels. Das Bett wird unter freyen Himmel mit dem Brautpaar hingestellt, es kommen drey Priester, gehen um dasselbe dreymal herum und singen das Halleluja. Hierauf schneiden sie dem Bräutigam, wie auch der Braut eine Haarlocke ab, tauchen sie in Wein mit Honig gemischt, verwechseln sie, stecken dieselbe einem jeden auf sein Haupt, und besprengen sie mit Weihwasser. Alsdenn wird Messe gehalten, das Abendmahl genommen und sie werden eingeseget. Ein prächtiges Hochzeitmahl, welches spät in die Nacht zu dauern pflegt, ist das Ende von dieser Feyerlichkeit. So bald dieses vorbey ist, so werden die neuen Eheleute in ihr Haus geführt,

aus dem binnen einem Monat keiner von beyden gehen darf.

Die Eheſcheidung iſt bey ihnen leicht zu erhalten, oft nur aus leichten und geringen Urſachen kann ein Mann ſich von ſeiner Frau trennen. Die Prieſter aber dürfen ſich auf keine Weiſe von ihren Weibern losmachen. Deshalb aus Furcht, daß der eine des andern bald überdrüßig werden möchte, ſetzen ſie in ihren Ehepakten eine gewiſſe Strafe feſt, die denjenigen trifft, welcher ſich von beyden zuerſt ſcheiden will. Nach den Moſaiſchen Geſetzen pflegen ſie auch ihres verſtorbenen Bruders Weib zu heyrathen, daß ſie dieſem eine Nachkommenſchaft erwecken. Dieſe Ehe und unordentliche Vermiſchung wird nicht von allen, ſondern nur von den Vornehmen ausgeübt, da nur oft die Begierde noch ein Weib zu haben ſie dazu antreibt, weil es in dieſem Falle erlaubt iſt und ſie vom Banne frey ſind. Sie leben übrigens ſtrenge nach den Geſetzen Moſis. Sie enthalten ſich aller darin verbotenen Speiſen, und üben gegen die Uebertreter eine gleiche Strafe aus.

Ueber dieſe ihre Religion und Gebräuche halten ſie ſtrenge, ſie haſſen diejenigen, welche ſich unterſtehen eine andere Religion einzuführen. Die Königinn Helena wünſchte eine Vereinigung ihrer Kirche mit den Europäiſchen, und ſie würde auch geſchehen ſeyn, vornemlich durch die eifrige Bemühung der Jeſuiten, wenn nicht ein doppelter Aufſtand des Volks es rückgängig gemacht hätte. Sie vertrieben deshalb alle Portugieſen, welche ſich bey ihnen niedergelaſſen hatten. Von den Jeſuiten wurden ſie ſolche Feinde, daß ſich keiner bey ihnen wieder als Jeſuite hat ſehen laſſen dürfen. Sie ſahen auch nicht gerne, wenn ſich andere Religionsverwandte unter ſie miſchen wollten. Der König muß deshalb bey ſeiner Krönung einen Eid ablegen, daß er über dieſe ihre Religion halten, daß er nie eine Aenderung zulaſſen, und daß er die, welche ſich unterſtehen würden eine Aenderung vorzunehmen, aus dem Lande vertreiben wolle.

Die Kirche in Habeſſinien regiert allein der Patriarch, welchen ſie *Abuna* nennen, das iſt, Vater. Wenn ihnen der Patriarch fehlt, ſo ſchicken ſie eine große Geſandtſchaft mit anſehnlichen Geſchenken nach Jeruſalem. Hier wird er von den Mönchen gewählt. Er wird mit großer Pracht eingeholt, da ihn ein Mönch vom Eremitenorden begleitet. Der Patriarch zu Alexandrien beſtätigt ihn, von dem er auch gewiſſermaaßen abhängt. Zu dieſem großen Geſchäffte nehmen ſie beſtändig einen bejahrten, frommen, ernſthaften und gelehrten Mann. Er hat die Kirchendiſciplin zu beobachten, an ihn gehen alle Appellationen in geiſtlichen Angelegenheiten, und hierin hat er die höchſte und unumſchränkteſte Macht im ganzen Lande. Von ſeinem einmal geſprochenen Urtheile darf Niemand weiter appelliren. Er kann die Widerſpenſtigen in den Bann thun,

und wenn sie sich nicht wollen zwingen lassen, läßt er sie zu Tode hungern. Das Recht aber Bischöfe zu ordnen, welche sich hier auch befinden, und über die Kirchengüter behält sich allein der König vor.

Die Anzahl der Priester und Mönche ist sehr groß. Diese sind Leute, die nicht die geringsten Kenntnisse in Wissenschaften und Künsten haben. Es fehlt ihnen aber an Gelegenheit hierzu, weil so wenig Schulen als sonst eine andere Art von Unterricht hier für die Jugend ist, außer was selbst die Priester ihren Kindern beybringen, damit sie dereinst das Priesteramt verwalten können.

Es befindet sich auch bey ihnen ein geistliches Collegium. Diese nennen sie Presbyter. Sie haben den Rang gleich nach den Bischöfen. Man könnte sie Bischöfe vom andern Rang und Gattung nennen. Dieses Collegium besteht aus verschiedenen Personen, welche gesetzt sind für das Volk zu sorgen, die Aufsicht über dasselbe zu haben, es zu unterrichten, die Taufe und das Abendmahl zu administriren. Diese machen mit dem Patriarchen und den Bischöfen den geistlichen hohen Rath aus. Der Patriarch bedient sich ihres Raths und Beystandes in Kirchensachen. In dieses Collegium wird Niemand vor dem dreyßigsten Jahre aufgenommen. Ob nun gleich die Anzahl der Prediger sehr groß ist, und eine Menge in einem Jahre zweymal von dem Patriarchen ordinirt wird, so ist doch zuweilen ein Mangel daran, und zwar alsdann, wann der Patriarch gestorben ist, und sie wegen der beständigen Kriege mit ihren Feinden keine Gesandtschaft nach Jerusalem durchbringen können. Es sind daselbst auch viel Klöster. Die Mönche wohnen nur in denselben, sie haben ihre Geschäffte am Hofe, dienen im Kriege und geben sich am meisten mit dem Handel ab. Sie haben keine Klostergüter, wie in andern Staaten, sondern ein jeder hat seinen Garten oder Acker, welchen er bauen muß, wenn er seinen Unterhalt haben will. So steht es auch mit den gemeinen Priestern. Es ist ihnen nicht erlaubt, das Geringste von dem Volke zu verlangen, wenn ihnen nicht jemand für ihre Verrichtungen von freyen Stükken etwas geben will.

Die Habessinier haben ein Buch, in welchem die Vorschriften ihrer Kirchenverfassung, Lehre, Sitten und Gebräuche bey dem Gottesdienst enthalten sind. Dieses ist ohnstreitig der Codex Canonum der Afrikanischen Kirche, welcher aus den Schlüssen der Afrikanischen Kirchenversammlungen und weniger anderer zusammen getragen ist. Dieses Buch ist ohngefähr aus dem fünften Jahrhunderte. Sie glauben, daß es von den zu Jerusalem versammelten Aposteln geschrieben sey, und halten daher alles, was darin enthalten ist, für Evangelia. Sie nennen dasselbe Manda oder Abetylis. Es enthält unter andern Vorschriften auch diese: Ein Priester, der offenbar wider das Gesetz gehandelt, hat

einerley Strafe mit andern zu gewarten. Niemand darf vor Verlauf vier und zwanzig Stunden in den Tempel kommen, welcher Umgang mit ſeiner Gattinn gehabt hat. Auch enthält es beſondere Vorſchriften für das andere Geſchlecht in ihren beſondern Vorfällen. Die Prieſter müſſen nach demſelben jährlich zweymal zuſammen kommen, da alsdenn die Angelegenheiten der Kirche betrieben werden. Und dergleichen enthält dieſes Buch mehr, welche wir ſchon vorher berührt haben. Dies iſt die Beſchreibung einer chriſtlichen Kirche, welche mitten unter ihren Feinden beſtändig bey ihrer Religion geblieben, und die uns ſo lange unbekannt geweſen iſt, der wir noch ferner Beſtändigkeit, aber auch eine nähere Einſicht und Erkenntniß in der chriſtlichen Lehre wünſchen, damit ſie das ablegen, was nicht zur chriſtlichen Religion gehört.

O.

Etwas vom Erbſenbau im Felde.

Es iſt bekannt, daß die Felderbſen in dem Haushalt eine nützliche Frucht ſind, und von den mehrſten gerne genoſſen werden, beſonders zu einer Jahrszeit, wenn die grünen Gemüſe bereits vergriffen. In dieſem Falle ſind ſie auch den Gartenerbſen vorzuziehen, weil ſie weit angenehmer und nicht ſo herbe von Geſchmack ſind.

Ihr Anbau aber wird in manchen Gegenden ſehr vernachläßiget, weil man vielfältig die rechte Beſtellungszeit nicht getroffen, oder die Witterung denſelben nicht vortheilhaft geweſen. Denn ſehr oft iſt es noch im Frühling zu kalt, um ſie bey Zeiten zu ſäen, welches dieſe Frucht doch verlangt. Bald fällt eine trockene Witterung im April, May und Junius vor, welche ihren Wachsthum, indem ſie noch nicht ſo groß ſind, daß ſie ihren Fuß beſchatten können, verhindert; die Gewitter, welche alsdenn vielfältig vorzukommen pflegen, wenn die nach gewöhnlicher Art geſäeten Erbſen blühen, thun ihnen auch leicht Schaden. Die ſpäte Erbſe iſt gemeiniglich der regnigten Witterung im Herbſt bloß geſtellt, beſonders zu der Zeit, wenn ſie reif geworden: daher die mehrſten Schoten ſich öffnen, und die beſten Körner auf dem Lande zurückbleiben.

Alles dieſes kann vermieden werden, wenn man auf folgende Weiſe verfährt. Man läßt ein Stück Land, oder ſo viel einer zu beſäen Luſt hat, gleich nach der Gerſtenernte, nachdem es vorhin zur Winterfrucht wohl gedüngt worden, und bereits nach ſolcher Zeit Rocken und Gerſten getragen hat, ſchmal und flach umpflügen, nach Michaelis aber ſcharf eggen, auch wieder ſchmal und flach umpflügen. Den 1ten December zum Exempel, oder einige Tage nachher, ſo wie

es

es die Zeit und Witterung verstattet, muß das Land wieder geegget, den zweyten oder dritten Tag darauf die Erbsen ausgesäet werden, und zwar etwas dicke, welche alsdenn flach untergepflügt, und hernach sehr wenig beegget werden, damit die Klöße nicht völlig zergehen und die Erbsen etwas gegen die rauhen Winde Schutz haben. Es ist alsdenn sehr gut, wenn die Erbsen eingeackert sind, ehe ein Frost einfällt. Sie pflegen darauf im Monat März anzufangen zu keimen; wenn auch alsdenn noch Nachtfröste, auch sogar im April vorkommen, so thut es doch den Erbsen selten Schaden. Sie werden im Maymonat gewiß blühen, im Junius Schoten zeigen, und im Julius reif seyn.

Dieses Säen kann auch noch im Januar vorgenommen werden, auch wohl im Monat November, wenn bald darauf ein Frost erfolgt, damit die aufgekeimten Erbsen nicht nachher davon überfallen werden, welche sonst leicht Schaden davon nehmen. Jedoch pflegen nicht alle zu verderben, indem einige Erbsen späte keimen, und der Keim tief unter der Erde bleibt, so daß die Kälte ihm nicht schadet. Aus dieser Ursache ist es gut, wenn die Erbsen untergepflügt werden. In der Natur findet diese Art von Bestellung ihren guten Grund, man weiß auch, daß die Winterfeuchtigkeit den Gewächsen viele Kraft giebt, wenn sie nicht übermäßig ist. Wird aber das Land allererst im Frühling zu dieser Saat bereitet, so nehmen die Sonne und dürren Winde viele und die besten Säfte weg, deren hingegen, die im späten Herbst oder vielmehr im Winter gesäeten Erbsen völlig genießen. Ferner ist die Erbse durch die Feuchtigkeit zum Keimen zubereitet worden, daher sie im Frühling bald treiben kann. Die Erntearbeit wird auch dadurch erleichtert, weil selbige schon im Julius vorkommt, da noch selten anders Korn reif seyn möchte. Nicht zu gedenken des Nutzens, den solche früh hervorgekommene Erbsen von dem Thau haben, und sich zeitig genug gegen die starke Sonnenhitze beschatten können.

Schließlich ist noch anzumerken, daß zu dieser Aussaat keine andere als Früherbsen genommen werden können, als welche von den Späterbsen wesentlich unterschieden sind, und eine Aussaat im Winter nicht leiden. Das Land hierzu muß nicht frisch gedüngt, jedoch auch nicht zu mager seyn.

Weiße Stärke von Kartoffeln zu machen.

Man nimmt hierzu die größten Kartoffeln, von der frühzeitigen glatten Art. Nachdem solche eine Nacht im Wasser gelegen, und vom Sande wohl gereiniget sind, werden sie auf einer hiezu bequemen Reibe klein gemacht, diese Masse bleibt einen oder zween Tage zum Abtrocknen liegen; alsdenn wird in ein räumliches Gefäß, nach Gutbefinden, Wasser gethan, und ein Haarsieb, wie man zur Milch zu gebrauchen pflegt, oben auf das Wasser gesetzt, und die klein geriebenen Kartoffeln, indem man das Sieb hin und her bewegt, dadurch gewaschen, das durchgewaschene Mehl senket sich sogleich an den Boden des Gefäßes. Die in dem Siebe zurückgebliebenen Fasern und Stückgen, oder was sonst sich findet, sind ein gutes Futter für Schweine und Hornvieh.

Wenn sich nun alles Mehl an den Boden gesetzt, welches bald zu geschehen pflegt, gießt man das unreine Wasser ab, und reines wieder auf. Alsdenn wird mit einem hölzernen Spaden die Masse fleißig eingerührt. Nach Verlauf von einigen Stunden hat es sich abermals wieder gesetzt, da denn die oben auf dem Wasser schwimmenden Unreinigkeiten, die etwan durch das Sieb mit durchgedrungen, leicht wegzunehmen sind. Dieses Ab- und Aufgießen, nachdem es sich jedesmal gesetzt, kann verschiedentlich wiederholt werden. Je öfter es geschieht, desto weißer und kleiner wird hernach das Mehl.

Zuletzt wenn sich alles wieder gesetzt, und das Wasser abgegossen, wird das Mehl herausgenommen, und auf Papier oder reinen Brettern dünne aus einander gebreitet und an einem lüftigen Orte getrocknet.

Aus Einem Scheffel Kartoffeln erhält man gemeiniglich vier bis fünf Pfund Stärkemehl. Wenn nun das Pfund zu 4 Mgr. in Anschlag kommt, so ist der Gewinnst 16 bis 20 Mgr. die Mühe wird durch den Abfall, welchen man dem Viehe giebt, größtentheils vergolten. Diese Methode würde an solchen Orten vielen Nutzen schaffen, wo viele Kartoffeln gebauet werden und auf andere Weise nicht zu versilbern sind.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Montag, den 19ten August 1776.

Dr. Daniel Solanders, Aufsehers bey dem brittischen Museo, Abhandlung von der Furia infernali. *)

(Aus dem Lat. der Nov. act. Societ. reg. Upsaliens. 1773. 4.)

Bey einem Arzte kommt es erstlich darauf an, die Ursache einer jeden Krankheit zu entdecken, denn ohne diese zu kennen wird er nie im Stande seyn die Krankheit zu heben. Dann muß er zweytens das Uebel selbst entweder wegzuschaffen, oder wenigstens zu lindern suchen. Oftmals ist es aber sehr schwer die wahren Ursachen einer Krankheit kennen zu lernen, weil die mehrsten Gefahren welche uns bevorstehen, sich nicht voraussehen lassen, und sich selbst dem fleißigsten Beobachter entziehen. Giebt man auf die Krankheiten der Haut, z. B. die Krätze und andere Arten von Ausschlag Achtung, so sieht man, wie leicht wir ihre Entstehungsart verkennen, da es nur erst kürzlich entdeckt ist, daß die Krätze von gewissen kleinen Thierchen herrührt, welche man in vorigen Zeiten niemals für die Urheber davon gehalten hätte. Man weiß nun, daß je von einer andern Art Milben (Acari) a) eine verschiedene Art von Krätze hervorgebracht werde.

*) Einige der größten Naturforscher, z. B. Haller, haben bishers an dem Daseyn dieses merkwürdigen Thieres gezweifelt; da nun das schwedische Werk nicht in jedermanns Händen ist, so kann es den Lesern nicht unangenehm seyn, diese längst erwartete Abhandlung hiedurch allgemeiner gemacht zu sehen. Der Verfasser ist der berühmte reisende Naturalist, welcher mit Banks und Cook bey ihrer Reise um die Welt, Neu Süd-Wallis entdeckt. Das Thier oder vielmehr der Wurm, von welchem hier die Rede ist, gehört bey dem Ritter von Linné unter die Thierpflanzen oder Zoophyta, m. s. Syst. nat. ed. XII. p. 1325. Müller nennt das Geschlecht dieses Wurms in seinem Commentar. über das Linneische System 6ter Th. S. 915. den Höllendrachen und diese Art selbst den Tollwurm.

Anm. d. Uebers.

a) Linnäus und einige andere glauben, daß der Acarus Siro, Acarus exulcerans, und Acarus dysenteriæ, Krätze, Schwindsucht, Durchlauf und dergleichen hervorbringen. Man s. Syst. nat. ed. XII. p. 1024. und Amœn. acad. 57. p. 97. ferner Murray de vermibus in lepra obviis. &c. Gœttingæ 1769. Anm. d. Uebers.

In Amerika lebt auf dem Felde eine Art Floh b), welche in die nackenden Füße der Sklaven eindringt, und wo man ihn nicht sogleich wieder herauszieht, so läuft der Mensch Gefahr deshalb den Fuß zu verlieren. Die Krankheit, so unter dem Namen der vena Medinensi bekannt ist, rührt von einem Wurm c) her, welcher sich in den feuchten Orten beyder Indien findet. Es entstehen, wenn dieser Hautwurm in den menschlichen Körper unvermerkt eingedrungen ist, schwere Fieber und die heftigsten Schmerzen, bis das Thier an die Oberfläche des Körpers gekommen ist, denn zeigt er sich als ein kleiner Punkt auf der Haut, und muß mit großer Sorgfalt, daß er nicht abreiße, herausgezogen, oder vielmehr gewunden werden. Denn im Fall dieser fadenähnliche Wurm beym Herauswinden abreißt, so geht der zurückgebliebene Theil ins Innere des Leibes, und wird oftmals dem Menschen tödtlich. Kämpfer hat diese fürchterliche Krankheit genau untersucht.

In Schweden glaubt der gemeine Mann, daß der Gordius welcher hier **Tagelorm** heißt d), **den Wurm am Finger** (Paronychia) hervorbringe, besonders weil die Fischer und Waschfrauen am häufigsten damit behaftet sind. Diese Meynung ist auch wohl die wahrscheinlichste, obgleich die meisten Aerzte dem abwechselnden Eintauchen der Hände in kaltes und warmes Wasser nebst der Seife, diese Krankheit zuschreiben. Ich will mich aber hiebey nicht weiter aufhalten, sondern anjetzo eine Krankheit beybringen, welche die europäischen Aerzte bishero so wenig als die mehrsten Krankheiten des entfernten Indiens gekannt haben. Nur bloß diejenigen Bey-

b) Pulex penetrans Linn. Syst. Ed. XII. p. 1021. Man kann in Catesby, oder für deutsche Leser, in Seligmanns Vögeln, 4ter Th. 108 Tafel eine gute Abbildung davon sehen, er heist sonst Chego, und ist in den innersten Theilen von Amerika zwischen den Wendekreisen sehr schädlich. Sie stechen durch die Haut, und legen unter selbige einen Sack voll Eyer, so groß als eine kleine Erbse. Dieser verursacht große Schmerzen bis er ausgenommen wird, beym Herausnehmen muß man sich sehr in Acht nehmen, daß der Sack nicht zerreiße, widrigenfalls entsteht oft der Brand, wodurch der Fuß, ja das Leben selbst in Gefahr stehen. Dieser Chego ist wohl wenig von der Nigua des südlichen Amerika unterschieden. A. d. Ueb.

c) Beym Ritter Linné heißt dieser Wurm Gordius medinensis. Gord. totus pallidus Syst. nat. ed. XII. p 1075. Kæmpfer Amœnitat. exotic. Fasc. 3 n. 524. nennt ihn Dracunculum Persarum. Er heißt aber von Medina in Arabien, wo er sich häufig finden soll, Medinensis, doch ist er nicht nur bloß da zu Hause, sondern man findet ihn in Persien, Indostan, in Siberien am Jaic, in Aegypten, ferner auf der Küste von Guinea, in dem spanischen und holländischen Amerika. Der Ritter sagt, wenn man das Switensche Mercurialmittel gebrauche, so würde er in 20 Tagen herausgetrieben, da es sonst wohl 40 dauert. A. d. Ueb.

d) Gordius aquaticus. Gordius pallidus extremitatibus nigris. Linn. Syst. XII. p. 1075. Linné sagt hier, daß es nunmehro durch einen Augenzeugen bestätiget sey, daß die Paronychia oder der Wurm am Finger von dem Bisse des Gordii herrühre. A. d. Ueb.

Beyspiele führe ich hier an, welche ich bey meinem Aufenthalte in Westbothnien, meinem Vaterlande, und dem angrenzenden Lapplande selbst habe sammeln können. Skätt, das ist, Schlag oder Stoß nennen die nördlichen Völker diese Krankheit, und selten werden andere Leute als solche damit befallen, welche auf dem Felde zu thun haben. Die Lappländer werden beschuldigt, daß sie Jemanden diese Krankheit anzaubern könnten, ob sie gleich völlig unschuldig sind. Man glaubt nemlich, daß die Lappen gewisse Kugeln, welche man Tyren nennt, durch Zauberey in der Luft herum trieben, von diesen Zauberkugeln fielen alsdenn Haare auf Menschen und Vieh herab, und diese Haare tödteten mit erschrecklichen Schmerzen. Daß dies weiter keiner Wiederlegung verdiene, zeigen die Kugeln selbst, welche weiter nichts sind als die Haarbezoare (Aegagropilæ) so sich in den Mägen des Viehes hauptsächlich von den durch das Lecken hinuntergeschluckten Haaren zusammen rollen. Ob nun also gleich die gemeine Meynung vom Entstehen der zu beschreibenden Krankheit falsch ist, so darf man sie doch nicht ganz aus der Acht lassen, weil wir gleich sehen werden, daß sich wirklich etwas ähnliches bey der wahren Ursache dieser Krankheit mit diesem Aberglauben findet.

Diese Krankheit, welche also der Stoß (oder vielmehr Stich) genannt wird, eräugnet sich glücklicherweise in Schwedisch Gothland anjetzo sehr selten, ist dem mittäglichen Europa kaum bekannt, aber längst dem Bothnischen Meerbusen bey den Ost- und Westbothniern und in Lappland desto häufiger, am häufigsten wüthet sie aber in dem Tornaischen und Kirmischen District von Lappland, so daß selten ein Jahr hingeht, wo nicht dort einige Menschen davon befallen werden. Man trifft in den Schriften der neuern Aerzte von dieser Krankheit kein Wort an, und dies zeigt deutlich, daß die vom Pole entfernten Länder sie gar nicht kennen, denn sonst würde man bey so vielen geschickten Aerzten, welche uns Beobachtungen merkwürdiger Krankheiten geliefert haben, oder in den Schriften gelehrter Gesellschaften wenigstens etwas davon lesen. Mir hat zuerst der Ritter Linné die Krankheit, und besonders ihre wahre Ursache, den kleinen Wurm, bekannt gemacht e). Dieser hatte einen solchen Wurm von dem Probst Erwast von Kirmi g) aufgetrocknet erhalten, allein es war ihm nicht möglich, nach diesem aufgetrockneten Wurm das Geschlecht zu bestimmen. In der Anzeige des Ritters von dieser Krankheit, führt er eine merkwürdige Nachricht eines gewissen Gothenburgischen Arztes, eines Holländers

e) Herr Prof. J. Beckmann in Göttingen glaubt, daß sich in unsern Gegenden Spuren einer ähnlichen Krankheit zuweilen äußerten, in seiner Physic. Bibliothek, 5ten Band. S. 557.

f) Er war diesem Prediger beym Essen in die Schüssel gefallen.

ders mit Namen Naaldyk, vom Jahre 1631 von einem Wurm an, welchen die Holländer zu der damaligen Zeit de Uiver sollen genannt haben, und dessen Stich oder vielmehr Eindringen in die Haut so tödtlich gewesen ist, daß er oftmals in einer einzigen Stunde getödtet habe, falls man ihn nicht sogleich ausgeschnitten und ausgebrannt, deswegen sey er auch de Moord (der Mord) genannt. Es scheint wohl, daß dieser Wurm, den Naaldyk observirt hat, kein anderer als unsere Furia gewesen sey, das ist aber merkwürdig, daß man anjetzo in Holland oder dortigen Gegenden nicht das mindeste mehr von dieser Krankheit hört, so daß er sich dort ganz verloren zu haben scheint f). Eben deswegen will ich das erzählen, was ich in dem Vaterlande dieses Wurms selbst davon erfahren habe. In Ost- und Westbothnien scheint die Furie die größten Sümpfe der unbebauten Theile dieses Landes zu bewohnen, denn diejenigen welche da herum wohnen, werden am häufigsten von der Krankheit befallen.

Zwey Dinge sind aber dem Beobachter hauptsächlich merkwürdig, ja fast unbegreiflich; erstlich, daß ein Wurm der keine Flügel hat, könne in die Luft fortgeführt werden, und zweytens, daß er auch im Winter in der Luft lebe, da doch andre Würmer zu der Zeit entweder im Wasser oder in der Erde sich verstecken. Dies hätte beynahe verursacht, daß, wenn ich nicht selbst die Krankheit gesehen und den Wurm in Händen gehabt hätte, ich die ganze Erzählung davon für erdichtet gehalten hätte. Allein die Natur bietet uns täglich so viel unglaubliches dar, daß es vernünftiger ist zweifelnd zu untersuchen, als geradezu zu läugnen.

Wenn der Wurm zuerst einen Menschen getroffen hat, oder vielmehr auf ihn gefallen ist, so zeigt sich an der kranken Stelle ein schwarzer Punkt, und erregt ein heftiges Jucken. Diejenigen Theile des Leibes, welche der Luft besonders ausgesetzt sind, fällt dies Thier am häufigsten an, z. B. Hand, Arm, Schulter und Hals, und zwar mehrentheils alsdann, wann sie nicht in perpendicularer Richtung liegen. Auf das Jucken folgt ein schrecklicher Schmerz mit einem rothen Flecke, der bald schwarz wird, und sich wie bey einem krebsartigen Geschwür mit einer starken Entzündung verbreitet. Der verwundete Theil schmerzt, als würde er gezerrt oder gerissen, und dabey entsteht ein heftiges Fieber, daß, im Fall nicht sogleich Hülfe angewandt wird, der Kranke in ein bis zwey Tagen, ja oftmals in wenigen Stunden stirbt. Ueberwindet man auch das Fieber nach einigen Tagen, so bleibt dennoch ein bösartiges Geschwür nach, welches durch kein bekanntes Mittel kann geheilt werden, sondern auf viele Jahre, ja öfters auf die ganze übrige Lebenszeit den verwundeten Theil absterbend macht, und den Menschen nach und nach langsam hinrichtet. Die fürchterlichs

f) Amœnitat. acad. Vol. 3. p. 322.

terliche Gewalt des Uebels läßt sich am besten aus folgenden Beyspielen, welche ich theils selbst gesehen habe, theils mir von glaubwürdigen Zeugen erzählt sind, abnehmen.

1754 den 17ten März gieng ein Student Martin Salo in Hankipud in Ostbothnien, des Morgens noch nicht angekleidet vor die Thür, da er wieder ins Haus gegangen war, fühlte er zwischen den Schulterblättern einen Schmerz, der in wenigen Minuten ihn fürchterlich quälte. Die Umstehenden sahen an dem schmerzhaften Theil nichts weiter in der Haut, als ein schwarzes Pünktgen, wie das Ende einer Schweinsborste. Man ergriff dies sogleich mit einer Messerspitze, um es herauszuziehen, allein da es zerriß, so blieb ein Theil davon im Körper stecken. Nun wuchs der Schmerz beständig, und es blieb also kein anderes Mittel übrig, als die Haut und das Fleisch auszuschneiden, um alsdenn den Wurm ganz heraus ziehen zu können. Unterdessen litt der Kranke so entsetzlich, daß der Schweiß mit den größten Tropfen herablief. Er sagte, da er wieder zu sich selbst kam, es wäre ihm, als wenn Fischangeln in dem Fleische hin und her gerissen würden. Das herausfließende Blut war schwärzlich, und ob man gleich mit der Operation sehr eilte, so war demohngeachtet der Fleck schon sehr verbreitet worden.

Die Finnen, an diese Gefahr mehr gewöhnt, essen öfters mit den Zähnen den Wurm, oder wie sie sagen, den hineingeschossenen Pfeil heraus, und sie bezeugten mir, daß wenn sogleich der ganze Wurm herausgebracht würde, so verbreite sich der schwarze Fleck dennoch über einen großen Theil des Körpers. Die Frau des Elieson aus Roßwik, einem Dorfe in dem Pithoischen Kirchspiel Namens Sara, hatte auf einer sumpfigten Wiese Heu gemacht. Als sie des Abends zu Beite gehen will, fühlt sie einen Schmerz im dicken Schenkel, gegen Morgen wurde dieser Schmerz wüthend. Man sah einen schwarzen Fleck mit einem kleinen Geschwulst und Entzündung. Weil kein Arzt da war, machte man einen Umschlag von Brey, aber der Schmerz nahm zu, und andere angewandte Mittel waren gleichfalls fruchtlos. Das Fleisch wurde von Fäulniß angegriffen, und wenn man glaubte, daß das Geschwür zugeheilt sey, so brach es mit grausamen Schmerzen wieder auf, und seit sechs Jahren ist das ganze linke Bein äußerst elend.

Ein Hausknecht wurde, als er die Sicheln schärfte, von der Furie am Schenkel getroffen, und der Fleck wurde sogleich, wie die Schmerzen, sehr ansehnlich. Man rief also eine alte Frau aus der Nachbarschaft, welche als ein Arzt für dergleichen Fälle bekannt war. Der Kranke erwachte unterdeß aus seiner Betäubung mit schrecklichem Geheul, und man konnte ihn auf keine Weise dahin bringen, daß er sich der Operation ruhig unterwürfe, so daß man sich gezwungen sah ihn auf einem Brete fest zu bin-

den. Die Alte machte darauf mit einem scharfen Messer drey stark blutende runde Schnitte um die Wunde, einen um den andern, so daß der erste Zirkelschnitt den Entzündungskreis einschloß. Darauf rieb sie mit dem messingenen, warm gemachten Messerstiele dreymal, von Osten nach Westen zu, den kranken Theil, und wiederum dreymal von Westen nach Osten, und darauf zog sie dann den Wurm heraus. Während der vielen abergläubischen Ceremonien hatte indeß der Entzündungskreis über einen Zoll im Durchmesser bekommen. Der herausgezogene Wurm soll, wie man mir sagte, beynahe einen Zoll lang gewesen seyn. In die Wunde that die Frau weiter nichts hinein als ein wenig Birkenöl, ließ einige Tage, nach vorhergehendem Abwaschen mit Wasser mit dem Gebrauch dieses Oels fortfahren. Diese erfahrne Alte sagte, daß, wenn sogleich nach dem Vorfall die Einschnitte gemacht würden und Birkenöl hinein gegossen würde, so käme die Furie um, ohne andere Hülfsmittel anzuwenden. Sie bezeugte ferner, zum Beweise, daß der Wurm wirklich lebe, sie habe ihn auf der Spitze des Messers sich bewegen gesehen, und ferner so gienge der Wurm, im Falle jemand an der Krankheit stürbe, nach dem Tode sogleich von freyen Stücken aus der Wunde, dies wisse sie nicht nur von andern, sondern habe es zweymal selbst aus der Erfahrung. Ein Finnischer Bauer, Erich Samuel Loicka, nachdem er den 30ten August 1755 den ganzen Tag in der Hitze eingeerntet hatte, gieng in den nächsten Wald, um ein Pferd aus der Weide zu holen. Da er bey dieser Gelegenheit, in einem Sumpfe von einem Rasen zu dem andern springt, so fühlt er sich plötzlich vorn an der linken Schulter, wo er nur mit dem Hemde bedeckt war, getroffen. Anfänglich glaubte er, er habe sich gegen einen hervorstehenden Zweig, oder dergleichen gestoßen, bis er aus dem zunehmenden Schmerz endlich den nun nicht mehr zweifelhaften Feind erkannte. Ohne weitern Vorzug eilte er also zu Hause, langte aber, ob er gleich stark lief, in vollem Schweiß nicht vor 11 Uhr an. Er erzählt den Zufall, allein da sich Niemand trauet die Operation richtig zu verstehen, so schicken sie einen Boten an einen Bauer, der als Arzt bekannt war, aber eine halbe Meile von da wohnte. Während dessen litt der Kranke erstaunlich, bald lag er ganz sinnlos da, dann fuhr er mit schrecklichem Schreyen und Weinen in die Höhe, bald krümmte er sich wie ein Wurm zusammen. Endlich kommt der Arzt und trifft den Kranken noch lebend an, auch stand noch in dem Entzündungskreise der schwarze Punkt von der Furie hervor. Allein während dessen daß Feuer angemacht, und das Messerheft hinein gelegt wird, und man die übrigen hiezu nöthigen Dinge besorgt, stirbt der Kranke, und wird also ein trauriges Opfer des durch Aberglauben verursachten Zögerns. Der Fleck war jetzt eine Viertel Elle

groß

groß und eckigt, und zeigte eine kleine Oeffnung, woraus, wie sie sagten, der Wurm herausgegangen sey, so bald der Kranke gestorben. Denn auch dieser Arzt versicherte, daß der Wurm nie in den Todten lange bleibe.

1755 den 11ten Aug. gegen Abend, gieng eine Finnische Magd in Gesellschaft zweyer andern, nach einem Teich, sich zu baden. Als die erstere noch nackend am Ufer stand, da die beyden übrigen bereits im Wasser waren, fängt ihr der untere Theil des Schenkels plötzlich an zu schmerzen. Sie achtet es nicht, sondern geht dennoch ins Wasser, obgleich die übrigen es ihr abriethen. Der Schmerz wurde aber bald heftiger, sie mußte nicht nur sogleich das Wasser verlassen, sondern lief selbst halb nackend zu Hause, wo man sie bey ihrer Ankunft für verrückt hielte. Sie sprang auf und nieder, schrie heftig, und sprach unter schwerem Athmen unvernehmliche Worte. Da sie endlich die Ursache ihres Schmerzens erzählen konnte, so wurde sie fest gehalten, und ihr Herr zog den Wurm, der noch ansehnlich aus der Wunde hervorragte, heraus. Die Furie war an dem einen Ende schwarz, hingegen der übrige Theil des Leibes grau und fleischfarben. Der blauligte Fleck einer Erbse groß, war ziemlich helle, dies hält man für ein schlimmeres Zeichen, als wenn er dunkel ist. Uebrigens ward das Mädgen gleich wieder hergestellt, so daß sie schon den folgenden Tag ihre Arbeit wieder verrichten konnte. Der Gerichts-Amtmann Mich. Eurenius Hoyer erzählte mir in Lalix, daß er zweymal von der Furie getroffen sey, und zwar im Winter, welches, wie die hierin erfahrnen Finnen bezeugen, etwas sehr seltenes ist. Beyde mal war es ihm zugestoßen, als er über den Fluß Torera gieng, bey sehr neblichter Luft und geringer Kälte. Das erstemal traf ihn der Wurm oben auf der Hand, das zweytemal am Arme, nahe an der Hand. Der Fleck verrieth wie gewöhnlich den Wurm, und ein Finne zog nach vorher gegangenen oben erwähnten Gebräuchen die Furie heraus. Herr Hoyer der öfters sehr schwer an der Gicht krank gelegen, versicherte, daß der heftigste Gichtschmerz unendlich von dem so die Furie hervorbringe übertroffen werde.

Der Bediente des General Palmstrauchs, Johann Nicolai, war in Piethrea, zur Zeit der Sonnenwende, bey Nacht ungekleidet aus dem Hause gegangen. Als er sich wieder zu Bette legen will, fühlt er einen Stich am Enkel des Fußes, er sah nichts als einen dunkeln Punkt, und rieb die Stelle viel mit der Hand. Da der Schmerz sehr zunahm, so rief man einen Chirurgus, dieser legte ein Pflaster auf, wodurch der Geschwulst sowohl als der Schmerz nur zunahmen. Es entstand ein bösartiges Geschwür, und nachdem man alles vergeblich versucht hatte, so sah der Wundarzt sich genöthigt, das verdorbene Fleisch

weg-

wegzuschneiden, und den Schaden nach der gewöhnlichen Art zu behandeln.

Einen Knecht des Eisenfabrikanten Fougt, traf die Furie am rechten Schenkel, als er in einem Kahne über den Tornaischen See schiffen wollte, und da dieser Theil bekleidet war, so ist es glaublich, daß der Wurm selbst durch die Kleider durchgedrungen sey: der Kranke wurde durch Herausziehung des Wurms geheilt.

Es wäre überflüßig mehrere Beyspiele beyzubringen, da in dem nördlichen Theil von Ost- und Westbothnien diese Vorfälle ganz gemein sind, ja in den nördlichsten Kirchspielen ist kaum ein Dorf, wo nicht entweder von der Furie getroffene oder geheilte aufzuweisen wären. Diese häufigen und traurigen Vorfälle haben die Einwohner dortiger Gegenden zu besonders geschickten Aerzten dieser Krankheit gemacht, wenigstens sind stets einige unter ihnen, welche den Schaden mit großer Geschicklichkeit heben. Sie öffnen den getroffenen Ort mit einem scharfen Messer, und ziehen mit äußerster Sorgfalt die Furie so heraus, daß nicht das mindeste davon in der Wunde zurückbleibe, welches sonst von schädlichen Folgen wäre. Der Wurm kann aber ohne jene entsetzliche Schmerzen nie herausgezogen werden, wie aus den angeführten Beyspielen erhellt.

Eine solche herausgezogene Furie ist nicht länger als die Breite eines Nagels, dünne wie ein Haar, einem Faden ähnlich, blaß von Farbe, und an beyden Seiten mit Stacheln besetzt, welche in Einer Reihe sitzen, und welche, wenn sie zurückgebogen werden, gegen den Körper der Furie sich hineindrücken. Diesen kleinen Stacheln hat man am wahrscheinlichsten zuzuschreiben, daß der Wurm so leicht in den menschlichen Körper eindringen, aber hingegen beym Herausziehen sich so feste halten kann, und da die Stacheln gleichsam als Wiederhaken in der Wunde dem Herausziehen widerstreben, so erregt er dadurch die unglaublichsten Schmerzen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Freytag, den 23ten August 1776.

Schluß der Abhandlung des Dr. Daniel Solanders, Aufsehers bey dem brittischen Museo, von der Furia infernali.

Ich muß gestehen, daß mir dieses unter allen Thieren das am schwersten zu bestimmende Geschlecht scheint, es ist indessen gewiß, daß die Furie ein Wurm und kein Insekt sey, denn sie kommt der Figur nach, sehr mit dem Gordio überein, das ist, sie ist einem Faden oder vielmehr dünnen Haar ähnlich. Die Häkgen oder Angeln, womit die Furie an beyden Seiten bewaffnet ist, zeigen aber deutlich, daß sie von dem Gordio verschieden sey. Keinem Wurm kommt aber die Furie näher als dem Regenwurme (Lumbricus), der am Ende des Körpers gleichfalls auf drey Seiten solche Stacheln hat. Indessen ist die Furie dennoch hierin verschieden, da ich diese Stacheln bey ihr nur in zwey Reihen gesetzt gefunden habe. Ueberdem besteht der Regenwurm aus verschiedenen Ringen, da hingegen die Furie ganz glatt ist, und ihre Oberfläche ohne Abtheilungen fortläuft. Ich darf es daher wagen, wegen der Furie ein ganz neues Geschlecht zu machen. Furia soll der Geschlechtsname, und höllische Furie der Name der Art seyn: denn keine Krankheit oder Schmerz kommt dem so nahe, welcher, wie die alten Poeten sagen, von den höllischen Furien erregt würde, als dieser. Der Charakter des Geschlechts ist: Fadenförmiger Körper, ununterbrochen, glatt, an beyden Seiten mit Stacheln (oder Bürsten) besetzt, die gegen den Leib gedrückt sind. Die Krankheit heißt in den nördlichen Ländern Skätt, Schlag, weil sie die Menschen plötzlich wie ein heimlich abgeschossener Pfeil trifft und tödtet. Die Finnen dortiger Gegenden nennen es in ihrer Sprache Karskema, oder auch Laukaustauti, welches so viel sagen will, als eine Krankheit, welche mit einem plötzlichen Schlage anfällt. Den Wurm selbst nennen die Schweden Skaetpil, oder einen Pfeil der mit einem Schlage trifft, und dies drücken die Finnen durch Laukausnuaeli aus, und diese Namen sind wirklich der Sache angemessen, da die mit

Stacheln bewaffnete Furie nicht anders als ein hakigter Pfeil trifft. Diese erschreckliche Krankheit läßt sich zu keinem andern Geschlechte als zu der Paronychia (Wurm am Finger) rechnen, welche die Finger, oder die Zeen, oder auch die Hand, ja selbst das Gesicht, wie durch Beyspiele bekannt ist, angreift. Denn die Paronychie fängt gleichfalls plötzlich an ohne vorhergegangene sichtliche Ursache, erregt eine Entzündung mit den heftigsten Schmerzen, frißt selbst die Knochen an, und bringt oftmals ein unheilbares Geschwür hervor, welches sich nicht eher sehen läßt, bis die Knochen selbst darauf gehen. Daher nenne ich die Krankheit, welche durch die Furie entsteht, eine schreckliche Paronychie, von einem Wurme (Paronychia horrenda ex verme). Da es aber bekannt ist, daß der Wurm am Finger diejenigen besonders trifft, welche die Füße oder Hände häufig ins Wasser bringen, so halte ich es allerdings der Mühe werth zu untersuchen, ob diese Krankheit nicht gleichfalls so entstehe, wie ich bereits oben angeführt habe, nemlich gleichfalls von einem Wurme. Dies wird auch selbst durch unsere abgehandelte Krankheit und ihre Aehnlichkeit mit der Paronychie wahrscheinlich.

Hier muß ich das noch anführen, was der Provinzial-Medicus Hägardt angemerkt hat, als er in Finnland die epidemischen Krankheiten untersuchen mußte. Er fand, daß nicht nur Menschen, sondern auch Pferde plötzlich mit einer fürchterlichen Krankheit befallen wurden, deren Kennzeichen sehr mit denen überein kamen, welche sich bey der Paronychie oder Furie antreffen lassen. Unter andern erzählt er von einer Frau, welche gleichfalls plötzlich vom Wurme getroffen sey, und da sie sich gar nicht zu helfen gewußt, so habe sie in der Noth frischen Käse, welchen sie eben, als sie dies Unglück traf, verfertigte, auf die Wunde gelegt, dies sey von so vorzüglicher Wirkung gewesen, daß innerhalb sechs Stunden aller Schmerz gehoben sey. Nachmals haben sich mehrere dieses Mittels mit eben so gutem Erfolg bedient. Vielleicht zieht die Furie frischen ungesalzenen Käse dem menschlichen Körper vor, und läßt sich also dadurch aus diesem herauslocken. Dies wäre ein sehr bequemes Mittel, und verdiente sehr durch mehrere Beyspiele beglaubigt zu werden. Daß aber Pferde sowohl als anderes Vieh in diesen nördlichen Gegenden, welche ich selbst durchgereist habe, plötzlich ganz wüthend werden, ohne irgend eine sichtliche Ursache, ja daß sie oftmals in weniger Zeit daran sterben, dies ist ausgemacht wahr. Unstreitig rühren auch diese fürchterlichen Fälle von der Furie gleichfalls her.

K. A. W. Z.

Der

Der Hügel des Wissens.

* * *

Eine Erscheinung.

(Aus dem Englischen. *)

In der Jahrszeit, da der heitere Himmel, die bunten Früchte, so den Erdboden decken, das entfärbte Laub, und all die süßen, aber welkenden Grazien des Herbsts, das Herz dem Wohlthun öffnen, und es zu Betrachtungen in den Stand setzen; wandelt' ich in einer schönen, romantischen Gegend herum, bis die Begierde nach neuen Anblicken den müden Gliedern nachgab. Ich setzte mich nieder auf einen gebrochenen mit Moos bewachsenen Felsen, wo das Gerieſel des fallenden Laubs, das Stürzen des Wassers, und in der Ferne das Gesumse der Stadt meine Seele in die vollkommenste Ruh wiegte; und als ich den süßen Träumereyen, welche die Gegenstände um mich her natürlicherweise mir eingaben, nachhieng, schlich der Schlaf sich unvermerkt bey mir ein.

Ich befand mich gleich darauf in einer großen weiten Ebne. Auf ihrer Mitte erhob sich ein Berg, größer, als ich mir je vorher einen gedacht hatte. Eine Menge Volks, vorzüglich Jünglinge, deckten ihn. Viele von ihnen drängten sich vorwärts mit dem lebhaftesten Ausdruck des Eifers in ihren Geberden, obgleich der Weg an vielen Orten steil und beschwerlich war. Ich bemerkte, daß die, so grad' eben angefangen hatten, den Hügel hinanzuklimmen, sich nicht weit mehr von dem Gipfel entfernt glaubten. Aber, wie sie weiter giengen, erhoben sich ihrem Auge beständig neue Hügel, und des höchsten Spitze von denen, welche sie vorher sehen konnten, schien nun der Fuß eines andern zu seyn, bis der Berg zuletzt sich in den Wolken verlor. Wie ich dies alles so anstaunte, erschien plötzlich mein Schutzgeist. „Der Berg da vor dir, sagte „ er, ist der Hügel des Wissens. „ Auf dem Gipfel ist der Tempel der „ Wahrheit, seine Spitze reicht „ über das Gewölk, und der Göttinn „ Antlitz deckt ein Gewand von reinem Lichte. Bemerke den Fortgang ihrer Anbeter; schweig, und „ sey aufmerksam.„

Der einzige ordentliche Zugang zu dem Berge war, wie ich sah, durch ein Thor, das Thor der Sprachen genannt. Ein Weib, nachsinnenden und gedankenvollen Blicks, bewacht' es. Beständig regte sie ihre Lippen, als ob sie sich was wiederholte. Gedächtniß war ihr Namen. Beym Eingang in diese erste Thür erschrack ich vor dem Lärmen blärrender Stimmen und widrigklingender Töne. Dieser Eindruck nahm auf mich so zu, daß ich ganz außer mir gerieth,

*) S. Miscell. Pieces in Prose by J. & L. A. Aikin. S. 20.

und den Lärm mit nichts, als der Sprachenverwirrung zu Babel vergleichen konnte. Der Weg war rauh und steinigt; und wurde noch beschwerlicher durch die Haufen von zerbrochenen Bausteinen, welche beständig von den höhern Theilen des Bergs herabrollten: auch Trümmer von alten Gebäuden, über welche die Reisenden bey jedem Schritte hinwegsteigen mußten. Viele, denen solch ein rauher Anfang nicht gefiel, kehrten heim und wagten sich an den Berg nie wieder; indeß andere, Sieger dieser Beschwerlichkeit, nicht Kräfte mehr hatten, höher zu steigen. Diese setzten sich auf Bruchstücke von alten Bausteinen, und predigten der Menge unter ihnen mit den deutlichsten Zeichen der Wichtigkeit und eignen Beyfalls.

Etwa halbweg den Berg hinauf bemerkt' ich an beyden Seiten des Pfades einen dicken Wald, mit beständigem Nebel bedeckt, und ausgehauen in Labyrinthe, Kreuzalleen und schlangenförmige Gänge, welche mit Dorn und Busch verdeckt waren. Man nennt diesen Wald das **Gehölz des Irrens**. Ich hörte bald hier, bald da die Stimme vieler, welche sich darin verloren hatten. Sie riefen sich einander zu, und strebten vergebens, sich heraus zu winden. An vielen Stellen senkten die Bäume ihre Zweige über den Weg her, und oft ruhte ein dicker Nebel auf ihm; doch nie so sehr, daß man ihn nicht durch das Licht, welches vom Tempel der Wahrheit herstrahlte, hätte unterscheiden können.

An dem reizendsten Orte des Bergs standen die Lauben der Musen, deren Amt war, die Lebensgeister der Wandernden aufzumuntern, und in ihren sinkenden Schritten sie anzufeuren durch ihren göttlichen Harfengesang. Nicht weit von da waren die **Gefilde der Dichtung**, voll von tausendfachen wilden Blumen, so in dem wohlthätigsten Boden, reichern Geruchs und glänzenderer Farben, als ich sie in irgend einem Clima gesehn habe, da aufwuchsen. Nah dabey war der **düstre Gang der Allegorie**, so künstlich schattigt, daß das Licht am Mittag nicht stärker war, als heller Mondschein. Dies machte ihn zu einem reizenden romantischen Anblicke für die, welche an stillen Betrachtungen sich vergnügen. Die Pfade und Gänge waren durch verworrene Windungen verwickelt, und am Ende eines jeden stand das Bild einer Grazie, Tugend, oder Muse.

Nachdem ich dies alles betrachtet hatte, wandt' ich mein Aug nach dem Haufen derer, welche den steilen Weg hinanklammern. Ich bemerkte unter ihnen einen Jüngling lebhaften Blicks und durchdringenden Augs, und etwas feurig und unregelmäßig in allen seinen Bewegungen. **Genius** hieß er. Wie ein Adler schwung er sich auf den Berg, seine Gefährten blieben weit hinter ihm, und staunten mit Neid und Bewunderung ihm nach. Aber sein Fortgang war nicht gleich, und tausend boshafte Figuren unterbrachen ihn. Trillerte Wohllust im

Thal,

Thal, mischt' er sich in ihr Gefolg. Wenn Stolz nach dem Abgrund sich neigte, wagt' er sich an den bebenden Rand. Er hatte sein Vergnügen an unwegsamen, nie betretenen Gängen, und wich so oft von der rechten Straße, daß seine schwächeren Begleiter ihn manchmal einholten. Ich sah, die Musen betrachteten ihn mit Theilnehmung, aber die Wahrheit sah oft bös, und wandte ihr Antlitz weg. Indeß der Genius seine Stärke so in excentrischen Flügen verschwendete, sah ich eine Person von ganz verschiedenem Ansehn, sie hieß Anwendung. Mit langsamem, unnachlassendem Schritt kroch sie einher, die Augen auf den Gipfel des Bergs geheftet. Geduldig schaffte sie jedes Hinderniß aus dem Wege, bis sie die mehrsten derer, welche Anfangs ihren langsamen und beschwerlichen Fortgang verlachten, weit unter sich sah. Es waren in der That wenige, welche mit ähnlicher, ununterbrochener Stätigkeit den Hügel hinan stiegen. Denn, außer den Beschwerlichkeiten des Wegs, wurden sie beständig durch einen zahlreichen Haufen von Begierden, Leidenschaften und Vergnügungen zur Seite gerufen: und hatten sie einmal ihrem unverschämten Bitten nachgegeben, konnten sie immer weniger und weniger ihnen widerstehn. Wenn sie gleich auf den Pfad wieder zurückkehrten, fühlten sie nur die Rauhigkeiten des Wegs desto heftiger, der Hügel schien ihnen nun steiler und felsigter, die sonst gesunden und erfrischenden Früchte kamen ihnen barsch und übelschmeckend vor, ihr Blick wurde dunkel, und ihre Füße strauchelten über jeden kleinen Stein.

Ich sah mit innigem Erstaunen, daß die Musen, deren Geschäfft es war, die, welche ernstlich auf den Berg zu kommen strebten, aufzumuntern und anzufeuern, oft in der Laube der Wohllust singen, und diejenigen begleiten wollten, welche von dem Zuruf der Leidenschaften ins Netz gezogen waren. Sie begleiteten sie doch nur eine kleine Strecke, und verließen sie so bald, als sie den Hügel aus dem Gesicht verloren. Die Tyranninnen verdoppelten dann den unglücklichen Gefangenen ihre Fesseln, und rissen sie ohne Widerstand fort zu den Cellen der Unwissenheit und den Wohnungen des Elends. Unter den unzähligen Verführerinnen, welche sich bemühten, die Verehrer der Wahrheit von dem Pfade des Wissens abzuziehen, war eine, in ihrem Aeußern so wenig furchtbar, und so sanft und schmachtend in ihren Anreizungen, daß ich sie kaum würde beobachtet haben, wenn sie nicht unvermerkt so viele mit ihren Fesseln beladen hätte. Die Indolenz (so hieß sie) weit entfernt, in offenbare Feindlichkeiten sich einzulassen, wagt' es nicht, vom Wege abzugehn, sondern hatte ihre Lust daran, das Fortkommen ihres Gefolgs aufzuhalten, und wie sie sie nicht zwingen konnte, ihr Projekt aufzugeben, bereedete sie die Armen, zu verzögern.

Ihr Anrühren hatte dieselbe Kraft, wie der Krampffisch, welcher denen,

die seiner Influenz sich nähern, alle Stärke nimmt. Ihre unglückseligen Gefangnen wandten noch immer den Blick hin zum Tempel, und hofften beständig, dahin zu gelangen; allein der Boden schien unter ihren Füßen fortzugleiten, und ehe sie einmal merkten, daß sie nicht mehr wären, wo sie waren, fanden sie sich unten am Fuße des Bergs. Die ruhige Heiterkeit, welche Anfangs in ihrem Aeußern zu seyn schien, wandelte sich nach und nach in eine melancholische Bläße, welche ein tiefers und immer tiefers Dunkel färbte, wie sie hinabgleiteten in den Strom der Unrichtigkeit; ein schwarzes, schlafendes Wasser, von keinem Hauch gewellt, von keinem Murmeln belebt, bis es in den todten See stürzt, wo die erschreckten Gefährten von dem Fall erwachen, und den Augenblick in den Schlund der Vergessenheit begraben werden.

Keine von denen, welche die Pfade des Wissens verließen, schienen weniger im Stande zu seyn, zurückzukehren, als die Anhänger der Indolenz. Die Sklaven der Begierde und Liebe konnten oft den Augenblick ergreifen, da ihre Beherrscherinnen matt waren, oder schliefen, um ihrer Zauberey zu entfliehen. Allein die Herrschaft der Indolenz war beständig und unabläßig, und man widersetzte sich ihr selten eher, als bis Widerstand vergebens war.

Wie ich dies alles betrachtet hatte, wandt' ich meine Augen hin nach dem Gipfel des Bergs, wo die Luft allzeit rein und frisch, der Weg beschattet war von Lorbeer und anderm Immergrün, und der Glanz, welcher von dem Antlitz der Göttinn strahlte, schien Glorie um all ihre Anbeter zu gießen. Glücklich, sagt' ich, sind die, denen gewährt ist, den Berg zu ersteigen! — aber, indem ich diesen Ausruf mit außerordentlicher Hitze that, sah ich ein Bild neben mir stehn, dessen Züge noch göttlicher, dessen Strahlen noch wohlthätiger waren. „Glücklicher, „ sagt' es, sind die, so Tugend zu „ den Wohnungen der Zufriedenheit „ führt!„ — Wie? wohnet denn Tugend im Thal? — „Man findet „ mich, antwortete das Bild, im „ Thal, und ich erleuchte die Höh. „ Ich muntre den Landmann auf bey „ seiner Arbeit, und begeistre den Weisen bey seiner Betrachtung. Ich „ mische mich unter das Getümmel „ der Städte, und beselige den Einsiedler in seiner Zelle. In jedes „ Herzen, der an meinem Einfluß „ nicht zweifelt, hab' ich einen Tempel, und dem, der mich wünschet, „ bin ich schon gegenwärtig. Wissen „ kann dich zu Ruhm erheben, aber „ ich allein kann dich führen zur „ Glückseligkeit! „Indeß die Göttinn so redete, streckt' ich meine Arme nach ihr aus mit einer Heftigkeit, welche meinen Schlummer unterbrach. Der kühle Thau fiel um mich her, und die Schatten des Abends senkten sich über die Landschaft. Ich eilte zu Hause, und weihte die Nacht stiller Betrachtung.

Göttingen. Moller.

Pa-

Patriotischer Wunsch.

Der Land-Einwohner kann Gottes Wort hören, wo er will; der heiligen Sacramente aber muß sich derselbe bedienen bey dem Prediger des Kirchspiels, worin er wohnt.

In einigen willkührlichen Rechtssachen kann er seine Beamte, gleichwie den Prediger, wenn ihm dessen Vortrag nicht ansteht, vorbeygehen und sein Testament niederlegen, bey welchem Gerichte er will. In streitigen Rechtssachen ist er ans Amt verwiesen.

Mit diesen beyden Facultäten hat es bey dem Bauern seine gute Richtigkeit.

Was hingegen die dritte betrifft: so hat derselbe seine völlige Willkühr, und kann sich bey der jetzigen Verfassung tödten lassen, wo er will: und das sollte billig nicht, wie die vorgedachten willkührlichen geistlichen und Rechtssachen, willkührlich seyn.

Gleichwie der Landbewohner selten die Rechtlichkeit liebt, und jedesmal zu demjenigen das mehrste Zutrauen hat, der ihm am Stande am nächsten kommt: also vertraut derselbe seine und der Seinigen Gesundheit gewöhnlichermaßen entweder einem andern Bauern, der sich mit Curiren abgiebt, oder er geht zu einem, hin und wieder gemeiniglich an den Grenzen aufpassenden unberufenen Arzt, und läßt sich in vollem Zutrauen zu demselben umbringen.

Von dergleichen Mördern sind mir verschiedene in der Gegend des Amts, worin ich wohne, bekannt, die viele dessen Einwohner offenbar hingerafft, und keine Policey-Aufsicht des Untergerichts vermag den Strom zu hemmen, und den gemeinen Mann von dem Unsinn zurückzubringen, dergleichen Unwissenden, ungewissenhaften und Geldhungrigen unmedicinischen Gränzschützen und Pfuschern sich anzuvertrauen.

Nun ist an der Gesundheit der Unterthanen, und der darauf sich mitgründenden Bevölkerung des Staats, dem Landesherrn so sehr, als an der geistlichen und rechtlichen guten Verfassung gelegen, und Tissots Anweisung fürs Landvolk ist wohl in keinem Meyerhofe zu finden.

Möchten daher die heutigen Lehrer des Finanzwesens und der Industrie ihre Vorschläge auch dahin richten, auf was Art ein Fond auszumachen wäre, daß in einem jeden Amte, worin der Landphysicus nicht selbst wohnet, nach Beschaffenheit dessen Größe ein oder zwey geschickte Aerzte und Chirurgi angestellt würden, an welche sich der Landeinwohner eben so strenge halten müßte, wie in obigen unwillkührlichen Fällen an seinen Prediger und Beamten!

Demophilus.

Gedanken bey Lesung des Aufsatzes im 42ten Stück dieses Magazins vom gegenwärtigen Jahre, über die Zulässigkeit der Blattern-Inoculation.

Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich den Einwurf, welchen der Herr Verfasser dieses Aufsatzes gegen die Einimpfung der Pocken hier vorträgt, in scheinbarerer Stärke, weitläuftiger und gelehrter gehört und gelesen habe. Ich muß aber gestehen, daß ich in meiner Meynung dadurch gar nicht irre gemacht worden, und daß ich auch nach Durchlesung dieses schönen Aufsatzes, die Einimpfung der Pocken nicht bloß für völlig zugelassen, sondern, so wie eine jede andere vernünftige Gesundheitscur für Pflicht halte. — Sind nicht Exempel genug vorhanden, daß die Brunnencur, das Aderlassen, Vomiren, Purgiren, und fast alle Arten von Arzneymitteln, auch das Wochenbette, den Tod veranlaßt haben? Könnte ich aber alsdenn von diesen allen, fast nicht alle das sagen, was hier, der Unzulässigkeit der Blattern-Inoculation zum Besten gesagt wird? und bey dem Kindbette muß ich noch bemerken, daß die mehrsten die darin sterben, des Gebrauchs ihrer Vernunft pflegen beraubt zu werden, und in Raserey sterben. Ist aber dieserwegen das Angeführte unzulässig? — Wie mir deucht, so schließt Herr S.: Die Inoculations-Feinde halten die Inoculation für unzulässig, entweder aus Vorurtheil, oder weil etwas Unzulässiges in der Inoculation wirklich enthalten ist; das Vorurtheil kann eine solche Kraft nicht haben, folglich muß das Unzulässige in der Inoculation selbst anzutreffen seyn. Ist aber dieser Schluß nicht falsch, indem es noch ein Drittes giebt, nemlich einen unrichtigen Begriff vom göttlichen Willen und vom Zweck der Inoculation? und dieser unrichtige Begriff ist nach meiner Meynung die Hauptquelle aus welcher die Verwerfung der Blattern-Inoculation fließt. —

Diese zufällige Gedanken sind bloß in der Absicht niedergeschrieben, um geschickte Inoculationsfreunde zu reizen, die für das menschliche Geschlecht so wohlthätige Erfindung der Pocken-Einimpfung, gegen den, von Hrn. S. in einer blendenden Stärke dargestellten Einwurf völlig schadlos zu halten.

Guelpher Bytanus.

Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Montag, den 26ten August 1776.

Beschreibung von Gibraltar und Minorca.

Gibraltar ist der Name einer Meerenge, eines Vorgebürges, einer Stadt und eines Hafens. Hier nähern sich die beyden Welttheile Europa und Afrika so sehr, daß sie nur eine Meerenge, die etwa sechs deutsche Meilen lang und kaum halb so breit ist, trennet. Man glaubt, und vielleicht nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß in weit ältern Zeiten, als unsere Geschichtskunde hinauf steiget, der Ocean hier in das feste Land hineingebrochen sey, und diese Meerenge, vielleicht auch das mittelländische Meer gemacht habe. Die ungeheuren Felsen, die sich hier auf der Küste von Spanien und Marocco seinen tobenden Wellen entgegen setzten, haben ihn verhindert, sich einen breitern Weg zu verschaffen. Dieser Felsen, oder nunmehrigen Vorgebürge giebt es in dieser Meerenge drey auf der Küste von Spanien, und eben so viele auf der von Afrika. Wenn man aus dem atlantischen Meere hiedurch nach dem mittelländischen segelt, so trifft man zuerst zur Linken in Spanien Trafalgar, und zur Rechten in Afrika das Vorgebürge Sparrel in der Nachbarschaft von Tanger an. In der Mitte ist dort die Insel und das Vorgebürge Tariffa, hier Alcazar und das Cap Malabata. Zunächst an der Einfahrt in das mittelländische Meer ist in Spanien Gibraltar, in Afrika Ceuta, welches die Spanier besitzen. Diese letzten zwey Vorgebürge sind die berühmtesten; jenes hieß bey den Alten Calpe, dieses Abyla, jetzo der Affenberg. Sie stehen da wie zwey ungeheure Seulen im Meere und trotzen dessen Toben. Dies hat den an Erdichtungen so reichen Griechen Gelegenheit gegeben, in ihrer Fabellehre zwey wirkliche Seulen daraus zu machen, die Herkules als Denkmäler seiner Tapferkeit und großen Thaten hier am äußersten Ende des ihnen bekannten Erdbodens errichtet haben soll.

Sonst wurde diese Meerenge von den Alten auch die Straße von Gades genannt. Denn so hieß ehedem die Stadt Cadix, welche noch vor der Meerenge im atlantischen Meere liegt. Die Deutschen und Holländer pflegen sie auch wohl nur bloß die Straße

zu nennen. Den Namen von Gibraltar hat sie von den Saracenen, die, nachdem sie die ganze Küste von Afrika bis an das atlantische Meer bezwungen hatten, über diese Meerenge auch in Spanien einbrachen, welches damals die Gothen eine deutsche Nation besaßen, die aber von ihrer alten Tapferkeit unter dem heißen Himmelsstriche, darunter Spanien liegt, in den 300 Jahren, welche sie darin geherrscht, sehr viel verloren hatten. Der mohrische Statthalter des Caliphen brauchte den Feldherrn **Tarif** oder **Tarik** zu dem ersten Zuge nach Spanien. Er landete an dem Fuße des Gebürges Calpe, wo jetzt Gibraltar liegt, und behauptete sich gegen die Völker des unglücklichen Königs der Gothen **Don Roderich**, die ihn auf seine Schiffe zurückjagen wollten. Zum Andenken dieser Landung nannten die Mohren dies Gebürge **Gebel Tarif** (das Gebürge des Tarifs), woraus man in der Folge Gebeltar und endlich Gibraltar gemacht hat. In kurzer Zeit wurden die Mohren Herren von ganz Spanien, und es sind auf sieben Jahrhunderte verflossen, ehe sie völlig daraus haben vertrieben werden können.

Nach dieser Vertreibung der Mohren, gerieth also Gibraltar wieder in die Hände der Spanier, welche es, da es beynahe unübersteiglich, und große Schiffe, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, an den Sandbänken und Klippen zu scheitern, sich nur auf fünfhundert Schritt nähern dürfen, für unüberwindlich hielten, und daher desto weniger besorgt waren, es mit einer starken Besatzung zu belegen. Allein der Erfolg hat in dem spanischen Successionskriege das Gegentheil gezeigt. England und Holland nahmen darin österreichische Parthie gegen **Philippen von Anjou** und ihre vereinigte Flotte unter dem Admiral **Rook** hatte 1704 die Stadt kaum einige Stunden beschossen, als sie der Gouverneur der **Marquis de Salinas**, da seine Besatzung nur achtzig Mann stark war, übergeben mußte. Sie wurde nun im Namen beyder Seemächte besetzt. Die Franzosen und Spanier, unter dem Marschall von **Thesse** und dem Marquis von **Villa d'Arias**, belagerten diese Festung noch in eben dem Jahre wieder, und lagen über sechs Monate davor. Als aber der Admiral **Leake**, nachdem er den Ritter von **Pointi** in die Flucht getrieben, zum Entsatz ankam, so mußten sie mit großem Verlust abziehen. Eben dieser Admiral brachte auch 1706 die Inseln Ivica und Majorca unter die Bothmäßigkeit **Carls** des III. besetzte auch den größten Theil von **Minorca**, doch blieb **Port Mahon** noch in feindlichen Händen, und wurde erst 1708 von dem General **Stanhope** erobert.

Nach dem Utrechter Frieden von 1713, wurde Gibraltar an England, jedoch ohne öffentliche Communication landwärts mit Spanien, nur daß die Besatzung ihre Nothwendigkeiten für baar Geld kaufen könne, wie auch die Insel Minorca abgetreten, und Spa-

nien

nien nur das Vorkaufsrecht beyder Plätze vorbehalten.

Philipp dem V. kam es zu schwer an, diese beyden Artikel des Friedens zu genehmigen, und Carl der VI. welcher dem höchstseligen Könige Georg dem I. so viel zu verdanken hatte, ließ sich durch seine Minister zu der Wiener Allianz mit Spanien, und zu dem Versprechen bereden, seine Vermittelung dahin zu verwenden, daß England Gibraltar und Minorca wieder zurückgäbe. Der König hatte Ursach, über dieses geheime Bündniß, welches den Congreß zu Cambray vereitelte, unwillig zu seyn, und setzte demselben 1725 die Hannoverische Allianz entgegen. Diese verwarf die von dem päbstlichen Nuncius Grimaldi zu Wien eröffneten Vergleichsvorschläge, worauf der spanische Gesandte von London weggieng, und Gibraltar von den Spaniern unter dem Graf de las Torres 1727 belagert wurde. Der kaiserliche Gesandte Baron von Palm übergab dem englischen Hofe ein Memoire nebst einem Schreiben von dem Obrist Hofcanzler Grafen von Sinzendorf, in welchen man sich bemühete, die dem kaiserlichen Ministerio Schuld gegebene Verwirrung der Angelegenheiten von Europa auf das Englische zu schieben, worauf dem Gesandten sogleich der Hof und das Reich verboten wurden. Eben dies widerfuhr den englischen Gesandten zu Wien und Regenspurg. Als nun auch, da die Nachricht von der Belagerung Gibraltars nach England kam, die englischen Flotten in Amerika und auf der spanischen Küste Befehl bekamen, gegen die Spanier feindlich zu verfahren, so ließ es sich zu einem blutigen Kriege zwischen den Wienerischen und Hannoverischen Alliirten an, doch bequemte sich Spanien endlich zur Aufhebung der Belagerung, und zur Unterzeichnung der Präliminarien zu Pardo.

Das Vorgebürge Gibraltar gehet gerade von Norden nach Süden in die Meerenge hinein, ist 1300 Schritt hoch, und hängt mit einer niedrigen Erdzunge, die 200 Schritt lang, und so schmal ist, daß man sie in der Ferne nicht einmal bemerkt, sondern das Gebürge für eine Insel hält, mit dem festen Lande zusammen. Von der Morgenseite ist das Gebürge ganz unzugänglich, und seine Felsen so steil, daß man ohne Schauder nicht hinunter ins Meer sehen kann. Auf der Nordseite gegen die Erdzunge zu ist es am höchsten und eben so unersteiglich. Gegen über sind die spanischen Batterien und Linien bey St. Roch. Die Stadt Gibraltar liegt auf der Abendseite am Fuße des Gebürges, und aus derselben allein führen steile und schräge Wege auf den ebenen Rücken desselben. Hier hat man die allerschönste Aussicht, gegen Morgen in das mittelländische Meer, gegen Mitternacht und Abend in Spanien, und gegen Mittag in die Meerenge und jenseits derselben in die Reiche Fez und Marocco in Afrika. Auf der äußersten Spitze stehet ein stumpfer Thurm,

nebst einem Signalhause und einer Wache, die auf alle ankommende Schiffe Achtung geben, und durch auszuhängende Zeichen an dem Thurme anzeigen muß, ob und wie viel derselben von der einen oder andern Seite im Anzuge sind. Diese Zeichen sind so groß, daß sie in der Stadt bemerket werden können.

Die Stadt Gibraltar fällt vom Schiffe sehr kläglich ins Auge, weil ihre mehrsten Häuser gegen den ungeheuren Klumpen von Felsen, daran sie liegt, nicht anders, als Hütten anzusehen sind. Hingegen ist sie schöner, wenn man erst darinnen ist. Die Häuser sind theils nach spanischem theils nach italiänischem Geschmack von Steinen erbauet. Sie ist nicht groß, sie hat nur eine Hauptstraße, welche durch die ganze Stadt von Norden nach Süden führt, nebst zwey Nebenstraßen und vielen Queergassen, alle sind gepflastert, und sehr trocken. Auf der Abendseite der Hauptstraße ist der Paradeplatz und daran die Fontaine. Nicht weit von diesem Platze und fast mitten in der Stadt auf der Morgenseite der Hauptstraße, ist die Hauptkirche. Das Gouverneurhaus liegt weiter hin gegen Süden, an eben dieser Straße. Das große Hospital liegt außerhalb der Stadt am Felsen. Der Festungswerke sind viele, alle von Quadersteinen und mit vieler Artillerie besetzt. Gegen die Erdenge ist es am stärksten befestigt. Außer dem Ueberrest der alten mohrischen Befestigungen, welche nahe bey der Stadt auf deren Nordseite anfangen, und bis beynahe zum dritten Theile des Berges hinauf geführt sind, haben die Engländer ein neues von dem Grafen von Portmore 1712 angegebenes starkes Werk hier gegen Spanien zu angelegt, das erst 1720 vollendet worden, und durch Sprengung der Felsen den Zugang und das Hinaufklettern von der Seite unmöglich gemacht. Wo dieses Werk aufhört, stehet oben auf dem Gebürge der Teufelsthurm. An dem südlichen Ende der Stadt ist das sogenannte Südbolwerk. Gibraltar ist also nunmehr in den Stand gesetzt, daß es mit Recht für eine unüberwindliche Festung gehalten werden kann, die nicht anders, als entweder durch Hunger bezwungen, oder durch Verrätherey eingenommen werden kann.

Am nördlichen Ende der Stadt ist der alte Seedamm, der auf 800 Schritt nordwestlich in den Meerbusen oder die Bucht von Gibraltar hinein geht, den Hafen deckt, und ein Fort mit einigen Außenwerken zu seiner Vertheidigung hat. Der neue Seedamm ist am südlichen Ende der Stadt, hat ebenfalls ein Fort, und bey demselben ist eine Kirche, welche unsrer lieben Frauen von Europa, die viele Wunder gethan haben soll, geweihet ist. Der Meerbusen tritt zwischen dem Vorgebürge von Gibraltar und dem Cap Cornero auf zwey Meilen in das Land hinein. Seine Breite ist bey diesem Eintritte etwas über anderthalb Meilen. An demselben liegt gegen

Gibral-

Gibraltar über, Algeziras oder Alt-Gibraltar mit einem mehrentheils verdorbenen Hafen, ein armseliger fast zerfallener Ort.

Die Einwohner von Gibraltar sind Engländer, Spanier, Portugiesen, Italiäner, Mohren und Juden, der deutschen Kriegesvölker ihres Souverains, die jetzt einen Theil der Besatzung ausmachen, nicht zu gedenken. Jede Nation hat ihre besondere Sprache, Sitten, Lebensart und Tracht; der Religion nach, von der englischen Kirche, Lutheraner, Catholiken, Mahomedaner und Juden. Dieser letztern allein sollen daselbst auf 3000 seyn. Da Gibraltar unterm 36ten Grad nördlicher Breite, und also auf 240 Meilen weiter nach Süden als unser Land liegt, so ist es natürlich, daß sein Clima weit heißer seyn müsse. Doch würde die Hitze im Sommer noch stärker seyn, wenn sie nicht durch die Seeluft gemäßiget, und die Nächte im Sommer nicht weit länger wie bey uns wären. Man hilft sich ferner damit, daß man seine Geschäffte des Morgens ehe es zu heiß wird, und des Nachmittags spät bis in die Nacht hinein verrichtet, in den Mittagsstunden aber Häuser und Boutiken verschließt, und der Ruhe genießt. Uebrigens aber ist die Luft rein und gesund. Die größte Unbequemlichkeit ist, daß gutes Wasser daselbst nicht im Ueberfluß ist. Es fehlt zwar nicht an Brunnen, solche sind aber bis auf Eine Quelle, welche die ganze Stadt versorgen muß, nicht trinkbar. Das Regenwasser wird daher in Cisternen sorgfältig aufgehoben. Bey einem sehr trocknen Sommer ist bisweilen der Wein wohlfeiler, wie gutes Wasser.

Gibraltar hat keinen Fußbreit bestelltes Land, außer seinen Gärten, die aber bey weitem nicht hinlängliches Gartengewächse geben. Sie sind mit Orangen- Citronen- Feigen- Mandeln- Palmbäumen und Aloe bepflanzt. Zwischen den Felsenritzen des Gebürges finden nur Ziegen und Esel eine kümmerliche Nahrung. Die Ostseite des Gebürges, welche für Menschen unzugänglich ist, haben sich die Affen gleichsam zu eigen gemacht. Vermuthlich sind sie von dem Affenberge aus Afrika herüber gekommen. Dieser Abgang an Lebensmitteln wird sowohl aus Afrika, als aus Spanien in Friedenszeiten reichlich ersetzt. Die spanischen Bauern kommen täglich in Menge mit Gartengewächsen, Caninchen und Flügelwerk, und die Mohren bringen nebst andern Eßwaaren ganze Heerden von Rind- und Schaafvieh, Getreide führen die englischen Schiffe aus dem Maroccanischen zu. An Fischen, besonders Seekrabben und Thonfischen ist ein Ueberfluß, aber frische Butter ist hier, wie in ganz Spanien und Portugall, ein seltenes Essen. Der Handel von Gibraltar will nicht viel sagen. Es ist mehr Krämerey als das, was man eigentlich Handlung nennet. Die Einwohner haben ihre mehrste Nahrung von der starken Garnison, von den da auf Station liegenden englischen Kriegsschiffen und

von andern Straßenfahrern die auf ihrer Rhede anlegen.

Gibraltar ist für die Engländer von der größten Wichtigkeit. Es ist der einzige Paß zwischen dem Ocean und der mittelländischen See, den sie in Kriegeszeiten den feindlichen Schiffen verbieten können. Der Hafen dieser Stadt, der so weit ist, daß mehr als hundert Kriegesschiffe auf gutem Ankergrunde daselbst liegen können, nebst dem auf Minorca, macht es ihnen möglich, immer ein Geschwader auf dem mittelländischen Meere zu halten, und dadurch ihre Handlung nach Italien, nach der Barbarey und nach der Levante zu decken, auch in einem Kriege mit Spanien oder Frankreich die Communication der Häfen dieser beyden Reiche am mittelländischen Meere mit denen am Atlantischen und dem Canale zu verhindern. Es ist daher kein Wunder, daß sie sich die Erhaltung von Gibraltar und die noch fortdauernde Vermehrung der Befestigungswerke davon so viel kosten lassen. Destomehr hat es aber den Spaniern immer geschmerzt, diesen für sie so wichtigen Ort in fremden Händen zu sehen. Sie haben sich zwar zu verschiedenenmalen Mühe gegeben, ihn wieder zu erobern; allein da solches allemal fruchtlos abgelaufen, so schnitten sie 1731 Gibraltar durch eine Linie, die sie auf der etwa zweyhundert Klafter breiten Erdenge, womit das Gebürge, woran diese Stadt liegt, mit dem festen Lande zusammenhängt, von einem Meere bis zum andern aufwarfen, und an beyden Enden zwey Forts und verschiedene andere Werke, die kaum eine Stunde von Gibraltar entfernt sind, aufführten, von ihrem Reiche gleichsam ab. Seit 1734 ist das Stadtregiment daselbst auf englischen Fuß gesetzt worden.

Minorca ist die zwote der Balearischen Inseln. Die Römer nannten die erste die größere, und diese zweyte die kleinere, und hievon haben sie ihre jetzigen Namen Majorca und Minorca. Ihre Einwohner standen bey den Alten in einem bösen Ruf der Unmenschlichkeit und der Seeräuberey. Sie waren die besten Schleuderer, und die Aeltern, heißt es, gaben ihren Jungen, wenn sie heran gewachsen, keine andre Speise, als welche sie sich durch ihre Schleuder verschafften. Geld war bey ihnen eine verbotene Waare. Ein unglückliches Land für die Müßiggänger die sich nichts verschafften, wogegen sie das, was ihnen fehlt, eintauschen könnten, und eben so unglücklich für den Geizigen, der den Goldklumpen zu seinem Gotte macht. Bey aller ihrer Rohheit waren sie doch große Liebhaber des schönen Geschlechts, und sie hielten es in solchem Werth, daß sie den Seeräubern für eine Weibsperson drey Mannspersonen hingaben. Sie kamen nebst Spanien unter die Botmäßigkeit der Carthaginienser, deren Feldherr Mago an dem besten Hafen auf Minorca die Stadt Magon erbauete, deren Namen man in Mahon abgeändert hat. Carthago fiel durch die Römer, und Metell unterwarf ihnen auch die Balearen. Nachmals bemächtigten sich die Mohren von Spanien aus dieser Inseln, und machten ein besonderes Reich daraus. Nachdem diese Ungläubigen in Spanien durch die Könige von Castilien und Arragonien schon ziemlich in die Enge getrieben waren, so unternahm Jacob der I. von Arragonien 1229 die Eroberung dieser Inseln. Er gewann die Stadt Majorca in Sturm, gab sie der Plünderung Preis, und bekam den mohrischen König darin gefangen. Das folgende Jahr bezwang er auch Minorca, und gab diese Inseln als ein besonders, jedoch von Arragonien abhängiges Königreich nebst Montpellier-

lier und den Grafschaften Roussillon und Cerdagne seinem zweyten Prinzen Jacob.

Dieser Jacob der I. König von Majorca war bey seiner Schwäche unbesonnen genug, gegen seinen ältern Bruder Peter den III. von Arragonien des Königs von Neapel Carls von Anjou Parthie zu nehmen, als sich die Sicilianer durch die berufene Vesper von selbigem losrissen, und jenen zu ihrem Herrn annahmen. Jacob verlor darüber sein neues Reich, u. bekam es erst von dessen Sohne wieder. Aber auch sein Enkel Jacob der II. von Majorca hatte die Freude nicht lange, eine Krone zu tragen. Er hatte Lerm mit dem Könige von Frankreich Philipp von Valois wegen der Oberlehnsherrlichkeit über Montpellier, welche der Bischof von Maguelone, dem sie zukam, Philippen übertragen hatte. Peter der IV. von Arragonien war so ungerecht, sich dieser Gelegenheit zu Nutze zu machen, und ihn mit Kriege zu überziehen. Jacob hatte noch so viel Muth, ihm mit etwa 7000 Mann die Spitze zu bieten, aber seine Leute verließen ihn und er wurde gefangen. Der König von Frankreich nahm sich zwar nunmehr seiner an, und schickte einige Völker zu seinem Beystande ab, aber die Arragonier besetzten die Pässe in den Pyrenäen, und der Graf von Comminge, der sie commandirte, sah sich genöthiget, wieder umzukehren. Da nun der König von Arragonien nichts mehr zu befürchten hatte, so ließ er Jacoben des Reichs unter dem Vorwande, daß er sich mit den Königen von Frankreich, und von Castilien, wie auch mit Genua und Pisa wider ihn verbunden habe, entsetzen, und vereinigte es wieder mit Arragonien. Jacob entrann inzwischen und gieng nach Roussillon wohin ihm Peter mit einem Heere folgte. Jener warf sich nun zwar diesem zu Füßen, diese Demüthigung verhalf ihm aber nicht wieder zu seinem Lande. Jacob verkaufte also Montpellier an Philippen von Frankreich für 26,000 Goldthaler, und rüstete dafür eine Flotte aus, sein Reich wieder zu erobern. Er kam auch damit nach Majorca, wurde aber geschlagen und kam in der Schlacht um.

Sein Prinz, auch Jacob genannt, wurde in diesem Treffen verwundet und gefangen. Man setzte ihn auf das Schloß zu Barcelona, wo er, um ihn desto besser zu verwahren, in ein eisern Behältniß eingesperrt wurde. Hierin mußte er dreyzehn Jahr aushalten, da es ihm glückte, sich einen Dietrich und einen Dolch zu verschaffen. Mit jenem öffnete er sein Behältniß, mit diesem stieß er seine Wache und den Gouverneur des Schlosses übern Haufen, und entran nach Neapel, wo er die Königinn Johanne, Ludewigs Witwe, heyrathete. Nach seinem Tode übertrug seine Schwester alle Rechte auf das Königreich Majorca und Roussillon die sie vom Bruder geerbt hatte, Ludewigen von Anjou. Dieser sammelte auch ein großes Heer, Besitz davon zu nehmen, aber der König von Arragonien besetzte alle Pässe so wohl, daß er nirgend durchdringen konnte, und so sind die Balearischen Inseln bey Spanien geblieben, bis Minorca 1708 von den Engländern erobert, und ihnen in dem Utrechter Frieden abgetreten worden. Es ist bekannt, daß Frankreich den Kriegsschauplatz 1756 in Europa durch den Angriff auf diese Insel eröffnete. Der alte General Blackeney wehrete sich tapfer und lange in dem Fort St. Philipp, als aber der Admiral Bing verfehlte, ihm Verstärkung zuzuführen, und in dem Seetreffen mit dem Marquis von Galissoniere zurückwich, wofür er mit dem Leben büßen mußte, so gerieth Insel und Festung in französische Hände, und blieb darin bis zum Friedensschlusse.

Die Lage der Insel Minorca ist von Nordwest zu Südost unterm 39ten und 40ten Grad der nördlichen Breite, 7 Meilen von Majorca. Sie hat Spanien gegen Abend, Algier in der Barbarey gegen Mittag, Sardinien und Corsica gegen Morgen, Languedoc und Provence gegen Mitternacht. Ihr Umfang ist einige 30 Meilen, und ihre ganze Oberfläche begreift auf 46 Quadratmeilen. Ihre Küsten sind hoch, und die Luft ist hier nicht so heiß wie in Gibraltar.

Das Inwendige der Insel ist theils erha-

ben,

ben, theils flach, aber nicht allzu fruchtbar. Doch liegt die Schuld davon nicht sowohl an dem Boden, als an dem Mangel der Bewohner und deren Trägheit. Getreide bauen sie nicht so viel, als sie bedürfen. Das Fehlende kommt aus der Barbarey. Das mehrste Land ist Weide und unbestellt, und nähret große Heerden an Rind- und Schaafvieh, auch eine Menge Wildpret an Hirschen, Gemsen und Rehen. Wölfe und Füchse kennt die Insel nicht. Die hiesigen Mauleſel werden allen übrigen vorgezogen, Caninchen sind auch jetzt noch in Menge da. Vor Alters sollen sie so häufig gewesen seyn, daß sie durch ihr Unterminiren Häuser umstürzen gemacht, und die Einwohner genöthigt haben, bey dem Kaiser August Hülfe dawider zu suchen. Die Palmbäume kommen hier so wenig, als zu Gibraltar zum Fruchtbringen. Hiezu wird eine noch beßere Himmelsgegend erfordert. Die Myrthen werden zum Gärben gebraucht, auch bereitet man aus ihrem Safte einen wohlriechenden Balsam. Cappern und Oliven giebt es viel, Wein, Fische und Meersalz in Ueberfluß. Die Einwohner sind wegen ihrer Trägheit, die eine Folge des heißen Clima zu seyn pflegt, mehrentheils arm, und behelfen sich mit Kräutern, indianischen Feigen, auch Eicheln die genossen werden, mit Schnecken und Fischen. Auf Handlung und Gewerbe legen sie sich wenig. Ihren Branntewein, Leinewand, seidene auch feine wollene Zeuge, und was sie sonst aus der Fremde nöthig haben, verschaffen sie sich von dem Gelde, was die Engländer auf der Insel verthun, deren gemeiniglich fünf Regimenter hier in Besatzung liegen, die Mannschaft auf den Schiffen ungerechnet. Mit der Schleuder wissen sie auch noch jetzo geschickt umzugehen.

Man zählt auf Minorca nur 27,000 Menschen, die in zwey Städten, sechs Dörfern und auf verschiedenen kleinen Höfen wohnen. Wenig genug für 46 Quadratmeilen Land. Die Hauptstadt ist Ciudadella, auf der Westseite der Insel, von etwa 600 Häusern und einer Kirche, woran viele Geistliche unter einem Probste stehen. Ihre Befestigung ist von Wichtigkeit. Ihr Hafen ist nur für kleine Schiffe. Vor dem Eingange hat er vierzehn Faden Wasser, solches nimmt bis an die Stadt bis auf vier Faden ab. Der Hafen Mahon (Portmahon) auf der Ostseite ist der schönste Hafen des mittelländischen Meers. Er gehet in Gestalt eines Canals auf drittehalb Meilen in das Land hinein. Der Eingang, vor welchem eine Sandbank liegt, ist nur auf 120 Schritt breit. Bey dem Eingange linker Hand liegt das überaus wichtige Fort St. Philipp auf einem felsigten Boden, welcher in Belagerungen das Approschiren sehr beschwerlich macht. Vor dieser Festung, dichte am Meer, liegt noch ein kleiners Fort St. Carl genannt, auf einer Erdspitze welche der Hafen Mahon und die Bucht St. Lorenz machen. Rechter Hand beym Eingange ebenfalls auf einer Erdspitze ist das Fort Philiper, und etwas weiter hin in dem Hafen die Alcaiden-Insel, mit dem Fort Marlborough. Bey dem Einfahren in den Hafen muß man weder dem linken noch rechten Ufer zu nahe kommen, weil daselbst eine Menge Felsen und Klippen unterm Wasser sind, aber in dem Hafen hat man auf sechszehn Faden Wasser, und ist vor allen Winden sicher. Portmahon wurde 1728 für einen Freyhafen erklärt, und die Posten von dannen über Marseille und Lyon so eingerichtet, daß man von da binnen 12 Tagen Briefe in London haben kann. Hinten am Hafen liegt die Stadt Mahon, die ziemlich klein ist, eine Citadelle und drey kleine Vorstädte, als die Carmeliter- die St. Franciscus- und die Citadellen-Vorstadt hat. Der Hafen Fornello in Norden der Insel, gehet auch tief ins Land hinein, und hat ebenfalls einen engen Eingang. An der linken Seite auf dem Gipfel des Vorgebürges stehet ein Leuchtthurm, rechter Hand aber ein wohl verpallisadirtes Fort von vier Bastionen. Er hat vierzehn Faden Wasser und eine kleine Insel.

H . . e.

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Freytag, den 30ten August 1776.

Das Wesentliche der Mechanik.

Daß die Mechanik, das ist, die Lehre von der Bewegung, eine gemeinnützige Wissenschaft sey, die einem jeden der sie kennt, wenigstens Vergnügen verschafft, das leidet keinen Zweifel. Denn, die Gesetze kennen, denen die Natur in der Bewegung der Körper folgt; die Regeln wissen, nach welchen eine Kraft durch eine kleine Veränderung der Umstände, eine so sehr verschiedene Wirkung äußert; wissen, wie diese Veränderungen so geordnet werden, daß gerade diejenige Wirkung erfolge, die des Menschen Willkühr fordert, oder sein Bedürfniß nothwendig macht; das sind Gegenstände für einjedes denkende Wesen. Sollte nicht unsere Wißbegierde oft fragen: Wiesind unmöglich scheinende Werke, dic ich uns bey einiger Aufmerksamkeit n Menge zeigen, möglich geworden? Ohne einige Kenntniß der Mechank, kann man sich keine dieser Fragen beantworten. Nur ein Kenner dieser Wissenschaft kann und wird seine Sele, bey Betrachtung einer jeden, auch nur geringscheinenden Maschine beschäfftigen; er wird die erste Kraft durch alle Theile der Maschine bis zur letzten Wirkung begleiten, und finden, was und wie viel ein jedes Glied dieser Kette leiste, und wie durch die Verbindung dieser Glieder endlich eine so zweckmäßige Bewegung hervorgebracht werde; wodurch eine kleine Kraft zu einer großen Stärke, oder eine langsame Bewegung zu einer großen Schnelligkeit anwachse. Sein messendes Auge wird mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen, wie viel eine Maschine in ihrer Wirkung leisten müsse. Er betrachtet da, wo ein Fremdling in dieser Wissenschaft nur siehet, nur unverstandene Bewegungen siehet, die keinen Reiz für ihn haben können.

Ein Künstler, der nur einige mechanische Kenntnisse besitzt, wird nicht durch wilde unregelmäßige Versuche an der Verbesserung seiner Maschine, Zeit und Geld verschwenden; oder zu furchtsam seyn, auf eine Verbesserung zu gedenken, denn richtige Gründe leiten ihn. Er selber kann mit glücklicherm Erfolge diese Verbesserung angeben, als ein anderer, bey mehrerer

Kenntniß, weil er den Endzweck seiner Maschine, ihre Wirkung, und die Schwierigkeiten die entstehen können genauer kennt. Er wird oft da, wo ein Anderer mühsam mit der Hand arbeitet, auf eine Maschine gedenken, um sein Werk in kürzerer Zeit und besserer Güte liefern zu können.

Jedermann weiß, daß sich die Geschwindigkeit eines in freyer Luft fortbewegten Körpers, beständig verändert. Eine horizontal oder schräg in die Höhe geschossene Kugel, wird in einer großen Ferne das Brett nicht durchbohren, welches sie in einer geringern Entfernung würde durchbohrt haben. Sie wird die gerade Linie ihrer Bewegung immer mehr verlassen, und auf einem krummen Wege sich zur Erde herabsenken. Und ein von einer kleinen Höhe fallender Stein wird einen schwächern Schlag geben, als wenn er einen größern Weg in seinem Falle zurückgelegt hätte. Erfolgt aber eine Veränderung, so muß eine Ursache da seyn, welche diese Veränderung wirkt.

Was aber ist die Ursache, daß ein steigender Körper in seiner Bewegung, langsamer, ein fallender schneller wird? Was zwingt ihn, immer in einer paraboliſchen Bahn sich der Erde wieder zu nähern? Die Schwere und die Luft, dies sind die Triebfedern dieser bewundernswürdigen Erscheinung in der freyen Bewegung der Körper, und die Bewegung ist das Wesentlichste in der Mechanik. Die zunehmende Geschwindigkeit, und die damit verbundene größere Kraft fallender Körper, findet ihre Anwendung in den Hammerwerken, Stampfmühlen und Rammen.

Die noch nie erklärte Schwere ist eine Kraft, welche auf die Körper wirkt, und sie zwingt, sich dem Mittelpunkte der Erde zu nähern, wenn sie nicht unterstützt sind. Diese Schwere, welche dem fallenden Körper, in jedem Momente seiner Bewegung eine neue Kraft ertheilt, ist die Ursache seiner zunehmenden Geschwindigkeit. Ein geworfener Körper muß sich durch eine widerstehende Luft drängen, die ihn abmattet und seinen Flug langsamer macht. Auch der Schwere, die ihn beständig niederdrückt, muß er entgegen arbeiten, daher nimmt die Geschwindigkeit eines steigenden Körpers beständig ab. Weil dieser geworfene Körper durch zwo Kräfte, durch die Kraft des Arms die ihn warf, und durch die Schwere, nach verschiedenen Gegenden hingetrieben wird; so folgt er keiner Kraft ganz, beyden Kräften aber zum Theil, daher macht er in seinem Fluge eine Parabel.

Man nehme in seinen Gedanken die Schwere, man nehme die Luft hinweg; so wird eine in Bewegung gesetzte Kugel, mit unveränderter Geschwindigkeit in gerader Linie ewig fortfliegen; sie wird im Steigen nicht langsamer, und im Fallen nicht schneller werden; sie wird so wenig vermögend seyn, ihr krumme Bahn zu durchlaufen, oder ihre Geschwindigkeit abzuändern, als eine ruhende Kugel sich von selbst in Bewegung setzen, diese

Bewegung vermehren, und ein Brett durchbohren kann.

Weil ein fallender Körper in jedem Augenblicke einen neuen gleich starken Stoß von der Schwerkraft bekömmt; so wächst seine Geschwindigkeit, und wie es durch Erfahrung bestätigte Schlüsse gewiesen haben, sie wächst in gleichen Zeiten wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7, 9. ꝛc. Nennet man den in der ersten Secunde durchfallenen Raum 1, so fällt er in der zweyten Sec. 3 mal, in der dritten 5 mal, in der vierten 7 mal so weit, als in der ersten Secunde. Addirt man diese Räume, das ist, findet man den ganzen Raum den die Körper durchfallen, so wird diese Summe immer das Quadrat der Zeit seyn, die sie gefallen. Z. E. die Summe der in 4 Secunden durchfallenen Räume ist 16, also hat der Körper in 4 Sec. 16 solche Räume zurückgelegt, als er in der ersten Sec. durchgefallen. Die Räume 16 aber, sind das Quadrat von 4 Sec. Dies giebt die allgemeine Regel, wie die Größe des Raums aus der gegebenen Zeit des Falles zu bestimmen sey: **Man quadrire die ganze Zeit des Falles, so erhält man den ganzen Raum, den ein fallender Körper in dieser Zeit zurückgelegt.** Das Maaß des Quadrats der Zeit, oder die Einheit in diesem Quadrate ist, der durchfallene Raum des Körpers in der ersten Secunde. Sorgfältige Versuche haben gegeben, daß ein Körper von viel eigenthümlicher Schwere, Metall oder Stein, in der ersten Secunde 15 Pariser Fuß falle, also legt ein solcher Körper in einer Minute, oder in 60 Secunden 60 mal 60 mal 15 Fuß, das ist 54,000 Fuß im Fallen zurück. In zwoen Minuten 216,000 Fuß. In 10 Secunden 1500 Fuß. Ist der Unterschied der eigenthümlichen Schwere zweyer Körper nicht sehr beträchtlich, so wird die Differenz ihrer Geschwindigkeit unmerklich.

Giebt aber das Quadrat der gegebenen Zeit, den gesuchten Raum; so muß die Quadratwurzel aus dem gegebenen Raume, den ein Körper durchfallen, die gesuchte Zeit geben. So findet man aus dem Raume die Zeit. Ein Körper der durch den Raum 25 gefallen, hat 5 Zeiträume hiezu gebraucht. Ein Körper fällt durch den Raum $210\frac{1}{2}$ Fuß, wie viel Secunden fällt er, da er in der ersten Secunde 15 Fuß zurücklegt? Man dividire $210\frac{1}{2}$ durch 15, aus dem Quotienten ziehe man die Quadratwurzel; so erhält man $3\frac{7}{10}$ Sec. als die Zeit des Falles. Der Fall durch 96 Fuß, gebraucht $2\frac{1}{2}\frac{3}{7}$ Sec. durch 1000 Fuß, $8\frac{4}{2}\frac{7}{7}$ Sec.

Die immer gleichen Stöße, die ein schon fallender Körper von der Schwerkraft erhält, verursacht, daß die Geschwindigkeit, folglich die Kraft desselben wächst, wie die Zeit in welcher er fällt. Ein Körper der zwo Secunden gefallen, wird doppelt so geschwinde, als er am Ende der ersten Secunde war. Am Ende der fünften Secunde seines Falles, ist er fünf mal geschwin-

der, als am Ende der ersten Secunde; daher kann man statt der Zeit, die er fällt, seine Geschwindigkeit, oder welches einerley ist, seine Kraft setzen. Die folgenden zwo Aufgaben werden hiedurch mit den vorigen einerley.

Eine Last falle von einer gewissen Höhe, ihre Kraft betrage hier hundert Pfund; wie groß wird die Kraft werden, wenn dieselbe Last durch drey solcher Räume fiele? Man multiplicire die Quadratwurzel aus 3 durch 100. Dies giebt 173 Pfund als die gesuchte Kraft. Fiele die Last durch neun solcher Räume; so würde die Kraft 300 Pfund seyn. Ein Fall durch sieben Räume; gäbe 264 Pfund Kraft.

Eine Last falle von einer gewissen Höhe, hie betrage ihre Kraft 24 Pfund, man verlangt aber von derselben Last, eine Kraft von 80 Pfunden; durch wie viel solcher Räume muß sie fallen? Man dividire 80 durch 24, den Quotienten quadrire man, dies giebt $11\frac{1}{9}$ Räume. Verlangt man 48 Pfund Kraft; so muß die Last durch vier Räume fallen. Um $37\frac{1}{2}$ Pfund Kraft zu erhalten; lasse man die Last durch $2\frac{11}{25}\frac{3}{5}$ solcher Räume fallen, 17 Pfund Kraft erfolgen durch den Fall des halben Raums.

Ist ein Körper einmal in Bewegung gesetzt; so hört solche nie schnell mit einmal auf, sondern, nach einer stuffenweise abnehmenden Geschwindigkeit erfolgt erst die Ruhe. Die Wirkung des Schlages, den das entzündete Pulver der Kugel, und der Stecken dem Ball gab, dauert noch etwas fort, obgleich die Ursache der Bewegung schon aufgehört hat. Es ist aber eine geringere Kraft vermögend, einen Körper in Bewegung zu erhalten, als diejenige war, die ihn in Bewegung setzte.

Die Kraft der Trägheit, eine Eigenschaft die aller Materie wesentlich ist, ist die Ursache dieser noch fortdaurenden Bewegung. Sie, die Kraft der Trägheit, ist das Bestreben eines Körpers, in dem Stande zu bleiben, worin er sich befindet. Sie widersetzt sich einer jeden Veränderung. Befindet sich ein Körper im Stande der Ruhe; so ist eine Kraft nothwendig um ihn in Bewegung zu setzen. Und ist er in Bewegung; so muß eine Kraft da seyn, die ihn zur Ruhe bringt. Die noch nicht erklärte Schwerkraft, die außerhalb des bewegten Körpers sich befindet, oder ein Stoß von einem andern Körper ertheilt einem Körper die Bewegung, die Kraft der Trägheit setzt diese Bewegung fort, und würde sie ewig fortsetzen, wenn nicht die Luft oder andere Hindernisse ihr Bestreben vernichteten.

Sollte aber eine so feine dünne Luft vermögend seyn, den Körpern einen solchen Widerstand entgegen zu stellen? Oft wiederholte Versuche haben gezeigt, wie viel sie vermag. Nichts ist bekannter, als daß ein Stück Bley in der Luft schneller, als ein Stück leichtes Holz fällt; nichts ist aber auch gewisser, als daß diese verschiedene Geschwindigkeit im luftleeren Raume gänzlich verschwinde. Eine leichte Fe-

der,

der, die ein sanftes Lüftgen mit sich fortführt, fällt mit einer bleyernen Kugel, unter einer luftleeren Glocke, gleich schnell zu Boden. Diese Erscheinung zeigt, daß die Geschwindigkeit fallender Körper, ungeachtet ihrer verschiedenen Schwere, in allen Körpern gleich sey, und daß allein die widerstehende Luft diese Ungleichheit verursache. Denn weil die Menge der Materie, aus welcher ein Körper besteht, seine Schwere bestimmt; so hat ein Cubikfuß Bley, mehr Materie als ein Cubikfuß Holz, weil Bley bey gleicher Größe, schwerer als Holz ist. Ist ein Stück Holz mit einem Stücke Bley von gleichem Gewichte; so wird das Holz größer als das Bley seyn, folglich von der Luft mehr, wie das kleinere Stück Bley, aufgehalten werden, und daher langsamer, wie dieses, fallen.

Wenn aber zwo Kugeln von gleicher Materie, eine hundertpfündige, und eine Einpfündige zu gleicher Zeit von einer Höhe zu fallen anfiengen, welche von beyden würde zuerst den Boden erreichen? Die Versuche, welche Galiläus zuerst hierüber angestellt hat, zeigen hie etwas, das die Vernunft nicht würde gefunden haben. Beyde Kugeln fallen gleich schnell. Um in einer Sache wo die Erfahrung den Schlüssen widerspricht, lieber mit eigenen als mit fremden Augen zu sehen, habe ich den Versuch mit zwoen Kugeln von gleichem Holze, deren eine 22mal schwerer, als die andere war, von meinem vier Stockwerk hohen Hause zu wiederholten malen gemacht, und ich fand was Galiläus gefunden. Dem Ohre war es immer, als träfe nur Eine Kugel den Boden. Dieser Erfolg stimmt, meinem Bedünken nach, nicht mit der Vermuthung überein. Denn im luftleeren Raume würden beyde Kugeln die hundert- und die einpfündige gleich schnell fallen. Die widerstehende Luft aber wirkt nur auf die Oberflächen, welche sich wie $21\frac{1}{4}$ zu 1 verhalten. Es müßte daher die hundertpfündige langsamer als die Einpfündige fallen, weil sie bey gleicher Schnelligkeit, einen $21\frac{1}{4}$mal größern Widerstand überwinden muß. Zieht man aber auch ihre verschiedene Schwere mit in Betracht; so erfolgt auch dann nicht, was hie die Versuche zeigen. Beyde Kugeln drücken nach ihren körperlichen Räumen. Die große bahnt sich mit hundert Pfund Stärke, einen Weg durch die Luft, die kleine thut es mit Einem Pfunde Stärke. Die widerstehende Luft vermindert beyder Geschwindigkeit aber nach der Verhältniß ihrer Oberflächen. Die große Kugel findet nur einen $21\frac{1}{4}$mal stärkern Widerstand, dagegen hat sie ein hundert mal größeres Vermögen diesen Widerstand zu überwinden. Daher müßte sie nach dieser Annahme schneller wie die kleinere fallen.

Da dies aber nicht ist, so mischt sich vielleicht eine uns noch unbekannte Kraft in die Bewegung fallender Körper. Es macht aber diese Differenz das bisher gesagte nicht wankend, denn die Gesetze der Geschwindigkeit sind

nicht bloß durch Vernunftschlüsse, sondern auch durch scharfe Versuche bestätigt. Ein Philosoph weiß mit desto mehr Ueberzeugung, daß er zwar die Gesetze der Schwere, nicht aber den Grund der Schwere kenne, je größer er ist.

Ein Schlag oder Fall von welchem bisher geredet worden, übt eine weit größere Gewalt als ein Druck aus. Ein Hammer von zwölf Pfunden, der durch eine Höhe von drey Fuß fällt, verursacht dem getroffenen Bleye eine ungefähr eben so große Tiefe, wie ein Druck von tausend Pfunden. Wie stark müßte der Druck seyn, den man einer Axt ertheilte, wenn sie das leisten sollte, was ein mäßiger Schlag leistet. Es wäre wohl die Vergleichung zwischen der Stärke des Falls und des Drucks am leichtesten zu bestimmen, wenn man ein Gewicht auf einen Nagel fallen ließe, nachher diesen Nagel mit so viel Gewicht beschwerte, bis er eben so tief, in dasselbe Holz, wie durch den Fall gedrückt würde.

Daß sowohl eine größere Geschwindigkeit, als auch ein größeres Gewicht, die Gewalt eines in Bewegung gesetzten Körpers vermehre, das weiß ein jeder, inzwischen kann ein langsamerer Körper mehr Kraft, als ein geschwinderer ausüben, wenn seine Schwere um desto größer ist; und ein leichterer mehr wie ein schwererer, wenn eine größere Geschwindigkeit den Mangel des Gewichts ersetzt.

Obgleich ein Schlag mehr wie ein Druck vermag; so werden doch die Maschinen durch einen Druck deswegen in Bewegung gesetzt und erhalten, weil in solchem eine fortdaurende Kraft wirksam ist. Hie aber zeigen sich neue Schwierigkeiten, und auch die Gesetze, nach welchen Körper drukken, sind von den vorigen unterschieden.

Wenn die ganze Kraft die ein Baumeister zu verwenden hat, auf den Endzweck seiner Maschine wirkte, so würde er genau bestimmen können, wie viel das Werk leisten werde. Aber wie vieles von dieser Kraft gehet durch die Trägheit der Materie, wie viel mehr noch durchs Reiben der Theile verloren! Je zusammengesetzter eine Maschine; je stärker der Widerstand in derselben ist; je größer die sich reibenden Flächen, je rauher die Theile sind, die in einander greifen; desto stärker ist die Friction. Hieraus entsteht eine Mannigfaltigkeit, die es unmöglich macht, Regeln anzugeben, nach welchen zu bestimmen wäre, wie viel Kraft die Friction in jedem besondern Falle vernichten werde. Durch dies Reiben nützen sich die Theile an einander ab, und das Werk wird wandelbar. Daß eine Maschine oft dasjenige im Großen nicht leistet, was sie im Modelle verspricht, das ist vornemlich dem Reiben beyzumessen. Wäre diese Friction nicht da; so würde freylich hier viel gewonnen, dort aber unendlich mehr verloren. Unsere Schrauben und Keile würden sehr wenig nutzende Werkzeuge seyn, und der unentbehrliche Nagel, den man in die Wand schlägt, würde uns seine Dienste versagen, denn Keil

und Nagel würden wegen ihrer spitzzulaufenden Form, ohne zu halten, wieder zurückgleiten; und die Schraube würde von dem was sie pressen sollte, zurückgepreßt werden. Wir und unser Vieh, würden ohne Gefahr zu fallen, keinen Schritt zurücklegen können, denn das glätteste Eis ist nur deswegen unsicher, weil die Friction bey dem Eise geringe ist.

Um in der Folge Regeln angeben zu können, die keine Ausnahme leiden, wollen wir die Friction und die Schwere der Maschine selbst, aus der Acht lassen, dies gelte fürs ganze Blatt. Nun kann ein leichtes Gewicht, ein weit schwereres in die Höhe heben, wenn nemlich der Mangel des zu leichten Gewichts, durch eine desto größere Geschwindigkeit ersetzt wird; und ein Gewicht kann dem andern, durch seine Bewegung, eine größere Schnelligkeit, als seine eigene ist, ertheilen, wenn das langsamere um so viel schwerer wiegt, als ihm an der Geschwindigkeit fehlt. Der Gewinn an Kraft, macht einen eben so großen Verlust an Zeit, und der Gewinn an Zeit, den Verlust an Kraft, ganz nothwendig. Von einem wird immer so viel verloren, als vom andern gewonnen wird. Beydes, Zeit und Kraft durch Eine Maschine gewinnen wollen; wäre so viel, als eine Unmöglichkeit möglich machen wollen. Man soll mit Ein Pfund Kraft, vier Pfund Last bewegen. Diese Forderung wird möglich, wenn das eine Pfund, in gleicher Zeit, einen vier mal größern Raum, als das Vierpfundstück, durchläuft. Eine vierpfündige Kraft, soll die Last von einem Pfunde durch ihre Bewegung, in eine viermal so schnelle Bewegung setzen; auch dies ist deswegen möglich, weil die Kraft viermal stärker, als die Last ist. Hingegen, Vier Pfund soll durch Ein Pfund getrieben, halb so schnell als die Kraft werden; oder Vier Pf. soll Einem Pfunde eine fünfmal so große Geschwindigkeit ertheilen: beydes ist unmöglich, weil sich Kraft und Last, wie Eins zu Vier verhält.

Durch eine Maschine vertauscht man Zeit und Kraft gegen einander. Die Mechanik zeigt, in welche Umstände Last und Kraft gebracht werden müssen, damit eine gesuchte Geschwindigkeit oder Kraft gewonnen werde. Von so mancherley Art, und von so mannigfaltiger Zusammensetzung die Maschinen auch immer seyn mögen, so verschieden ihre Bewegung, und so bewundernswürdig die Werke auch sind welche sie darstellen; so sind doch nur zwo Triebfedern da, die wenn sie in Bewegung gesetzt werden, der ganzen künstlichen Maschine Leben und Wirksamkeit ertheilen, alles das hervorzubringen, was sie liefern. Der Hebel und die schräge Fläche sind die Saamen aller Maschinen. Durch eine sinnreiche Anwendung und Verbindung dieser zwo Triebfedern, wird das Genie des Erfinders einer Maschine sichtbar, und durch sie blühen Fabriken.

In einer geraden Stange die nur in einem Punkte unterstützt ist, und

an

an deren Enden, Last und Kraft angebracht wird, zeigt sich der Hebel in der simpelsten Gestalt. Der unterstützte und unbewegliche Punkt, heißt der Ruhepunkt, Last ist was bewegt werden soll, Kraft, die Ursache der Bewegung. Da das Wesentliche eines Hebels in einem festen unbeweglichen Punkt, und zwey beweglichen Punkten besteht; so sind Rollen, Kurbeln, Winden und Räderwerke, Hebel von verschiedener Form. Wer die Wirkung des geradlinigten Hebels berechnen kann, der kann auch diese Hebezeuge berechnen. Durch das Verhältniß der Länge der Arme gegen einander wird die Wirkung des Hebels bestimmt, und das Verhältniß der Räume, welche die Enden dieser Arme in gleichen Zeiten durchlaufen, stimmt immer genau mit dem Verhältnisse ihrer Länge überein.

Eine Waage ist ein geradlinigter Hebel deren Arme gleich lang sind, daher legen beyde Enden gleich große Räume in ihren Bewegungen zurück, ihre Geschwindigkeit ist gleich groß, und gleiche Gewichte in beyden Schalen halten einander das Gleichgewicht. Man verrücke den Ruhepunkt um die Hälfte eines Arms, nun ist ein Arm dreymal länger als der andere, der längere legt im Schwanken der Waage einen dreymal größern Weg zurück, und ist dreymal so schnell als der kürzere, aber dagegen vermag Ein Pfund am längern Arm so viel, als drey Pfund am kürzern. Aus solchen Erfahrungen sind folgende Regeln geflossen:

Die Kraft verhält sich zur Last, wie die Länge des Lastarms zur Länge des Kraftarms. Zweytens die Kraft verhält sich zur Last, wie die Geschwindigkeit des Lastarms zur Geschwindigkeit des Kraftarms. Aus diesen Proportionen folgt weiter drittens, **daß die Last mit ihrem Arme multiplicirt immer ein so großes Produkt giebt, als wenn die Kraft mit ihrem Arm multiplicirt wird.** Hieraus wird nun die Berechnung aller Fälle sehr leicht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Montag, den 2ten September 1776.

Fortsetzung der Abhandlung über das Wesentliche der Mechanik.

Nach der Regeldetri, macht das, was zur Frage gehört, das erste, das übrige das zweyte und dritte Glied aus. Zur Last gehört ihr Arm, zur Kraft ihr Arm. Nach der Kettenregel macht die Frage, und was zu ihr gehört, die Divisionscolumne, das übrige die Multiplicationscolumne aus. Wer den Gebrauch der Buchstaben im Rechnen kennt, der wird das Gesuchte x nennen, und das Produkt der Kraft mit ihrem Arme, dem Produkte der Last mit ihrem Arme gleich setzen. Der entwikkelte Werth von x wird die Frage beantworten.

Der Lastarm sey 2 Fuß, der Kraftarm 9 Fuß, man will 700 Pfund heben, wie viel Kraft muß angewandt werden? Antwort $155\frac{5}{9}$ Pfund.

Der Lastarm sey $\frac{3}{4}$ Fuß, der Kraftarm 12 Fuß, wie viel Last wird durch 100 Pfund Kraft gehoben? Antwort 1600 Pfund.

Man will 300 Pfund Last mit 17 Pfund Kraft heben, der Kraftarm sey 25 Zoll, wie lang muß der Lastarm seyn? Antw. $1\frac{5}{12}$ Zoll.

Mit 36 Pfund Kraft, will man 1000 Pfund Last heben, der Lastarm sey 3 Zoll, wie lang muß der Kraftarm seyn? Antw. $83\frac{1}{3}$ Zoll.

500 Pfund Last sollen mit 85 Pf. Kraft, durch eine Stange die 10 Fuß lang ist, gehoben, oder eigentlich im Gleichgewichte erhalten werden; wo muß der Ruhepunkt seyn?

Diese letzte Aufgabe fordert, daß man die Stange, durch den Ruhepunkt, in zween solche Theile theile, die sich wie 500 zu 85 verhalten. Diese Theile findet man entweder durch die Regel der Gesellschaft, oder besser durch die Buchstabenrechnung. Wenn man einen Arm x nennet, alsdenn ist der andere 10 weniger x. setzt man die gehörigen Produkte gleich; so giebt der Werth von x für den Einen Arm $1\frac{53}{117}$ Fuß, für den andern $8\frac{64}{117}$ Fuß. Der unterstützte Punkt, welcher zween Gewichten das Gleichgewicht giebt, ist der Schwerpunkt beyder Gewichte.

Würde eines Hebels Arm von zwey Gewichten an verschiedenen Orten gedrückt, so darf man nur den Schwer-

punkt zwischen diesen Gewichten, wie eben gezeigt ist, suchen, um in solchem den Ort zu erhalten wo die Summe beyder Gewichte wirksam ist, oder beyde Gewichte wirken in ihrem Schwerpunkte so viel, als diese Gewichte, jedes an seinem Orte. Z. E.

80 Zoll vom Ruhepunkte eines Hebels, hänge 10 Pfund, 28 Zoll von diesem Ruhepunkte hänge noch an demselben Arm 20 Pfund; wie groß ist die Kraft welche beyde Gewichte diesem Arm ertheilen? Der Schwerpunkt beyder Gewichte fällt hie $17\frac{1}{3}$ Zoll weiter als 28 Zoll vom Ruhepunkte. Nun wirken 30 Pfund, $45\frac{1}{3}$ Zoll vom Ruhepunkte, so viel als 10 u. 20 Pfund an ihrem bestimmten Orte. Denn der Schwerpunkt trägt beyde Gewichte, wenn er unterstützt wird.

Wenn mehr als zwey Gewichte, den Arm eines Hebels in verschiedenen bestimmten Punkten drücken; so bringe man erst zwey Gewichte in eins, zu diesem nehme man das dritte, und suche den Ort des Hebels für drey Gewichte; hiezu das vierte genommen, und den Ort für vier Gewichte gesucht, bis zuletzt der Ort für die Summe aller Gewichte bestimmt ist.

Obgleich das Gewicht des Hebels selbst bisher aus der Acht gelassen worden, so ist doch solches nichts weniger als unerheblich. Um nun zu zeigen, wie die Schwere des Hebels mit in Rechnung zu bringen sey, mag eine eiserne Stange von gleicher Dicke, 60 Zoll lang, und 40 Pfund schwer, den Arm eines Hebels darstellen; wie groß wird die Gewalt dieses Arms, welche ihm sein eigenes Gewicht giebt, seyn? Weil der Arm durchgehends von gleicher Dicke ist; so trifft sein Schwerpunkt, in der Mitte des Arms. Da nun auf diesem Punkte, die Last des ganzen Arms ruhen kann; so drückt der Arm, durch sein eigenes Gewicht, so viel, als hiengen 40 Pfund, 30 Zoll weit vom Ruhepunkte. Auf gleiche Art ist die gegenseitige Wirkung des andern Arms des Hebels zu bestimmen.

Wird Raum oder Geschwindigkeit, gegeben oder gefordert; so kann man diese Räume wie ihre Arme selbst behandeln, denn was von den Armen eines Hebels gilt, das gilt auch von den Räumen, welche diese Arme zurücklegen. Die Wege, welche Kraft und Last durchwandeln, verhalten sich ebenfalls wie Last zu Kraft. Und die Last mit ihrem Raume multiplicirt, giebt auch hier ein eben so großes Produkt, als das Produkt der Kraft mit ihrem Raume ist.

$\frac{2}{3}$ sey einmal der Weg der Last, 14 der Weg der Kraft, man hat 90 Pf. Kraft zu verwenden, wie viel Pfund Last wird durch solche gehoben? Antwort 1890 Pfund.

Durch eine 24pfündige Kraft sollen 1000 Pfund in Bewegung gesetzt werden, diese Last durchläuft den Raum von 4 Zoll, welchen Raum werden die 24 Pfund Kraft in derselben Zeit zurücklegen müssen? Antw. $166\frac{2}{3}$ Zoll.

In den berechneten Aufgaben halten sich Last und Kraft die Wage. Soll eine fortdaurende Bewegung erfolgen; so muß die Kraft, oder auch der Kraft-

arm um ein weniges größer seyn. Immer zum voraus gesetzt, daß die Friction, und die Trägheit der Materie nicht in Betracht gezogen werde.

Wenn der Druck der Last oder der Kraft in einem rechten Winkel auf den Hebel wirkt; so ist die Wirkung am größten. Je schiefer diese Richtung ist, um desto schwächer ist sie. Die Kraft mag den Arm des Hebels in einer noch so schrägen Richtung angreifen, so ist doch in allen Fällen, die Wirkung ihres Vermögens durch einen Arm bestimmt, auf den diese Richtung senkrecht geht. Wie die Länge dieses Arms gefunden werde, sagt folgende Regel: **Man verlängere, wenn es nöthig ist, die Richtung des Zuges oder Druckes, welche auf den Hebel wirkt; aus dem Ruhepunkt des Hebels ziehe man eine Perpendicularlinie an die Richtungslinie.** Diese Perpendicularlinie, ist ihrer Wirkung nach, die wahre Länge des Arms. Dies Verfahren ist für alle Fälle gültig. Durch eine simple Figur wird man finden, daß diese Linie, folglich der Arm um desto kürzer wird, je schräger die Last oder Kraft auf den Hebel wirkt. Ziehet man die Richtungen der Kraft bey zwey in einander greifenden Rädern, so zeigt sich, daß der Druck nur zwischen den Mittelpunkten der Räder im rechten Winkel wirksam ist, daß also die Kraft im Räderwerke mit abwechselnder Stärke drückt.

Da es bey der verschiedenen Wirkung des Hebels, bloß auf die Entfernung, welche Druck und Gegendruck vom Ruhepunkte haben, und auf die Richtungen ankömmt, nach welchen diese Kräfte wirken; so ist es übrigens gleichgültig, ob die Arme des Hebels krumm oder gerade sind, ob sie einen Winkel machen, oder in Form einer Scheibe erscheinen. Zwey Räder an einer Welle, deren halbe Durchmesser 10 und 3 Fuß wären, würden einen Hebel darstellen, dessen Arme 10 und 3 Fuß seyn würden. An einer Kaffemühle ist die Länge der Kurbel oder Handhabe, der Kraftarm, der Lastarm ist der halbe Durchmesser der Nuß. Die gewöhnlichen Winden bestehen in einem Rade und seiner Welle, der halbe Durchmesser des Rades, an welchem die Kraft angewandt wird, ist der Kraftarm, die halbe Dicke der Welle, um welche das Seil geht, das die Last hebt, der Lastarm, der Ruhepunkt ist in allen diesen Maschinen an der Axe der Welle.

Sollte tausendmal mehr, als eine angewandte Kraft betrüge, an Zeit oder Stärke durch eine Maschine gewonnen werden; so würde freylich ein Rad, dessen Durchmesser tausendmal größer, als der Durchmesser der Welle wäre, dieses leisten. Allein die Größe und Schwere solcher Maschine, der Raum den sie einnehmen müßte, und mehrere Hindernisse würden der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen stellen.

Diesen Schwierigkeiten wird abgeholfen, wenn man die Last durch verschiedene Räder, die in einander grei-

sen, in Bewegung setzt. Drey Wellen, an deren jeder ein großes und kleines befestiget sind, deren halbe Durchmesser sich wie 10 zu 1 verhielten, würden der Forderung schon ein Genüge thun. Diese kleinen Räder nennet man Getriebe. Der Umfang des ersten großen Rades, sey mit Einem Pfunde beschwert, das zehnmal kleinere Getriebe an derselben Welle wird daher mit 10 Pfund Kraft, in den Umfang des zweyten Rades greifen. Dieses Rades Getriebe bekömmt 100 Pfund Kraft, mit welcher es den Umfang des dritten Rades drückt, dieses ertheilt seinem zehnmal kleinern Getriebe, die verlangte Kraft von 1000 Pfunden. Dagegen ist die Geschwindigkeit des letztern Getriebes, tausendmal geringer, als die Geschwindigkeit des Umfanges des ersten Rades.

Weil die Zähne, welche in einander greifen, nothwendig gleich weit aus einander seyn müssen, wenn nicht eine Stauung erfolgen soll; so sagt der Quotient, wenn man die Anzahl der Zähne im Rade durch die Anzahl der Zähne im Getriebe dividirt, wie viel Umläufe des Getriebes gegen einen Umlauf des Rades erfolgen. Ein Rad habe 48, das eingreifende Getriebe 8 Zähne, so wird das Getriebe seinen Kreis 6 mal vollenden, indem das Rad seinen 6 mal größern Kreis einmal durchläuft. Die Geschwindigkeit, folglich die Kraft ist also in dem Umfang beyder Räder gleich. Wäre aber an der Welle des Getriebes ein mit dem ersten Rade gleich großes Rad; so würde dieses sechs mal schneller, folglich sechs mal schwächer, als das erste seyn. Dies erfolgt in beyden Fällen, das erste Rad mag durchs Getriebe, oder das Getriebe durchs Rad in Bewegung gesetzt werden.

Das Vermögen der weitläuftigsten Maschine, in welcher der Hebel wirksam ist, wird bestimmt, wenn man erst sucht, wie viel Umläufe das erste und letzte Rad gegen einander in gleicher Zeit machen. Dieses findet sich, wenn die Quotienten durch einander multiplicirt werden, welche durch die Division der in einander greifenden Zähne entstehen. Um Raum zu ersparen, mögen in dem folgenden Exempel die großen Buchstaben Räder, die kleinen, Getriebe seyn, die Räder gleicher Buchstaben greifen in einander, die Zahlen sind die Anzahl der Zähne. Auf A wirke 10 Pfund Kraft, an der Welle von A hat b. 6, B. 30, an der Welle B hat c. 5, C. 47, an der Welle C hat d. 8, D. 90, an der Welle D hat e. 7. E. 56. Man multiplicire durch einander $\frac{10}{6}$. $\frac{47}{5}$. $\frac{90}{8}$. $\frac{56}{7}$. Das Produkt ist 4230. also läuft das Rad A 4230 mal um, indem das Rad E, Einmal herum kömmt.

Um nun das Vermögen zu bestimmen, das durch die ganze Maschine gewonnen wird, ist nur nöthig zu messen, wie weit die zween Punkte wo Kraft und Last unmittelbar wirksam sind, vom Mittelpunkte ihrer Bewegung sich entfernt befinden. Wäre an der Welle E, ein Rad von gleicher Größe mit A, so würde solches 4230

mal

mal langsamer, folglich eben so viel mal stärker seyn; und die angewandten 10 Pfund Kraft, würden diesem letzten Rade eine Kraft von 42300 Pfund ertheilen. Denn in diesem Falle wirkt die ganze Maschine wie ein Hebel, dessen Lastarm 1, der Kraftarm 4230 wäre.

Wäre des Rades A halber Durchmesser 12 Fuß, die halbe Dicke der Welle E 2 Fuß, so würde diese sechs mal dünnere Welle, noch sechs mal langsamer seyn, folglich noch sechs mal mehr Kraft ausüben. Man multiplicirt also 4230 durch 6. In diesem Falle würde durch 10 Pfund, 253800 Pfund gehoben.

An der Welle E sey ein Rad, dessen halber Durchmesser 17 Fuß, der halbe Durchmesser von A bleibe 12 Fuß, die gesuchte Geschwindigkeit giebt das Produkt 4230 durch $\frac{12}{17}$, und 10 Pfund Kraft würden 29860 Pfund heben. Verwechselt man in dem letzten Falle beyde Kräfte mit einander; so, daß die Kraft aufs Rad der Welle E, die Last auf A wirkte; so würden 29860 Pf. Kraft erfordert werden, um 10 Pfund zu heben, oder eigentlich, die Waage zu halten.

Noch eine Art von Hebel ist von dem vorigen darin unterschieden, daß hier die Last zwischen dem Ruhepunkte und der Kraft sich befindet. Bey diesem Hebel der zweyten Art, bewegt sich Last und Kraft nach Einer Richtung. Ein Schiebkarren mit dem man eine Last aufhöbe, würde ein Beyspiel geben. In diesem Hebel ist der Lastarm, die Entfernung der Last vom Ruhepunkte. Der Kraftarm, der Kraft vom Ruhepunkte. Die Gesetze der Wirksamkeit sind in beyden Arten Hebel gleich. Auch hier giebt die Last mit ihrem Arm multiplicirt, ein so großes Produkt, als wenn die Kraft mit ihrem Arm multiplicirt wird. Und sowohl die Längen der Arme, als auch die Räume, welche sie zurücklegen, haben dasselbe Verhältniß unter sich, wie Last und Kraft.

Aber eine Last drückt den Hebel in mehr als Einem Punkte, wo ist die genaue Grenze, welche die Länge der Arme bestimmt? Jeder Körper hat nur Einen Punkt, den Schwerpunkt, um welchen sich allenthalben ein Gleichgewicht findet. Ist dieser Punkt unterstützt; so kann der ganze Körper nicht sinken. Denn die ganze Last des Körpers, kann man sich in diesem Punkte als vereinigt vorstellen. Er ist im beständigen Bestreben, sich dem Mittelpunkte der Erde in gerader Richtung zu nähern, er thut es auch wirklich, wenn er nicht unterstützt, oder einen Umweg zu nehmen gezwungen wird. Eine Verticallinie aus dem Schwerpunkte, bestimmt die Grenze der Arme des Hebels.

Dieser Schwerpunkt sagt, ob ein schiefstehender Körper seinem Falle nahe sey oder nicht, oder ob er wirklich fallen werde. Trifft die Verticallinie aus diesem Punkte, auf die Grundfläche des Körpers; so ist der Schwerpunkt unterstützt, und der Körper fällt nicht. Er fällt aber, wenn

diese Linie außerhalb der Grundfläche trifft.

Ein an einem Faden aufgehangenes Gewicht, wird durch einen Stoß, eine hin und wieder schwankende Bewegung annehmen. Ein solches Gewicht heißt ein **Pendul**, die Hin- und wiederschläge heißen Schwingungen, oder Vibrationen. Ein Pendul dient nicht allein zur genauen Abmessung der Zeit, sondern es hat auch einen beträchtlichen Einfluß in die Mechanik, und die Bestimmungen seiner Eigenschaften, sind würdige Gegenstände für einen denkenden **Galiläus** und **Hurgens** gewesen.

Ein kürzeres Pendul macht mehr Schwingungen, als ein längers in derselben Zeit macht. Es nimmt aber die Anzahl derselben nicht in dem Maaße zu oder ab, in welchem der Faden kürzer oder länger genommen wird, sondern die Quadratwurzeln aus den Längen, geben das Verhältniß ihrer Vibrationen, doch so, daß dem längsten Pendul die kleinste Zahl zukömmt. Man darf also nur aus beyden Längen die Quadratwurzel ziehen, um das Verhältniß ihrer Vibrationen in gleichen Zeiten zu finden. Die verschiedene Schwere der Penduln, hat keinen merklichen Einfluß in ihre Bewegung.

Ein Pendul sey 4 mal so lang, als das andere, wie viel Vibrationen machen sie gegen einander? die Wurzel aus 1 ist 1, aus 4 ist sie 2, also macht das kurze doppelt so viel Schläge, als das 4 mal längere.

Ein Pendul sey lang 4 Zoll, das andere 25 Zoll. Hier macht das kürzere 5 Schläge, indem das längere 2 macht.

Wäre die Länge eines Penduls $\frac{3}{4}$ Fuß, die Länge eines andern $10\frac{1}{2}$ Fuß; so würde das kürzere $3\frac{24}{100}$, das längere $\frac{86}{100}$ Vibrationen in gleicher Zeit vollführen. Ein Pendul das 440 Linien oder 3 Fuß 8 Linien Pariser Maaß lang ist, gebraucht um einen Schlag zu vollführen, eine Secunde Zeit.

Geben aber die Quadratwurzeln aus den Längen zweyer Penduln, das Verhältniß ihrer Vibrationen; so müssen die Quadrate der Vibrationen das Verhältniß der Längen geben.

Ein Pendul macht in einer Minute 10, das andere 36 Schläge, wie verhalten sich ihre Längen gegen einander? Wie 1296 zu 100 oder beynahe wie 13 zu 1.

Wie lang muß ein Pendul seyn, das in einer Secunde 3 Schläge macht, da die Länge eines Penduls 440 Linien ist, wenn es in einer Secunde einen Schlag macht? Beynahe 49 Linien.

Ein Pendul gebraucht, wenn die Länge desselben nicht verändert wird, gleich viel Zeit, einen größern, oder einen kleinern Bogen zu durchlaufen. Denn je größer der Bogen ist, um desto schneller ist sein Gang. Der geringe Unterschied, welcher hier wirklich Statt findet, ist so unerheblich, daß sich zwischen einem Bogen von drey Graden, und einem viel kleinern

Bogen in 11382 Vibrationen nur ein Schlag Unterschied zeigt. Auch zwischen dem größten und kleinsten Bogen, ist die Differenz eine nichts bedeutende Kleinigkeit.

Die Anwendung des Penduls ist das Schwungrad, in welcher Form es auch erscheint. Als die Unruhe und das Pendul in der Uhr; im Bratenwender das schnell laufende Kreuz; in einer Kornmühle, der Mühlenstein. Jedes schnell laufende Rad ist ein Schwungrad. Die Bestimmung dieses Rades bloß als ein Schwungrad betrachtet, ist, entweder den zu schnellen Lauf einer Maschine zu mäßigen, oder dieselbe im Gange zu erhalten, wenn sie stocken will, oder ihre Bewegung gleichförmig zu machen. Denn, einem in den Schwung gebrachten schweren Körper, ist wie dem Pendul, nur eine gewisse Schnelligkeit, welche von der Länge des halben Durchmessers seines Kreises abhängt, natürlich. Einer größern Geschwindigkeit widersetzt sich das Schwungrad, und hält dadurch das Werk in seinem zu schnellen Laufe auf; es kömmt aber auch durch diese natürliche Geschwindigkeit, der Maschine wiederum zu Hülfe, wenn sie einen zu langsamen Gang nehmen, oder stocken will. Man verdopple das Gewicht an einer Uhr, die Geschwindigkeit wird hiedurch deswegen sehr wenig vermehrt, weil sich das Pendul einer schnellern Bewegung widersetzt. Hingegen verändere man die Länge des Penduls nur um ein Weniges, so wird die Uhr durch ein kürzer gewordenes, einen geschwindern, durch ein längeres Pendul einen langsamern Gang erhalten. Weil dieses Rad gewöhnlich da angebracht wird, wo die Maschine durch einen geringen Widerstand aufgehalten, oder ihr Gang durch eine kleine Hülfe befördert werden kann; so wird es, da es immer von beträchtlicher Schwere ist, und nach Verhältniß seiner Größe nur eine bestimmte Geschwindigkeit willig zuläßt, die angenommene Bewegung, ohne anhaltende Hülfe, noch etwas fortsetzen, und hiedurch leisten, wozu es bestimmt war.

Ein Schwungrad besteht freylich aus zusammengesetzten Penduln, wie aber bestimmt man seinen Radium, so daß dessen Größe mit der Geschwindigkeit, wie bey dem Pendul, harmonisch werde? Daß die ganze Last eines Körpers im Schwerpunkte wirksam sey, das ist bereits gesagt; es ist aber noch ein anderer Punkt in einem in die Runde geschwungenen Körper, in welchem die ganze mit der Last verbundene Bewegung wirksam ist, der Schwingpunkt. Dieser wird in einem aufgehangenen Körper durch die Länge eines Penduls bestimmt, das mit dem Körper in gleicher Zeit, gleich viel Vibrationen macht; oder deutlicher: hienge man eine drey Ellen lange gleich dicke Stange mit einem Ende so auf, daß sie frey hin und wieder schlagen könnte: so würde sie mit einem Pendul, das zwey Ellen lang wäre, gleich viel Vibrationen in gleicher Zeit machen. Der Schwingpunkt

in

in einer geraden Stange trifft also $\frac{2}{3}$ vom Mittelpunkte ihrer Bewegung. In einer vollen Scheibe, z. E. im Mühlensteine, fällt der Schwingpunkt $\frac{3}{4}$ vom Mittelpunkte. In einer Axt oder Hammer ist er im Eisen selbst, wenn der Stiel nicht zu lang oder zu dick ist.

Ein geschwungener Körper wäre also ein Pendul, das durchgehends schwer ist, dessen Gewicht sich aber, der Wirkung nach, im Schwingpunkte vereinigt befindet, dahingegen das Gewicht des Fadens im Pendul für nichts gilt.

Wird ein Pendul mit einer Kraft, die seiner Schwere gleich ist, im Kreise herumgeschwungen; so kömmt es in der Zeit ganz herum, in welcher ein eben so langes Pendul, zwo Vibrationen macht. Dies ist die natürliche Geschwindigkeit eines in die Runde geschwungenen Körpers.

Es macht daher ein in natürliche Bewegung gesetztes Schwungrad, in der Zeit einen Umlauf, in welcher ein Pendul, das nur bis an den Schwingpunkt reicht, zwo Vibrationen macht. Stimmt die Geschwindigkeit, welche ein Schwungrad durch die Maschine erhält, mit der natürlichen Geschwindigkeit überein; so erhält eine geringe Kraft solches in dieser Bewegung. Bey vermehrter Kraft, muß es zwar einen widernatürlichen schnelleren Lauf annehmen, allein es widersteht dieser schnellern Bewegung beständig.

Ein Schwungrad komme in Einer Secunde einmal herum; wie groß muß der Radius bis an den Schwingpunkt seyn, wenn die wenigste Kraft solches in Bewegung erhalten soll? Man finde, wie kurz zuvor gezeigt ist, die Länge eines Penduls, das in 1 Sec. 2 Vibrationen macht, da 440 Linien Länge 1 Vibration, in 1 Secunde macht. Weil sich die Längen wie die Quadrate ihrer Vibrationen verhalten; so hat man hier wie 1 zu 4 also $\frac{440}{4}$ das ist 110 Linien oder $9\frac{1}{6}$ Zoll.

Ein Schwungrad komme in 3 Secunden 2 mal herum; wie groß muß der Radius bis an den Schwingpunkt seyn? So groß, wie die Länge eines Penduls das in 3 Sec. 4, oder in 1 Sec. $\frac{4}{3}$ Vibrationen macht. Das Quadrat ist $\frac{16}{9}$ hiedurch 440 dividirt giebt $247\frac{1}{2}$ Linie.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Freytag, den 6ten September 1776.

Schluß der Abhandlung über das Wesentliche der Mechanik.

Ein Mühlenstein muß um gut Mehl zu liefern, wenigstens in $1\frac{1}{3}$ Sec. 1 mal, oder in 1 Sec. $\frac{3}{4}$ mal herumkommen. Wie groß muß der Radius des Steins seyn, wenn er mit der wenigsten Kraft, das mehrste leisten soll? Um die Größe des Radius bis an den Schwingpunkt zu erhalten, suche man die Länge eines Penduls, das in 1 Sec. $\frac{6}{7}$ Vibrationen macht. Dessen Länge ist $305\frac{5}{9}$ Lin. oder $25\frac{50}{108}$ Zoll. Dieser Schwingpunkt giebt für den Radius des Steins $33\frac{1}{3}$ Zoll.

Ein Mühlenstein der 20 Zoll dick ist, wiegt ungefähr 4000 Pfund, ist er um die Hälfte abgenutzt, so erfordert seine Bewegung noch dieselbe Kraft. Denn, ist er einmal in Bewegung gesetzt, so hängt die Fortdauer desselben, nicht von seiner Schwere, sondern von der Größe seines Radius ab.

Ein geschwungener Körper übt in seinem Schwingpunkte mehr Gewalt als in irgend einem andern Punkte aus. Man schlage mit einer eisernen Stange heftig gegen die Ecke eines Steins, so wird die schlagende Hand einen um desto empfindlichern Schmerz leiden, je weiter der Punkt, welcher den Stein trifft, vom Schwingpunkte entfernt ist. Trifft man genau mit demselben, so empfindet die Hand nichts, denn der getroffene Stein fängt die ganze Wirkung des Schlages auf.

Die beweglichen Rollen oder Flaschenzüge, welche man wegen des wenigen Raums, und der wenigen Anstalten die sie fordern, beym Bauen, und auf den Schiffen, Lasten aufzuwinden gebraucht, sind Hebel der zweyten Art. Schlägt man über eine Rolle ein Band, so werden sich zwey hängende gleiche Gewichte an den Enden des Bandes die Wage halten. Denn die halben Durchmesser der Rolle, sind hier zwo gleich lange Arme eines Hebels. Bindet man aber das eine Ende des Bandes an einen Nagel, und hängt an die Axe der Rolle hundert Pfund; so wird man mit funfzig Pfund Kraft, die Rolle sammt dem Gewichte in die Höhe ziehen, denn der halbe Durchmesser der Rolle ist nun der Lastarm, der ganze Durchmesser,

der Kraftarm. Wirkte noch eine zwote bewegliche Rolle auf die Last, so würden aus gleicher Ursache nur noch 25 Pfund Kraft erfordert werden, der Last von 100 Pfunden das Gleichgewicht zu halten. Statt der Nägel nimmt man andere Rollen, die sich mit der Last nicht mit in die Höhe bewegen. Diese unbeweglichen Rollen aber, helfen der Kraft nicht.

Um zu bestimmen, wie viel ein Flaschenzug leiste, darf man nur die Bänder zählen, welche die beweglichen Rollen anziehen. Sind der unbeweglichen Rollen zwo, und der beweglichen zwo; so werden die letztern von vier Bändern angezogen, daher ist die Last unter vier Bändern vertheilt, und ein Viertel der Kraft hält sie. Drey unbewegliche, und zwo bewegliche Rollen greifen die letztern mit fünf Bändern an, und eine Kraft hält einer fünfmal größern Last die Wage. Auch hier gilt der allgemeine Satz, daß so viel an Zeit verloren gehe, als an Kraft gewonnen wird. Denn im ersten Falle, muß man vier, im andern fünf Ellen Band an sich ziehen, wenn die Last um eine Elle steigen soll.

Die schräge Fläche, als das zweyte Werkzeug, durch welches Zeit oder Kraft gewonnen wird, zeigt sich in der Schraube und dem Keile. Man darf sich nur in beyden die Wege vorstellen, welche die angewandte Kraft, und ihre Wirkung, in gleicher Zeit nehmen; so wird das allgemeine Gesetz, daß sich diese Räume zu einander, wie Last und Kraft verhalten, einem jeden sagen, wie viel diese Hebezeuge vermögen. Die Schraube preßt die Last in der Zeit um einen Schraubengang weiter, in welcher sie sich einmal herum bewegt. Daher verhält sich der Druck, welchen sie ausübt, zu der angewandten Kraft, wie der Umfang der Schraube, zur Weite eines Ganges. Je enger also die Gänge in Vergleichung der Dicke der Schraube sind, um desto stärker ist die Wirkung. Fast immer ist die Schraube mit einem Hebel verbunden, da denn die Wirkung die angewandte Kraft so viel mal übertrifft, als der zurückgelegte Raum der Kraft größer als die Weite eines Schraubenganges ist.

Wenn die Gänge einer Schraube in ein Rad greifen, und durch ihre Bewegung einen Zahn nach dem andern fortschieben; so hat man eine Schraube ohne Ende. Diese verursacht deswegen eine sehr große Kraft, wenn die Schraube das Rad bewegt, und eine sehr große Geschwindigkeit, wenn sie vom Rade bewegt wird; weil die Schraube ihren ganzen Kreis vollführen muß, um das Rad nur um eine Zahnweite zu bewegen. Die Schraube ohne Ende wird oft gebraucht, um die Bewegung eines Schwungrades zu unterhalten, oder eine sehr langsame einförmige Bewegung hervorzubringen.

In ein Rad von 64 Zähnen greife eine Schraube ohne Ende, welche durch eine Kurbel herumgedreht werde, an der Welle des Rades sey ein Seil, das eine Last heben soll, befestigt.

Die

Die Kurbel wird sich 64 mal in der Zeit herumdrehen müssen, in welcher des Rades Welle einmal herum kömmt. Nun sey die Länge der Kurbel Ein Fuß, der halbe Durchmesser der Welle $\frac{1}{2}$ Fuß, so wird die Kraft an der Kurbel einen doppelt so großen Kreis zurücklegen, als der Umfang der Welle ist, wenn beyde Einmal herum kommen. Denn die Umkreise zweyer Zirkel verhalten sich gegen einander, wie ihre halben Durchmesser. Es hält also 1 Pfund Kraft, 2 mal 64 Pfund Last die Wage. Dagegen wird sich die Kurbel 128 mal schneller als das Seil bewegen. Eine Kraft von 10 Pfunden, würde durch eine so einfache Maschine 1280 Pfund Last erhalten; wenn man die Dicke des Seils, und die Steifigkeit desselben, welche mit in Erwägung zu ziehen ist, aus der Acht läßt.

Da ein Keil, wenn er ganz in einen Widerhalt getrieben wird, den Widerhalt so weit aus einander preßt, als seine größte Dicke beträgt; so verhält sich seine Wirkung, zur Kraft die auf ihn drückt, wie die Länge des Keils zu seiner Dicke. Folglich wie die halbe Länge zur halben Dicke, wenn er halb hineingetrieben wird. Ein dünner langer Keil, drückt also mehr als ein kurzer dicker zur Seite. Unsere Messer, Nadeln, Meißel, Achsen u. s. w. sind Keile. Auch da, wo die Gestalt keine Keile vermuthen läßt, findet man sie, sie machen die Festigkeit der Gewölber und Bogen aus. Diese Gewölber sind als eine Menge an einander gesetzter Stücke von Keilen zu betrachten, die nach dem Verhältnisse ihrer Dicke um desto länger sind, je flächer ein Gewölbe ist, daher preßt ein weites flaches Gewölbe mehr zur Seite, als ein engeres und höheres. Ist nun die Widerlage stark genug, dem Seitendrucke dieser Keile Widerstand zu thun; so ist die größte Last nicht vermögend, ein solches Gewölbe einzudrücken. Denn, soll ein Keil durch irgend eine Gewalt tiefer eingepreßt werden; so muß er sich zur Seite mehr Raum für seine größere Dicke verschaffen können, dies aber erlaubt die starke Widerlage nicht. Stücke von Keilen die alle von gleicher Proportion wären, würden ein Tonnengewölbe oder einen halben hohlen Cylinder darstellen. Die Keile eines gedruckten Bogens müßten bey gleicher Dicke, nach der Mitte zu, länger, an den Enden kürzer seyn, oder, wenn die Schräge der Keilstücke in der Mitte weniger, als an den Enden merklich ist, so entsteht ein gedruckter Bogen.

Daß ein Pferd mehr Kraft anwenden muß, wenn es seinen Karren den Berg hinauf zieht, als wenn es solchen auf einer horizontalen Ebene fort bewegt, das ist bekannt. Je steiler der Berg ist, desto mehr leidet das Thier. Wäre eine Ebene vollkommen glatt, und dabey nur im mindesten abhängig; so würde ein ungehaltener Wagen, wie ein fließendes Wasser herumtergleiten. Eine solche glatte Fläche wird immer angenommen, wenn die Gesetze der Bewegung bestimmt

werden sollen; ob es gleich gewiß ist, daß die aus der Acht gelassene Friction, besonders bey der Schraube und dem Keile, viel vermag. Eine Last auf einer solchen schrägen Fläche, ist zwischen der Kraft, die sie hält, und dem Boden der sie trägt, vertheilt. Je abhängiger der Boden ist, destomehr hält die Kraft, und desto weniger trägt der Boden.

Um nun zu bestimmen, wie viel in einem gegebenen Falle, der Kraft von dem Gewichte der Last zukomme, wenn sie in Ruhe erhalten werden soll, sind folgende zwey Fälle zu unterscheiden: entweder die Richtung der Kraft ist mit der schrägen Fläche, oder sie ist mit dem Horizonte gleichlaufend. Weil sich im ersten Falle, die Kraft durch die Länge der ganzen schrägen Fläche bewegen muß, wenn die gewonnene Höhe der Last so viel, als die Verticalhöhe beträgt, ausmachen soll; so erfolgt hieraus, nach dem allgemeinen Gesetze, diese Regel: **Ist die Richtung der Kraft mit der schrägen Fläche gleichlaufend; so verhält sich die Last zur Kraft, wie die Länge der schrägen Fläche zur Verticalhöhe, wenn die Last in Ruhe erhalten werden soll.**

Ein Wagen 600 Pfund schwer, soll eine Anhöhe hinauf gezogen werden, die auf 100 Fuß Länge 33 Fuß Verticalhöhe beträgt; wie viel Pfund Kraft, müssen die Pferde mehr anwenden, als wenn sie den Wagen auf einer horizontalen Ebene fortzögen? Sie müßten 198 Pf. Kraft mehr anwenden.

Ist die Richtung der Kraft mit dem Horizonte gleichlaufend; so verhält sich die Last zur Kraft, wie die Länge der horizontalen Grundfläche, zur verticalen Höhe. Wenn die schräge Fläche, wie zuvor 100, die Verticalhöhe 33 wäre; so würde die Horizontallinie, welche von der Verticallinie abgeschnitten wird, $94\frac{2}{3}$ seyn, und man müßte um 600 Pfund in Ruhe zu erhalten, beynahe 210 Pfund Kraft anwenden.

Auf wie mancherley Art die beyden Hebezeuge, die schräge Fläche und der Hebel, zu verschiedenen Endzwecken mit einander verbunden werden können, das zeigt die ungemein große Mannigfaltigkeit der Maschinen und der Werke, welche sie darstellen. Inzwischen ist die Berechnung ihrer Kraft oder Geschwindigkeit, durch das bereits gesagte, leicht.

An einer Schraube ohne Ende sey eine Kurbel $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, die Schraube greife in ein Rad von 70 Zähnen, dessen Welle 1 Fuß dick sey, diese Welle ziehe das Seil eines Flaschenzuges von 8 Seilen an; wie viel Gewalt wird der Flaschenzug ausüben, wenn die Kurbel mit 24 Pfund Kraft angegriffen wird? Das Product der Factoren 70. 8. $1\frac{1}{2}$. 24 wird die Antwort 20160 Pfund geben.

Daß unter zween zu Einem Endzwecke bestimmten Maschinen, diejenige einen Vorzug verdiene, welche durch die wenigste Kraft getrieben, das mehreste leistet, das ist begreiflich. Daher

ist

ist es ein Fehler, wenn die Theile einer Maschine stärker sind, als es der Zweck ihrer Bestimmung fordert. Denn mit der größern Schwere, nimmt die Trägheit der Materie und die Friction zu. Und diese vernichten mehr Kraft, als sie bey wenigerm Gewichte vernichten würden.

Man verstatte einer Maschine bey ihrer Arbeit keine müßigen Zwischenräume, man belaste sie aber auch nicht mit doppelter Arbeit, sondern vertheile die Arbeit so viel möglich ist, gleich. Sollen die Zapfen einer Mühlenwelle vier schwere Stampfer heben; so würde es ein Zeitverlust seyn, der wegen seiner öftern Wiederkehr beträchtlich würde, wenn Zwischenräume in der Bewegung entstünden, in welchen das Werk nichts, oder zu wenig verrichtete; drückten aber zwey Stampfer mit ihrer ganzen Last, zugleich auf die Welle, so würde die Maschine zu viel leiden, und die Kraft unnöthig verschwendet.

Eine Maschine die aus vielen Theilen besteht, leidet mehr Friktion, sie ist zerbrechlicher, und mehr einer Stauung ausgesetzt, als eine weniger zusammengesetzte. Eine zu künstliche Maschine, macht zwar die geschickte Hand ihres Verfertigers, die möglichst einfache hingegen, den denkenden Kopf ihres Erfinders sichtbar.

M. Schmid.

Ueber den Ursprung der Sprache.

Die Frage vom Ursprung der Sprache hat die Philosophen der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts mehr als irgend ein ehemaliges philosophisches Zeitalter beschäfftigt. In Jahrbüchern ganzer Akademien der Wissenschaften a), in Preisschriften b), und in einzelnen wichtigen Werken c), hat man bey der Bemühung jene Aufgabe zu lösen, die vortrefflichsten Bemerkungen über den ganzen Bau der Sprache gemacht, die ohne Widerspruch ungleich wichtiger sind, als die Beantwortung der Frage selbst mit Ja oder mit Nein: ob Menschen Sprache erfunden, oder ob sie ihnen die Gottheit eingeflößt? die mehr anziehend, als beträchtlich zu seyn scheint.

Es kann allen Classen von Lesern dieser Blätter nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen auf wenigen Seiten die vornehmsten Resultate der bisherigen Untersuchungen, so wie ich sie in großen und kleinen Schriften gefunden habe, vorlege. Denkende Köpfe wissen es ohnehin, was für Aufschlüsse die

a) Man sehe z. B. die Histoire de l'Academie Royale des sciences & belles lettres de Berlin. *Année* 1754, 1756, 1767.

b) Z. B. die Berlinischen Preisschriften von 1759. Herrn Herders Preisschrift von 1770.

c) Hier steht des Präsidenten von Brosses *Traité de la formation mechanique de la langue.* Paris 1765. oben an. Der berühmte Verfasser thut die schärfsten Blicke in die ganze Oekonomie der Sprache.

Untersuchung dieser Materie in der ganzen Philosophie gegeben, und was für herrliche Aussichten sie besonders in die sehr begränzte Philosophie der Sprache, und in alle Kenntnisse, die mit Hülfe der Sprache erfunden worden, eröffnet hat. Und für die Andern, die den philosophischen Untersuchern auf den oft schwierigen Gängen nicht folgen mögen, hat die aufgeworfene Frage an sich schon Reiz genug.

Schon als Thier hat der Mensch Sprache, und zwar mehr als Eine Sprache. Natursprachen, die er ohne sie zu erlernen versteht, und ohne es zu wissen, spricht; die seine Verrätherinnen sind, wenn er verborgen bleiben, und die ausbrechen, wenn er schweigen will. Sprachen, die alle empfindende Wesen mit den Nerven und Muskeln zu gleicher Zeit mit erhalten, und die eben deswegen allgemeine Sprachen sind, die bey allen Thierarten gleich viel bedeuten, ob sie gleich nicht bey allen gleich ausdrucksvoll sind.

Aber was bedeuten diese im harmonischen Bau der thierischen Natur gegründete Sprachen? Sind sie unterrichtende Ausdrücke abgezogener Begriffe, bedeutende Zeichen verborgner Gedanken, verständliche Anzeigen kalter, gleichgültiger Meditationsarbeiten? Das alles nicht. Es sind Empfindungssprachen, die ein jeder von Vergnügen oder Schmerz angeschlagene Nerve redet.

Was sind jene abgebrochenen Laute, die in gewissen bedenklichen Situationen, in Freude und Leid, zu unsern Sprachorganen herausgepreßt werden, anders als eine Art dieser Empfindungssprache? Alle heftige angenehme und unangenehme Empfindungen, sie mögen Schmerzen der groben Maschine, oder Leidenschaften der innern feinern Werkzeuge des Empfindens und des Denkens seyn, zwingen gewisse unartikulirte Laute aus uns heraus. Gegenwärtiger hereinbrechender Schmerz sowohl, als die Furcht für wahrscheinlichen künftigen Uebeln. gegenwärtiges Entzücken so wohl, als frohe Aussichten in künftige wünschenswerthe Glückseligkeiten erschüttern unser ganzes Empfindungssystem so sehr, daß unser Gefühl tönen muß.

Dieses ist also Naturgesetz, das jedem empfindenden Wesen vorgeschrieben ist: Kerkere deine frohen und schmerzhaften Empfindungen nicht in deine Brust ein. Und du, Mensch! da in dich eine eigene Quelle von Vergnügen, ein sympathetisches Gefühl hingelegt ist: so empfinde die Seligkeiten, die in vollen Strömen auf die Welt herabfließen, an denen sich aber nur wenige Menschen laben, nicht für Dich allein. Dein Gefühl dieser Seligkeiten töne laut, damit deine Brüder sich mit freuen. Auf der andern Seite fordert jedes leidende Geschöpf durch eine Natursprache des Schmerzens, durch ein abgebrochenes Winseln, Wimmern, Aechzen, Seufzen, durch ein Ach! die ganze sympathetische Natur zum Mitleiden auf. Wenn es dem brennenden

nenden Hauch des Leidens Luft giebt: so füllt ein ähnlicher Schmerz, wie ein ansteckender Othem, seine Mitgeschöpfe an.

Diese Sprache der Empfindung, die ein jedes Thier in gewissen unschreibbaren Lauten redet, vereinigt die ganze empfindende Natur durch eine nie zerstörbare Kette. Immer erhalten die Nerven empfindender Wesen eine ähnliche Spannung, und ihre Seele einen ähnlichen Ton. Sie sind zum Mitleiden, wie zur Mitfreude mechanisch gezwungen.

Eine jede Thierart versteht diese Laute, in so ferne sie ein Individuum ihrer Art ausstößt. Der Mensch versteht sie am allerallgemeinsten, weil er ganz uneingeschränkt sympathisirt. Alle angenehme und unangenehme Empfindungen aller empfindenden Wesen in der ganzen Natur zünden seine Sympathie an, und wecken sie zu ähnlichen Freuden oder Leiden auf; es sey denn, seine Nerven seyen gelähmt, oder er habe seine Fibern mit Fleiß gestählt, und alle Oeffnungen seiner Empfindsamkeit verstopft. Dann wird sein Herz felsenhart, und er Barbar.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Empfindungslaute eine allgemeine Sprache aller Bürger des Erdbodens sind, vom Menschen bis auf das Thierchen, das ganz lautlos ist. Hier scheint nicht Völkersprache für eine jede Gattung der Thiere unter sich, nicht eine besondre Sprache für das Erdthier, Wasserthier, und das Volk der Luft vorhanden zu seyn, weil man noch keinen Unterschied unter den Empfindungswerkzeugen aller dieser Thiere wahrgenommen hat; oder besser, weil wir den Nervenbau der einen Thierart so wenig kennen, als der andern. Daß wir aber die Sprache der Leiden gewisser Thiere besser verstehen, als die peinlichen Seufzer der andern, rührt unstreitig daher, weil jene entweder vernehmlicher tönen, oder weil wir durch einen nähern und häufigern Umgang sie besser haben verstehen lernen. Man kann die Abweichungen hierinnen höchstens als verschiedene Provinzialdialekte ansehen, die schon deswegen in mehrern Menschen von einander abgehen müssen, weil ihre Sprachorganen, die Instrumente dieser Naturlaute der Empfindungen nicht auf dieselbige Weise gebauet sind.

Da diese erste Natursprache Sprache der Empfindung und der Leidenschaften ist: so muß sie nothwendig in Geschöpfen, die beynahe ganz gefühllos sind, sehr eingeschränkt seyn; und sie muß in eben dem Verhältniß bey einem jeden Individuum eingeschränkter werden, in welchem seine Nerven durch häufige Anspannungen und durch andere Zufälle unempfindlicher, und seine Leidenschaften sanfter werden. Sie muß endlich bey ganzen Nationen fast gänzlich ausserben, wenn hohe bürgerliche Cultur das Feuer der heftigen Leidenschaften auslöscht, ihre Fluth dämmet, und in sanft rieselnde Bäche ruhigerer Gemüthsbewegungen ableitet.

Aber völlig wird diese Sprache nie aus-

aussterben, wenn sich gleich die vollen Ausbrüche der Leidenschaften dämpfen lassen. Der heftigste Augenblick der Empfindung, sagt Herder, wo und wie selten er sich finde, nimmt noch immer sein Recht wieder, und tönt in seiner mütterlichen Sprache unmittelbar durch Accente. Der auffahrende Sturm einer Leidenschaft, der plötzliche Ueberfall von Freude oder Frohheit, Schmerz und Jammer, wenn sie tiefe Furchen in die Seele graben, ein übermannendes Gefühl von Rache, Verzweiflung, Wuth, Schrecken, Grausen, u. s. w. alle kündigen sich an, und jede nach ihrer Art verschieden an. So viel Gattungen von Fühlbarkeit in unsrer Natur schlummern, so viel auch Tonarten.

Diese Tonarten, in welchen sich eine jede angenehme und unangenehme Empfindung ganz charakteristisch in ihrem eigenthümlichen Laut ausdrückt, sind dem ohngeachtet für unser Ohr nicht allemal so charakteristisch von einander unterschieden, daß alle Menschen ihre eigenthümliche Bedeutung allemal richtig zu errathen im Stande wären. Wenn also gleich eine jede lebhafte angenehme und unangenehme Empfindung, und eine jede heftige Leidenschaft ihren eigenthümlichen Ton hat, in welchem sich keine andere Empfindung und Leidenschaft äußert: so mischen und verwandeln sich dennoch diese charakteristischen Ausdrücke der Leidenschaften und Empfindungen in unartikulirten Lauten häufig so sehr in einander, daß wir ihr Unähnliches und Eigenthümliches nicht mehr wahrnehmen können. Daher kann es kommen, daß wir einen unartikulirten Laut für den Ausdruck einer gewissen Leidenschaft oder Empfindung halten können, da es doch der Ausdruck vom Gegentheil ist. „Das matte Ach! „ ist so wohl Laut der zerschmelzenden „ Liebe, als der sinkenden Verzweiflung. Das feurige O! so wohl Ausbruch der plötzlichen Freude, als der „ auffahrenden Wuth; der steigenden „ Bewunderung, als des zuwallenden „ Bejammerns.„ d)

Richtig ist indessen Herders Bemerkung, daß diese unartikulirten Laute in ihrem lebendigen Zusammenhang, im ganzen Bild der wirkenden Natur, begleitet von so vielen andern Erscheinungen rührend und genugsam sind; aber von allen getrennt, herausgerissen, ihres Lebens beraubt, freylich nichts als Ziffern. Die Thräne, die in diesem trüben, erloschenen, nach Trost schmachtenden Auge schwimmt; wie rührend ist sie im ganzen Gemählde des Antlitzes der Wehmuth; nehmet sie allein, und sie ist ein kalter Wassertropfe; bringet sie unter das Mikroskop, ich will nicht wissen, was sie da seyn mag? Dieser ermattende Hauch, der halbe Seufzer, der auf der vom Schmerz verzogenen Lippe so rührend stirbt; sondert ihn ab von allen seinen lebendigen Gehülfen, und er ist ein leerer Luftstoß! Kann es mit den Tönen der Empfindung anders seyn?

Die Fortsetzung folgt künftig.

d) Herders Preisschrift. S. 8.

Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Montag, den 9ten September 1776.

Fortsetzung der Abhandlung über den Ursprung der Sprache.

Hierinnen, daß unser stumpferes Ohr die Unähnlichkeiten unähnlicher Laute unähnlicher Empfindungen nicht allemal zu unterscheiden vermag, liegt zugleich der Hauptgrund, warum die mehrsten unartikulirten Töne der Empfindungssprache durch kein bisher erfundenes Alphabet geschrieben und ausgedruckt werden können. Noch mit keinem Alphabet hat man die verschiedenen aus dem Innersten unsrer Brust herausgezwängten leisen Seufzer der Menschen und der Thiere, buchstabiren, und dem Auge durch Schrift sichtbar machen können. Wer hat je das liebkosende Lallen des unmündigen Säuglings, jenes Wimmern des zuckenden Gequälten; jenes bange Stönen der Sterbenden durch Buchstaben ausgedrückt? Selbst die Ingredienzien dieser Empfindungssprache, die wir mit unsern Alphabeten erreichen können, drücken das Charakteristische der Laute niemals genau aus. Wann hat man das O! der frohen Bewunderung von dem ähnlichen Laut des kläglichsten Jammers durch alphabetische Schriftzeichen unterschieden? Aber dazu war auch weder die alphabetische Schrift da, um diese Laute und ihre Unterschiede anzugeben; noch war die unartikulirte Empfindungssprache dazu bestimmt, um geschrieben werden zu können a). „Ob

a) Diejenigen Laute aus dieser Empfindungssprache, die geschrieben werden können, heißen in der Grammatik Interjectionen. In allen Sprachen sind sie da; In den verfeinerten seltener; In den alten und in den wilden Sprachen häufiger. In ihren Interjectionen, und den Wurzeln ihrer Nominum und Verborum, wie viele aufgefangene Reste dieser Töne! Die ältesten morgenländischen Sprachen sind voll von Ausrüfen, für die wir später gebildeten Völker oft nichts als Lücken, oder stumpfen, trüben Mißverstand haben. In ihren Elegien tönen, wie bey den Wilden auf ihren Gräbern, jene Heul- und Klagetöne, eine fortgehende Interjection der Natur. In ihren Lobpsalmen das Freudengeschrey, und die wiederkommenden Hallelujahs, die Shaw aus dem Mund der Klageweiber erklärt, und die bey uns so oft feyerlicher Unsinn sind. Im Gang, im Schwung ihrer Gedichte und der Gesänge anderer alter Völker tönet der Ton, der noch die Kriegs- und Religions-

der Klageton von Wunden der Seele oder des Körpers wimmert? Ob dieses Geschrey von Furcht, oder von Schmerz ausgepreßt werde? Ob dieses weiche Ach! sich mit einem Kuß, oder mit einer Thräne an den Busen der Geliebten drücke? — alle solche Unterschiede zu bestimmen, war diese Sprache nicht da. Sie sollte zum Gemählde hinrufen; dies Gemählde wird schon vor sich selbst reden. Sie sollte tönen, nicht aber schildern.„

Allein die unartikulirten, durch angenehme und unangenehme Empfindungen, und durch heftige Leidenschaften herausgepreßten Laute sind nicht die einzige Natursprache, die Mensch und Thier redet, die sie ohne Mühe und Unterricht besitzen, und ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände vernehmlich sprechen. Die durch Vergnügen und Schmerz angeschlagene Saiten unsers thierischen Gefühls reden noch eine Sprache, ohne zu tönen. Dies ist eine Sprache für das Gesicht, so wie jene Natursprache für das Gehör ist. In beyden Fällen thun die Nerven ihre Naturpflicht; Sie mögen, wenn sie angeschlagen werden, Töne fürs Ohr herauszwingen, oder fürs Gesicht die thierische Maschine in gewisse bedeutende Bewegungen versetzen. Eine jede lebhafte Empfindung und Leidenschaft hat nemlich auch ihre eigene Geberdensprache, indem sie entweder den ganzen Körper, oder nur einzelne Gliedmaßen desselben in bedeutende Bewegungen und Stellungen versetzt b).

In den mehrsten Fällen sind die Geberden ein so genauer Abdruck dessen, was in unserm Innersten vorgeht, daß der beredteste Ausdruck durch Worte diesen innersten Zustand bey weitem nicht so lebhaft vorlegen würde. Kann auch eine Zunge Vergnügen und Misvergnügen, Hochachtung und Verachtung, Haß und Liebe so bestimmt, so lebhaft, so kräftig, so schnell ausdrükken, wie die Geberdensprache? Aus diesem Grunde hat man frühe die Geberdensprache, die anfänglich in der Organisation des thierischen Körpers als Natursprache ganz nothwendig gegründet war, in eine künstliche Sprache umgebildet, die Schauspieler und Redner mit großem Fleiß studiren mußten, und noch jetzt immer studiren müssen, wenn sie anders schnell und kräftig auf die Gemüther wirken wollen

ligionstänze, die Trauer- und Freudengesänge aller Wilden belebt; sie mögen am Fuß der Cordilleras, oder im Schnee der Irokesen, in Brasilien, oder auf den Karaiben wohnen. Die Wurzeln ihrer einfachsten, wirksamsten, frühesten Verben sind jene ersten Ausrüfe der Natur, die erst später gemodelt wurden; und die Sprachen aller alten und wilden Völker sind daher in diesem innern, lebendigen Ton für Fremde ewig unaussprechlich. Herder S. 12.

b) So erklärt Cicero diese Art von Natursprache: Nempe gestus est in corporis, vel totius, vel partium ejus quodam motu & conformatione temporaria, affectionibus animi vel veris, vel quas fingere volunt, accomodata, easque exprimens. *De Natura Deorum.* Lib. II. Cap. 12.

len c): die Grundlage zur künstlichen Geberdensprache, sie mag nun in der Pantomime gesprochen, oder um den Nachdruck zu verstärken der Wortsprache zugesellet werden, muß aber immer die Natur bleiben. Künstliche Geberden deren Anlage nicht Natur ist, sind frostig. Durch unnatürliche Geberden kann der unwissende Schauspieler das höchste Tragische komisch, und das feinste Komische lächerlich machen. So wird er nie Meister über die Empfindungen seiner Zuschauer. Sein ganzes Spiel wird unerträglich d).

Die Geberdensprache, so lange sie bloße Natursprache ist, ist auch nur bloß Sprache der Empfindung und der Leidenschaften, und so wenig man aus den unzusammenhangenden Tönen der Empfindung auf eine Meditation des tönenden und empfindenden Wesens schließen kann: eben so wenig ist die Gestikulation eine Aeußerung des Zustandes der Betrachtung. Wenn sie aber künstliche Pantomime zu werden anfängt: so können durch sie auch die gemäßigten Seelenveränderungen, die Gedanken, angezeigt werden.

Ist daher die natürliche Gestikulation die Sprache der Empfindungen und der Leidenschaften, und hat eine jede heftige Gemüthsbewegung ihre kenntliche Aeußerung durch eine charakteristische Bewegung des ganzen Körpers, oder einzelner Glieder desselben: so muß diese Natursprache nach der Anzahl der heftigen Erschütterungen des Nervensystems und der Organen der Seele bey einer jeden Thierart in Absicht auf ihre Ausdehnung und Weitläuftigkeit verschieden seyn Wahrscheinlich giebt es kein empfindendes Wesen, das nicht einige Geberdensprache haben sollte, weil es wahrscheinlich ist, daß die Empfindungswerkzeuge aller empfindenden Geschöpfe verschiedener Grade der Empfindung fähig sind. So bald aber die Nerven eines Thiers von einer Empfindung angeschlagen werden, die angenehmer oder unangenehmer ist, als seine gewöhnlichen Empfindungen: so bald muß sich dieser erhöhete ungewöhnliche Zustand der Empfindung den Nerven des ganzen Thiers mittheilen, und sich durch eine Art von Convulsion des Körpers äußern. Der lautlose und gehörlose Wurm, der seinen Schmerz nicht durch einen kläglichen Ton oder Seufzer zu erkennen geben kan, windet und krümmt sich doch im Staub, wenn er zertreten wird. Das sterbende Thier, wenn es

c) Die Geberdensprache, oder die Geberdenkunst wurde von den Alten für einen Theil der schönen Wissenschaften angesehen, und sie hieß Musica hypocritica. Schon Plato gedenkt ihrer unter dem Namen Ochersis. — Quintilian sagt: Wenn der Redner nicht rührt: so wird er abgeschmackt. Denn die Mine, die Stimme, und das ganze Ansehen eines in Affect gesetzten Beklagten werden denen, die dadurch nicht wirklich gerührt werden, zum Gespötte. Hier ist keine Mittelstraße; entweder weint man mit ihm, oder man lacht ihn aus. *Institut Orat.* Lib. VI. Cap. I.

d) Dieser künstlichen Geberdensprache habe ich hier deswegen mit ein Paar Worten Erwähnung gethan, weil ich mich bey der Anzeige der Fortbildung der Sprache darauf beziehen muß.

durch kein Stönen mehr seine schmerzhaften Empfindungen an den Tag legen kann, fordert unser Mitleiden durch die Geberdensprache, durch Convulsionen und Verzückungen auf.

So allgemein indessen diese Sprache ist: so außerordentlich verschieden ist sie in verschiedenen Thierarten in Absicht auf ihren Umfang, und auf ihre Weitläuftigkeit, weil nicht alle fühlende Wesen gleich viele oder gleich lebhafte Empfindungen und Leidenschaften haben. Wer will die unthätige Auster hierin mit einem vollkommenern Thier vergleichen? Die Weitläuftigkeit der natürlichen Geberdensprache nimmt daher in eben dem Grad zu, in welchem die Fähigkeit einer Thierart zu heftigen Erschütterungen ihrer Organen zunimmt. Außerdem muß man bey der Berechnung der Weitläuftigkeit der Gestikulation verschiedener Thierarten noch einen Umstand mit in Anschlag bringen, nemlich die Geschwindigkeit der thierischen Maschine. Gewisse Thierarten können zu außerordentlich heftigen Leidenschaften aufgelegt seyn. Ihre Nerven können die Gabe einer vorzüglichen Empfindsamkeit haben, vermöge welcher sie sehr leicht von allen auch noch so unbemerkbaren angenehmen und unangenehmen Empfindungen lebhaft gerührt werden, und doch kann ihre Gestikulation bey einem unbeweglichen, unbiegsamen Körper, bey starken Muskeln und ungelenksamen Gliedern sehr eingeschränkt seyn, weil sie unbemerkbar wird. Ohne Zweifel drücken sich alle Empfindungen und Leidenschaften einer solchen Thierart durch eine charakteristische Stellung und Bewegung der Körper und seiner Glieder aus. Allein weil ihr Körper nicht geschmeidig genug ist: so nehmen wir diese Ausdrücke nicht so leicht wahr, gerade wie wir die unartikulirten Laute der unähnlichsten Leidenschaften sehr oft für ähnliche Laute halten. Der vollständige Lehrsatz ist also dieser: Die Weitläuftigkeit der Geberdensprache richtet sich nach der Anzahl lebhafter Empfindungen, und heftiger Leidenschaften, und nach der Geschmeidigkeit des thierischen Körpers.

Noch hatte sich die Natur durch ein Geschenk von zwo angebornen Sprachen, die sie jedem empfindenden glücklich organisirten Geschöpf, als eine Morgengabe mitgab, nicht erschöpft. Sie gab allen vollkommenern Thierarten ein Gesicht, und mit dem Gesicht eine dritte Natursprache, die Minensprache, die auch, so weit sie bloß natürlich ist, bloße Empfindungssprache seyn kann. Durch Blicke des Auges und durch Verziehung der Muskeln des Gesichts wird uns das Innerste des Menschen kenntlich. Aus seinen Augen lesen wir seine Empfindungen, und auf sein Gesicht schreiben sich seine Leidenschaften in kennbaren Zügen hin. Sein Blick ist wild; fliehe den Unruhigen! Er lächelt dich freundschaftlich an; eile seinen Umarmungen entgegen!

Es ist außerordentlich schwer einen jeden redenden Zug im Gesicht, und einen jeden bedeutenden Blick mit Worten zu beschreiben. Noch ist keine

Samm-

Sammlung redender Gesichtszüge vorhanden, die nur erträglich vollständig wäre: wahrscheinlich, weil die verschiednen Züge verschiedener Leidenschaften sich zu ähnlich, und die Bewegung der Muskeln des Gesichts, und die Blicke des Auges zu schnell vorübergehend sind, als daß sie durch Zeichnung ausgedrückt werden könnten.

Gewiß ist es, daß in uns keine heftige Gemüthsbewegung vorgeht, die sich nicht in unsern Gesichtern offenbaren sollte. Allein wir sind wiederum nicht im Stand allemal ihre Bedeutung glücklich zu errathen. Die unähnlichsten Leidenschaften runzeln unsre Stirne, verwandeln unsern Blick, verzerren die Muskeln des Gesichts, auf eine so sehr ähnliche Art, daß unser Aug keine Verschiedenheit wahrnimmt. Lachen z. B. ist so wenig allemal ein Beweis von angenehmen Empfindungen, so wenig die Thränen allemal Ausdrücke des Schmerzens sind. Man weint für Freuden. Man lacht über komische Gegenstände. Man lacht ein schmerzhaftes Lächeln der Verzweiflung, und ein peinliches Lachen der Verachtung. Schwermuth und Nachdenken lassen sich schwerlich an den Gesichtszügen beobachten.

Die Natur hat auch die vollkommenern Thiere mit der Minensprache begabt. Allein wir verstehen sie weit weniger, als die Minensprache unsers Geschlechts. Ihr Gesicht ist zu grob, als daß wir die feinern Züge auf demselben sollten lesen können, und ihr Blick sagt entweder zu viel, oder nichts, da wir uns zumal um ihre Gesichtszüge und um ihren Blick wenig bekümmern.

Da tritt er also auf den Schauplatz, der Mensch, redet als Thier drey Sprachen, und weder Mensch, noch Thier kann seine unartikulirten Laute, seine Gestikulationen, seine Gesichtszüge und Blicke vollkommen enträthseln. Er spricht noch immer nicht verständlich genug, wenn er gleich zu eben derselben Zeit eine dreyfache Sprache redet. Und wenn auch die ganze Welt Laute, Geberden, Gesichtszüge und Blicke verstünde; was verstünde sie? Empfindungen, heftige Erschütterungen der innern und äußern Empfindungswerkzeuge, Brausen, Stürme. Noch keine Stille, keine ruhige Geistesarbeiten, keine Gedanken.

Die Natur mußte daher noch eine neue Sorge für ihn tragen. Sie mußte Fähigkeit, Vermögen, Receptivität, oder gar Thätigkeit in ihn legen, Wörter, zusammenhangende verbundene Töne, willkührliche Zeichen der Gedanken auszusprechen; kurz Anlage, oder Wirklichkeit eine tönende Sprache zu reden, die er weder spricht, noch versteht, ohne sie vorher zu erlernen.

Hier frägt es sich nun: Ist diese Sprache eine menschliche Erfindung: läßt sich aus den bloßen Naturkräften des Menschen, und aus dem Wesen dieser Sprache erwarten, daß der Mensch sie habe erfinden können; und wenn er sie erfinden konnte, auf welchem Wege hat er sie erfinden müssen: Oder ist ihr Ursprung göttlich.

Läßt er sich aus den menschlichen natürlichen Kräften durchaus nicht begreifen; und sieht man die Ursache deutlich, warum eine solche Sprache für Menschen unerfindbar war; und findet man im Wesen der Sprache und der Gottheit die Ursache, warum Niemand, als Gott sie erfinden konnte?

Ich habe diese Frage mit Fleiß so entwickelt vorgelegt, weil dieses ihr Sinn seyn muß, wenn man anders von einem Menschen eine Beantwortung derselben erwarten kann. Denn im Grunde betrifft die Sache ein Faktum der Geschichte, und sie müßte, als Thatsache, eigentlich aus historischen Urkunden ausgemacht werden. Aber uns ist es nicht mehr möglich, vermittelst der Geschichte bis zur Morgendämmerung der Vernunft und der Sprache zurückzugehen. Da ist kein Archiv mehr vorhanden, aus welchem wir ächte Documente, und urkundliche Nachrichten herholen könnten. Selbst jene älteste Urkunde des Menschengeschlechts, (wenn sie anders hierüber Urkunde seyn kann,) hat leider, einen gedoppelten, einen bejahenden und einen verneinenden Sinn, nachdem man gerade diesen oder jenen Sinn zu seiner Absicht am besten gebrauchen kann.

Derselbige Schriftsteller findet in derselbigen Rolle bald die klärste Anzeige der menschlichen Spracherfindung, bald den Finger Gottes. Die ganze vieltönige, göttliche Natur, sagt Herder, ist Sprachlehrerinn und Muse. Da führt sie alle Geschöpfe bey ihm vorbey; jedes trägt seinen Namen auf der Zunge, und nennt sich diesem verhüllten, sichtbaren Gott, als Vasall und Diener. Es liefert ihm sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft, wie einen Tribut, damit er sich bey diesem Namen seiner erinnere, es künftig rufe und genieße. Ich frage, ob je diese Wahrheit: eben der Verstand, durch den der Mensch über die Natur herrscht, war der Vater einer lebendigen Sprache, die er aus Tönen schallender Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung sich abzog! Ich frage, ob je diese trockene Wahrheit auf morgenländische Weise edler und schöner könne gesagt werden, als: Gott führte die Thiere zu ihm, daß er sähe, wie er sie nennete, und wie er sie nennen würde: so sollten sie heißen! Wo kann es auf morgenländische poetische Weise bestimmter gesagt werden: Der Mensch erfand sich selbst Sprache aus Tönen lebender Natur zu Merkmalen seines herrschenden Verstandes e).

Eine ganz andere Erklärung schiebt derselbige Verfasser diesem ehrwürdigen Stück des hohen Alterthums unter. Siehe da, sagt er, den großen Beytrag Gottes zur Schrift und Sprache. Siehe da den ersten Schriftversuch Gottes mit dem Menschen! Und in welcher sanftsteigenden Progression! Erst wenig, simple, große Geschöpfe sehr

e) Herders Preisschrift. S. 78. 79.

ſehr deutlich ihm vorgenannt, bis er geübt iſt, mehr verwirrte Geſchöpfe zu bezeichnen f).

Unter dieſen Umſtänden iſt das Problem vom Urſprung der Sprache hiſtoriſch ganz unauflöslich, weil uns kein hiſtoriſches Monument darüber aufbehalten worden iſt. Dem ohngeachtet läßt ſich die Frage: *Hat der Menſch Sprache erfunden?* befriedigend genug beantworten, und eben ſo gut beantworten, als wenn eine ächte alte Urkunde darüber vorhanden wäre, weil ſie mit der Frage: *Hat der Menſch durch ſeine bloßen Naturkräfte Sprache erfinden können?* für völlig gleichgültig angeſehen werden kann. Denn ſo bald die innere nächſte Möglichkeit der menſchlichen Spracherfindung dargethan iſt: ſo bald iſt ihre Wirklichkeit in einem ſo hohen Grad bewieſen, als man in ſolchen Fällen nur Beweiſe fordern kann. Wozu hätte ihm denn ſonſt die Natur die Kräfte ſie zu erfinden, gegeben? Umſonſt? Das befriedigt den Philoſophen nie. Die Natur ſchenkt Kräfte nicht verſchwenderiſch umſonſt. Giebt ſie ſie: ſo thut ſie nachher nicht ſelbſt Wunder. Alſo

1) *Läßt ſich aus den bloßen Naturkräften des Menſchen, und aus dem Weſen der Sprache die Möglichkeit des menſchlichen Urſprungs derſelben begreifen?* Die Solution beyder Theile dieſer Aufgabe iſt für einen jeden nicht mehr ganz rohen Weltbürger nichts weniger, als leicht. Die erſte Hälfte: Reichen die bloßen Naturkräfte des Menſchen zu einer ſolchen Erfindung zu? wie ſchwierig iſt ſie? kann ſie ein durch bürgerliche Cultur, durch Gelehrſamkeit und Unterricht verfeinerter Sterblicher beantworten, der alle ſeine Kräfte durch Sprache entwickelt, und den ganzen Schatz ſeiner Kenntniſſe mit Hülfe der Sprache geſammelt hat? Wo weiß ein ſolcher Bürger der gelehrten Republik, wie viel, und welches die Kräfte des rohen Naturmenſchen ſind, ehe er Sprache hat? Oder giebt es irgend eine Nation auf unſrer Erdwelt, die, ſo roh ſie auch wäre, keine willkührliche Sprache hätte? Die Weltentdecker, die Juden- und Heidenbekehrer, von Habſucht oder von heiligem Eifer auf Meer und Land hingetrieben, haben wilde Völker genug gefunden, deren Sprachen von den uns bekannten himmelweit verſchieden ſind. Sie haben Nationen gefunden, die ſich mehr durch künſtliche Geſtikulation belehren, als durch Tonſprache. Aber noch iſt kein Volk entdeckt, das gar keine tönende willkührliche Sprache hätte; folglich kein Volk, das hier, wo ausgemacht werden ſoll, wie viel Seelenkräfte und Kenntniſſe der Menſch ohne Sprache üben und beſitzen könne, zum Muſter dienen könnte.

Eben ſo wenig können diejenigen unglücklichen Individuen der bürgerlich cul-

f) Eben deſſelben älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. S. 115-122. Ich befürchtete die Stelle zu verfälſchen, wenn ich einen vollſtändigern Auszug geliefert hätte. Ganz konnte ich ſie auch nicht abſchreiben. — Mir ſcheint indeſſen die erſte Erklärung ungezwungener.

cultivirten Gesellschaft hier einen Aufschluß geben, die von Mutterleib an bis in ihr Alter taub und sprachlos waren. Es ist wahr, diese Unglücklichen überkommen durch artikulirte Sprache keine Kenntnisse ihrer aufgeklärten Mitbürger. Allein sie leben doch unter aufgeklärten Mitbürgern, die alle mögliche Mittel zu Hülfe nehmen, um sie zu unterrichten. Winket ihm, diesem von der Natur versäumten Glied eures Geschlechts; es versteht euch eben so gut, als wenn ihr ihm zurieft: komm! Drohet ihm: es fliehet, gerade, als wenn in seine Ohren donnert: Weiche! Ihre Kräfte sind also nicht reine Naturkräfte.

Man könnte fragen: die wilden Menschenkinder unter den Bären, hatten keine Sprache: was hatten sie für Kenntnisse? Keine Sprache, keine Kenntnisse. Aber diese sind auch kein Bild des rohen, sprachlosen Naturmenschen. Ihr Zustand ist der widernatürlichste Zustand der Wildheit. Sie waren Blumen, die, aus ihren Wurzeln gerissen, von ihrem Stamm gebrochen, da lagen und welkten. Bären waren ihre Gesellschafter. Von Bären wurden sie aufgefüttert. Sie verwilderten und wurden Vieh. Und Menschen wurden sie nicht erst, nachdem sie Sprache erlernt hatten, sondern nachdem sie ein Mensch fand g). — Hier ist also kein Muster.

Und so ist auch kein Muster zur Bestimmung des Wesens menschlicher Sprachen da. Wenigstens sind es unsere ausgebildeten Sprachen nicht. Denn diese sind Gebäude, an denen Nationen und Welttheile und Jahrtausende gearbeitet haben. Die erste Sprache, wenn sie der Mensch erfunden und gebauet hat, konnte kein solcher Pallast seyn. Eine arme Hütte ohne Ordnung und Schönheit war der Ursprung der Baukunst, war die Sprache des Ursprungs.

Doch hier laufen unsere Einsichten in die Beschaffenheit der Kenntnisse der Wilden, und in das Wesen ihrer Sprachen ziemlich parallel. Wir wissen aus den Nachrichten der Reisebeschreiber ohngefähr eben so viel, was sie für einen Reichthum oder Armuth an Kenntnissen haben, als wir wissen, wie ihre Sprachen beschaffen sind. Und so können wir immer nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen eine höchst befriedigende Antwort auf die Hauptfrage geben, daß der Mensch nemlich, noch vor dem Besitz der artikulirten Sprache, Kenntnisse zur Erfindung einer Sprache besaß, zum Deutlichdenken des großen Gedankens einer Sprache. Denn dasjenige, was der ununterrichtete Mensch jetzt thut, kann uns das, was der der Sprache beraubte Mensch that, ziemlich begreiflich machen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

g) S. *Connor* Evang. Med. *Art.* 15. — Histoire d'un jeune fille sauvage. *Paris* 1755.

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Freytag, den 13ten September 1776.

Fortsetzung der Abhandlung über den Ursprung der Sprache.

Zuerst zur letzten, leichtesten Hälfte der Aufgabe: über die Beschaffenheit der Sprache. — Die Einrichtung der Sprache, so wie wir sie uns in ihrer Kindheit gedenken müssen, und wie die Sprachen alter Völker und der heutigen Wilden noch immer beschaffen sind, zeugt von gar keiner halsbrechenden Erfindung. Nichts kann leichter und simpler seyn, als der Bau einer werdenden menschlichen Sprache. Der Anfang einer jeden andern Kunst oder Wissenschaft ist immer unbegreiflicher, als die Grundlage zu einer Sprache. Hier sind Wörter, Laute, zu deren Hervorbringung der Mensch schon von Natur gestimmt ist, da dergleichen Töne in gewissen bedenklichen Situationen schon von selbst herausbrechen. Diese Wörter zeigen sichtbare, hörbare und empfindbare Gegenstände an, und zwar so, wie sich die Natur selbst darstellt, wie sie selbst das Wort vorspricht, wie sie selbst tönet. Donner, *tonitru*, *tonnerre*, *dörgés*, βροντη was anders, als der volle Schall dieser Naturveränderung? In einer Sprache des Ursprungs ist nun auch gar nichts mehr, als Zusammensetzung dieser einzelnen Wörter des Redenden nach Gefallen. Noch immer keine Regeln der Grammatik, höchstens Gewohnheit, täglicher Gebrauch, der diese Zusammenfügung leitet. Mehr suche man in keiner Sprache, ehe sie sich fortbildet. Man suche keine Wörter für lautlose oder unempfindbare Gegenstände. Keine Ausdrücke für Abstrakta sind noch da. Die allgemeinen Ausdrücke kommen nur bey einer merklichen Ausbildung der Sprache hinzu, weil sie aus der ursprünglichen Quelle mit den sinnlichen nicht gemeinschaftlich fließen.

Dieses bemerken alle Reisebeschreiber. Die Ausbreitung der christlichen Religion unter den Wilden fand eben deswegen so unüberwindliche Hindernisse. Alle Missionarien klagen über die große Armuth der Wilden an Ausdrücken für unsichtbare Gegenstände, oder gar für abstrakte allgemeine Begriffe. Kein Hottentotte weiß ein Wort für den Begriff, Geist. Da findet sich nun der geschäfftige Heidenbekehrer freylich in einer sehr verdrießlichen La-

ge. Seine Lehren vom heiligen Geist, von der Unsterblichkeit eines in uns wohnenden Geistes; vom Geist des Christenthums kann ihnen nicht beygebracht werden. Cranz führt in seiner Geschichte von Grönland eine wehmüthige Klage darüber, daß es den Grönländern an vielen zum Vortrag der Dogmatik und der Moral erforderlichen Wörtern fehle a). Im Mund des Californiers und Peruaners, des Kamtschadalen und Tatarn, sind keine Ausdrücke für unsichtbare Eigenschaften des Herzens, für Tugend und Laster, für die verschiedenen Tugenden und Laster, für Freundschaft und Liebe, für Gerechtigkeit, Unschuld, Freyheit, Erkenntlichkeit, u. s. w. Lauter Hindernisse in der Predigt der Moral! Keine Ausdrücke für Person, Wesen, Zustand, Dauer, Ewigkeit, Nichts, Erleuchtung, Wiedergeburt, u. s. w. Lauter Hindernisse im Vortrag der Dogmatik, wenn es auch nicht eine scholastische wäre b).

So, und im geringsten nicht vollkommener konnte die Sprache des Ursprungs seyn. Ein simples, armes Wörterbuch; reich, bis zur Ueberladung reich, an Ausdrücken der augenblicklichen Bedürfniß. Noch hat der Araber für das Pferd, Säbel, Honig, u. s. w. einen ungeheuren Wortschatz, und dabey zugleich die pressendste Dürftigkeit.

Ich komme zur Frage, von den Kenntnissen und Kräften des der Sprache entbehrenden Menschen. Ohne mich hier in die Untersuchung einzulassen, ob die sogenannten Seelenkräfte nur verschiedene Anspannungen derselbigen Seelenorganen seyn, oder ob die Natur selbst sie wirklich in so viele Abschnitte eingetheilt habe, als wir sie im System abtheilen? sehe ich sogleich auf die erste Quelle unsrer Erkenntniß, auf die äußern Sinne. Sinne hat der sprachlose Mensch eben in solchen Graden der Vollkommenheit, in welcher sie der kultivirteste Weltbürger besitzt. Durch ihre Hülfe kann er die Gegenstände außer sich deutlich empfinden, und sie alle als von einander verschieden wahrnehmen. Diese Kanäle, durch welche uns unsre ersten Kenntnisse zufließen, sind bey ihm so offen, wie bey den Beredtesten. Und wenn man vom Beyspiel der Wilden auf den Sprachlosen schließen darf: so hat er ungleich feinere und schärfere Sinne, als der Mann von Cultur. Die Wilden sehen mit den bloßen Augen weiter und schärfer, als unsere mit den besten Fernröhren gewaffneten Augen. Sie riechen die Thiere in ihrem Lager auf mehr, als auf eine Viertelmeile. Kurz, alle ihre Sinne sind vollkommener, weil sie durch Uebung den Grad von Vollkommenheit zu erhalten suchen, den ihnen die Natur gegeben. Wir hingegen im Stand der Cultur sinken in Absicht auf die Vollkommenheit unsrer Sinne

a) Geschichte von Grönland. Buch III. Abschnitt 6.
b) S. Nachrichten von Californien (von P. Bergers) Mannheim 1772. S. 178.

ne von dieſem Grad durch Verwöhnung herab, bey den Mitteln, mit denen wir ſie zu ſtärken ſuchen.

Nun aber können wir uns den ſprachloſen Menſchen ſchlechterdings nicht anders, als im außergeſellſchaftlichen Zuſtand der roheſten Barbarey gedenken, weil der Menſch nothwendig in der einfachſten kleinſten Geſellſchaft Sprache haben muß. Folglich iſt der Schluß von der Vortrefflichkeit der ſinnlichen Werkzeuge der Wilden, die wir heute kennen, auf die Vortrefflichkeit der Sinne des ſprachloſen Menſchen gegründet. — Und wozu dieſer etwas weit hergeholte Beweis? Empfinden wir nicht täglich eine große Menge von Gegenſtänden, die wir nicht zu nennen wiſſen, oder an deren Namen wir wenigſtens bey der Empfindung nicht denken?

Eben ſo wohl kann Gedächtniß und Einbildungskraft ohne Sprache im Menſchen Statt finden. Nach allen Erfahrungen der größten Phyſiologen iſt das Gedächtnißvermögen weiter nichts, als das Vermögen, Eindrücke der Objecte auf uns, im Gehirn aufzubewahren. Alle klaren Eindrücke der äußern Gegenſtände verſchwinden nicht ſogleich mit der Empfindung, ſondern eben die Fibern des Gehirns, die die Eindrücke, nach ihrer Fortpflanzung durch die Nerven bis in das Gehirn, zum Bewußtſeyn erheben, wickeln die Eindrücke zu einem künftigen Gebrauch in ſich ein, und bewahren ſie ſorgfältig auf.

Hier iſt abermal keine artikulirte Sprache im Spiel. Sprache macht kein Gedächtniß. Gedächtniß und Gehirn ſind eben ſo unzertrennlich verbunden, als die Gabe Eindrücke aufzunehmen mit geſunden Nerven unzertrennlich vergeſellſchaftet iſt. Lähmungen der Nerven ziehen Gefühlloſigkeit nach ſich, und ausgetretenes Blut der Gefäße im Gehirn hat den Verluſt des Gedächtniſſes zur Folge. Daher hat der Sprachloſe, wenn er auch anders bloß Gefühl, oder Geſchmack, oder Geruch, oder Gehör, oder Geſicht wäre, immer Gedächtniß, ſo lange er ein geſundes Gehirn hat.

Um die Vollkommenheit oder die Unvollkommenheit des Gedächtniſſes des Sprachloſen beſtimmen zu können, müſſen wir aus den Büchern der Phyſiologen, einen flüchtigen Blick in die Reiſebeſchreibungen hinüber werfen, in denen uns wilde Nationen geſchildert werden, um nach der Analogie von dieſen auf jene ſchließen zu können. Es iſt einmüthiges Zeugniß aller Reiſebeſchreiber, daß die Wilden beſſere Sinne haben, als die aufgeklärten Völker, das heißt, daß ſie vermittelſt ihrer ſinnlichen Werkzeuge alle äußeren Gegenſtände lebhafter und deutlicher empfinden, als der bürgerliche Menſch. Nun aber lehrt die Erfahrung, daß ſtärkere, lebhaftere Eindrücke ſich tiefer in das Gedächtniß einpflanzen, daß ſie tiefere Spuren in das Gehirn eingraben, und ſich eben deswegen länger klar erhalten, als leichte, vorbeyfliegende Empfindungen. Lebendige Farben ſchweben uns länger vor, als matte: der Donner

einer Kanone, oder das Geläut einer Glocke länger, als die bezaubernde Harmonie eines sanften Concerts; Stiche länger, als ein leiser Kitzel. Kurz, heftig angeschlagene Nerven tönen, wie stark gerührte Saiten, länger, oder, wenn man es lieber hat, Stöße auf die Kügelchen des Nervensafts, dauren länger fort, als unmerkliche Berührungen.

Hieraus folgt: Wilde und Sprachlose haben Gedächtniß; und beyde müßten ein besseres Gedächtniß haben, als kultivirte Menschen, wenn die kultivirte Sprache bey den letztern nicht dasjenige ersetzen sollte, was sie durch die Cultur an der Schärfe und Feinheit ihrer Sinne einbüßen.

Man kann aus den lebhaften Schilderungen in den feurigen Liedern der Wilden die Lebhaftigkeit und das Feuer ihrer Einbildungskraft abnehmen. Sie sind gegen schöne und häßliche Gegenstände, die sie in ihren Gesängen beschreiben, eben so empfindlich, wie wir. Daß sie ganz andere Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit haben, als wir haben, ändert hier nichts, weil auch ein kultivirtes Volk einen Gegenstand oft schön heißt, den das andere als abscheulich verwirft.

Diese Empfindlichkeit gegen das Schöne und Häßliche, und das Vermögen, das empfundene Schöne und Häßliche in gewisse Organen niederzulegen, und aus denselben nachher wieder herauszunehmen und zu genießen, wenn die Gegenstände nicht mehr da sind, ist gleichfalls von der Sprache ganz unabhängig. Sie beruht wahrscheinlich auf den feinern, empfindlichern Fibern des Gedächtnisses. Folglich hat der Sprachlose mit dem Gedächtniß zugleich auch die Imagination, wenn beyde Vermögen ein und eben dasselbe Organ haben. Sind sie aber verschieden: so behält der Sprachlose doch die Einbildungskraft in einem eignen Organ übrig.

Die bisher aufgezählten Seelenkräfte des sprachlosen Menschen, Sensibilität und Bewußtseyn, Gedächtniß und Einbildungskraft werden ihm von den Philosophen um so viel eher zugestanden, weil man sie, nach einer ungereimten Abtheilung der Schule, zu den niedern Seelenkräften zählt, die der Mensch mit den Thieren gemeinschaftlich besitzen soll. Aber die sogenannten höhern Seelenkräfte sollen das ausschließende Vorrecht der redenden Menschheit seyn. So werdet ihr uralte sprachlose Menschen doch, nachdem euch Verstand und Vernunft abdisputirt wird, für thierähnliche Geschöpfe gehalten, eurer menschlichen Vorzüge beraubt, zu etwas besserm, als Thier, zu etwas geringerm als Mensch, zu einer neuen Classe von Wesen gemacht. Ich versuche eine kurze Apologie eurer Menschheit. Nicht aus einer willkührlichen Voraussetzung neugeschaffener Begriffe mit deren Fall der ganze Beweis hinfällt, soll der Beweis für euren Verstand und für eure Vernunft geführt werden. Ich setze die gangbaren Begriffe der Schule von beyden Seelenvermögen voraus, und folgere euren Besitz derselben.

Fürs

Fürs erste, Verstand. Verstand ist das Vermögen allgemeine Begriffe zu bilden. Die Bildung allgemeiner Begriffe beruhet auf der Sammlung gemeinschaftlicher Eigenschaften mehrerer Gegenstände, die man um dieser Eigenschaften willen zu Gegenständen von derselben Art oder Gattung zählt. Ein von der Sprache ganz unabhängiges Vermögen! Lasset eine Compagnie gleichgekleideter, mit ähnlichen Mordgewehren versehener Soldaten vor den Augen eines Sprachlosen vorbeyrücken. Laßt ihnen eine Heerde Vieh nachziehen. Nie wird er jene mit diesen, oder die Feldmusik der erstern mit dem Gebrüll der letztern verwechseln. Jene machen ihm, ohne daß er sie nennen kann, eine, und diese wiederum eine, von der vorigen ganz verschiedene Classe von Geschöpfen aus. Das ist es, was wir noch täglich thun. Selbst wenn wir Linnés Natursystem nicht studirt, und uns die Namen der Pflanzen nicht bekannt gemacht haben: so zählen wir doch, da wir in diesem Fall so gut, als für sprachlos anzusehen sind, die Pflanzen, die gemeinschaftliche Charaktere haben, zu Gegenständen derselben Art.

Und verstehen die Thiere diese Regeln der Logik, die uns die Bildung allgemeiner Begriffe lehren, nicht eben so gut, als der ausdruckvollste Weltweise? Tauben kennen ihren Feind. Sie fliehen ihn bey dem ersten Anblick. Laßt ganze Züge von Sperlingen, oder von Wachteln auf sie los stürzen; sie weichen nicht. Warum? Gewiß, weil sie diese zu Vögeln einer Art rechnen, die nicht ihre Nachsteller sind. Warum gräbt der Ameisenlöwe nicht für Fliegen oder Würmer sein Grab? Warum sucht eine Thierart gerade diese Gattung von Körnern, Blumen, Gräsern, Kräutern und Früchten zu ihrer Nahrung auf? Warum wählt das Huhn bloß Körner von einer gewissen Art unter einer Menge von andern Körnern aus? Offenbar, weil es sich von denen zu seinem Unterhalt nöthigen und von allen andern heilsamen Gewächsen einen eben so vollkommenen allgemeinen Begriff gemacht hat, als der Deutsche Reisende vom englischen Braten, oder von den spanischen Weinen. Man sage nicht: die Thiere sehen aus blindem Instinkt. Der Mensch durchs Fernrohr, oder, wie man es nennen will, durchs Mikroskop des Verstandes. Jener Instinkt trägt alle Merkmale des verständigen an sich, und so kommt es ja am Ende bloß auf den Namen an, ob man die Sache einen verständigen Instinkt, oder im Allgemeinen Verstand nennen will.

Aber, in Absicht auf die Menge der allgemeinen Begriffe, leuchtet ein sehr großer Unterschied unter dem sprachlosen und dem sprachbesitzenden Menschen hell hervor. Der erstere kann sich, so wie die Thiere, höchstens von sinnlichen, auf Auge, Ohr, Geruch, Geschmack, Gefühl scharf wirkenden, an seine Bedürfnisse nahe gränzenden Gegenständen, allgemeine Begriffe abziehen. Der letztere theilt mit Hülfe der Sprache die innern Vorzüge oder Ge-

brechen des Verstandes und des Herzens, Klugheit und Thorheit, Tugend und Laster, und alle unsichtbaren, unempfindbaren Gegenstände in Classen, Gattungen und Arten ab. Der redende Wilde ist hierinnen wieder das ähnlichste Bild der Sprachlosen. Man sucht in den Sprachen wilder Völker umsonst allgemeine Ausdrücke unsinnlicher Gegenstände. Diese Armuth hat ihren Grund einzig darinnen, daß sie sich im Stand ihrer Rohheit noch keine allgemeinen Begriffe von unempfindbaren Gegenständen gemacht haben, die sie mit Worten zu bezeichnen Ursache hätten.

Hat der Sprachlose Vernunft? Vernunft heißt in der Psychologie aller Psychologen das Vermögen, das Verhältniß, die Uebereinstimmung oder den Widerspruch unter den Begriffen einzusehen. Werden nur zween Begriffe mit einander verbunden; so ist die Einsicht in das Verhältniß derselben eine Geschäfft der Urtheilskraft. Geschieht es mit mehrern: so ist es Raisonnement, Schließkraft. Man kann vielleicht in der tiefen nahe an Träume gränzenden Seelenlehre ganz fremde seyn, und man wird ohne Krümmungen das Ungezwungene, Natürliche und Richtige in dem Satz wahrnehmen, daß der sprachlose Mensch vernünftig ist. Was braucht man denn, um vernünftig zu heißen, mehr, als die gemeine Gabe, die Uebereinstimmung, oder Nichtübereinstimmung von ein Paar Ideen einzusehen? Ich will vom simpelsten Fall in der Anwendung auf den Sprachlosen anfangen.

Man lasse seine Empfindungswerkzeuge von ein Paar, oder von mehreren Eindrücken zu gleicher Zeit gerührt werden. So bald es von zwoen unterschiedenen Empfindungen angeschlagen wird, muß er nothwendig vernünftig seyn, das heißt, er muß die Aehnlichkeit oder die Unähnlichkeit unter beyden Empfindungen fühlen, und wahrnehmen; er muß urtheilen. Dazu ist er physisch durch seine Organisation, und durch seinen ganzen Bau genöthiget. — Wiederum, wenn der Sprachlose Gedächtniß und Einbildungskraft hat, wie er sie wirklich hat: so muß er bey einer gegenwärtigen Empfindung, die eine mit ihr associirte Idee nach den mechanischen Gesetzen der Association aufweckt, eine Operation der Vernunft vornehmen; er muß über die gegenwärtige Empfindung und über die mit ihr associirte Vorstellung urtheilen. An diese associirte Idee kann eine andere, es können zwo, es können mehrere angeschlossen seyn. So bald sie zu gleicher Zeit aufwachen: so bald ist Urtheil und Schluß eine nothwendige mechanische Folge gleichzeitiger Bewegungen der innern Organen des Denkens. Nur Thiere, die in einem und eben demselbigen Moment nur einer einzelnen Empfindung fähig wären, und die dabey kein Gedächtniß hätten, würden der Urtheilskraft, des Raisonnements und der ganzen Vernunft beraubt seyn.

Aus diesem allem erhellt zugleich, daß die Vernunft bey weitem kein ausschließender Charakter des Menschen sey.

sey. – Bey dem sprachlosen Menschen ist dieses Vermögen zu urtheilen und zu schließen nicht bloß auf einzelne individuelle Begriffe eingeschränkt. Mit allen allgemeinen Begriffen, in deren Besitz er sich versetzt hat, weiß er alle Operationen der Vernunft vorzunehmen, und nur da hört sein Urtheil und Raisonnement auf, wo seine allgemeinen, partikulären und individuellen Begriffe aufhören. Darum ist er aber auch kein Stubenphilosoph, kein Sektenstifter, kein Seelensklav.

Daraus folgt, daß man, um Vernunft zu üben, keine Sprache nöthig hat. Gerade das Gegentheil von Süßmilchs Behauptungen c). Süßmilch ist der ausführlichste Vertheidiger des göttlichen Ursprungs, und der nachdrücklichste Verwerfer der Menschenmöglichkeit der Erfindung einer Sprache. Er will bewiesen haben, „daß der Gebrauch der Sprache zum Gebrauch der Vernunft, und die Vernunft zur Erfindung der Sprache nothwendig sey.„ Hätte also der Mensch sich Sprache erfinden sollen: so hätte schon Sprache da seyn müssen, ehe sie da war, weil schon zur Erfindung der Sprache Vernunft gehört, die ohne Sprache nicht möglich ist. — Freylich ist Spracherfindung nicht eine Geburt der Stupiditat. Aber ist nach den bisherigen Betrachtungen der sprachlose Mensch stupide? Herr Herder, der in seiner vortrefflichen Schrift über den Ursprung der Sprache aus andern Voraussetzungen die Folge zieht, daß mit der Vernunft nothwendig zu gleicher Zeit die Sprache habe da seyn müssen, und daß aus dem ersten Actus der Vernunft ohne alle Beyhülfe der Gottheit die Sprache ganz natürlich folge, — nennt des seligen Süßmilchs Schlußart einen ewigen Kreisel, den man immer herumdrehen kann. „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft, und ohne Vernunft keine Sprache. Ohne Sprache und Vernunft ist er keines göttlichen Unterrichts fähig, und ohne göttlichen Unterricht hat er doch keine Vernunft und Sprache: wo kommen wir da hin? Wie kann der Mensch durch göttlichen Unterricht Sprache lernen, wenn er keine Vernunft hat? Und er hat ja nicht den mindesten Gebrauch der Vernunft ohne Sprache. Er soll also Sprache haben, ehe er sie hat, und haben kann: Oder vernünftig werden können, ohne den mindesten eigenen Gebrauch der Sprache? Um der ersten Silbe im göttlichen Unterricht fähig zu seyn, mußte er ja, wie Herr Süßmilch selbst zugiebt, ein Mensch seyn, das ist, deutlich denken können, und bey dem ersten deutlichen Gedanken war schon Sprache in seiner Seele da. Sie war also aus eignen Mitteln, und nicht durch göttlichen Unterricht erfunde„ d) Ich

c) S. Süßmilchs Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe. Berlin 1766. Man vergleiche hier den zweyten und dritten Abschnitt.

d) Preisschrift. S. 61. 62. Ich habe einen andern Weg eingeschlagen, und aus Vor-

Ich sehe einen neuen Einwurf. Wenn die Menschen, könnte man sagen, vor dem Gebrauch der Sprache ohne Ausnahme alle Seelenkräfte und ihren Gebrauch besaßen: so haben sie denn schlechterdings gar nichts mit ihr, oder durch sie erhalten? So ist es leeres Geschwätz und Pralerey, mit der Sprache als einem so vorzüglichen Geschenk der Gottheit? — Ein übereilter Schluß! Wenn wir durch die Sprache keine weitere Vortheile, als den einzigen hätten, daß sie der einzige haltbare ausschließende Charakter des Menschengeschlechts ist: so wäre sie doch immer, als Vorrecht der Menschheit, für etwas Wichtiges anzusehen. Alle vollkommenere Thiere sind mit allen Seelenkräften nach verschiedenen Graden begabt, deren Güte sich nach der Güte des Gehirns richtet. Der Menschenähnliche Affe besitzt Vernunft, die sich nur in entferntern Graden der menschlichen nähert, weil er vielleicht nicht so vortheilhaft organisirt ist, wie der Mensch. Aber er hat keine Sprachorganen, keine Sprache. Der Mensch hat beyde. Immer ist es für den systematischen Philosophen eine lehrreiche Bemerkung, daß die Natur durch körperliche Organen, und deren Geschmeidigkeit, und nicht durch merkliche Vorzüglichkeit der Kräfte eines einfachen Wesens, einen so wichtigen Abschnitt in der Schöpfung gemacht hat.

Dieses ist aber ein unbedeutender Vortheil. Ungleich größere zieht der Mensch, nach Herrn Sulzers Bemerkungen, aus der symbolischen Bezeichnung seiner Ideen. Wörter und Namen stärken und verbessern unser Gedächtnißvermögen. Sie versichern uns den Besitz klarer Ideen, von denen wir, ohne ihre Beyhülfe, sehr viele einbüßen würden. Durch sie bekommen die Ideen einen Körper. Sie bleiben länger im Gedächtniß und in der Einbildungskraft hangen, und Gedächtniß und Einbildungskraft können zu gleicher Zeit eine größere Menge von Ideen fassen, als ohne ihre Beyhülfe.

Der Schluß folgt künftig.

Voraussetzung der gangbaren Begriffe geschlossen. Vielleicht führt mein Weg näher und sicherer zum Ziel.

e) Sulzers vermischte philosophische Schriften. S. 179. 182. 183.

Druckfehler. Im 67ten Stücke des Hannoverischen Magazins.

Seite 1062. Z. 10. Kirmischen, l. Kiemischen.
" " Z. 28. Kirmi, l. Kiemi.
" 1065. Z. 2. von unten statt essen, l. reißen.

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Montag, den 16ten September 1776.

Schluß der Abhandlung über den Ursprung der Sprache.

Eben so sehr gewinnt Verstand und Vernunft durch die Sprache. Die Wörter kürzen, wie Herr Sulzer richtig bemerkt, alle Operationen des Verstandes ab, indem sie oft die Stelle der Begriffe, die sie bezeichnen, vertreten. Bey Meditationen, und bey weitläuftigen Schlüssen leisten sie eben die Vortheile, die man bey weitläuftigen Rechnungen durch die algebraischen und arithmetischen Zeichen erhält. Beym Rechnen beschäfftiget man sich mit Buchstaben, oder mit Ziffern, ohne die angedeuteten Ideen an ihre Stelle zu setzen. Vermittelst der Wörter kann man raisonniren, ohne alle Augenblicke an ihre Bedeutung zu denken, nachdem wir durch eine häufige Association der Wörter und ihrer Bedeutung, von deren Richtigkeit und Realität wir uns vorher überzeugt haben müssen, eines für das andere zu substituiren uns gewöhnt haben. Und so operiren wir mit den Zeichen der Begriffe eben so kurz, geschwind und glücklich, wie der Mathematiker mit Buchstaben und mit Ziffern.

Ein dritter ungemein wichtiger Vortheil erwächst uns aus der Sprache dadurch, daß die Wörter auf die Beobachtung der Sachen selbst, oder auf das Nachdenken über dieselben führen, und dadurch den Erfindungsgeist stärken. Die Sprache einer Nation ist nemlich das gemeinschaftliche Magazin, in welches alle Kenntnisse und Erfindungen der ganzen Nation niedergelegt worden sind. Denn ein jeder, der einen neuen unbezeichneten Gegenstand entdeckte, machte seine Erfindung ohne alle eigennützige Hinsicht auf Prämien, durch Bezeichnung desselben gemeinnützig. Wir lernen folglich mit der Sprache die ganze erkannte, bezeichnete Natur kennen, ob wir gleich die wenigsten dieser Gegenstände selbst empfunden oder irgend angetroffen haben. Aber dieser Umstand, daß wir die Gegenstände bloß durch ihren Namen haben kennen lernen, schärft unsern Beobachtungsgeist, indem wir in der Folge bey einem jeden uns unbekannten Gegenstand sogleich aufmerksam werden, und um seinen Namen fragen, den wir schon lange vorher

wußten, ehe wir den Gegenstand selbst gekannt hatten. Wer die ungeheure Menge Pflanzen, wenn auch nur dem Namen nach, aus Linné hat kennen gelernt, wird gewiß in der Folge nie bey einer ihm unbekannten Pflanze kalt vorübergehen, ohne nach den Charaktern den ihr eigenthümlichen Namen aufzufinden, und ihr beyzulegen, der ihm schon lange vorher bekannt war.

Wenn also das Kind Sprache erlernt: so gewinnt es gerade so viel, als der Schüler metaphysischer Lehrstunden, in denen Begriffe oder besser Worte, vorgelegt, aber nicht realisirt werden. Die Amme lehrt das Kind Worte, ohne Begriffe. In einem metaphysischen Cursus von dieser Art lernt das metaphysische Kind eben so viel.

Aus diesem allem, was ich über die Beschaffenheit der Sprache des Ursprungs, und über die Kräfte und Kenntnisse des sprachlosen Menschen bemerkt habe, kann ich mit vieler Gewißheit den Hauptschluß ziehen: **daß der Mensch auch vor dem Besitz einer artikulirten Sprache Kenntnisse zur Erfindung einer Sprache genug besaß.** Und es läßt sich vermuthen, daß die vollkommenern Thiere selbst Sprache erfinden würden, wenn sie mit Sprachwerkzeugen ausgerüstet wären. — Ich bearbeite also keine Chimäre, wenn ich zur andern Hauptfrage übergehe.

2) **Welches ist der vermuthliche Weg, auf welchem der Mensch wahrscheinlich Sprache erfunden, und fortgebildet hat?** Ich antworte:

Der spracherfindende Mensch mußte Gesellschafter seyn. Freylich im Zustand der außergesellschaftlichen Wildheit hat der Mensch zur Erfindung einer Sprache schlechterdings keine Veranlassung. Er findet alles, was er braucht. Die ganze Welt ist eine offene Speisekammer für ihn. Alles schmeckt ihm gut. Er hat keine Bedürfnisse, die er nicht ganz egoistisch befriedigen könnte. Nahrung und Schlaf sind die einzigen Güter die er kennt, und Hunger das einzige Uebel, das er fürchtet. Wozu braucht er artikulirte Sprache? Wem hat er seine Gedanken und Wünsche mitzutheilen? Wen zu Hülfe zu rufen? Wen um Rath zu fragen? Wem Rath zu ertheilen? Wen durch Unterricht vollkommener zu machen, da er keines Menschen bedarf, und da ihn kein Mensch angeht? Da sind keine Sessionen, in denen er politische Vorschläge in förmlichen Chrien zu thun hätte: keine kirchliche Versammlungen, in denen er predigen: keine Schulen und Universitäten, auf denen er tönender Professor werden könnte. — Nur in der Gesellschaft hatte er Veranlassung zur Spracherfindung; nur da konnte er mit der erklärten Absicht an diesen Bau gehen.

Es ist aber auch ganz unmöglich, daß der Mensch jemals nur auf eine kurze Zeit sich in dem rohesten Zustand der außergesellschaftlichen Wildheit befunden, oder daß er je in diesen schreck-

lichen

lichen Zuſtand herabſinken könne. Der Menſch muß, wenn anders das menſchliche Geſchlecht nicht auf einmal ausgehen ſoll, nothwendig allemal in einiger Geſellſchaft, und wenn ſie auch nur aus Mutter und Kind beſtehen ſollte, leben. Die Natur hat ſich nicht nur Mühe gegeben, die Menſchen durch gegenſeitige Bedürfniſſe zuſammenzubringen, und dadurch die Erfindung und Fortbildung der Sprache zu befördern: ſondern ſie machte ſich es gleich anfangs zum Geſetz, daß der Menſch ein geſellſchaftliches Geſchöpf ſeyn müſſe: ſo lange Menſchen da ſeyn ſollen. Man verſetze den Menſchen der erſten Welt in einen ſolchen außergeſellſchaftlicheu Zuſtand: ſo findet folgendes Dilemma ſtatt. Entweder wurde der Trieb, Vater und Mutter zu ſeyn, niedergeſchlagen und gänzlich erſtickt: oder der außergeſellſchaftliche Menſch behielt ihn übrig. Der erſte Fall iſt ganz unmöglich, weil bey der Vorausſetzung deſſelben das menſchliche Geſchlecht hätte ausſterben müſſen, das doch noch immer fortdauert. Im letzten Fall iſt eine Geſellſchaft, wenigſtens unter zweyen Subjecten, phyſiſch nothwendig a). Nemlich:

Wenn ich auch nicht unterſuche, ob im Stand der Natur der Mann nach der Befriedigung ſeines Geſchlechtstriebes die Frau fernerhin nöthig habe, und die Frau den Mann, und ob folglich nicht ſchon aus Mann und Frau der roheſte Zuſtand der Natur ſogleich in einen geſellſchaftlichen umgeſchaffen werden müſſe, der aus Mann und Frau beſteht: ſo iſt es gewiß, daß die Mutter nach ihrer Niederkunft des Kindes, und das Kind der Mutter bedürfe. Beyde ſind durch das ſtärkſte Band phyſiſcher, zwingender Bedürfniſſe an einander gebunden, und folglich zur Geſellſchaft unter einander gezwungen. Die Mutter braucht das Kind ganz nothwendig, um ſich von der Bürde der Muttermilch zu entledigen, die in den Brüſten der Wildinnen weit ſtärker ſticht, als bey bürgerlichen Müttern, die den Schmerz zu lindern Mittel gefunden haben. Die wilde Mutter, wenn auch kein Menſch, kein Mann um ſie iſt, muß alſo ſäugen. Und der Säugling iſt auf der andern Seite wiederum durch die preſſendſte phyſiſche Bedürfniſſe gezwungen, der Vaſall mütterlicher Hülfe und geſelliger Erbarmung zu ſeyn. Er, das ſchwächſte Geſchöpf kommt elend auf die Welt, ohne es zu wiſſen, daß er elend iſt. Die Mutter, die ſich ihrer Frucht entledigt hat, ſieht es, daß er elend iſt. Und aus einem gedoppelten Grund kann ſie ihm ihre Erbarmung nicht verſagen. Sie muß ihn, wie ſchon gezeigt worden, an ihre Brüſte hängen, um ihren Schmerz zu mildern, der, wenn ſie es nicht thut, in ihren Brüſten unaushaltbar wühlt. Und dann die Bande der mütterlichen Liebe, die ganz unzerreißbar ſind; wie wird ſie nicht durch dieſe Bande an ihr Kind ſo feſt angezogen!

a) Meine Leſer bemerken die vortreffliche Harmonie der bibliſchen Geſchichte, mit den Raiſonnements des geſunden philoſophiſchen Menſchenverſtandes.

Unter Mutter und Kind mußte also nothwendig eine Gesellschaft entstehen, die wenigstens bis ans Ende der Kindheitsjahre physisch nothwendig fortdauren muß, bis an die Jahre, in denen dem Kind die mütterliche Hülfe entbehrlich, und eben deswegen die Mutterliebe kälter wird. Und sie muß noch länger fortdauren, auch dann fortdauren, wann das Kind, wie eine blühende Pflanze, schon Kräfte genug hat, einzeln, ohne die Mutter fortzukommen. Denn wo ist ein vernünftiger Grund, warum sich das Kind aus dem gewohnten gesellschaftlichen Zustand herausreißen, und der Mutter nun entlaufen sollte: da es vielmehr durch die Macht der Gewohnheit, auch ohne Rücksicht auf die Bequemlichkeiten, nicht leicht von der Mutter los werden kann. Warum sollte der Knabe als Jüngling nicht eben die Lebensart ertragen, an die er von Kindheit auf gewöhnt war? — Hier ist also schon nothwendige Familienverbindung, die den außergesellschaftlichen Zustand, wenn seine Dauer auf viele Menschenalter angerechnet wird, zur Chimäre macht.

In dieser allereinfachsten Gesellschaft war schon Anlaß und Drang genug zur Spracherfindung. Die Mutter hatte ihrem Kind manches mitzutheilen. Ihre eingeschränkten Bemerkungen über die Schädlichkeit dieses und jenes Gegenstandes, auf den man alle Tage stieß, den man alle Augenblicke vor sich hatte, z. E. nicht in den vorbeyrauschenden Strom zu gehen, um nicht mit hingerissen zu werden; ferner das Vorhaben, das man ausführen wollte, z. B. dieses Kraut zu sammeln — alles dieses, und wenn es auch noch so unbedeutend gewesen wäre, mußte man einander zu erkennen geben, und dazu gebrauchte man Gedankenzeichen. Die Mutter hatte das, was sich ihr in Aug und Ohr und alle Sinne hineingedrängt hatte, nicht hinter eine Menge Schlösser beygelegt. Ihr Kind sollte ihre Erfahrung erben. Aber bey dieser Erbschaft kam es noch nicht auf geschriebene Testamente an. Die Mutter mußte sie selbst herausgeben, so wie sie sich herausgeben ließ. Die Mutter lehrte, das Kind füllte das ideenlose Bedürfniß seiner Natur, indem es lernte. Das Kind selbst, wenn es auch keine Neugierde, oder andere Bewegungsgründe antrieben, die Mutter eines und das andere zu fragen, mußte doch der Mutter unzählig vieles anzeigen, was ihm beschwerlich war.

Unter Mutter und Kind konnte und mußte also Sprache entstehen, und es hat nicht Menschenalter gewährt, bis Sprache erfunden worden ist, so wie der Mensch nicht Jahrhunderte im außergesellschaftlichen Zustand gelebt hat. Aber es ist zweifelhaft, ob diese kleine Familienverbindung gerade artikulirte tönende Sprache zu Zeichen ihrer Gedanken wählte. Der ungenannte Verfasser des Versuchs einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, (Riga 1772) macht es sehr wahrscheinlich, daß der Mensch in dieser mütterlichen und kindlichen Familienverbindung nicht auf artikulirte Töne ver-

verfiel, die er zu Zeichen ſeiner Gedanken hätte machen ſollen: ſondern die urſprüngliche Sprache dieſer Geſellſchaft ſey eine Art von künſtlicher Pantomime, Minen- und Geberdenſprache. Dieſer Hypotheſe ſprach ſchon der Präſident Maupertuis das Wort b).

Es iſt wahr, die Reizbarkeit unſrer Sprachorganen iſt vorzüglich groß, und man könnte daher erwarten, daß der erſte geſellſchaftliche Menſch gleich Töne geſprochen. Frühe lallen die Kinder. Allein ſollten ſie wohl auch lallen, wenn ihnen Niemand vorlallet, und Niemand vorgelallet hat? Und in dieſem Zuſtand muß man ſich doch das erſte ſprachloſe Kind denken, deſſen Mutter ſelbſt ſprachlos war. Es iſt daher wahrſcheinlicher, daß ſie anfänglich durch Geſtikulation einander ihre Gedanken zu erkennen gaben, da ihr Körper ohnehin geſchmeidig genug war, als durch Töne bey noch ganz ungeübten Sprachorganen. Denn in Hervorbringung ausdruckvoller Stellungen des Körpers waren ſie doch gewiß geübter, als in Bildung der Töne.

Die Geſchichte der Menſchheit beſtätiget dieſe Hypotheſe. Faſt alle Amerikaniſche wilde Nationen haben eine jede ihre eigene artikulirte aber ſehr wortarme und unverſtändliche Sprache, die ſie wechſelſeitig ſehr ſelten verſtehen. Aber ihre Geberdenſprache iſt außerordentlich ausdrucksvoll, und ſie iſt das gemeinſchaftliche Sprachrohr durch welches mehrere Nationen verſtändlich ſprechen können c).

So brauchbar dieſe künſtliche Geberdenſprache mit wenigen Tönen vermiſcht in der kleinen Geſellſchaft unter Kind und Mutter war: ſo unbrauchbar mußte ſie auf den folgenden Stuffen der Menſchheit, bey ihrem Zuſammentritt in zuſammengeſetztere Verbindungen werden. Sie wurde ſchon bey der Erhebung der Menſchheit von ihrer unterſten Stuffe, bey ihrer Verwickelung in eine größere Geſellſchaft, als die unter Mutter und Kind iſt, ganz unzulänglich. Denn ſo bald die Verbindungen ſtärker wurden; ſo bald nahmen die gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe, ſo wie die Nothdurft einzelner Glieder, an der Zahl zu. Die Gegenſtände, die man zu bezeichnen hatte, häuften ſich. Man hatte ſich mehr zu belehren, mehr und weitläuftigere Plane zu entwerfen, die geſchickteſte Ausführung derſelben auszuſinnen, und bekannt zu machen.

Folglich: Wenn der Vater ſeinen Sohn zur Jagd gewöhnte: ſo gieng dieſes nicht nur ohne Unterricht und Sprache nicht an: ſondern, da nun Vater, Sohn und Mutter, die das Kind ſo weit gebracht hatte, daß es auf die Jagd mit gehen konnte, zuſammen waren, und der Körper aus drey Gliedern beſtand: ſo reichte die Pantomime ſchon nicht mehr zu. Denn in der einfachſten Jägergeſellſchaft unter Vater, Sohn und Mutter mußten mehrere

b) In der Hiſtoire de l'Academie Royale de Berlin. *Année* 1754. S. 349.
c) *Lafitau* Mœurs des Sauvages Americains.

Thiere bezeichnet werden, die der Mutter und dem Kind auf der erſten Stuffe der Menſchheit gleichgültig waren. Dieſe Thiere waren ſich häufig zu ähnlich, als daß ihre Verſchiedenheit durch bloße Bewegungen und Geberden des Körpers hätte kenntlich gemacht werden können. Den Haſen konnte der Jäger z. B. dadurch bezeichnen, daß er ſchnell lief, wie dieſes Thier: aber wie konnte er nun das Schwein, und andere ſchnell laufende Thiere durch eine ſchnelle Bewegung ſeines Körpers anzeigen?

Dieſes iſt der merkwürdige Zeitpunkt, da der Menſch den ſehr wichtigen Schritt zur förmlichen Erfindung der tönenden Sprache that. Nun gebrauchte er zur Bezeichnung tönender Gegenſtände dieſen Ton, zur Bezeichnung der Thiere ihr eignes Geſchrey, wodurch ſie ſich ihm zu erkennen gaben. Nun wurde er das Organ der ganzen tönenden Natur; blökendes Schaaf, wenn er das Schaaf; brummender Bär, wenn er den Bären; heulender Wolf, wenn er den Wolf; wieherndes Pferd, wenn er das Pferd; bellender Hund, wenn er den Hund bezeichnen wollte. Der Ton bezeichnete die Sache, ſo wie die Sache ſelbſt den Ton gab.

Schon die kleinſte Jägernation trug alſo die Elemente eines Wörterbuchs zuſammen, welches ſie aus den Lauten aller Welt ſammelten. Eine gar nicht ſchwierige Arbeit für menſchliche Sprachorganen! Wir ſind freylich nur ſelten im Stand dieſe Nachahmungen der Thierlaute in unſern ausgebildeten Sprachen aufzufinden, weil ſie durch viele unnatürliche Beugungen ganz unkenntlich worden ſind. In den rohen Sprachen aller Wilden ſtechen ſie deutlich hervor.

Da dieſe Nachahmungen der Laute tönender Gegenſtände noch unartikulirt ſind: ſo konnten ſie von verſchiednen Menſchen verſchiedentlich nachgeahmt, und nach der Feinheit der Sprachorganen, nach der Geſchmeidigkeit der Kehle, nach der Zärtlichkeit der Ohren, auf die der Schall wirkte, nach den Umſtänden unter welchen ein Gegenſtand tönete, bald fein bald grob nachgeſprochen werden. So entſtund muſikaliſcher unartikulirter Geſang, der ſich nicht in Silben ausſprechen, ſondern in Tönen ſingen und moduliren läßt. Dieſes Zeitalter lebt unter vielen wilden Nationen noch immer fort; und dieſes iſt die Sprache der Sineſen bis auf den heutigen Tag, in welcher man die Benennungen vieler Thiere nach ihren Lauten ebenfalls entdeckt hat. Die Katze z. B. nennen ſie *Miaa* d).

Mit dieſer Vermuthung, daß die tönende Sprache, ehe ſie artikulirt wurde, muſikaliſcher Geſang war, ſtimmt eine Tradition des Alterthums überein, nach welcher die erſte Sprache des menſchlichen Geſchlechts Geſang war. Aus dieſem Geſang iſt die älteſte Poeſie und Muſik entſproſſen. Daher der Wohlklang in den Poeſien der Alten, die die beſten Reſte dieſer Sprachſingenden Zeiten ſind e).

Na-

d) Osbecks Reiſen nach Oſtindien und China. S. 226.
e) Herders Preisſchrift. Abſchn. 2.

Nahe war die menſchliche Sprach-erfindung ihrer Hauptepoche, die damals angieng, da man auf die Erfindung artikulirter Wörter dachte. Artikulirte Sprache zu erfinden, war für den rohen ſprachloſen Menſchen allerdings ein zu ſchweres Geſchäffte. Er mußte ſich zu dieſem Schritt zuerſt durch künſtliche Pantomime, dann durch Onomatopoeie, endlich durch den muſikaliſchen Geſang vorbereiten. Bis er endlich Alphabete, Buchſtaben und Silben erfand. Eine der allerſchwerſten Erfindungen, die der menſchliche Geiſt gemacht hat! Immer blieb ſein uraltes Wörterbuch auch hier die Grundlage, nemlich die tönende Natur, und ſeine Nachahmung dieſer Töne wurde nur in Worte umgebildet.

Das iſt der Weg, den der Menſch in der Erfindung der Sprache gegangen iſt. Aber nicht alle Weltweiſen ſuchen und finden den ſpracherfindenden Menſchen auf dieſem Weg. Nach einigen ſoll Sprache durch Convention, durch Verabredung erfunden worden ſeyn: als wenn irgend eine Erfindung dieſer ähnlich durch Convention gemacht worden ſey, und als wenn rohe, ſprachloſe Menſchen dergleichen gelehrte Conventen zu veranſtalten wüßten f)? Der Abt Condillac ſucht in den unartikulirten, durch heftige Empfindungen und Leidenſchaften herausgepreßten Naturlauten den Urſprung der artikulirten Sprache: als weñ irgend in einer menſchlichen Sprache dieſe laute Wurzelwörter wären g)? Der verdiente Süßmilch ſieht die Sprache als einen Abdruck einer göttlichen Weisheit an, die ſie dem Menſchen eingegoſſen, als wenn nicht Bau, Grundriß und Grundſtein dieſes Pallaſtes Menſchheit verrathen ſollte h).

Aber noch iſt dieſes weitläuftige herrliche Gebäude nicht völlig aufgeführt. Es müßte noch ein Stück hinzukomen, ehe der ganze Bau fertig war. Wenn nemlich die Grundſprache aller Sprachen die Nachahmung der tönenden Gegenſtände iſt, die aber durch den langen Gebrauch mehrerer Jahrtauſende, und durch die erſte Artikulation der unartikulirten Schälle der körperlichen Natur verſetzt, verändert, verſtümmelt und unkennbar geworden: ſo frägt es ſich, wie es der Menſch anfieng, das was nicht Schall iſt, in Schall zu verwandeln. Denn nicht alle Gegenſtände in der Natur tönen, für die der Menſch Benennungen erfunden hat. Noch mehr: wie viele Gegenſtände, die man mit Tönen bezeichnet hat, wirken auf gar keinen von unſern äußern Sinnen. Sie rühren nicht nur das Gehör nicht, ſondern ſie ſind ſchlechterdings unempfindbar. Woher dem Menſchen dieſe Kunſt unempfindbare Gegenſtände zu benennen?

Wenige Philoſophen, die über den Urſprung der Sprache Muthmaßungen gewagt, haben dieſe wichtige Unterſuchung über ihre Fortbildung übergangen. Mir ſcheint diejenige Erklärung,

f) Maupertuis am angeführten Ort.
g) Eſſai ſur l'origine des connoiſſances humaines. Vol. II.
h) Süßmilch am angeführten Ort. — Herder hat mit vielen Bemerkungen das Menſchliche in den beſten menſchlichen Sprachen aufgedeckt.

rung, die der vortreffliche Verfasser einer vorzüglich unterrichtsvollen Abhandlung, die sich unter den Preisschriften der Akademie der Wissenschaften zu Berlin findet, und die nachher Herr Sulzer, und andere große Weltweisen angenommen haben, sehr genugthuend zu seyn. Es ist Naturgesetz, daß sich ähnliche Begriffe und Gegenstände im menschlichen Gehirn associiren. Der Mensch fand unter den Objekten, die er durch nachgeahmte Naturschälle benannt hatte, und unter solchen, die nicht töneten, ohne viele Mühe gewisse Aehnlichkeiten. Diese Aehnlichkeiten waren ihm Grund genug, diejenigen Körper oder Gegenstände, die von ihrem Schall keinen Namen bekommen konnten, weil sie keinen Ton von sich gaben, mit dem Namen des verwandten und ähnlichen Gegenstandes zu belegen, der einen Ton von sich hören ließ.

Diese Ableitung der Namen hörbarer Gegenstände auf unempfindbare Gegenstände aller Art, nach Aehnlichkeiten, geht so gar bis auf die Abstrakte, und bis auf die unsichtbaren Geschäffte der Seele, weil diese doch immer noch einige Aehnlichkeit mit körperlichen Veränderungen behalten. Z. B. der Zorn des Menschen hat große Aehnlichkeit mit der Leidenschaft des Hundes, in welcher er den Laut err giebt, den einige als irr, oder orr verstanden haben. Daher die Benennung des Zorns in mehreren Sprachen durch ira, irrité, ὀργη. i). Eben so *puritas* von πυρ. (Feuer). Dieses aber von uhr oder Fuhr, dem Ton, den das Feuer verursacht, wenn Stoppeln verbrannt werden. Noch mehr: Diese Aehnlichkeiten unempfindbarer Gegenstände wurden in der Folge dazu gebraucht, sie auf andere ähnliche unempfindbare Gegenstände abzuleiten. Z. B. der Lichtstrahl wurde vom Pfeil (Strala im Sklavon.) benannt, weil er mit dem Pfeil einige Aehnlichkeit hat. Der Pfeil selbst aber giebt auch keinen Laut von sich. Er muß also selbst schon, nach diesem Gesetz der Aehnlichkeit in der Fortbildung der Sprache, seinen Namen von einem verwandten ähnlichen Gegenstand erhalten haben k).

Freylich fanden die Fortbilder der Sprachen oft bloß in ihren eigenthümlichen Situationen gewisse Aehnlichkeiten unter hörbaren, und den sichtbaren, riechbaren, fühlbaren, und schmeckbaren, und unter den unsichtbaren Gegenständen, die wir und ein jeder andrer Mensch schwerlich würden gefunden haben. In solchen Fällen ist es uns ganz unmöglich die Wurzelwörter aus dem ursprünglichen Wörterbuch der tönenden Natur aufzusuchen. Dieses Wörterbuch bleibt indessen das uralte Chaos, aus welchem alle Sprachen geschaffen worden, und es hat kein Spracherfinder oder Fortbilder für die nichthörbaren oder auch für die nichtempfindbaren Gegenstände neue Stammwörter erfunden.

Nimmt man noch endlich die größtentheils richtige Bemerkung des Präsidenten von Brosses und Herders hinzu: so verbreitet sich über alles Licht und Helle. Der Mensch ist ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt. Alle Sinne wirken zusammen. Alle Sinne sind nichts als Arten des Gefühls, davon ein jedes nach einem Empfindungsgesetz der thierischen Natur seinen Laut hat, der sich allen Nerven der ganzen Maschine mittheilt. Bey dieser Harmonie des ganzen Nervensystems konnten die Fortbilder der Sprachen einen jeden Gegenstand, der auf Auge, Geschmack, Geruch und Gefühl einen unangenehmen Eindruck machte, auch nach seinen Aehnlichkeiten mit einem rauhen und unangenehmen Namen belegen; so wie er die Gegenstände mit rauhen Tönen bezeichnete, die sein Ohr auf eine unangenehme Weise rühreten. Z. B. Kerker. Auf der andern Seite gab er allen sanften Eindrücken auf die vier äußern Sinne wiederum wegen der Harmonie der Nerven sanfte Namen, z. B. Himmel, so wie er angenehm tönende Gegenstände nicht anders als sanft bezeichnen konnte, weil er ihren charakteristischen Laut nachahmte.

Auf solche Weise ist die menschliche Sprache in allem Betracht menschliche Sprache, von Menschen erfunden, von Menschen allmählig fortgebildet.

Göttingen. M. Hißmann.

i) Sulzer am angeführten Ort.

k) Berlinische Preisschriften vom Jahr 1759; die zwote Abhandlung S. 87.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Freytag, den 20ten September 1776.

Der Jäger.

(Aus dem Dio Chrysostomus. *)

Ich werde nicht, was ich nur gehört habe, erzählen, sondern was ich selbst gesehen. Die Alten schwatzen gerne, sie sagen alles heraus, was ihnen einfällt; zumal wenn einer nicht nur alt, sondern auch weit herum gereist ist. Sie haben viel erfahren, und erinnern sich dessen gerne. Also will ich von Leuten sprechen, die ich beynahe in der Mitte Griechenlands angetroffen habe, und ihre Lebensart beschreiben. Einsmals fuhr ich zu Ausgange des Sommers mit einigen Fischern, in einem kleinen Kahne von Chius über das Meer hin. Es entstand ein Sturm, und wir hatten Mühe, die Bucht bey Euböa zu erreichen, wo aber der Kahn auf den scharfen Strand, unter den Klippen stieß, und zerbrach. Die Fischer begaben sich zu einigen Purpurfischern, die auf einem nahen Hügel lagen, mit dem Vorsatze, bey ihnen zu bleiben, und mit ihnen zu arbeiten. Nun war ich ganz verlassen, und wußte keinen Ort, wohin ich mich wenden konnte. Ich irrte am Meere umher, um zu sehen, ob Jemand vorbey führe, oder anlandete. Als ich nun so ziemlich weit gegangen, und noch keinen Menschen sah, traf ich einen Hirsch an, der so eben vom Felsen gefallen war. Die Wellen, die sich da brachen, schlugen auf ihn, und er schöpfte noch Athem. Bald darauf schien es mir, als hörte ich Hunde bellen; es kam vom Felsen her, und das Geräusche des Meers hinderte mich, es genau zu hören. Doch als ich weiter gieng, und mühsam den Felsen hinaufgestiegen war, sah ich Hunde umher irren, woraus ich muthmaßte, daß sie den Hirsch gejagt, und genöthigt hätten, vom Felsen zu springen. Nicht lange darauf erblickte ich einen Mann, der dem Ansehen und der Kleidung nach, ein Jäger war. Sein Bart war gnsehnlich, und sein Haar hieng ihm nicht unreinlich oder widrig auf dem Rücken herunter. Recht so, wie Homer die Euböer beschreibt, die nach

*) Aus dem Griechischen übersetzt von einem Frauenzimmer.

Troja kamen. Mir scheint es, daß er darüber spottet und lacht, weil die übrigen Griechen ihr Haar gekünstelter trugen, die Euböer aber es von der Hälfte des Kopfes an, buschig herunter hangen ließen. Der Mann fragte mich freundlich, ob ich nicht einen flüchtigen Hirsch wahrgenommen hätte? ich sagte, ich hätte ihn sehen in der Fluth liegen, und zeigte es ihm. Er zog ihn heraus, streifte ihm das Fell mit dem Hirschfänger ab, wobey ich ihm half, so viel ich konnte. Hierauf schnitt er die hintern Schenkel ab, um sie, nebst dem Felle, mit sich zu nehmen, und ersuchte mich, mitzugehen und das Fleisch verzehren zu helfen, weil seine Wohnung nicht weit entfernt sey. Wenn du bis morgen bey uns ausgeruhet hast, sagte er zu mir, kannst du wieder ans Meer gehen, denn jetzt kann es nicht befahren werden; mache dir aber deswegen keine Furcht; ich wenigstens glaube, daß sich der Wind kaum nach fünf Tagen legen wird; er legt sich nicht so bald, wenn die Vorgebürge von Euböa so von den Wolken gedruckt werden, als jetzt, wie du siehst. Denn fragte er mich, wo ich herkäme, und wie ich dahin gekommen, ob das Schiff nicht beschädiget worden? Es war sehr klein, sagte ich, ich fuhr nur dringender Geschäffte wegen, mit einigen Fischern herüber, das Schiff zerbrach, als es ans Land getrieben ward. Das mußte geschehen, sagte er, denn du siehst, wie wild und rauh der Strand des Meeres hier ist. Das sind die sogenannten Löcher von Euböa. Kein Schiff, das dahin kömmt, kann erhalten werden. Auch die Leute retten sich selten, wenn ihr Schiff nicht so klein und leicht ist, als euer Schiff war. Doch komm nur, und fürchte nichts, ruhe aus. Ist es möglich, so wollen wir morgen dafür sorgen, daß du an Ort und Stelle gelangst, weil ich dich doch nun einmal kenne. Du scheinst mir aus einer Stadt zu seyn, weder ein Schiffer, noch ein Handwerksmann; aus deiner magern Gestalt muthmaße ich, du führst eine Lebensart die den Körper schwächt. Ich folgte ihm gerne, denn ich fürchtete keine Hinterlist, weil ich nichts hatte, als einen alten Rock, und ich habe es auch sonst schon oft erfahren, (denn ich bin gewohnt herumzuschweifen) daß die Armuth in der That etwas heiliges und unverletzbares ist, und daß man den Armen so wenig etwas thut, als den Leuten die Heroldsstäbe tragen. Das machte mich getrost, ihm nachzufolgen. Die Wohnung war beynahe vierzig Stadien entfernt, und als wir nun so neben einander giengen, erzählte er mir seine Umstände, und wie er da mit Frau und Kindern lebte. Es sind, sagte er, unser zwey, mein Freund, die an einem Orte beysammen wohnen. Unsere Weiber sind Schwestern; wir haben Kinder, Söhne und Töchter. Hauptsächlich leben wir von der Jagd, und bauen nur ein klein Stück Feld, denn das Land ist nicht unser eigen, wir haben es weder von unsern Vätern ererbt, noch gekauft. Unsere Väter waren zwar freye Leute, allein so arm, als wir. Wir waren Hirten

ums Lohn, und hüteten die Rinder eines reichen Mannes, der hier auf der Insel wohnte, viel Heerden von Pferden, Rindern und Schaafen, auch schöne und viele Ländereyen, nebst anderm Vermögen, besaß. Als der aber starb, fielen seine Güter an den Landesherrn; man sagt auch, der hätte ihn seines Reichthums wegen umbringen lassen. Man trieb die Heerde sogleich fort, um sie abzuschlachten, auch unsere Paar Kühgen, nahm man mit weg, ohne sie uns zu bezahlen. Wir blieben aus Noth an demselben Orte, wo wir so eben mit den Rindern waren; denn unsere Väter hatten da Hütten, und einen kleinen Hofraum von schwachem Holze gebauet, ich denke der Kälber wegen, nur für den Sommer; denn im Winter hüteten wir in den Thälern, weil wir genug Weide, und viel Heu vorräthig hatten; im Sommer aber trieben wir auf die Berge, und am meisten an den Ort wo sie nachher ihre Wohnung aufschlugen. Die Gegend ist wasserreich, von beyden Seiten ein tiefes und schattiges Thal, und mitten durch fließt ein Fluß so sanft, daß Rinder und Kälber ganz sicher hineingehen können. Der Fluß hat aber doch viel und rein Wasser, weil er ganz in der Nähe entspringt. Die Luft durchstreicht dieses Thal, den ganzen Sommer hindurch, und es ist von Büschen, die mit zartem und feuchtem Grase erfüllt sind, umgeben; wo man auch wenig Wespen, und anders Ungeziefer antrifft, das den Rindern schädlich ist. Unter den hohen und schlanken Bäumen strecken sich viele schöne Wiesen weit aus, und es ist den ganzen Sommer hindurch mit den schönsten Kräutern bewachsen, so daß die Rinder nicht weit nach der Weide herumirren durften. Unsere Väter hatten also auch damals, wie gewöhnlich, die Heerde dahin getrieben, und blieben nun in den Hütten, bis sich etwa eine Arbeit oder ein Verdienst für sie fände. Sie ernährten sich von einem Stück Acker, das sie nicht weit von der Wohnung angebauet hatten, und das für sie hinreichend war; es fehlte ihnen auch nicht am Dünger. Weil sie nun keine Rinder mehr, und nichts zu thun hatten, fiengen so wohl sie, als auch ihre Hunde an, auf die Jagd zu gehen. Denn zwey von den Hunden die den Rindern gefolgt, waren als sie ihre Hirten vermißt, wieder hierher zurückgelaufen. Sie begleiteten Anfangs unsere Väter auf die Jagd, so wie überall hin, verfolgten die Wölfe auf eine gewisse Weite, wenn es sich traf, daß sie etwa einen sahen, allein um die wilden Schweine und Hirsche bekümmerten sie sich nicht. Erblickten sie einen Menschen, es mochte früh oder späte seyn, so traten sie zusammen, bellten, und setzten sich zur Wehre, so wie ein Mensch wider den andern streitet. Als sie aber das Blut der Hirsche und der Eber gekostet, und oft Fleisch davon versucht hatten, fraßen sie gerne Fleisch, anstatt des Brodts, ob sie gleich erstlich späte an solche Speise gewöhnt wurden. Bekamen sie Brodt,

so fraßen sie es zwar noch, doch fraßen sie auch, wenn sie keins bekamen, und hungrig waren, gerne Fleisch; und nun verfolgten sie jedes Wild, das sich zeigte, es mochte seyn was es wollte; sie giengen auch der Spur und Witterung ein wenig nach, und wurden endlich aus Hütern der Rinder, solche spät unterrichtete, ziemlich träge Jäger. Als nun der Winter kam, hatten unsere Väter noch keine Arbeit, denn sie waren weder in eine Stadt, noch in ein Dorf gekommen. Sie verwahrten also ihre Hütten besser, und machten den Zaun um den Hof dichter. So verbrachten unsere Väter ihre Zeit, und baueten jenes ganze Stück Feld an. Die Winterjagd ward ihnen leichter, weil sie die Spuren des Wildes auf dem feuchten Erdboden deutlich sehen konnten, auch der Schnee entdeckte sie ihnen glänzend in der Ferne, daß sie nicht lange suchen durften. Der Weg führte dahin, das Wild war träger und verweilte sich lange daselbst. Man konnte auch Haasen und Rehe in ihren Lagern fangen. Unsere Väter blieben also hier, und sehnten sich weiter nach keiner andern Lebensart. Sie verheyratheten uns, so daß jeder seine Tochter des andern Sohne gab. Vor ohngefähr Einem Jahre sind sie gestorben. Sie sagten, sie hätten viele Jahre durchlebt, waren aber von Natur stark und munter. Von den Müttern lebt nur die meinige noch. Mein Schwager ist nie in der Stadt gewesen, ob er gleich schon funfzig Jahr alt ist. Ich bin zweymal da gewesen. Das erste mal mit meinem Vater, als wir die Heerde noch hatten. Hernach aber kam einer wegen Geld zu uns, gleich als ob wirs hätten, und befahl mir, mit in die Stadt zu kommen. Wir hatten kein Geld, und ich schwor, daß wir keins hätten, sonst wollten wirs geben. Wir bewirtheten ihn aber so gut wir konnten, und gaben ihm zwey Hirschhäute. Ich gieng mit ihm in die Stadt, denn er wollte es so haben, daß einer von uns mitgehen, und den Leuten dort von unsern Umständen Nachricht geben sollte. Da sah ich nun, was ich schon das erste mal gesehen hatte; viele und große Häuser, von außen eine starke Mauer, mit hohen viereckigten Gebäuden, Thürme, Schiffe, die so ruhig im Hafen lagen, als in einem Teiche. Hier, wo du mein Freund angelandet bist, ist es nie so, und darum gehen so viele Schiffe unter. Das alles sah ich nun; ich sah auch viel Volk, das da eingesperrt war, und hörte ein entsetzlich Lermen und Geschrey, so daß ich dachte, alle zankten mit einander. Er führte mich zu einigen von den Vornehmsten, und sagte mit Lachen: Das ist der, zu dem ihr mich geschickt habt; er hat nichts, als nur einen Wohnplatz, mit einer Hütte von starkem Holze. Die Herren giengen ins Theater, und ich folgte ihnen. Das Theater ist wie ein Thal, hohl, nur daß es von beyden Seiten nicht lang, sondern zur Hälfte rund, und nicht von sich selbst gewachsen, sondern von Steinen gebauet ist. Doch du lachst mich wohl aus, daß ich dir

das

das erzähle, da du es sehr wohl weißt. Erstlich beschäfftigte sich das Volk ziemlich lange mit andern Dingen. Zuweilen schrieen sie zufrieden und lustig, und lobten einige, zuweilen aber schrien sie zornig, und ihr Zorn war so heftig, daß sich die Leute, wider die sie schrieen, entsetzten, und manche von ihnen herumliefen, und gute Worte gaben, manche aber aus Furcht die Mäntel fallen ließen. Ich wäre beynahe einmal über dem Geschrey niedergefallen, das wie ein plötzlicher Orcan, oder Donner, mit Krachen ausbrach. Es kamen andere herein, und stunden auch einige aus der Mitte auf, und redeten zum Volke. Manche nur wenig Worte, manche viel. Einigen hörte es lange zu, einigen erlaubte es kaum den Mund aufzuthun, und ward erbittert, so bald sie nur anfiengen zu reden. Nachdem man sich aber einmal niedergesetzt hatte, und alles stille war, führte man mich hervor, und einer sagte: Das ist, meine Freunde, einer von den Leuten die unser Land viele Jahre nutzen; nicht nur er, sondern auch schon zuvor sein Vater. Sie weiden auf unsern Bergen, bauen das Feld, jagen, haben Weinstöcke gepflanzt, viel Häuser erbauet, und haben noch außerdem viel Vermögen, und Niemand hat ihnen doch das Land verpachtet, es ist ihnen auch nicht von dem Volke geschenkt worden. Denn warum wäre es ihnen geschenkt worden? Sie besitzen aber das Unsrige, sind reich, und geben doch die schuldigen Abgaben nicht, thun auch die gehörigen Dienste nicht; sondern bleiben, gleich den Wohlthätern der Stadt, von Gaben und Steuern befreyt; ja ich glaube, sie sind noch nie hier gewesen. Da schüttelte ich mit dem Kopfe, und das Volk sah es, und lachte darüber. Dem Redner verdroß das Gelächter, und er schalt auf mich. Denn kehrte er sich wieder um, und sagte: Wenn man das so für gut ansieht, so wird unser gemeines Gut bald geplündert seyn. Manche werden die Gelder der Stadt nehmen, wie auch schon jetzt einige thun, andere werden die Ländereyen unter sich theilen, ohne euch darum anzusprechen, weil ihr es diesen schlechten Leuten erlaubt, mehr denn tausend Hufen des besten Landes umsonst zu besitzen, davon ihr, Mann für Mann, drey Attische Scheffel Getreide erhalten könntet. Als ich das hörte, lachte ich aus allen Kräften; das Volk lachte aber nicht, wie zuvor, sondern ward böse. Der Redner ward auch zornig, warf einen schrecklichen Blick auf mich, und sagte: Hier sehet ihr die Verwegenheit und den Muthwillen dieses Bösewichts, wie frech er lacht, den ich bald, nebst seinem Gefährten, ins Gefängniß bringen werde. Denn ich habe erfahren, daß die Leute, die beynahe die ganze Landschaft in Besitz genommen, zwey Rädelsführer haben. Ich glaube auch, sie werden es nicht unterlassen, sich an den Trümmern der zerscheiterten Schiffe zu vergreifen, die ans Land geworfen werden. Denn sie wohnen beynahe über den Kasareischen Klip-

pen selbst. Davon bauen sie die einträglichen Ländereyen an, oder vielmehr davon erbauen sie so viele Dörfer, und schaffen sich so viel Rindvieh, Pferde und Sklaven an. Ihr seht ihn vielleicht, daß er einen so schlechten Rock trägt, und eine Haut um sich gehängt hat, als ein Bettler, der nichts hat, um euch um das Eurige zu bringen. Ich hätte mich beynahe gefürchtet, als ich ihn erblickte, denn ich meynte, den Nauplium zu sehen der von den Kafareischen Klippen käme. Ich glaube auch, daß er auf den Klippen, den Vorbeyschiffenden mit Fackeln leuchtet, damit sie an die Klippen geworfen werden. Als er das, und noch viel mehr gesagt hatte, ward das Volk unruhig. Ich war in Verlegenheit, und fürchtete, man möchte mir ein Leid zufügen. Es trat aber ein anderer hervor, der seinen Reden und seiner Gestalt nach, ein braver Mann zu seyn schien. Vors erste verlangte er, daß das Volk stille sey, und es ward stille, denn sagte er ganz leutselig: Wer wüstes Land bearbeitet und anbauet, thut kein Unrecht, sondern ist werth, gelobt zu werden. Man muß nicht den Anbauern und Bepflanzern des gemeinen Landes hart begegnen, sondern den Verwüstern des Landes. Jetzt, fuhr er fort, meine Freunde, liegt beynahe Zweydrittel unsers Landes, aus Nachläßigkeit und Mangel genugsamer Leute, wüste, auch ich selbst besitze viel Hufen, und glaube, andere mehr, nicht nur auf den Gebürgen, sondern auch in den Ebenen, die ich einem, der sie anbauen wollte, nicht allein umsonst geben, sondern ihm auch noch Geld dazu vorstrecken würde. Denn das Land würde mir alsdenn von größerm Werthe, und zugleich als eine bewohnte, und bearbeitete Gegend, angenehm anzusehen seyn. Ein wüstes Land, ist nicht nur seinem Besitzer ein unnützes Habstück, sondern sieht auch erbärmlich aus, und verräth die Dürftigkeit seines Herrn. Deswegen halte ich dafür, daß es besser sey, andere zu ermahnen, so viel man nur von den Bürgern dazu ermahnen kann, Felder von den gemeinen Ländereyen zu übernehmen und anzubauen, die Reichen viel, die Armen wenig, so wie ein jeder kann, damit man ein angebauetes Land bekäme, und die, von den Bürgern, die gerne von den zwey großen Uebeln, dem Müssiggange und der Armuth, befreyet leben wollten, davon befreyet seyn könnten. Auf zehn Jahr sollten sie den Acker umsonst haben, hernach sollten sie nur etwas weniges geben, nur von den Früchten, von dem Viehe nichts. Bauete aber ein Fremder Feld an, der sollte es fünf Jahre umsonst haben, hernach aber sollte er doppelt so viel, als ein Bürger, abgeben. Wenn aber ein Fremder zweyhundert Hufen anbauete, sollte er dafür ein Bürger seyn, damit mehrere dazu Lust bekämen. Denn jetzt sind sogar die Felder vor den Stadtthoren ganz wüste, und schändlich fürchterlich, wie eine tiefe Wüsteney, und gar nicht wie eine Vorstadt. Die meisten aber der freyen

Plätze,

Plätze, in der Stadt, werden besäet, und abgeweidet. Sollte man sich nun nicht über die Redner wundern, die Leute, welche auf den Kafareischen Gebürgen, dem schlechtesten Theile von Euböen, arbeitsam sind, beunruhigen, und sie ins Unglück zu bringen suchen; und doch nicht meynen, daß die, welche das Gymnasium besäen und den Markt abweiden, etwas unrechtes thun. Ihr sehet selbst, daß sie aus euerm Gymnasium ein gepflügtes Feld gemacht haben, so, daß die Statüe des Herkules und viele andere, der Helden und Götter, von dem hochgewachsenen Getreide bedeckt werden, und daß alle Tage, vom Morgen an, die Schaafe dieses Redners auf den Markt laufen, und ums Rathhaus und um die Häuser der Rathsherren umher weiden. So daß von den Fremden die nur angekommen sind, manche über die Stadt lachen, und manche sie beklagen. (Als das Volk das hörte, ward es zornig und wider den ersten Redner aufgebracht.) Da er nun selbst solche Dinge thut, fuhr er fort, meynt er doch, es gebühre sich, diese arme Leute ins Gefängniß zu legen. Damit weiter Niemand arbeiten möchte, sondern die außerhalb der Stadt, Straßenräuber werden, und die in der Stadt sich vom Betruge nähren möchten. Mir aber scheint es recht zu seyn, daß man diesen Leuten, das, was sie angebauet haben, läßt, und sie in Zukunft etwas mäßiges erlegen läßt, ihnen aber auch das, was sie bisher hätten geben sollen, schenkt, weil sie wüstes und unbrauchbares Land bearbeitet haben. Wollen sie aber das Land kaufen, so muß man es ihnen billig wohlfeiler, als andern, lassen. Als nun dieser Redner das alles gesagt hatte, widersprach ihm der erstere, und sie schimpften einander sehr. Endlich ward auch mir befohlen, zu sagen, was ich wollte. Was soll ich denn sagen? fragte ich. Ein Sitzender antwortete: Sage deine Meynung von dem, was gesprochen worden. Also will ich auch sagen, meine Herren, versetzte ich, daß der da kein wahr Wort gesprochen hat; ich meynte Träume von Ländereyen, Dörfern und dergleichen Dingen zu sehen, wovon der plauderte. Wir haben weder ein Dorf, noch Pferde, noch Esel, noch Rinder. Ich wollte, daß wir so viel Güter hätten, als er herrechnet, damit wir euch geben könnten, und selbst reich wären; doch was wir jetzt haben, ist für uns genug, und ihr könnt auch davon etwas nehmen, auch alles, wenn ihr wollt, wir können uns etwas anders erwerben. Hierüber lobten sie mich. Denn fragte mich der Richter, was wir dem Volke geben könnten? ich sagte: Vier sehr schöne Hirschhäute. Da lachte das Volk, der Richter aber schalt mich. Die Bärenhäute, sagte ich, sind hart, und die Bockshäute noch schlechter, und die übrigen sind alt, oder kleiner, doch könnt ihr sie auch nehmen, wenn ihr wollt. Nun schalt der Richter wieder, und nannte mich bäuerisch. Ich fuhr fort, sprachst du nicht von Feldern?

dern? Hast du nicht gehört, daß wir keinen Acker haben? Er fragte mich, ob Jeder von uns ein Attisches Talent geben wollte? ich sagte: Fleisch haben wir nicht viel, doch wollen wir geben, was wir haben; eingesalzen ist wenig, das übrige ist im Rauche trocken, doch nicht viel schlechter, als jenes. Es sind Schinken von Schweinen, Hirschen, und auch noch anderes gutes Fleisch. Da wurden sie sehr zornig und sagten, ich wollte sie betriegen. Er aber fragte mich, ob wir Getreide hätten, und wie viel? Ich sagte die Wahrheit, zwey Scheffel Weizen, vier Scheffel Gersten, eben so viel Hirse, Bohnen aber ein halb Sechstel, denn die sind heuer nicht gerathen. Den Weizen und die Gerste könnt ihr nehmen, laßt uns nur die Hirse. Doch wenn ihr sie braucht, könnt ihr sie auch nehmen. Macht ihr keinen Wein, fragte ein anderer? Wir machen Wein, sagte ich, wenn einer von euch zu uns kömmt, soll er ihn haben, er muß aber einen Schlauch mitbringen, denn wir haben keinen. Wir haben aber viel Weinstöcke, zwey vor den Thüren, im Hofe zwanzig, und jenseit des Baches haben wir, vor kurzem, eben so viel angelegt. Sie sind sehr schön, und tragen große Trauben, wenn sie von den Vorübergehenden daran gelassen werden. Damit ihr aber keine Mühe habt, nach allem besonders zu fragen, so will ich euch alles sagen, was wir haben. Acht Ziegen, eine Kuh mit einem Horne, und von ihr ein sehr schönes Kalb, vier Sicheln, vier Spaten, drey Spieße, jeder von uns hat sich einen Hirschfänger zur Jagd angeschafft, das Töpferzeug herzurechnen, wäre überflüßig. Wir haben Weiber, und Kinder mit ihnen, wohnen in zwey schönen Hütten, und haben noch eine dritte Hütte, das Getreide und die Felle aufzuheben. Beym Jupiter, sagte der Redner, wo ihr vielleicht euer Geld vergraben habt. Du Narr, sagte ich, komm und grabe es aus. Wer wird denn Geld vergraben? es wächst ja nicht. Da lachten sie alle, und wie es mir schien, lachten sie ihn aus. Ich fuhr fort, das ist alles, was wir haben, und wir wollen euch alles schenken, wenn ihr es verlangt, ihr dürft es uns aber nicht mit Gewalt nehmen, als ob ihr es Fremden oder Verbrechern nehmet, denn wir sind Bürger dieser Stadt, wie ich von meinem Vater gehört habe. Als der einmal hierher kam, fügte es sich so eben, daß Geld ausgetheilt ward, da bekam er sein Theil davon, wie ein anderer Bürger. Wir erziehen euch auch Bürger, an unsern Kindern. Wenn ihr sie einmal braucht, sollen sie euch beystehen, es sey wider Räuber, oder Feinde im Kriege.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Montag, den 20ten September 1776.

Schluß der Geschichte: Der Jäger.

Jetzt ist zwar Friede, wenn aber einmal die Zeit kommen sollte, werdet ihr wünschen, viele die uns gleichen zu sehen. Denn ihr dürft nicht denken, daß dieser Redner für euch streiten wird; es wäre deñ mit Schimpfworten, wie die Weiber. Wir wollen euch gerne, wenn wir wieder Wild fangen, vom Fleische und Häuten einen Theil geben, laßt es nur abholen. Befehlt ihr auch die Hütten niederzureißen? Wenn sie euch Schaden thun, so soll es geschehen, nur gebt uns hier eine Wohnung, wo wir den Winter aushalten können. Ihr habt hier, innerhalb der Mauer, viel Gebäude, in welchen Niemand wohnet, eins davon wird für uns hinreichend seyn. Weil wir aber nicht hier leben, und nicht in diesem engen Behältnisse so vieler hier lebenden Menschen, euch beschwerlich sind, so sind wir nicht deswegen werth, vertrieben zu werden. Was aber der Redner wagte, von Schiffbrüchen zu sagen, das hätte ich beynahe vergessen, da ich doch zuerst davon hätte sprechen sollen, das ist etwas so gottloses und böses, daß es auch Niemand von euch glauben kann. Es ist nicht allein gottlos, sondern auch ganz unmöglich, da etwas zu rauben, wo man auch nicht einmal vom Holzwerke etwas zu sehen bekömmt, als die Trümmern, so sehr klein zerstückt wird alles ans Land geworfen. Dieses Ufer ist das unzugänglichste unter allen. Ich fand einmal Seegänse, die das schäumende Meer ausgeworfen hatte, die heftete ich an die heilige Eiche, nahe am Meere. Denn Gott verhüte, daß ich je einen solchen Vortheil, einen Vortheil von dem Unglücke eines Menschen erhalten möge! Solchen Nutzen habe ich nie gehabt, ich habe mich aber oft der Verunglückten erbarmt, sie in meine Hütte aufgenommen, ihnen zu essen und zu trinken gegeben, ihnen so gut ich konnte beygestanden, und sie bis zu einem bewohnten Ort begleitet. Allein, wer von diesen Leuten wird mir jetzt ein Zeugniß geben? Doch ich habe auch nichts, des Zeugnisses, oder des Dankes wegen, gethan, denn ich wußte nicht einmal, wo sie her waren, und ich wünsche, daß keinem von euch ein solch Unglück begegnen möge. Als

ich das sagte, stand ein Mann aus der Mitte der Versammlung auf, ich dachte bey mir selbst, das würde wieder ein anderer seyn, der Unwahrheiten von mir vorbringen würde. Er aber sagte: Meine Freunde, ich bin seit der Ankunft dieses Mannes zweifelhaft gewesen, nun ich ihn aber deutlicher erkannt habe, würde ich es für etwas schreckliches, ja für etwas gottloses halten, wenn ich nicht sagte, was ich von ihm weiß, wenn ich ihm nicht mit Worten Dank abstattete, da ich so große Gutthaten von ihm genossen habe. Ich bin ein Bürger wie ihr wißt, und auch der da – (hier zeigte er auf seinen Vater, der sogleich aufstand). Es traf sich, daß wir vor drey Jahren in Sokles Schiffe fuhren. Das Schiff scheiterte bey den Kafereischen Klippen, und von den vielen Menschen retteten sich nur wenige. Einige nahmen die Purpurfischer auf, weil sie Geld bey sich hatten, wir aber waren von allem entblößt ans Land geworfen worden, giengen einem Fußsteige nach, in der Hoffnung, eine Hütte von Schaaf- oder Kuhhirten zu finden, und waren in der Gefahr, für Durst und Hunger umzukommen. Wir hatten auch kaum eine Hütte erreicht, so blieben wir stehen, und schrieen. Da kam dieser Mann hier heraus, führte uns hinein, zündete Feuer an, anfangs nur ein kleines, nach und nach aber ein stärkeres, und rieb den einen von uns mit Fett, welches seine Frau auch dem andern that; denn Oel hatten sie nicht; endlich begossen sie uns mit warmen Wasser, bis wir von der Erstarrung erwärmt waren. Hernach legten sie uns nieder, bedeckten uns mit allem, was sie hatten, und gaben uns Kuchen zu essen. Sie selbst aßen gekochte Hirse. Sie gaben uns auch Wein zu trinken, und tranken selbst Wasser; auch gebraten und gekocht Hirschfleisch gaben sie uns. Als wir nun des folgenden Tages wieder fortgehen wollten, hielten sie uns drey Tage bey sich zurück, alsdenn brachten sie uns ins ebene Land, und als sie wieder zurückgiengen, schenkten sie noch einem jeden von uns Fleisch, und ein schön Fell. Weil man gesehen, daß meine Gesundheit von dem Zufalle gelitten hatte, hatte dieser Mann seiner Tochter den Rock aus, und mir angezogen, und das Mädgen mußte sich in etwas altes zerrissenes einhüllen, doch den gab ich ihm wieder zurück, als wir ins Dorf gekommen waren. Also haben wir, nächst den Göttern, diesem Manne unser Leben zu verdanken. Als der Mann das erzählte, hörte das Volk vergnügt zu, und lobte mich. Und ich erinnerte mich seiner wieder, und sagte Guten Tag, mein lieber Freund, gieng auf ihn zu, und küßte ihn und seinen Vater. Darüber lachte das Volk sehr, und ich erfuhr, daß es in den Städten nicht Mode ist, einander zu küssen. Hierauf trat der hübsche Mann hervor, der sich meiner gleich zuerst angenommen hatte, und sagte: Mir scheint es billig zu seyn, meine Freunde, diesen Mann aufs Rathshaus zur Mahlzeit einzuladen. Denn wenn jemand im

Krie-

Kriege einen Bürger mit seinem Schilde bedeckt und ihn dadurch rettet, erhält er viel ansehnliche Geschenke. Sollte nun der Mann, der zwey Bürger erhalten, und vielleicht noch mehrere, die nicht hier gegenwärtig sind, keiner Ehre werth seyn? Anstatt des Rocks den er seiner Tochter ausgezogen und dem kränklichen Bürger gegeben hat, sollte ihm die Stadt ein Ober- und Unterkleid geben, damit das auch andern ein Antrieb würde, gerecht zu seyn und andern beyzustehen. Man sollte ihnen öffentlich das Recht zuerkennen, die Gegend, wo sie wohnen, nicht nur für sich frey nutzen zu können, sondern auch für ihre Kinder, ohne daß jemand sie beunruhigen dürfte. Man sollte diesem Manne hundert Drachmen zum Anbaue dieser Gegend auszahlen, und ich erbiete mich, das Geld für die Stadt zu geben. Man lobte ihn seiner Rede wegen, und es geschah, was er gesagt hatte. Die Kleider und das Geld wurden sogleich aufs Theater gebracht. Ich wollte es nicht annehmen, man sagte, ich könne nicht im Felle speisen. So mag ich auch heute nicht essen, versetzte ich, ich will ungegessen bleiben. Man zog mir aber doch den Rock an, und warf mir das Oberkleid über; und ich wollte das Fell drüber hängen, man ließ es aber nicht geschehen. Allein das Geld nahm ich auf keine Weise an, sondern schwur daß ich es nicht nähme. Sucht ihr einen der es nimmt, sagte ich, so gebt es dem Redner, damit er es vergraben kann, denn darauf wird er sich wohl verstehen. Seitdem hat uns weiter Niemand beunruhiget. Während der Erzählung des Jägers waren wir den Hütten ganz nahe gekommen. Da sagte ich lachend, eins hast du doch den Bürgern verhehlt, und zwar das schönste von deinen Gütern. Welches, fragte er? Diesen Garten, versetzte ich, der so schön ist, der so viel Gewächse und Bäume hat. Der war noch nicht da, sagte er, den haben wir erstlich nachher angelegt. Nun giengen wir in die Hütte und verbrachten den übrigen Theil des Tages mit Schmausen. Wir lagen auf Blättern und Häuten auf einem etwas erhabnen Lager, die Frau saß nahe beym Manne, und die Tochter ein erwachsen Mädgen bediente uns und trug uns schwarzẽ süßen Wein zu. Die Söhne bereiteten das Fleisch zu, und speisten zugleich, indem sie es hinsetzten, so daß ich diese Leute glücklich pries, und glaubte, daß sie unter allen, die ich kannte, das glückseligste Leben führten. Ich hatte Häuser und Tische der Reichen kennen lernen, nicht nur reicher Leute vom Privatstande, sondern auch der Fürsten und Könige, die mir immer jämmerlich vorgekommen waren, nun schienen sie mir aber noch jämmerlicher zu seyn, als zuvor, als ich hier Armuth und Freyheit sah, wie man beym Essen und Trinken so frölich als andere war, ja noch einen Vorzug hierinne hatte. Als wir uns schon gesättiget hatten, kam auch der andere Bewohner dieses Orts nebst seinem Sohne, einem artigen Burschen, der einen Hasen trug. Im Hereintre-

ten erröthete der junge Mensch, und indem uns der Vater grüßte, küßte er das Mädgen, und gab ihr den Haasen. Sie hörte nun auf uns zu bedienen, setzte sich zur Mutter, und das Bürschgen übernahm die Bedienung. Ich fragte meinen Wirth: Ist das die, der du den Rock auszogst, und es dem mit dem Schiffe Verunglückten gabst? Er sagte mit Lachen, Nein, die habe ich schon lange verheyrathet, und sie hat schon große Kinder. Ich habe sie einem reichen Manne im Dorfe gegeben. Also, fuhr ich fort, werden sie euch unterstützen, wenn ihr etwas nöthig habt? Nein, sagte die Frau, wir brauchen nichts, sie nehmen es aber gerne an, wenn wir etwas auf der Jagd gefangen haben, auch Obst und Kohlspeise, denn sie haben keinen Garten. Wir haben von ihnen Körner bekommen, nur bloß zur Saat, und sie ihnen gleich nach der Ernte wieder gegeben. Nun fragte ich, wollt ihr diese hier auch einem Reichen geben, damit auch sie euch Saamen auf Wucher leihen kann? Da wurden beyde roth, das Mädgen und der junge Mensch; der Vater aber sagte, sie soll einen armen Mann nehmen, der wie wir ein Jäger ist; und dabey sah er das Bürschgen lächelnd an. Weswegen gebt ihr sie ihm nicht schon jetzt, fragte ich, oder soll er erstlich aus dem Dorfe herkommen? Ich denke, erwiederte er, daß er nicht weit entfernt, sondern gar hier bey uns ist, und wir wollen einen guten Tag erwählen, die Hochzeit zu vollziehen. Ich fragte, wie erwählt ihr den guten Tag? Er sagte, der Mond muß voll, die Luft rein, und der Himmel heiter seyn. Ist er ein guter Jäger, fragte ich? ja das bin ich, antwortete der junge Mensch, ich nehme es mit einem Hirsche auf, und arbeite ihn nieder. Morgen wirst du es sehen, wenn du willst. Hast du den Haasen gefangen, fragte ich? ja, sagte er mit Lachen, des Nachts im Netze; denn der Himmel war schön heiter und der Mond so groß, als ich ihn noch nie gesehen habe. Da lachten beyde Väter, er aber schämte sich, und schwieg stille. Und des Mädgens Vater sagte, ich schiebe die Hochzeit nicht auf, mein Kind, sondern dein Vater zaudert; der will erstlich verreisen und ein Opferthier kaufen. Denn es gebührt sich, den Göttern zu opfern. Der da, sagte der jüngere Bruder des Mädgens, hat schon lange eins angeschafft, es ist in der Mast hinter der Hütte, ein treffliches Thier. Man fragte den andern, ob es wahr sey, der gestand es zu. Wo hast du es denn her, fragte man? Als wir den Eber fiengen, sagte er, der Junge hatte, liefen zwar die andern fort, denn sie waren schneller als ein Haase, eins aber traf ich mit einem Steine, und meine Kameraden warfen ein Fell darauf. Das vertauschte ich im Dorfe gegen ein zahm Schwein, und fütterte das in einem Stalle, den ich hinter der Hütte gemacht habe. Drum, sagte sein Vater, lachte auch deine Mutter, als ich mich einmal wunderte, daß ich ein Schwein hörte, also

hast

hast du die Gerste verthan? Die Euböischen Schweine sind nicht gut zu mästen, wenn sie nicht Eicheln fressen können. Wollt ihrs sehen, sagte er, so will ichs herholen. Sie befahlen es ihm. Da lief er nebst den andern Kindern fröhlig fort; das Mädchen aber stand auf und holte aus der andern Hütte getrocknet Obst und Mispeln, und Winteräpfel, und schöne Trauben mit großen fleischigten Beeren, die legte sie auf den Tisch als sie ihn zuvor mit Blättern vom Fleische gereiniget und reines Farrenkraut aufgebreitet hatte. Die Knaben brachten das Thier mit Lachen geführt und die Mutter des Jünglings folgte nach nebst seinen zwey kleinen Brüdern. Die brachten schöne Brodte, und gekochte Eyer, und geröstete Erbsen in hölzernen Schüsseln. Die Frau grüßte den Bruder, seine Frau und Tochter, setzte sich zu ihrem Mann, da siehst du das Opferthier, sagte sie, der hat es schon lange zur Hochzeit aufgefüttert; auch alles übrige ist dazu in Bereitschaft. Auch Mehl und Grütze ist gemacht worden. Noch ein wenig Wein möchten wir brauchen, den kann man aber leicht aus dem Dorfe holen. Der Sohn stand nahe bey ihr und sah den Schwiegervater an. Der sagte, der da ist Ursache des Verzuges, denn er wird noch gerne sein Opferthier fetter mästen wollen. Es ist so fett, versetzte der Jüngling, daß es zerbersten möchte. Da nahm ich das Wort auf, um ihm beyzustehen, und sagte, seht zu, daß nicht das Thier fett und der junge Mensch mager wird. Die Mutter erwiederte: Fremder, du sagst die Wahrheit, er ist schon itzt mager geworden. Ich merkte neulich des Nachts daß er wachte und aus der Hütte gieng. Die Hunde hätten gebellt, sagte er, darum wäre er hinaus gegangen nachzusehen; darum bist du nicht hinaus gegangen, sagte ich zu ihm, du gehst aus Angst und Sorgen so herum. Hiermit umarmte sie die Mutter des Mädchens, und sagte, wir wollen ihn nicht länger sich ängstigen lassen. Die sagte zu ihrem Mann, wir wollen nur thun was sie haben wollen! Er billigte es, und versprach, die Hochzeit sollte in drey Tagen werden. Sie baten mich, so lange bey ihnen zu bleiben; das that ich sehr gerne, und stellte meine Betrachtungen über die Heyrathen der Reichen dabey an.

Von einer neuen Art zu versilbern.

Ein gewisser *Mellawitz* legte im Jahr 1756 der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris verschiedene Stücke Kupfer vor, die auf eine neue Art versilbert waren, dieselbe ernannte einige von ihren Mitgliedern, die Art der Versilberung zu untersuchen, welche Mellawitz geheim gehalten wissen wolte; die aber in dem Jahre 1771 durch die Histoire de l'academie des Sciences pag. 69. bekannt gemacht wurde, weil der Erfinder seitdem

dem verstorben war und Niemand auf das Geheimniß Anspruch machte.

Dieses Verfahren ist indessen kein anderes als das unsern alten Alchimisten bereits bekannt war, und das sie als ein Mittel ausgaben das Kupfer in Silber verwandeln zu können, welchem Mellawitz nichts weiter, als die Beschreibung einiger Handgriffe beygefügt hatte.

Da nun diese Art von Versilberung unbekannt geworden zu seyn scheinet, und sie vor der gegenwärtigen vieles voraus hat, indem sich bey dieser Bearbeitung das Silber mit dem zu versilbernden Metall viel genauer verbindet, auch die durch langen Gebrauch abgenutzten Stellen sich ohne viele Mühe wieder herstellen lassen; so habe ich geglaubt keine vergebliche Arbeit vorgenommen zu haben, indem ich dieses Verfahren unsern deutschen Künstlern in ihrer Muttersprache mittheile.

Man benetzet die Oberfläche des sauber polirten Metalls mittelst eines Pinsels mit gemeinen Wasser in dem sehr wenig Seesalz aufgelöst ist, nächstdem überstreuet man die benetzte Oberfläche mit dem Pulver, von dem die Mischung am Ende dieses unter Ziffer 1. beschrieben ist, mit Hülfe eines feinen Haarsiebes, fein gleich und behutsam; das auf diese Art behandelte Stück legt man sodann zwischen glühende Kohlen, worin man es so lange liegen läßt, bis es die Farbe des Feuers angenommen hat, man nimmt es mit einer Zange aus dem Feuer und taucht es allmählich entweder in gemeines kochendes Wasser, oder in solches das etwas weniges Seesalz und weißen Weinstein aufgelöst enthält.

Nach diesem reibt man es mit einer Bürste, die von Messingdrath verfertigt ist, so daß man es immer im Wasser hält, um von der Oberfläche eine leichte Kruste von Unreinigkeiten (welche eine Art einer Schlacke ist, die von dem Pulver entsteht mit dem man es überstreuet hat) wegzubringen.

Diese Behandlungen sind die wesentlichsten, denn hiebey kommt das Silber in Fluß, vereiniget sich mit dem Metall und wird zu den folgenden Bearbeitungen geschickt. Das Stück wird sodann mit dem Teig, dessen Verfertigung am Ende dieser Abhandlung unter Ziffer 2. gelehret wird, überstrichen, welchen man folgends mit einem Pinsel auf der Oberfläche fein gleich ausbreitet; man legt das Stück ins Feuer, dem es so lange ausgesetzt bleibt bis es braunroth geworden, worauf man es heraus nimmt und nach und nach in kochend Wasser taucht, es mit der Drathbürste in kaltem Wasser abkratzet, folgends abtrocknet und mit fein gestoßnem weißen Weinstein abreibet.

Auf eben beschriebene Art wiederholt man die nemliche Arbeit 4 bis 5 mal, die erste ungerechnet, und sodann ist das Metall stark genug versilbert, welches das Ansehen eines matten Silbers hat.

Mittelst des Ponzen kann man ganz unbesorgt die getriebene Arbeit und Verzierungen vollends ausarbeiten, und durch

durch die Bearbeitung mit dem Polierſtahl eben den Glanz und die Politur geben, welche man ſelbſt auf ganz ſilbernen Stücken hervorbringen kann.

Man hat einige auf dieſe Weiſe verſilberte Stücken durchgebrochen und bemerkt, daß das bey den verſchiedenen Auftragungen gebrauchte Silber das Kupfer durchdrungen hat und Einen Körper mit ihm ausmacht; ſo daß was die Dauerhaftigkeit der auf die neue Art gemachten Verſilberung anlanget, ſie diejenige auf die gewöhnliche Art hervorgebrachte unendlich übertrift. Wenn dieſe durch den Gebrauch abgenutzt iſt, ſo muß man die ganze Verſilberung abarbeiten und um ſie von neuem zu verſilbern, die ganze Arbeit von vorne anfangen. Wird aber ein auf die neue Art verſilbertes Stück abgenutzt, ſo braucht die entblößte Stelle nur allein übertragen zu werden, man ſetzt es ſodann dem Feuer aus, und das wird dadurch wenigſtens eben ſo ſchön wieder als es vorher war.

Wenn ein ſolches Stück angelaufen oder ſchwarz geworden iſt, wäre es auch gleich durch die Dünſte des Schwefels, ſo kann man ſeine ganze Schönheit durch eine einzige neue Uebertragung mit dem Teig unter Ziffer 2. wieder herſtellen; auch kann man dieſe Verſilberung auf die dünneſten Metallblätter bringen, welches ſich bey der gewöhnlichen Art im Feuer zu verſilbern nur ſehr ſchwerlich thun läßt, vorzüglich wenn die Arbeit erhaben oder vertieft iſt.

Ich gehe nun zu der Beſchreibung der weſentlichſten Stücke über, von denen das ganze Geheimniß abhänget.

Ziffer 1.
Die Zuſammenſetzung des Pulvers zum erſten Auftrag.

Man löſe Silber in Scheidewaſſer auf, und ſchlage das Silber durch die Eintauchung einiger Kupferblätter aus der Auflöſung nieder; von dieſem vorher abgetrockneten Niederſchlag nehme man einen Theil.

Abgeſüßtes und getrocknetes Hornſilber ein Theil; gereinigten calcinirten und zu Pulver geſtoßenen Borax zween Theile.

Man miſche dieſes genau in einem gläſernen Mörſer, worin man es folgends zu einem unfühlbaren Pulver macht, und durch ein feines Haarſieb treibt.

Ziffer 2.
Die Miſchung des Teiges zu dem zwoten Auftrag.

Man nehme von dem gemiſchten Pulver unter Ziffer 1.

Gereinigtes Amoniacſalz,
Glasgall,
Steinſalz (Sal gemmæ.)
Eiſenvitriol,

von jedem gleichviel, mache es in einem gläſernen Mörſel zum Pulver, welches man ſodann auf einem Reibeſtein unter Zugießung eines dünnen Gummiwaſſers ſo lange reibt, bis man einen Teig erhält, der ſich mit einem Pinſel aus einander treiben läßt.

Es

Es ist nicht zu leugnen, daß wenn alle diese Ingredienzen genau und nach chemischen Grundsätzen in Ansehung ihrer Anwendung und des Verhältnisses ihrer Mischung untersucht würden, nicht einige Veränderung, und selbst einige Abkürzung in diesem Verfahren sollte Statt finden können, man hat sich aber verbunden erachtet, das Verfahren des Mellawitz im Ganzen und ohne einige Veränderungen bekannt zu machen; so wie auch diejenigen Künstler, welche sich mit Arbeiten der Art beschäfftigen, da ihnen die Spur gezeigt ist, in der Ausübung leicht einige Verbesserungen anbringen können.

Einbeck. G. H. C. L.

Von anzulegenden Brücken auf Heerstraßen.

Die Erfahrung lehret, daß hölzerne Brücken auf Heerstraßen, welche stark befahren werden, von weniger Dauer sind, und desfalls werden sie in hiesigen Landen in regula nicht gestattet.

Pfähle und Balken dauren gleichwohl, wenn Eichenholz von gehöriger Stärke dazu genommen und zu rechter Zeit gehauen wird, lange Zeit und der geschwinde Abgang ist an den Bohlen, die besonders, wenn viele Frachtkarren mit den verderblichen schmalen nur mit hohen Nägeln beschlagenen Rädern darüber fahren, selbst wenn sie vierzöllig, in drey oder vier Jahren abgenutzt sind.

Es sind aber manchesmal Umstände vorhanden welche verhindern, daß keine steinerne Brücken angelegt werden können, und um der geschwinden Abnutzung der Bohlen vorzukommen, kömmt in Vorschlag, solche mit einem Pflaster zu bedekken. Daß solches nicht sehr dicke seyn dürfe, damit es die Bohlen nicht zu sehr durch sein eigenes Gewichte beschwere, verstehet sich von selbst; eine andere Einwendung aber ist, daß es den Regen durchlassen, und das Holz dem es unter dem Pflaster an Ablüftung fehlen würde, bald verfaulen dürfte. Diesem scheinet jedoch dadurch abzuhelfen zu seyn, wenn die unterste Lage des Pflasters mit einem aus lebendigem Kalk, wohl gemahlnem Gips und zerstoßenen Ziegeln bestehendem das Wasser abhaltenden Mörtel verbunden würde.

Derjenige, der davon schon Erfahrung haben sollte, wird gebeten, seine Gedanken davon in diesen Blättern geneigt bekannt zu machen, zumalen dadurch dem gemeinen Wesen ein wahrer Dienst erzeiget würde.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Freytag, den 27ten September 1776.

Von ostindischen Gewürzen.

So sehr die Portugiesen und nach ihnen die Holländer sich durch die ostindische Handlung bereicherten, so sehr haben die übrigen Europäer dabey verlohren. Jene Orientaler, die sich auf keine Weise nach uns bilden, noch unsre Sitten, Lebensart und Tracht annehmen, brauchen wenig oder nichts von unsern Produkten, und wir können keinen Umsatz mit ihnen machen, der unsre Handlung mit ihnen balancirte, sondern wir müssen ihnen alles mit baarem Gelde bezahlen. Rechnet man die ungeheuren Summen, welche so viele ostindische Compagnien jährlich nicht nur für Waaren, sondern auch zu Unterhaltung ihrer Festungen, der Gouverneurs, der Officiere, Unterbedienten und der Miliz dahin senden, welches zusammen genommen in Millionen läuft, so ist die Schädlichkeit dieses Handels für Europa auffallend. Er ist die hauptsächlichste Quelle unsers Geldmangels, und alle unsre Bergwerke nebst den Goldgruben von Amerika reichen nicht zu, diese fortdaurenden Aussendungen unsrer Baarschaften zu ersetzen. Selbst der Gewinn, den die Compagnien, welche uns mit den Waaren des Orients überschwemmen, machen, wird durch jene kostbare Unterhaltung und durch die von Zeit zu Zeit ihren Schiffen auf einer so weiten und gefährlichen Reise zustoßenden Unglücksfälle sehr gemäßiget. Und in welche große Schuldenlast hat nicht der letzte Krieg die englische und französische Compagnie gestürzet?

Waren unsre Vorfahren weniger glücklich, gieng ihrem Vergnügen was ab, daß sie keine Gemeinschaft mit Ostindien hatten, daß sie dessen Waaren theils gar nicht kannten, theils wenig davon gebrauchten, daß sie Statt deren sich in inländische Zeuge kleideten, daß sie ihre Speisen durch selbst gebauete Gewächse würzten, und daß sie nicht von japanischem und chinesischem Porcelain speiseten? Waren sie bey ihrer Biersuppe daraus ihr Frühstück bestand, weniger gesund, als wir, die wir den Magen durch Thee schwächen, oder das Geblüt durch starken Caffee erhitzen und verdicken?

Der Verlust des baaren Geldes, das von dort nie wieder zurückkommt, ist aber nicht das einzige, womit uns der Gebrauch jener entbehrlichen Waaren bestrafet. Wie viel mehr eigene Produkte würden wir bauen müssen? Wie viel mehrern Künstlern, Manufakturisten und Handwerkern würden wir, um solche zu verarbeiten und zu verfeinern, Nahrung geben? Wie viel tausend Hände mehr würden wir beschäfftigen, wenn wir uns solcher fremden Waaren so viel nur immer möglich enthielten? Wie sehr würde alsdenn Ackerbau und Viehzucht, wie sehr Fleiß und Indüstrie sich bey uns erheben, Populosität und Consumtion zunehmen, und wie sehr würden dadurch die öffentlichen Cassen gewinnen?

Zur Erläuterung dieses Satzes will ich nur den unbeträchtlichsten Artikel, das Warmebier unsrer Vorältern, wobey sie so gesund und stark waren, anführen. Man rechne auf einen erwachsenen Menschen nur ein halb Quartier Bier zur Morgensuppe. Ist solches mit einem halben Pfennig Accise belegt, so beträgt solches des Monats 15, und ist die Accise 2 pf. vom Quartier, so macht es 30 pf. womit er durch sein Frühstück allein die Casse bereicherte. Der Zucker, welchen wir ebenfalls aus der Fremde haben müssen, wurde ohnehin dabey gesparet. Seitdem die Bierschaale durch den Thee- und Kofeetopf verdrenget worden, müssen die Cassen dieser Einnahme entbehren. Eine ganze Familie hat an ein Paar Pfund Thee das ganze Jahr genug, wovon entweder gar kein, oder doch ein so geringer Impost entrichtet wird, daß dadurch nicht der zwanzigste Theil von jenem Abgange der Auflage auf Bier ersetzet wird. Noch größer wird aber dieser Abgang, wenn die Bierconsumtion auch durch das warme Getränk, das man des Nachmittages zu sich nimmt, gemindert wird. Was aber der Ackerbau und die Viehzucht, was das innere Gewerbe durch die Abnahme der Braunahrung verlieren, das lässet sich nicht berechnen. Wir sollten nun selbst patriotisch genug seyn, um uns jener fremden Waaren zu enthalten. Da wir es aber nicht sind, so würden sich die Fürsten desto mehr um ihre Staaten verdient machen, je mehr sie die Einfuhr und den Gebrauch derselben erschwerten.

Der Himmel hat jedem Lande die Kräuter und Gewächse zur Nahrung gegeben, welche der Natur der Einwohner am zuträglichsten sind. Unsre mehrsten Gewächse haben eine kühlende Eigenschaft, und dienen, die Hitze des Geblüts, die durch die kältere Luft unter unserm nordlichen Himmelsstriche in dem Körper zusammen gehalten wird, zu mäßigen. Die Gewächse in Indien sind hitziger Natur, um den Abgang der natürlichen Wärme des Körpers, welche durch die äußere Hitze in jenem Clima geschwächet und unterdrücket wird, zu ersetzen. So schädlich den Indianern der tägliche Genuß unsrer Kirschen, Pflaumen, Erdbeeren ꝛc. seyn würde, so sehr schaden wir unsrer Gesundheit durch den zu häu-

häufigen Gebrauch ihrer Gewürze, welche daher aus unsern Küchen ganz verbannet, und ihr Gebrauch bloß auf die Apotheken eingeschränkt seyn sollte. Dem durch die Hitze des Clima geschwächten Magen des Griechen und Spaniers sind seine hitzigen, und dem wärmern Magen des Deutschen seine kältern Rheinweine zuträglicher. Dem entkräfteten Indianer dienen seine, und uns dienen unsre einheimischen Gewürze, die verschiedenen Arten von Zwiebelgewächsen, Wachholderbeeren, Kümmel, Anis, Senf, Fenchel, Lavendel, Safran, Mayran ꝛc. womit wir den Wohlschmack unsrer Speisen ohne Nachtheil der Gesundheit erheben können.

Der ostindische Gewürzhandel mit Nägelein, Muscaten und Zimmet ist allein in den Händen der Holländer, und sie setzen die alte und neue Welt dadurch in Contribution. Der Nägelein- oder Gewürznelkenbaum wuchs ehedem auf allen moluckischen Inseln in Ostindien, besonders auf Amboine und Ternate. Diese letztere, die sechs Meilen im Umfange hat, ist die größte unter den eigentlichen Molucken. Ihr König war ehedem sehr mächtig, und herrschte über eine Menge von Inseln, deren Könige ihm alles Gewürz, das bey ihnen wuchs, überlassen mußten, welches er denn den fremden Schiffen verkaufte. Als er mit einigen von ihm abgefallenen Fürsten Krieg führte, so kamen die Portugiesen nach Ternate und setzten daselbst festen Fuß, fiengen aber bald an die Einwohner zu mishandeln. Der König sah daher die Holländer, als sie unter dem Admiral von Neck dahin kamen, für seine Befreyer an, gab ihnen den Vorzug in der Handlung, und erlaubte ihnen, ein Fort zu bauen. Dies ist der erste feste Platz, den ihre Compagnie in Ostindien errichtet hat. Die Portugiesen wurden nunmehr von den Holländern vertrieben, die Ternater gewannen aber nichts dabey, denn sie mußten sich verbindlich machen, alle Gewürznelken ihnen um einen gewissen Preis zu überlassen. Wie aber die Ternater davon so viel als sie immer konnten, heimlich an Fremde verkauften, welche sie theurer bezahlten, als sie solche den Holländern liefern mußten, so faßte ihre Compagnie den eigennützigen Entschluß, alle Nelkenbäume bis auf die auf Amboine und drey daneben liegende kleinere Inseln auszurotten. Dem Könige von Ternate und andern Fürsten der Molucken bezahlet sie zu einiger Ersetzung des ihnen dadurch zuwachsenden Schadens eine jährliche Geldsumme.

Die Insel Amboine hat etwa zwölf Meilen im Umkreise. Die Portugiesen kamen 1515 unter Anton Abreo dahin, und errichteten das Fort Victoria, das vier Bollwerke, tiefe Gräben und starke Mauern hat. Hinter dem Fort liegt die Stadt Amboine, die schöne breite und gerade Straßen, und anjetzo zwey Kirchen, eine holländische und eine malayische, hat. Als die Holländer gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts hieher kamen,

men, und sich in den Handel mit den Eiländern einschlichen, so schickte Portugall den Hurtado von Mendoza mit dreyßig Schiffen ab, selbige zu vertreiben, er wurde aber von den holländischen Schiffen, die damals in dem Hafen von Banda lagen, in die Flucht getrieben. Zwey Jahr hernach nahm ihnen Verhagen die Festung Victoria ab, und nöthigte sie die Insel zu räumen. Diese Insel liefert das Jahr drey mal hundert tausend Pfund Nelken, und könnte noch einmal so viel liefern, wenn es nicht an Menschen fehlte, der Bäume zu warten. Die Holländer fiengen auch an Muscaten daselbst zu bauen, aber die Einwohner waren zu diesem Bau nicht zu bringen. Sie sagten, der Himmel habe jedem Lande seine eigene Gewächse gegeben, und würde sie strafen, wenn sie das baueten, was andern zu bauen gebühre.

Weil sich der Nelkenbaum sehr vermehrt, so werden von Zeit zu Zeit viele ausgerottet, damit ihrer nicht mehrere werden, als man gehörig warten kann. Denn wenn er von selbst und wild wächst, so giebt er wenig Nägelein, die keinen so starken Geruch und Geschmack haben. Um dieses Wildwachsen zu verhindern, sind auf Amboine und den übrigen Nelkeninseln fünf Districte zu Nelkenwäldern bestimmt, welche jährlich von allem Gesträuch, Gras und Unkraut gesäubert werden. Da nun einige Reisende diese Wälder so rein gesehen, so sind sie auf den irrigen Wahn gerathen, daß diese Bäume von so hitziger und brennender Natur wären, daß unter und neben ihnen kein ander Gewächs aufkommen könne. Jeder von diesen Districten hat sein eigenes Comtoir, an welches die eingeernteten Näglein abgeliefert werden; das Hauptcomtoir ist in der Festung Victoria. Auf die Beschädigung dieser Wälder ist der Staupenschlag gesetzt, und die Besitzer der übrigen Ländereyen müssen bey nahmhafter Geldstrafe die wilden Stämme auf ihrem Grund und Boden ausrotten.

Der Nelkenbaum hat ein sehr hartes Holz, so daß es ehemals zum Zimmerholz gebraucht wurde. Er gleicht dem Lorbeerbaume. Der Stamm ist sechs bis sieben Fuß hoch, dann theilt er sich in zwey oder drey gerade aufstehende Aeste, aus welchen eine Menge Zweige, die Paarweise gegen einander über stehen, hervorwachsen, und nur an ihrer äußersten Spitze Blätter haben. Diese gleichen ebenfalls den Lorbeerblättern, nur sind sie länger, zärter und hinten spitzer, als vorne. Die Blüte, welche im May hervor kommt, wächst Büschelweise an der Spitze der Reiser. Sie hat vier runde zackigte Blätter, blau (andere sagen weiß) von Farbe, und stark von Geruch, mit vielen Staubfäden, und ist mit einem Kelch umgeben, der noch einmal so lang, als die Blätter der Blume selbst sind. Alle diese Theile der Blüte stehen auf dem Griffel oder Pistill der Blüte, welcher groß und oben in vier kreuzweis gegen einander über stehende

dicke

dicke Hülsen zertheilt ist, und von einem kleinen Kelche getragen wird, der sich auch in vier Spitzen theilt, und den Untertheil des Griffels umgiebt. Nach der Blüte wird der Griffel dick und erwächst zu einer eyrunden Frucht.

Unsere Gewürznelken sind aber nicht diese Frucht, wie von einigen irrig behauptet wird, sondern der noch grüne Griffel und Knospe der Blüte, welcher, ehe diese sich öffnet, abgebrochen, und getrocknet worden. Sie führt den Namen Nägelein von ihrer Aehnlichkeit mit der Figur eines Nagels. Die vier Spitzen daran sind der getrocknete Kelch der Knospe. Zwischen diesen Spitzen sitzt ein etwas ins Lichtbraun fallendes Knöpflein, welches die Blumenknospe ist, so aber leicht abbricht, und daher so selten in den Nägelein, die man kauft, angetroffen wird. Das Einsammeln der Nägelein geschieht vom October bis in den December, so bald die Knospe der Blüte aufbrechen will, oder der Griffel, der Anfangs grün aussieht, nach und nach aber blaßroth wird, ganz dunkelbraun, so wie sie zu uns kommen, zu werden anfängt, weil sie alsdann den stärksten Geruch und Geschmack haben. Nach dem Abbrechen werden sie erst in der Sonne, nachmals im Schatten getrocknet, dann von den Stielen gereiniget, auch die, welche entweder zu früh abgebrochen und noch nicht dunkelbraun, oder aber gar zu dunkel sind, mithin nicht zeitig genug gepflücket worden, ausgelesen. Die Knospen, welche bey dieser Ernte sitzen bleiben, geben, wenn sie verblühet, die Früchte, welche Mutternelken genannt werden, und einen eyrunden braunen Saamenkern in sich schließen, wodurch die Fortpflanzung geschieht. Die jungen Pflanzen bringen aber erst nach acht bis neun Jahren Früchte.

Ein Jahr ins andere gerechnet, bekommt die Compagnie wenigstens eine Million Pfunde Gewürznelken, und sie hat, wie man sagt, vier Millionen Pfund in Europa und zwey in Indien vorräthig, um den Mangel schlechter Ernten, auch den Verlust durch Schiffbrüche und andere Unglücksfälle zu ersetzen. Sie bezahlt das Pfund auf Amboine mit $7\frac{1}{2}$ Stüver, und verkauft es in Ostindien wieder zu 65, in Amsterdam aber zu 75 Stüver. Außer dem Gebrauch in der Küche werden die Nägelein von den Conditern überzogen, von den Apothekern Oele, Essenzen und Balsam daraus gemacht, und von den Franzosen die gestoßenen Nägelein mit unter ihre sogenannten quatre Epices genommen, davon ihre Pastetenbäcker eine ansehnliche Menge verthun.

Der Muscatenbaum wächst zwar wild auf allen moluckischen Inseln, damit sich aber die Holländer des Muscathandels ebenfalls allein versichern, so lassen sie ihn allein auf den Inseln von Banda warten, und nur dieser zahme Muscatbaum giebt die in die Handlung kommenden Muscatennüsse und Blumen. Dieser Inseln sind sechs bis sieben, und sie machen eine von den sechs Statthalterschaften

ihrer ostindischen Compagnie aus. Der Baum wird aber nur auf den Inseln Lonthor, Neira und Pulo-Ay gezogen, aber nicht, weil solche nicht auch auf den übrigen fortkommen würden, sondern weil solche allein so viel Muscaten liefern können, als die ganze Welt verbraucht. Die Holländer kamen 1601 zum erstenmal hieher, und legten auf Neira das Fort Nassau an. Nach acht Jahren machten sie mit den Herren dieser Inseln den Traetat, alle ihre Muscaten nach diesem Fort zu bringen, wogegen sie ihnen gegen jedermann, besonders die Portugiesen, Schutz versprachen, allein derselbe wurde schlecht gehalten, die holländischen Comtoirs von den Insulanern zerstöhrt, und ihre Commissarien niedergemacht. Als nach Endigung dieser Feindseligkeiten der vorige Vertrag erneuert, aber auch diesmal von den Einwohnern schlecht beobachtet wurde, so bemächtigten sich die Holländer 1621 der Oberherrschaft dieser Inseln und legten noch mehrere Festungen darauf an. Weil aber dennoch die Macasser auf der in der Nähe liegenden Insel Celebes denen von Banda heimlich viele Muscaten abkauften, und solche den Engländern und Portugiesen, die ihre Häfen besuchten, wohlfeiler, als die Holländer verkauften, so zwangen sie den König von Macassar, seine Häfen allen fremden Schiffen zu verschließen. Sie haben das Land in gewisse Muscatgärten, oder Wälder getheilt, und den sogenannten Freyleuten, theils Europäern, theils Indianern eingethan, welche derselben warten, und die Muscaten der Compagnie liefern müssen. Auf Lonthor sind dieser Wälder 25, auf Neira 3, und auf Pulo-Ay 6, zusammen mag die Oberfläche davon 4500 Morgen betragen.

Das Holz des Muscatbaums, der an Gestalt dem Birnbaume etwas ähnlich ist, ist markigt, die Blätter oben dunkelgrün, unten weißlich und einer kleinen Spanne lang. Sie haben nicht nur, so lange sie frisch sind, wenn man sie zwischen den Händen reibt, einen durchdringenden Geruch, sondern riechen, und schmecken auch getrocknet scharf und würzhaft. Die Blüte ist klein, bestehet aus Einem Blatte, ist weiß, und gleicht fast den Maublumen. Die Frucht, welche auf die Blüte folgt, ist rund, fast einer Pfirsche gleich, und der Kern, oder die Muscatnuß, von einer dreyfachen Schale umgeben. Die äußere, welche mit der grünen Schale unserer Wallnüsse in vielen Stücken eine Aehnlichkeit hat, ist etwa Fingers dick, weich und fleischig. Unreif ist sie grün, nachmals gelb, dann braunroth mit untermischten gelben und rothen Flecken. Wenn die Frucht reif ist, so öffnet sich diese Schaale von selbst. Unter selbiger findet sich eine zweyte netzförmige, oder vielmehr in verschiedene kleine Streifen zertheilte Schale, von einer klebrigen und knorpelichen Substanz, welche die Indianer und Kaufleute Macis, wir aber gewöhnlich Muscatenblüte nennen, obes gleich

nicht

nicht die Blüte, sondern die zweyte Umfassung der Muscatennuß ist. Mitten durch die Zwischenräume dieser uneigentlich sogenannten Blüte siehet man die dritte Schale, die dünne, holzigt und rothbräunlich ist, und den Kern, welchen wir die Muscatennuß nennen, umschließt.

Wenn die Muscaten reif sind, und das ist gewöhnlich im Julius und August, so werden sie von den Bäumen abgebrochen, und die äußerste Schale sogleich mit einem Messer geöffnet und weggenommen. Diese Schalen werden in dem Walde auf Einen Haufen geworfen, wo sie verfaulen, und daraus schwarze Champignons von sehr angenehmen Geschmack hervorwachsen, die von den Einwohnern sehr gesucht werden. Die von ihrer ersten Schale gereinigten Nüsse werden hierauf nach Hause getragen, wo man die so genannte Muscatenblüte mit einem kleinen Messer davon abnimmt, und dabey so viel möglich vermeidet, daß sie nicht zerbrechen. Diese Blüte wird sodann einen Tag an der Sonne getrocknet, hierauf an einen schattigen Ort gebracht, damit sie einigermaaßen wieder geschmeidig werde. Alsdann wird sie mit Seewasser benetzet, damit sie bey dem Einpacken nicht zerbreche. Bey diesem Anfeuchten wird aber die Mittelstraße sorgfältig beobachtet, weil sie, wenn sie zu wenig benetzt, zerbrechen und ihr aromatisches Oel verlieren, wenn sie aber zu naß gemacht worden, verfaulen und von den Würmern angefressen werden würde. Endlich wird die Blüte in kleine Säcke gethan und eingepresset. Hierauf werden die Nüsse erst an der Sonne, dann durch den Rauch vom Feuer so lange getrocknet, bis der inwendige Kern oder die eigentliche Muscatennuß klappert. Dann wird die dritte oder innerste Schale mit Stöcken oder Steinen entzwey geschlagen, und die Nüsse in drey Sorten getheilet. Die erste Sorte enthält die größten und schönsten, und die sind für uns Europäer bestimmt, die mittlere Sorte wird in Indien verkauft, und aus den schlechtesten, welche die dritte Sorte ausmachen, das Muscatennußöl gemacht, und was dazu nicht taugt, verbrannt.

Die Muscatennüsse würden aber bald verderben, wenn sie nicht mit Kalkwasser, oder vielmehr mit einem Teige von Kalke, der aus Muschelkalk gemacht wird, angefeuchtet oder angemacht würden. In dieses Kalkwasser werden sie zu dreyenmalen so lange eingetauchet, bis diese Feuchtigkeit oder Teig sie ganz bedeckt hat. Wenn dieses geschehen, so schüttet man sie auf Haufen, wo sie sich erhitzen und alle Feuchtigkeit in einem Rauche davon gehet. Die Muscatennuß ist gemeiniglich viermal so schwer als die davon genommene Blüte. Außer dieser großen Muscaternte giebt es noch zwey kleinere, die eine im November, die andre im März. In jener nimmt man die Nüsse ab, welche bey der ersten Ernte noch unreif waren, die Ernte im März aber giebt schon wieder neue Muscaten, wiewohl nicht in

solcher Menge wie die große Ernte, sie sind aber weit schöner und vollkommener, weil sie einzelner sitzen.

Der wilde Muscatbaum, der auch auf den übrigen Molucken und in Malabarien wächset, ist größer, und giebt auch größere Früchte als der zahme, aber sowohl die Nüsse als Blüten sind fast ohne Geruch und von unangenehmen Geschmack, doch gebrauchen sie die Malabaren, Chineser und Japaner oft in der Medicin, auch zu abergläubischen Angehenken. Die Früchte des zahmen Muscatbaums werden auch vor ihrer Reife auf verschiedene Art eingemacht. Man lässet sie erst in Wasser kochen und nachher so lange in Wasser liegen, bis sie ihren herben Geschmack verloren, worauf sie entweder, wie bey uns mit den welschen Nüssen geschiehet, in Zucker gekocht, und in Honig oder einen Syrup aus Zucker und Wasser eingelegt, oder in einer Salzlake, auch mit Salz und Essig eingemacht werden. Diese letztern werden aber vor ihrem Gebrauch so lange ausgewässert, bis sie ihren salzigen Geschmack verloren, worauf man sie in Zucker und Wasser kocht, und so verspeiset. Man genießet aber von den eingemachten Nüssen weiter nichts als die äußere Schale, allenfalls auch noch die sogenannte Blüte, und wirft den Kern mit seiner Schale weg. Die Seefahrer pflegen sich mit diesen eingemachten Muscaten reichlich zu versehen. Auf den Apotheken wird aus den Muscatenblüten und Nüssen theils durchs Auspressen, theils durchs Distilliren ein Oel bereitet, welchem man große Tugenden in der Medicin zuschreibt und welches der Grund der wohlriechenden Balsame ist; der Essenz, des Wassers und des Salzes aus diesem Gewürze zu geschweigen.

Die Compagnie bezahlet den Eigenthümern der Muscatwälder das Pfund Blüte ohngefähr mit 7 Stüver, und das Pfund Nüsse nicht voll mit Einem Stüver. Dagegen ist der Preis von jener in Holland gemeiniglich 20 Schilling Flämisch oder 120 Stüver, und von diesen 75 Stüver. Hieraus kann man sehen, wie erstaunend groß ihr Gewinn an diesem Gewürze ist. Die Compagnie verkauft aber die Muscatennüsse nicht wie ihre übrigen ostindischen Waaren, durch den Weg der Auction, sondern die Directoren bestimmen selbst den Preis, wie sie es für gut finden. Es werden aber die Nüsse welche mit den Schiffen nach Europa kommen, unter die verschiedenen Kammern, woraus die Compagnie bestehet, nach Proportion des Antheils, welchen sie in der Compagnie haben, vertheilet, und dann nach der ausgemachten Ordnung dergestalt verkauft, daß die zwote Kammer nicht eher verkaufen darf, bis die erste das ihr fest gesetzte Quantum verkauft hat. Und so müssen die übrigen Kammern nach der Reihe mit dem Verkaufe auf einander warten.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Montag, den 30ten September 1776.

Schluß der Abhandlung von ostindischen Gewürzen.

Es ist hier der Ort nicht zu untersuchen, mit welchem Rechte die Compagnie, um jede andere Nation von dem Gewürzhandel auszuschließen, alle Gewürzbäume auf den Inseln, auf welchen sie solche nicht haben will, ausrotten, und diese Ausrottung bey den jährlichen Visitationen, welche die Statthalter auf den unter ihnen stehenden Inseln vornehmen müssen, wiederholen lasse. Diese Visitationen werden im September angestellt. Die Statthalter versammeln alsdann die Häupter der Indianer, die zu ihren Gebieten gehören, geben ihnen einige Tage Mahlzeiten und allerley Lustbarkeiten, dann reisen sie mit ihnen herum, lassen alle Gegenden durchsuchen, und was sie von Gewürzbäumen oder Pflanzen antreffen, verbrennen. Das Ende davon ist bey der Zuhausekunft ein abermaliges Gastgebot und andere Feyerlichkeiten. Die Einwohner der Insel Ceram, wo viele Gewürznelken wachsen, wollten vor etwa zehn Jahren diese Verwüstung bey sich nicht ferner geschehen lassen, und vertrieben die Holländer bis auf einen einzigen geringen Posten, doch hat es ihnen nicht lange geholfen. Die Papuas auf Neu-Guinea leben mit den Holländern auch fast beständig im Kriege. Es ist ein Glück für die Compagnie, daß diese und vielleicht noch andere dortige Gewürzinseln von andern Nationen nicht besucht, und Pflanzen und Früchte, um solche in ihren unter gleichem Himmelsstriche liegenden Colonien zu bauen, daher geholt werden.

Es hat zwar den Franzosen auf Isle de France 1770 geglückt, eine dergleichen von der Oberherrschaft der Holländer frey gebliebene Insel zu finden, und eine Menge reifer Muscatnüsse und Nelken auch junge Pflanzen von beyderley Arten Gewürzes von daher mitzubringen; die Zeit wird es aber lehren, ob solche auf Isle de France, wo der Versuch der Anpflanzung gemacht, welche Insel auf 340 Meilen weiter gegen den Südpol, als die Molucken, liegt, eben so gutes Gewürz geben werden. Die Holländer haben aber doch einen Krieg mit andern europäischen Seemächten, wenn sie die

Gewürzinseln ferner behalten wollen, äußerst zu vermeiden. Denn ihre wenige Macht und die schwachen Besatzungen in Ostindien reichen zwar zu, die dasigen Einwohner im Zaume zu halten, nicht aber ihre Besitzungen gegen eine europäische Flotte zu schützen. Zudem sind die Erdbeben unter dortigem heißen Himmelsstriche nicht selten, und oft so stark, daß sie ihre Festungswerke über einen Haufen werfen, wie es vor noch nicht vielen Jahren mit denen auf Amboina und Banda geschehen.

Der Zimmetbaum wächst an verschiedenen Orten in Ostindien, auf den Küsten von Malabar und Coromandel, in Bengalen und China, doch ist der auf der Insel Ceylon der beste, von da ihn die Portugiesen auch nach Brasilien verpflanzt haben, wo er aber an seiner Güte merklich verloren hat. Ceylon liegt zwischen den beyden Halbinseln von Indien, hat auf 120 deutsche Meilen im Umfange, und begreift acht bis neun Königreiche, worunter das von Candy das mächtigste ist. Die Portugiesen kamen unter Lorenz Almeida 1506 zuerst hieher, machten mit dem Könige einen Bund, und richteten auf der Küste, zum Zeichen, daß sie solche im Namen ihres Königes in Besitz nähmen, eine marmorne Seule mit dem portugiesischen Wapen auf. Sie breiteten sich bald weiter aus, und schützten sich und ihre Besitzungen durch verschiedene Festungen: doch hat es ihnen nie glücken wollen, tief in das Land hineinzudringen. Sie machten sich aber so verhaßt, daß der König von Candy die Holländer, als sie unter Spilberg dahin kamen, mit Freuden aufnahm, und sich mit ihnen gegen ihren gemeinschaftlichen Feind die Portugiesen verband, welche endlich, als sie 1656 auch ihren Hauptort Colombo verloren, die Insel räumen mußten.

Die Ceyloner haben aber hiedurch nichts gewonnen, sondern sind durch diese noch mehr, als durch jene eingeschränkt worden. Denn die Holländer hatten sich, wie man ihnen Schuld giebt, gegen den König von Candy verbindlich gemacht, die Stadt Colombo, wenn sie gewonnen würde, ihm zu räumen. Allein die Compagnie fand sie für ihre Handlung zu vortheilhaft, daß sie solche nicht selbst hätte behalten sollen. Die Folge davon war, daß der König seinen Unterthanen allen Handel und Gemeinschaft mit den Holländern und den unter ihnen stehenden Insulanern bey Lebensstrafe verboten hat. Dem Könige würde daher jede andere Nation eben so willkommen, als vorhin die Holländer waren, seyn, wenn er solche diesen entgegen setzen könnte. Ueberdem haben sie sich durch diese Untreue so sehr geschadet, daß sie seitdem die Freundschaft und das Vertrauen der Candyer nie wieder gewinnen können, sondern diese, so oft sie können, ihre Zimmeternten zu verwüsten suchen. Die Compagnie hat ihre Besitzungen auf der Insel in vier Districte, Jaffanapatam, auf der Nordspitze der Insel, Co-

Colombo auf der westlichen Küste, nicht weit von den Perlenbänken Manar und Aripo, Galecorte und Marura getheilt. Sie hat aber zur Beschützung ihrer Besitzungen, und um der Insel allen Handel mit Fremden zu sperren, so viel Forts anlegen müssen, daß ihr deren Unterhaltung mehr kostet, als bey dem ganzen Handel von Ceylon gewonnen wird.

Es giebt unterschiedene Arten Zimmetbäume, der beste wächst bey Colombo und Negombo. Er wird nicht viel höher, als ein Pommeranzbaum, hat ein weißes und weiches Holz, wie die Tanne, ohne allen Geruch. Wenn die Blätter hervorbrechen, sind sie roth, nachmals grün, und riechen, wenn man sie zerreibt, mehr nach Nägelein als nach Zimmet. Die Blüte, welche Büschelweise wächst, ist weiß, klein und wohlriechend, und auf solche folgt eine Frucht, wie Lorbeeren. Er hat eine doppelte Rinde, die äußere ist aschgrau und ohne Geruch, die zweyte ist grünlich weiß, und diese ist der Zimmet oder Caneel. Sie bekommt aber ihren Geruch, Geschmack und Farbe erst, wenn sie vom Baume abgeschält, und trocken geworden ist. Es ist daher falsch, wenn von einigen Reisebeschreibern vorgegeben worden, daß die Zimmetwälder auf Ceylon einen so starken Geruch ausdünsteten, daß sie solchen auf fünf Meilen in die See hinein gerochen hätten, und daß die Leute beym Abschälen von dem starken Geruche oft krank würden. Eben so irrig ist es, daß die abgeschälten Bäume wieder eine neue Rinde bekämen, mithin solche mehr als einmal davon genommen werden könnte. Der abgeschälte Baum stirbt gänzlich ab, und wird abgehauen, aber seine Wurzeln treiben neue Schößlinge, wodurch, nebst den abgefallenen reifen Früchten, die Zimmetbäume überflüßig vermehrt werden.

Das Abnehmen der Rinde geschiehet, wenn der Baum in vollem Safte steht. Man braucht dazu ein vorne krumm gebogenes Messer, schneidet sie nachmals in Stücken, und legt sie an die Sonne. Bey dem Trocknen rollet sie sich, und nimmt ihre röthliche Farbe an. Die Bäume zwischen 4 und 20 Jahren geben den besten Zimmet. Nach Ablauf dieser Zeit wird ihre Rinde dicker, verliert an Geruch und Geschmack, und nimmt den vom Kampfer an, rollet auch in der Sonne nicht mehr zusammen. Außer dem Zimmet, welchen die den Holländern unterworfenen Cinguleſen, (ein eigenes Volk auf Ceylon) für einen gewissen Preis an die Comtoirs liefern, hat sich die Compagnie anheischig gemacht, von dem Könige von Candy eine gewisse Quantität zu nehmen, die sie aber etwas theurer bezahlen muß. Doch kommt ihr das Pfund nicht höher als etwa 4 Stüber. Ihre Schiffe bringen des Jahrs zwischen sieben bis acht mal hundert tausend Pfund dieser Rinde nach Europa, und eben so viel wird in Indien abgesetzt.

Dies Gewürz wird sowohl in der Küche, als auf verschiedene Art in der

Medicin gebraucht. Die Compagnie hat zu Colombo ein eigenes chymisches Laboratorium, worin allerley Oele sowohl aus der Rinde, als aus der Wurzel, den Blättern und der Frucht dieses Baums, wie nicht weniger Zimmetwasser, Extracte und Salze bereitet werden. Die Ceyloner kochen aus der Frucht ein Oel, welches, wenn es erkaltet, fast so fest, wie Wachs wird. Die Lichter aus diesem Zimmetwachse geben einen vortrefflichen Geruch, und dürfen in Candy nur allein an dem Hofe des Königs gebraucht werden.

h. a. e.

Von Corallen und deren Fischerey.

Die Natur hat zu viel Dunkelheit über die Materie, woraus die Corallen entstehen, und über die Art, wie sie sich ansetzen, und zu der Größe gelangen, worin man sie antrifft, verbreitet, als daß die Naturforscher sich davon völlig hätten unterrichten können. Die Chymisten haben darinnen ein flüchtiges Salz und eine salzige bittere Erde gefunden. Man will zwar auch durch den Magnet in den geriebenen Corallen Zeichen des Eisens entdeckt haben; denn wenn sie wohl gebrannt und gepulvert worden sind, so kann man mit einem Messer, das mit dem Magnet bestrichen ist, eine Menge kleiner Eisentheilgen heraus bringen. Allein man findet in allen Bäumen und Kräutern eine eisenartige bindende Kraft, und daß das Eisenwesen in aller Pflanzenasche zu Hause sey. Die Aerzte haben ihre Kräfte in der Medicin erforscht, und wollen sie zum Theil dienlich zur Stärkung des Herzens und der Lebensgeister, zur Versüßung und Abkühlung des Geblüts und in allen von dessen Verderben herrührenden Krankheiten halten; daher die Apotheker die rothen und weißen Corallen präpariren, auch Essenzen, Quintessenzen, Küchelgen (Trochisci), Morsellen, Oel, Salz, Syrup, Tincturen, Gallerte (Magisteria), daraus verfertigen. Allein alle diese Dinge werden jetzt weit seltener, wie ehedem, gebraucht. Und vielleicht glaubt es jetzt eben Niemand mehr, daß die Corallen am bloßen Leibe getragen, wider Gift, Melancholie, Schrecken, und wer weiß wo sonst für, gut seyn, und daß sie durch Veränderung ihrer Farbe und ihres Glanzes, dem, der sie trägt, eine bevorstehende Krankheit ankündigen sollen. Sie sollen aber ihren Glanz wieder bekommen, wenn man sie mit Senfkörnern beschüttet, oder mit feuchtem Brodte abreibt, oder sie auch nur über Mist hängt.

Die Corallen sind ein besonders Meergewächse, welches wie ein kleiner Strauch mit blätterlosen Aesten aussiehet, sich auf dem Grunde des Meers, hauptsächlich an felsigten Orten

ten ansetzet, und gewöhnlich die Höhe von ein Paar Fuß erreichet. Denn daß sie so groß als Kirschbäume, und ihr Aeste, die man Zinken nennet, so hoch werden sollten, daß sie über das Wasser hervorragen, ist nur eine Erdichtung. Man findet aber doch in einigen Cabinettern Corallen-Zinken, die eine halbe Elle und darüber haben. Der Graf von Marsigli hat sich zwar sehr bemühet, den Corallen einen Platz in dem Pflanzenreiche zu geben, und nebst andern behaupten wollen, daß sie unter dem Wasser weich wären, und dann erst hart würden, wenn sie an die Luft kämen. Allein da sie weder Wurzel noch Blätter haben, wodurch sie, wie andere Kräuter, genähret werden könnten, es auch ausgemacht ist, daß sie unter dem Wasser eben so hart sind, so können sie wohl nicht zu den Pflanzen gezählet werden. Sie haben zwar äußerlich eine schleimige Haut um sich, die zu dem Irrthum, daß die Corallen unter dem Wasser weich seyn sollen, Gelegenheit gegeben, solches ist aber für kein natürliches Häutgen, wie an den Kräutern befindlich ist, zu halten, sondern bloß für eine Unreinigkeit des Meers, welche sich um die Corallen, so wie um jeden andern Körper, ansetzet. Andre sehen hingegen die Corallen als Behältnisse der Insekten an.

Die Corallen entstehen, so viel man weiß, aus einem dicken Safte, der tropfenweise von ihren Spitzen herab läuft, und erhärtet, und die Farbe annimmt, welche wir an den Corallen antreffen. Man findet nemlich an den runden Enden derselben eine Feuchtigkeit, wie Wolfsmilch, welche einen säuerlichen anhaltenden Geschmack hat, und wo sie hinfällt, einen Corallenansatz macht. Und so hat man gefunden, daß sie nicht immer an Felsen und am Boden des Meers wachsen, sondern sich auch wohl auf einem Knochen, auf der flachen Seite eines Degens, oder Schießgewehrs, angesetzet haben. Dieser milchartige Saft wird von einigen der Corallensaamen, und die runden Enden, welche ihn enthalten, und in gewisse Höhlen und Fächlein unterschieden sind, Corallenblumen genannt. Nächst dem rothen Meere ist das Mittelländische mit diesem sonderbaren Gewächse am meisten versehen, besonders aber die Küsten von Corsica, von Sardinien und der Barbarey. Ihr Farbe in diesem Meere ist gewöhnlich roth, und die um Corsica sind die schönsten. Je röther sie aber sind, je höher werden sie geschätzet. Unter den weißen Corallen giebt man denen den Vorzug, deren runde Spitzen auf gewisse Weise Augen vorstellen. Blaue Corallen, Acori genannt, trifft man auf der Küste von Guinea von dem Königsflusse (Rio del Re), bis an den Fluß Camaron an, und sie machen einen Theil der Waaren aus, welche die Holländer daher bringen. Die schwarzen Corallen, die wie Horn aussehen, werden, weil sie viel zäher sind, sich etwas biegen lassen, auch lang und stark wachsen, so daß man sie statt

eines Stocks gebrauchen kann, dergleichen auch daraus gedrechselt werden, nicht zu den Corallen gezählet, sondern für Stücke von einer Seepflanze, Lithophyton genannt, gehalten. Doch lassen sie sich auch von den Corallen dadurch leicht unterscheiden, daß sie im Feuer wie Horn brennen. Bisweilen findet man auch braune, gelbe und graue Corallen, von welchen **Marsigli** behauptet, daß es nichts anders, als abgerissene Corallenpflanzen wären, die eine Zeitlang auf dem Grunde des Meers im Schlamme gestecket hätten. Ueberhaupt werden die dicksten Corallen für die theuersten gehalten, und bey den Japanesern stehen die kostbarsten Edelgesteine den Corallen nach.

Die Corallenfischerey geschiehet im mittelländischen Meere vom Anfange des Aprils bis zu Ende des Julius. Die Fischer versehen ihre Fahrzeuge mit großen Segeln, um den Seeräubern, davon dies Meer selten rein ist, desto leichter entwischen zu können. Damit sie nun die Corallen zwischen den Ritzen und Felsen im Meere hervorbringen, so fügen sie zwey Hölzer kreuzweise zusammen, befestigen auf der Mitte ein groß Stück Bley, das Holz damit sinken zu machen, binden Hanf oder Flachs um das Kreuzholz, so daß er zottig herab hänget, sie lassen es darauf ins Wasser, befestigen es mit zwey langen Seilen vorne und hinten am Schiffe, und fahren also an den Felsen hin. Wenn der Hanf oder Flachs an einen Corallenzweig kommt, so wickelt er sich darum, und ziehet ihn mit fort. Wenn das Kreuzholz gehoben werden soll, so müssen mehrere Schiffe dazu helfen, es mit den Corallen hervorzubringen, von welchen dennoch viele abbrechen und wieder ins Meer fallen. Die Corallenfischer aus der Provence bedienen sich noch einer andern Maschine, die in des **Savary** Dictionn. univers. de Commerce beschrieben stehet. Es geschiehet aber diese Fischerey nicht ohne viele Mühe und Gefahr, weil die Fischer, wenn das an der Maschine befestigte Seil beym Herausziehen aus dem Wasser zerreißt, Gefahr laufen, verloren zu gehen. Die aufgefischten Corallen werden alsdann von dem Schleime, damit sie umgeben sind, gereinigt.

Die Franzosen haben eine eigene Corallenfischerey bey **Bastion de France** auf der afrikanischen Küste, da wo Tunis und Algier mit einander grenzen. Zwey Franzosen von Marseille waren davon die ersten Unternehmer, und erhielten, nachdem sie mit Algier und den kleinen Fürsten, oder mohrischen Befehlshabern, auf dieser Küste desfalls einig geworden waren, von **Soliman** dem II. um das Jahr 1561 die Erlaubniß, gegen einen Tribut theils nach Algier, theils nach Bona, theils an die Mohren des Landes, zu dieser Fischerey und Anlegung einer kleinen Vestung, der sie jenen Namen gaben. Die Corallenfischerey war aber nicht der einzige Bewegungsgrund dieses Etablisse-

ments,

ments, sondern die Absicht dabey war, von hier aus Handlung mit den Mohren zu treiben, Getreide, Leder und andre Producte der Barbarey einzukaufen, und Frankreichs Waaren wieder abzusetzen. Anfangs gieng das Unternehmen schlecht von Statten, bis der französische Gesandte zu Constantinopel noch vortheilhaftere Bedingungen für die Compagnie bey Mahomed dem III. auswirkte, die dessen Nachfolger Achmed der I. erneuerte. Gegen 1628 erhielt die Bastion erst ihre Vollkommenheit, und der Corallenfang nebst dem Handel gerieth in einen so guten Zustand, daß die Colonie bis auf achthundert Menschen anwuchs. Nachdem aber ihr Gouverneur 1633 zu Tabarca, einer Stadt im Königreiche Tunis, ermordet wurde, so verlief sich auf die Hälfte derselben.

Nachmals bemühete sich eine andre Compagnie, den Corallenfang auf den alten Fuß zu setzen, und den Korn- und Lederhandel aufrecht zu erhalten. Sie hätte sich auch einen guten Fortgang versprechen können, wenn nicht die fast beständigen Kriege, welche Frankreich seit der Zeit gegen die beyden österreichischen Häuser in Spanien und Deutschland führete, der Compagnie großen Verlust verursachet hätten. Zu besserer Unterstützung verstattete ihr der König von Frankreich den ganzen Handel auf dieser Küste bis nach Gigeri, und schloß alle seine übrigen Unterthanen davon aus. Endlich hat sich diese Compagnie mit der von Cap Negro im Königreich Tunis vereinigt. In dem von dem Könige mit der Republik Algier geschlossenen Tractate ist der Gesellschaft verstattet, alle Jahr zwey Barken mit französischen Waaren zollfrey hieher zu senden, und daß, im Fall eines Bruches mit Frankreich, die Compagnie doch fortfahren soll, des Friedens mit Algier zu genießen. Die Bastion de France hat einen seichten Grund, wo nur die Fahrzeuge zum Corallenfange anlegen können, der rechte Hafen aber ist zu la Calle, sechs Meilen weiter gegen Osten, wo die Compagnie so wie zu Cap Rose, zur Sicherheit ihrer Waaren, eine kleine Schanze angelegt hat.

Wenn die Zeit des Corallenfanges kommt, so melden sich die Fischer, die ihr Glück dabey zu machen gedenken, bey den Vorstehern des Magazins zu Bastion, und empfangen, nebst einem Vorschuß auf ihren Fang, die dazu nöthigen Satteaux, oder Barken, nebst allen dazu gehörigen Geräthschaften, welche sie nach geendigtem Fange wieder abliefern müssen. Dagegen sind sie gehalten die Corallen, welche sie fangen, Niemand anders, als dem Magazin, und nur nach dem von der Compagnie gesetzten Preise, 58 Sous für das Pfund, zu verkaufen. Dieser Fischer sind gewöhnlich fünfundzwanzig, und jeder fischet nicht leicht unter fünfundzwanzig Centner. Dabey macht sich die Compagnie noch den Vortheil, daß die Fischer ihre Lebensmittel ebenfalls nach

einem gewissen Preise aus dem Magazine nehmen müssen. Die Corallen werden in Kisten zu 130 Pfund gepackt, und eine solche Kiste für 300 Piasters und darunter, nach Verhältniß der Güte der Corallen, verkauft.

Genua und Marseille treiben den Corallenhandel fast allein. An beyden Orten giebt es Corallendrechsler, die kleine Kügelchen oder Perlen daraus drehen, welche zu Hals- und Armbändern, zu Rosenkränzen ꝛc. gebraucht werden. Der Hals- und Armschmuck daraus findet guten Absatz in der ganzen Levante, auch in Ostindien. Man hat aber die ächten Corallen auf vielfache Art durch die Kunst nachzumachen getrachtet, und in der Nürnbergischen Kunst- und Werkschule wird zu dergleichen Künsten verschiedene Anleitung gegeben. Einige lösen die Corallenzinken auf, scheiden die rothe Essenz davon, aus der übrigen Masse formiren sie in einem Modell Corallen, und tingiren sie mit ihrer eigenen Essenz. Eben so macht man sie aus gefeiltem Bockshorn das mit der Lauge aus Asche von Eschenholze aufgelöset, mit Zinnober, auch aus Kalk, Eyweiß, Mennig und Zinnober, nach. Und damit auch ihre Farbe um desto dunkler falle, so nehmen einige Drachenblut, Blutstein, Sandelholz ꝛc. dazu. Man weiß auch die Kunst, ganze Corallenzinken und Zweige von alten wilden Birnbäumen, und einem überschmierten Teige von Zinnober, Colophonium und Wachs nachzumachen. Es mögen aber die falschen Corallen gemacht seyn, wovon sie wollen, so haben sie doch nicht den kalten Angriff wie die natürlichen, sie sind auch nicht so lebhaft an Farbe, werden durch den Schweiß sehr schmutzig, und lassen sich nicht auflösen.

Anfrage.

Man hält eine Art Schweine für die vorzüglichste, welche ganz kurz von Beinen, tief im Leibe, breit von Rücken, lang von Seiten, dabey gefräßig, und fester Natur sind, und sich wohl mästen lassen. Ist diese Art am Sollinge, oder in welcher Landesgegend und an welchem Orte eigentlich ist solche anzutreffen?

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Freytag, den 4ten October 1776.

Von der Freyheit zu denken.

— — incedo per ignes
Suppositos cineri doloso.

Man siehet leicht, daß hier nicht von stillen und verborgenen Gedanken die Rede ist, sondern von lauten und hervorbrechenden. Jene sind ohne Widerrede frey, und können durch keine Contrebandgesetze verboten oder eingeschränkt werden, wenn sie auch noch so strenge sind. Wir können in der Mitte eines furchtbaren heiligen Officii alles denken was wir wollen, wenn wir es insgeheim und für uns allein denken, ohne eine Reinigung durchs Feuer oder liebreiche Correction auf den Galeren zu befürchten, wir mögen auch noch so irrig und ketzerisch denken. In die Freystatt unsers Gehirns eingeschlossen, sind unsere Gedanken, klug oder närrisch, vernünftig oder rasend, gemäßigt oder ausschweifend, vollkommen zollfrey, und gegen alle Verantwortung und Censur gesichert. Wir haben Niemand als Gott und unserm Gewissen davon Rechenschaft abzulegen. — Aber wenn sie laut und merklich werden, wenn sie durch die Spitze unsrer Zunge oder Feder heraus und unter die Leute fließen, dann ist es eine andere Sache. Hier ist es wohl so ganz ausgemacht nicht, ob sie vollkommen frey sind, und ob wir ohne alle Einschränkung und Zurückhaltung denken dürfen was wir wollen. Die Frage ist wichtig und interessant, und verdient so viel mehr eine genaue Untersuchung, da man sich hin und wieder ohne Bedenken und Rückhalt für die bejahende Meynung erklärt und zuversichtlich behauptet. „Die Freyheit zu denken sey ein Vorrecht der Vernunft und Menschheit, welches man nie bestreiten oder nur im geringsten einschränken dürfe, ohne die Wirkung der erstern zur Glückseligkeit und Wohlfahrt der letztern gänzlich zu hemmen und zurückzutreiben.„

Wenn diese Behauptungen so viel

Grund als Schein haben, wenn sie so gut erwiesen als vorgetragen werden können, so ist aller Zweifel gehoben, und wir treten ohne weiteres Bedenken auf die bejahende Seite. Die Rechte der Vernunft sind heilig, und das allgemeine Beste der Menschheit ist eine Betrachtung welcher alles nachstehen muß. Wenn die einen durch die eingeschränkte Freyheit zu denken empfindlich gekränkt, und der Fortgang oder die Fortdauer des andern merklich gehindert werden, wenn es offenbar erweislich ist, daß kein Volk ohne eine vollkommene Freyheit zu denken vernünftig, weise und aufgeklärt werden kann, sondern vielmehr unter den Schutt der Dummheit, der Barbarey und des Aberglaubens zurücksinken muß, aus welchem es sich mühsam hervorgearbeitet hatte – wenn schlechterdings keine Künste, Wissenschaften und Sitten ohne dieselbe wachsen, blühen und zur Reife kommen können, so wollen wir uns ohne weiteres Bedenken entschließen, so frey und ungebunden als möglich über alles was uns vorkommt nach eigenem Gutdünken zu denken, und alle Einschränkungen, die uns daran hindern, für tyrannische Bedrückungen erklären, wodurch die unbezweifeltsten Rechte der Vernunft und Menschheit auf das härtste und frevenlichste verletzt werden. – Wenn es aber nicht so wäre, wenn dieses alles nicht nur nicht erwiesen, sondern vielmehr das Gegentheil davon dargethan werden könnte – so würde sich die ganze Schlußfolge umkehren, und wir vielmehr das Entgegengesetzte, eine eingeschränkte Freyheit zu denken, für heilsam und nöthig halten müssen. Und, wir können es nicht bergen, fast sind wir geneigt das letztere zu glauben. Indessen wollen wir uns nicht übereilen. Der beste Schein kann trügen. Wir wollen vielmehr zuerst die Gründe für und gegen die Freyheit zu denken neben einander halten und unpartheyisch abwiegen.

Die Herren von der entgegengesetzten Meynung, welche die unbegränzte Freyheit zu denken für ausgemacht und über alle Zweifel erhaben annehmen, werden es uns hoffentlich nicht verübeln, wenn wir nach ihrer entscheidenden Erklärung die Sache noch einer weitern Untersuchung bedürftig halten. Dieses würde unphilosophisch gehandelt, und der Gerechtsame selbst zu nahe getreten seyn, welche sie mit so vieler Subtilität und Eifer vertheidigen. Wenn sie es für recht halten frey über etwas zu denken, so werden sie uns auch hoffentlich unsern Antheil an einem Rechte nicht schmälern wollen, welches sich auf alle Menschenköpfe erstreckt, die nur einigermaaßen zum Denken taugen, und nicht ungehalten werden, wenn wir einer andern als ihrer Meynung, und zwar unsrer eignen sind; von welcher wir mit aller möglichen Aufrichtigkeit den festen Entschluß versichern sie augenblicklich aufzugeben, so bald uns ihr Ungrund und etwas Besseres gezeigt wird.

In dieser Verfassung, welche sich mit der Erforschung der Wahrheit voll-

vollkommen verträgt, wollen wir unſere Unterſuchungen anfangen, unſrer Meynung geneigt, aber nicht abgeneigt ſie falſch zu finden; und zu dem Ende die Gründe der Vertheidiger einer ungebundenen Freyheit zu denken in ihrem größten Lichte und Stärke anführen. – Es iſt, ſagen ſie, höchſt bedenklich und dem Wohl der Menſchheit offenbar nachtheilig, der Freyheit zu denken einige Schranken zu ſetzen. Der Nachtheil, welchen man von dieſer Freyheit befürchtet, iſt bloß möglich, und kann unter gewiſſen Bedingungen ins Unendliche vermindert werden; der Vortheil hingegen gewiß und höchſt anſehnlich. Die entgegengeſetzte Einſchränkung aber thut ſicher, und ganz unerſetzlichen Schaden; und ihr Nutzen den ſie ſchaffen ſoll, iſt entweder bloß eingebildet, oder doch gar unerheblich und klein. Die Freyheit zu denken kann gemisbraucht werden, aber was kann es nicht? Man muß alles verbieten, wenn man eine Sache darum verbieten will, weil ſie gemisbraucht werden kann. Und überhaupt iſt das Wort Misbrauch ein ſehr zweydeutiger Ausdruck. Die Linie, welche die Gränze zwiſchen Gebrauch und Misbrauch beſtimmt, iſt ſo außerordentlich fein, daß es ſchwer wird ſie mit bloßen Augen zu finden. Wer kann ſie nun ziehen? Und wenn dieſes auch möglich wäre, wer ſoll ſie ziehen? Wer ſoll die Schranken beſtimmen in welche Vernunft und Witz eingeſchloſſen werden ſollen? Was für Regeln ſollen dazu feſtgeſetzt werden? Wer ſoll Richter ſeyn, ob dieſe Regeln in jedem vorkommenden Fall beobachtet oder überſchritten ſind? Wodurch will man verhindern, daß der Richter nicht ſeine eigene Denkungsart, ſeine Vorurtheile, ſeinen perſönlichen Geſchmack, vielleicht auch ſeine Leidenſchaften und beſondere Abſicht zur Richtſchnur und Bewegungsgrunde ſeiner Urtheile mache? Wird die Vernunft und der Witz einer Nation nicht dadurch von dem Grade der Erkenntniß oder Unwiſſenheit, der Redlichkeit oder Unlauterkeit des Richters, oder vielmehr von der ungereimten Vorausſetzung abhängig gemacht, daß ihn ſeine Weisheit und Rechtſchaffenheit nie verlaſſen werde? Wenn wir geſund denken, dürfen wir nicht über alles geſund denken? Der Fall iſt alſo dieſer: Wir befinden uns zwiſchen zweyen Uebeln, wovon wir ſchlechterdings genöthigt ſind eins zu wählen; es frägt ſich alſo, welches wir wählen ſollen?

Wenn es keine Sünde gegen die Ordnung iſt, und es wird hoffentlich keine große ſeyn, ſo wollen wir unſere Unterſuchungen da anfangen, wo die angeführte Schutzrede aufhört. Es frägt ſich, wie uns dünkt, das eigentlich nicht was ſich hier fragen ſoll. Der geſetzte Fall iſt ein wenig unrichtig und gewaltſam formirt. Wir werden ohne Noth zwiſchen zwey Extremen geſetzt, die eben dadurch, daß ſie Extremen ſind, erſt den Namen der Uebel verdienen, welcher ihnen hier beygelegt wird. Aber wer heißt uns ſo ſetzen? Müſſen wir denn ſchlechter-

dings so weit hinaus, und bleibt uns keine andere Wahl als zwischen Extremen und Extremen frey? Müssen wir entweder ganz ungebunden frey bis zur Ausschweifung selbst denken dürfen, oder so enge Schranken annehmen, welche uns nöthigen allen Anspruch auf Vernunft und Witz und alles das aufzugeben was uns vom Thierreiche absondert? Zwischen diesen entgegenstehenden Extremen liegt noch ein ziemlicher Fleck Land a), auf welchem wir Raum genug für die Expeditionen unsers Geistes haben, wenn uns sonst nicht, wie dort dem unruhigen Macedonier, die Welt zu enge ist. Eben deswegen weil die obgedachten beyden äußersten Enden für uns ein Uebel und unwohnbare Zonen sind, wollen wir von beyden weg und in der Gegend bleiben, wo so viel große Geister und ganze aufgeklärte Nationen Raum genug gehabt und sich wohl befunden haben, und wo wir folglich auch nicht zu sehr ins Enge gerathen, oder Gefahr laufen werden zu ersticken. Es frügе sich also eigentlich nicht, welches von beyden Uebeln wir wählen, sondern welchen Weg wir einschlagen sollen, beyde glücklich zu vermeiden, und uns von der heißen und kalten Zone in gehöriger Entfernung zu halten, damit uns das Gehirn so wenig im ersten Fall verbrennen, als im andern erfrieren möge. Der weise Dädalus gab seinem flüchtigen Sohn Icarus einen heilsamen Rath, der ohngefähr die Gränzen bey dem Fluge unsrer Gedanken bestimmt, welchen wir nicht vernachläßigen dürften, wenn wir auch im völligen Stande der Natur, oder Genies vom ersten Range wären b).

Das ist, sagt man, ganz gut, aber bey weitem nicht hinlänglich. Die Gränzscheidung ist zu unbestimmt, und der Strich viel zu grob der sie bezeichnen soll. Die Linie ist sehr fein, welche die Gränzen des Schönen und Häßlichen, des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts umschreibt; so fein, daß sie von vielen ganz verkannt, und von den meisten leicht überschritten wird. Gebrauch und Misbrauch stoßen in derselben so nahe zusammen, daß ihr Unterscheid oft unkenntlich, und ihre Verwechselung unvermeidlich wird. Man müßte den einen mit dem andern verbieten, wenn man Ueberschreitungen verhindern wollte, welches offenbar widersinnig und schädlich seyn würde. – Ich denke nicht, daß dieses nöthig seyn werde, außer in dem Fall wo Gebrauch und Misbrauch so nahe zusammen gedrängt werden, daß sie nicht wohl zu unterscheiden sind. Aber dieser Fall kann nur selten und mehrentheils durch unsere Schuld entstehen. Wer heißt uns denn so tief ins Gedränge, und bis an die Mitte dieser haarfeinen Linie gehen, wo der Standort so schlüpfrig und der Uebergang so leicht ist? Es ist schlimm genug, wenn uns der Druck der Nothwendigkeit und der Zusammenstoß höherer Pflich-

ten

a) Est inter Tanaim quidquam socerumque Viselli. *Hor.*
b) Inter utrumque bene, medio tutissimus ibis. *Ovid.*

ten in diese Verlegenheit setzt, und dahin wirft, wo die Gränzen des Guten und Bösen durch einander fließen, und die Linie derselben durch die mannigfaltigen Krümmungen der bis ins Unendliche abwechselnden Umstände kaum mit einem gewaffneten Auge zu finden ist. Aber das Denken gehört gewiß nicht hierunter, zum wenigsten nicht das laute. Es wird einmal nichts ausmachen, ob wir einige Fuß oder Ruthen weiter in unsern Nachforschungen von der Quelle des Lichts zurückbleiben, weil es in der großen Entfernung, wo wir immer stehen bleiben müssen, keinen merklichen Unterscheid betragen wird. Und wenn wir denn einen so außerordentlichen und spornenden Beruf fühlen, weiter als andere und bis an die äußersten Gränzen zu gehen, wer verbietet uns, es in aller Stille zu thun? Müssen wir es denn gleich ausplaudern, wenn wir einmal das Glück hatten die Wahrheit an der Toilette und ohne Schleyer zu überraschen, und der ganzen Welt sagen was wir sahen? Da es doch noch gar unausgemacht ist, ob wir auch recht sahen, und nicht vielmehr durch einen täuschenden Gesichtsbetrug hintergangen wurden. So plauderhaft muß ein Mann nicht seyn. Wenigstens wird er zuvor reiflich überlegen, ob seine Entdeckungen oder Visionen, denn sie können so gut das eine als das andere seyn, für die Welt gut und interessant sind. Es kann seyn, und der Fall ist sehr häufig, daß ihr an unsrer weit geholten und subtilen Weisheit nichts gelegen, wenigstens sie dadurch um nichts gebessert ist; und dann verdienen wir wenig Dank, wenn wir ihr mit Gewalt die Augen weiter öffnen, und mehr Licht geben wollen als sie verlangt oder bedarf. Auch wagen wir selbst viel, wenn wir uns den Quellen des Lichts zu sehr nähern. Unser Auge verträgt bekanntermaaßen nur ein gewisses Maaß des Lichts, und wird durch das was darüber geht verblendet. Das sicherste ist also nicht zu voreilig seyn, und lieber etwas zurückbleiben, als zu sehr gewagte Schritte vorwärts thun. Das Maaß der Entfernung in welcher wir uns zu halten haben, wird uns Ueberlegung und Klugheit, nebst dem Gefühl von dem geben, was wir dem Staat und der bürgerlichen Verfassung schuldig sind in welchen wir leben. Können wir uns aber selbst nicht zurecht weisen, so ist allerdings eine jede gesetzgebende Macht vollkommen befugt, uns in unserm Denken eben sowohl als in andern Stücken unsrer freyen Handlungen Schranken zu setzen, und uns zu erinnern, daß wir nicht bloße Cosmopoliten, sondern vielmehr Glieder einer bürgerlichen Gesellschaft sind, deren besonderes Beste uns näher als das Wohl der Welt angeht. Ein kleiner Privatmann, der sich für einen Atlas hält, dem die ganze Welt auf dem Halse liegt, fällt merklich ins Comische. Die Beschaffenheit der Gesetze, welche diesen Schranken ihr Maaß und ihre Bestimmung geben, darf uns eben so wenig kümmern als die Art ihrer

Vollstreckung. Die Lage der Sachen wird sie geben, und veränderte Umstände werden sie abändern, erweitern oder verengern, so wie es das öffentliche Wohl erfordert, worüber wir die gesetzgebende Macht billig zum besten und alleinigen Richter machen. Hierüber weiter subtilisiren und allgemeine oder unveränderliche Gesetze und Regeln verlangen, dürfte wohl ein etwas starker philosophischer Sprung über die feine Gränzlinie in das Gebiete des Misbrauchs seyn. Noch kennen wir keine so stabile Positivgesetze unter dem ganzen ungeheuren Schwall derselben, die überall applicabel ohne Abfall und Ausnahme sind. Kann man sich aber wohl darum berechtigt halten sich ihnen zu entziehen, oder auf ihre Abschaffung zu dringen? Man kann mit vollem Recht eine bessere Gestalt unserer Civilgesetze wünschen, ohne darum die ausschweifende Forderung einer vollkommnen und ganz geradelinichten Ordnung in dieser anomalischen und vielgestaltigen Welt zu machen. – Welche Regel in welcher Kunst oder Wissenschaft ist so allgemein, fest und wohl angemessen, daß sie keine Ausnahme leidet? Die Besorgniß über die innere Incompetenz der Richter, welche erkennen sollen ob das Gesetz in diesem oder jenem vorkommenden Fall überschritten ist, gehet ohnstreitig zu weit, und würde zu viel beweisen, wenn sie hier beweisen sollte. Sind wir berechtiget dergleichen Einwendungen bey unsrer Gedankenfreyheit zu machen, so sind wir es noch mehr, wenn es auf unser ganzes Wohl und Weh, auf Leben, Ehre und Güter ankommt. An diesen muß uns doch wohl etwas mehr liegen, als an der Freyheit zu sagen und zu schreiben was wir wollen; denn es läuft dabey doch meistens auf einige Einfälle und schimmernde Grillen hinaus, welche uns nicht gleich das Herz abstoßen werden, wenn wir genöthigt sind, sie bey uns zu behalten, und an welcher die Welt gar wenig verliert, so sehr wir sie vielleicht bey diesem Verluste bedauren mögen. Aber so unterwerfen wir uns den Urtheilssprüchen der geordneten Richter in den wichtigsten Angelegenheiten, ohne gewöhnlich über ihre Köpfe und Herzen zu glossiren, oder dagegen zu protestiren; nicht nur weil wir müssen, sondern auch weil uns eine gar nicht schwere Ueberlegung einsehen läßt, daß es nicht anders seyn kann, und daß es bey allen damit verknüpften Unbequemlichkeiten dennoch weit schlimmer seyn würde, wenn es nicht so wäre. Die bürgerliche Verfassung in unsrer sublunarischen Welt hat freylich ihre großen Mängel; aber was hat sie nicht? So lange wir aber keine bessere haben, und damit dürfte es noch wohl eine Weile anstehen, behelfen wir uns billig damit, und erröthen nicht, auch unsere Gedanken Tribunalen zu unterwerfen, denen wir unsere Köpfe unterworfen haben, an denen uns gewiß mehr als an zwanzigtausend Gedanken liegt. Müssen wir uns doch gefallen lassen, daß diese lieben Gedanken, welchen wir so gern eine Exemtion ver-

verschaffen möchten, von, wer weiß wie viel kritischen Ober- und Untergerichten vorgeladen, condemnirt und bestraft werden, deren Competenz doch von außen und innen höchst problematisch ist? Wollen wir hierauf sagen: Die Geister der Philosophen sind den Philosophen unterthan, so dient zur genugthuenden Antwort, also auch und um so viel mehr aller bürgerlichen Ordnung die Recht und Gewalt über sie hat.

Wem es hart und unverdaulich scheint, daß auf diese Art die Vernunft und der Witz, sammt allen übrigen Schätzen des Geistes einer ganzen Nation, von der Caprice oder schlechten Einsicht einiger Wenigen abhängig gemacht wird, der beliebe zu erwägen, daß es noch weit härter und unerträglicher ist, wenn die öffentliche Ruhe, und alles was eine Nation heiliges und ehrwürdiges hat, dem Willkühr und der Laune eines und andern sophistischen oder witzigen Kopfes bloß gestellt und auf Discretion übergeben werden soll, dem es einfällt in einem neuen Schwunge zu denken, und andern ehrlichen Leuten das Gehirn zu verdrehen, bloß damit er sich vom Pöbel der Schriftsteller unterscheiden, auf ein Paar Jahr Epoche machen, einen Namen und sonst noch etwas dazu erschreiben möge.

Man will uns zwar den Schaden und Gefahr, welche eine unbeschränkte Freyheit zu denken bey sich führt, als sehr klein, unbedeutend, und unter gewissen Bedingungen ins Unendliche zu vermindern vorstellen; aber uns dünkt, man verfährt hierin nicht gar zu aufrichtig. – Sie kann und wird, nicht zuweilen, sondern sehr oft, gemisbrauchet werden, Weisheit und Tugend selbst in ein falsches Licht zu stellen, und nicht vielleicht, sondern ohnfehlbar, die ehrwürdigsten Gegenstände um unwesentlicher Gebrechen willen lächerlich zu machen. Es ist nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich, ja nach allen Erfahrungen gewiß, daß der ungezähmte Muthwille des Witzes den Fortgang der Wahrheit selbst aufhalten werde. – Es ist noch mehr als dieses zu besorgen: Der allgemeine Verfall der Religion und Sitten, und durch diese des Staats selbst, der auf diesen beyden Stützen ruhet. Wer wird nicht leicht ein Freydenker und starker Geist, in der Bedeutung die man insgemein damit verbindet, werden, wenn es einem jeden vergönnet ist, alles und über alles zu sagen und zu schreiben was er will. Der beliebte Modeton der Religionsspötterey wird nur gar zu leicht ergriffen, sollte es auch nur seyn, unsern Scharfsinn und Geschmack zu zeigen. Sie ist ja so alt und hat ein gar besonderes Ansehen, die gute Religion! Ueberdem steht sie unsern Wünschen und Vergnügen auf mehr als eine Art im Wege. Wer wird sie nicht gern lächerlich machen wenn er darf, außer etwa wer sie genauer kennt, und das sind die Allerwenigsten? Die Uebrigen fahren nur gar zu gern über sie her, wäre es auch nur, sich eine lästige Gouvernantinn vom Halse zu schaffen, und sich an derselben wegen mancher verwehrten

Un-

Ungezogenheit zu rächen. Man sagt zwar, die Angriffe welche auf die Religion geschehen sind, haben ihr weniger geschadet als genützt. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieses nicht ein wohl angebrachter Trost oder Compliment für ihre geschickten Vertheidiger ist. Es kann in gewisser Betrachtung wahr seyn, nemlich bey denen, welche die Sache selbst zu untersuchen, und die Gründe der Angreifer und Vertheidiger gegen einander abzuwiegen vermögend sind. Aber das sind die allerwenigsten. Bey den meisten ist der Verlust sicher größer als der Gewinnst. Weil sie nicht gründlich denken, prüfen und beurtheilen können, so verschlingen sie die vorgelegten Zweifel begierig, weil sie nicht nur sehr nach ihrem Geschmacke, sondern auch durch die niedlichsten Saucen der drollichtsten Laune und des schalkhaftesten Witzes noch ungemein verschönert und piquant gemacht sind. Das sind eben die gefährlichsten Waffen; denn ob sie gleich der Wahrheit an sich nicht schaden, so machen sie doch auf den großen Haufen, zu welchem mancher gehört der sichs nicht einfallen läßt, einen mächtigen Eindruck. Und hier wird eben der Schade groß und bedenklich für den Staat, – wenn sich die Freydenkerey unter dem großen Haufen verbreitet. Dieser nimmt, wie dort die Schüler Theodors in Athen, mit der linken Hand was ihm mit der rechten gegeben war, und verschlimmert durch eine unrichtige Anwendung was an sich bereits arg genug war. Die Begriffe der Sittlichkeit, wovon er keinen andern Grund als die Religion kannte, müssen sich bey demselben nothwendig verdunkeln und gar verlieren. Tugend und Laster bleiben ihm bloße Namen, und nur relativisch zu üben und zu fliehen, in sofern nemlich als die erstere Nutzen und die andere Schaden bringt. Ein angenehmes oder nützliches Laster, welches unvermerkt ausgeübt wird, ist kein Laster mehr. Ein wohl verdecktes und unbemerktes Laster, von welcher Art es sey, hat nichts auf sich. Wenn keine Belohnungen und Bestrafungen in der Zukunft zu erwarten stehen, so kann man dreiste thun was man will. Hier schleicht man sich schon durch, man muß es nur nicht zu grob machen. – Dieses und noch ausschweifendere Begriffe sind die Grundsätze eines freydenkerischen Pöbels, welche nicht bloße Theorie bleiben, sondern von Herzensgrund ausgeübt werden. Beweise durch neuere Beyspiele wären leicht, aber gehäßig. Was kann sich nun ein Staat von Bürgern versprechen, welche die Bande der Sitten zerreißen, die seine vornehmste Befestigung sind, und Pflichten unter die Füße treten, mit welchen das Wohl der Menschheit stehen oder fallen muß? Nichts gewisser,

Als was wir überall in der Geschichte lesen,
Es sey der Sitten Fall der Fall des Staats gewesen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Montag, den 7ten October 1776.

Fortsetzung der Abhandlung von der Freyheit zu denken.

Damit man indessen diese Besorgnisse nicht für bloße Visionen einer kranken Phantasie und für milzsüchtige Unglücksprophezeiungen ansehen möge, so wollen wir zu ihrer Rechtfertigung ältere Data anführen, welche uns den gewöhnlichen Gang der Freydenkerey in keinen zweydeutigen Proben zeigen. Als man in dem freyen und gelehrten Griechenland anfieng zu frey und ohne Einschränkung zu denken, und zu unmäßig über alles ohne Ausnahme zu philosophiren, da kam der Verfall mit großen Schritten. Man machte sich eine Ehre daraus alles zu bezweifeln, und Ein altes Band des Staats nach dem andern aufzulösen, ohne daß man ein neues an seine Stelle zu setzen gewußt hätte. Da man nun am Ende nichts als lauter schwankende Ideen, folglich nichts Zuverläßiges hatte woran man sich halten konnte, so war die blühende Epoche von einer kurzen Dauer, und einige von seinen besten Köpfen, welche sich in der Geschichte so gut ausnehmen, und deren attisches Salz wir noch jetzt bewundern, beschleunigten ihr Ende. Das große und glückliche Rom, dessen unwiderstehlicher Tapferkeit alle griechische Staaten hatten unterliegen müssen, wurde wiederum durch den griechischen Geist besiegt, erbte von ihm die Gelehrsamkeit, aber auch zugleich die unmäßige Philosophirsucht mit ihren Folgen. Die Philosophen häuften sich in Rom wie Insekten, und waren eben so schwer wieder loszuwerden, nachdem sie sich einmal eingenistet hatten. Sie waren fast durchgängig Freydenker, und ihre Meynungen giengen bald verschlimmert zum großen Haufen über, den sie in kurzer Zeit so gründlich verderbten, daß kein so verächtlicher Auswurf der Menschheit unter der Sonne zu finden war als das vormals so ansehnliche und hochachtungswürdige römische Volk. Der Verfall der Religion brachte auch hier den Verfall der Sitten und endlich des Staats. Kaum ein Gassenbube glaubte noch was von seinen Göttern, ihren Belohnungen und Strafen a). Die Zeit der Helden

a) Esse aliquos manes & subterranea regna,
Nec pueri credunt. *Juven.*

war die Zeit der ernſtlichen Religion und ſtrengen Tugend, wo man mehr glaubte als forſchte, und mehr that als dachte. In der Folge fieng man an ſehr ſcharf zu forſchen und hörte auf zu glauben, man dachte mehr und that weniger, und der Ausgang war, daß man zuletzt eben ſo wenig dachte, als that. Eine obgleich falſche und ſchlechte Religion war dennoch unendlich beſſer als gar keine, und ſtützte den Staat der ohne dieſe Hauptſtütze nicht ſtehen kann.

Wenn wir einmal ins Zweifeln und Unterſuchen gekommen ſind, ſo wiſſen wir nicht wo wir aufhören ſollen, wenn uns keine Schranken geſetzt werden. Wir gehen immer weiter, reißen alles, eins nach dem andern, nieder; und nichts iſt für uns ſicher oder feſt genug, wenn wir den Beyſtand des Witzes zu Hülfe rufen. Wir treiben die Fugen des beſten Gebäudes entweder durch ſpitzige Gründe aus einander, oder erſchüttern es durch ein ausgelaſſenes Gelächter. Gegen die Sophiſtik in Verbindung mit der Satyre iſt nicht leicht was zu ſtark. Was können wir nicht bezweifeln, oder vielmehr, was haben wir nicht bezweifelt? Wir denken und zweifeln zuletzt alles in Stükken, wenn wir uns anſtrengen: Staatsverfaſſung, Religion, Geſetze und Tugend. Nichts iſt was nicht endlich eine ſchwache Seite geben müßte, wenn wir lange genug um daſſelbe herumgegangen ſind, es begrübelt und bekunſtrichtert haben. Nichts iſt was ſich nicht lächerlich machen läßt, wenn wir es vermittelſt unſers muthwilligen Witzes auf die Seite oder gar auf den Kopf ſtellen. Man kann alſo wohl nicht mit Wahrheit behaupten, „daß die Uebel, welche aus der Freyheit zu denken entſtehen, nur zufällig und ſelten ſind, und daß der Nachtheil welchen ſie der Geſellſchaft bringen können, durch tauſend entgegen würkende Urſachen theils unmerklich gemacht, theils aber ganz verhütet werde, und vermöge der Natur der Sache immer abnehmen müſſe.„ – Wer mögen dieſe entgegenwürkenden Urſachen ſeyn, die man uns als halb wunderthätig anrühmt u. verſchweigt? Noch hat Niemand weder ſie, noch ihren geprieſenen Effect geſehen. Keine Erfahrung beſtätigt dieſen, wohl aber das Gegentheil; einen immer zunehmenden Schaden und unaufhaltbaren Verfall, der ſich mit dem Untergang endiget, welches auch nach der Natur der Sache nicht anders zu erwarten war.

Man entſchuldiget dieſes zwar mit dem ewigen Streit zwiſchen Vernunft und Witz an einer, und Unverſtand und Dummheit an der andern Seite, verſichert uns, daß es im Kriege nicht anders hergehe, und verweiſt zur Beruhigung durch die Hoffnung, daß aus dieſem nothwendigen Uebel und Gährungen dereinſt vielleicht was Gutes, und wenns Glück gut iſt, was Anſehnliches, Vortreffliches entſtehen könne: ſo wie ſchreckliche Kriege nach geendigten Revolutionen, der Welt zuweilen ganz vortheilhafte Veränderungen zuwege gebracht haben. – Eine tröſtliche Hoffnung, die wir von ganzem Herzen zurück-

rückgeben und sehr gern entbehren! Mit solchen Vorspiegelungen spricht man wohl Kinder zufrieden, aber erwachsene Leute, die zu ihrem Verstande gekommen sind, lassen sich mit dergleichen süßem Geschwätze nicht abspeisen. Der glücklichste Krieg bleibt immer eine schwere Landplage, wogegen ein jeder Ursach hat zu beten. Die Eroberungen welche in demselben gemacht werden sollen, sind sehr zweifelhaft, denn das Kriegsglück ist bekanntermaaßen gar ungewiß. Aber wenn sie auch gemacht werden, so bezahlen sie die vorhergegangenen Verwüstungen und das Elend, welches sie über viele tausend Menschen verbreitet haben, selten oder niemals. Der erträglichste Friede ist dem glücklichsten Kriege vorzuziehen, und der angreifende Theil, der ihn verletzt, hat sich immer viel vorzuwerfen, wenn er auch eine Menge von scheinbaren Ursachen für sich anzuführen hat. Noch nie aber hat man in einem Manifest unter einer Menge von gültigen und ungültigen Bewegungsgründen auch die Absicht mit angeführt, der Welt durch den unternommenen Krieg und seine zu erwartenden Catastrophen einen liebreichen und menschenfreundlichen Dienst zu erweisen. Vermuthlich weil ein solcher Grund gar zu unglaublich, und bey der besten Einkleidung kaum eine alte Frau zu hintergehen tauglich ist. Man sollte es der Philosophie unsrer aufgeklärten Zeiten nicht zutrauen, daß sie so haderhaft wäre, und an ewigen Raufereyen und Cacikenkriegen, wobey nichts herauskommt, einen Geschmack fände, da man sie uns so verträglich, sanft und tolerant mahlt. Dadurch wird sie den Anbruch jener angepriesenen goldenen Zeiten schwerlich befördern, die wir übrigens von ganzem Herzen wünschen, „wo Policey, Religion, Sitten, Vernunft, Witz und Geschmack einträchtig zusammen würken, die menschliche Gattung glücklich zu machen.„ Sollen sie einträchtig zusammen würken, so müssen sie sich fein mit einander vertragen, und die Verbitterung nicht durch muthwillige und unendliche Fehden vergrößern. Sie können sich ja vorerst nur bis auf die streitigen Punkte vergleichen, und diese bis auf eine andere Zeit beruhen lassen. So hält man es gemeiniglich bey großen Geschäfften, welche sich selten auf einmal ganz ins Reine bringen lassen. Die Philosophie wird doch nicht intoleranter seyn wollen, als die Kirche jetzt in den meisten aufgeklärten Gegenden ist. Wenigstens darf sie den ketzermachenden Zeloten kein Wort sagen, wenn sie keine fremde und ihr misfällige Meynung neben sich dulden will. Es ist nicht alles Vernunft und Unvernunft, was wir dafür halten, sonderlich beym ersten Anblick. Die Zeit und eine reifere Untersuchung zeigt es uns oftmals ganz anders. Der Fall mit den bestrittenen und hart verketzerten Antipoden ist nicht der einige welcher dieses erläutert. Unser eignes Beyspiel kann uns bereits hierüber belehren. Wie oft verachten wir in spätern Jahren eine Meynung für die wir in frühern uns zur Feuerprobe erboten hätten. Man braucht

nicht weit zu ſuchen, wenn man außer dieſen noch mehrere verlangt. Abſprünge von der ſteifeſten überſpannten Moral, die nahe an die Begeiſterung gränzte, bis an das äußerſte Ende der Ausgelaſſenheit und Schlüpfrigkeit, bey einem und eben demſelben Schriftſteller, innerhalb wenig Jahren, oder umgekehrt, ſind gar nicht ſelten. Sollten wir uns darum nicht billig wohl bedenken, ehe wir loſchlagen, weil wir eben ſo leicht den Freund als den Feind treffen können? Und auch außer dieſer ſind noch andere Betrachtungen, die uns zurückhalten müſſen ſo ſtreitbar nnd fauſtfertig zu ſeyn. – Es giebt ehrwürdige Gegenſtände, denen wir Achtung und Schonung ſchuldig ſind, wenn wir ſie auch für uns nicht ſo achtungswürdig finden.

– Aber kann es würklich ſolche Gegenſtände geben, an die ſich keine Unterſuchung wagen darf? Giebt es vielleicht ehrwürdige Narrheiten, welche der Witz unangetaſtet laſſen muß? Alles muß eine Unterſuchung ertragen können; und was ſie nicht ertragen will, giebt dadurch einen ſehr gegründeten Verdacht wider ſich, und muß eine ſchlechte Sache haben. Man muß alles ohne Ausnahme unterſuchen, und zu dem Ende ſo frey über alles denken dürfen als man will. – Sehr gern, ſo viel man Luſt und Belieben hat. Nur unterſuche man beſcheiden und unpartheyiſch, und denke mit aller möglichen Freyheit über die zu unterſuchende Sache – aber in der Stille. Laut denken iſt mehr als bloßes Denken: es iſt Handeln b). Dieſes verbreitet das nöthige Licht über die ſtreitige Frage, und ſtellt ſie in ihrem wahren Sinne mit Hinwegräumung alles Doppelſinns dar. Wenn ich alſo frage: Darf ich nicht ganz frey denken? ſo iſt das eben ſo viel als ob ich gefragt hätte: Darf ich nicht alles thun was ich will? Hoffentlich wird man doch dieſe Frage wohl nicht bejahen wollen, ſo ſehr man auch der Freyheit zu denken das Wort zu reden und ſich bloß im Stande der Natur zu betrachten entſchloſſen iſt. Dieſer Zuſtand dürfte auf ſolche Art ſehr hobbeſianiſch werden. Aber dieſer ganze Gedankenſchwung, da man ſich im natürlichen Zuſtande betrachtet, iſt, ſo ſehr er auch in unſern Tagen Platz gegriffen hat, nichts mehr als eine ſchimmernde Grille, die ins Land der philoſophiſchen Träume gehört. Ein natürlicher Zuſtand, wo wir ganz unſer ſind und von Niemand abhängen, läßt ſich nicht denken, außer wenn wir allein in der Welt, oder, wie Robinſon, auf einer unbewohnten Inſel ſind. Da können wir es allenfalls halten wie wir wollen, und thun was uns beliebt. Aber ſo bald wir eine Geſellſchaft um uns haben, mit der wir nicht in dem ſehr widernatürlichen Zuſtande eines allgemeinen und ewigen Krieges leben wollen, ſo bald außer uns noch mehrere Weſen vorhanden ſind, die mit uns gleiche Eigenſchaften, folglich auch ein gleiches Recht haben, dürfen wir auf keine unbegränzte Freyheit Anſpruch ma-

b) Scribere eſt agere, ſagt ein bekanntes Brocardicum der Herren JCten.

machen, noch verlangen alles zu thun was uns beliebt. Die gegenseitigen Rechte begränzen einander und schränken sich wechselseitig ganz nothwendig ein. – Ein natürlicher Zustand im eingeschränkten und dem gesellschaftlichen entgegen gesetzten Sinne ist eine Chimäre, so wie die darauf gebauete Idee der Freyheit. Der Mensch läßt sich nicht ohne gesellschaftliche Verbindung, und also in keiner bloß von sich abhangenden Freyheit denken. Aber wir sind ja nicht im natürlichen Zustande, wenn wir ihn gleich in einem ausgebreiteten und mildern Sinne nehmen; wir sind in einem bürgerlichen, aus welchem wir uns durch keine Subtilitäten heraus philosophiren werden. Wozu also alle Spitzfindigkeiten und künstlichen Raisonnements von den natürlichen Rechten der Menschheit? Sie sind durch die bürgerlichen Gesetze und Verfassungen eingeschränkt, die wir durch unsern Eintritt in eine gewisse Gesellschaft stillschweigend oder ausdrücklich anerkannt und unterschrieben haben. So bald wir diesen entgegen handeln oder denken, verletzen wir unsere Pflicht. Ihr Wohl und Erhaltung sind die Schranken in welchen wir uns bewegen müssen. Sie nach eignem Gefallen und Gutdünken verändern oder umformen wollen, kann keinem einzelnen Gliede der Gesellschaft frey stehen. Dieses würde so viel unendliche Neuerungen geben, daß nichts weiter seinen Ort oder Gestalt behielte. Neuerungen sind nicht immer Verbesserungen, und selbst als solche haben sie ihre Bedenklichkeit, und erfordern große Mäßigung und reife Ueberlegung. In der Vorwelt hielt man diejenigen welche großen Geschmack daran hatten nicht für die besten Bürger c). Gesetzt es findet sich hie und da etwas das unsern Beyfall nicht hat, auch wohl besser seyn könnte, müssen wir darum unsern Misfallen sogleich laut oder mit Bitterkeit äußern? Sollen wir nicht viel lieber an uns halten, aus billiger Sorge, unsere Mitbürger, die hierüber anders denken, und wohl gar die öffentliche Ruhe zu beleidigen. Es giebt würklich Gegenstände an welche sich keine Untersuchung wagen darf, als in der Stille und mit großer Behutsamkeit. Es können, um es auf der schwächsten Seite zu nehmen, unschädliche Irrthümer oder nützliche Vorurtheile seyn, die man schonen muß, wäre es auch nur um der schwachen Brüder willen; und die man darum nicht gleich für ehrwürdige Narrheiten erklären darf. Chacun a sa marotte, der Philosoph so gut als der Bonze, obgleich der Schnitt verschieden, und dort etwas zierlicher als hier seyn mag. Man lasse dem die seinige welchem sie gefällt, und dringe ihm keine andere mit Gewalt auf, die er ungewohnt und unbequem findet. Ueber persönliche Schonung ist kein Streit. Ein jeder gesteht ihre Nothwendigkeit zu. Sollten denn Sachen, welche Millionen Personen aufs genaueste und stärkste interessiren, nicht eben so viel

c) Quisquis præsentem reipublicæ statum immutari non vult, & vir & civis bonus est, war die Meynung des Augusts über diesen Artikel.

Recht haben als ein anderes Individuum? Republicanische Gloſſen über die Verwaltung eines monarchiſchen Staats innerhalb ſeiner Gränzen machen, würde z. B. ſehr unzeitig und querköpficht philoſophirt ſeyn, das Geſagte möchte noch ſo wahr und richtig ſeyn. Und handeln wir nicht eben ſo unrecht und verkehrt, wenn wir unſre tadelnde Bemerkungen über ſolche Gegenſtände eröffnen die einem Volke heilig und nützlich ſind, weil wir dabey keine Landesverweiſung oder eine unangenehme Reiſe nach der Feſtung zu befürchten haben? Einem Schah Gebal und Conſorten den goldenen Spiegel mit guter Art vorhalten, oder die Blöße der Derwiſche, Imans, Mollas und Santons in der Abſicht aufdecken ihren böſen Streichen Einhalt zu thun, war philoſophiſches und patriotiſches Verdienſt beym guten Daniſchmende: aber das Volk durch entdeckte Fehler der Regierung zum Misvergnügen und Aufruhr durch ſchriftliche oder mündliche Inſinuationen reizen, oder die Lehre des großen Propheten verdächtig machen — war allemal unrecht und ſtrafbar, wenn es auch mit voller Sicherheit der Ohren und Fußſohlen geſchehen konnte d).

Alle Vorurtheile und Irrthümer beſtreiten, heißt die Menſchheit bekriegen, und wie der Held von Mancha eine unſchuldige Heerde Schafe niedermetzeln, indem man ein feindliches Heer anzugreifen glaubt. Es kann leicht kommen daß wir für Wahn und Aberglauben halten was reine und anbetenswürdige, obgleich ums verdeckte Wahrheit iſt. Wir ſind Menſchen, und wie bald begegnet uns was Menſchliches durch einen ſcheinbaren Irrthum? Billig ſollten wir dieſes nie, und am allerwenigſten alsdenn vergeſſen, wenn wir uns an ſchwere Unterſuchungen oder gar an Weltverbeſſerungen wagen, und lieber zu wenig als zu viel ſagen.

Aber wenn wir geſund denken dürfen, dürfen wir nicht über Alles geſund denken? — Ohne allen Zweifel und Widerſpruch. Geſund, ſo viel wir wollen. Aber ob wir geſund denken, das iſt eben die Präjudicialfrage welche zu entſcheiden war. — Und wer ſoll ſie entſcheiden? — Das ſollen die Herren doch wohl nicht ſelbſt thun welche denken oder zu denken glauben? denn hierunter geht oftmals ein großer Betrug vor. Sich ſelbſt einen Geſundheitspaß oder Zeug-

d) Schah Gebal entſcheidet die ventilirte Frage über die Freyheit zu denken noch ſo ziemlich, obgleich ein wenig ſultaniſch, und mit einer nach dem aſiatiſchen Canzleyſtyl ſchmeckenden Energie, welches denn auch den ehrlichen Philoſophen zum Stillſchweigen und zu dem Geſtändniß bringt, daß freylich wohl einige Einſchränkung der Gedankenfreyheit zur Steurung des beſorglichen Misbrauchs nöthig ſey. Die unſchädlichen Mittel, deren zugleich Erwähnung geſchiehet, ſind nicht angezeigt. Alſo bleibt man in Anſehung derſelben eben ſo ungewiß als bey der ganzen Erklärung überhaupt, welche einem Hofcompliment ungemein ähnlich ſiehet, das eine Elle über dem Herzen weggeht. Man weicht gern ſo triftigen Gründen, und ſagt alles, ſich die unangenehme Operation von ein Paar abgeſchnittenen Ohren, oder 500 Prügeln auf die Fußſohlen zu erſparen. Das ſteht keinem Menſchen zu verargen ſo ſehr auch Philoſoph iſt. S. Goldner Spiegel Th. 2. S. 154-175.

Zeugniß ertheilen, iſt weder üblich noch gültig, das muß eigentlich durch ein Sanitätscollegium geſchehen, welches im Reiche der Gedanken, wo ſo viel Kranke, Lahme und Inficirte mit unterlaufen, ſo nöthig als irgendwo wäre. Die inficirten Paſſagiers werden ſchlechterdings nicht eingelaſſen ſondern von den Grenzen gewieſen. Die verdächtigen müſſen Quarantaine halten und ſich tüchtig räuchern laſſen. Stillſchweigend oder vielmehr per indirectum wird alſo hier eingeſtanden was vorher geleugnet ward — die nöthige Einſchränkung der Freyheit zu denken. Denn wenn wir nur geſund über Alles denken dürfen, ſo dürfen wir gewiß nicht über Alles denken, weil wir nicht immer geſund denken. Neun Zehntheile in der Summe menſchlicher Gedanken ſind gewiß nicht gar zu richtig in ihren Geſundheitsumſtänden, und viele darunter ſind unheilbar und zum Theil contagiös. Diejenigen welche gar keinen Zwang und Einſchränkung leiden wollen, machen ſich höchſt verdächtig daß ſie an einem Fehler des Gehirns oder des Herzens laboriren, und verdienen um ſo viel genauere Aufſicht.

Eine jede Einſchränkung welche bey der Freyheit zu denkē gemacht wird, ſagt man endlich, wenn ſie auch aus noch ſo erheblichen Gründen nöthig ſcheinen möchte, iſt dennoch höchſt bedenklich, wegen einer äußerſt nachtheiligen Folge und Würkung, welche alle übrigen Betrachtungen aufwieat. — Den Gebrauch der Vernunft und des Witzes in einem Staate einſchränken, iſt eben ſo viel als Unwiſſenheit und Dummheit in beſagtem Staate verewigen, falls ſich die Nation noch in einem barbariſchen Zuſtande befindet; oder wenn ſie ſich bereits zu einem gewiſſen Grade der Erleuchtung empor gehoben hat, ſie in Gefahr ſetzen von Stufe zu Stufe wieder in dieſe Barbarey zurückzuſinken, die den Menſchen zu den übrigen Thieren herabwürdiget, ja gewiſſermaßen unter ſie erniedriget. — Das ſind ſehr ſtarke Behauptungen, deren Inhalt und entſcheidender Ton uns ſchrecken würden, wenn uns nicht die darin hervorleuchtende Rhetorik wieder aufrichtete. Weil bekannt iſt, daß ihre Figuren, ſonderlich die Amplification, nicht nach dem Buchſtaben, ſondern nach Abzug des Abzuziehenden in dem wahren Sinne zu nehmen ſind, ſo werden die behaupteten Sätze auch wohl die gehörige Reduction leiden. Nach dieſer wollen ſie ſo viel ſagen: Wiſſenſchaften und Künſte, und überhaupt dasjenige was man Aufklärung und Verfeinerung in der Denkungsart und Sitten nennet, können unter einem Volke, wo die Freyheit zu denken eingeſchränkt iſt, keinen ſo ſchnellen Fortgang und Wachsthum haben als da wo ſie es nicht iſt; auch nicht ſo lange blühen oder ſich halten. Wir müſſen dieſe Behauptungen etwas genauer prüfen, weil ſie das Stärkſte und Scheinbarſte in ſich faſſen was ſich für die Freyheit zu denken und gegen ihre Einſchränkung ſagen läßt.

Geſetzt, aber nicht zugeſtanden — geſetzt es wäre ſo, daß bey der eingeſchränkten Gedankenfreyheit eine Nation

tion später erleuchtet würde und es kürzer bliebe — dabey ist noch kein großes Uebel. Wenigstens kein so großes, daß man um es zu entfernen lieber zwanzig andre zulassen müßte. Wenn man auch annimmt, ein Volk wird unter diesen Umständen um ein Paar Jahrhunderte später erleuchtet, das will nicht viel sagen. Das sind in dem Lebenslaufe der Welt ein Paar lange Tage. Hat es so lange warten müssen ehe die Reihe an dasselbe kam, so kann es sich immer noch ein wenig länger gedulden. Genug wenn es erleuchtet wird. Auch kann es sich damit trösten, daß alsdenn vielleicht das Licht so viel bequemer bey ihm anbrechen und länger dauren werde. Denn weil nach dem bisher beobachteten Kreislauf der Nationalschicksale es da zuletzt wieder dunkel wird wo es zuvor helle war, so gewinnet ein später erleuchtetes Volk immer am Ende wieder was es im Anfang verlohr. Gesetzt auch noch ferner, es trüge sich zu, daß eine Nation um einen oder zwey Grad weniger wegen dieser Einschränkung erleuchtet würde — auch das ist noch von keiner Erheblichkeit. Ein großes Uebel ist es gewiß nicht, — wenn es nicht gar eine unerkannte Wohlthat ist. Es scheint unter gewissen Verhältnissen würklich so zu seyn; und wir wollen sehen, ob uns ein bloßer Schein täuschet, oder ob es verkannte Wahrheit ist die uns hier entgegen leuchtet.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 39ten Stück dieses Magazins.

Ein Freund in Stockholm schrieb mir vorlängst folgendes: ob man gleich hier in Schweden keine Weintrauben von Escol aufzuweisen vermag, so ist doch dieses Land bekanntermaßen mit Heidelbeeren desto reichlicher versehen, daraus sogar in dem entferntesten Lapplande ein schmackhafter Wein zu machen versucht worden, auch sehr gut ausgefallen ist. Daß aber auch aus den daselbst häufig wachsenden **Wacholderbeeren** ein Wein zu machen steht, solches hat der Pastor zu Hollnas unweit Upsal, Herr Ol. Deckberg erwiesen, und desfalls einen besondern Tractat im Druck herausgegeben, woraus man sich belehren kann.

Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Freytag, den 11ten October 1776.

Fortsetzung der Abhandlung von der Freyheit zu denken.

Man nimmt es als ausgemacht und ohne weiteres Bedenken an, daß die Erleuchtung, und das was man aufgeklärte Zeiten nennt, ein Volk glücklich mache. Niemand wird auch diesen Satz ganz bezweifeln, der das wahre und wesentliche Glück der Menschheit, den Werth der Vernunft, und den großen Einfluß kennt, welchen die Aufheiterung derselben durch richtige Einsichten oder nützliche Wissenschaften und Künste auf dieses Glück hat. Aber uns dünkt, er wird zu allgemein gemacht, und ohne alle Bedingung und Einschränkung angenommen. Die Erleuchtung eines Volks trägt viel zu seiner Glückseligkeit bey; aber nicht allein, nicht immer, und am wenigsten, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht. Das klingt fast wie eine Paradoxe, und ist doch wahr, wie alle Erfahrungen zeigen. Das Licht ist in aller Betrachtung die unentbehrlichste Sache für uns, aber doch nicht allein hinlänglich. Wir haben Bedürfnisse die befriedigt seyn wollen, und die es so wenig befriedigt, daß es vielmehr das Gefühl des Mangels vergrößert. Es ist ein sehr mittelmäßiges Glück, den Tag und sonst nichts weiter im Hause haben. Zudem ist es nicht einerley und eben dasselbe, „das Licht haben und das Licht gehörig gebrauchen. – Ohne weitere Allegorie: Die bloße Aufklärung des Geistes, eine Erweiterung der Kenntnisse und Wissenschaften, macht unsere Glückseligkeit allein noch nicht aus. Sie ist mehr Mittel als Zweck. Wir haben noch eine Menge von moralischen und physischen Bedürfnissen, außer der Wißbegierde, deren Befriedigung schlechterdings in den Begriff der Glückseligkeit geht, und die wir doch von der bloßen Erleuchtung und Aufklärung weder allein noch beständig erwarten können. Die Sache ist ungemein sichtbar. Wollte man widersprechen und sie ablängnen, so würde zu erweisen seyn, „daß ein aufgeklärter und erleuchteter Geist sich selbst und seinen Gesellschaftskreis jedesmal und ohne Ausnahme glücklich mache. Aber der Beweis dürfte wohl auf beyden Seiten, folglich etwas sehr, hinken, wenn man auch die Idee der

Glückseligkeit auf eine bloße philosophische herablimitiren wollte, welche doch für die meisten zu ätherisch und mager ausfallen möchte. Ist der aufgeklärte helle Kopf immer ein guter Mensch, und der gelehrte oder tiefe Denker immer vernünftig? Nach der landüblichen Meynung glaubt man das Gegentheil, und will zahlreiche Erfahrungen davon anführen, die zwar wohl nicht alle das Gepräge der Richtigkeit, aber doch auch nicht alle das Merkzeichen der Verwerflichkeit haben möchten. So viel leuchtet wenigstens aus ihrer vermischten Sammlung hervor, daß ein guter und aufgeklärter Kopf und ein gutes und edles Herz nicht nothwendig in Conjunction oder Opposition stehen, sondern mit und ohne einander gar füglich gedacht und angetroffen werden können; und folglich der erstere nicht als das einige und ohnfehlbare Mittel der Glückseligkeit angenommen werden könne.

Im Ganzen bestätiget sich diese Bemerkung noch mehr als in einzelnen Fällen. Die Jahrbücher der Menschheit zeigen uns die Aufklärung und die würkliche Glückseligkeit der Völker nicht immer vereiniget, und in einem und eben demselben Zeitpunkt zusammenfließend; sondern vielmehr ihre Epochen gar merklich getheilet. Die Zeit der höchsten moralischen und politischen Glückseligkeit und die Zeit des höchsten Lichts sind selten oder vielmehr nie zugleich eingetreten, sondern jene ist vor dieser allzeit hergegangen; und, wie die Farben der Morgenröthe, bey dem zunehmenden Tage allmählig verschwunden. Die eigentliche Epoche des Glücksstandes bey allen Völkern, welche die heilsame Verwandlung aus der Barbarey ins Gesittete erlebt haben, so viel wir deren kennen, war der erste Anbruch des Tages, etwas hinter der Dämmerung. Dies war die Aera der Helden und großen Geister in allen Fächern, des Patriotismus und aller erhabnen Tugenden, welche uns durch ihre riesenmäßige Größe in Versuchung bringen würden sie für fabelhaft zu halten, wenn sie nicht zu gut bestätiget wären. Weiter hinaus gegen die Höhe des Tages wurde alles feiner, aber auch kleiner. Man dachte subtiler und zugleich schwächer. Man untersuchte die Natur der Pflichten genauer und besser, und übte sie schlechter aus. Man raisonnirte mit sehr gründlicher Kritik ungemein schön über das Erhabene, und war unvermögend, es so wenig in den Werken des Heroismus als des Geistes weiter zu erreichen. Man geht in solchen Berechnungen und Bestimmungen bekanntermaßen nach dem Mehrsten und Gewöhnlichen, und nach diesem Fuß hat das Gesagte seine gute Richtigkeit, und wird durch große und unläugbare Data bestätigt.

Griechenland und Rom in den ältern, Italien und Frankreich in den neuern Zeiten, stehen als Beweise da, daß die höchste Stuffe der öffentlichen Wohlfahrt und der höchste Grad der Erleuchtung nicht mit gleichen Schritten bey einer Nation gehen, und die letztere unmöglich für eine würkende

Ur-

Urſach der erſtern angenommen werden könne, weil dieſe um ein merkliches vor jener hergegangen iſt. Die politiſche und moraliſche Glückſeligkeit dieſer Völker in ihrer höchſten Größe iſt ohnſtreitig nach dem Zeugniß der Geſchichte da zu ſetzen wo ſich ihr Tag anfieng. Mit der zunehmenden Höhe deſſelben ſank ſie verhältnißmäßig herab. Ob unſere Menſchheit nichts weiter als ein halbes Licht ertragen kann, oder ob ſich eingewickelte und noch etwas grobe Begriffe beſſer für uns ſchicken als aus einander geflochtene und feinere, die eben durch die Verfeinerung zu ſchwach werden, und beym Auseinanderwickeln manchen Faden verlieren, wollen wir jetzt nicht unterſuchen. Vielleicht iſt beydes und würkt gemeinſchaftlich. Es iſt genug für uns, daß wir es durchgängig in dem Lebenslauf der Menſchheit finden, ſo weit nemlich unſere Kenntniſſe von den Schickſalen erleuchteter und durch Wiſſenſchaften und Künſte vorzüglich ſublimirter Nationen reichen. Von dem was wir nicht wiſſen, können wir eben ſo wenig Inductionen machen, als wir einen ſichern Beweis aus bloßen Speculationen oder willkührlichen Hypotheſen ziehen können. Wir ſind erbötig unſere Wahrnehmungen ſogleich aufzugeben und das Geſehene für falſch geſehen und für Geſichtsbetrug zu erklären, ſo bald uns evidente Beweiſe vom Gegentheil vorgelegt werden. Aber evident müſſen ſie ſeyn, ſonſt werden ſie nicht angenommen; ohne alle Preſſe und Farbe der Kunſt. Denn es läßt ſich zur Noth alles in ein Datum hineinraiſonniren was man Luſt hat, wenn man die Maſchinenkammer der Sophiſtik zur Hand nehmen, ſchiefe Vorausſetzungen und darauf ein Duzzend Zwiſchenſätze machen will. Wenigſtens gewinnt man ſo viel, daß es ſchwer gemacht wird nachzuweiſen wo der Paralogismus eigentlich ſteckt.

Aber wenn wir auch bis zur Verſchwendung freygebig ſeyn und zugeben wollen, – die Glückſeligkeit eines Volks wachſe mit ſeiner Erleuchtung und ſtehe mit ihr immer wagerecht, – ſo können wir doch nicht einräumen, daß ſich dieſe Glückſeligkeit weit erſtrecke, und am wenigſten, daß ſie den Namen einer allgemeinen und öffentlichen verdiene. Man iſt nach der Euphemie und Freyheit unſrer Zeiten zwar gewohnt mit den Beywörtern *allgemein* und *öffentlich* ſehr freygebig umzugehen, und die Welt oder das Ganze da zu nennen, wo nach einer genauen Ueberzählung ſchwerlich ſo viel Köpfe herauskommen dürften, als ſich in einem guten Dorfe oder einer mittelmäßigen Landſtadt finden. Nun ſind wir freylich wohl keinesweges befugt, und auch eben ſo wenig gewillet der Freygebigkeit irgend eines Schriftſtellers in ſeinen Amplificationen und Verſchönerungen vorſchriftliches Ziel und Maaß zu ſetzen. Ein jeder iſt Herr und Meiſter von ſeinen Ausdrücken, Phraſen und Figuren, und kann ſie ſo groß und klein bey kleinen und großen Gegenſtänden an-

bringen, gebrauchen und misbrauchen wie es ihm gefällt. Nur aber wollten wir gefliſſentlich und inſtändig verbitten, daß uns nicht zugemuthet werde, die Ausdrücke nach dem Buchſtaben und die Ausdehnung für die Sache, oder die große Schaale für den kleinen Kern zu nehmen. – Wir fragen alſo hier billig: Wer iſt die Welt, das Ganze, die Völkerſchaften, und wie ſie weiter heißen, welchen die Erleuchtung und höhere Aufklärung, die man ſich von einer uneingeſchränkten Freyheit zu denken verſpricht, zu Nutze kommen ſoll? Sie geräth ſehr ins Kleine, dieſe Welt, dieſes Ganze, dieſe Völkerſchaft, wenn wir ſie gehörig beſtimmen? Höchſtens ein Paar hundert Köpfe in einer großen und zahlreichen Nation mögen es ſeyn, denen die völlige Freyheit zu denken zu einem höhern Grade der Erleuchtung zu Statten kommt. Die übrigen gehen leer aus oder leiden gar Schaden. Das Denken iſt, wie man weiß, nicht jedermanns Ding. Kaum der tauſendſte Kopf denkt ein wenig, und nicht der zehntauſendſte richtig, ganz und ſelbſtſtändig. Nachſprecher ſind eigentlich keine Denker, ſondern machen nur die Grimaſſe davon; und wenn dieſe bey der Berechnung abgeſetzt werden, ſo iſt die angegebene Summe offenbar noch zu hoch. Für Köpfe vom gewöhnlichen Schlage iſt eine höhere Erleuchtung eben ſo dienlich und wohlthätig, als es für uns eine Verſetzung in ätheriſche Regionen ſeyn würde. Wir würden den Athem, ſo wie ſie das Geſichte, verlieren. Ein mäßiges Helldunkel, oder auch noch etwas weniger iſt für die mehrſten am zuträglichſten. Hier ſehen ſie, gleich dem Vogel der Minerva, noch das Meiſte. Die Welt für deren Wohl man ſo ſehr eifert, und welcher man ein höheres Maaß der Glückſeligkeit auf Koſten der übrigen Welten verſchaffen will, (denn warum ſollten wir nicht auch einmal in dieſem Ton ſprechen und Figur gegen Figur ſetzen?) fällt alſo, wie geſagt, ungemein ins Kleine, wenn man ſie genau abmißt und beſtimmt. Es iſt eine Handvoll meiſtens müßiger und zum Theil grillenhafter Köpfe, welche für ſich und in der Stille ſo viel und zügellos denken und ſpeculiren können als es ihnen gefällt, ohne daß es ihnen Jemand wehren wollte oder könnte; die aber nicht gleich glauben müſſen, ſie laufen Gefahr zu erſticken, wenn ſie ihren Gedanken nicht nach Gefallen Luft machen und ſie ungehindert aushauchen können. Ein verhaltner Vers kann freylich dem Dichter verzweifelte Quaal machen, aber beym Philoſophen, dächten wir, wär es nicht ſo. Dieſe ſynecdochiſche Welt nun, ſo viel Achtung ſie übrigens auch verlangen und werth ſeyn mag, verdient doch wohl noch nicht, daß man ihr zu gefallen, die eigentliche und größere in Gefahr, wenigſtens in Unruhe und Gährung ſezzen ſoll; ſonderlich da man nicht recht weiß, was dieſe fortrollenden und vorübergehenden Weltchen eigentlich haben wollen, weil die nachfolgende ſtets

die

die vorhergehende widerlegt, und sie wo nicht für ganz, doch wenigstens für halb irrig, dumm, aberwitzig, schwärmerisch, schaal und queerköpsicht, und wie die gelehrten Complimente ferner lauten, erklärt.

Aber auch selbst die Sorge, daß eine eingeschränkte Freyheit zu denken noch ungebildete und rauhe Völker auf ewig in den Ketten der Barbarey hülflos lassen, und halb oder etwas mehr gebildete wiederum rückgängig, und zuletzt dem eisernen Scepter dieser schrecklichen Beherrscherinn von neuem unterwürfig machen werde, ist ohne allen Grund. Sie bestätiget sich wenigstens durch keinen Vorgang in der Geschichte, den man als einen sichern Erfahrungssatz brauchen könnte, diese Besorgniß auch nur wahrscheinlich zu machen. Und dergleichen müssen da seyn, wenn der Beweis gehörig geführt werden soll, denn bloße Speculationen über den bevorstehenden Gang der menschlichen Schicksale verdienen nicht viel mehr Glauben als Wetterprophezeihungen. Aber sie dürften wohl etwas schwer aufzutreiben seyn, wenigstens ohne Verstellung der Sache durch die Sophistik; und zwar deswegen, weil sich in der ganzen Geschichte und der ziemlich langen Reihe aller bekannten Nationen auch nicht ein einiges Volk findet, unter welchem jemals eine völlig unbegränzte Freyheit zu denken geherrscht hätte. So lange eine Nation noch roh und ganz ungebildet ist, läßt sich bey derselben wohl keine große Freyheit zu denken vermuthen, weil Aberglaube und Dummheit, da wo sie herschen, die Gränzen derselben ziemlich ins Enge zu ziehen pflegen. Also müßte man sie wohl unter den gesittetern und aufgeklärteren suchen. Aber auch hier finden wir sie nie ohne Schranken. Sie war nach dem Maaß der Fortschritte eines Volks zum Gesitteten und Aufgeklärten größer oder kleiner, aber überall hatte sie ihre Gränzen und ihr festgesetztes Non plus ultra. Nirgends dachte und lebte man freyer in ganz Griechenland als zu Athen. Und doch fehlte sehr viel daran, daß man daselbst vollkommen frey denken, und alles sagen und schreiben durfte was man wollte. Zwar hielt man da der Philosophie weit mehr als sonst irgend an einem Orte in der Welt zu gute, und ließ sie ungehindert, sitzend, stehend und gehend, wie es einem Jeden am besten gefiel, ihre Vernunft und Unvernunft, Sinn und Unsinn auskramen. Aber Alles und über Alles durften sie doch nicht laut denken, sondern mußten sich zurückhalten, oder sie wurden auf die Finger geklopft. Theodorus und Aristoteles wurden verwiesen weil sie zu frey über die Religion dachten; und wer weiß es nicht, daß dem ehrlichen Socrates der Giftbecher auf eine bloße und nicht einmal halb erwiesene Anklage zuerkannt wurde, von den Göttern anders zu denken als es die vaterländische Confession mit sich brachte. In dem alten strengen Rom, jenseit des dritten punischen Krieges, verstand man in diesem Artikel auch keinen Scherz, und eine Abweichung von der hetruri-

schen Liturgie war kein geringes Verbrechen. Selbst in der Zeit da man hierüber nicht mehr so eingeschränkt dachte, und ein Augur den andern kaum ohnelachen ansehen konnte, war es nicht vergönnet in dem Dienste der Götter Neuerungen zu machen. Staatsangelegenheiten waren noch dornichter, und die Neuerer, wenn sie auch würkliche Verbesserungen vorschlugen, kamen mehrentheils gar übel an. Was für Lerm machte nicht ein neuer Vorschlag der Tribunen? Und das so augenscheinlich billige agrarische Gesetz, kostete es nicht seinem Urheber Cassius, dem vortrefflichen Drusus, und den beyden Gracchen den Kopf? Unter diesen Umständen kann man wohl nicht sagen, daß in dem annoch freyen Rom eine völlige Freyheit zu denken geherrscht habe. Von seinen Despoten konnte man nichts anders in diesem Stück erwarten als was geschah. Kaum war es unter einigen der schlimmsten noch frey, ganz leise, und nicht einmal durch Minen und Seufzer, seine Gedanken auszulassen a). Die mehr als einmal in diesen häßlichen Epochen vertriebnen Philosophen waren vielleicht nur ein kleines Merkmal der Tyranney, aber ein grosses zur Probe, wie wenig die Freyheit zu denken damals das Haupt erheben durfte. Unter den bessern Prinzen, welche die Vorsehung diesem äußerst gedrückten Volke zur Erholung schenkte, verlor sich zwar diese Sklaverey, so wie die übrigen Gattungen. Man durfte freyer, aber doch nie ganz frey denken. Eine völlige Freyheit verstattete die Regierungsform selbst nicht. Das seltene Glück seiner Zeiten, welches Tacitus unter dem unnachahmlichen Trajan rühmt b), ist entweder Vergleichungsweise mit den schrecklichen Zeiten des unmenschlichen Domitians, oder von den rathhäuslichen Deliberationen zu verstehen, wo man sonst die versteckte Gesinnung des Regenten erst sorgfältig studiren mußte, ehe man es wagen durfte eine Meynung zu haben, oder den Mund aufzuthun sie vorzutragen. Die Verfolgung der Christen unter diesem guten und billig denkenden Beherrscher, so sehr sie auch von ihm nach einer genauern Belehrung gemildert wurde, dient dennoch zum Beweise, wie wenig unter seiner Regierung eine uneingeschränkte Freyheit zu denken geherrscht habe. Auch läßt sich dieses nicht von einem Monarchen gedenken, der ganz Ordnung, Feldherr und Regent, aber weder Philosoph noch Gelehrter war, und den Zügel zwar nie zu stark anzog, aber ihn dennoch mit fester Hand und gehörigem Nachdruck führte. Unter seinen guten Nachfolgern blieb es mit der Freyheit zu denken beynahe auf eben dem Fuß, außer daß die Eifersucht des kleingroßen Hadrians die Genies drückte, und unter dem philosophischen Marcus Aurelius alles philosophirte was nur einigermaßen Kopf und Bart dazu

a) Vidit ætas nostra quid ultimum in servitute sit, ademto per inquisitiones loquendi audiendique commercio. *Tacit.* in vita Agric.

b) Rara temporum felicitate, ubi sentire quæ velis & quæ sentias dicere licet. *Histor.* lib. 1. C. 1.

zu hatte. Nach dem Leisten der Stoa, wozu sich dieser Kaiser bekannte, das versteht sich von selbst: denn die Prädilection gegen unsere Secte herrscht überall, in der Philosophie so gut als in der Kirche, und wird eben so leicht, wo nicht intolerant, doch wenigstens dominant, wenn sich der regierende Prinz dazu bekennt. Sonderlich wird sie leicht drückend gegen Schismatiker. Im Orient, nachdem man Rom dahin zu verpflanzen versucht hatte, verliert sich die Spur der Gedankenfreyheit ganz: und wer wollte sie auch dort suchen, wo schwache oder nichtswürdige Regenten nebst den ausgelassensten und rasendsten Ketzermachern wie zu Hause waren.

Die neuere Geschichte, nach der zweyten Erleuchtung Europens, zeigt uns die Freyheit zu denken nicht anders, als wir sie in der ältern gesehen haben, das ist eingeschränkt. Mehr oder weniger, nachdem es der Genius der Zeit oder der Nation mit sich brachte. So war und ist sie in Italien, wo der Tag zuerst anbrach; so war und ist sie in Frankreich, nachdem er die Alpen überstiegen hatte. Und eben so in unserm guten Vaterlande, dessen Erleuchtung wir nicht gern von gestern her schreiben lassen möchten, wie uns einige bereden wollen, ob sie gleich nicht in alle seine Winkel gedrungen, oder in allen Farben gleich helle erschienen ist; wie es sich überall, bey allen Völkern und Zungen finden dürfte, wenn man eine nur ganz leichte Untersuchung anstellen wolte. Die berühmte Freyheit der brittischen Presse ist noch ziemlich neu, und weder unbestritten noch ganz unbegränzt. Man muß erwarten, ehe man daraus argumentiren kann, ob sie sich halten, oder ob sie viel zur Glückseligkeit und Erleuchtung der Nation beytragen werde? Aus ihren bisherigen Würkungen scheinet weder das Eine noch das Andere. Erleuchtet war die Nation ehe man es von ihr wußte, und es ist sehr problematisch, ob ihr Tag seit ihrer Existenz zu- oder abgenommen habe. In dem toleranten Batavien ist die Freyheit zu denken nicht uneingeschränkt; und in jenen glücklichen Thälern, wo der Geist der Freyheit unter den Schatten der Alpen so sicher und ruhig wohnet und den grossen Haller sagen läßt:

Wer frey darf denken, denket wohl,

darf man nur in so fern frey denken als man wohl denkt, und dieses unter den Augen derer, welchen es aufgetragen ist dahin zu sehen, ne quid res publica detrimenti capiat.

Wenn diese Data ihre ungezweifelte und unleugbare Richtigkeit haben, wie sie es denn gewiß haben und die Geschichte durchgängig beweiset; wenn es ausgemacht ist und am Tage liegt, daß vom Anbeginn der Zeiten, so weit unser Auge in dieselbe reicht, bis jetzt, keine unter den Nationen Europens eine vollkommene und unbegränzte Freyheit zu denken genossen habe: so ist es unbegreiflich, wie eine Erleuchtung und Aufklärung bey so vielen Völkerschaften, denen man diesen

sen Vorzug nicht absprechen kann, Statt finden, Fortgang gewinnen, und sich bis auf den heutigen Tag habe erhalten können, wenn die Behauptung ihre Richtigkeit hat — daß ohne eine völlige Freyheit zu denken schlechterdings kein Volk erleuchtet werden oder bleiben kann. Sie muß also wohl ihre Richtigkeit nicht haben, da ihr so viele und große Erfahrungen entgegen stehen, sondern zu denen gehören welche zu bloßen gelehrten Machtsprüchen zu zählen, oder höchstens auf einige täuschende Scheingründe gebauet sind, die gleich gefärbten Dünsten in der Ferne mächtig schimmern, und wenn man ihnen näher tritt verschwinden. Da so viel Nationen bey einer oft nicht wenig eingeschränkten Freyheit zu denken, sich von dem Joch der Barbarey glücklich losgerissen und aus ihrer Dunkelheit emporgearbeitet haben, da Vernunft und Witz, Gelehrsamkeit und Künste, Verfeinerung und Sitten häufig unter ihnen in mancherley Gestalt und Kleidung wohnen, nicht nur nicht selten sondern hin und wieder zu einem ansehnlichen Grade der Vollkommenheit gestiegen sind, so muß das was von einer eingeschränkten Freyheit zu denken und ihren nachtheiligen Würkungen auf den Geist des Menschen und seine Fortschritte zur Erleuchtung gesagt ist, nothwendig falsch und ungegründet seyn. Man kann vielmehr behaupten, daß die Erleuchtung und Aufklärung in einer Nation dadurch so wenig an ihrem Fortgange und Dauer gehindert und aufgehalten werde, daß sie dadurch so viel eher und sicherer zu ihrem Zweck gelangt. Wenn unser Geist sich in einem ganz offenen und schrankenlosen Raume nach eigner Willkühr bewegt, so nimmt er mehrentheils einen gar ungewissen und schwankenden Gang an, geräth leicht ins Wilde, irret und schwärmet umher, gehet so bald zur Seite oder rückwärts oder vorwärts, und kommt weit später, misslicher und mühsamer zum Ziel, als wenn er sich innerhalb gewisser Schranken bewegt, die ihm das Ausschweifen verwehren und ihn zurecht weisen. Noth und Bedürfniß haben den Menschen manche Kunst gelehrt, auf die er ohne ihren Druck und Führung schwerlich gerathen seyn würde; und wir haben große Ursach zu zweifeln, ob der menschliche Geist ohne Zwang und Schranken, die ihn zur Anstrengung nöthigten, es je so weit im Reiche der Gedanken würde gebracht haben. Beyspiele von barbarischen Völkern, wo beynahe gar keine Schranken für die Thätigkeit des Geistes und der Faust gesetzt sind, sondern wo ein Jeder denken und thun kann was ihm gefällt, scheinen dieses deutlich zu bestätigen. Nirgends darf man freyer denken als unter den Kaffern und Huronen — und nirgends denkt man weniger.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Montag, den 14ten October 1776.

Schluß der Abhandlung von der Freyheit zu denken.

Alles dieses zusammen genommen kann uns gegen die angedroheten schrecklichen Folgen einer eingeschränkten Freyheit zu denken sattsam beruhigen. Es hat mit der geweissagten Barbarey, Gottlob, keine Noth. Sie ist zwar jetzt überall das Modeschreckwort, womit man uns, wie ehedem mit Unglücksprophezeiungen von Pestilenz, Krieg, und theurer Zeit, bange machen will. Aber wir sind jetzt so furchtsam nicht mehr, sondern lassen den aufgebrachten Seher drohen, nach dessen Lieblingsidee sich die Welt nicht will umformen lassen, und erwarten die Erfüllung ganz ruhig, sonderlich weil wir sehen, daß es dazu noch nicht den geringsten Anschein hat. Wenn ja der Welt Gefahr drohet, so ist es, wenn die Dämme durchbrochen werden, welche den reißenden Strom zurück und in seinen Ufern halten.

Wenn Unvernunft und ausgelassener Aberwitz mit hellen Haufen hereinbrechen, und mit aufgehobenem Haupte unter dem Namen der Freyheit zu denken einhergehen, wenn die erstere mit den spitzigen Waffen der Sophistik alles was ihr aufstößt verwundet, ohne daß ihr etwas zu heilig und unverletzlich ist, und der andere mit muthwilliger Frechheit, Tugend und Verdienst lächerlich macht, oder gar mit Koth bewirft, – dann drohet der Nation unter welcher dieses geschieht, eine gefährliche Catastrophe, welche so viel schwerer zu verhüten ist, da sie sich unter der Gestalt der Verfeinerung und einer zunehmenden Aufklärung verbirget. Wenn Carneades die Gerechtigkeit heute erhebt und morgen mit gleich scheinbaren Gründen vernichtet, welcher unter dem großen Haufen, oder auch allenfalls über demselben, wird nicht in Versuchung gerathen, die Tugend für einen bloßen Namen, oder für ein Phantom zu halten, von welchem man denken kann was man will? Und wenn ein leichtfertiger Aristophanes sich unterstehen darf mit seinem ausgelassenen Witze einen Socrates öffentlich anzugreifen und dem Gelächter der versammelten Zuschauer bloß zu stellen, was ist die Folge davon? Das Volk zu Athen bekommt

nachtheilige Eindrücke von dem groſsen Manne, und Melitus und Anytus Muth, eine halsbrechende Anklage gegen ihn zu unternehmen. Man wird hoffentlich dergleichen Misbräuche nicht mit der möglich guten Würkung in einer entfernten Zukunft rechtfertigen wollen. Das sieht einer bittern Verspottung ungemein ähnlich. Auf diese Art thun wohl diejenigen so gar unrecht nicht, welche Feuer anlegen oder Ueberschwemmungen veranlassen; denn im ersten Fall wird die abgebrannte Stadt regelmäßiger und schöner wieder aufgebauet, und im andern das verwüstete Land durch den zurückgelassenen Schlamm gedünget und fruchtbarer. Mit Gründen von solcher Art läßt sich der Schnee schwarz raisonniren, und Erdbeben oder Pest zu einer Wohlthat für das menschliche Geschlecht umphilosophirē.

Seiner Welt die Ketten durch eine vergrößerte Freyheit zu denken erleichtern, oder nur um einige Gelenke verlängern wollen, ist eine Absicht die vieles entschuldiget und allen Dank verdient. Aber unglücklicher Weise ist sie ein schöner Traum von Platonischer Gattung. Das Mittel ist so gewählt, daß es dem vorgesetzten Zwecke gerade entgegen arbeitet. Die philosophische Freyheit steht mit der politischen in keinem Verhältniß. Je mehr Freyheit zu denken destomehr Verfeinerung der Begriffe und Sitten, und je mehr Verfeinerung, desto mehr Schwäche, und durch eine richtige Folge auch desto mehr Dienstbarkeit, wie dieses die Annalen der Menschheit durchgängig bestätigen. Der halbe oder Viertelbarbar ist zu allen Zeiten allein der freye Mann gewesen. Der aufgeklärte und verfeinerte Bürger war und ist überall dienstbar, unter welcher Regierungsform er leben mag. Auch in den sogenannten freyen Staaten umgeben ihn feine und fast unsichtbare Bande in so groſser Anzahl, daß sie eben die Würkung der groben Seile und Ketten thun, die man anderwärts wahrnimmt. Für den groſsen Haufen ist auch der Mangel der Freyheit kein groſser Verlust. Sie ist für ihn nicht brauchbar, und nichts mehr als ein schöner Name.

Mit der Freyheit des Geistes steht es in unserm mütterlichen Europa an den mehrsten Orten noch ganz leidlich; und es scheint sich auch da, wo er noch unter dem Druck lebt, ganz gut für ihn zur Besserung anzulassen, wenn sonst die Prognostik nicht trügt, oder wir nichts durch unsere Eilfertigkeit und unrechte Hülfe, die wir der Sache geben wollen, verderben. Das Beste ist, die Sache ihren Gang gehen zu lassen, und den Plan der Vorsehung nicht zu frühzeitig errathen zu wollen, der uns auch in der nahen Zukunft stets ein schwer zu lösendes Räthsel bleibt. Zu viel Klügeley und Künsteley schadet gemeiniglich, und es dürfte uns leicht mit unsrer lieben Freyheit zu denken gehen wie denen, welche nicht zufrieden mit einem erträglichen Gesundheitsstande ihn immer besser haben wollen, und so lange daran bessern

und

und flicken, bis sie ihn völlig zu Grunde richten.

Ein aufrichtiger Freund der Menschen, der seine ähnlichen Mitgeschöpfe mit warmem Herzen und kaltem Kopfe liebt, der das wahre Wohl derselben ohne eigennützige Nebenabsicht sucht und beherziget, zugleich aber dasselbe sowohl als seine Menschen ein wenig kennt, und weiß, daß sie weder eine ganze Freyheit noch eine ganze Dienstbarkeit ertragen können, wird ihnen das größte Maaß der Freyheit wünschen das sie leiden können. Nicht zu viel, weil es ungesund ist, aber auch nicht zu wenig, weil es ebenfalls schadet. Lieber etwas zu viel, wenn ja eins seyn soll, indem es so schwer ist das rechte Maaß genau zu treffen. Er wird nicht glauben, daß man gleich ein Feuergeschrey erheben, oder die Sturmglocke ziehen müsse, wenn einige Funken aus einem Rauchfange oder Laterne fliegen; aber er wird es auch nicht rathsam finden, ein Lustfeuer mitten in der Stadt abzubrennen, wenn es auch noch so schön wäre, und es sonderlich in seiner Nachbarschaft von Herzen verbitten. Mit willigen Händen wird er dem sich unterscheidenden Witze und Scharfsinn verdienten Beyfall geben und den gebührenden Weihrauch streuen, aber auch glauben, daß sie ihn nur dann fodern können, wann sie ihre Waffen nicht gegen die Wahrheit und Tugend, oder die öffentliche Wohlfahrt und Ruhe kehren; und wenigstens, wenn sie auch keine Freunde und Vertheidiger derselben werden wollen, doch weder öffentlich noch heimlich auf die feindliche Seite treten. Er wird wünschen, daß der so sehr gefallende Witz sich nie durch Ausgelassenheit, Schlüpfrigkeit und zügellosen Muthwillen entstellen, sondern vielmehr sich durch bescheidene Mäßigung noch angenehmer und reizender machen möge, welche ihm eben das was der Schleyer der Schönheit ist; – und sonderlich daß der Scharfsinn gewisse ehrwürdige Gegenstände schonen, unwesentliche Mängel um des wesentlichen Guten willen übersehen, und wenn sie zu stark darin verwebt und nicht ohne Riß abzusondern sind, jene lieber um dieses willen dulden, als dieses mit jenen verwerflich machen wolle; indem der geringere Misbrauch wegen des größern Gebrauchs billige Nachsicht und Schonung verdient. Er wird den Untersuchungen und Unternehmungen gegen Dummheit, Aberglauben und Vorurtheil, von philosophischer und unphilosophischer Abkunft, den besten Fortgang gönnen, und sie mit den aufrichtigsten Segenswünschen begleiten, in der festen Hoffnung, daß man sie mit nöthiger Behutsamkeit und so anstellen werde, daß man nicht zu tief, und den Grund des Gebäudes bloß gräbt, indem man den Sumpf ableiten will. Es kann und muß geschehen, ohne daß man dem Gebäude zu nahe kommt, und es in Gefahr setzt zu sinken, oder gar einzufallen. Unsere Welt hat noch manche Verbesserung nöthig, und ist derselben auch in vielen Stücken

fähig; aber ihre Misbräuche, die wie eine Alluvion durch den Strom der Zeit entstanden sind, werden auch am besten und leichtesten durch die Hülfe desselben wieder fortgeschafft. Man kann suchen ihm eine bessere Richtung zu geben, wenn sein Lauf sich zugleich mit dahin leukt; aber ihn durch kostbare und mühsame Anstalten zwingen wollen, ist mehrentheils verlorne Arbeit, welche die Mühe und Kosten nicht bezahlt. – Er wird endlich wünschen, daß der Welt durch den Dienst ihrer hervorragenden Genies immer mehr Licht aufgehen möge; aber weder so plötzlich noch so viel, daß sie dadurch geblendet wird, und am Ende gar nichts mehr siehet, – daß man über Alles gesund, aber nie krank und in neuscheinenden ekstatischen Fieberträumen denken möge, – daß man überall viel denken, aber sich nicht überdenken, noch so viel und mancherley durch einander denken möge, daß man zuletzt nicht mehr weiß was man davon denken soll. Obscurus.

Kurze Anmerkung zu der im 56ten Stück des Hannoverischen Magazins von diesem Jahr gethanen Anfrage:

In Ländern, wo das Molkenwerk am meisten aufbringt, als in Holland, West- und Ostfrießland, auch dem Budjadinger Lande, wird des Tages nur zweymal gemolken; hingegen ꝛc.

Man hat in der Anfrage mit Recht einige, ihrer guten Viehzucht halber vorzüglich berühmte Provinzen nahmhaft gemacht. Von den benannten Ländern und Districten kann ich zwar nicht Rechenschaft geben, warum in denselben nur zweymal an jedem Tage gemolken wird, da sich doch die Hauptbeschäfftigung ihrer Einwohner auf das Molkenwerk einschränkt. Allein ich habe mich in einem andern Reich Europens darüber belehren lassen, in welchem das Molkenwerk eben so eifrig gehandhabet wird, nur mit dem Unterschied, daß mehr Rücksicht auf die Viehzucht und den Viehhandel, als auf das eigentliche Molkenwerk, genommen zu werden scheint.

Es ist nemlich bekannt, daß in einigen Gegenden des Königreichs Ungarn die Viehzucht ein so beträchtlicher Artikel der Landökonomie ist, als sie es nur irgend seyn kann. Jene ausgedehnte grasichte Fluren dieses Reichs, die der Lüneburger Heide sehr unähnlich sind, wimmeln vom fettesten Hornvieh. Die Heerden einzelner Privatpersonen bestehen aus vielen tausend Stücken, deren Hirten oft in ganzen Jahren in kein Dorf zurückkommen.

Nun ist es in der That sonderbar, daß bey dieser Beeiferung in der Viehzucht des Tages nur zweymal gemolken wird, da man in manchen Dörfern eben desselbigen Königreichs dreymal das Vieh melket. Der Grund, den man

man zur Rechtfertigung dieses Verfahrens angiebt, ist dieser, daß man um so viel eher schönes Vieh, schöne fette Heerden erhalten möge. Es scheint nemlich der Unterschied, unter einem zwey- oder dreymaligen Melken an Einem Tage, in Absicht auf den Ertrag nicht sehr beträchtlich zu seyn, und man glaubt, den unbedeutenden Verlust in Ansehung der Molken durch ein schönes fettes Vieh, und durch gesunde mit vielen Kräften versehene Junge ersetzt zu erhalten, die in kürzerer Zeit zur Größe und Schönheit des Ungarischen Viehes gedeyhen, wenn sie von starken, gesunden, muntern Kühen geboren werden.

Ich bin nicht im Stande die Güte des angegebenen Grundes zu beurtheilen. Ganz untauglich scheint er nicht. Und wenn dieses ist: so läßt sich vermuthen, daß in denen in der Anfrage berührten Ländern eben derselbige Bewegungsgrund das Verfahren der Bewohner leiten mag, zumal da die Absicht eines guten Molkenwerks und einer guten Viehzucht, die auf die Schönheit des Viehes vorzüglich Rücksicht nimmt, leicht vereinigt seyn können. M . .

Auf Begehren wird folgende Anzeige allhier eingerückt:

Anzeige der Lehrstunden, welche in dem Winter halben Jahre 1776 bis 1777 auf der Churfürstlichen hohen Cameralschule zu Lautern gehalten werden.

Die reine Mathematik wird Herr Professor Sukow den October, November und December alle Woche fünf Tage, Morgens von 9 bis 10, und von 11 bis 12 über des Freyherrn von Wolf Anfangsgründe der Mathematik vortragen.

Die Naturlehre wird der nemliche im Jenner, Hornung und März alle Woche fünf Tage, Morgens von 9 bis 10, und von 11 bis 12, über Hrn. Hofcammerrath Sukows Physik lehren, und die erfoderlichen Versuche darüber anstellen.

Die Naturgeschichte wird Herr Professor Sukow alle Woche fünf Tage, Nachmittags von 3 bis 4 Uhr, und zwar diesen Winter das Thierreich und die Mineralogie nach Herrn Erxlebens Naturgeschichte erklären, und bey der Mineralogie Cronstedts Versuch einer Mineralogie zur Hülfe nehmen, und die Stuffen aus dem Naturaliencabinet vorzeigen.

Die Stadtwirthschaft, oder die Lehre von sämmtlichen Handwerkern, Künsten, Manufacturen und Fabriken wird Herr Hofrath Schmid, nach seinem noch ungedruckten Lehrbuche den October und November, alle Woche fünf Tage, Morgens von 9 bis 10, von 11 bis 12, und Nachmittags von 3 bis 4 vortragen. Hierauf wird der nemliche

Die Handlungswissenschaft den December 1776 und Jenner 1777, nach des Herrn von Sonnenfels Grundsätzen der Handlung- und Po-

licenwissenschaft, zweyten Theil, alle Woche fünf Tage, Morgens von 9 bis 10, von 11 bis 12, und Nachmittags von 3 bis 4 erklären, und Mays Anfangsgründe der Handlung mit zur Hülfe nehmen. Endlich wird der nemliche

Die Policeywissenschaft, den Hornung und März, über des Herrn von Sonnenfels Grundsätze ersten Theil, alle Woche fünf Tage, Morgens von 9 bis 10, von 11 bis 12, und Nachmittags von 3 bis 4 Uhr lehren.

Eine practische Anleitung im Stil wird Herr Professor Melzheimer alle Montag Morgens von 9 bis 10, und 11 bis 12, den Winter über nach Anleitung des Lindnerischen Lehrbuches geben, und die Zuhörer in Aufsätzen üben.

Im Französischen geben Herr Castillon; im Zeichnen Herr Weiser, und im Rechnen Herr Kraft auf Begehren den verlangten Unterricht.

Die gesellschaftliche Bibliothek wird alle Montage Abends von 5 bis 7 Uhr geöffnet, und hat jedermann daselbst einen freyen Zutritt. Wer aber ein Buch gelehnt haben will, muß ein von einem Lehrer unterzeichnetes Billet dem Aufseher der Bibliothek, Hrn. Kraft übergeben.

Da hier eine neue Methode vorzulesen angekündiget ist: so hält man sich verbunden, dem Publico Rechenschaft davon zu geben. Es muß dem Jünglinge allerdings schwer fallen, in einem Tage drey bis vier Wissenschaften zugleich zu hören, und daß ihm dies nicht eine wahre Hinderniß im Fortschritte der Wissenschaft sey, daran ist nicht zu zweifeln. Zudem gründet sich eine Wissenschaft meist auf die andere; wie kann aber der Jüngling dies nutzen, wenn er sie neben einander hört? Bey der hohen Cameralschule geht es glücklicher Weise an, hier Verbesserungen anzubringen, und nur jene Wissenschaften die viel Gedächtniß; als z. B. die Naturgeschichte; oder die, die viele anzustellende Versuche wie die Scheidekunst erfodern, werden täglich eine Stunde gewidmet behalten, alle andere werden so lang allein gelesen werden, bis sie beendiget sind. Und so hofft man, daß nicht allein die studirende Jugend einen bessern Zusammenhang der Wissenschaften erhalten werde, sondern auch, indem immer eine der andern zum Beweise dient, die vorhergehende unmittelbar zu wiederholen Gelegenheit habe. – Daß die Stunden der Lehrer diesmal zugleich sind, ist mit guter Ueberlegung geschehen. Nach dem Plane unserer Cameralschule kann nie ein Jüngling zugleich Zuhörer von dem einen und dem andern Lehrer seyn; folglich hindert keiner den andern in seinen Stunden.

Avertissement.

Das neue System der Chronologie, welches von dem Herrn Superintendens Frank mit großer Mühe und vieljährigem Fleiße ausgearbeitet und dessen Prälusion bereits im Jahre 1774 in Göttingen ans Licht getreten, liegt nun zum Drucke fertig. Da dieses ein neues und in seiner Art das erste und einzige Werk ist, welches seinen Grund selbst in der heiligen Schrift hat, die auch eben dadurch ein neues unwidersprechliches Zeugniß ihrer Wahrheit und Göttlichkeit bekömmt, so hofft man den Beyfall des gelehrten Publicums um so viel eher zu erhalten, da bereits die ersten Grundrisse desselben mit Beyfall aufgenommen worden.

Der Grund dieser Chronologie ist der bekannte Cykel von 7 mal 7 oder 49 Jahren, welchen Gott selbst durch Mosen dem Israelitischen Volke gegeben, daß sie nach demselben ihre Sabbaths- und Jobeljahre einrichten sollten. Von diesem Cykel hat der Verfasser durch fleißiges Nachforschen entdeckt, daß derselbe der vollkommenste tropische Epactencykel sey, durch dessen Hülfe die Epacten, das ist, die Unterscheidungszeit zwischen dem Mond- und Sonnenjahre, und vermöge dieser die wahren Neumonde für alle Jahre genau bestimmt werden können. Er hat ferner bemerkt, daß durch Zusammensetzung mehrerer von solchen Cykeln eine Periode entstehe, durch welche die Jahre, Monate, Wochen und Tage für alle Zeiten astronomisch richtig bestimmt werden können. Eine solche Periode nennet der Verfasser eine Jobelperiode, weil sie aus Jobeljahrscykeln besteht, und beweist, daß solche mit dem ersten Jahre und zwar mit dem 23ten Sept. unsers Calenders anfange, und durch alle Zeiten mit den Jahren der Welt nach dem Laufe der Sonne und des Mondes gleich gehe. Er vergleicht diese Periode, mit der sehr bekannten Julianischen, die 532 Jahre weiter zurück ihren Anfang nimmt, und zeigt nicht nur die Uebereinstimmung beyder, sondern auch den großen Vorzug jener vor dieser, welchen er darin setzt, daß die Julianische Periode nur hypothetisch, die Jobelperiode aber historisch ist; jene nur nach Julianischen, diese aber nach wahren Sonnenjahren zählt.

Es ist dieses Werk sowohl für die biblische, als weltliche Chronologie von einem unschätzbaren Nutzen, daher auch schon mehrere Gelehrte, insonderheit das Königliche historische Institut in Göttingen der bereits edirten Grundlage ihren Beyfall nicht versagt und die Vollendung des ganzen Systems längst gewünscht haben. Denn hiedurch wird die Wissenschaft der technischen Chronologie, welche der Grund der historischen ist, in ein neues Licht gesetzt und zu einer mathematischen Gewißheit gebracht. Es wird aber auch selbst die biblische historische Chronologie, von welcher man gezweifelt, daß darin eine Gewißheit zu erhalten, durch ihr eigenthümliches Licht – die Jobel-

periode, die aus der Bibel genommen – so erleuchtet, daß Niemand, der das Werk mit Einsicht und Nachdenken lieſt, noch zweifeln wird, daß die Geſchichte der heiligen Schrift nach der vollkommenſten Chronologie abgefaßt, und eben dieſe bibliſche Chronologie der Grund aller andern Zeitrechnungen ſey. Aus dieſer Urſache trägt auch der Verfaſſer kein Bedenken, ſie eine Fundamentalchronologie zu nennen.

Damit aber dieſes wichtige Werk auch den ausländiſchen Gelehrten, die Freunde der Chronologie ſind, bekannt werde, ſo hat der Verfaſſer ſolches in lateiniſcher Sprache abgefaßt, iſt aber auch bereit, wenn ſich Liebhaber genug dazu finden ſollten, eine deutſche Ueberſetzung zu beſorgen.

Das ganze Werk beſteht aus zweyen Theilen.

Der erſte iſt technisch oder theoretisch, und handelt die Grundſätze der Jobel-Chronologie ab. Der andere aber iſt hiſtoriſch und trägt die Geſchichte der Bibel nach dem Leitfaden der Jobelperiode vor.

Der technische Theil wird in fünf Kapittel getheilt. Das erſte erklärt das Geſetz Gottes von der Jobeljahrsfeyer, wie auch die eigentliche Beſchaffenheit des Jobeljahrs und des Jobelcykels. Das andere handelt von den Theilen des Jobelcykels und zeigt die Uebereinſtimmung mit andern bekannten Zeitcykeln, welche zugleich erklärt werden. In dem dritten werden verſchiedene chronologiſche Aufgaben mit ihren Auflöſungen und bey Gelegenheit die wichtigſten chronologiſchen Sätze und Wahrheiten vorgetragen. Das vierte handelt von den bibliſchen Epochen, als der Schöpfung, der Sündfluth, des Ausgangs u. ſ. w., welche feſt geſetzt und auf die Jahre der Jobelperiode reduciret werden. Das fünfte beſtimmt die Epochen der alten Völker, als der Aegyptier, Babylonier, Griechen und Römer nach der Jobelperiode.

In dem andern Theile, welcher ganz hiſtoriſch iſt, wird die Geſchichte der Bibel vom Anfange der Welt, bis auf den Untergang der jüdiſchen Republik chronologiſch nach dem Leitfaden der Jobelperiode erzählt, und in der Erzählung ſelbſt die mehrſten Zweifel gehoben, wie auch die ſchweren Stellen der Chronologie und Geſchichte ins Licht geſetzt.

Der Anhang beſteht aus hiſtoriſch-chronologiſchen Tafeln vom Anfange der Jüdiſchen Republik bis auf gegenwärtige Zeit, in welchen die Zeitpunkte der bibliſchen und profan Geſchichte mit der Jobelperiode und andern Zeitaltern und Zeitcykeln in Vergleichung geſtellt ſind. Der Schluß wird mit dem moraliſchen Nutzen dieſer Chronologie gemacht, und gezeigt, wie ſolche zur Ueberzeugung ſowohl der Schriftſpötter, als der Juden, und zur Glaubensſtärkung der Liebhaber der heiligen Schrift diene.

Auf vorbemerktes Werk kann man im Intelligenzcomtoir zu Hannover mit 1 Rthlr. 18 gr. pränumeriren, wofür demnächſt ein Exemplar auf Schreibpapier erfolgt. Wem zu ſubſcribiren gefällig ſeyn ſollte, erhält für genannten Preis ein Exemplar auf Druckpapier.

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Freytag, den 18ten October 1776.

Verschiedenes das unglaublich oder unmöglich scheint, und dennoch wahr ist.

Daß wir Herren der Erdkugel und ihrer Geschöpfe, daß wir Menschen, die Furchtbaren sind, vor welchen der schreckliche Jäger im Mondscheine, der starke Löwe zittert, und der grausame Tiger nur denn erst seine Klauen ausstreckt, und seinen Herrn den Menschen zur Speise nimmt, wenn sein Hunger noch größer, als seine Furcht vor ihm ist; daß wir die Denkmäler unserer Größe in ungeheuren Pyramiden, Colossen, und Gebäuden, der Nachwelt zur Bewunderung aufthürmen; dem Strome einen Weg unter der Erde hin bahnen; und dann ihn durch die bodenlose Luft leiten, so, daß der sehnigte Arm des Schiffers, sein belastetes Schiff, Meilen weit unter der Erde weg, und hoch über unserm Haupte, sicher dahin rudert a); daß wir Weisen die Entfernung der Weltkörper und ihre Größe richtig bestimmen, die Zeit ihrer Verfinsterung Jahre vorher sagen, die Tiefe des Meers welche kein Bleywurf ergründet, messen; daß wir wissen, wie die Blitze erzeugt werden, und wie schnell ihre Gefährten die Donner durch die Luft zittern; und der hohen Dinge viel erforscht haben; und daß wir dennoch kein Mittel ergrübeln können, um genau zu bestimmen, wie schwer eigentlich ein Pfund ist, wie viel Getreide ein gegebenes Maaß in sich faßt, wie groß die Dinge die wir beschauen und betasten können, würklich sind; daß der Größte unter uns Großen, sich in unendlichen Fällen begnügen muß, der Wahrheit nur nahe zu kommen; das ist kaum glaublich, und dennoch ist es wahr.

Zween scharfe Beobachter mögen einmal durch die empfindlichste Wage bestimmen sollen, wie viel Aß ein gegebenes Pfundstück wiegt. Ihre Angaben werden, wenn nicht ein blindes Ohngefähr sie täuscht, verschieden seyn. Denn ist das Pfundstück mit einer

a) Dies erstaunliche Werk hat der Herzog von Bridgwater ausgeführt. Man sehe des Herrn Oberdeichgrefen Beckmann Beschreibung des Canals des Herzogs von Bridgwater, in diesem Magazine 1774. St. 47. 48 und 49.

Anzahl Aß ins Gleichgewicht gebracht; so wird man noch einige Aß mehr hinzu legen, oder einige davon nehmen können, ohne die scheinbare Gleichheit dadurch zu unterbrechen. Wer von den Beobachtern hat nun die Schwere eines Pfundes richtig bestimmt? Wahrscheinlich keiner, und bey der Vergleichung eines Centners, würden schon hinzugelegte Lothe, keine Bewegung in der Wage verursachen. Bis jetzt noch, hat kein Genie ein Mittel gefunden, durch welches zu bestimmen wäre, ob zwey Gewichte, die wir gleich schätzen, auch würklich gleich sind.

Eine Person mag zu verschiedenen malen, mit gleicher Sorgfalt, ein Maaß mit Getreide füllen, er wird nie eine gleiche Anzahl Körner finden, ob er gleich dasselbe Maaß, und denselben Weizen zu seinem Versuche wählt. Es sind also die Verhältnißtafeln verschiedener Gewichte und Maaßen, nicht aufs schärfste zu nehmen.

Wer es wagt, ein Mittel auszufinden, wie die wahre Größe der Dinge zu bestimmen sey, der wird auf jeglichem Wege, den er wählt, unersteigliche Klippen antreffen, die sein zu kühnes Unternehmen fruchtlos machen. Wäre der Bau des Auges bey allen Menschen völlig gleich; so würde freylich ein Gegenstand, der unter einerley Umständen betrachtet wird, in aller Augen ein gleich großes Bild darstellen, werden aber darum alle Menschen diesen Gegenstand gleich groß sehen? Das Bild von jenem Hause in meinem Auge, ist viel kleiner als mein Auge, ich aber sehe das Haus viel größer, als ich selbst bin. Die Seele vergrößert die Bilder, welche sie im Auge findet, wer aber kann mit Grunde behaupten, daß diese Vergrößerung bey allen Menschen gleich stark sey? Vielleicht sieht dieser Alles was er sieht, Millionen mal größer, als jener. Die wahre Größe ist vielleicht das Mittel zwischen beyder scheinbaren Größe; für uns Menschen aber ist kein Weg offen, diese Verschiedenheit durch Versuche zu bemerken.

Aber auch die von den Gegenständen verursachten Bilder, sind schon deswegen in aller Augen nicht gleich groß, weil der Krystall in des einen Menschen Auge mehr oder weniger, als der Krystall in des andern Auge, erhaben ist.

Wenn aber auch die Natur uns Menschen einerley Augen gegeben hätte, und wenn die Seele das Bild in aller Augen gleich stark vergrößerte, wäre alsdann das gesuchte Ziel erreicht? Nein, auch hiedurch würden wir noch nichts gewinnen. Denn die scheinbare Größe einer Sache, wird durch den Winkel bestimmt, welchen Linien aus ihren äußersten Grenzen am Auge bilden, sie nimmt ab oder zu nach den Quadraten der verschiedenen Entfernungen. Eine Fläche erscheint viermal kleiner, wenn sie noch einmal so weit vom Auge gerückt wird, und neunmal größer oder kleiner, wenn sich ihre Entfernung, wie eins zu drey verhält. Dies ist aufs schärfste erweislich. In welche Entfernung vom Auge nun, soll man einen Gegenstand stellen, damit

mit seine scheinbare Größe, der wahren Größe gleich werde? Jedermann sieht einen Gegenstand in seiner wahren Größe, aber in welcher Entfernung stimmt sie mit der scheinbaren Größe überein? Ist der Mensch so groß, als ich ihn Einen, oder als ich ihn tausend Schritte von mir sehe? Und ist diese Entfernung, welche die wahre Größe bestimmt, bey allen gleich? Wer kann diese Fragen beantworten?

Daß man täglich von einer Schuld etwas abbezahlen, und doch die Schuld nie ganz tilgen; sich beständig einem Ziele nähern, ohne dasselbe jemals zu erreichen; von einem Bande immerfort etwas abschneiden, und dem ohngeachtet nie das Ende erreichen; von einer jeden Zahl beständig etwas wegnehmen, und doch die Zahl nie ganz erschöpfen könne; das scheint widersprechend zu seyn, und dennoch ist alles dieses möglich. Eine Größe wird nie ganz vernichtet, wenn man auch Ewigkeiten durch, vom Reste immer einen Theil wegnimmt, das ist, wenn man den Rest immerfort durch einen Bruch multiplicirt. Um dies zu erläutern, mag der erste und letzte Fall dienen.

Ich bin meinem Creditor Einen Thaler schuldig, um ihn zu befriedigen, will ich jeden Tag die Hälfte von dem, was ich noch schuldig bin, entrichten, wann wird die Schuld ganz bezahlt seyn? Sie wird täglich kleiner, aber ganz bezahlt wird sie nie. Eine fortgesetzte Multiplication der noch haftenden Schuld durch $\frac{1}{2}$ wird zeigen, daß nach dem getroffenen Accorde, eine gänzliche Bezahlung unmöglich sey. Wäre die Schuld bis auf ein Millionstheil Pfennig abgetragen, so könnte ich zwar die völlige Bezahlung in keiner Münze leisten, allein die Größe des Restes ist doch ein bestimmter Theil von einer Münze. Dürfte ich für einen Pfennig, eine Million Sandkörner liefern; so würde der Rest noch ein Korn seyn.

Die Zahl 4, um $\frac{3}{4}$ ihrer Größe verkleinern; und diese Verkleinerung, durch jeden folgenden Rest so lange fortsetzen, bis nichts mehr da wäre; das würde eine Arbeit ohne Ende seyn. Ein jedes durch $\frac{1}{4}$ erzeugte Product, würde zwar immer einen kleinern Rest liefern, aber noch immer würde ein Rest übrbleiben. Nähme man statt der nahmlosen 4, eine Stange von vier Zoll, so würde ein höchst kleiner Theil von ihr, noch unendlich theilbar seyn.

Ein Bruch, z. E. $\frac{2}{3}$ in einem Decimalbruche ausgedrückt, giebt in der ersten Ziffer, den Werth von $\frac{2}{3}$ ziemlich genau. Jede Ziffer mehr, bringt den Decimalbruch der Wahrheit näher, und Millionen Ziffern erreichen sie nicht ganz. Ziehet man aus einer Irrationalgröße, die Wurzel irgend einer Dignität, so nähert man sich ebenfalls beständig einem Ziele, das man nie erreicht.

Werden nicht durch die angezeigten Fälle, die ich noch um ein ziemliches vermehren könnte, endliche Größen in unendliche Theile getheilt? Eine nicht geringe Anzahl geometrischer Beweise, die aber ohne Figuren unverständlich sind, zeigen noch deutlicher und

unwidersprechlich, daß ein gegebener Raum bis ins Unendliche theilbar sey. Was aber den Raum trifft, das trifft auch den Körper, der diesen Raum ausfüllt.

Aber streitet die unendliche Theilbarkeit der Materie nicht wider die Vernunft? Man hat dies behauptet, und der würklich große Leibnitz nahm an, daß die Körper aus höchst kleinen Theilen, aus Monaden bestehen, welche Gott selbst deswegen nicht weiter theilen könne, weil diese Elemente keine Theile, keine Größe, und folglich keine Figur hätten. Die neuern Vertheidiger des Monadensystems, nehmen zwar untheilbare Elemente der Körper an, legen ihnen aber eine Größe bey, weil im widrigen Falle keine Größe aus ihnen erwachsen könne. Der Beweis dieses Systems ist, weil das Gegentheil, oder die unendliche Theilbarkeit der Materie, Widersprüche enthalte. Ist diese Beschuldigung gegründet; so ist das Daseyn der Monaden bewiesen, weil kein Drittes möglich ist.

Man sagt: die Größe eines Körpers ist endlich, die Anzahl seiner Theile unendlich, dies ist ein Widerspruch.

Aber nur dann widerspricht man sich, wenn man von einer und derselben Sache sagt, sie sey unter gleichen Umständen so, und auch anders. Hier aber sind zwey verschiedene Dinge, Größe und Anzahl. Die Größe kann endlich, die Anzahl ihrer Theile unendlich seyn, dies haben die zuvor gegebenen Exempel bewiesen.

Weiter wendet man ein: Wäre die Anzahl der Theile, sowohl in einer kleinen, als auch in einer tausendmal größern Kugel unendlich; so hätte die kleine entweder so viel Theile, als die größere, oder eine Unendlichkeit wäre hier tausendmal größer, als die andere, welches beydes sich widerspricht?

Enthält aber dieser Einwurf nicht selbst einen Widerspruch? Heißt er nicht, eine nie vollendete Theilung vollenden? Der Ausdruck, eine Größe hat so viel Theile als die andere, setzt bestimmte Gränzen, eine bestimmte Anzahl, setzt eine Endlichkeit zum voraus, da doch im angenommenen Falle, gränzenlose Unendlichkeiten sind. Man nimmt also in der Folgerung dasjenige endlich an, was man in der Voraussetzung unendlich annahm. Nur dann erst, wenn die Theilung würklich vollendet wäre, könnte man die Anzahl beyder Theile bestimmt annehmen, und solche mit einander vergleichen. An der vollendeten Theilung aber, fehlt noch immer eine unendliche Reihe. Kann man die Längen zweyer Bänder gegen einander vergleichen wenn man ihre Enden nicht hat? Der ganze Unterschied zwischen den beyden Kugeln besteht darin, daß die Theile der größern Kugel erst tausendmal später eben so klein werden, als es die Theile der kleinern früher waren, nicht aber in der Anzahl ihrer Theile, die nach der Annahme in beyden Kugeln gränzenlos ist. Ein beständig laufendes Rad enthält keinen Widerspruch; nach dem gemachten

Einwurfe aber, müßte ein beständig laufendes Spinnrad einen Widerspruch enthalten und zwar deswegen, weil die Spindel zehn Umläufe gegen Einen Umlauf des Rades vollendet. Ja stünde die Maschine gegen die Voraussetzung irgend einmal stille; so hätte die Spindel zehnmal mehr Umläufe als ihr Rad gemacht, beyder Anzahl aber wäre alsdann endlich. Das langsamere Rad wird immerhin dieselbe Anzahl Umläufe, nur zehnmal später, als die Spindel erreichen. Enthält der geschwindere Lauf des einen, die Unmöglichkeit des andern in sich? Zwey Würmlein umkriechen den Stamm eines Baums, warum ist es schlechterdings unmöglich, daß diese Thiere ihre Reise unaufhörlich fortsetzen? Weil eins mit doppelter Geschwindigkeit nur halb so viele Schritte, als das andere macht. Denn, sagt man, beyde vollführen eine unendliche Anzahl Schritte. Entweder eine Unendlichkeit ist hier zweymal größer, als die andere, oder sie machen gleich viel Schritte, welches beydes sich widerspricht. Gewiß eine sonderbare Ursache der Unmöglichkeit, und doch ist es eben diese, welche man gegen die unendliche Theilbarkeit der Materie einwendet. Was dort Theile sind, das sind hier Schritte.

Noch ein Einwurf, der nur den vorigen in ein helleres Licht setzt. Ein Körper bestehe einmal aus unendlichen Theilen. Ich zerschlage ihn in zwo Hälften, eine Hälfte hat nur halb so viele Theile, als der ganze Körper, und dennoch sind auch die Theile dieser Hälfte unendlich. Ist hie eine Unendlichkeit nicht halb so groß als die andere? Und ist dies nicht ein Widerspruch?

Der Körper ist freylich jetzt nur halb so groß, als er zuvor war. Aber war nicht die Hälfte schon zuvor unendlich theilbar? und das ist sie noch. Jeder Theil eines Körpers, ist als ein besonderer Körper, der unaufhörlich theilbar ist, zu betrachten. Wäre der gemachte Einwurf richtig, so müßte auch folgendes richtig seyn. Sowohl mein Geist, als auch der Geist Adams, des Vaters der Menschen, wird ewig seyn. Adam aber war sechs tausend Jahr früher als ich, folglich lebe ich eine Ewigkeit weniger sechs tausend Jahre, oder er, eine Ewigkeit und sechs tausend Jahre darüber. In welchem Hinterhalte hält sich der Widerspruch, der in der Folgerung sonnenklar wird, versteckt? In der Sache selbst liegt er nicht, so wenig, als er in der unendlichen Theilbarkeit liegt. Wir wollen ihn aufsuchen. Adam mag jedes Jahr einen Triangel, oder sonst etwas verfertigen, ich, desgleichen. Kann man nun jemals sagen: der unendlich lebende Adam hat eine unendliche Menge Triangel gemacht? Das hat er nie gethan. Denn er wird immerhin ohne Ende noch Triangel machen. Eine bestimmte Unendlichkeit ist unmöglich. In dem Ausdrucke, eine Unendlichkeit ist so groß, oder halb so groß, sagt man: die Unendlichkeit sey endlich. Man begeht also

einen wahren Widerspruch, indem man den Vertheidiger der unaufhörlichen Theilbarkeit, eines Widerspruchs beschuldigt.

Noch ein Einwurf: Körper haben außer der Ausdehnung auch Kräfte; der bloße Raum mag immerhin unendlich theilbar seyn. Aber eine Substanz, welche eine Kraft äußert, muß einfach, folglich ohne Theile seyn; also sind die Monaden, auf welche die Kräfte der Körper beruht, einfach. Die äußerst mögliche Theilung eines Körpers, ist diejenige, wenn er wieder in die Substanzen zerlegt wird, aus welchen er zusammengesetzt war.

Eben das, was hier als ausgemacht vorausgesetzt wird, eben das ist der Punkt, worüber man streitet. Wie ein Körper eine Kraft besitzen, und ausüben könne, das ist für uns Menschen in eine gleich dicke Finsterniß gehüllt, wir mögen ihn einfach oder zusammengesetzt annehmen.

Noch könnte man einwenden: eine unendliche Theilung sey zwar in geometrischen Schlüssen, oder in Ziffern möglich; sie werde aber unmöglich, wenn sie an einem würklichen Körper in Ausübung gebracht werden solle.

Warum? Geben Ziffern nicht immer genau die Punkte in einem Körper an, wo die Schnitte geschehen müßten. Und wer ist vermögend, die Richtigkeit der geometrischen Beweise, und ihre scharfe Bestimmung, durch gegründete Einwürfe zu entkräften? Aus welchem Grunde aber, enthält eine an sich mögliche Sache, in der Ausführung einen Widerspruch? In der zu großen Feinheit der Theile? Ja uns Menschen ist es schon unmöglich, ein Haar, oder den Faden eines Spinnengewebes zu spalten, da doch schon die Vergrößerungsgläser zeigen, daß sie noch Seile sind, die aus einer Menge zarter Fäden bestehen. Ein entzündetes Körnlein Schießpulver erfüllt ein ganzes Zimmer; gesalzene Blumen, Gewürze, und wohlriechende Balsame, werfen ohne merklichen Verlust ihres Gewichts, Jahre lang, zarte Theile von sich umher. Diese so feine Theilung, welche schon die Natur verrichtet, würde dem Menschen unmöglich scheinen, wenn nicht die Erfahrung ihn von der Würklichkeit überführte. Sollte nicht ein Geschöpf, das größer, als der Mensch ist, vermögend seyn, ein jedes dieser zarten Theilchen in seine Hälften und Viertel zu zerlegen, da es noch körperlich genug ist, unsere stumpfen Geruchsnerven so empfindlich zu reizen? Und wer wollte hier der Allmacht Gränzen setzen?

Die allerbequemste Art, eine unendliche Theilbarkeit zu widerlegen, ist, wenn man sie gar keiner Widerlegung würdigt, sondern sie schlechthin, ohne Gründe, für ungereimt und lächerlich erklärt. Eine solche Widerlegung, die in mehrern Fällen brauchbar ist, ist eben so kräftig, als wenn man die Richtigkeit eines geometrischen Satzes, durch einen Fluch beweist?

Wie vieles würde der Mensch für widersinnig erklären, wenn nicht die Erfahrung

fahrung ihn zum Schweigen brächte. Daß Schnee oder zerstoßenes Eis, mit heißem Salze vermischt, eine Kälte giebt, welche die Kälte des Eises weit übertrifft; daß ungelöschter Kalk, durch kaltes Wasser, brennende Hitze erhält; daß grüner Vitriol, gelber Gummi, und weißer Gallapfel schwarze Dinte erzeugt; dies schon, und sehr vieles noch, würden Gegenstände seyn, die des Menschen Wahn, ohne sinnliche Ueberzeugung, ungereimt finden würde.

Das System der unendlichen Theilbarkeit, führt den Forscher um Klippen weg, die er bey dem Monadensysteme nicht vermeiden kann. Die untheilbaren Elemente der Körper sind doch nicht Geister, oder mathematische Punkte, aus welchen kein Körper erwachsen kann, sie haben eine Figur und Punkte die außer einander sind. Warum sollte es der Allmacht unmöglich seyn, diese Punkte zu trennen, oder ein kugelförmiges Element in zwo Halbkugeln zu zerlegen? Weil es untheilbar ist, antwortet man. Denn zwingt uns unsere Kurzsicht nicht oft, einen solchen Schluß im Zirkel gelten zu lassen? Warum sinkt ein nicht unterstützter Stein? Welches Band verknüpft die Theile des Stahls so fest mit einander? Wie kömmts, daß saure und alkalische Salze mit einander aufbrausen? Wer kann eine andere, aber gegründete Antwort geben, als weil wir sehen und wissen, daß der Stein fällt, der Stahl hart ist, und diese Salze in der Vereinigung aufbrausen. Ja sähen und wüßten wir auch, daß der Körper eben so gewiß aus untheilbaren Monaden bestünde, als wir wissen, daß der Stein fällt und der Stahl hart ist, so müßte freylich auch hier ein solcher Schluß im Zirkel gelten, jetzt aber, da das Gegentheil nichts widersprechendes enthält, und arithmetisch und geometrisch bewiesen werden kann; so wird die Antwort: Monaden sind untheilbar, weil sie untheilbar sind, nur wenigen befriedigend seyn.

Wenn der Landmann unter der Last des Baums, den er aus dem Walde trägt, ächzet; wenn er sein Bild im Brunnen sieht, oder mit der Brille den Calender liest; wenn er seine Axt auf dem Schleifsteine schärft; so weiß er nicht, und wird es nicht glauben, daß dies alles, aus so großen Eigenschaften der Natur fließt, daß, wenn nur eine derselben mangeln würde, der ganze Erdball schnell eine von Menschen und Vieh gänzlich entvölkerte Wüste werden müßte. Und dennoch ist es gewiß, die Ursache von allem dem, nemlich die Schwere, die Zurückprallung und Brechung des Lichts, und die Friction sind so nothwendige Eigenschaften der Natur, daß der Untergang der vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfe, mit ihrem Untergange nothwendig verbunden wäre.

Was ist die Schwere? Die Schwere auf der Erde oder zur Sonne, ist: die Neigung der Körper, sich dem Mittelpunkte der Erde, oder der Planeten, sich der Sonne zu nähern. Diese Schwere, ist das allgemeine

mäch-

mächtige Band, das die Theile der Erde mit einander, und die Erde mit ihren Geschöpfen, und mit dem Monde, das die Planeten mit der Sonne verbindet. Sie, die Schwere, ist ein starker Beweis des unendlichen Verstandes ihres Urhebers, der durch ein einziges Mittel, so erstaunlich viele und große Endzwecke zu erreichen gewußt hat. Wollte der Wink des Allmächtigen die Schwere wiederum zurücknehmen, wie traurig würde die Folge seyn? Nichts könnte stehen, nichts liegen, kein Tropfen Regen fallen, kein Geschöpf sich nach Willkühr von der Stelle bewegen, denn die Schwere drückt die Körper gegen den festen Boden, so, daß die lebenden Geschöpfe dadurch die Stärke ihrer Glieder gegen denselben würksam machen können. Alles was auf der Erde ist, das Belebte und Unbelebte, würde, wie leichte Spreu, das Spiel jedes sanften Windes seyn. Wir würden von der Erde entfernt, in der Luft, hülflos und ohne Vermögen, uns ihr wieder nähern zu können, herum schweben müssen. Ja der Erdball selbst, mit seinen Flüssen und Meeren, müßte durch den Schwung der Umdrehung um seine Axe zerstäuben, und in das Chaos wieder zurücksinken, aus welchem er einstmals hervorgerufen ist. Zerschnitte die Allmacht das allgemeine Band der Schwere; so würden die Planeten von der Sonne, und der Mond von der Erde, aus der Schöpfung weg, in den unendlich leeren Raum, in ihr Verderben dahin geschleudert werden.

Daß uns die Gegenstände, die wir sehen, sichtbar sind, das rührt von dem Lichte her, welches von ihnen zurückprallt. Fehlte der Natur diese Eigenschaft; so würde außer den leuchtenden Körpern nichts sichtbar seyn. Der Unterricht, welchen uns alsdenn bloß das Gefühl und das Gehör ertheilte, würde höchst mangelhaft seyn, und wir könnten nicht wissen, ob außer den leuchtenden Körpern noch etwas da sey. Eine allgemeine Finsterniß würde die Erde bedecken.

Der Schluß folgt künftig.

Ein Mittel die Mäuse aus dem Saatlande zu bringen.

Sobald ein Morgen besäet ist, werden, ehe die Mäuse wieder hinein laufen, an beyden Seiten in die Furche Löcher gegraben, etwa vier bis fünf Fuß tief. Oben brauchen sie nicht weiter zu seyn, als daß man den Spaten darin rühren kann, unten werden sie weit und mit einer Schaufel ganz schräge gemacht. In diese Löcher laufen die Mäuse, und können nicht wieder heraus, und müssen darinnen sterben. Bey meinen Nachbaren, welche viel Mäuse haben, sind etliche dergleichen Löcher gemacht, und 200 Mäuse an Einem Morgen gefangen.

Großen-Horst. H. K.

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Montag, den 21ten October 1776.

Verschiedenes das unglaublich oder unmöglich scheint, und dennoch wahr ist.

(Schluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufsatzes.)

Wenn aber auch alle Körper das auf sie fallende Licht zurückwürfen, und es wäre keine Brechung des Lichts; so würden doch nur diejenigen Körper sichtbar seyn, welche von einem lichten Körper in geraden Linien getroffen werden könnten. Wir kenneten keine Farben, und eine jede Wolke würde uns in Finsterniß einhüllen. Denn, daß es auch da helle ist, wo die Strahlen eines Lichts nicht in geraden Linien hintreffen können, das rührt vornemlich von der Brechung des Lichts her. Bey dieser so kläglichen Verfassung der Erde, würden nicht da ihre Bewohner umkommen müssen?

Aber die Friction, das Reiben, kann das eine Eigenschaft seyn, von welcher des Menschen Glück, und seine Erhaltung, und die Erhaltung seines Viehes abhängt? O ja! was wir klein und unbeträchtlich ansehen, das ist oft in seinen Folgen sehr wichtig. Was ist die Friction? Sie ist nichts anders, als daß die uns unsichtbaren Erhöhungen des einen Körpers, in die höchst kleinen Vertiefungen des andern Körpers treten, wodurch das Gleiten verhindert, oder doch schwer gemacht wird. Wären alle Körper der Erde auf ihren Oberflächen vollkommen glatt; so würde alles was nicht befestigt wäre, auf einem im geringsten abhängenden Boden herab, in die niedrigste Gegend hingleiten. Die mindeste Abhängigkeit des Bodens würde es uns unmöglich machen, uns von der Stelle zu bewegen. Ja auf einer völlig horizontalen Ebene, würde unser Fall gewiß seyn, wenn wir es wagen wollten, nur einen Schritt von der Stelle zu gehen. Denn, so bald der Mittelpunkt unserer Schwere nur im mindesten über die Grundfläche der Füße hinaus reichte, würden wir gleiten, und ohne uns wiederum empor richten zu können, fallen. Wie unsicher sind nicht schon deswegen unsere Tritte auf einem sehr glatten Eise, weil die Friction hier nur geringe ist! Unsere Feilen und Schleifsteine würden nur überhin gleiten, aber nicht fassen, sie würden zu dem Endzwecke, wozu sie

bestimmt sind, unnütz seyn. Die Dinge die wir heben, die Werkzeuge womit wir arbeiten wollten, würden unsern Händen entschlüpfen. Und die Folge dieser und weit mehrerer Unbequemlichkeiten, muß einem jeden in die Augen fallen.

Wie ist es außerhalb der Welt, jenseits der Schöpfung beschaffen? Um nicht den Vorwurf leerer Träume auf mich zu laden, oder einigen meiner Leser unverständlich zu werden, muß ich vor der Beantwortung, etwas wenigs vom Lichte sagen.

Nach dem Newtonschen Lehrgebäude, wäre das Licht ein Ausfluß aus einem leuchtenden Körper. Das Sonnenlicht also, bestünde aus kleinen Theilen der Sonne. Außerhalb den Dunstkreisen der Planeten und der Sterne, sey ein gänzlich leerer Raum.

Euler behauptete: der ganze Bezirk der Schöpfung, sey mit einer höchst feinen Himmelsluft (Aether) angefüllet. Jedes Feuer befinde sich in einer beständig zitternden Bewegung, diese anhaltenden Stöße des Feuers setzen die Theile des Aethers in Bewegung, welche sich rings umher weiter in Kreisen verbreite, wie sich die Kreise verbreiten, wenn man einen Stein in ein stilles Wasser wirft. Diese zitternde Bewegung im Aether, sey das Licht. Ist die Bewegung in der Himmelsluft heftig, so verursache sie nach den verschiedenen Graden ihrer Stärke, Wärme oder Hitze. Es wäre also in einem finstern Zimmer, so viel Lichtmaterie, als in einem erleuchteten, nur daß der Aether im ersten Falle ruht, im andern, durch ein Feuer in eine zitternde Bewegung gesetzt ist.

Bey einigem Nachsinnen, wird man dem Eulerischen Lehrgebäude den Vorzug vor dem Newtonschen nicht versagen können. Nur Ein Beweis wird dieses zu zeigen hinlänglich seyn.

Die Lichtstrahlen entfernen sich von dem leuchtenden Körper in geraden Linien. Dies ist erweislich. Je weiter sie sich von demselben entfernen, um desto größer werden die Zwischenräume, welche von dem Lichte nicht getroffen werden. Wie groß müßten nicht die unerleuchteten Zwischenräume in einer Entfernung von zwey und zwanzig tausend halben Erddurchmessern, nemlich in der Entfernung der Sonne von der Erde seyn! Und doch, wohin die Spitze einer Nadel, einen der Sonne bloß gestellten Körper auch trifft, da trifft sie Sonnenschein. Die fürchterliche Entfernung eines Sterns von der Erde, würde es kaum vermuthen lassen, daß in Jahresfrist, nur ein Strahl aus dem Stern den kleinen Erdball treffen würde. Aber welcher Punkt der Erde ist frey, in welchem man den Stern nicht immer sehen könnte? Wäre dies nach der Newtonschen Theorie möglich? Hingegen nach der Eulerischen Theorie, wird jeder Punkt der Erde von der Bewegung des Aethers berührt, weil sie, auch in der äußersten Entfernung vom Lichte, noch eine zusammenhängende Bewegung ist, wo keine leere Zwischenräume Statt finden.

Daß aber eine Bewegung Licht erzeugen könne, das zeigen viele Erscheinungen in der Natur. Quecksilber in

der Barometerröhre leuchtet nur im Finstern, wenn man es schüttelt; Seewasser nur, wenn es geschlagen wird; Zucker nur, wenn man zwey Stücke an einander reibt, es schabt, oder zerschlägt; Hölzer und Fische leuchten nur alsdann, wenn ihre feinen Theile durch die Fäulung in eine gährende Bewegung gesetzt sind, welche mit der Bewegung des Feuers harmonisch ist.

Nun, mein Leser, wollen wir einmal die prächtige Schöpfung Gottes verlassen, und uns mit unsern Gedanken, tief in den unerschaffenen Raum schwingen, wo nichts ist. Hier außer der Welt ist es kalt, sehr kalt, und eine stockdicke Finsterniß hängt wie eine schwarze Decke vor unserm Auge herab. Wo kein wallender Aether ist, wie kann da ein Funken Dämmerung seyn? Ja es ist finster auf der Tiefe, so finster als es war, ehe Gott sprach: es werde Licht! und wie könnte da, wo keine Theile sind, die durch eine Gährung eine Wärme verursachen; wo keine Dämpfe sind, welche die Sommertage der Erden oft geschwühl machen, wie könnte da, nur einige Wärme Statt finden? Wo alles Erwärmende gänzlich mangelt, da ist Kälte. Es ist sehr kalt, wir wollen uns, um uns zu erwärmen, zu einer Sonne hin schwingen, die nahe an den Grenzen der Schöpfung sich befindet. Aber von einer Sonne, die, wie die Sonne der Erde, ihr wohlthätiges Licht, und ihre Wärme, über sechszehn weit entfernte Weltkugeln so reichlich ausschüttet, und auf jeder derselben unzählbare Geschöpfe glücklich macht, von einer solchen Sonne, sind wir jetzt nur wenige Schritte entfernt, und wir sehen sie nicht einmal, und empfinden nichts von ihrer so schrecklichen Glut? Das mächtige Feuermeer, das den Millionen Meilen weit entfernten Mohren schwarz brennet, das ist uns Nahen, was ein aus dem Stahle geschlagener Funken in einer unabsehlichen Ferne ist? Wie könnte doch diese nahe Sonne nur einige Würkung auf uns einzige Bewohner des unendlich leeren Raums haben, da hier nichts ist, durch welches die Würkung der Sonne zu uns gelangen könnte? Ohne Verbindung, ohne Zusammenhang, ist der kleinste und größte Zwischenraum gleichgültig. Hier außer der Welt herrscht Kälte, und einen Schritt von uns, in der Welt, da wühet der von der nahen Sonne beseelte Aether so fürchterlich, daß die große Flamme des Aetna, Kälte gegen diese Glut ist.

M. Schmid.

Verzeichniß der Lectionen welche zu Ilfeld im Winter halben Jahr von Michaelis 1776 bis Ostern 1777 gegeben werden sollen.

Der Rector M. Meißner fährt im Vortrage der Universalhistorie, nach der Schlözerschen Vorstellung fort, die Geschichte der alten Welt zu erzählen, und wird dieselbe nicht nur zu Ende bringen, sondern auch die Geschichte des mittlern Alters anfangen. Dienstags, Mittwochens, Donnerstags, Freytags und Sonnabends in den ersten Frühstunden.

Die neue Erdbeschreibung wird von vorne wieder angefangen, und außer der Einleitung, das Vorzüglichste von der mathematischen und physicalischen Geographie und die Karte von Europa erklärt, und die Beschreibung vom deutschen Reiche angefangen werden, nach der Ordnung des Atlantis Homanniani illustrati von Schatz, Mittwochens und Freytags in der letzten Morgenstunde.

Der ersten mathematischen Ordnung werden die Anfangsgründe der Arithmetik nach dem von Segnerschen Handbuche Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde gelehrt werden.

Die zwote mathematische Ordnung wird in der geometrischen Zeichnung und Berechnung der Figuren geübt, und mit dieser Uebung von vorne wieder angefangen werden. Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Frühstunde.

In den beyden Nachmittagsstunden Mittwochens und Sonnabends wird der Rector, die ersten fünf Kapitel des Sulzerischen Abrisses aller Wissenschaften erklären, und dabey zugleich eine kurze Anleitung geben, wie ein junger Mensch sein Studiren sowohl überhaupt, als auch in Erlernung derjenigen Wissenschaften, wovon diese ersten Kapittel handeln besonders, auf eine klügliche Weise einzurichten habe, und die vorzüglichsten Hülfsmittel und Bücher bekannt machen.

Mit der ersten Ordnung der Privatisten liest er den Livius cursorisch, und fährt in der dritten Decade vom 24. Buche an fort. Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr Nachmittags.

Ueberdem wird er auch den Text der Institutionen in besondern Stunden einigen erklären, um ihnen einen Vorschmack von der römischen Rechtsgelahrtheit zu geben. Auch ist er bereit in den mathematischen Wissenschaften denen besondere Unterweisung zu ertheilen, die entweder weiter gehen wollen, als man gewöhnlich in den öffentlichen Stunden kommen kann, wo man sich immer nach denen neu hinzukommenden Anfängern bequemen muß: oder auch in der reinen Mathematik, denen, welche die öffentlichen griechischen Stunden, die mit den öffentlichen mathematischen zugleich gehalten werden, besuchen, und denen es nicht zuträglich seyn würde, diese Uebung in der griechischen Sprache eine geraume Zeit auszusetzen.

Der Conrector M. Schwabe hat in den beyden zum Unterricht in der hebräischen Sprache wöchentlich ausgesetzten Stunden in dem verflossenen halben Jahre einigen Anfängern die Anfangsgründe dieser Sprache nach des Hrn. Hofrath Michaelis Grammatik beygebracht, und die Anwendung davon auf einige Stellen des ersten Buchs Mosis gemacht. Künftig wird er das erste Buch Samuelis mit diesen Scholaren durchgehen. Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Der ersten griechischen Classe hat er bisher Xenophons Cyropädie erklärt, und ist darinne vom zweyten Buch

Buch an bis ins fünfte Kapittel des vierten Buchs gekommen. Von da an wird er weiter fortfahren Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde und Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

Zur Uebung in der lateinischen cursorischen Lectüre sind für die zweyte Ordnung der Privatisten die Briefe des Plinius gebraucht worden, und er hat von diesen die vier ersten Bücher zu Ende gebracht. Künftig wird er zu den übrigen fortgehen. Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Nachmittags.

Zur Beförderung der Geschicklichkeit einen deutlichen und zusammenhängenden deutschen Aufsatz zu machen, wird er die Scholaren künftig eben so, wie bisher geschehen, mit Aufgaben von Briefen, Erzählungen, Schilderungen und Uebersetzungen beschäfftigen, welche er, wenn sie ausgearbeitet sind, öffentlich beurtheilt. Dergleichen Uebungen kommen zweymal wöchentlich vor, des Mittwochs und Freytags in der letzten Morgenstunde.

In der Englischen Sprache giebt er in besondern Stunden Anweisung und gebraucht dazu Königs Grammatik und Tompsons Miscellanies.

Von den Römischen Alterthümern sind nach der Ordnung des Cellarius bisher von ihm die Rechte der Römischen Bürger, des alten Latiums, und Italiens, die Rechte und Verfassung der römischen Municipien, Präfecturen und Provinzen, so wie auch die Beschaffenheit der römischen Gerichte erklärt, nachdem vorher die dahin gehörigen Hauptstellen der classischen Schriftsteller zum Grunde gelegt worden. Die folgenden Materien werden in dem Winter halben Jahre hinzugefügt und geendigt werden. Dienstags und Freytags in der ersten Nachmittagsstunde.

Der Conrector Pätz unterrichtet in der Religion, und trägt, nach der in Dommrichs theologischen Handbuche beobachteten Ordnung der Artikel, die christliche Glaubens- und Sittenlehre im Zusammenhange vor. Montags und Donnerstags von 9 bis 10 Uhr.

In der lateinischen Sprache giebt er in mehrern Stunden verschiedentlich Unterricht.

In vier Stunden wöchentlich, nemlich am Montage, Dienstage, Donnerstage und Sonnabende von 10 bis 11 Uhr erklärt er einen lateinischen prosaischen Schriftsteller statarisch. Bisher sind Cicero's Briefe an Verschiedene gelesen und zu Ende gebracht worden, statt deren er im bevorstehenden Winter eben desselben drey Bücher von den Pflichten genau erklären, und die Jugend zugleich mit verschiedenen darüber anzustellenden und auf eine sorgfältige Wiederholung gerichteten Uebungen beschäfftigen wird.

Zwo andere Stunden, Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr, sind der Uebung im lateinischen Styl, oder dem sogenannten Exercirenschreiben gewidmet. In der einen wird das Dictirte sogleich lateinisch niedergeschrieben und verbessert:

in der zwoten aber deutsche Aufsätze gegeben, die jeder auf seinem Zimmer übersetzt, und nachher zur Verbesserung abliefert, da sie denn in der nächsten Stunde öffentlich vorgelesen und beurtheilt werden.

Einen lateinischen Dichter erklärt er am Montage und Donnerstage von 4 bis 5 Uhr, und am Dienstage von 9 bis 10 Uhr. Da der Horaz geendiget ist, so wird er dafür Virgils Aeneis wieder anfangen; so wie er auch in zwo andern für einige ausgesuchte Scholaren besonders bestimmten Stunden, Dienstags und Freytags von 2 bis 3 Uhr Virgils Gedichte vom Ackerbau und der Landwirthschaft wird lesen lassen.

In seinen gewöhnlichen vier Privatstunden fährt er im Terenz fort, von dem die drey letzten Comödien noch zu lesen sind.

Auch setzt der Conrector Pätz, Mittwochs nach Tische von 1 bis 3 Uhr, in welchen Stunden die Bibliothek des Klosters für die Untergebnen geöffnet ist, auf derselben die gewöhnlichen Beschäfftigungen fort, die Jugend mit den vorzüglichsten Büchern der Bibliothek bekannt zu machen.

Der Subconrector Leopold ist in der Erklärung der Verwandlungen des Ovids bis zum 15ten Buch gekommen. Aus diesem wird er noch die vorzüglichsten Fabeln, jedoch mit Anzeige des Inhalts und Zusammenhangs der auszulassenden Stücke genau durchgehen, und alsdenn das Gedichte von neuen wieder anfangen. Er hofft alsdenn noch die drey ersten Bücher im bevorstehenden Winter halben Jahr zu endigen. Dieser Dichter wird Montags und Donnerstags in der zwoten Nachmittagsstunde der zwoten lateinischen poetischen Ordnung erklärt.

Die zwote Vormittagsstunde des Dienstags, welche gleichfalls der Erklärung eines lateinischen Dichters bestimmt ist, hat derselbe bisher allein zur Uebung der zwoten Ordnung in der lateinischen Prosodie angewendet, und wird sie auch fernerhin dieser Beschäfftigung widmen, und sich bemühen, die Zuhörer mit verschiedenen Uebungen zu beschäfftigen, um sie in der lateinischen Prosodie immer gewisser und fertiger zu machen.

In den ordentlichen lateinischen Privatstunden Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Nachmittags, wird er mit der vierten Ordnung der Privatisten den Cornelius Nepos cursorisch lesen, jedoch damit auch einige Uebungen verbinden, um sowohl dieselben in der Grammatik fester zu machen, als auch zu einiger Anwendung der Sprache dieses Geschichtschreibers anzuleiten.

Mit der zwoten griechischen Ordnung hat er im abgewichen halben Jahr, die mannigfaltigen Erzählungen des Aelians vom 5. bis 11ten Buch gelesen, und dabey die Zuhörer beständig in den Anfangsgründen der Sprache zu üben gesucht. Im bevorstehenden Winter denkt er diesen Schriftsteller zu Ende zu bringen. Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittags- und Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

genstunde. Auch wird derselbe einigen, die vorzüglichen Trieb haben, in dieser Sprache schnellern Fortgang zu gewinnen, die Schüzische Chrestomathie, insonderheit die historischen Stücke, in einigen besondern Stunden, ohnentgeldlich erklären.

Der Collaborator Schmidt unterrichtet die zwote lateinische Ordnung, und hat mit derselben, bisher den Curtius bis zum Ende des siebenden Buches statarisch gelesen, und dabey immer auf die Uebung in der Grammatik gesehen, auch zu dem Ende theils Uebersetzungen machen, theils wöchentlich ein Stück ihnen deutsch dictiret, und es sogleich ins lateinische zurück setzen lassen. Er hat überdem auch den Justinus in andern Stunden cursorisch gelesen. Den Curtius wird er nun fortsetzen, und mit der genauen Erklärung desselben, die vorerwähnten Uebungen ferner verbinden. Montags, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends in der letzten Morgenstunde, und Montags und Donnerstags in der ersten Nachmittagsstunde.

Die Stelle des Lehrers der französischen Sprache ist zwar im vorigen halben Jahre durch den Tod des bisherigen Sprachmeisters Gardien erledigt worden, da wir aber die Hoffnung haben, daß dieselbe durch einen geschickten Lehrer bald wieder besetzt werden wird; so machen wir zugleich die verschiedenen Lectionen bekannt, welche zur Uebung in dieser Sprache der Jugend demnächst gegeben werden sollen.

Mit der ersten Ordnung wird gewöhnlich ein französischer Dichter gelesen, und es werden zu dem Ende dieses mal entweder die Oeuvres de Mr. Gresset fortgesetzt, oder auch die Satyren des Boileau genommen werden. Bey dieser Lecture wird zugleich das meiste in französischer Sprache erklärt, und dadurch der Jugend Gelegenheit gegeben, sich im Sprechen zu üben, und außerdem wird sie angeleitet, nach kurzen französischen Entwürfen, Aufsätze auszuführen, welche von dem Lehrer außer den Stunden mit der Feder verbessert werden, wobey ihnen die Ursachen der gemachten Verbesserungen angegeben werden Diese Lection wird Montags und Donnerstags von 11 bis 12 gehalten.

Mit der zworen Ordnung wird der Belisaire des Herrn von Marmontel gelesen, und werden derselben darüber Themata in die Feder gesagt, welche jeder auf seiner Stube ausarbeiten, und dem Lehrer zur Verbesserung einliefern muß. Wenn dieses Buch geendigt seyn wird, so werden einige von eben desselben Verfassers moralischen Erzählungen erklärt, und damit die ähnlichen Uebungen verbunden werden. Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Der dritten Ordnung werden die Briefe des Bussy erklärt, und sie wird zugleich angehalten, dieselben zu übersetzen; und wöchentlich wird einer derselben, von dem Lehrer deutsch dictirt,

um ihn sogleich ins Französische zurückzusetzen. Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Die vierte Ordnung muß das Leben Carls XII. von Voltaire lesen, und einzelne Stücke aus demselben übersetzen, zugleich auch in den Stunden einige Formeln über die gelesenen Stellen machen. Montags und Donnerstags von 6 bis 7 Uhr Nachmittags.

Die fünfte Ordnung machen die Anfänger aus, mit welchen die Grammatik getrieben, und die ersten Uebungen, um sie darinne feste zu machen, angestellt, auch die hinten bey des Pepliers Grammaire angehängte Gespräche und Anekdoten vorgenommen werden. Dienstags und Freytags von 6 bis 7 Uhr Nachmittags.

Mittlerweile aber, und bis der neue Lehrer in dieser Sprache ankommt, wird die Jugend vom Rector in dieser Sprache unterrichtet, und die ähnlichen Uebungen mit derselben vorgenommen. Auch werden einige der Untergebnen zu mehr als einer Classe gezogen, und z. B. die besten aus der fünften Ordnung, zugleich in den Stunden der vierten Classe unterwiesen, damit sie desto mehr Uebung in dieser Sprache haben mögen. Andern aber wird auch von dem Sprachlehrer sonst in besondern Stunden, wenn es verlangt wird, Unterricht gegeben, um jeden seinen Bedürfnissen gemäß desto mehr zu fördern.

Es werden auch in der Schreibekunst, sowohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen: und im practischen Rechnen, von dem Cantor Liebau öffentlich Uebungen angestellt: jenes geschieht Montags und Donnerstags: und dieses Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde. Er giebt auch besondern Unterricht in diesen beyden Stücken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vocalmusik gleich nach Tische.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph. Auch giebt derselbe Unterricht zur Instrumentalmusik, auf der Violine, Violoncello, und Flaute; der Cantor Liebau auf der Davidsharfe; der Organiste Zimmermann unterrichtet im Clavierspielen, und der Zeichenmeister Eberlein in der Zeichenkunst und Malerey. Diese Lehrstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freytags nach Tische Collegium musicum gehalten.

Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Freytag, den 25ten October 1776.

Etwas von dem Gebrauch des Kalkes bey den Waidküpen, nebst einem Versuch einer Erklärung der unsichtbaren Mechanik der blauen Farbe derselben.

Wenn man eine Waidküpe ansetzt, so nimmt man ohngefähr gegen 7000 Theile am Gewichte, Wasser, 100 Theile Waid, 8 Theile Weizenkleye, 3 bis 4 Theile Färberröthe, 3 Theile Potasche, und 4 bis 8 Theile Indigo, mehr oder weniger, nachdem man dunkle oder helle Farben zu färben hat.

Man läßt das Wasser bis zum Kochen heiß werden, jedoch daß es nicht würklich koche, zu diesem thut man den einige Stunden vorher im kalten Wasser geweichten Waid, die Färberröthe, Kleye und Potasche, und endlich den im Wasser mit Potasche gekochten und nachher fein abgeriebenen Indigo. Man mischt dieses wohl unter einander, deckt das Gefäß zu, und erwartet bis dieses Gemisch in Gährung gekommen. Eine ausführlichere Beschreibung hievon habe ich zu einer andern Zeit und an einem andern Ort bekannt gemacht a).

Wenn die Gährung eingetreten ist, so hält man deren Uebergang in die Fäulung, durch einen Zusatz von gebranntem und mit Wasser gelöschtem Kalk ab; auch wird der Kalk hier der Ursache wegen gebraucht, weil er auflösende Kräfte gegen Körper, die in bloßem Wasser nicht auflösbar sind, besitzt; welche Eigenschaft er gegen die färbenden Theile des Waids und des Indigo in einem hohen Grade äußert.

Die Eigenschaft des Kalkes die Fäulung zu verhindern, auch den Fortgang derselben bey schon würklich in Fäulung gerathenen Körpern abzuhalten, ist durch Versuche und Erfahrungen genugsam erprobet; ob man gleich, so viel mir bekannt, bis jetzt noch keine hinreichende Erklärung davon geben kann.

Die hier erforderlichen Eigenschaften des Kalkes verlieren sich, wenn man die Küpe in einem solchen Grad der Wärme erhält, daß die Gährung ununterbrochen bleibt. Ich glaubte davon den Grund in der Flüchtigkeit

a) S. das 8te und 9te Stück der gemeinnützigen Abhandlungen. Göttingen 1775 in 4.

der Meyerschen fetten Säure zu finden, ich muß aber gestehen, daß die davon in obbemeldeter Abhandlung gemachte Anwendung, für mich schon der Zeit nicht völlig befriedigend war; um so mehr jetzo nicht, da ich durch die über die fixe Luft hin und wieder angestellten Versuche, von der Richtigkeit der Blackischen Lehre nunmehro völlig überzeugt bin.

Der zu Folge läßt sich die Ursache, warum der Kalk die Würkung behuf der Waidküpe verliert, deutlich darstellen: Bey der Gährung entwickelt sich fixe Luft, welche das Verbindungsmittel der übrigen Bestandtheile wo nicht jeder, doch der der Gährung unterworfenen Körper zu seyn scheint; diese legt sich an den im Wasser aufgelöst befindlichen Kalk an, welcher dadurch in den Stand versetzt wird, darin er sich vor dem Brennen befand; auch entzieht die Kalkerde der Potasche die in derselben befindliche fixe Luft, wegen der nähern chemischen Verwandschaft der Kalkerde zur fixen Luft, wozu auch noch kommt, daß ein Theil der Kalkerde, von der in der die Oberfläche der Küpe berührenden atmosphärischen Luft, befindlichen fixen Luft gesättiget wird, wodurch ein Häutgen auf der Oberfläche erzeugt wird, welches wahrer Kalkrahm ist, und wenn dieses eine gewisse Dicke erhalten zu Boden fällt, und einem andern sich daselbst erzeugenden Häutgen Platz macht; dadurch nun wird nach und nach der der Küpe zugesetzte lebendige Kalk in rohen verwandelt und folglich unwürksam gemacht. Durch dieses alles kann aber alle der Kalk der doch bey einer Küpe gebraucht wird, nicht wieder in den Zustand versetzt werden, in dem er sich vor dem Brennen befand; es muß also noch etwas mit beywürken, und wird sich dieses am besten in dem Schlusse dieser Abhandlung erklären lassen.

Aus allem diesem erhellt zureichend, wie der Kalk seine auf die Küpe würkende Eigenschaften verliert, und daß man, um eine Fäulung zu verhüten, in eben der Maaße Kalk zusetzen müsse, als der in der Küpe befindliche in rohen Kalk verwandelt wird.

Wenn sich eine Küpe in gehörigem Stand befindet, und man versieht es, daß man durch angelegtes Feuer die Hitze so sehr verstärkt, daß die Gährung ganz aufhört; so wird die Küpe in den Zustand versetzt, von dem der Färber sagt: sie sey verschärft, auch wohl, der Kalk schärfe nach; dieses ist wohl so zu erklären: da sich in dem Mark der Küpe noch immer Kalktheilchen befinden, die sich bey einer mäßigen Wärme, wenn ohnedem die Lauge mit Kalktheilchen genugsam angefüllt ist, nicht auflösen; wird aber die Wärme vermehrt, so löst sich von dem Kalk auch mehr auf, das durch die vergrößerte Hitze zugleich mehr in Dämpfe aufgelöst werdende Wasser hält die atmosphärische Luft von der Oberfläche der Küpe stärker ab, daher von der in derselben ohnedem in geringer Menge befindlichen fixen Luft, nicht aufgelöste Kalktheilchen genug gesättiget

get, und folglich unwürksam gemacht werden können; zugeschweigen, daß bey unwürksam gemachter Gährung aus dem Waid und den übrigen Ingredienzien keine fixe Luft entwickelt werden kann.

Macht man nun aus Vorstehendem eine vernünftige Anwendung, so ist leicht abzunehmen, was man für Vorkehrungen zu machen habe, um eine mit Kalk überladene Küpe wieder in gehörigen Stand zu setzen. Man lasse die Küpe abkühlen, man verstatte der freyen Luft den Zutritt, und wenn die Küpe in einem solchen Grad verschärfet ist, daß diese Vorkehrungen nicht hinreichen, so bringe man solche Ingredienzien in die Küpe, welche vermögend sind eine stärkere Gährung zu erregen, zum Beyspiel, Färberröthe, Weizenkleye, in dem Maaße, nach dem eine Küpe mehr oder weniger übermäßig verschärfet ist.

Auch kann man sich aus Vorstehendem zusammen genommen leicht Regeln machen, wie man mit dem Kalk zu verfahren habe, wenn er die Würkungen äußern soll, die man sich von ihm verspricht; ich werde sie angeben, wenn ich zuvor einige Eigenschaften des Kalkes, die er nach dem Brennen äußert, werde angeführt haben.

Gebrannter Kalk, je länger er an der Luft liegt, je mehr verliert er seine durch das Brennen erhaltene Eigenschaften, und zwar so, daß er, wenn er nur lange genug der Luft ausgesetzt gewesen ist, die Natur des ungebrannten Kalkes gänzlich wieder annimmt. Gelöschter Kalk, je länger er der Luft ausgesetzt ist, wird dem ungebrannten immer mehr und mehr wieder ähnlich; sogar von frisch gebranntem Kalk werden einige Theilchen sogleich wieder in den Zustand versetzt, in dem sie vor dem Brennen waren, wenn man ihm mehr Wasser beym Löschen zusetzt, als just nöthig ist, um ihn in seine kleinsten Theilchen zerfallend zu machen.

Die Regeln sind in folgenden enthalten: Man nehme frischgebrannten Kalk, tauche Stück für Stück so lange unter Wasser, bis nichts mehr davon eingesogen wird, welches man daraus abnimmt, wenn keine Luftbläschen mehr in die Höhe steigen; diese getränkte Stücke lege man in einen geräumigen Kasten darin sie sogleich sich erhitzen, aufschwellen, und zu einem feinen Pulver zerfallen werden; man bringe das zu unterst liegende mit einem Harken oder einer Schaufel oben auf, und fahre damit so lange fort, bis keine merklich große Stücke mehr zu sehen sind. Den solchergestalt in Pulver verwandelten Kalk, wenn er erkaltet ist, treibe man durch ein feines Dratsieb, um die etwa noch darunter befindlichen rohen Steine abzusondern. Der durchgesiebte Kalk ist es nun, den man in den Küpen gebraucht, und welchen man zu dem Behuf, wenn man anders die Küpe nicht unnöthiger Weise mit unnützen Erdtheilen anfüllen will, an einen trocknen Ort in einem Gefäß das so viel immer möglich vor dem Zutritt der Luft verwahrt ist, aufbehält.

Ich komme nunmehro zu der Theorie der unsichtbaren Mechanik der blauen Farbe, die man aus der Waidküpe erhält. So viel ich weiß, ist Herr Hellot der einzige, der die Farbekunst in Rücksicht auf Wolle und Wollenzeuge, sehr gründlich theoretisch-praktisch bearbeitet hat. Was nun aber die Erklärung betrifft, die er von der Festigkeit der blauen Farbe, die man aus der Waidküpe erhält, gegeben hat, sehe ich mich bewogen, aus Gründen, die ich alsdann anführen werde, wenn ich zuvor seine Meynung hievon vorangesetzt habe, abzuweichen. Er schreibt in seinem Buche von der Färbekunst b), nachdem er vorher die Theorie von der blauen Farbe solcher Küpen, die keinen Zusatz von Kalk erhalten, und derer Farben Festigkeit von dem aus den Zusätzen derselben entstehenden vitriolisirten Weinstein herrührt, erklärt hat, folgendermaaßen: „Wegen der Indigküpe, in welche weder Vitriol, Alaun, noch Weinstein kömmt, und in die man nur Weinhefen in eben der Menge wie den Indig thut, und solche nur stark erhitzt, wollene Zeuge darinnen zu färben, bleibt noch einige Schwierigkeit übrig.

„Ehe man die Festigkeit ihrer Farbe erklären kann, die eben so groß ist, als die Festigkeit der andern Blauküpen, in welche man die nur erwähnten Salze thut, so muß man die Weinhefenasche untersuchen. Man weiß, daß solches getrocknete und alsdenn calcinirte Weinhefen sind. Es ist also ein Alkali von der Natur des Weinsteinsalzes, aber nicht so rein, weil es von den schwersten, und folglich am meisten irdischen Theilen der Unreinigkeiten des Weins herrührt. Ueberdies ist das Alkali der gebrannten Weinhefen niemals so gleichartig, als das Alkali des wohl calcinirten Weinsteins, und es giebt fast keine ungereinigte Weinhefenasche, daraus sich nicht eine ansehnliche Menge Tartarus vitriolatus ziehen ließe. Es ist sogar vermöge eines zu anderer Zeit angeführten Versuches wahrscheinlich, daß man nach und nach die Weinhefenasche gänzlich in dieses Mittelsalz würde verwandeln können. Eben das läßt sich von der Potasche und allen Laugensalzen sagen, welche den Grundzeug des Meersalzes nicht enthalten; dieses ungleichartige Wesen ist die Ursache, daß die gebrannten Weinhefen in der Luft niemals völlig von der angezogenen Feuchtigkeit aus der Luft zerfließen; weil nun also die Erfahrung lehrt, daß sich in den gebrannten Weinhefen schon ein fertiger Tartarus vitriolatus befindet, so ist klar, daß diese Indigküpe, welche die Wolle erstlich gut färbt, nachdem die Brühe so erhitzt ist, daß man die Hand nicht lange darinnen halten kann, ohne sich zu verbrennen, den wenigen Tartarus vitriolatus der sich darinnen befindet, auf-

b) L'art de la teinture des laines. Ich bediene mich der von dem Herrn Hofrath Käſtner davon besorgten Uebersetzung, und zwar der zwoten Auflage. Altenburg 1765 in 8. Seite 104. u. f.

auflösen, und folglich dieses Salz in die Zwischenräumchen der Wolle dringen wird, solche zu reinigen und zu überziehen, da es denn, so bald man die Wolle aus der Küpe zieht, und der Luft zum Abkühlen aussetzt, in den Zwischenräumchen verhärtet.„

Und Seite 113. was davon hieher gehört, schreibt er:

„Was ich von der Würkung der Indigküpe gesagt habe, kann auch erklären, wie die Waidküpe auf die Zeuge und Wolle, die hinein kommen, wirkt. Man darf zu dieser Absicht nur annehmen, daß sich in dem Waid, Salztheilchen von Natur befinden, die ohngefähr von eben der Natur sind, wie diejenigen, welche man der Indigküpe beyfügt.„

Daß hier die Festigkeit der blauen Farbe durch den vitriolisirten Weinstein, so wie es bey den meisten andern Farben geschieht, bewürkt werden soll, kommt mir aus der Ursache unglaublich vor, weil in dem der Küpe zugesetzten Laugensalz nicht so viel vitriolisirter Weinstein enthalten als erforderlich ist, die Zwischenräumchen der in einer Küpe gefärbt werdenden Menge von Zeugen auf eine solche Art anzufüllen als erforderlich ist, die Festigkeit anderer Farben mit eben dem Mittelsalz auf wollenen Zeugen zu bewürken. Ich glaube berechtiget zu seyn anzunehmen, daß, wenn die Festigkeit der blauen Farbe durch den vitriolisirten Weinstein bewürkt werden soll, eben die Verhältniß des vitriolisirten Weinsteins zu der blau zu färbenden Waare Statt finden müsse, wie bey der mit andern Farben zu färbenden Waare.

Ich habe verschiedene male von der gemeinen kaufbaren Pottasche an der Luft zerfließen und an vier Wochen stehen lassen, da denn der darin enthaltene vitriolisirte Weinstein sich durch die Cristallisation ausgeschieden hatte, was ich daraus erhielt, betrug aus einem Pfund aufs höchste sechs Drachmen. Wenn ich nun annehme, daß in einer Küpe der Art, wie ich zu Anfang beschrieben habe, ohngefähr vier hundert Pfund wollene Zeuge gefärbt werden können, und diese einen Zusatz von fünf Pfund Pottasche erhalten, welche meinen gemachten Erfahrungen zu Folge höchstens dreyßig Drachmen vitriolisirten Weinstein enthielten; wenn ich auch nun noch ferner annehme, daß sich diese dreyßig Drachmen des Mittelsalzes, bey dem Färben der vier hundert Pfund Waare, sämmtlich in die Zwischenräumchen derselben setzten, welches doch gewiß nicht geschehen kann; so würde davon auf ein Pfund Waare $4\frac{1}{2}$ Gran kommen, welche in Verhältniß der damit bey andern Farben hervorzubringenden Festigkeit kaum hinreichen einem Loth Waare eine solche Festigkeit zu verschaffen, als die Waare überhaupt erhält, die in einer in gutem Stande seyenden Küpe gefärbt worden.

Um mich aber völlig zu überzeugen, daß der in der Pottasche enthaltene vitriolisirte Weinstein, die Festigkeit der aus der Küpe enthaltenen Farben nicht bewürke; so habe ich selbige vor

deren Anwendung an der Luft zerflie-ßen lassen, und nachdem sich der darin enthaltene vitriolisirte Weinstein durch die Cristallisation davon abgeschieden hatte, das übrige reine Laugensalz in der Küpe gebraucht, und eben so dauerhafte Farben erhalten, als wenn ich die auf vorbeschriebene Art nicht gereinigte Pottasche dazu genommen hätte. Wie es aber möglich ist, daß sich das feuerfeste Laugensalz nach und nach von selbst in einen vitriolisirten Weinstein verwandeln könne, sehe ich nicht ein; alle Chemisten stimmen damit überein, daß um aus dem feuerfesten Laugensalze einen vitriolisirten Weinstein zu machen, man dieses mit Vitriolsäure sättigen müsse.

Nun sagt zwar Herr Hellot: man dürfe nur annehmen, daß in dem Waid Salztheilchen sich befänden die von der Natur dererjenigen wären, welche man der Indigküpe beyfügt; aus dem Waid aber so, wie ihn der Färber gebraucht c), habe ich kein anders als feuerfestes Laugensalz, und zwar in einer sehr unbeträchtlichen Menge ausscheiden können, daher glaube ich mit Recht schließen zu dürfen, daß die Festigkeit der Farben, die man aus der Waidküpe erhält, unmöglich von dem sowohl in dem zugesetzten Laugensalze befindlichen, als auch von dem in dem Waid enthalten seyn sollenden vitriolisirten Weinstein herrühren könne.

Ich habe eine befriedigendere Ursache auszumachen gesucht, welche sich auf folgende Bemerkungen gründet.

Eine Küpe, bevor sie, um daraus färben zu können, geschickt ist, erhält wie ich Anfangs berührt, einen Zusatz von gelöschtem Kalk, der sich zum Theil in dem Flüßigen auflöst. Diese aufgelöste Kalktheilchen verbinden sich innigst mit dem aufgelösten Indigo, und werden, nachdem viel oder wenig der Küpe von letzterm zugesetzt worden, bald stärker bald schwächer gefärbt, wie dieses an dem auf der Oberfläche der Küpe sich erzeugenden Kalkrahm zu bemerken, auch zeigt dieses der an der obern Seite einer Küpe so weit selbige von der äußern Luft berührt wird, sich nach und nach Blätterweise ansezzende rohe Kalk, welcher auf das genaueste mit Indigo vermischt ist.

Füllt man aus einer Küpe mit einem weißen Glase etwas von der klaren warmen färbenden Brühe aus, so ist sie im Anfang durchsichtig; welche Durchsichtigkeit sich nach und nach so wie sie erkaltet verliert, es scheidet sich etwas aus dem Flüßigen und setzt sich an der innern Seite des Glases dergestalt fest, daß man es nur mittelst starken Reibens davon wieder abbringen kann. Untersucht man dieses abgeschiedene Wesen; so ergiebt sich, daß es ein wahrer roher mit Indigtheilen durchaus vereinigter Kalk ist.

Wenn man dunkelblau gefärbtes Zeug,

c) Von der Vorbereitung des Waids bevor ihn der Färber gebrauchen kann, habe ich in den mehrbenannten Göttingischen Abhandlungen vom J. 1774, im 34ten Stück eine Beschreibung einrücken lassen.

Zeug, das nach dem Färben so lange in reinem Wasser gewaschen worden, bis dieses klar abfließt, nachdem es getrocknet worden, mit reiner verdünnter Salpetersäure übergießt, so entsteht ein mäßiges Aufbrausen, das Auflösungsmittel nimmt Anfangs eine schmutzige ins Blaue scheinende Farbe an, und der Zeug wird von Zeit zu Zeit heller, bis er endlich, wenn das Aufbrausen aufhört, seine blaue Farbe ganz verloren hat, welche in eine gelbe verwandelt wird, und so wie dieses geschieht, wird die Auflösung klar, welche wie eine Goldauflösung in Königswasser aussieht; sättiget man diese Auflösung mit zerflossenem Weinsteinsalz, so wird sie trübe, und nach einigen Stunden setzt sich daraus etwas zu Boden, wenn man dieses absüßt und trocknet, so ergiebt ein weitere Untersuchung, daß es ein dem gebrannten und gelöschten Kalk ähnlicher Körper ist.

Erhält man eine Küpe einige Tage in einer mäßigen Wärme, ohne darauf zu färben, so leidet sie nicht so viel Abgang von der Würkung des Kalkes, als wenn man bey gleichem Grad der Wärme, die nemliche Zeit über darin gefärbt hätte. Daraus erhellt, daß eine Küpe durch das Färben in selbiger einen Abgang der würkenden Theile des Kalkes erleide.

Ich halte demnach dafür, daß die Festigkeit der blauen Farbe von den die Zwischenräumchen der Wolle und wollenen Zeuge ausfüllenden mit Indigo vereinigten Kalktheilchen herrühre. Als lebendiger Kalk betrachtet würden sie diese Würkung nicht hervorbringen; nimmt man aber an, daß diese Kalktheilchen durch die in der atmosphärischen Luft enthaltene fixe Luft in rohen Kalk verwandelt werden, so liegt meinem Bedünken nach hierin der Grund von der Dauerhaftigkeit der aus der Waidküpe erhaltenen blauen Farbe.

Einbeck. G. H. C. List.

Der zu vermuthende Winter-Witterungslauf des 1776 und 1777ten Jahrs bis zur Mitte des März, nach festgesetzten Regeln beurtheilt.

Es wird den geehrtesten Lesern noch wohl erinnerlich seyn, daß im Monat April eine Anzeige in diesen Blättern eingerückt war, worin der wahrscheinliche Sommer-Witterungslauf von diesem Jahre determiniret war. Da nunmehro dieser Zeitlauf vorbey, so hat ein jeder das Recht zu beurtheilen, ob des Verfassers sein Vorbringen eingetroffen ist, oder nicht. Es werden wenige Gegenden gewesen seyn, die einen Ueberfluß von Regen gehabt hät-

hätten, einige haben das benöthigte erhalten, die mehrsten aber haben Ursache gehabt, über dessen Mangel sich zu beklagen. Eine vorzügliche Trockniß steht zu erwarten, war ohngefähr der mehreste Inhalt von dieser Anzeige, hält man nun dies gegen das eben gesagte, so ist es eingetroffen.

Eine, so viel möglich anzustellende frühe Saat, und deren Unterpflügung wurde darin vorzüglich angerathen, die späte Sommersaat hat wenig gebracht, und ist aller Orten sehr zurück geblieben.

Der gehabte reichliche Segen von allen Arten von Getreide, ist darin vorher angezeigt worden, nunmehro wird ein jeder Kornwucherer Ursache haben, mehreren Glauben dieser Nachricht zuzustellen, oder sonst nimmt er Schaden an seinem Geldbeutel.

Obzwar der Winter-Witterungslauf nicht so großen Nutzen in dem ökonomischen Fache stiften kann, weil alsdenn alle Gewächse ruhen, so will ich doch, um zu überzeugen, daß die angenommene Regel, die Aequinoctionalzeit als eine Richtschnur anzusehen, fast allemal richtig eintreffe, solche hier mit wenigem anführen.

Der October und November wird fortfahren vorzüglich trocken zu seyn, jedoch mit etwas Regenwetter vermischt.

Im December wird eine vermischte Witterung seyn, die Kälte wird sich etwas frühe einfinden.

Der Januar wird unbeständig seyn, und vorzüglich viel mit Schnee, Thauwetter und Frost abwechseln.

Der Februar wird sich wieder durch eine große Kälte auszeichnen, und der März wird Anfangs auch noch sehr kalt, aber nachher angenehm und fruchtbar seyn.

Die im November anzustellende Erbsensaat, und zwar von der rechten ächten Frühsorte, wird an den mehrsten Orten, weil es was neues ist, unterlassen, da es doch das einzigste wahre Mittel ist, durch Gottes Segen alle Jahre einen reichlichen Nutzen davon zu haben. Die Erfahrung hat mich und andere gute Hauswirthe überzeugt, das es fast gar nicht fehlt, wenn man im November, so bald man glaubt, daß Frostwetter einfallen wird, die Erbsen etwas dicke säet, und sie auch etwas tiefer als sonst gewöhnlich unterpflügt, und nur wenig beegget, daß solche nicht alle Jahre reichlich zutragen. Nun thue ein jeder was er will.

Wenn wahre Patrioten Lust haben, gemeinschaftlich mit mir an diesen Observationen in der Aequinoctionalzeit zu arbeiten, so will gerne mit der dazu nöthigen Kenntniß dienen, sie ist vorzüglich leicht eingerichtet, in einer halben Stunde kann man alles wissen, der Nutzen würde desto gewisser seyn, und man könnte noch sicherere Schlüsse machen, wenn man die Observationen von mehreren Orten zusammen halten könnte.

Ich erwarte darüber in diesen Blättern eine nähere Anfrage.

Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Montag, den 28ten October 1776.

Betrachtungen über einige die gute Zucht und Erziehung der Jugend in öffentlichen Schulen betreffende Gegenstände.

Ich hoffe, daß ich nicht nöthig haben werde, mit vielen Entschuldigungen diese Abhandlung anzufangen. Die Ausbildung und gute Erziehung der Jugend ist nicht nur an sich ein sehr würdiger Gegenstand, um einen Menschenfreund zu beschäfftigen; sondern das Publicum nimmt auch bereits einen so warmen Antheil an allem was über denselben gesagt wird, daß man zum voraus versichert seyn kann, eine gütige Aufnahme bey demselben zu finden, wenn auch das, was man zu sagen weiß, den gehofften Beyfall nicht völlig finden sollte, wenn es nur wohl gemeynt ist, und wenn man dem Verfasser nur redliche Absichten, und Eifer für die Glückseligkeit der Menschen zuzutrauen Ursache findet.

Es ist jedem der sich um die Angelegenheiten seiner Zeit nur einigermaaßen bekümmert, bekannt genug, wie sehr man fast in allen europäischen Reichen, seit dem Jahr 1763 an der Verbesserung der Erziehung der Jugend gearbeitet hat. Die ersten Verbesserungen, hatten die geringern Schulen, die Unterweisung der Jugend der niedrigen Stände zum Gegenstande. Es sind neue Lehrbücher deswegen ausgefertiget, auch hin und wieder Preise und Belohnungen für diejenigen ausgelobt, welche etwas Vorzügliches, das den Fähigkeiten der Jugend angemessen wäre, hierin ausarbeiten würden. Man hat Seminaria errichtet um darin Lehrer zuzubereiten. Nach und nach hat man auch angefangen, auf die Verbesserung des Unterrichts in den gelehrten Schulen zu denken. Man sah es ein, daß die alten Methoden die gelehrten Sprachen der Jugend beyzubringen, weitläuftig, mühsam, und dabey wenig geschickt waren, der Jugend eine Liebe zu diesen Grundlagen einer künftigen Gelehrsamkeit einzuflößen, wohl aber vielen einen Ekel daran verursachen konnten. Man bemerkte daß die Anzahl derer, welche sich in den Vorbereitungskenntnissen geschickt machten, immer kleiner wurde. Die Schulen mußten ihren Ton herunterstimmen, und man konnte zum

voraus sehen, daß bald alle gründliche Gelehrsamkeit in den merklichsten Verfall gerathen müßte, wenn nicht in Zeiten vorgebauet würde. Denn da man häufig von Seiten der Aeltern anfieng, den öffentlichen Schulen vorzuschreiben, zu welcher Art des Unterrichts die Söhne gezogen, und mit welchen sie verschont werden sollten; so entstund daraus die Unbequemlichkeit, daß nach solchen Beyspielen auch andere Knaben, obgleich deren Aeltern weiser waren, sich richteten, und wenigstens in ihrem Fleiße in solchen Sprachen und Wissenschaften nachließen, von denen sie andere losgezählt sahen, die doch übrigens nicht besser als sie waren. Eine weitere Folge hievon war, daß die Jugend, die doch gewöhnlich so thätig und wirksam ist, nicht Gegenstände genug behielte sich mit dem Guten zu beschäfftigen. Sie wurde also müssig, und durch Müssiggang träge, schlaff, und zu Ausschweifungen geneigt. Es ist jetzt eine ziemlich allgemeine Anmerkung, und eine Erfahrung, welche Schulleute sehr drückt und niederschlägt, daß die Jugend aller Anstrengung der Kräfte ausweicht, was sie nicht ohne Bemühung und Anstrengung lernen kann, das lernt sie lieber gar nicht, und wird es gewiß künftig immer desto weniger lernen, je mehr sich die Exempel solcher Männer in Bedienungen und Aemtern häufen werden, die die gelehrten Sprachen und manche Vorbereitungswissenschaften nichts achten, weil sie selbst dieselben nicht besitzen. Denn es pflegt doch so natürlich zu gehen, man schämt sich etwas nicht zu wissen, was man hätte wissen können, und was man hätte lernen sollen. Siehet man nun auch hinter her den Schaden gleich ein, den man sich durch Nachläßigkeit in der Jugend zugezogen hat; so kostet es doch gewöhnlich Ueberwindung es vor der Welt zu bekennen, daß man gewisse Geschicklichkeiten nicht habe, die uns die gute Meynung der Leute zutrauet. Man hilft sich also, wo es angehen will, entweder damit, daß man den Schein annimmt, das zu verstehen, was man nicht weiß; oder wo das nicht Stich halten will, da verachtet man, was man selber nicht hat, als Pedanterey und Schulfüchserey, wenn auch gleich diese Geringschätzung nicht von Herzen geht.

Es scheint mir indessen jetzo noch Zeit zu seyn, dem Verfall entgegen zu gehen, und ihn entweder gänzlich zu verhüten, oder doch aufzuhalten, bis in bessern Zeiten eine günstigere Gelegenheit zur gründlichsten Verbesserung sich ereignen wird. Allein warum sollten wir nicht auch die Hoffnung hegen, daß schon jetzo diese gründliche Verbesserung eintreten könnte? Die gute Sache ist jetzt in einer Bewegung, die wenigstens so viel zeigt, daß das Publicum Antheil nimmt; ja es scheint mir bereits ein Eifer vorhanden zu seyn, der, wenn er auf die rechte Weise, und auf die wahren Gegenstände geleitet wird, sehr viel Gutes weissaget. Man will ja, daß die Schulen ver-

verbessert werden sollen: selbst Menschenfreunde im Privatstande beweisen sich thätig und geschäfftig, und Obrigkeiten sind willig, ihre Macht, ihr Ansehen, und ihr Vermögen anzuwenden, um diesen großen Gegenstand, die immer größere Vollkommenheit und Verbesserung der Menschen kräftig zu befördern. Sie erwarten nur, daß ihnen Vorschläge gethan werden, die wahrscheinlich einen guten Erfolg versprechen, und die in der Ausführung möglich sind. Haben nicht die eifrigen Bemühungen des Herrn Basedow bishero viele Unterstützung gefunden? und sie verdienen diese Unterstützung gewiß, wenn auch nur die Hälfte des guten Erfolgs in der Erfahrung gegründet ist, welcher von dem Dessauischen Philanthropin gerühmt wird.

Ich will es dahero auch getrost wagen, an meinem Theile einige Gedanken hier vorzutragen, welche auf die Verbesserung unsrer bereits errichteten und stehenden Schulen abzielen. Das Meiste was ich sagen werde, ist nicht meine Erfindung, sondern es soll nur Empfehlung einiger nützlichen Veranstaltungen seyn, die zum Theil schon anderswo gemacht sind, und von denen ich mir viel Gutes verspreche, wenn sie auch in andern Schulen nachgeahmt werden; ich werde hier hauptsächlich mein Augenmerk auf solche öffentliche Schulen richten, welche zugleich Erziehungsanstalten sind, wo die Jugend nicht bloß zur Unterweisung in gewissen Lehrstunden sich täglich versammelt, sonst aber zerstreut und aus einander wohnt; sondern wo sie auch außer den Lehrstunden in einem Gebäude beysammen, und immer unter der Aufsicht der Lehrer bleibt.

Es ist in der That keine leichte Sache, in solchen Anstalten, unter einem Haufen junger Leute, gute Zucht und Ordnung zu halten, und zwar auf eine Weise, die erziehungsmäßig ist, so daß die jungen Seelen nicht bloß auf eine mechanische Weise behandelt, sondern wirklich zum Guten gebildet werden: daß sie nicht allein von Lastern und Ausschweifungen nicht angesteckt, sondern auch durch Weisheit und Tugendübung zu bessern Menschen und guten Christen gemacht werden.

Diese Art der Schulen sind entweder bloße Pensionsschulen, in welchen die meisten oder alle Untergebene auf Kosten der Aeltern unterhalten werden müssen: oder sie haben gewisse Stipendien und Freyplätze, daß alle die, welche darin aufgenommen werden, Wohlthaten genießen: oder sie sind von untermischter Art, und theils Pensions- theils Beneficiatenschulen. Gewöhnlich können diese Art Schulen, in soferne alles darin bezahlt werden muß, nicht wohlfeil seyn, wenn zumal die Beköstigung und andere Nothwendigkeiten für die jungen Leute, nicht ganz schlecht seyn sollen. Sie sind also nur für bemittelte Leute, die im Stande sind jährlich auf einen Sohn gegen 200 Rthlr. anzuwenden, und diese sind noch die wohlfeilsten. Ich kenne einige in benachbarten Landen, wo dieser Aufwand weit höher

geht, und selbst Herr Basedow verlangt, wie ich irgendwo gelesen habe, 250 Rthlr. jährlich zur ordentlichen Unterhaltung der Zöglinge in seinem Philanthropin. Wenn diese Schulen sehr zahlreich besetzt sind, und die Anzahl der Lehrer und Vorgesetzten ist nicht verhältnißmäßig ebenfalls groß; so glaube ich, daß sie manches Bedenkliche gegen sich haben können, insonderheit aber dieses, daß die Disciplin in denselben nur sehr mechanisch seyn, und daß eben kein Unterschied der Gemüther beobachtet werden kann, weil es nicht möglich ist, daß wenige Lehrer sich mit jeden Untergebnen zu schaffen machen können. Am besten gefallen mir diese Art Schulen überhaupt, wenn die Frequenz in denselben nicht leicht über dreyßig bis höchstens vierzig Untergebene steigt, und die Zahl gewissermaaßen geschlossen ist.

In diesen Schulen kommt nun fast das Meiste auf die gute Art der Disciplin an. Die gelehrtesten Männer auf dem Catheder werden, wenn es in der Zucht mangelhaft steht, nicht das Gute stiften, was weit weniger gelehrte Docenten bey einer guten Disciplin bewirken können. Allein den meisten Schulen fehlt es, nach den bisherigen Einrichtungen die sie haben, an den vorzüglichsten Mitteln einer erziehungsmäßigen Disciplin. Man kennt in denselben fast keine andere Mittel, als solche, die immer mit dem größten Zwang für die Jugend verbunden sind, ohne dabey etwas zu haben, das diesen Zwang einigermaaßen verbergen, und auf der andern Seite die jungen Gemüther schadlos halten kann. Sie müssen beständig unter den Augen ihrer Aufseher seyn, und ihre Uebereilungen und Vergehungen werden stets mit Verweisen, Hunger, Einsperrung und andern Strafmitteln geahndet, wenn man nicht gar noch knechtische Zuchtmittel zu Hülfe nimmt. Die Wirkungen einer solchen Disciplin können nun freylich nicht von den besten seyn. Sie machen entweder die jungen Gemüther schüchtern und blöde, und schlagen die guten und feurigen Genies nieder; oder sie bewirken wohl gar bey einigen Frechheit und Unverschämtheit. Keiner wird dadurch eigentlich gut gesinnt, und für die Tugend gewonnen. Alles was man davon hoffen kann, ist, daß den Ausbrüchen lasterhafter Neigungen gewehret werde. Allein die Folge iß meistens, daß solche Jünglinge, nachmals, wenn sie in einen Zustand einer größern Freyheit und Selbstgelassenheit kommen, desto mehr ausschweifen, je mehr sie bisher unter einem solchen Druck gehalten sind. Ueberdem wird auch heut zu Tage es immer schwerer, durch diese Mittel allein, gute Zucht zu halten. Es ist ja bekannt genug, wie sehr man jetzt in der Welt, wider die ehemalige Einschränkungen ist, die sonst in allen Ständen, und bey allerley Gelegenheiten durch Gewohnheit so eingeführt waren, daß Niemand einmal daran dachte, daß diese Dinge nicht nothwendig wären, und daß man sich von ihnen füglich losmachen könnte.

Jetzt

Jetzt athmet alles Freyheit und Selbstgelassenheit. Man will in der Religion an keine symbolische Bücher, in den Gerichtsstühlen an Formeln nicht mehr gebunden seyn, selbst manche Dinge des ehemaligen Wohlstandes werden, weil sie gezwungen scheinen, abgeschafft. Ich will hier nicht untersuchen, in wie ferne man Recht habe oder nicht, ich führe es nur an, um durch solche Thatsachen darzuthun, daß jetzo die Einschränkungen sehr wenig Beyfall finden. Die Jugend ist nun von solchen Gesinnungen gleichfalls bereits eingenommen. Sie wird frey erzogen, und kann daher, wenn sie in Anstalten kommt, wo sie sich mancherley Einschränkungen gefallen lassen soll, sich selten darin schicken. Sie wird deswegen unzufrieden, der Endzweck, weswegen sie auf Gymnasien gethan wird, leidet unter diesem Misvergnügen, zumal, wenn sie einige mal über Dinge bestraft wird, die sie für unschuldig hält, die vielleicht auch gewissermaaßen, zumal in besondern Fällen, unschuldig seyn können, die aber um des Exempels willen von den Lehrern nicht ungeahndet gelassen werden dürfen. Es entstehen daher auf allen Seiten Verlegenheiten und Schwierigkeiten, die nicht geringe sind, und über welche man gewissenhafte Lehrer genug klagen und seufzen hört.

Es fehlt also unsern Schulen etwas, das freylich auch wohl bey andern Einrichtungen des gemeinen Lebens fehlt. Allein es ist doch der Mangel so wichtig, daß es wohl der Mühe werth ist, darauf zu sinnen, wie man demselben, wenigstens zum Theil abhelfen möchte. Ich meyne, es fehlen die Ermunterungsmittel zur Tugend und zum Fleiß in den nützlichen Kenntnissen, ohne welche sich doch, zumal bey der jetzigen Lauigkeit gegen die Grundlagen einer wahren Gelehrsamkeit, nicht viel Ersprießliches hoffen läßt. Es muß es ein jeder, der hier mit Kenntniß der Sachen urtheilen kann, eingestehen, daß die ersten Anfangsgründe der Sprachen und Wissenschaften für die, welche eben erst anfangen damit bekannt zu werden, noch nicht viel Reizendes haben können. Vom Nutzen derselben kann ein Anfänger noch nicht urtheilen, er kann nicht einmal anders davon überzeugt werden, als in sofern er den Versicherungen seiner Lehrer trauet, daß das was er lernen soll, etwas Gutes, und ihm künftig brauchbares seyn werde. Noch weniger ist der Anfänger im Stande, das Vergnügen zu empfinden, das die Sprachen und Wissenschaften ihren Liebhabern und Vertrauten gewähren. Ihm sind Cicero, Livius, Tacitus, Virgil und Horaz nur Bücher aus denen er vors erste Sprache lernt, für ihre übrige Reize fehlt es ihm noch zu sehr an Empfindsamkeit. Folglich fallen diese Triebe zum Fleiß, die nachmals bey dem gelehrten Mann so mächtig wirken, bey dem Anfänger fast ganz weg und sind unthätig. Hat nun die Methode des Unterrichts selbst, nicht viel Ermunterndes, oder sind keine äußere Gründe vorhanden, welche den Lehr-

ling reizen können; so ist in der That es nicht zu verwundern, wenn es so schläfrig unter der Jugend in Schulen hergeht, ja es ist manchmal wohl zu verwundern, wie noch so viel hat gewonnen werden können, als bey manchen sich doch in der Folge zeigt.

Es ist also gewiß, daß Ermunterungen und Belohnungen vorhanden seyn müssen, welche den Fleiß in Erlernung der Sprachen und der ersten Anfangsgründe der Wissenschaften beleben können. Man wird mir hier nicht einwenden, daß es an solchen Belohnungen nicht mangele. Künftige Beförderung zu guten Bedienungen im Staate würde denen willig ertheilt, welche sich dazu gehörig vorbereitet hätten. Dies ist wahr, allein diese Belohnungen sind zu entfernt, und wirken wohl im Ganzen bey den meisten, aber doch nicht immer, bey einzeln Handlungen. Mancher Jüngling weiß es nicht eigentlich wie viel zu einem Amte das er sich wünscht an Geschicklichkeit erfordert wird, und wenn er es dereinst inne wird, wie weit er vom Ziel zurückgeblieben sey, so ist es zu spät, und er muß sich endlich wohl beruhigen, wenn er auch nur eine Dorfpfarre erhält, ob er gleich ehemals mit seinen Wünschen auf eine Generalsuperintendentur zielte: ein anderer denkt, er habe einen muntern Kopf, und bis zur künftigen Beförderung wären noch einige Jahre zu überleben, in welchen er schon noch einholen könnte, was er jetzo etwa vernachläßigte. Andere rechnen auf Freunde und Gönner, die durch Fürsprache und Verbindungen das was ihren Verdiensten abgeht, ersetzen könnten, u. s. w. Es ist also klar, daß diese Art der Belohnung des Jugendfleißes zwar nicht ganz unwirksam sey, aber doch auch bey weiten nicht wirke, was man wünschen möchte.

Die Ermunterungen und Belohnungen, welche ich unsern Schulen wünschte, müssen mehr gegenwärtig seyn, müssen den Wetteifer der Jugend entzünden, und man muß ihr ein Ziel vorstecken, das jeder zu erreichen und bald zu erreichen hoffen kann. Sie müssen den Lehrlingen, das Gute wichtig und reizend machen, und die mit der Vollbringung desselben verbundene Mühe ihr versüßen. Sie sollen auch, so viel möglich ist, sie zu einem gleichmäßigen Eifer, in allem was sie zu erlernen haben anreizen, und ihren Fleiß nicht nur auf einige Dinge allein lenken. Ich muß über dies letzte mich etwas deutlicher erklären. Es giebt in einigen Schulen Belohnungen, die nur den Fleiß der Jugend allein auf die lateinische Sprache lenken, man läßt nemlich die Jugend certiren, und giebt jedem seinen Ort und Rang nachdem seine Ausarbeitung gerathen ist. Hiedurch wird zuweilen ein ziemlich reger Eifer zum Fleiß in dieser Sprache erweckt, dagegen aber werden die andere nützliche Vorbereitungskenntnisse destomehr vernachläßiget, welches ich in der That für einen Fehler halte.

Es werden nun zwar alle vernünftige Leute mit mir einverstanden seyn, daß

daß durch Belohnungen bey der Jugend viel Gutes möchte können bewirkt werden. Es ist aber nun die große Schwierigkeit, worin solche Belohnungen bestehen, wie sie weislich veranstaltet, und woher dazu die Mittel genommen werden sollen? An allerley Einfällen und Vorschlägen fehlt es wohl nicht, allein man bedenkt oft zu wenig, ob dieselbe auch in der Ausführung möglich sind. Indessen ist mir kürzlich eine Einrichtung vorgekommen die nicht mehr ein bloßer Vorschlag, sondern bereits durch die Erfahrung bestätigt seyn soll, und deren Wirkungen überaus gerühmt werden. Ich finde diese Einrichtung auch von der Beschaffenheit, daß ich ihr meinen Beyfall nicht versagen kann, und ich glaube, daß sie wohl aufmehren, zumal auf solchen Schulen die zugleich Erziehungsanstalten sind, von denen ich oben gesagt habe, nachgeahmt werden könnte. Und ich kann es nicht bergen, daß ich sie diesen Schulen vorzüglich gönnen möchte, weil ich es begreife, wie sehr nach und nach die Lehrer bey denselben, bey der jetzigen Denkungsart der Welt, und der Erziehungsmethode vieler Aeltern, in Verlegenheit kommen müssen, und weil ich besorge, daß diese Schulen sonst nach und nach unbrauchbar werden, oder auf einen ganz andern Fuß gesetzt werden müssen, da es denn doch noch darauf ankommen wird, ob sie jemals zu ihrer ehemaligen Frequenz gelangen dürften.

Die Einrichtung von welcher ich rede, befindet sich in dem Philanthropin zu Marschlins in Graubündten, und ist in dem Philanthropinischen Erziehungsplan, oder in der vollständigen Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins. Frankfurt am Mayn 1776. 8. in den Kapitteln 7. und 9. von den Philanthropinischen Gesetzen und von Belohnungen, enthalten. Ich glaube zwar wohl, daß dieses Buch sich in den Händen vieler Leser dieser gemeinnützigen Blätter befinden werde. Indessen da es auch andere nicht besitzen könnten, und da dasjenige, was ich in der Folge noch zu sagen habe, nicht verständlich seyn würde, wenn ich nicht, wenigstens eine kurze Idee von der Einrichtung entwürfe, die ich hier meyne; so sey es mir erlaubt, dieselbe hier kürzlich herzusetzen.

Man hat in dieser neuen Erziehungsanstalt zur Beförderung des Fleißes, der Sittsamkeit, und der Liebe und Hochachtung gegen die Lehrer; ferner zur Beförderung edler Gesinnungen, tugendhafter Handlungen, und einer regelmäßigen Aufführung bey den Zöglingen, einen doppelten Orden errichtet, welche das Ziel sind, nach welchem die jungen Gemüther streben. Der eine heißt der Orden des Fleißes, und der andere der Orden der Tugend. Das Aeußerliche bey diesen Orden besteht darin. Der erste ist ein silberner Pflugschaar an einer Schleife von Bande, welche an der Brust von denen getragen

gen wird, die diesen Orden sich erwerben. Der Orden der Tugend besteht in einem güldnen Kreuze, welches gleichfalls an einem Bande auf der Brust getragen wird. Jedoch dies ist nicht das wesentlichste und vorzüglichste bey dieser Einrichtung, sondern dieses besteht in der Art und Weise, wie ein Jüngling diese Ehrenzeichen erwerben muß, und diese will ich nun jetzo kürzlich beschreiben. Man hat daselbst, für eine jede einzelne Handlung des Fleißes, für die Aufmerksamkeit, und Sittsamkeit in jeder Unterweisungsstunde, jedem seine Belohnung bestimmt und festgesetzt. Diese besteht bloß in einem kleinen Billet von einem Theil eines Kartenblatts, auf welchem der Lehrer der den Unterricht giebt, seinen Namen geschrieben hat. Solche Billets theilt jeder Lehrer unter die Schüler, nach jeder Lection aus, wenn dieselben die obige Bedingungen erfüllt haben. Diese Billets sammeln die jungen Leute, und am Ende jeder Woche, werden sie dem Directori eingeliefert, der einem jeden seine Summe anzeichnet, und die Billets selbst den Lehrern wieder zustellt. Aus diesem Verzeichnisse des Directoris, werden in der Versammlung des ganzen Collegiums, welche sie den Senat nennen, in einem besondern Protocolbuche, jedem Schüler seine Zahl Billets eingezeichnet, und darüber eine ordentliche Registratur gehalten. Alle vierzehn Tage werden nachher diese erworbene Belohnungen, auf einer sogenannten Meritentafel angezeichnet. Diese Tafel befindet sich auf einer Gallerie, und auf derselben sind alle Namen der Untergebenen angeschrieben. Neben eines jeden Namen werden goldene Punkte angeheftet, mit einer kleinen Anmerkung des Verdienstes, so derselbe sich erworben hat. Z. B. wegen Fleißes in den ordentlichen Lehrstunden, oder wegen außerordentlichen Fleißes in selbst gewählten Arbeiten ꝛc. Für jede funfzig Billets, wird an dieser Tafel ein solcher Punkt angemerkt, und wer hundert goldene Punkte auf der Meritentafel erwirbt, der hat dadurch den Orden des Fleißes verdient, welcher ihm mit gewissen Feyerlichkeiten ertheilt wird, und diese Promotion wird nachmals in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht. Es gehören also fünf tausend Billets dazu, ehe ein junger Mensch diese Ehrenzeichen erlangen kann.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Freytag, den 1ten November 1776.

Fortsetzung der Betrachtungen über einige die gute Zucht und Erziehung der Jugend in öffentlichen Schulen betreffende Gegenstände.

Um den Orden der Tugend zu erwerben, müssen funfzig goldene Punkte an der Tafel der Tugend gewonnen werden. Diese Punkte werden, theils durch die Unsträflichkeit in der Aufführung und Sitten gewonnen, so daß jedem der sich einen ganzen Monat unsträflich verhalten hat, ein goldner Punkt zur Belohnung gegeben wird; theils kann der Jüngling auch durch einzelne edle Thaten, solche Punkte erwerben, wenn er zum Beyspiel etwas freywillig thut, was Verleugnung kostet, wenn er Unrecht ohne Rache erduldet, und wenn er an der aufrichtigen Besserung eines seiner Commilitonen, einen merkwürdigen Antheil hat: und endlich gewinnt ihm die Erlangung des Ordens des Fleißes, zehn Punkte auf der Tugendtafel.

Man gebraucht aber diese Tafeln nicht nur, Fleiß und Tugendübung zu belohnen; sondern man macht dieselben auch zu Mitteln vom Bösen abzuschrecken. Jeder Jüngling kann in jeder Woche, eine gewisse Anzahl Billets durch Fleiß und Wohlverhalten gewinnen, die man ohngefähr bestimmen kann. Wer nun träge, nachläßig, oder muthwillig ist, sich und andere in den Lehrstunden stöhrt, dem wird sein Billet vom Lehrer versagt, und sind seine Vergehungen grob, so werden ihm auch wohl zur Bestrafung eine gewisse Zahl von den bereits gewonnenen Billets abgezogen, und dergleichen Mängel werden nachmals auf der andern Seite neben seinem Namen, an der Meritentafel, mit schwarzen Punkten bemerkt. Z. E. wem etwa fünf oder zehn Billets an der Zahl die er in der vorigen Woche hätte gewinnen sollen, abgehen, dem wird für solchen Mangel ein schwarzer Punkt, nebst der Ursache, wegen Trägheit, Unachtsamkeit u. d. gl. eingeschlagen. Diese schwarze Punkte haben die Würkung, daß einer derselben fünf goldene Punkte vernichtet, und wer einen schwarzen Punkt hat, muß 105

goldene gewinnen, ehe er den Orden des Fleißes erlangen kann.

Eben so ist es auch mit der Tugendtafel. Böse Handlungen, als Widerspenstigkeit gegen die Vorgesetzte, Verführung andrer, Schulden machen, und Unordnung in der Wirthschaft, Schmutz und Unreinlichkeit in Kleidung und Wäsche, Neid und Verfolgung derer die sich wohl verhalten, Unterdrückung des Fleißes bey andern, Verachtung und Verkleinerung dieser Veranstaltungen zur Ermunterung zum Guten: oder auch verdiente schwere Bestrafungen, als Carcer u. d. gl. werden, nach Befinden des Senats, und nach Beschaffenheit des Verbrechens, und der Person die solches verübt hat, mit einem oder etlichen schwarzen Punkten an der Tugendtafel bemerkt. Auf solche Art gewinnt man die mannigfaltigste Gelegenheit, durch die natürliche Folgen der Fehler und Laster sie zu bestrafen, welches in meinen Augen immer besser ist, als durch positive Strafen, die mit dem Vergehen keine natürliche Verbindung haben, sondern solche nur durch den Willen des Strafenden bekommen, zu ahnden. Man bekommt Gelegenheit die Jugend gleich gegenwärtig auf den Verlust gewisser Güter aufmerksam zu machen, der mit dem Bösen immer verbunden ist, den sie aber sonst nicht zu beachten pflegt, weil er in dem ordentlichen Laufe der Natur meistens erst späte empfindlich zu werden pflegt.

Dieses ist nun kürzlich die Beschreibung dieser Einrichtung, und ich hoffe, sie wird hinreichend seyn, denen, die das oben angeführte Buch nicht gelesen, und nicht zur Hand haben, einen Begriff von der ganzen Sache zu machen, und zugleich folgende Anmerkungen, welche hinzuzufügen, ich mir die Erlaubniß erbitte, zu verstehen, und zu beurtheilen.

Mir gefällt diese Einrichtung besonders aus folgenden Gründen. 1) Sie befördert das Gute, durchs Gute, durch Belohnung und Ermuntrung, welches der vernünftigste Weg ist, den man, zumal bey der Erziehung, einschlagen kann. Es ist, deucht mir, bloß aus Noth, und wenn man keine andre Mittel in seiner Gewalt hat, zu billigen, daß man bey der Jugend Strafmittel zur Beförderung des Guten anwendet. Wer bloß durch Zwangsmittel genöthigt wird, in Lehrstunden aufmerksam und fleißig zu seyn, der lernt endlich freylich auch etwas, aber ob er jemals so viel lernen werde, als geschehen seyn würde, wenn er sich freywillig und aus Lust und Liebe zu dem womit er beschäfftigt wird, entschlossen hätte, das ist eine andre Frage, deren Beantwortung wohl nicht schwer seyn wird. Es ist von Strafmitteln in der That nicht zu erwarten, daß sie mehr thun werden, als etwa bloß den Ausbrüchen böser Neigungen zu wehren. Ob sie aber jemals die bösen Neigungen selbst ausrotten, und ob sie dagegen noch dazu gute Gesinnungen und Neigungen einflößen werden, daran zweifle ich billig, und denke viel

mehr,

ed by Google

mehr, daß dieses allein durch gute Folgen guter Handlungen bewirkt werden möge. Nun sind aber diese gute Folgen nicht immer sogleich gegenwärtig, bey gewissen Tugenden können sie sich erst nach Jahren einfinden, weil selbst die Tugend die sie belohnen sollen, nach mehrern Jahren erst ihre Wirkung in einem gewissen Grad äußert. Diese Bewandniß hat es mit dem Fleiße der den Wissenschaften gewidmet wird. Die Wirkung desselben ist freylich die Gelehrsamkeit. Allein diese kann nicht geschwinde kommen, sondern es gehören Jahre dazu. Wenn man aber mit Gemüthern zu thun hat, die meistens bloß sinnlich denken; so ist es etwas zu viel, von diesen zu erwarten, daß die Hoffnung einer noch sehr entfernten Belohnung, auf sie immer so stark wirken soll, als nöthig ist, um sie in der Ueberwindung gegenwärtiger Beschwerlichkeiten zu stärken, und die Reize mancher gegenwärtigen Lust und Ergötzlichkeit zu überwiegen. Allein durch eine solche belohnende Anstalt ist Gelegenheit vorhanden, jede einzelne gute und verdienstliche Handlung zu vergelten, und den der sie einerntet immer weiter zu ermuntern, weil er gegenwärtige Früchte vor sich sieht, die ihm seine Mühe belohnen werden. Jedoch ich hoffe, daß hierin jeder Vernünftige, und der Menschen überhaupt, besonders aber die Jugend kennt, mit mir einverstanden seyn werde, daß Belohnungen von großem Nutzen sind, und daß also nicht so wohl die Frage sey, ob dergleichen zur Aufmunterung angewendet werden sollen? als vielmehr, wie dabey zu Werke zu gehen sey, damit theils die Sache in der Ausübung möglich seyn, theils die völligste Wirkung thun möge?

Es ist endlich nichts Neues zur Aufmunterung der Jugend in Schulen, Belohnungen auszutheilen, und allerley andere Ermunterungsmittel zu gebrauchen. Mir sind Schulen bekannt, wo halbjährige feyerliche und öffentliche Prüfungen, in Gegenwart der Scholarchen oder Curatoren der Schule, der Obrigkeit und Patronen, angestellt werden, bey welchen auch allen andern Zuhörern der Zutritt vergönnet ist, daß also Aeltern, Verwandte und sonstige Bekannte der Schüler Zeugen von ihren erworbenen Geschicklichkeiten seyn können. Ich weiß auch, daß bey solchen Gelegenheiten öffentliche Censuren angestellt werden, da jeder Lehrer, jeden jungen Menschen seiner Classe bey seinem Namen nennt, und ihm sein Lob oder seinen Tadel öffentlich beylegt, während dessen derselbe aufgerichtet stehen muß, damit die ganze Versammlung denjenigen, von dem jetzt die Rede ist, sehen könne: auch pflegen dann wohl Bücher zum Geschenke, und in diesen ein kurzes Lob und gutes Zeugniß ertheilt zu werden. Alles dieses ist gut und löblich, wo dazu die Gelegenheit und übrige Mittel vorhanden sind, und wo dabey unpartheyisch verfahren wird. Ich bin auch selber zuwei-

len ein Zeuge gewesen, daß die ganze Handlung, dem Scheine nach, und wenigstens in dem Augenblicke da sie vor sich gieng, Rührung hervorbrachte, und ich habe wohl ehe gesehen, daß dem edelmüthigen oder weichherzigen Knaben eine angenehme Röthe seine Wangen färbte, und in seinen Augen eine Thräne zitterte, oder die Wangen hinab rollte, wenn er sein gutes Lob hörte. Bey denen aber die öffentlich getadelt wurden, schienen die Wirkungen nicht immer eben so günstig zu seyn, und zuweilen dünkte mir, daß die Sache mehr Schaden als Vortheil, wenigstens bey dem der getadelt wurde, stiften würde. Gesetzt aber auch, daß dieses nicht sey; so giebt es doch zuweilen Schulen, und zwar Erziehungsanstalten zugleich, bey denen dieses Mittel nicht füglich angebracht werden kann. Wenn eine solche Anstalt nemlich in einem ehemaligen Kloster, entfernt von benachbarten theilnehmenden Orten gelegen ist, (ein Umstand der sonst seine sehr gute Seite hat, weil die Jugend daselbst vom Geräusche, und von den Zerstreuungen der Städte entfernt ist, weniger Böses sieht, weniger Gelegenheit findet, in Ausschweifungen zu gerathen,) da verliert dieses Mittel meistens seine Kraft. Die Lehrer, und einige benachbarte Freunde, die nicht immer in großer Würde stehen, sind die einzige Zeugen bey solcher Feyerlichkeit: die Handlung ist vorübergehend, die ertheilte Prämie kommt in den Bücherschrank des Jünglings, und ist kein sichtbares Zeichen, das er ohne Affectation hervorbringen und sehen lassen kann, ohne sich eine ehrgeizige Absicht zugleich merken zu lassen, oder doch den Schein derselben zu geben. Ich glaube auch, daß es bey solchen Prüfungen nicht immer aufrichtig und ohne Partheylichkeit abgeht. Die Schüler werden von dem Lehrer wohl dazu vorbereitet, man sucht das Publicum zu blenden, und ihm Staub in die Augen zu werfen. Endlich kann hier zwar der muntere Kopf, und der welcher etwas dreiste oder wohl gar unverschämt ist, seine Rolle gut spielen, und ohne eigentlich fleißig und regelmäßig gewesen zu seyn, Lob und Belohnungen einernten: dagegen aber der langsame, der bescheidene, und zuweilen auch wohl blöde Jüngling sich nicht in seinem Vortheil zeiget, so daß derselbe oft von solchen Gelegenheiten mehr Niedergeschlagenheit, als Aufmunterung haben wird.

Aus allen diesen Betrachtungen scheint mir daher 2) die oben beschriebene Einrichtung zu Marschlins viel Vorzügliches zu haben, und außer dem allgemeinen Vortheil, Fleiß und Tugend zu befördern, auch nebenher manches Gute im andern Betrachte zu stiften. Denn die Sache bekommt mehr die Form, daß die Belohnungen nach bloßer Gerechtigkeit, und nicht nach Begünstigung gegeben werden. Es wird nicht allein der glückliche Erfolg, sondern die Tugend selbst, und der gute Wille belohnt, der langsame Kopf wird nicht niedergeschlagen, sondern

dern behält immer seine Aufmunterung, und nähert sich dem gewünschten Ziele, wenn gleich mit langsamern Schritten: der Flüchtling wird zwar zuweilen geschwindere Schritte zu machen scheinen, weil er von Zeit zu Zeit einige Billets mehr gewinnt, aber er wird auch auf der andern Seite nicht selten, durch Leichtsinn und Uebereilungen manches wieder verscherzen, und am Ende vor dem langsamen aber ordentlichen Mitschüler nicht viel voraus haben. Beyde werden fast mit gleicher Geschwindigkeit sich dem Ziele nähern. Der Flüchtling wird zuletzt seiner Uebereilungen sich entwöhnen, und der langsame wird mit gutem Muthe seine Laufbahn vollenden.

Zu den Nebenvortheilen rechne ich 3) daß die Lehrer meistens eine ruhige, aufmerksame und sittsame Versammlung haben, in ihrem Unterricht, durch verdrießliche Vorfälle nicht oft werden gestört und unterbrochen werden. Alle werden an Ansehen und Liebe gewinnen, weil alle es in ihrer Gewalt haben Billets zu geben, oder zu versagen. Es ist sonst oft eine mühselige Lage, wenn ein nachgeordneter Lehrer, sich selbst kein Ansehen verschaffen kann, und wenn er dieses bloß vom Director erborgen muß. Dieser kann ihn gewöhnlich auch eben nicht weiter helfen, als daß er durch Strafen eine gewisse äußerliche Bescheidenheit erzwingt, welche aber schon immer die üble Wirkung hat, daß die Gestraften wider den der ihnen diese Unannehmlichkeit zugezogen hat, einen Groll und Verbitterung bekommen, die sie oft den übrigen Mitschülern einflößen, und alsdenn wird wenig mehr von solchem Lehrer erlernt werden. Noch schlimmer aber ist es, wenn auch der erste Lehrer kein sonderliches Ansehen, keine wahre Achtung der Herzen gegen seine Person erwekken kann, und lediglich mit solchen gewaltsamen Mitteln sich und seine Collegen schützen soll.

Es gehört ferner 4) zu den Nebenvortheilen dieser Veranstaltung, daß man bey der Disciplin mehr Stuffen und mehr Mittel gewinnt, gute Ordnung zu halten, als wo man mit Strafen bald anfangen muß, denn da ist man auch mit den Strafen bald am Ende. Es können ohnehin die Arten der Strafen nicht so gar mannigfaltig seyn, und ihre Stuffen sind meistens nur der Dauer nach unterschieden. Dies aber macht, daß einige die etwas Schimpfliches haben sollten, um seltner zu werden, nicht nur dieses bald verlieren; sondern ein übel gearteter Jüngling setzt auch wohl zuweilen eine Ehre darin, solche erduldet zu haben, und gewinnt bey andern Mitschülern dadurch ein gewisses Ansehen, statt in ihren Augen zu verlieren. Wenn aber eine Zeitlang, und die gewöhnlichsten Vergehungen mehr mit der Entziehung der Belohnungen und Billets geahndet werden können, und wenn die Verschuldung, und wirkliche Erduldung gewisser Strafen, als Arrest u. d. gl. noch nebenher einen schwarzen Punkt an der

Tugendtafel zu Wege bringen, mit der kleinen Inschrift: weil er das Carcer verdient hat; so werden wahrscheinlich die Eindrücke etwas stärker seyn, und diese Strafen seltner werden. Auch wird 5) durch diese Anstalt, vermuthlich das Gute bewirkt, daß die muthwillige Versäumung der Lehrstunden, und die Schulkrankheiten seltner werden, weil indessen die Zeit Billets zu gewinnen versäumt ist. Der Jüngling wird zuweilen kleine Unpäßlichkeiten nicht achten, und lieber die Lehrstunden besuchen, als die Vermehrung seiner Billets versäumen wollen. Bey wirklichen und unverstellten Krankheiten, müßte man jedoch eine gewisse Auskunft ersinnen, den unverschuldeten Verlust dem Jünglinge zu ersetzen, und es könnte ihm nach wieder erlangter Gesundheit ganz wohl nach Billigkeit, und wenn er neuen Eifer beweist, nach Verhältniß der Zeit seiner Krankheit, die verdiente einfache Belohnung verdoppelt werden. Auch glaube ich, daß Ferien und Entfernungen von der Schule und endlich die Eilfertigkeit nach Akademien zu gehen, welche jetzt sehr Mode werden, sich von selbst durch diese Anstalt verlieren oder einschränken möchten.

6) Es müßte doch auch wohl zu hoffen seyn, daß, wenn die Einrichtung der Jugend erst interessant geworden wäre, dieses einen gewissen vortheilhaften Eindruck bey derselben machen würde. Sie sieht die Meritentafeln täglich vor Augen: sie sieht die Anzahl ihrer goldnen, oder ihrer schwarzen Punkte sich vermehren: sie sieht auch wohl, daß Fremde sich bey der Tafel aufhalten, und sich nach der Bedeutung erkundigen: sie sieht also, daß ihre gute oder schlechte Beschaffenheit jedermann bekannt wird: sie weiß es, wie weit sie noch von dem Ziel entfernt, oder wie nahe sie demselben bereits gekommen sey: der böse junge Mensch hat eine tägliche Erinnerung an seine Vergehungen, er sieht es, wenn das Maaß bald voll ist, er kann sich mit der Unwissenheit oder Vergessenheit seiner bisherigen und wiederholten Vergehungen nicht entschuldigen, die Tafel warnet ihn beständig. Ein neu ankommender Jüngling kann an derselben erlernen, welche unter seinen künftigen Mitschülern er sich zu Mustern erwählen müsse, und für welche er sich zu hüten Ursache habe u. s. w.

Allein, wird mancher vielleicht denken, wenn nun diese Orden gemein werden, sollten sie da noch ferner diese Wirkungen hervorbringen? Ich glaube nicht, daß dieserwegen etwas zu befürchten sey. Die Sache läßt sich ohngefähr überrechnen. Wer den Orden des Fleißes erlangen will, muß bis zu hundert goldnen Punkten an der Meritentafel hinansteigen: zu jedem goldnen Punkte gehören funfzig gewonnene Billets, folglich zur Erwerbung des Ordens des Fleißes, werden fünf tausend Billets erfodert. Nun setze man, daß jeder Jüngling täglich sieben Lehrstunden abzuwarten habe, und in jeder ein

Bil-

Billet gewinnen kann: so machen diese die Woche über 42 Billets. Man gebe ihm ferner noch 18 Billets, welche er die Woche über in den Stunden der Maitres, bey Erlernung der Musik, des Zeichnens oder Tanzens, u. d. gl. und durch freywilligen außerordentlichen Stubenfleiß gewinnen kann, wenn er etwa Ausarbeitungen macht, wozu er nicht eigentlich gehalten war, oder wenn er mit guten Auszügen die er gemacht hat, belegt, daß er gewisse Autoren, oder große Stücke derselben mit Aufmerksamkeit und Nutzen gelesen habe; so kann er die Woche über, etwa sechzig Billets gewinnen, und in fünf Wochen zu sechs goldnen Punkten gelangen, wenn er mittlerweile das regelmäßigste Verhalten beobachtet, und nichts begeht, das ihm den Verlust einiger seiner Billets zuzieht. So werden denn doch wenigstens 83 Wochen nöthig seyn, bevor er sich zu hundert goldnen Punkten hinanschwingt. Das ist doch mehr als anderthalb Jahre, wenn auch der Jüngling gar keinen Fehler indessen machen sollte. Aber wie viele werden derer seyn, die eine solche Unsträflichkeit, und eine solche anhaltende Geduld beweisen dürften? Ich sorge also nicht, daß der Orden, wenn es sonst nur dabey nach strenger Gerechtigkeit gehalten wird, zu gemein werden möchte.

Aber er kann zu selten werden, das Ziel kann den meisten zu weit gesteckt, zu erhaben scheinen, daß sie darnach nicht ringen, weil sie die Hoffnung aufgeben es je zu erreichen? Diese Besorgniß ist, deucht mir, noch eher zu bedenken, als die erste. Indessen ist dagegen auch zu bemerken: daß wenn die Sache der Jugend nur interessant gemacht werden kann, die meisten ziemlich begierig hineingehen möchten, ohne vorher beym Anfange den weiten und beschwerlichen Weg, den sie durchzugehen haben, abzumessen. Haben sie inzwischen erst einige goldene Punkte gewonnen, so werden sie in der Folge, theils die angewendete Bemühung nicht umsonst angewendet haben wollen, und vielleicht gewinnen sie auch mittlerweile an dem was sie lernen einen Geschmack, entwöhnen sich vom Müssiggange, und fahren zuletzt in der Laufbahn dennoch fort, wenn gleich die Hoffnung das Ziel zu erreichen sich vermindern möchte. Thut man aber in solchen Fällen dieses, daß dem Jünglinge, der dem Ziele sich weit über die Hälfte oder zwey Drittel des Weges bereits genähert hat, und etwa bis 80 oder 90 goldene Punkte hinangekommen ist, und der es gewiß in kurzen ganz erreicht haben würde, wenn er länger in der Schule geblieben wäre, der aber diese nun verlassen muß, alsdann dennoch die Ehrenzeichen bey seinem Abzuge ertheilt werden; so ist zu vermuthen, daß keiner leicht verzagen, und die Hoffnung aufgeben werde.

Endlich könnte auch noch wohl dieses erinnert werden: daß in einer ganz neuen Anstalt sich eine solche Einrichtung wohl machen ließe,

ließe, wo alle Schüler zugleich von Einem Standorte ausgiengen, und gleiche Hoffnung haben könnten das Ziel zu erreichen. In bereits stehenden Schulen würde die Sache aber diese Schwierigkeit finden: die, welche nur noch ein oder ein halb Jahr in derselben zu bleiben hätten, würden daran keinen Antheil nehmen, weil sie selbst nicht mehr Zeit genug vor sich hätten, bey dem besten Willen, bis zu dem vorgesteckten Ziel zu gelangen, und vielleicht machten sie alsdenn die Sache den übrigen verhaßt, ekelhaft oder lächerlich, wenn es gleich auch nur aus Neid geschehen sollte. Ihre Gesinnungen aber könnten, weil sie die ältesten wären, doch wohl von schlimmen Folgen seyn? Diese Besorgnisse sind allerdings gegründet, ja es würde ein wichtiges Versehen seyn, wenn irgendwo in einer bereits stehenden Schule diese Einrichtung nachgeahmt werden sollte, und man hätte es vergessen, alle Schüler für dieselbe ohngefähr in gleichem Maaße einzunehmen. Dies aber könnte füglich auf die Weise geschehen, wenn denen die ihren Lauf in der Schule meistens vollendet hätten, guten Willen für diese Einrichtung bewiesen, und sonst sich nicht gar zu schlecht verhalten hätten, eine gewisse Anzahl goldner Punkte nach Maaßgabe ihrer bereits erworbenen Geschicklichkeit, und ihres ehemaligen Wohlverhaltens nunmehro sogleich gegeben würden, daß sie dabey die Hoffnung fassen könnten, die übrigen noch fehlenden sich zu erwerben. Ich wollte sogar, daß im Anfange mit einem oder ein Paar Jünglingen es nicht so ganz genau im Grunde genommen würde, damit nur erst und bald ein oder etliche Beyspiele der wirklichen Mittheilung dieser Ehrenzeichen vorhanden wären, um die übrigen dadurch desto mehr zu reizen. Es ist hier meine Meynung nicht, etwas an der Zahl der Punkte zu erlassen, und etwa zu sichtbarlich Gunst zu beweisen; sondern nur durch reichlichere Belohnung außerordentlichen Stubenfleißes in freywilligen Arbeiten, und durch geringen Abzug von Billets bey vorfallenden Versehen, unter der Hand behülflich zu seyn, daß bald jemand fähig würde diese Ehrenzeichen zu empfangen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Montag, den 4ten November 1776.

Schluß der Betrachtungen über einige die gute Zucht und Erziehung der Jugend in öffentlichen Schulen betreffende Gegenstände.

Sollte es endlich anstößig seyn, diese Belohnungen mit dem Namen der Orden zu belegen, weil unter jungen Leuten dadurch eine Thorheit begünstigt zu werden scheinen könnte, welche die Obrigkeit wohl genöthigt gewesen ist, auf Akademien zu verbieten; so ist dieser Bedenklichkeit leicht dadurch abzuhelfen, wenn man der Sache einen andern Namen giebt. Man kann es ja die Ehrenzeichen des Fleißes und die Belohnung der Tugend nennen, oder sonst der Sache einen andern schicklichen Namen beylegen. Allein etwas Aeußerliches, das zur Distinction gereicht, muß es allerdings seyn. Lobsprüche bey gewissen Gelegenheiten sind auch wohl gut, und thun in der Stunde eine erwünschte Wirkung, allein diese Wirkung ist nicht von Dauer. So wohl der, dem sie gegeben werden, und noch mehr die, welche sie nur anhören, und weiter keinen Theil daran nehmen, am meisten aber die welche sie misgönnen, werden sie vergessen, oder zu vergessen scheinen, und sodann fällt größtentheils die gute Wirkung weg. Wenn aber dem Auge etwas gegeben wird, das zuweilen bey denen die die Sache noch nicht wissen, eine Frage nach der Bedeutung veranlassen, und dem Besitzer zu einer kleinen Erläuterung Gelegenheit geben kann, die er ohne Verletzung, oder auch wohl mit merklicher Beweisung seiner Bescheidenheit mittheilet, das ihm ferner alsdann ein Compliment, einen Glückwunsch, und einige Zeichen einer gewissen Achtung zuzieht, solches giebt eine Erneuerung der angenehmen Empfindung die er bey dem ersten Empfang dieser Vorzüge hatte, und bey seinen Mitschülern, die bey solchen Auftritten Zeugen sind, muß wohl eine Empfindung entstehen, nach welcher sie an des Belohnten Stelle zu seyn sich wünschen.

Sollte aber die ganze Einrich-

tung der Jugend auch interessant werden können? Dies ist freylich noch eine Hauptfrage, auf die alles ankommt. Sollte es hier fehlen, so muß es lieber gar nicht angefangen werden. Wenn es eine Veranstaltung wäre, welche die Lehrer allein und für sich machen sollten; so zweifle ich sehr, daß sie die gewünschten Wirkungen, welche ich oben als möglich angeführt habe, hervorbringen möchte, wenigstens dürfte es nicht auf die Dauer seyn. Aber wenn die Obrigkeit dergleichen unter ihrer hohen Genehmigung, und unter ihrer Autorität einrichten wollte; so würde die Sache schon eine ganz andere Gestalt haben, und gewiß die erwünschtesten Früchte hervorbringen. Sollte es denn für dieselbe ein zu geringfügiger Gegenstand seyn? Ich denke es nicht, denn sonst müßten es Schulen überhaupt auch seyn, und die Erziehung selbst müßte ihrer Fürsorge unwürdig scheinen, welches doch bey keiner weisen Obrigkeit der Fall seyn wird. Da sie also Schulen stiftet, unterhält, und auf alle Weise durch gute Gesetze, durch ansehnlichen Aufwand für die gute Erziehung und Unterweisung der Jugend sorgt; da man jetzo so nachdrücklich den Satz behauptet, und ihn so angelegentlich vorträgt, daß die Glückseligkeit der Staaten auf die gute Erziehung der Jugend beruhe; so ist auch wohl zu hoffen, daß alles, was die gemachten Anstalten begünstigen, ihre Wirkungen versichern und beschleunigen kann, keinesweges der Obrigkeit geringfügig scheinen werde. Es ist wohl zu glauben, daß sie gerne und willig Vorschläge und Einrichtungen werde begünstigen und befördern, und ihnen ihr Ansehen werde leihen wollen, wenn sie nicht unthunlich sind, wenn sie keinen Aufwand erfodern, der für den zu hoffenden Nutzen zu gewagt, und zu mißlich angelegt scheinen möchte. Sollte denn aber die bisher beschriebene Einrichtung nicht wenigstens eines Versuches in irgend einer unsrer Schulen werth seyn? Die guten Wirkungen, welche man in dem oben angeführten Buche davon aus Erfahrung rühmt, sind doch ganz beträchtlich, und dort scheint es doch nur noch eine Privatanstalt zu seyn, die von dem dortigen Fürsorger allein gemacht ist, und auf dessen Ansehen lediglich beruht. Wie vielmehr könnte man sich also guten Nutzen davon versprechen, wenn etwas von der Art durch eine höhere Autorität verfügt würde. Wenn diese solche Ehrenzeichen des Fleißes und der Tugend den guten Jünglingen zu ertheilen anbefehlen wollte, und wenn eine solche Handlung bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten, dergleichen die Redeübungen auf Schulen sind, bey welchen immer einige fremde Zuhörer zugegen zu seyn pflegen, vorgenommen würde, wenn ein Lehrer dabey aufträte, und mit einer kleinen Lob- und Ermunterungsrede dem jungen Candidaten die Ehrenzeichen in Gegenwart fremder Zeugen anlegte; wenn diesem darüber eine Art eines Diploms gegeben würde,

de, wenn die Obrigkeit beföhle, daß ihr solche Promotionen berichtet werden dürften, und wenn sie darauf mit gnädigem Beyfall etwas äußerte: wenn auch sonst auf eine schickliche Weise im Druck diese Promotionen bekannt gemacht würden, wozu die in den meisten Schulen bereits übliche Verzeichnisse der Lectionen dienen könnten: wenn allenfalls noch in Schulen, wo gewisse Stipendien, und andere Wohlthaten gestiftet sind, diese hauptsächlich solchen Jünglingen zu Theil würden, welche sich diese Ehrenzeichen erworben hätten: oder wenn die Obrigkeit die Hoffnung machte, daß zu den Beneficien auf Akademien welche von ihr abhängen, dergleichen junge Leute ihr besonders empfohlen seyn sollten, oder daß auch bey künftigen Beförderungen auf diese Ehrenzeichen gesehen werden sollte, wenn zumal der, welcher durch sein Diplom beweisen könnte, daß er damit bekleidet gewesen sey, auch gute Zeugnisse von Akademien vorzuweisen hätte ꝛc. Unter diesen und ähnlichen Umständen scheint es, mir wenigstens, fast moralisch gewiß zu seyn, daß viel Gutes für die Wissenschaften und Sitten gewonnen werden könnte, und der Aufwand welchen eine solche Einrichtung verursacht, wie beträchtlich wird der seyn? Höchstens 20 bis 30 Rthlr. zur Einrichtung der Meritentafeln, und andern kleinen Anstalten mehr, und im Fortgange würde mit wenigen Thalern jährlich viel Gutes gestiftet werden können. Von dieser Seite hätte also die Sache, wie ich glaube, wohl die wenigste Bedenklichkeit.

Jedoch ich kann mich irren, ich bin vielleicht aus guter Meynung zu eingenommen für eine Sache, die sich im Erfolg nicht bewähren dürfte, und wider welche die Lehrer in Schulen Einwendungen wissen werden, die mir aus Mangel der Erfahrung nicht beyfallen könnten. Ich will es nicht in Abrede seyn. Ich wünsche indessen sehr, daß diese Männer ihre Gedanken hierüber in diesen Blättern mittheilen, und gemeinnützig machen wollten. Nur müßten sie nicht bloß von einer Liebe zur Bequemlichkeit zeugen, nicht von einem Gemüthe, das gegen neue Vorschläge, bloß weil sie neu sind, und weil sie vielleicht einige ungewohnte Bemühung machen könnten, eingenommen ist. Auch die Einwendungen möchte ich verbitten, welche davon hergenommen sind, daß eine auf solche Weise, durch den Trieb der Ehrliebe beförderte Tugend, nur eine Scheintugend sey, und daß man diesen Trieb, und den des Eigennutzes nicht stärken, sondern schwächen müßte. Hierauf weiß ich vieles zu antworten, welches ich jetzo aber nicht nöthig erachte. Untern andern aber auch dieses: Unius positio non est alterius exclusio. Was ist denn wohl besser, ob etwas Gutes gar nicht geschieht, oder ob es geschieht, wenn gleich noch nicht aus den besten Bewegungsgründen, noch nicht, weil es gut ist, oder weil es Gott befohlen hat? Man

kann ja das Eine, denke ich, wohl thun, und braucht deswegen das Andere nicht zu lassen. Die eigentliche gründliche Besserung und Heiligung des Herzens ist eine höhere Wirkung der Gnade. Menschen, und also auch Lehrer in Schulen können sie nicht bewerkstelligen. Sie können nur dazu zubereiten helfen, darauf hinleiten, und dies sollen sie ja auch bey der obigen Einrichtung nicht versäumen. Sollte denn aber ein Jüngling der das Gute und die Tugend erst lieb gewonnen hat, gesetzt, daß es auch Anfangs nur um zeitlicher Vortheile, und um Ehre willen seyn möchte, dadurch untüchtiger werden, sie auch um beßrer Bewegungsgründe, um ihrer selbst oder um Gottes willen lieben zu lernen? untüchtiger sage ich seyn, als der rohe ungezogene wilde Bube, welcher die Tugend noch gar von keiner Seite kennet? Sollte Unwissenheit geschickter zur Tugendübung machen, als wahre ächte Weisheit? Vielleicht giebt es jetzt so viele die die Tugend selbst anfechten, weil gründliche Wissenschaft immer seltner wird, und weil deren immer weniger werden, die sich würdig dazu vorbereiten, derselben fähig zu werden. Vielleicht wird es auch hier mit der Zeit wieder besser, wenn man den gründlichen Wissenschaften erst mehr Freunde wieder gewonnen haben wird, und diese mögen denn nun durch Zufall oder auf die bestmöglichste Art gewonnen werden; genug, wenn sie nur gewonnen sind.

Von den Samaritern und den sie betreffenden Gesetzen der römischen Kaiser.

Es haben wohl nie zwo Sekten einer Religion einen so anhaltenden tödtlichen Haß gegen einander gehegt, als die Juden und Samariter. Schon Sirach der auf dreyhundert Jahr vor Christo lebte, gesteht offenherzig a), zweyerley Volk sey er von Herzen feind, und dem dritten so gram, als sonst keinem, den Samaritern, den Philistern und dem tollen Pöbel zu Sichem. Die Pharisäer hielten zu Zeiten des Heilandes, ein Samariter zu seyn, und den Teufel zu haben, für unzertrennlich, und Juvenal bezeugt, daß die Juden jenen weder den Weg zeigen, noch ihnen einen Trunk Wasser reichen. Daher das samaritische Weib bey dem Evangelisten Johannes nicht begreifen konnte, daß Jesus, den sie entweder an der Mundart, oder an der Kleidung für einen Juden erkannte, von ihr zu trinken fodere. Sie haben ihren Namen von der Stadt Samaria, unter welchem man aber nicht allein die Einwohner dieser Stadt, sondern auch des ganzen Landes seit der Zeit begriff, daß Salmanassar dasselbe nach Wegführung der Isra-

a) Sirach 50 v. 27. 28.

Israeliten mit seinen heidnischen Unterthanen aus Cus, vermuthlich aus der persischen Provinz Chusistan, und nicht durch Araber, wie Bochart geglaubt hat, wieder besetzte. Jüdische Priester mußten sie zwar in der jüdischen Religion unterrichten, aber die Beybehaltung ihrer Abgötterey machte sie schon damals den Juden verhaßt. Als das Maaß der Sünden der übrigen beyden Stämme, Juda und Benjamin, vor Gott ebenfalls voll war, so ergieng ein ähnliches Strafgericht über sie. Sie wurden in die babylonische Gefangenschaft weggeführt, und ihre Stadt und Tempel zerstört. Cyrus verstattete ihnen die Zurückkehr in ihr Land und die Herstellung Jerusalems, seines Tempels und seiner Mauern.

Da aber die Juden den Samaritern, die nicht von dem Samen Abrahams, und deren Religion ein Gewebe von Judenthum und Abgötterey war, das Theilnehmen an dem Bau versagten, so wehrten sie solchem theils durch Gewalt, theils durch ihre Vorstellungen beym Cyrus und dessen ersten Nachfolgern. Hiedurch vermehrte sich die Verbitterung zwischen beyden Nationen, und erreichte endlich den höchsten Grad, als Nehemias, den Artharasta, welcher den Bau aufs neue verstattete, zum Landpfleger über Judäa verordnete, nach Jerusalem kam, den Bruder des Hohenpriesters Jaddus, mit Namen Manasses, weil er seine Frau, die keine Jüdinn, sondern des Statthalters von Samaria Tochter war, nicht fahren lassen wollte, wegjagte, und dieser durch seinen Schwiegervater von Alexander dem Großen die Erlaubniß bekam, auf dem Berge Garizim einen Tempel zu bauen, und daben Hoherpriester zu seyn. Dieser Tempel machte die Samariter den Juden vollends zum Greuel. Die Rabbinen fügen hinzu, die Samariter wären 180,000 stark, angezogen, die Fortsetzung des Baues zu hindern. Nehemias und Esdra hätten dagegen dreyhundert Priester gesammelt, und sie in den großen Bann thun lassen, selbigen wären, um ihn recht feyerlich zu machen, dreyhundert Knaben, mit der Thora in einer, und der Trompete in der andern Hand, gefolgt. Als die Samariter die Verwünschungen des Bannes: Verflucht sey wer mit den Samaritern das Brodt ißt, gleich dem, der von Schweinen ißt; sie müssen keinen Theil an der Auferstehung haben, und nie müsse es gestattet seyn, Proselyten aus ihnen zu machen, gehöret hätten, so wären sie so erschrocken, daß sie wieder heim gezogen.

Als Alexander, in dem Laufe seiner Siege über den letzten persischen Darius, nach Jerusalem kam, welches sich ihm unterwarf, so erließ er den Juden den Tribut auf die Sabbathjahre. Die Samariter von Sichem, am Fuße des Berges Garizim, baten ihn, als er in ihre Nachbarschaft kam, ihnen gleiche Befreyung widerfahren zu lassen. Wie aber die Juden ihnen solches misgönneten, und Alexandern beybrachten, daß die Samariter nicht

von ihrer Nation wären, so verschob er seine Entschließung bis er wieder zurückkommen würde. Das Chronicon der Samariter sagt, Alexander habe ihnen befohlen, ihm Bildnisse und Statüen zu errichten. Sie hätten sich deswegen auf ihrem heiligen Berge versammelt, und Gott gebeten, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Darauf hätten sie allen ihren Kindern den Namen Alexander gegeben, und sie ihm als lebende Bildnisse von ihm dargestellt. Allein als die Samariter seinen Liebling Andronicus ermordet hatten, so vertilgete er den größten Theil dieser alten Samaritaner, und setzte neue Einwohner von Syrern, Macedoniern und Griechen dahin, die aber bald jener Religion annahmen.

Nach Alexanders Tode theilten sich seine Feldherren in seine Länder. Ptolomäus des Lagus Sohn errichtete seinen Thron in Aegypten, Antigonus in dem obern Asien, nach Syrien und Palästina trachteten sie beyde. Als des Ptolomäus General von des Antigonus Sohne Demetrius dem Städtebezwinger geschlagen wurde, so zerstörte Ptolomäus, auf die Nachricht, daß auch der Vater wider ihn im Anzuge sey, und er sich nicht getrauete das Land zu behaupten, Samaria und andere Städte, und führte auf dreymal hunderttausend Juden und Samariter mit fort nach Aegypten. Aber auch hier vergaßen sie ihre alte Feindschaft und Religionsstreitigkeiten nicht. Die Samariter behaupteten, ihr Tempel auf Garizim verdiene sehr den Vorzug vor dem zu Jerusalem. Außer daß schon Abraham und Jacob daselbst geopfert hätten, habe Gott schon dem Moses befohlen, ein Denkmal von Steinen auf Garizim aufzurichten, als Jerusalem noch in heidnischen Händen gewesen. Die Juden konnten dies nicht zugeben, sie beschuldigten die Samariter der Verfälschung des Grundtextes, und beriefen sich darauf, daß Gott Zion allein zu seiner Wohnung und zu seiner Anbetung ausersehen habe. Der Streit war zu wichtig, daß sie ihn hätten sollen unentschieden lassen. Sie brachten ihn vor den König, der damalige war Philometor, und wurden eins, daß der Unterliegende sterben sollte. Philometor that den Ausspruch für die Juden, und die Advocaten der Samariter mußten die Vertheidigung ihrer ungerechten Sache mit dem Leben büßen b).

Samaria und das jüdische Land war inzwischen ein Theil des syrischen Reichs geworden. Als Antiochus der Edle gegen die Juden und ihre Religion wüthete, und die Samariter gleiche Verfolgung befürchten mußten, so suchten sie ihm die Meynung, daß sie Juden wären, zu benehmen. Sie schrieben ihm, sie wären von Herkunft Sidonier. Eine schreckliche Pest habe ehedem ihr Land verheert, von der sie nicht eher hätten befreyet werden können, bis sie die Feyer des Sabbaths angenommen, und einem Gotte ohne

b) Joseph. Antiqu. Jud. l. 13. c. 6.

ohne Namen einen Tempel errichtet hätten. Da er nun noch keiner namentlichen Gottheit geweihet sey, so wären sie erbötig, ihn dem Jupiter zu weihen. Hiemit war Antiochus zufrieden, und ließ sie ungekränkt c).

Die Maccabäer befreyeten ihre Nation vom syrischen Joche, und nahmen auch Galiläa weg. Samarien blieb aber noch den Syrern. Weil solches aber mitten zwischen Judäa und Galiläa lag, und die Gemeinschaft dieser Länder dadurch erschweret wurde, so bediente sich Johann Hyrcan der Gelegenheit, welche ihm die Unruhen in Syrien darboten, und unternahm die Bezwingung der Samariter. Er eroberte Sichem, das zu der Zeit Sichar hieß, und eben so von den Evangelisten genannt wird, verbrannte den Tempel auf dem dabey liegenden Berge Garizim, nachdem derselbe zweyhundert Jahr gestanden hatte, und ließ viele samaritische Priester hinrichten. Hierauf gieng er vor Samaria und schloß diese Stadt, die ebenfalls auf einem Berge lag, aufs engste ein, wodurch sie in äußerste Hungersnoth gerieth. Als der syrische König Cyzicen zum Entsatze anzog, so gieng ihm Aristobul, den der Vater Hyrcan, als er auf den großen Versöhnungstag nach Jerusalem mußte, vor Samaria gelassen hatte, entgegen, schlug ihn zurück, und setzte darauf die Belagerung fort. Die Samariter suchten zwar aufs neue bey dem Syrer Hülfe, der sich aber nicht getrauete, einen zweyten Zug zu wagen. Doch erhielt er von dem Könige in Aegypten 6000 Mann, welche er in Judäa einfallen ließ, um Hyrcan dadurch von Samaria abzuziehen. Selbige konnten aber nichts ausrichten, und Samaria mußte, da es sich ein ganzes Jahr gewehrt hatte, ergeben, womit das ganze Land an Judäa kam. Das angeführte Chronicon der Samariter hat die Legende, die Belagerten hätten täglich Geld in einem Korbe von der Mauer an einen ihres Glaubens herabgelassen, wofür Vieh gekauft, und auf Garizim geopfert worden. Wie solches ein Grieche gemerkt, so habe er ein junges Schwein in den wieder hinaufzuziehenden Korb gesteckt. Solches sey für Schrecken wider die Mauer gesprungen, worauf ein Erdbeben erfolgt, das einen Theil der Mauer umgeworfen, und den Belagerern einen offenen Weg in die Stadt gemacht habe.

Ob nun gleich die Samariter unter ihre geschwornen Feinde die Juden kamen, und ihres Tempels beraubt waren, so blieb ihnen Garizim doch heilig, und da sie von deren Herrschaft wieder frey wurden, so fuhren sie, wie aus dem Gespräche Christi mit der Samariterinn erhellt, fort, darauf anzubeten, und sich mit den Juden über den rechten Ort der Anbetung zu zanken.

Als Pompejus das jüdische Reich den Römern unterwarf, so trennte er Samarien davon, schlug es zu der Provinz Syrien, und gab dem Gabinius

c) Joseph. l. c. l. 12. c. 7.

binius auf, die zerstörten Städte wieder herzustellen. Er fieng den Bau von Samaria an, und nannte es nach sich Gabinia. Wie er von seiner Statthalterschaft abgesetzt wurde, war es nur erst ein großes Dorf. Als aber Herodes der Große diesen Ort vom Augustus geschenkt bekam, so vergrößerte er ihn, machte ihn fest, zierte ihn mit prächtigen Gebäuden, vermehrte seine Einwohner mit sechstausend Fremdlingen, die er dahin zog, und nannte ihn nach des Kaisers griechischem Namen Sebaste.

Bey den Unruhen in Judäa unter Archelaus, welche diesen um sein Reich brachten, blieben die Samariter ruhig, weswegen ihnen Augustus den vierten Theil des Tributs erließ. Judäa aber wurde zu einer römischen Provinz gemacht, ihr ein eigner Landpfleger vorgesetzt, der aber von dem Statthalter in Syrien abhieng, und die Juden der Schatzung unterworfen. Diese mußte abermal Quirin, oder nach griechischer Mundart Cyrenius, welcher auch die erste, als der Heiland geboren wurde, verrichtet hatte, besorgen. Wie aber die Juden und Samariter einander allen möglichen Tort thaten, so schlich sich einige Jahre nachher ein Samariter des Abends vor dem Passah in den Tempel zu Jerusalem, und versteckte, um ihn zu verunreinigen, Menschenknochen darin. Solche wurden des Morgens gefunden, und das Fest mußte einige Tage, bis der Tempel wieder gereinigt, aufgeschoben werden. Einige glauben, aber ohne historische Gewißheit, daß es an dem Feste geschehen, an welchem Jesus von seinen Aeltern vermißt worden.

Dies Unglück war aber für die Juden so groß nicht, als das, welches sich die Samariter nachmals, von einem Betrüger verleitet, zuzogen. Dieser machte ihnen weiß, wenn sie sich bey ihrem Berge Garizim versammeln wollten, so wolle er ihnen den Ort zeigen, wo Moses die heiligen Gefäße verborgen hätte. Sie kamen alle bewaffnet, und lagerten sich nahe am Berge. Pilatus sandte seine Cohorten wider sie, eine Menge der Betrogenen wurde niedergemacht, und die Vornehmen ohne Gnade enthauptet. Die Samariter klagten bey dem Statthalter von Syrien Vitellius über diese Grausamkeit, und entschuldigten ihre Bewaffnung damit, daß sie keinen andern Schutz wider die unerträglichen Bedrückungen des Pilatus gehabt hätten. Vitellius fand das Verfahren desselben zu hart, entsetzte ihn des Landpflegeramts, das er zehn Jahr gehabt hatte, und hieß ihm, sich zu Rom bey dem Kaiser zu verantworten. Ehe er aber hinkam, war Tiberius schon todt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Freytag, den 8ten November 1776.

Schluß der Abhandlung von den Samaritern und den sie betreffenden Gesetzen der römischen Kaiser.

Unter der Landpflegerschaft des Cumanus wurde ein Jude, der aufs Fest aus Galiläa nach Jerusalem wollte, und seinen Weg durch Samaria nahm, daselbst erschlagen. Die Juden klagten bey dem Landpfleger darüber, als sie aber kein Gehör fanden, so rotteten sie sich zusammen, verheerten der Samariter Gebiet, und schlugen von denselben todt was ihnen in die Hände fiel. Allein Cumanus griff sie an, schlug sie, und ließ die Gefangenen ans Kreuz schlagen. Als die Sache vor Quadratus in Syrien kam, und selbiger Bedenken fand, selbst darin zu sprechen, so sandte er die Häupter von beyden Theilen gebunden nach Rom. Cumanus mußte ebenfalls dahin. Hier fanden die Juden einen guten Fürsprecher am ihrem Glaubensgenossen dem nachmaligen König Agrippa, welcher die Gunst des Kaisers Claudius hatte. Die Samariter wurden zum Tode verdammet, und Cumanus verwiesen.

Christus hatte sich dem samaritischen Weibe selbst als den Messias offenbart, und er war von den Einwohnern von Sichar für den Heiland der Welt erkannt worden. Nach seiner Himmelfahrt wurde er von Philippo auch denen zu Samaria gepredigt, und es ist glaublich, daß diejenigen, welche gläubig wurden, sich vor dem Ausbruche des letzten jüdischen Krieges, wie die Gläubigen zu Jerusalem, jenseits des Jordans nach Pella begeben, um nicht durch das schreckliche Strafgericht das über die Juden und ihr Land ergieng, mit hingerissen zu werden. Die Legende weiß den vom Johannes verschwiegenen Namen jener Samariterinn von Sichar, auch selbst ihrer zwey Söhne die sie gehabt haben soll. Sie soll nach Carthago in Afrika gegangen seyn, und die ganze Stadt bekehrt haben. Nero habe sie deswegen mit den Ihrigen nach Rom zur Marter holen lassen, ihr aber seine Tochter mit vielen Juwelen, um sie dadurch zum Abfall

zu bringen, entgegen geschickt. Sie sey aber selbst nebst den hundert Damen ihres Gefolges von selbiger bekehrt, und getauft worden. Nero, erboßt über diese Begebenheit, habe sie alle mit Gift wollen hinrichten lassen, da solches aber keine Wirkung gethan, vielmehr der Giftmischer durch dies neue Wunder ebenfalls ein Christ zu werden bewogen worden sey, so habe er sie alle mit dem Schwerte tödten lassen a). Durch dergleichen Legenden hat man ehedem der Religion Ehre und Beyfall zu machen geglaubt.

Bey dem Ausbruche jenes Krieges der Jerusalem und den Tempel, wie es der Heiland den Juden 36 Jahr vorher verkündiget hatte, in Schutt und Asche verwandelte, sammelten sich die Samariter eilftausend stark auf Garizim, sich daselbst gegen die Römer zu vertheidigen. Hier ließ sie Vespasian durch den Cerealis einschließen, und da es ihnen an Wasser fehlte, so kam ein Theil durch Durst um, die übrigen aber, welche sich zu ergeben sich weigerten, wurden sämmtlich umgebracht, und ihre Stadt verbrannt b). Samaria und Sichar wurden unter dem Domitian durch römische Colonien wieder hergestellt und bevölkert, und Sichar erhielt den Namen Neapolis, das ist Neustadt, woraus ihr jetziger Name Napluse entstanden. So oft aber auch diese Oerter ihre Einwohner veränderten, so ist der Berg Garizim den neuen doch immer so heilig wie den alten gewesen.

Hadrian hatte wider die Juden, wegen ihres fürchterlichen Aufstandes, wozu sie sich durch den Betrüger Barcochab, der sich für den Messias ausgab, verleiten ließen, einen tödtlichen Haß. Er verbot ihnen, um sie ganz zu vertilgen, die Beschneidung, behandelte aber die Samariter, wie die Juden; und wie er diesen den Eintritt in die neue Stadt, welche er auf der Stelle des eingeäscherten Jerusalems wieder erbauen ließ, nicht verstattete, solche auch, da er sie Jupitern weihete, den Juden unrein machte, so ließ er auch auf Garizim einen Vogel von Kupfer aufrichten, und den Berg mit einer Wache besetzen. Hierauf gründet sich vielleicht die Lästerung der Rabbinen, daß die Samariter auf Garizim eine Taube angebetet hätten. Es kann aber auch seyn, daß sie, wie die zu Ascalon, die Tauben in großer Verehrung gehalten, zumal da ihr Chronicon von der Wundertaube welche Josua soll gehabt, und sie zur geschwinden Post, zu Ueberbringung seiner Befehle, gebraucht haben, so viel Rühmens macht. Eben diese Chronik sagt, daß der bezauberte Vogel des Hadrians, so bald sich ein Samariter auf den Berg schleichen wollen, ihn der Wache verrathen, und mit lauter Stimme: ein Hebräer, gerufen

a) Menolog. Græc. in Canisii Lect. Antiqu. T. 2. p. 743. Martyrolog. Rom. c. not. Baronii p. 117.

b) Joseph de bell. Jud. l. 3. c. 12.

rufen habe. Antonin verstattete zwar, nach dem Zeugniß Justinus des Märtyrers, den Juden die Beschneidung wieder, aber nicht den Samaritern. Dies Verbot muß aber entweder nicht lange gedauert haben, oder schlecht befolgt seyn, denn man trifft nachher sowohl im Orient als Occident Samariter an.

In Aegypten lebten dieselben in größter Dürftigkeit und Verachtung, und wurden nebst den Juden gleichsam zu Herrendienst auf den Schiffen gebraucht, welche das Korn, das dies Land jährlich liefern mußte, nach Rom und Constantinopel brachten. Sie beschwerten sich über diesen Dienst bey Theodosius dem Großen, welcher die Armen, damit sie Zeit hätten den Ihrigen den Unterhalt zu verdienen, davon befreyete c). An andern Orten war ihr Schicksal etwas besser. Sie gelangten gar zu dem Grade der Miliz, zu welchem die gehörten, welche Agentes in rebus genannt wurden, und in verschiedene Stuffen und Classen vertheilt waren. Sie wurden zu Ausrichtung verschiedener Commissionen und kaiserlichen Befehle in den Provinzen, auch zu Besorgung der Lebensmittel für den Hof, und des Proviants für die Kriegsvölker gebraucht. Aber Honorius beraubte sie dieser Ehre, und schloß sie von allen und jeden Militairdiensten aus d).

Als Valentinian erfuhr, daß die Samariter die Verwegenheit hätten, ihre Kinder, wenn sie Christen wurden, zu enterben, so verordnete er, daß selbige durch die Religionsänderung nichts an ihren Rechten verlieren, und die Aeltern sie deswegen weder zu enterben, noch ihnen weniger als Kindestheil nachzulassen, befugt seyn sollten. Würde auch erwiesen werden, daß sie sich so gegen die Aeltern versündiget, daß sie die Enterbung verdient hätten, so sollten sie dafür zwar gestraft werden, der Religion zu Ehren, ihnen aber doch die Legitima bleiben e).

Unter dem ostgothischen Könige Theodorich, hatten die Samariter zu Rom einen wichtigen Proceß mit der dasigen Geistlichkeit. Diese hatte jenen ihre Synagoge genommen, und gab vor, sie hätte dies Haus schon vor vielen Jahren an sich gebracht. Jene behaupteten, sie hätten es rechtlich erworben und immer zur Synagoge gebraucht, bis es ihnen die Christen weggenommen. Theodorich trug die Untersuchung dem Grafen Arigern auf f), es ist aber nicht bekannt, wie er den Streit entschieden.

Im Orient stifteten die Samariter unter dem Kaiser Zeno auf einem Pfingsttage einen Aufruhr zu Neapolis, oder dem vormaligen Sichar. Sie richteten unter den Christen daselbst ein großes Blutbad an, verwun-

c) L. 18. Cod. Theod. de Navicularіis.
d) L. 16. Cod. Theod. de Judæis, Cœlicolis & Samaritanis.
e) L. 28. Cod. Theod. eod. tit.
f) Cassiodor. l. 2. Epist. 45.

beten den Bischof vor dem Altare, und schnitten ihm die Daumen ab. Er klagte beym Kaiser, und fügte, nachdem er ihn zur Rache aufgerufen, hinzu, jetzo sey die Zeit der Weissagung gekommen, daß man nicht mehr auf Garizim anbeten solle. Der Kaiser nahm diese falsche Erklärung der Worte Christi an, er gab diesen Berg den Christen, schloß ihn mit einer Mauer ein, legte eine Wache hinauf, und ließ eine Kirche auf selbigem bauen. Die Samariter verhielten sich ruhig dabey, und verbargen ihren Groll bis zu des Kaisers Tode, da sie die Wache erschlugen, und die Kirche niederrissen, welches aber die Schuldigen mit dem Leben bezahlen mußten g).

Der Kaiser Justin schloß die Heiden, Juden und Samariter nebst allen Irrgläubigen, doch die Gothen (diese waren Arianer), als Bundesgenossen, ausgenommen, von allen Würden und obrigkeitlichen Aemtern, damit sie in solchen keine Gelegenheit hätten, die Christen zu drücken, aus. Er verordnete, daß sowohl die Juden als Samariter ihren Kindern, welche Christen würden, Unterhalt und Aussteuer reichen, und daß selbige, wenn sie nichts verbrochen, allein ihre Erben seyn sollten. Hätten die Kinder aber gegen sie gesündiget, so sollten sie zwar bestraft werden, aber doch, wenn die Aeltern ein Testament gemacht, den vierten Theil des Nachlasses bekommen. Er verbot den Samaritern ferner, ihr Vermögen weder durch Testament, noch durch Schenkung, noch durch irgend eine Veräußerung auf andere, als auf Christen zu bringen, auf welche solches auch in dem Fall, wenn sie ohne letzten Willen verstorben, kommen sollte, und befahl ihre Synagogen zu zerstören h).

Dieser Druck unter welchem die Samariter leben mußten, reizte sie im Jahr 530 abermals zum Aufstande, sie wählten sich gar einen König Namens Julian, plünderten und verbrannten die Kirchen der Christen, und erwürgten den Bischof zu Sichar. Justinian schickte zwey Generale wider sie, welche ihren König schlugen, und die Christen rächten sich im vollen Maaße. Die Samariter warfen nun alle Schuld ihres Aufstandes auf die unleidlichen Bedruckungen der Christen, und fanden damit Gehör bey der Kaiserinn Theodore, aber der heilige Sabas verhinderte es durch seinen geistlichen Eifer, daß Justinian diesesmal seiner Gemahlinn, wie er sonst zu thun gewohnt war, zu Gefallen lebte. Er übte scharfe Strafe an den Rebellen aus, umschloß Garizim mit einer doppelten Mauer, und gab den Bischöfen von Ascalon und Pella auf, die niedergerissenen Kirchen auf Kosten der Samariter wieder bauen zu lassen i). Und wie sehr er wider sie eingenommen war, das zeigt sich dadurch,

g) Procopius de ædific. Justin. l. 5. c. 7.
h) L. 12. 13. & 17. C. de Hæretic. & Manichæis & Samaritis.
i) Cyrillus in Vita Sabæ ap. Cotteler. Monum. eccles. græcæ. p. 339.

durch, daß er sie 541 von allen gerichtlichen Handlungen ausschloß, und sie, Zeugen abzugeben, unfähig erklärte, da er solches doch den Juden gestattete, wenn sie nur nicht gegen Christen zu zeugen hätten k).

Doch als der Metropolitan zu Cäsarien Sergius für die Samariter bat, ihnen das Zeugniß der Besserung gab, und Bürge für ihre künftige Ruhe seyn wollte, so gab ihnen Justinian die freye Disposition über ihr Vermögen, jedoch mit der Einschränkung wieder, daß, wenn ein Samariter ohne Testament verstürbe, diejenigen Kinder, welche Christen wären, die andern, die bey ihrem Irrglauben geblieben, von der Erbschaft ausschließen, und daß es eben so bey den folgenden Classen, wenn Christen und Samariter concurrirten, gehalten werden sollte. Würde auch einer von den Ausgeschlossenen noch nachher zum Christenthum übertreten, so sollte er ebenfalls noch seine Erbportion, jedoch ohne die Nutzung der vorigen Zeit, erhalten l). Aus eben dieses Kaisers neuntem Edicte sieht man, daß es selbst in Constantinopel Samariter gegeben, und daß die dasigen Wechsler selbige zu Buchhaltern gebraucht.

Die vorige den Samaritern so günstige Verordnung des Justinians wurde von dessen Nachfolger Justin dem II. gänzlich wieder aufgehoben. Zum Bewegungsgrunde dieser Aufhebung giebt Justin an, daß sein Vater Justinian und er sich zwar alle Mühe gegeben hätten, die gottlose Ketzerey der Samariter und ihren wider alle gesunde Vernunft streitenden Unsinn zu heben. Dies sey aber nicht nur vergebens gewesen, sondern einige, die sich hätten taufen lassen, wären sogar wieder abgefallen. Die vorangeführte Verordnung seines Vaters sollte deswegen gänzlich aufgehoben, und die Samariter alles Rechts sowohl von Andern zu erben, als das Ihrige, es sey mit oder ohne Testament, auf ihre Glaubensgenossen zu bringen, beraubt, und das Vermögen in Ermanglung eines christlichen Erben dem Fisco verfallen seyn. Hievon nahm der Kaiser gleichwohl, zur Beförderung des Landbaues, und damit die davon zu entrichtenden Abgaben nicht zurückblieben, die Samariter aus, die das Feld baueten, und gestattete ihnen das Recht zu erben und Testamente zu machen. Würde aber kein Erbe vorhanden seyn, so sollte der Gutsherr den Nachlaß zu sich nehmen, und die Abgaben vom Hofe entrichten. Ferner verordnete er, wenn ein Samariter ein Christ würde, und wieder zurückfiele, so sollte er auf Zeitlebens des Landes verwiesen seyn. Die welche Christen werden wollten, sollten zwey Jahr lang vor der Taufe unterrichtet werden, und die Schrift lernen. Kein Samariter sollte befugt seyn, einen Christen zum Sklaven zu haben, sondern derselbe, so bald ihn jener gekauft,

k) L. 21. C. de Hæret. & Manich. & Samarit.
l) Novella 129.

kauft, seine Freyheit erhalten, auch ein Samariterſklave, wenn er Christ wird, in Freyheit gesetzt werden m).

Bey so öftern Verfolgungen muß man sich wundern, daß sich die Samariter, wiewohl in geringer Anzahl, im Orient bis jetzo erhalten haben. Der Jude Benjamin von Tui, traf auf seiner Reise im zwölften Jahrhundert derselben zu Sichar, wo sie noch ihre Opfer fortsetzten, ohngefähr hundert, zu Ascalon dreyhundert und zu Damasco zweyhundert an. Ihr Hoherpriester Eleazar schickte Scaligern ihr Glaubensbekenntniß, das im Grunde mit dem der Juden übereinkommt. Sie nahmen aber nur die fünf Bücher Moses und ihr Chronicon, das den Namen Josua führt, an. Ludolf führte einen Briefwechsel mit ihnen, und ließ 1688 einen Brief, den er von ihnen erhalten, drucken. Huntington hatte sie ebenfalls auf seinen Reisen kennen lernen. Sie sandten ihm nachmals einen Brief an ihre Brüder in England zu, deren es, wie sie von ihm gehört hätten, daselbst gäbe. Sie meldeten ihren vermeyntlichen Brüdern darinnen den Tod ihres Hohenpriesters, und baten um Almosen n).

m) Novella 144.
n) Basnage Histoire des Juifs T. I. p. 232.

h = = e.

Beantwortung der am Ende des 77ten Stückes dieses Magazins vom laufenden Jahre befindlichen Anfrage.

Die Frage besteht darin: wie hölzerne Brücken, auf sehr gangbaren Heerstraßen, die man um die geschwinde Abnutzung der Bohlen zu verhindern mit einem Steinpflaster belegt, anzulegen und zu verwahren sind, daß die durch das Pflaster durchziehende Nässe, das unter demselben befindliche Holz, welchem es auf diese Art an Ablüftung fehlt, nicht vor der Zeit in Fäulung bringe?

Man gelangt dadurch zu diesem Zweck, wenn man die Brücken so anlegt, daß die Nässe von oben das Holzwerk gar nicht berühren kann; und dieses wird folgendergestalt bewerkstelligt. Die dicht vor einander gestoßenen trockenen eichenen Bohlen, welche wenigstens dreyzöllig seyn müssen, überstreicht man einigemal mit Theer, wenn dieser meistentheils sich in die Bohlen eingezogen hat, macht man einen ohngefähr zwey Zoll dicken Ueberzug über selbige, welcher aus ohngefähr drey Theilen Ziegelmehl und einem Theil zu Pulver gemachten Hammerschlag besteht, nachdem dieses wohl unter einander gemischt worden, rührt man es mit Leinöl zu einem zähen Teig an. Dieser Auftrag muß, so wie es bey den Gipsböden geschieht, geschlagen werden, um alle Zwischenräum-

chen

chen auszufüllen. Auf diesen Ueberzug bringt man eine Lage Thon von der Dicke, daß die Steine darein eingelegt werden können, ohne daß sie den kittartigen Ueberzug berühren.

Einbeck. G. H. C. List.

Aufgabe.

Es ist zu bekannt, als daß es einer Versicherung bedürfte, daß die Peruvianische Rinde, unter andern auch die vorzügliche Kraft enthalte, der Fäulung und Verwesung zu widerstehen. Von den bittern Rinden der einheimischen Bäume, namentlich der Eiche, der Ellern, der Birke, der gemeinen Weide ꝛc. und anderer mehr, ist diese Kraft ebenfalls schon längst beobachtet, und es würde sehr die Frage seyn, ob nicht der einen oder andern solcher einheimischen Rinden die Ehre bevorstünde, den Abgang jener zu ersetzen, wenn er einstmals entstehen sollte. Ein vieljähriger Versuch bey Krankheiten der Pferde hat mich mit Gewißheit überzeugt, daß die Rinde des Eichbaums, in Zubereitungen zu Pulvern und Decocten, ein wahres und specifiques Mittel gegen die Fieber der Pferde enthalte, eine Krankheit womit diese Thiere durch alle Classen der Mannigfaltigkeit, eben so sehr, wie die Menschen, heimgesucht werden, obgleich den wenigsten Pferdeärzten die wahren Indicationen derselben bekannt seyn mögen, welche der Pulsschlag (dieser in der Thier-Arzeneywissenschaft bislang so unbekannte Wegweiser) allemal sehr deutlich verräth. Es ist jetzt mein Vorsatz nicht, von dem schon erprobeten Gebrauch der bittern einheimischen Baumrinden in den besondern Krankheiten der Pferde etwas zu sagen, bey der Gewißheit aber, daß solche überhaupt, so wie die China, der Fäulung widerstehen, (wie dieses unter andern der Gebrauch der eichenen Borke bey den Lohgärbern beweiset, die ihre Häute damit lange Zeiten gegen die Verwesung verwahren) und nach der von mir, mit aller Behutsamkeit eines unbefangnen bescheidenen Naturforschers aus der kleinern Sphäre, erworbenen Erfahrung, mache ich es hiemit öffentlich zur Aufgabe:

„ Ob nicht der Gebrauch der bittern Baumrinde, besonders der „ Eichen, Ellern und Weiden, „ bey der jetzigen traurigen Hornviehseuche, als ein Curativmittel, eines Versuchs werth seyn „ möchte.„

Mit eben der Kühnheit, womit ich versichern kann, daß die obbemeldeten einheimischen Baumrinden in faulenden und bösartigen Fiebern der Pferde, ja in allen solchen Krankheiten, wo der menschliche Arzt, China vielleicht geben würde, von merkwürdigem Effect sind, mit eben der Bescheidenheit gestehe ich auch hiemit aufrichtig, daß ich nicht weiß, ob und wie diese Arzeney bey der jetzigen Hornviehseuche wirken werde. Nach der bis-

jetzt

jetzt noch bekannten Beschaffenheit dieser Seuche, scheinet mir gleichwohl aber doch zwischen der Art der Krankheit, und den bekannten Wirkungen des obigen Arzeneymittels, kein auffallender Contrast vorhanden zu seyn. Daß die Krankheit an sich nicht unheilbar sey, das zeigt die Erfahrung, denn sonst müßte alles Hornvieh daran sterben. Das Mittel aber, welches mit dieser verborgenen Heilungskraft der Natur einstimmt, solche befördert, oder auch nur verstärkt, das ist das bislang noch vergeblich gesuchte eigenthümliche Mittel gegen die Viehseuche.

Würde ich gefragt: wie soll man denn nun die Baumrinden bey dem kranken Hornvieh gebrauchen? so würde ich verlegen seyn, denn bey dem Eingange des Weges zur Erfahrung steht nicht allemal gleich der Handweiser fertig. Columbus wußte wahrhaftig nicht, wo eine neue Welt lag, als er sich zu Schiffe setzte, um eine zu suchen. — Er hätte sie aber auch Lebenslang nicht gefunden, wann er nicht abgesegelt wäre. Etwas will ich gleichwohl doch der Aufgabe zur ersten Richtung des Versuchs hinzufügen. Ich gebe meinen Pferden, in denen Fällen, wo mir der Gebrauch der bittern Baumrinden nützlich scheint, sieben Tage hinter einander, jedem alle drey Stunden davon eine Hand voll klein zerstoßen oder geschnitten, mit grüner Seife zur Latwerge gemacht. Bey dem ersten Schritt eines Versuchs des obigen Arzeneymittels in der Hornviehseuche, würde ich den Weg einschlagen, den der menschliche Arzt bey dem ersten Versuch der China wahrscheinlich eingeschlagen ist. Ich würde den Gebrauch der Baumrinde anfänglich auf willkührliche Portionen, Stunden, Tage und Zeiten, richten, anhalten, aufhören, abnehmen, zusetzen, Sachen beymischen, die man der China beymischt; kurz so lange umhergreifen, bis ich eine merkliche Veränderung des Krankheitszustandes entweder griffe, oder auch nicht ergreifen könnte. Dann würde ich doch endlich fertig, um zu wissen, ob ich etwas wüßte oder nicht.

Das heißt Blindekuh spielen, sagt vielleicht ein Leser, der bis jetzt satt Rindfleisch ißt, ohne die Noth des Landmanns dabey zu fühlen. Respect für dies Blindekuhspiel, bitte ich, so gespielt, wie ich es wünsche. Fleug hin, mein Wunsch, und komme, wie Noahs zwote Taube wieder!

Z. E.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Montag, den 11ten November 1776.

Von dem Zins und andern Abgaben, welche die Juden an die Römer bezahlen mußten.

Die Römer waren gewohnt, diejenigen Völker, welche sie überwanden, und solche nicht für ihre Freunde und Bundesgenossen erklärten, mit Tribut zu belegen, sie mochten ihnen noch einen Schein der Autonomie oder Unabhängigkeit, ihre Könige, Gesetze und eigene Regierung lassen, oder sie mit deren Beraubung ihrem eigenen Staate, als eine Provinz, hinzufügen. So beraubte Pompejus Syrien seines letzten Königs, Antiochus der Asiater genannt, verwandelte es in eine Provinz, und legte dem Lande Tribut auf. Gleiches Schicksal hatte das benachbarte jüdische Land, als sich die beyden Maccabäer Hyrcan und sein jüngerer Bruder Aristobul um die Krone zankten, die der jüngere dem ältern entrissen hatte. Sie überließen dem Pompejus die Entscheidung ihrer Streitigkeiten, der damals zu Damasco war. Er kam mit Heerskraft in das Land, nahm Jerusalem ein, schickte Aristobulen gefangen nach Rom, ließ Hyrcanen bloß das Hoheprieſterthum, und unterwarf die Juden ebenfalls dem Tribute. Cicero sagt bey dieser Gelegenheit, Jerusalem habe noch Ursache den Göttern zu danken, daß es so gnädig davon gekommen, und nicht wie Carthago zerstöret worden. Er konnte nicht vorausſehen, daß es von seinen Landesleuten nach 130 Jahren dennoch zum Steinhaufen würde gemacht werden.

Dieser Tribut wurde damals aber noch nicht durch die Römer unmittelbar von den Juden erhoben, sondern die ganze Summe von Hyrcan selbst bezahlt, der solchen nach des Josephus a) Zeugniß alle zwey Jahr nach Sidon bringen mußte. Herodes wurde nun zwar vom Antonius und Auguſt wiederum zum Könige über die Juden geſetzt, er blieb aber dennoch dem Tribut unterworfen. Die Römer ließen den überwundenen Völkern ihre Könige, sagt Tacitus b),

a) Antiquit. l. 3. c. 17.
b) In vita Agricolæ.

sie ließen ihnen aber das Joch, welches sie ihnen auflegten, durch Abgaben fühlen, womit sie sie beschwerten. Und Appian c) nennet unter den Königen, denen Antonius den Tribut auflegte, ausdrücklich diesen ersten Herodes. Es ist aber sehr daran zu zweifeln, ob Rom den Juden den Tribut vom Sabbathjahre, wie vorhin Alexander der Große gethan, erlassen habe.

Augustus ließ das ganze jüdische Land zuerst zur Zeit der Geburt Christi nach römischer Art schätzen, das ist, die gesammten Einwohner ohne Ausnahme mit Namen, Alter, Stand und Vermögen verzeichnen. Es läßt sich aber daraus nicht behaupten, daß von dieser Zeit an der Zins unmittelbar von römischen Einnehmern erhoben, und nicht mehr durch Herodes die ganze Summe des Tributs, wie vorhin, berichtiget, von ihm aber auf die Juden vertheilt, und von seinen Leuten eingesammelt sey. Vielmehr hatte diese erste Schätzung zum Endzwecke, daß Augustus die Stärke und Schwäche des Landes und seines Vermögens wissen wollte, so wie er dergleichen einem Regenten so nöthige Verzeichnisse auch von seinen übrigen Ländern nach Svetons Zeugnisse aufnehmen ließ. Es kann auch seyn, daß er die Nebenabsicht gehabt, nach diesen Tabellen den vom Herodes zu entrichtenden Tribut, nach dem wahren Bestande der Juden und ihres Vermögens zu bestimmen.

Allein Herodes gieng bald nach dieser Schätzung aus der Welt. Augustus fand nicht rathsam das Land ungetheilt einem von dessen Söhnen zu überlassen. Archelaus mußte mit zwey Vierteln, mit dem eigentlichen Judäa, mit Samaria und Idumäa, oder dem ehemaligen Lande der Edomiter zufrieden seyn, Herodes Antipas bekam Galiläa und einen Theil jenseit des Jordans, Philippus aber Trachonitis und Ituräa. Archelaus zog sich durch seine Tyranney nach achtjähriger Regierung die Verbannung nach Vienne in Frankreich zu. Sein Vierfürstenthum wurde nun in eine Provinz umgeschmolzen, die zweyte Schatzung darin vorgenommen, und der Zins nunmehr unmittelbar von den Römern gehoben, dahingegen Herodes der Jüngere und Philippus selbigen in ihrem Lande fortfuhren selbst einsammeln zu lassen.

Die Abgaben, denen die jüdische Nation von den Römern unterworfen wurde, bestanden theils im Kopfgelde als dem eigentlichen Zins, theils in Zöllen. Das Kopfgeld war durchgehends gleich, und betrug einen römischen Groschen, (Denarius), der nach unsrer Münze sechs Mgr. hielt. Dies Kopfgeld schmerzte, wie auch Appian bezeugt, die Juden am meisten, und sie konnten es nicht reimen, wie sie, da sie sich für das Volk Gottes hielten, den Heiden Zins zu bezahlen, schuldig seyn sollten. Gleich bey dieser zweyten Schätzung erregte Judas von Gamala,

c) De bello civ. l. 5.

mala, ein Galiläer, nebst dem Pharisäer Zadok einen Aufstand, und hatte einen starken Zulauf von denen, die sich nicht überwinden konnten, den Heiden zinsbar zu seyn, er wurde aber bald von den Römern erschlagen, und zwey seiner Söhne gekreuziget. Der dritte, Manahem, wurde von seinem eigenen Haufen umgebracht, und der Enkel Eleazar kam mit seinem Anhange zu Massada, wohin sie geflüchtet waren, um. Auf dies Beyspiel berief sich der Pharisäer und Schriftgelehrte Gamaliel d), da er dem hohen Rath zu Jerusalem rieth, den Aposteln wegen ihrer Lehre kein Leid zuzufügen, weil sie, wenn ihr Werk von Menschen sey, eben wie jene umkommen würden. Christus bezahlte hingegen diesen Zins zu Capernaum in des jüngern Herodes Gebiet für sich und Petrum willig e), wenn nicht, wie andere behaupten, hier von der Tempelsteuer, wovon ich nachmals reden werde, und nicht vom Römerzins die Rede ist.

Mit dem Untergange Judas und seiner Rotte hörte der Streit, ob es recht sey, dem Kaiser Zinse zu geben, oder nicht, nicht auf. Die Pharisäer und Herodes aus Galiläa Diener legten diese verfängliche Frage dem Heilande vor f), in der Absicht, ihn, wenn er sie bejahen würde, bey den Juden verhaßt zu machen, und wenn er sie verneinte, ihm die Bestrafung der Römer zuzuziehen. Aber daraus, daß die Münze, welche sie Christo vorlegten, des Kaisers Bildniß und Ueberschrift hatte, folget nicht, daß es dergleichen eigene Tributmünzen gegeben habe. Die Münzen der Herodianer waren mit der Verwandlung des jüdischen Landes in eine römische Provinz außer Cours gesetzt, vielweniger konnte damit der Zins bezahlt werden, noch das römische Heer in der Münze seinen Sold empfangen. Der Zins mußte also in römischer Münze, als der einzigen die in römische Cassen kommen konnte, berichtiget werden. Diese geltende Münze war also ein untrüglicher Beweis der römischen Oberherrschaft, mithin auch der Rechtmäßigkeit des Zinses. Syrien sowohl, als Judäa, hielten zwar beym Tiberius um Minderung des Tributs an g); man findet aber nicht, daß er ihnen eine Erleichterung bewilliget habe.

Der Zoll war im engen Verstande nur die Auflage auf eingehende und ausgehende Waaren, überhaupt genommen begriff er aber auch den Tribut von Länderey, Vieh und Früchten. Mit dieser Abgabe wurde auch das jüdische Land, nicht nur die Provinz Judäa, sondern auch die andern Theile beschwert. Die Römer waren gewohnt, solche an Generalpächter zu

d) Ap. Gesch. 5, v. 34.
e) Matth. 17, v. 24.
f) Matth. 22, v. 15.
g) Tacitus Annal. L. 2.

überlassen, und wie eine solche Pacht nur von Reichen übernommen werden konnte, so fand sich dazu gemeiniglich ihr Ritterstand an. Diese Ritter hatten in den Provinzen, deren Staatseinkünfte sie pachteten, wieder ihre Unterpächter, und diese ihre Zolleinnehmer. Vermuthlich war die Kopfsteuer mit in die Generalpacht geschlossen, da Cicero sagt, daß das jüdische Land eine römische Pacht sey. Diese Zöllner waren bey den Juden, so wie bey den Griechen, in äußerster Verachtung, denn sie waren Zeugen ihrer Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit. Sie setzten solche mit den Sündern, das ist denen, welche ihren Lebensunterhalt durch Verrichtung der von andern für unanständig und schimpflich gehaltenen Arbeiten suchten, in Eine Classe, und machten dem Heilande ein Verbrechen daraus, daß er mit ihnen das Brodt aß. Auch selbst bey den Römern waren die Tributeinnehmer in geringem Ansehen, doch hielten die Gesetze solchen Dienst nicht für so unanständig (sordidum munus), daß sich die Decurionen, oder die Rathspersonen in den Landstädten, desselben unter solchem Vorwande hätten entziehen dürfen h). Es fehlte aber auch unter den Zöllnern nicht an Leuten, die sich vieler Ungerechtigkeiten und Erpressungen schuldig machten, wodurch der ganze Stand verhaßt wurde i). Daß aber auch Galiläa, ohnerachtet es noch seinen Fürsten hatte, zollpflichtig gewesen, und daß sich auch Juden zu Zöllnern gebrauchen lassen, sieht man an Matthäus und Zachäus, welche beyde Zöllner, und zwar jener in Galiläa, in dem Lande des jüngern Herodes, und beyde Juden waren. Die Römer belegten aber dergleichen Waaren mit Impostен, die bloß zur Pracht und Ueppigkeit dienten, und daher von den Unvermögenden entbehrt werden könnten, als indianische und arabische Specereyen und Gewürze, Perlen und Edelgesteine, Purpur und seidene Zeuge k), hingegen waren die zum Lebensunterhalte unentbehrlichen Dinge von Auflagen frey.

Mit Jerusalems Zerstörung hörte der auf die Juden gelegte Tribut nicht auf, sondern folgte ihnen, wo sie sich auch nach ihrer Zerstörung in dem römischen Staate hinwandten, nach, und es war ein eigener Fiscus für selbigen angeordnet. Domitian hielt am strengsten darauf, daß kein Jude, um dieser Abgabe zu entgehen, seine Herkunft verläugnen durfte. Im Leugnungsfall wurde die Besichtigung, die den Juden verräth, zu Hülfe genommen, und Sveton l) war ein Augenzeuge davon, als dies Erforschungsmittel zu Rom an einem neunzigjährigen Greise öffentlich vorgenommen wurde.

Noch

h) Papinian. in l. 17. §. 7. D. ad Municipalem.
i) Cicero 3. in Verrem.
k) Der Jurist Marcian hat in l. 16. §. 7. de Publicanis ein langes Verzeichniß davon.
l) In Domitiano c. 12.

Noch eine wichtige Einnahme machten sich die Kaiser durch die Zueignung der Steuer und Gaben, welche die jüdische Nation entweder nach Vorschrift des Gesetzes Moses, oder auch freywillig in die Stiftshütte, und nachmals in den Tempel darbrachten. Eine solche gesetzliche Steuer war der halbe Sekel, (ein Sekel hat den Werth etwa von einem halben Thaler), welchen sie, von zwanzig Jahren und darüber, als ein Hebopfer entrichten mußten m). Diesen Tempelschatz führte das erstemal der ägyptische König Sisak, als er Jerusalem zu Rehabeams Zeiten einnahm, nebst dem Schatze des Königs weg. Nachmals erkaufte sich Assah die Freundschaft des Syrers Benhadad dadurch. Joram, Ahasia und seine Mutter Athalia verwandten ihn zu Baals Dienst, auch versäumten die Priester und Leviten diese Steuer einzufordern. Wie nun der Tempel zu Joas Zeiten einer Reparatur nöthig hatte, so befahl ihnen der König aufs neue, sie einzusammeln, und es wurde in den Tempel eine Lade mit einer Oeffnung im Deckel gesetzt, worin das Geld verwahrt werden sollte n).

Der Vorrath dieses Schatzkastens, oder Gotteskastens, wie ihn der Evangelist nennt o), wurde nebst den heiligen Gefäßen des ersten Tempels ein Raub Nebucadnezars. Nach dessen Wiedererbauung wurde dieser Gotteskasten von Nehemia wieder angerichtet, aber die jährliche Steuer, wegen der armseligen Umstände, in welchen die Juden aus Babel zurückgekommen waren, auf den dritten Theil eines Sekels herunter gesetzt p). Schon der syrische König Seleucus wollte sich diesen Schatz zueignen, aber sein Kämmerer Heliodor, der ihn abholen sollte, wurde durch höhere Macht daran verhindert q). Wenn aber die zwey Drachmen, die von Christo zu Capernaum gefordert wurden, nicht der Römer- sonder der Tempelzins gewesen, den er mit einem Stater oder vier Drachmenstück für sich und Petrus entrichtete, so war selbiger damals wieder ein halber Sekel. Vermuthlich hat Herodes, da er, um sich den Juden, die ihn so sehr haßten, gefällig zu machen, große Summen an die Vergrößerung und Verschönerung des Tempels verwandt, die Steuer erhöht.

Diesen Tempelzins, die Erstlinge, Zehnten und andere Gaben, sandten auch die außerhalb Judäa in andern Ländern wohnenden Juden nach Jerusalem r), und Josephus s) hat die Befehle des Augustus, Agrippa,

m) 2 Buch Mose 30, v. 12.
n) 2 Buch der Chron. 24.
o) Luc. 11, v. 42.
p) Nehemia 10, v. 32.
q) 2 B. der Macc. 3.
r) Cicero pro Flacco.
s) l. 16. Antiqu. c. 10.

Korbanus ꝛc. nach Cypern, Ephes, Sardes und andern Oertern aufbehalten, dadurch den Juden, solche dahin zu senden, untersagt wird. Doch sehen wir aus dem Philo c), daß es dennoch nicht unterblieben. Nach Jerusalems letzter Einäscherung, die auch den Gotteskasten mit seinen Schätzen verwüstete, legte Titus den Juden, die bey ihrer Religion bleiben wollten, auf, jene Steuer der zwey Drachmen dem Capitolinischen Jupiter zu entrichten u). Ob nun gleich die Juden Tempel, Opfer und öffentlichen Gottesdienst, wozu die Steuer gewidmet war, verloren hatten, so ließ dennoch der Patriarch der Juden, der nunmehr in Religionssachen ihr Haupt in den römischen Ländern war, durch seine Apostel, denn so nannte er seine Beysitzer, diesen Tempelzins von allen Synagogen einfordern. Vielleicht nannte schon vorhin der Hohepriester oder das Synedrium seine Abgeordneten Apostel, und vielleicht zielt Paulus darauf, wenn er sich in dem Briefe an die Galater einen Apostel Jesu, nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, nennet. Man hat dies Geld aurum coronarium genannt, weil den römischen Feldherren und Kaisern nach einem glücklichen Feldzuge, von den Provinzen, auch Bundesgenossen, zur Verherrlichung ihres Triumphs goldene Kronen, oder an deren Statt eine Summe Goldes zum Geschenk dargebracht wurde; wie denn auch Titus nach Besiegung der Juden eine solche Krone von dem Könige der Parther erhielt x).

Epiphanius y) erzählt, daß der damalige Patriarch Judas seinen Apostel Joseph mit Briefen nach Cilicien gesandt, und von den Juden in allen Städten die Zehnten und Erstlinge einfordern lassen. Da aber die Juden sich über diese Art Auflage, der sie dieser Patriarch unterwerfen wollte, bey dem abtrünnigen Julian beklagten, so befreyete er diese Nation, die er, aus Haß gegen die Religion, an welcher er treulos geworden war, erhob, davon z), aber sein frühzeitiger Tod ließ ihr diese Befreyung nicht lange genießen.

Das Kaiserthum wurde unter des großen Theodosius Söhne getheilet, Arcadius bekam den Orient, und Honorius den Occident, und dieser Theilung ohngeachtet, fuhr der Patriarch fort, diese Steuer aus beyden Reichen zu fordern. Wie aber Rufin, des Arcadius Minister, zwischen beyden Brüdern Uneinigkeit stiftete, so verbot Honorius diese Sammlung in seinem Reiche, und befahl, das gesammelte, und noch nicht nach dem Orient abgesandte Geld in die kaiserliche Schatzkammer zu liefern, und künftig die von dem Patriarchen ausgesandten

c) In Legation. ad Cajum.
u) Xiphilin. in Vespasiano.
x) Sveton. in Nerone c. 25.
y) De hæres. Ebionit. 30.
z) Julian. Epist. 25. ad Judæos.

gesandten Collectanten, als Uebertreter der kaiserlichen Gesetze zu bestrafen a). Nachdem aber das gute Vernehmen zwischen beyden Brüdern, da Ruffin auf Anstiften des Honorius Minister Stilico umgebracht war, wieder hergestellt wurde, so hob der Kaiser dies Verbot wieder auf b).

Arcadius Sohn, Theodosius der jüngere, hatte dem Patriarchen Gamaliel viele Gnade widerfahren lassen, und ihm den angesehenen Ehrentitel eines Präfectus beygelegt. Er misbrauchte diese Gnade, und machte sich verschiedener Vergehungen schuldig. Der Kaiser ließ ihm daher das Patent seines Ehrentitels wieder abnehmen c), und das Patriarchat wurde abgeschafft. Nunmehr waren Primaten Vorsteher der Juden, und auch diese forderten jene Steuer von den Synagogen ein. Dies bewirkte Anno 429 ein neues Gesetz des Theodosius, worin verordnet wurde, daß die Primaten das bis dahin erhobene Geld an diejenige Casse, welche für Gnadengeschenke und Belohnungen bestimmt war, abliefern, und jede Synagoge jährlich an selbige so viel bezahlen sollte, als sich der Patriarch habe bezahlen lassen, als welches der Chef dieser Casse (Comes sacrarum largitionum) genau zu erforschen habe, und sollten die Primaten für den richtigen Abtrag der Synagogen einstehen.

a) L. 14. Cod. Theod. de Judæis, cœlicol. & Samarit.
b) l. 17. Cod. Theod. eod. c) l. 22. eod.

Heise.

Beantwortung der in dem 56ten St. des Hannov. Magazins vorgelegten Frage, über die Ursache, warum die Kühe in Ostfriesland ꝛc. täglich nur zweymal gemolken werden. *)

Derjenige sorgfältige und fleißige Hauswirth, welcher diese Anfrage dem gemeinnützigen Magazin einverleiben lassen, hat allerdings Recht, daß die Kühe, welche täglich dreymal gemolken werden, mehr Milch ausgeben, als wenn dieses nur zweymal geschieht. Hier in Ostfriesland werden die Kühe, wenn dieselbe gegen den 10. May in die Weiden treten, und alsdenn das noch zarte fette Kleegras sich so wohl schmecken lassen, einige Wochen lang dreymal gemolken: eine tüchtige Rheiderländische, oder sonst gute Marschkuh giebt in diesem Zeitraum 14 bis 16, einige Kühe bis 18 Kruß gute fette Milch, (ein hiesiger Kruß ist beynahe so groß als ein Hannoverisches Stübchen,) da es dann eine Lust und wahres Vergnügen ist, die Bearbeitung der in dieser angenehmen Jahrszeit verfertigt werdenden mit Recht berühmten Rheiderländischen süßen Milchskäse anzusehen. Weil aber das

*) Man vergleiche das 83ste Stück von dies. J. S. 1319.

das Vieh, wenn es sich erst durchgefressen, und seinen vom Stall mitgebrachten starken Appetit einigermaßen gestillt hat, die Sonne auch höher steiget, und das fette Gras, nach abgetrocknetem Thau, dürrer, mithin härter wird, die großen schwerleibigen Kühe sich auch um die Mittagszeit gerne niederlegen, wiederkäuen, und solche Stellen suchen, wo sie einigen Schatten finden können, welche Ruhe denenselben sehr erquickend und dienlich ist, zumalen, wie bey dieser Jahrszeit sich öfters zuträgt, das Wasser alt geworden, oder gar mangelt, so trägt ein sorgfältiger Hausvater vorerst gegründetes Bedenken, sein Vieh in dieser, demselben sehr convenablen Ruhe stöhren, und zum Melken auftreiben zu lassen, und, da ihm zweytens die Feldarbeit, besonders das Grasmähen, das Heu machen, gleich darauf die Rapsaamenernte auf die Hand kommen, so kann er sein Gesinde nicht entbehren, und muß daher Anstaud nehmen, den Kühen ihre Milch um die Mittagszeit ausziehen zu lassen, die sodann auch zwar etwas weniger Milch geben, doch so, daß es kaum merklich, mithin ein geringer Verlust gegen die Kosten ist, wenn man das Gesinde zum Melken ferner ausschicken, und die Feldarbeit mit Tagelöhnern bestreiten wollte. Im Hannoverischen, in Westphalen, und durchgehends in Niedersachsen, auch aller Orten, wo das Rindvieh in Heerden auf die Weiden, und um die Mittagszeit, entweder auf eine gewisse Stelle zum Melken getrieben wird, des Abends zu Hause kommt, und in den Krippen frisch abgemähetes Mengefutter, guten Brabandischen Klee, wenigstens zartes Gras vorgelegt findet, hat es eine ganz andere Bewandtniß hiemit, und es würde dem Haushalt zum Schaden gereichen, wenn man das Mittagsmelken anstehen ließe. Das dortige Vieh genießt zwar nicht so fettes Gras, auch wohl nicht in solchem Ueberfluß, wie das hiesige, es bleibt dorten aber viel zärter, und jederzeit frischer, wie hier, und in andern Marschländern, wo in den Viehweiden weder Strauch noch Baum zu sehen ist, unter welchen sich die Kühe in Schatten niederlegen und sich erquicken könnten. Sodann wachsen an den Bergweiden viele herrliche Kräuter, am Harz, und der herumliegenden Gegend, besonders der wilde Knoblauch, dorten Rhämsen genannt, allium silvestre ursinum, die in den starken fetten Marschländern nicht aufkeimen. Diesem sonst so reichlich gesegneten Boden mangelt nicht weniger das frische Quell-, oder sonst fließende süße Wasser, welches den Menschen und dem Vieh so sehr wohl bekommt, daß es zu Vermehrung der Milch, welche das dortige kleine Vieh in keiner so großen Quantität wie das hiesige geben kann, vieles beyträgt. Dortige fleißige Hauswirthe, thun also besser, das Vieh täglich dreymal melken zu lassen, wozu wir in diesem von Gott, durch die Natur und Situation mit Ueberfluß so reichlich gesegneten Fürstenthume Ostfriesland, das Gesinde wegen obgedachter keinen Aufschub leidenden Feldverrichtungen nicht hergeben und entbehren können.

Aurich. Prätorius.

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Freytag, den 15ten November 1776.

Untersuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika *) und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind. **)

(Aus dem Englischen übersetzt von J. P. Ebeling d. A. G. B.)

Meine Herren,

Wenn ich daran denke, was für ein Vergnügen Sie sich von der Beredtsamkeit ihres gelehrten Mitgliedes a) versprachen, dem ihr Beyfall, nach der bey der letzten Stiftungsfeyer gehaltenen Rede, diese Ehre bestimmte, so kann ich nicht ohne besondres Mistrauen gegen mich vor Ihnen auftreten. Zum großen Nachtheil für die Gelehrsamkeit erlaubten ihm seine Gesundheitsumstände nicht, Ihrem Verlangen ein Genüge zu thun. Vergessen Sie daher, weun es Ihnen möglich ist, die Fähigkeiten, die Ihren Auftrag mit Würde auszurichten, erfordert werden, und hören Sie geneigt die Bemühungen eines ihrer Mitglieder, dessen Achtung für die Gesellschaft die einzige Eigenschaft war, die ihm auf die Ehre Ihrer Wahl einen Anspruch geben konnte.

Der Gegenstand, den ich gewählt habe, Sie diesen Abend zu unterhalten, ist eine Untersuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika, und das Verhältniß ihrer Krankheiten und Heilungs-

*) Vieles, was von der Naturgeschichte der Medicin unter den Indiern in dieser Rede angeführt wird, ist aus La Hontan und Charlevoix Geschichte von Canada hergenommen. Aber das wesentlichste hat der Verfasser Männern zu verdanken, die unter den Indiern herumreisten, und sich bey ihnen aufhielten. Unter diesen beobachtete hauptsächlich Herr Eduard Hand, Wundarzt des achtzehnten Regiments, etliche Jahre hindurch, die er sich zu Fort Pitt aufhielt, die Gebräuche, Krankheiten und Heilungsmittel der Indier mit einem Erfolge, der seiner Beurtheilungskraft und seinem Fleiße gleich viel Ehre bringt.

**) Eine Rede vor der amerikanischen philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia 1775 gehalten von Benjamin Rusch, Professor der Chemie auf der Universität zu Philadelphia.

a) Herr Carl Thompson.

lungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind. Sie werden die Schwierigkeiten, diesen Gegenstand gehörig abzuhandeln, leicht vorhersehn. Wie soll man die ursprünglichen Krankheiten der Indier von denen unterscheiden, die sie sich durch ihren Umgang mit den Europäern zugezogen haben? Durch was für Kunstgriffe wird man sie dahin bringen können, ihre Heilungsmittel zu entdecken; und wie schwer muß es endlich nicht seyn, in dieser Wolke von Irrthümern, in welche die Leichtgläubigkeit der Europäer, und der Aberglaube der Indier sowohl ihre Krankheiten, als die Hülfsmittel dagegen verhüllen, zu einer genauen Erkenntniß zu gelangen? Diese Schwierigkeiten dienen nur dazu, diesen Gegenstand uns desto wichtiger zu machen; und sollte ich auch nicht im Stande seyn, sie völlig zu entwickeln, so kann ich doch vielleicht den Weg, zu mehrern und glücklichern Versuchen in diesem Stücke, bahnen.

Zuerst will ich die Gränzen der indischen Völkerschaften, die der Gegenstand dieser Untersuchung seyn werden, bestimmen. Sie bewohnen den Theil von Nordamerika vom dreyßigsten bis zum sechszigsten Grad der Breite. Wenn man die Eskimo's, an den Küsten der Hudsonsbay ausnimmt, so wird man einerley Farbe, einerley Sitten, einerley gesellschaftliche Einrichtungen unter allen Stämmen der Indier, die diesen weitläuftigen Erdstrich bewohnen, antreffen.

Man theilt in der Politik die Völker in wilde, rohe und gesittete ein.

Die wilden leben von der Fischerey und der Jagd, die rohen, von der Viehzucht, die gesitteten vom Ackerbau. Alle aber sind so genau mit einander verbunden, daß sie im Ganzen nur verschiedene Theile Eines Zirkels zu seyn scheinen. Selbst die Sitten der gebildetsten Völker haben etwas übereinstimmendes mit den Sitten der Wilden. Es sollte fast scheinen, daß die Menschen nach Freyheit und Bequemlichkeit am meisten trachteten; und diese findet man am vollkommensten bey Wilden, oder in Gewohnheiten die der Wilden ihren ähnlich sind.

Die nordamerikanischen Indier haben vorzüglich die Sitten der Wilden an sich. In den ersten Nachrichten, die wir von ihnen haben, finden wir schon, daß sie einen Flecken Land bebaueten. Das indische Korn (Mais) kommt eigentlich von ihnen her. Die verschiednen Gerichte davon, die bey Weißen üblich sind, haben noch indische Namen.

Es würde überflüßig seyn, zu zeigen, daß die Indier in einer Art von Gesellschaft leben, die allen Bedürfnissen ihrer Lebensart angemessen ist. Diejenigen, welche auf die Einfalt und Vollkommenheit des Standes der Natur sehen, müssen sie in Systemen suchen, die, so sehr sie auch in der Dichtkunst gefallen können, in der Philosophie doch immer ungereimt bleiben.

Ehe wir die Zahl und die Geschichte ihrer Krankheiten bestimmen, müssen wir

wir ihre Gewohnheiten, die auf die Gesundheit Einfluß haben können, untersuchen. Daher werde ich

1) einige Sachen anführen, die die Geburt und Erziehung ihrer Kinder betreffen.

2) Werde ich von ihrer Lebensordnung reden.

3) Von den Gewohnheiten, die jedem Geschlechte insbesondre eigen sind, und

4) von den Gewohnheiten die beyde gemeinschaftlich haben.

1. Von der Geburt und Erziehung ihrer Kinder.

Die künftige Gesundheit des Leibes hängt größtentheils von seinem Urstoffe ab. Ein Kind das von gesunden Aeltern herstammt, bringt ein System mit sich in die Welt, das die Natur den Ursachen der Krankheiten zu widerstehn gebildet hat. Die Erziehung der Kinder bey den Indiern zielt darauf ab, diese angeerbte Stärke des Körpers zu erhalten. Ihre erste Speise ist die Muttermilch. Um sie gegen die Wirkung der Hitze und Kälte, die bey den Indiern die natürlichen Feinde der Gesundheit und des Lebens sind, abzuhärten, taucht man sie alle Tage in kalt Wasser. Um sie leichter von einem Orte fortzubringen, und ihnen zugleich ihren guten Wuchs zu erhalten, bindet man sie auf ein Brett, wo sie sechs, zehn bis achtzehn Monate lang auf dem Rücken liegen müssen. Ein Kind saugt gewöhnlich, bis es zwey Jahre alt ist, und oft noch länger. Man kann leicht einsehn, was der Körper durch diese einfache und gesunde Nahrung für eine Stärke erhalten muß. Die Begierde, welche Kinder zuweilen nach Fleisch haben, ist ihnen keinesweges natürlich. Die besondre Reizbarkeit, die dem Körper der Kinder eigen ist, verbietet ihnen alle Art irgend scharfer Nahrung. Die Natur fordert nie Thierspeisen, als bis das Kind die zum Zerkäuen erforderlichen Zähne hat. Ich will nicht bestimmen, wie viel die Milch der Mutter dadurch gesünder und besser wird, daß sie während der ganzen Stillzeit die Umarmungen ihres Gatten vermeidet.

2. Die Indier nähren sich theils von Thieren, theils von Pflanzen. Ihre Thiere sind wild, und daher leicht zu verdauen. Da die Indier sich des Sommers durchgehends lieber mit der bequemern Fischerey, als mit der Jagd beschäfftigen, so leben sie auch während dieser Jahrszeit mehr von Fischen als von Landthieren. Ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche besteht in Wurzeln und Früchten, die an sich selbst leicht zu verdauen sind, oder es doch durch das Feuer werden können. Der innere Theil unsers festen Landes hat zwar Salzquellen genug, ich habe aber doch bis jetzt nicht ausfündig machen können, ob die Indier den Gebrauch davon, ehe sie ihn von den Europäern lernten, gewußt haben. Das wenige feuerfeste Alkali, das die Asche enthielt, auf der sie ihr Fleisch brieten, konnte seine Reizbarkeit eben nicht sehr vermehren. Sie schneiden ihr Fleisch in kleine Stücke, trocknen es im Sommer an der Sonne, und lassen es im Win-

ter gefrieren, um es wider die Fäulniß zu verwahren. Im ersten Fall verfliegt seine Feuchtigkeit, und im zweyten gefriert sie so sehr, daß die Fäulniß es nicht angreifen kann. Wenn sie ihr Fleisch zubereiten, so sehen sie vorzüglich darauf, seinen Saft zu erhalten, und essen es daher in Suppen am liebsten. Aus diesem Grunde kannten sie eher den Gebrauch von Löffeln, als von Messern und Gabeln. Auch, wenn sie ihr Fleisch braten, suchen sie ebenfalls seinen Saft durch vieles Umwenden zu erhalten. Noch keine von den Brühen, die neuere Schwelgerey erfand, hat den Grad von Wirksamkeit erreicht, welche dieser thierische Saft bey der Verdauung des Fleisches zeigt.

Die Indier haben keine bestimmte Eßzeit, sondern sie folgen ihren natürlichen Begierden so oft, als diese es verlangen. Oft bringen sie ganze Tage auf der Jagd, oder im Kriege zu, und dann begehen sie häufig Ausschweifungen im Essen, welches eine sehr natürliche Folge von langen Fasten ist. Nicht ungewöhnlich währt ihre Mahlzeit drey bis vier Stunden. Dies rührt aber nicht so wohl von der Menge ihrer Speisen her, als von der Mühe die sie sich geben, sie gehörig zu kauen.

3. Ich komme jetzt an die Gewohnheiten, die jedem Geschlechte besonders eigen sind. Ich werde zuerst von den Gebräuchen der Weiber handeln. Ihnen sind von ihren Männern Arbeiten angewiesen, die ihren Körpern eine Stärke geben, welche der männlichen sehr nahe kommt. Ihre monatlichen Reinigungen fangen selten vor ihrem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre an zu fließen, und hören gewöhnlich vor dem vierzigsten auf. Sie fließen nicht stark, aber regelmäßig. Selten verheyrathen sie sich vor ihrem zwanzigsten Jahre. Die Leibesbeschaffenheit hat in diesem Alter die gehörige Stärke erlangt, um die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft auszuhalten. Eben diese Gewohnheit schützt sie gegen das zu frühe Alter. Doctor Bancroft b) schreibt das hagere Ansehn, die welken hängenden Brüste der indischen Weiber in Guiana, ihren zu frühen Heyrathen zu. Bey unfruchtbaren Ehen, welche doch sehr selten sind, ist die Ehescheidung sehr leicht, und dies sichert sie gegen den Kummer, welchen unfruchtbare Ehen zuweilen verursachen. Während der Schwangerschaft sind die Weiber von den schweren Arbeiten, die ihnen sonst obliegen, befreyt. Daher sind unzeitige Geburten sehr selten unter ihnen. Die Natur ist allein ihre Hebamme. Ihre Geburt ist kurz, und wenig schmerzhaft. Jede Frau kömmt in einer besondern Hütte nieder, ohne auch nur einmal eine Person ihres Geschlechts, zum Beystande zu haben. Sie wäscht sich in kaltem Wasser, und geht in wenig Tagen wieder an ihre gewöhnlichen Arbeiten. Sie wissen also nichts von den Zufällen, die oft durch die Unachtsamkeit, oder durch die schlechten Handgriffe der Hebammen entstehen, noch von den Schwachheiten, die

b) Naturgeschichte von Guiana.

die eine natürliche Folge einer sechswöchentlichen Einsperrung in einem warmen Zimmer zu seyn pflegen. Von der Zeit an, da ihre monatlichen Reinigungen ausbrechen, bis sie aufhören zu fließen, ist selten eine Periode, in der sie nicht schwanger wären, oder säugten. Dies ist der natürlichste Zustand ihrer Leibesbeschaffenheit in diesem Zwischenraume, und oft trifft eben dies bey den gesündesten Frauen unter gesitteten Völkern zu.

Die Beschäfftigungen der indischen Männer zielen hauptsächlich auf die Erhaltung des thierischen Lebens, und die Vertheidigung ihrer Nation ab. Sie bestehn in der Jagd und dem Kriege. Beyde führen sie mit einer Art, die jede Faser in Bewegung setzt, und ihnen dadurch die vollkommenste Gesundheit verschafft. Mitten im Ueberflusse und Frieden entsagen sie ihrer geliebten Bequemlichkeit, und steuren dem Einflusse, den sie auf ihre Gesundheit haben könnte, durch heilsames Tanzen und Schwimmen. Sie heyrathen selten vor ihrem dreyßigsten Jahre, und diese Gewohnheit trägt nicht wenig zu ihrer Stärke bey; denn durch sie sind sie gegen die entkräftenden Wirkungen der Tändeleyen einer zu frühen Liebe gesichert. Zugleich können sie ihren Frauen gewisse Fruchtbarkeit versprechen, und ihren Kindern eine festere Gesundheit mittheilen. Tacitus führt von den alten Deutschen eben diese Gewohnheiten an, und schreibt ihnen eben solche gute Wirkungen zu. Sera juvenum venus, eoque inexhausta pubertas; nec virgines festinantur; eadem juventa, similis proceritas; pares validique miscentur ac robora parentum liberi referunt c).

Die Indier halten es für ein Zeichen des Heldenmuths, wenn man die ausgesuchtesten Quaalen ohne Klagen aushält, und daher brennen und zerschneiden sie Theile ihres Körpers, um sich bey Zeiten dazu zu gewöhnen. Kein Jüngling kann der Ehre der Mannheit und des Kriegs theilhaftig werden, der nicht sich durch solche Proben von Geduld und Standhaftigkeit gezeigt hat. Man sieht leicht ein, wie sehr dies die Festigkeit des Nervensystems vermehren muß, welches dadurch den zufälligen Ursachen der Krankheiten weit weniger ausgesetzt ist.

4. Wir kommen jetzt auf die Gewohnheiten, die beyden Geschlechtern gemein sind, nemlich auf das Bemahlen ihres Körpers, und den Gebrauch des kalten Bades. Bey fast allen Arten von Wilden ist es üblich, sich den Körper mit Oel zu salben. In warmen Erdstrichen verhindert es die übermäßige Ausdünstung, und trägt nicht wenig dazu bey, das Leben zu verlängern. Die Indier nehmen gewöhnlich Bärenfett mit einer Art Erde vermischt dazu, welche fast völlig die Farbe ihrer Haut hat. Dieses Bemahlen vermin-

c) Cäsar, in seiner Geschichte des gallischen Krieges, sagt eben dies von den alten Deutschen: qui diutissime puberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem; hoc ali staturam, ali vires, nervosque confirmari putant. Lib. VI, 21.

dert die Empfindlichkeit der äußern Nervenenden, und sichert sie gegen die bösen Ausdünstungen, welche, wie wir nachher sehn werden, eine beträchtliche Quelle ihrer Krankheiten sind. Das kalte Bad stärkt ebenfalls den Körper, und verwahrt ihn mehr gegen die üblen Zufälle, welche gewöhnlich eine Folge der schnellen Abwechselungen von Hitze und Kälte sind. Ich werde nachher anführen, wie die Indier es zu brauchen pflegen.

Die gesellschaftliche Einrichtung der Indier verbannt die meisten Leidenschaften die den Körper zerrütten können. Die brausenden Wirkungen des Zorns verbergen sie unter tiefer und lange daurender Rachsucht. Ihre Gleichheit an Macht und Reichthümern verbannet allen Neid und Ehrgeiz. Sie sehen bey ihren Heyrathen auch eben nicht darauf, ob in ihrer zukünftigen Frau alle Vollkommenheiten des ganzen Geschlechts vereinigt sind. Die Schwachheit der Liebe, sagt Doctor Adam Smith d), der in unsern erleuchteten und gesitteten Zeiten so viel eingeräumt wird, sehen die Wilden als die unverzeihlichste Weichlichkeit an. Ein junger Mann würde sich auf immer für entehrt halten, wenn er irgend eine Frau der andern vorzöge, oder wenn ihm die Zeit seiner Verheyrathung, und die Wahl einer Frau nicht völlig gleichgültig wäre. Diese Denkungsart befreyet sie von den heftigen und anhaltenden Krankheiten, welche zu den verschiedenen Zeitpunkten dieser Leidenschaften bey beyden Geschlechtern unter gesitteten Völkern gewöhnlich sind.

Man sieht nie Krüppel unter den Indiern. Einige halten diesen Umstand für einen Beweis, daß sie ihre gebrechlichen Kinder umbringen; doch hier zeigt sich die Natur selbst als eine unnatürliche Mutter. Die Rauhigkeit der indischen Sitten reibt sie auf e).

Wenn wir auf die Lebensart der Indier zurücksehen, so werden wir uns nicht über ihre Größe, ihren schönen Wuchs, ihre regelmäßigen Gesichtszüge und ihren feurigen Blick, wodurch sie sich auszeichnen, wundern. Denn wo wir dies unter uns antreffen, da vermuthen wir immer eine dauerhafte Gesundheit und Stärke des Körpers.

Da wir bisher die Lebensart der Indier, in so fern sie die Medicin betrifft, untersucht haben, so wollen wir jetzt uns zu ihren Krankheiten wenden.

Ein berühmter Lehrer der Zergliederungskunde behauptet, man könne nicht durch theoretische Gründe beweisen, daß unser Körper sterblich sey; so genau sey der Stoff zum Leben in sein Gewebe eingeflochten. Lord Bacon sagt, die einzige natürliche Ursache des Todes sey hohes Alter, und beschwert sich

d) Theorie des moralischen Gefühls.

e) Seitdem die Indier mit Europäern bekannt sind, findet man einige mit ungestalteten Gliedern unter ihnen; dies rührt von den Zufällen her, denen sie der Gebrauch hitziger Getränke aussetzt, als Schlägereyen u. d. gl. m.

ſich über die Unvollkommenheit der Medicin, daß ſie das Leben nicht ſo lange erhalten könne, als noch Oel, ſeine Flamme zu ernähren, übrig ſey. Wir können dieſen Satz unſers vortrefflichen Weltweiſen nicht annehmen. In den Sterbeliſten jedes Landes finden wir mehrere, die in ihrer Jugend und in ihren männlichen Jahren als in ihrem Alter weggerafft ſind. Dies hat ſo wohl ſeine natürlichen als ſittlichen Urſachen.

Man ſehe nur auf die Gewohnheit der Indier, bey veränderlicher Witterung unter freyem Himmel zu ſchlafen, – auf die abwechſelnde Wirkung der Hitze und Kälte, der ſie die Wärme in ihren Hütten ausſetzt, – auf ihre langen Märſche, – auf ihre übertriebenen Leibesübungen, – auf ihre Unmäßigkeit im Eſſen, wozu ſie ihr langes Faſten, und ihre öffentlichen Feſte verleiten, – endlich, auf die Lage ihrer Wohnungen an den Ufern der Flüſſe, um die in jedem Zeitpunkte ihres Lebens herrſchenden Krankheiten zu entdecken. Sie verſuchen umſonſt, ſich dem allgemeinen Geſetze der Sterblichkeit zu entziehen, da ihre Lebensart ſie dieſen entfernten, aber gewiſſen Urſachen der Krankheiten ausſetzt.

Aus dem, was wir von der Wirkung dieſer ſchädlichen Kräfte auf unſere Körper wiſſen, ſehen wir leicht, ohne uns auf wirkliche Erfahrungen zu berufen, daß Fieber die einzigen Krankheiten der Indier ausmachen. Dieſe Fieber entſtehn aus merklichen oder verborgenen Eigenſchaften der Luft. Die Kälte verurſacht inflammatoriſche, als Seitenſtechen, Lungenentzündungen und Gichtflüſſe (rheumatismos). Die verborgenen Eigenſchaften der Luft, oder die faulen Ausdünſtungen geben zu nachlaſſenden, faulen und inflammatoriſchen Fiebern Anlaß, je nachdem die Dünſte heißer oder kälter ſind. Die Ruhr, eine eigentlich indiſche Krankheit, gehört in die Claſſe der Fieber, da ſie mit Doctor Sydenhams febris introverſa völlig übereinkömmt.

Die Indier ſind dem Gift der Thiere und der Pflanzen ausgeſetzt. Sie haben ähnliche Wirkungen auf den Körper, als die eben angeführten Ausdünſtungen. Wenn ſie keinen plötzlichen Tod verurſachen, ſo erzeugen ſie doch nach dem Grade ihrer giftigen Eigenſchaften inflammatoriſche oder faule Fieber.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Beantwortung einer Anfrage in 48ten St. des Hannoveriſchen Magazins von dieſem Jahre.

Auf die im angezeigten Stück des gemeinnützigen ſehr beliebten Hannoveriſchen Magazins enthaltene Anfrage: „ob ſich ein Puterhahn wohl eher zum Ausbrüten junger Puter bequemt habe?„ wird zur Nachricht

richt angezeigt: daß mir solches einmal im Jahre 1757 allhier zu Aurich mit folgenden Umständen vorgekommen.

Der damalige Landbaumeister Augustinus Fuchs hatte den hart an der Stadt belegenen Piquierhof in Pacht übernommen, und hielt eine ziemliche Heerde Calecutischer oder Puterhühner, bey welchen ein zweyjähriger starker schwarzer Hahn befindlich war. Eine von den Hennen hatte sich eine Stelle zum Eyerlegen in lang aufgewachsenen Nesseln, Klettensträuchen, und dergleichen ausgesucht, und in dieses verborgene Nest sechszehn Eyer gelegt. Wie der Hahn auf einmal unsichtbar geworden, und der Landbaumeister nicht anders vermuthen konnte, als daß er aufgegriffen, und gestohlen sey: so wurde derselbe am vierten Tage von einem Knechte auf diesem Neste sitzend angetroffen, und ob er wohl von den Eyern weggenommen wurde, so eilete er doch gleich wieder zurück, sich sträubend und sehr unwillig bezeigend, wenn ihn jemand auf denselben nur anrühren wollte. Man ließ ihn derowegen sitzen, welches er mit solchem Triebe und Eifer verrichtete, daß man ihm benöthigtes Wasser und Futter vorsetzen, und von den Eyern abheben mußte, wenn es zur Reinigung erfodert wurde. Nach vier Wochen, als der zum Auskommen dieser Art Eyer erfoderlichen Zeit, kamen neun Küchlein zum Vorschein, die übrigen Eyer waren verdorben, und vielleicht zu alt gewesen, wie sich der Hahn darauf gesetzt. Nunmehro führte der zweyjährige Hahn seine Brut mit viel größerer Sorgfalt, als eine Henne zu thun pflegt, er wurde sehr böse, wenn sich jemand nur stellte, als ob er ein Küchlein berühren wollte. Diese erreichten auch mit einander ihre gehörige Größe, und der Hahn hätte sie vielleicht noch nicht verlassen, wenn ihm dieselben nicht wären um Martini successive weggenommen. Diese Begebenheit kam mir damals besonders vor, und mir ist keine andere von gleicher Art bekannt geworden, als diejenige, worüber jetzo angefragt wird.

Daß sich Capaunen zum Ausbrüten der Eyer bequemen sollten, zweifle ich sehr: da ich weiß, daß dieselben, bey angestellten Versuchen, jedesmal davon gelaufen sind, und die Eyer verlassen, vorhero aber einen Theil derselben zertreten haben. Junge Küchlein pflegen sie aber ohne große Schwierigkeit anzunehmen, wenn sie vorher unterm Leibe kahl gerupft, und mit Brennnesseln dergestalt gerieben sind, daß die Beulen und Schwielen davon auf der kahlen Stelle zum Vorschein gekommen.

Aurich. Prätorius.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Montag, den 18ten November 1776.

Fortsetzung der Untersuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind.

Blattern und venerische Krankheiten kannten die Indier in Nordamerika nicht vor ihrem Umgange mit Europäern. Vom Scharbock finde ich keine Spur unter ihnen. Ob ihre Art das Fleisch aufzubewahren, oder es immer mit Pflanzen zugleich zu essen, sie dagegen geschützt hat, kann ich nicht bestimmen. Doctor Macburg behauptet, frisches Fleisch widerstehe der Fäulniß a). Die besondere Lebensart der Indier, scheint sie sowohl vor dieser als allen andern Krankheiten ihrer Säfte zu schützen. Elephantenräude b), Aussatz, Scharbock und venerische Uebel scheinen nur verschiedene Abänderungen Einer Hauptkrankheit zu seyn. Sie haben in jedem Zeitalter, in jedem Lande einerley Ursachen. Sie leiden eben so wie die Pflanzen durch den Himmelsstrich und die Nahrung ihre Veränderungen. Ein feuchter Dunstkreis, und eine ungesunde Lebensart brachten sie ursprünglich hervor: und daher herrschten sie auch so sehr in dem mittlern Zeitalter, da der größte Theil von Europa mit Wasser überflossen war, und die Bewohner dieses Theils der Erde bloß von Fischen und wenigen ungesunden Pflanzenarten lebten. Freyheit, die das System der Leibeigenschaft aus Europa verdrängte, führte zugleich den Ackerbau ein, der die Früchte der Erde vervielfältigte. Man hielt sich weniger an Fleischspeisen, und verhinderte dadurch den Fortgang dieser Krankheiten. Die Elephantenräude ist fast in ganz Europa unbekannt. Der Aussatz herrscht hauptsächlich nur auf dem platten Lande von Afrika. Vom pohlnischen Haarzopfe c), (Plica polonica)

a) Versuche mit der Galle, und Betrachtungen über ihre Absonderung.

b) Elephantenräude ist ein höherer Grad des Aussatzes. Bey diesem löst sich die Haut mehr in Schuppen ab. Er kann aber leicht zur Elephantenräude werden.

c) Hierin geht der Verfasser zu weit. Man sehe Vicat memoire sur la plique Polonoise

lieſt man jetzt nur noch in mediciniſchen Büchern. Die veneriſchen Krankheiten werden wahrſcheinlich bald aufhören, eine Strafe unerlaubter Ausſchweifungen zu ſeyn. Die Blattern ſind jetzt keine fürchterliche Krankheit mehr, wenn der Körper durch Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen und eine gute Lebensordnung dazu vorbereitet wird. Selbſt die Peſt verliert ihr Gift. Kaum fürchtet man ſie noch in der Türkey; und ohne die Lehre vom unvermeidlichen Schickſale, die unter den Bewohnern dieſes Landes herrſcht, würde ſie ſelbſt ihr Daſeyn verloren haben. Ein neuer und wichtiger Grund gegen alle Sklaverey iſt die Erfahrung, daß die Krankheiten die den menſchlichen Körper am meiſten entſtellen, und ihm am gefährlichſten ſind, mit ihr verbunden zu ſeyn pflegen. Wir haben Urſache das Glück der Freyheit noch mehr zu ſchätzen, da ſie dieſe ſchrecklichen und verwüſtenden Uebel von uns entfernt d).

Ich

noiſe, Lauſanne. 8. 1775. der von ihr als einer noch jetzt ſehr gewöhnlichen Krankheit ſchreibt.

d) Muratori beſchreibt in ſeinen Alterthümern Italiens aus dem mittlern Zeitalter, den größten Theil Europens, als mit Waſſer überfloſſen. Die Aerzte und Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten ſind voll von dem natürlichen und politiſchen Elende, das damals herrſchte. Alle die Krankheiten, die eben angeführt ſind, herrſchten zugleich in allen Gegenden von Europa. Im neunten Jahrhundert gab es allein in der Chriſtenheit 19000 Hoſpitäler für Ausſätzige. Ludewig der VIII. König von Frankreich, hinterließ 1227. Vermächtniſſe für 2000 Krankenhäuſer für Ausſätzige in ſeinem eigenen Reiche. Aehnliche Lebensart, ein eben ſo feuchtes Erdreich und eine eben ſo dumpfigte Luft hatten in Südamerika ähnliche Wirkungen. Die Luſtſeuche erſchien wahrſcheinlich in Südamerika und Neapel zu gleicher Zeit. (Precis de l'hiſtoire du tems par M. Raymond). Der Ausſatz und Scharbock herrſchen noch im nordlichen Theile von Europa, wo die Einwohner noch faſt eben die Lebensart haben, welche in den mitlern Jahrhunderten im Schwange war (Pontoppidaus Naturhiſtorie von Norwegen). Zwiſchen den Jahren 1006 und 1680 wüthete die Peſt zwey und funfzig mal durch ganz Europa. Der Zuſtand von Europa im vierzehnten Jahrhundert iſt bekannt genug. Jedes Land war in Kriege verwickelt. Der Ackerbau ward vernachläßigt. Alle Arten Nahrungsmittel waren ſelten und ungeſund. Es iſt daher kein Wunder, daß die Peſt vierzehn mal in dieſem Zeitraume herrſchte. So wie die Völker in Europa geſitteter wurden, ſo wie der Ackerbau und die Künſte des Friedens zunahmen, verminderte ſich auch dieſe Krankheit allmählig. Sie graſſirte nur ſechs mal im ſechszehnten, und fünf mal im ſiebenzehnten Jahrhundert. 1680 breitete ſie ſich zuletzt allgemein aus. In dieſem Jahrhundert griff ſie zwar noch einzelne Gegenden an, aber ihre Wuth war lange nicht mehr ſo heftig, wie ehedem. Sie würde wahrſcheinlich ganz ausgerottet werden, wenn man die Einwohner der Türkey, wo ſie beſtändig herrſcht, dahin bringen könnte, ihre Ausbreitung durch ſolche Anſtalten, als bey andern europäiſchen Nationen wirkſam befunden ſind, zu verhindern. Die Engländer und andere Fremde, die ſich in Conſtantinopel aufhalten, entgehen der Peſt mehr dadurch, daß ſie Perſonen, Häuſer, Kleidung, und überhaupt alles meiden, was mit dieſer Krankheit behaftet iſt, als durch den Unterſchied in ihrer Lebensordnung

Ich habe etwa von zwey oder drey Exempeln vom Podagra bey den Indiern gehört. Aber die damit befallen wurden, hatten den Gebrauch des Rums von den Europäern gelernt. Eine natürliche Frage hier wäre: Warum sind denn bey uns diejenigen, welche am meisten Rum trinken, dem Podagra nicht mehr als andere unterworfen? Weil die Wirkungen dieses Getränkes auf solche entkräftete Leute zu stark und heftig sind, als daß sie sich auf die äußern Theile werfen könnten, wie dies der Fall bey den Indiern ist. Sie zeigen sich bloß durch Verstopfungen des Unterleibes und eine Folge mit einander verwickelter chronischer Krankheiten. Eben so ist ein faules ansteckendes Gift oft zu stark, ein Fieber zu erregen; es verursacht aber plötzliche Entkräftung und den Tod. In Rußland, Pohlen und Dännemark hört man wenig vom Podagra. Rührt dies von der starken Leibesbeschaffenheit der Einwohner in diesen nordlichen Gegenden her? Oder ist der unmäßige Gebrauch hitziger Getränke Schuld daran, der bey ihnen eben die chronischen Uebel hervorbringt, die bey der niedern Classe unsrer Landsleute so gemein sind? Die Aehnlichkeit ihrer Krankheiten macht diesen letzten Satz wahrscheinlich. Der Wein wirkt, wie die Tyranney in einem wohl eingerichteten Staate, zuerst auf die äußern Theile; da gebrannte Wasser, kühnen Räubern gleich, die innern Theile zugleich angreifen.

Von Wurmkrankheiten unter den Indiern finde ich keine Nachrichten. Würmer sind den meisten Thieren gemein. Nur bey schwachen erregen sie Krankheiten, bey starken Körpern können sie dieselben verschlimmern. Aus diesem Grunde handelt man in Systemen der Krankenlehre nicht davon. Auch das Zahnen macht bey den Indiern keine Unbequemlichkeit. Die Leichtigkeit, mit der bey gesunden Kindern gesunder Aeltern unter uns die Zähne durchbrechen, läßt uns vermuthen, daß die Kinder der Indier nie von dieser Seite leiden.

Die Beschäfftigungen der Indier setzen sie mancherley Zufällen aus: Wunden, Beinbrüche und Verrenkungen sind daher unter ihnen nicht selten.

Wir haben jetzt die natürlichen Krankheiten der Indier entwickelt, und gezeigt, welche ihnen fremd sind. Fieber, Alter, Zufälle und Krieg sind, wie wir sicher daraus schließen können, bey ihnen die einzigen Werkzeuge des Todes. Der Krieg ist nur eine zufällige Unpäßlichkeit: die Unvollkommenheit politischer Körper erzeugt ihn, so wie die Schwachheit thierischer Körper Fieber hervorbringt. – Die Vorsehung handelt bey diesen Krankheiten wie ein gütiger Gesetzgeber, der die Schrecken

nung und ihren Sitten. Daß das Weintrinken sie nicht allein vor der Ansteckung bewahrt, beweisen die Armenier, die ihn häufig trinken, und doch, weil sie ein unvermeidliches Schicksal glauben, von dieser Krankheit eben so gut wie die Türken weggerafft werden.

des Todes dadurch lindert, daß er die Todesart dem Leidenden und denen, die ihn überleben, im Ganzen so wenig schmerzhaft macht, als es möglich ist.

Lassen Sie uns jetzt die Arzneyen der Indier untersuchen. Sie sind, wie ihre Krankheiten, einfach, und ihre Zahl ist geringe. Zuerst wollen wir von den Kräften der Natur handeln. Fieber sind, wie oben gezeigt ist, die hauptsächlichsten Krankheiten der Indier. In der Hand der Natur sind diese die vornehmsten Werkzeuge, die Uebel wegzuschaffen, welche sie zu zerstöhren drohn e). Aber das Ende, welches dies Bestreben der Natur oft nahm, überzeugte die Indier, daß es gefährlich wäre, sich in allen Fällen auf sie allein zu verlassen. Und daher handeln die ersten Nachrichten, die wir von ihnen haben, schon von Leuten, denen das Amt eines Arztes anvertrauet war.

Es ist schwer zu bestimmen, in welcher Ordnung die Indier ihre Arzneyen durch die Natur selbst, oder durch Kunst erhielten. Ueberhaupt ist es nicht leicht, sie unter andere Abtheilungen zu bringen, als *natürliche* und *künstliche*.

Unter die *natürlichen Mittel* gehört die Methode der Indier, ihren Kranken alle irgend reizende Nahrung zu entziehn. Da sie sich in diesem Stücke beym Anfange einer Krankheit genau nach der Natur richten, so können sie in vielen Fällen aller andern Mittel entbehren. Sie kommen der Natur noch näher darin, daß sie ihren Kranken kaltes Wasser häufig zu trinken erlauben, welches das einzige Getränk ist, nach dem man in Fiebern trachtet.

Schwitzen ist auch ein natürliches Mittel. Man kam vermuthlich darauf, als man sah, daß Fieber sich oft damit endigen. Ich will nicht untersuchen, in wie fern der Schweiß zum guten oder bösen Ausschlag der Fieber erfordert werde. Die Indier erregen ihn auf folgende Art: Der Kranke wird unter ein enges Zelt über ein Loch in der Erde gesetzt, in dem ein glühend heißer Stein liegt, auf den man eine Menge Wasser gießt. Dies hüllt den Kranken augenblicklich in eine Wolke von Dämpfen und Schweiß ein; aus dieser Hitze stürzt er sich in einen Fluß; und legt sich hierauf zu Bette. Hat das Mittel guten Erfolg, so steht er nach vier und zwanzig Stunden völlig gesund auf. Dies Mittel wird nicht allein in Fiebern, sondern auch gegen die Schwachheiten, die von starken Arbeiten des Körpers zu entstehen pflegen, gebraucht. Ihr drittes natürliches Mittel sind *Abführungen*. Die Früchte der Erde, das Fleisch der Vögel und andrer Thiere die von besondern Pflanzen leben, und vor-

e) Licet enim commotio ista (febris) perturbato circulationis systemate gravibusque symptomatis molesta, haud raro perniciem inferat, hinc merito morbus appelletur; sæpe tamen & mirifice adeo salutaris est, ut certius aliud porentiusve tum ad sanandos, tum ad præcavendos morbos auxilium natura, vel ars vix agnoscat. Gaubii Inst. Pathol. 641.

vorzüglich das eigenmächtige Bestreben der Natur, lehrten die Indier den Nutzen dieses Mittels früh einsehen.

Brechmittel lernten sie vermuthlich, wie das vorhergehende, von der Natur und durch Zufälle. Sie brauchen die Brechwurzel nebst vielen andern Wurzeln in dieser Absicht.

Die künstlichen Mittel bey den Indiern sind Aderlassen, ätzende und zusammenziehende Arzneyen. Sie lassen bloß an dem leidenden Theile zur Ader. Wissen, daß durch einen Aderlaß am Arm oder Fuß Kopfweh oder Seitenstechen gehoben werden, setzt eine Kenntniß des thierischen Baues voraus, und zeugt schon von einem aufgeklärten Zeitpunkt in der Geschichte der Medicin.

Zur Oeffnung einer Ader brauchen sie scharfe Steine und Dornen.

Bey heftigen Schmerzen brauchen die Indier ein gewaltsames ätzendes Mittel. Es besteht aus einem Stücke verfaulten Holzes, das sie Punk nennen, welches sie auf den leidenden Theil legen, und nachher anstecken. Das Feuer verzehrt allmählig das Holz, dessen Asche ein Loch in das Fleisch brennt.

Durch Fieber, die mit einem Durchlaufe, der Ruhr oder mit Blutflüssen verbunden waren, denen sie ihre Lebensart sehr aussetzt, lernten sie anhaltende Mittel aus dem Pflanzenreiche früh kennen. Ich weiß nicht, ob die Indier nachlassende Fieber bloß durch anhaltende Pflanzen, oder durch andere Arzneyen heilen. Vermuthlich erfordert diese Krankheit unter ihnen kein ander Mittel, als das kalte Bad und frische Luft. Bey uns wird es bloß durch unsere schwächere Leibesbeschaffenheit heftiger und häufiger. Vielleicht trägt auch die Veränderung, die unser Land durch Ausbrechung der Wiesen, durch Anlegung der Mühlenschleusen und durch Fällen ganzer Wälder erlitten hat, viel dazu bey, da bösartige Ausdünstungen dadurch häufiger werden, und sich freyer über das ganze Land verbreiten können f).

Dies ist eine kurze Nachricht von den Arzneyen der Indier. Sind sie auch nur einfach, so sind sie doch, wie ihre Beredtsamkeit, voll Kraft. Ist ihre Anzahl gering, so sind sie doch ihren Krankheiten, so wie ihre Sprache ihren Begriffen, angemessen.

Wir haben oben angeführt, daß die Indier verschiedenen Zufällen, als Beinbrüchen, Wunden und dergleichen mehr, ausgesetzt sind. Hier thut die Natur, was Wundärzte bey uns zu thun pflegen. Wir können von ihren Fähigkeiten in diesem Stücke nach den Zeichen von Wunden und Beinbrüchen, die wir oft bey wilden Thieren

f) Man hat bemerkt, daß die nachlassenden Fieber, die sich gewöhnlich nach dem Bau einer Kornmühle äußern, sich bloß auf der westlichen Seite der Schleuse zeigen. Dies kommt vermuthlich daher, daß die Ostwinde bey uns, die diese Ausdünstungen mit fortreißen, gewöhnlich Regen bringen. Sonst wurden nachlassende Fieber bloß am Ufer des Susquehannah, des Schuylkill, und andrer Flüsse unserer Provinz verspürt, aber seitdem die Waldungen so sehr ausgehauen sind, trifft man sie auch oft acht bis zehn Meilen von den Flüssen an.

antreffen urtheilen. Und was ist denn die Arbeit unsrer neuern Wundärzte in solchen Fällen? Legen sie nicht Pflaster und Salben bey Seite, und überlassen sie nicht alles der Natur? Geschwüre, die sich nur durch Quecksilber, Fieberrinde, und eine besondere Handhabung heilen lassen, sind den Indiern unbekannt.

Ihr Verfahren mit Ertrunkenen ist unvernünftig und unnütze. Sie hängen sie bey den Füßen auf, um ihnen das Wasser aus dem Munde laufen zu lassen. Dies Verfahren gründet sich auf die irrige Meynung, daß die Ertrunkenen von einer übertriebenen Menge niedergeschluckten Wassers sterben. Neuere Beobachtungen lehren uns, daß ein Schlagfluß ihren Tod verursache. Diese Entdeckung führt uns auf eine Curart, die der indischen gerade entgegen gesetzt ist, und zeigt, daß das Aufhängen bey den Füßen äußerst schädlich ist.

Man hört viel von ihren besondern Gegenmitteln wider venerische Uebel: aber man muß dabey viel auf die Liebe zum Wunderbaren und Neuen rechnen, die vielen Einfluß auf die Schriften der Reisenden und selbst der Aerzte hat. Wie viele Arzneyen, die man sonst bey dieser Krankheit für vortrefflich hielt, sind jetzt aus der Medicin verbannt! Meine Untersuchungen haben mir gezeigt, daß die Indier in der Lustseuche alle ihre Arzneyen durch schweißtreibende Speisen unterstützen. Wenn wir auch zugäben, daß Quecksilber als ein Hauptmittel bey dieser Krankheit anzusehen sey, so folgt daher doch nicht, daß es wirksamer ist, als andere Arzneyen, die mechanischer auf den Körper wirken g).

Nichts beweist die Unvollkommenheit medicinischer Kenntnisse bey den Indiern so sehr, als ihr Verfahren bey den Blattern. Sie sollen sich beym Anfange dieser Krankheit in kaltes Wasser tauchen, welches gewöhnlich sehr üble Folgen für sie hat.

Reisende erheben die indischen Gegengifte außerordentlich. Aber viele Dinge, die man sonst für giftig hielt, sind durch neuere Erfahrungen unschädlich befunden. Außerdem macht die ungewisse und verschiedene Wirkungsart der Gifte es sehr schwer, für jedes insbesondere ein sicheres Gegengift zu bestimmen. Wie viele untrügliche Mittel gegen den Wasserscheu haben wir nicht von Leuten, die von Thieren verwundet waren, deren Zustand diese Krankheit auf keine Art verursachen konnte! Wenn wir auf alle indische Gegengifte von denen schließen dürfen, die wir davon besitzen, so ist ihnen in keinem Falle viel zu trauen.

Ich

g) Der Gebrauch der Lobelia (Lobelia siphilitica L.), des abtreibenden Hahnenfußes (Ranunculus abortivus) und des Ceanothus (Ceanothus Americana), bey der Lustseuche, die Herr Kalm in den schwedischen Abhandlungen sehr empfiehlt, kömmt mir verdächtig vor. Herr Hand belehrte mich, daß die Indier hauptsächlich Decocte von Fichten häufig brauchten, und daß er viele Beyspiele von einem schlimmen Erfolge dieses Mittels gesehen hätte.

Ich habe verschiedentlich gehört, daß sie steife Gelenke durch einen Aufguß von gewissen Pflanzen geheilt haben. Aber die Mischung der Pflanzen in diesem Aufgusse macht die vorzügliche Wirksamkeit einer jeden insbesondere sehr zweifelhaft. Vermuthlich ist der ganze Erfolg dieser Heilart, der großen Hitze des Wassers, in dem diese Kräuter gekocht werden, und dem wiederholten Gebrauche desselben zuzuschreiben. Einerley Arzney hat im Verhältniß der Stärke, oder der Dauer des Gebrauchs verschiedene Wirkungen. De Haen rühmt die guten Wirkungen der Electricität, die sich doch nicht äußern, wenn man sie nicht verschiedene Monate hindurch gebraucht.

Man belustigt uns oft mit Nachrichten von den Mitteln der Indier gegen Wassersucht, Bauchbeschwerden, fallende Sucht, Stein und Podagra. Da bey allen Vortheilen, die neuere Aerzte durch ihre Kenntnisse in der Zergliederungskunst, Chemie, Kräuterlehre und Philosophie erlangt haben, da durch alle Erfahrungen, sowohl fremder Gelehrten, als unserer eigenen Vorfahren, die wir durch sichrere Wege, als mündliche Ueberlieferungen wissen, wir noch bis jetzt keine zuverläßige Mittel gegen diese Krankheiten besitzen; was können wir von den Indiern erwarten, die nicht allein alle diese Vortheile entbehren, sondern auch einen Hauptbewegungsgrund, das Gefühl des Schmerzes und der Gefahr bey diesen Krankheiten, nicht kennen, der sie antreiben könnte, Hülfsmittel dagegen zu suchen. Ein untrügliches Zeichen, daß sie keine Mittel wider neue und schwere Krankheiten wissen, ist das Vertrauen das sie in solchen Fällen auf Zaubereyen setzen. Ich habe mir viele Mühe gegeben, mich von dem Erfolge dieser Mittel zu unterrichten, aber kein einziger sicherer Fall ist mir aufgestoßen, der ihre Wirksamkeit bewiese. Sie haben ihr Ansehen größtentheils daher, daß wir ihre Zusammensetzung nicht kennen. Das Geheimniß vermag sehr viel, ein Mittel in Aufnahme zu bringen. Das Seignettesalz war ein untrügliches Mittel wider nachlassende Fieber, so lange ein Apotheker in Rochelle es allein zu machen wußte; aber so bald man wußte, daß es aus einem Weinsteinsalze und feuerfesten mineralischen Alkali bestehe, verlor es alle seine Kräfte. Dr. Wards berühmte Pillen und Tropfen, hörten auf bey scrophulösen Krankheiten Wunder zu thun, so bald er seine Vorschriften, sie zu verfertigen, öffentlich bekannt machte.

Gegen dasjenige, was ich von den Arzneyen der Indier gesagt habe, wird man mir vermuthlich einen Einwurf machen, der auf die Wissenschaft gegründet ist, die wir durch Erfahrung erlangen, wenn sie sich nur auf einen Gegenstand allein heftet. Wir hören viel von ihrem vorzüglichen Gesicht und Gehör. Ein Indier soll einen Stamm der Wilden nicht allein an ihren Fußstapfen erkennen, sondern auch bestimmen können, wie lange sie gelegen haben. In Kenntnissen, die sich auf Jagd und Krieg beziehen, haben die Indier einen Grad von Vollkommenheit erlangt, dem noch kein gesittetes

Volk

Volk gleich gekommen ist. Aber die Medicin ist nicht, wie Jagd und Krieg, der Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Der Arzt und der Krieger sind in Einer Person vereinigt; jenen in seinem Fache so geschickt zu machen, wie dieser es in dem seinigen ist, würde alle andere Beschäfftigungen gänzlich ausschließen, und eine Kenntniß äußerer Gegenstände voraussetzen, die sich mit der herumschweifenden Lebensart der Indier keineswegs zusammenreimen läßt.

Bis hieher gehen meine Beobachtungen von den Krankheiten und Arzneyen der Indier in Nordamerika. – Ich werde jetzt die Krankheiten und Heilungsmittel gesitteter Nationen untersuchen. Völker sind mehr oder weniger gesittet. Ich will die englische Nation, da wir diese am besten kennen, zum Gegenstande meiner Untersuchungen machen. Bey ihr finden wir, durch die Regierungsform bestimmte Unterordnungen und Abtheilungen der Menschen. – Handel, Manufakturen und Gewohnheiten, die den meisten gebildeten Völkern Europens gemein sind. Wir wollen den Ursprung ihrer Krankheiten von ihrer Lebensart auf eben die Weise herleiten, wie wir es bey den Indiern gethan haben.

1) Es wird hinreichend seyn, die Grade der Hitze, – die unschickliche Nahrung, – die engen Kleidungen, und das zu frühe Arbeiten des Geistes, denen die Kinder unterworfen sind, anzuführen, um zu zeigen, was für ein weites Feld den Krankheiten offen steht, wozu noch der angeborne Mangel von Kräften kommt, der von ihren Vorältern herrührt.

2) Je feiner die Sitten werden, desto mehr fordern sie von der Gesundheit der Frauenzimmer. Ihre Moden, ihre Kleidung und Lebensordnung, – ihr sehnliches Trachten nach Vergnügen, und feuriger Genuß desselben, – ihre Trägheit, und der schädliche Gebrauch abführender Mittel während der Schwangerschaft, – ihre hitzigen Getränke, ihr heißes Essen, – Vernachläßigung oder zu viel angewandte Kunst bey der Geburt, – alle diese Dinge sind eben so viel Bahnen zu Krankheiten.

Die Menschlichkeit würde gerne die traurigen Wirkungen verschweigen, die eigennützige Heyrathen, eine unglückliche Liebe, die durch das Geheimniß, welches eine tyrannische Gewohnheit hierin dem andern Geschlechte auflegt, noch schrecklicher wird, und endlich das späte Heyrathen h) nach sich ziehen. Alles verschlimmert die natürlichen und mehrt die Zahl der künstlichen Krankheiten bey dem Frauenzimmer.

Die Fortsetzung folgt künftig.

h) Verheyrathete Frauenzimmer sind gesünder und leben länger, als unverheyrathete. Herr Muret beweist dies aus den Todtenlisten, die vornemlich zeigen, daß von einer gleichen Anzahl lediger und verheyratheter Frauenspersonen zwischen funfzehn und fünf und zwanzig Jahren von den ersten doppelt so viel sterben, als von den letztern. Die Gesundheit des weiblichen Geschlechts wird also sehr dadurch befördert, daß sie der Natur gehorchen. Supplement to Price's observations on reversionary Payments p. 357.

Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Freytag, den 22ten November 1776.

Fortsetzung der Untersuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind.

III) Die durch verfeinerte Sitten entstehenden Krankheiten breiten sich über alle Abtheilungen und Gewerbe der Menschen aus. Wie schädlich sind nicht die Wirkungen der Trägheit und Unmäßigkeit bey den Reichen, – des Mangels und übertriebener Arbeit bey den Armen! Welche Blässe ziehen sich nicht die Opfer der Wissenschaften durch ihr Wachen bey der kränklichen Lampe zu? Wie viele Uebel verfolgen den Handarbeiter, die durch den Stoff, den er verarbeiten muß, oder durch seine Stellung entstehn. Was für Krankheiten verursachen sich die Mönche nicht selbst entweder durch ihr eingeschränktes Leben, oder durch ihre Ausschweifungen. Zufälle, die vom Bauen, Reiten, von Schiffahrten, und andern Umständen herrühren, wollen wir übergehen. Der Krieg, an sich selbst zu langsam, das menschliche Geschlecht aufzureiben, ruft noch einen Schwarm gesitteten Nationen eigner Krankheiten herbey. Was für Niederlagen hat nicht der Alleinhandel mit schlechten Lebensmitteln, – ein feuchter Boden und ungesunde Luft in wenigen Tagen unter einer Armee angerichtet! Die Eroberungen der tapfern Britten in der Havannah wurden im letzten Kriege durch den Verlust von 9000 Menschen erkauft, wovon 7000 am westindischen Fieber a) starben.

a) Neuere Schriftsteller von Feldkrankheiten wundern sich, daß die Griechen und Römer uns nichts über diesen Gegenstand hinterlassen haben. Aber sollten wohl nicht die meisten unsrer Krankheiten bey den Armeen unsrer verschiednen Art Krieg zu führen zuzuschreiben seyn? Die Entdeckungen und die Erdbeschreibung vergrößern den Schauplatz des Krieges. Die Soldaten werden dadurch Krankheiten von langen Seereisen und schnellen Veränderungen des Himmelsstriches ausgesetzt, von denen man in alten Zeiten bey den Heeren nichts wußte. Außerdem gab die Gestalt der Waffen, und die Mannigfaltigkeit der kriegerischen Uebun-

ben. Selbst unsere neuern Entdeckungen haben mit dem Reiche des Handels, zugleich das Reich der Krankheiten ausgebreitet! Wie viele Brittische Unterthanen hat nicht Ost- und Westindien hingerafft! Sichere Berechnungen lehren uns, daß nur der zehnte Europäer sieben Jahre nach seiner Ankunft auf Jamaica noch lebe b).

4) Es würde uns zu viel Zeit kosten, alle natürlichen und sittlichen Ursachen der Krankheiten unter beyden Geschlechtern besonders anzuführen. Natürliche Ursachen erzeugen den Saamen der Krankheiten im Körper selbst; hieraus entstehen Flüsse, Gefangenfieber, Frieseln, und eine lange Reihe ansteckender Uebel, die den größten Theil unsrer medicinischen Bücher anfüllen. Sittliche Ursachen tragen auch viel dazu bey, Krankheiten zu erregen. Ich gehöre nicht zu der Anzahl neuerer Weltweisen, die unsere Laster nur unserer verfeinerten Lebensart zuschreiben; aber ich kann sicher behaupten, daß sie sich in dem Maaße vermehren und verschlimmern, in dem unsere Sitten feiner werden. Um sich hiervon zu überzeugen, betrachte man nur einen Schauplatz, der uns ohnehin bekannt und rührend genug ist: ich meyne ein Narrenhaus, dem Ungerechtigkeit, Unmenschlichkeit, Geiz, Hochmuth, Eitelkeit und Ehrgeiz viele Bewohner verschaffen.

Wir haben jetzt kurz gezeigt, was für einen Einfluß die Gewohnheiten gesitteter Nationen auf ihre Gesundheit haben. Es bleibt uns jetzt noch übrig, von ihren Krankheiten selbst zu handeln. Ohne die vielen Arten Fieber, Blutflüsse, Durchfälle, Geschwulst von Wasser, Wind, Fleisch, Fett, Eiter, Blut, böse faule Geschwüre der Haut, Krebs, Aussatz, die Lustseuche, Krätze; und endlich Podagra, Mutterbeschwerungen, Hypochondrie unter allen ihren verschiednen Gestalten anzuführen; will ich nur noch hinzusetzen, daß die Zahl der unter gesitteten Völkern anzutreffenden Krankheiten, nach der Krankenlehre des Hrn. Doctor Cullens, sich auf 1387 beläuft, unter welchen allein 612 Nervenkrankheiten sind.

Ehe wir zu den Arzneyen der gesitteten Völker kommen, wollen wir untersuchen, was die Natur bey der Heilung ihrer Krankheiten thun kann. Bey den Indiern fanden wir sie in diesem Stücke sehr thätig und wirksam.

Nimmt

Urbungen bey den Griechen und Römern ihnen eine Leibesstärke, die bey uns durch den Gebrauch des kleinen Gewehrs und des groben Geschützes nie erlangt werden kann.

b) Herr Doctor Young, ein sehr geschickter Kräuterkenner und Arzt zu St. Vincent, gab genau Acht auf die Größe, das Alter, und die Gemüthsbeschaffenheit der Soldaten, die auf diese Insel während des letzten Krieges mit den Caraiben kamen, und wie er nach Endigung des Krieges sein Verzeichniß davon untersuchte, so konnte er mit ziemlicher Gewißheit angeben, welche Größe, welches Alter, und welche Leibesbeschaffenheit sich am besten für den westindischen Himmelsstrich schickte. Er wird seine Beobachtungen bekannt machen, so bald er nur noch etliche Beyspiele zur Berechnuug hinzufügen kann.

Nimmt ihre Kraft, Weisheit und Güte in eben dem Maaße zu, in dem sich die Gefahr von Krankheiten bey gesitteten Völkern vermehrt? Um auf diese Frage antworten zu können, will ich vorher die Bedeutung des Worts Natur erklären.

Unter der Natur verstehe ich nichts als eine medicinische Nothwendigkeit. Ueberlegung hat also bey ihren Handlungen nicht Statt, die sich völlig nach eben den Gesetzen richten, nach denen das Wachsen der Pflanzen und die innere Bewegung der Mineralien ihren Fortgang nehmen, und die eben so mechanisch sind, als die Gesetze der Schwere, der Electricität und der Wirkungen des Magnets. Ein Schiff, das von einer Welle auf die Seite geworfen wird, hebt sich durch einen schnellen Windstoß nach den Regeln der Mechanik wieder; aber wenn dies Schiff vom Feuer, oder von einer Wasserhose angegriffen werden sollte, so können wir nicht etwa die Geschicklichkeit des Schiffbauers in Zweifel ziehen, wenn es verbrennt oder sinkt. Eben so hat der Schöpfer der Natur Kräfte in den Körper gelegt, ihn gegen seine natürlichen Feinde zu beschützen. Aber wenn sie von den Feinden angegriffen wird, die die besondere Lebensart gesitteter Völker ihm zuzieht, so ist er einem Trupp Indier gleich, die mit Bogen und Pfeilen sich künstlicher tödtendem Feuergewehre entgegen setzen. Diesen Gegenstand besser aus einander zu setzen, werde ich zeigen, wie die Natur sich bey einigen Krankheiten gesitteter Völker verhalte.

1) Es giebt Fälle in denen die Natur Krankheiten glücklich heilt. In Fiebern benimmt sie uns die Begierde nach Fleischspeisen, und macht uns dagegen kühle Luft und kaltes Wasser angenehm.

Beym Blutsturz bringt sie eine Mattigkeit hervor, durch welche das Blut in den offenen Gefäßen stockt.

Bey Fleischwunden und Beinbrüchen erregt sie eine Entzündung, wodurch die fremde Materie weggeschafft wird, und ersetzt den Verlust durch neues Fleisch und neue Knochen.

2) Es giebt Fälle, in denen die Natur zu schwach ist zu helfen, als in faulen und Nervenfiebern.

3) Es giebt Fälle in denen die Kräfte der Natur für die Krankheit zu groß sind, wie bey der Ruhr und der Gallensucht.

4) Es giebt Fälle, da die Natur sich leidend verhält, als bey den atonischen Perioden des Podagra, des Krebses, der fallenden Sucht, der Raserey, der Lustseuche, des Schlagflusses und der Krampfsucht (Tetanus).

5) Es giebt Fälle, in denen die Natur schadet. Sie erschöpft sich durch ein unnöthiges Fieber bey der Wassersucht und Schwindsucht. Sie wirft eine Vollblütigkeit auf das Gehirn und die Lungen. Eine Entzündung der Lunge und des Lungensackes, endigt sich mit einem Lungengeschwüre oder Ergießung des Eiters in die Brusthöle (empyema). Bey der Hypochondrie erregt sie eine unmäßige Eßbegierde. Bey der Melancholie

treibt sie den Kranken in die Einsamkeit, wo er dem Gegenstande seiner Krankheit noch mehr nachhängt, und sie dadurch verschlimmert.

Wir hören oft von der heilsamen Vorsorge der Natur, indem sie uns durch den Schmerz antreibt, Hülfsmittel zu suchen.

6) Es giebt Fälle, wo sie diesen Vorboten des Uebels nicht schickt, das sie bedrohet, als bey der Pulsadergeschwulst, Verhärtung der Drüsen, und dem Blasensteine.

7) Es giebt Fälle, da der Schmerz der Gefahr nicht angemessen ist, als bey der Krampfsucht (Tetanus), der Schwindsucht und Kopfwassersucht.

8) Es giebt Fälle, wo der Schmerz für die Gefahr zu heftig ist, als bey Zahnschmerzen, und dem Wurm (Paronychia).

Dies ist eine kurze Anzeige, wie sich die Natur bey den Krankheiten gesitteter Völker verhält. Ein Mondsüchtiger könnte eben so viel gegen die Einziehung seiner Güter einwenden, weil er sonst bey gesunder Vernunft gewesen wäre, oder noch zuweilen vernünftige Augenblicke hätte, als die Natur sich gegen dasjenige, was wir ihr hier zur Last legten, vertheidigen kann.

Dieser Gegenstand wird noch auffallender werden, wenn wir die Heilungsmittel der gesitteten Völker betrachten. Alles was das Thierreich, Pflanzenreich und Steinreich hervorbringt, durch Hitze und Mischung in unzählige Gestalten verändert, Aderlassen, Schröpfen, Haarseile, Fontanellen, und Blasenpflaster; Leibesübungen; See- und Landreisen; warme und kalte Bäder, salziges, mineralisches und Regenwasser; Speisen, abgewogen und abgemessen; die Berührung der Kröpfe, Bezauberungen, Wunderwerke, kurz die vereinigten Entdeckungen der Naturgeschichte und Weltweisheit, in ein System der Materia medica zusammen gebracht, zeigen, daß die Aerzte, wenn sie auch nach der Theorie Diener der Natur sind, sich doch in der Ausübung als ihre Herren zeigen. Alle ihre Mittel scheinen dazu bestimmt zu seyn, ihre Wirkungen zu erregen, stärker zu machen, einzuschränken oder zu verbessern.

Es giebt Wahrheiten die, gleich hitzigen Getränken, starke Köpfe erfordern, sie zu vertragen. Doch ich finde mich gegen die Vorurtheile kleiner Geister gesichert, wenn ich daran denke, daß ich meine Meynungen einer Gesellschaft von Weltweisen vortrage.

Lassen sie uns jetzt das Verhältniß zeigen, in dem die Krankheiten und Arzneyen der Indier mit den Krankheiten und Heilungsmitteln der Europäer stehen. Wir wollen mit ihren Krankheiten anfangen.

In unsern Nachrichten von den Krankheiten der Indier sahen wir zwar, daß der Tod sein Amt verwalte; aber seinen Dolch verbarg er doch unter einem Mantel, der seine Gestalt verdeckte. Aber bey gesitteten Völkern vervielfältigt er seine Waffen nach der Zahl der Werkzeuge und Verrichtungen des Körpers: und zeigt sie alle auf eine

Art,

Art, die seine Vorboten fürchterlicher machen, als er selbst ist.

Wir zeigten oben, daß Fieber die Hauptkrankheiten der Indier sind. Vor etwa hundert Jahren starben nach Dr. Sydenhams Berechnung in London von 100,000 Menschen 66,000 an Fiebern. Aber jetzt machen die Fieber nur etwas über den zehnten Theil der Krankheiten in dieser Stadt aus. Von 21,780 Gestorbenen vom December 1770 bis zum December 1771 starben nur 2273 an bloßen Fiebern. Ich habe Dr. Huck oft klagen hören, daß er keine Zeichen fortdaurender Fieber in London, so wie sie Dr. Sydenham beschrieben hätte, ausfündig machen könnte. London hat seine Lebensart und seine Sitten seit Dr. Sydenhams Zeit merklich verändert. Neue Krankheiten, Kinder der Schwelgerey, haben die Fieber verdrängt; und die wenigen, die zurückgeblieben sind, erscheinen mit andern Krankheiten so verwickelt, daß man nicht weiter entdecken kann, in wiefern sie von besondern Witterungen und Jahrszeiten abhängen. Die Entzündungen der Lunge und des Lungensackes, Entzündungsfieber starker Körper, verlieren sich jetzt in Flüssen und Schnupfen; die, ohne die Kräfte der Natur zu einem offenbaren Kampfe herauszufordern, die Gesundheit allmählig untergraben, und eine unheilbare Auszehrung verursachen. Von 22,434, starben vom December 1769 bis zum December 1770, 4594 an dieser britischen Krankheit. Unser Landsmann Dr. Macbury wagt es zu behaupten, daß das Podagra sich in wenig Jahren, in Milzsucht, Mutterbeschwerden und Gallenkrankheiten verlieren werde. Können wir daher nicht ebenfalls eine Zeit erwarten, da Fieber, die natürlichen Krankheiten des menschlichen Körpers, durch eine Ueberschwemmung künstlicher Uebel aufhören werden, die uns unsere neuere verfeinerte Sitten zuziehen?

Es wird nicht überflüßig seyn, die Wissenschaft der Indier Krankheiten zu erkennen, und von ihrem Ausgange zu urtheilen, mit unsrer zu vergleichen, ehe wir zeigen, wie sich ihre Heilungsmittel zu den Arzneyen der Europäer verhalten.

Man glaubt, daß sie den Ausgang der Krankheiten sehr glücklich vorhersagen können. So lange Krankheiten einfach bleiben, sind auch die Zeichen, die sie von andern unterscheiden, oder ihre verschiednen Stuffen angeben, einförmig, und fallen dem gleichgültigsten Beobachter leicht in die Augen. Diese Zeichen geben so viel Gewißheit, daß die Indier ihre Aerzte oft umbringen, wenn sie falsch vom Ausgange der Krankheit urtheilen, indem sie den Tod des Kranken ihrem Mangel an Kenntnissen, oder ihrer Nachläßigkeit zuschreiben. Sie schätzen die Gefahr des Kranken nach seiner Eßbegierde. So lange ein Indier noch essen kann, hält man ihn außer Gefahr. Aber wenn wir auf die vielen und veränderlichen Zeichen der Krankheiten bey gesitteten Nationen, auf die Kürze des Lebens, das betrügliche Gedächtniß und auf die

Ungewißheit der Beobachtungen sehen; wo werden wir dann wohl einen Arzt finden, der nur seinen guten Ruf, oder wohl gar sein Leben auf die Bestimmung des Ausganges unsrer hitzigen Krankheiten wagen wollte? Wir können von dem einfachen Zeichen, wodurch die Indier die Gefahr eines Kranken bestimmen, keinen Vortheil ziehen; denn täglich sehen wir die Eßbegierde bey Krankheiten fehlen, die mit gar keiner Gefahr verbunden sind: und oft geht ein ungewöhnlicher Grad derselben unmittelbar vor dem Todeskampfe her. Ich ehre den Namen des Hippocrates. Aber verzeiht es mir, ihr Freunde des Alterthums, wenn ich es wage, seinem ehrwürdigen Haupte etliche graue Haare auszureißen. Ich selbst opferte ehemals auf seinen Altären, und hörte nicht eher auf ihn zu verehren, bis mich neue Versuche und Beobachtungen c) lehrten, daß nicht der zehnte Theil seiner Vorhersagungen gegründet sey. Der Pulsschlag d), der Harn e), der Schweiß f), von de-

c) Das einförmige Clima Griechenlandes machte, daß die Zeichen der Krankheit, die Hippocrates so sorgfältig beschrieb, auch sehr einförmig wurden. Doctor Sydenham beklagte sich schon vor langer Zeit über die veränderlichen Zeichen der Krankheiten, die von dem veränderlichen Himmelsstriche Großbritanniens herrührten. Eben diese Veränderlichkeit und die stuffenweisen Abwechselungen des Climas von Nordamerika, machen es unmöglich, die Kunst des Hippocrates in diesem Lande zu vervollkommnen.

d) Dr. Cullen zeigte seinen Schülern, daß nach einer vierzigjährigen Erfahrung er in seiner und Dr. Solanos Beobachtungen über den Puls nichts Uebereinstimmendes finden könnte. Das Clima und die Gebräuche der Spanier sind von dem Clima und der Lebensart der heutigen Engländer so sehr unterschieden, daß hierin leicht der Grund zu den Abweichungen in ihren Beobachtungen liegen kann. Dr. Heberdens Versuche über den Puls in den medicinischen Abhandlungen, zielen darauf ab, zu zeigen, wie wenig der Zustand und der Ausgang der Krankheiten darnach beurtheilt werden könne.

e) Der Harn ward von den Aerzten mit eben der Genauigkeit untersucht, als wenn er das Buch des Schicksals wäre, oder eben die Kraft, wie Aarons Brustschild, hätte; Jungferschaft, Schwangerschaft und Fruchtbarkeit wurden dadurch bestimmt. Er zeigt den Grad und die Dauer einfacher Krankheiten; aber beydes kann man durch gewissere Zeichen bestimmen. Aber wo werden wir Krankheiten finden, die so einfach sind, daß nicht gewisse Gebräuche einer feinern Lebensart Einfluß darauf hätten? In gemischten Krankheiten oder in ganz künstlichen, verändern Lebensart, Getränke, Leibesübungen, Leidenschaften, die Farbe, Dichtigkeit, und Menge des Harns so sehr, daß die vernünftigsten Aerzte unsrer Zeit darin übercin kommen, daß man auch durch die genauesten Untersuchungen desselben weder Krankheiten erkennen, noch ihren Ausgang bestimmen könne.

f) Der Ausschlag eines Fiebers ist gewöhnlich mit Schweiß verbunden, und dieser ist als eine Wirkung, nicht als eine Ursache der Auflösung der Krankheit anzusehn. Es giebt Fieber die sich erwünscht mit Schweiß endigen. Wintringham Comment. Nosol. Erfahrung, nicht Schlüsse, sagt Dr. Sydenham, lehren, was für Arten Fieber durch Schwitzen, Abführungen und ähnliche Mittel geheilt werden müs-

denen er die vorzüglichsten Zeichen des Todes oder des Lebens hernimmt, sind bey den meisten hitzigen Krankheiten gebildeter Nationen so veränderlich, daß die vernünftigsten Aerzte die Bestimmung des Ausganges einer Krankheit nicht mehr zu ihrem Fache rechnen.

Ich werde hier allmählig verleitet, die Ungewißheit der Theorie und der Ausübung der Medicin zu vertheidigen. Die Theorie der Arzneywissenschaft gründet sich auf den Bau und die Einrichtung des thierischen Körpers. Die Gesetze desselben zeigen sich nicht auf einmal, sondern kommen nach und nach durch die Erscheinungen bey Krankheiten ans Licht. Der Erfolg, den die Natur bey der Heilung einfacher Krankheiten in Sachsen hat, brachte Dr. Stahl auf die Idee von der *medicinischen Seele*; die in Holland g) einheimischen Krankheiten verleiteten Dr. Boerhave die Ursache aller Krankheiten in den flüßigen Theilen des Körpers zu suchen. Die in Großbritannien allgemein herrschenden Nervenkrankheiten bewogen Dr. Cullen, ihre besondere Gesetze zu entdecken und ein Lehrgebäude darauf aufzuführen, welches wahrscheinlich so lange dauern wird, bis neue Krankheiten neue Gesetze der Einrichtung des thierischen Körpers entdecken.

Diese Ungewißheit in den Grundsätzen und in der Ausübung der Medicin, eine natürliche Folge der Veränderungen in der Lebensart gesitteter Nationen, macht, daß junge und alte Aerzte in ihren Meynungen und in ihrer Heilungsart oft so weit von einander abgehen. Durch eine genaue Aufmerksamkeit auf diese Veränderungen der Lebensart erhielten diejenigen Aerzte gewöhnlich das meiste Ansehen, die sich zuerst von der ungerechten Herrschaft der medicinischen Secten losmachten, und die ihre Grundsätze und Heilungsart nach den Veränderungen der Krankheiten bildeten h). Diese Mannigfaltigkeit der Krankheiten, welche die verändernden

müssen: wir können gar annehmen, daß es Fieber giebt, die die Natur auf eine ihr eigene Art ohne sichtbare Ausleerungen heile. Sect. V. cap. II. Es giebt Fieber, bey denen sich ein allgemeiner Schweiß mit dem Tode endigt, da der Arzt eine glückliche Auflösung der Krankheit davon erwartet. Morgagni vom Sitze und den Ursachen der Krankheiten. Ep. VII. II. 16.

g) Der Scharbock ist in Holland sehr gemein. Er entsteht theils von den harten Speisen, Seefischen, geräuchertem Fleische, theils von der dicken und feuchten Luft, und dem gewöhnlichen schlechten Wetter. Hoffmann von Krankheiten die gewissen Völkern eigen sind. „Wird sind jetzt in Nordholland; nirgends habe ich unter dem gemeinen Manne so viel Aussätzige gefunden, als hier. Man sagt, daß dies von vielem Fischessen herrühre.„ Howel's freundschaftliche Briefe.

h) Diese Beobachtungen zeigen, wie ungereimt die Aegyptischen Gesetze waren, welche die Aerzte zwangen, in allen Fällen die Vorschriften, welche ältere Aerzte gesammelt und gebilligt hatten, zu befolgen. — Jede Veränderung der Sitten verändert die Krankheiten einer Nation, und erfordert also veränderte Mittel. Wie würden jetzt nicht häufiges Aderlassen, Abführungen und dünnes Bier, welche Dr. Sydenham mit so gutem Erfolg bey der Heilung der Fieber anwandte, die

änderten Sitten gebildeter Völker zum Grunde hat, ist an vielen Widersprüchen Schuld, die man in Schriften gleich aufrichtiger und gelehrter Aerzte über die Heilungsmittel antrifft.

Da wir hier das Verhältniß der Arzneyen der Indier mit den Heilungsmitteln gebildeter Nation zeigen werdē, so können wir nicht umhin, anzuführen, daß der schlechte Erfolg in der Medicin, entweder von einer unrichtigen Kenntniß der Krankheit, oder einer Unwissenheit gehöriger Mittel, oder von der Unwirksamkeit der Mittel selbst herrühre.

Die Heftigkeit der Krankheiten der Indier macht es wahrscheinlich, daß der üble Erfolg fast immer von der Unwirksamkeit der Mittel herrühre. Eröffnungen der Leichen zeigen uns täglich, wie sehr wir den Sitz der Krankheiten verkennen, und lassen uns über unsere angewandten Mittel erröthen. Was für sichere Mittel haben wir gegen Podagra, Schlagflüsse, Gicht, Kopfwassersucht, Krebs und Schwindsucht? Wie oft betrügt uns nicht die Nachläßigkeit oder die Widerspenstigkeit der Kranken in unsern Erwartungen von den gewissesten und kräftigsten Mitteln! Was für Schaden hat nicht das Ansehn falscher Erfahrungen und Lehrsätze angestiftet? Wir haben zur Vermehrung der Krankheiten geholfen. – Wir haben noch mehr gethan, wir haben sie tödtlicher gemacht i).

Die Fortsetzung folgt künftig.

die geschwächten Bürger von London hinreißen! Fieber unter eben derselben oder einer noch südlichern Breite erlauben noch jetzt diese kühlenden Arzneyen, an deren Statt jetzt in London fast bey allen Fieberarten, Fieberrinde, Wein und andere stärkende Mittel verschrieben werden.

i) Bey den vernünftigsten und reinsten Arten des Gottesdienstes unter den Protestanten findet man noch viele, die auf verschiedene besondere Sätze der römischen Kirche, unter einer neuen oder verborgenen Gestalt fußen. Eben so findet man unter wirklichen Aerzten viele, die, ohne zu erwägen wie sehr sie ihre Wissenschaft dadurch erniedrigen, sich auf Quacksalbereyen stützen. Die Medicin leidet eben so wenig dadurch, als die Religion, wenn sie gegen den gemeinen Mann aufrichtig ist. Das Geständniß der Unvollkommenheit unsrer Wissenschaft bewegt vielmehr andere Gelehrte ihre Untersuchungen mit den unsrigen zu vereinigen, um sie vollkommner zu machen. Es würde einen ganzen Band erfordern, zu zeigen, was für Schaden der Archäus, die pleura furens und die anima medica, die sauren alkalischen und Küchensalze verursacht haben. Jedes von diesen, hat wie die heiße Curart der Blattern, Tausende hingerafft. Selbst auf gute Beobachtungen gegründete Lehrsätze wurden durch eine unrichtige Anwendung nachtheilig. Man muß die Irrthümer der Menschen etwa vierzig oder funfzig Jahr nach der Zeit, in der sie herrschten, untersuchen, um ihre Ungereimtheit einzusehen. Sind wir geschäfftiger oder scharfsichtiger, wie unsere Vorfahren? Hindern uns nicht ebenfalls Vorurtheile und Schwierigkeiten an Untersuchung der Wahrheit? Wir müssen daher durch einen bescheidnen Zweifel in unsere Meynungen, dem Tadel und dem Gelächter der Nachwelt auszuweichen suchen. Die neuern Entdeckungen der Gesetze des Nervensystems, und die darauf gegründeten Lehrsätze, werden dereinst unsern Nachkommen wie die Stütze eines Gemähldes vorkommen, wenn sie durch völlige Kenntniß der Einrichtung des Gehirns ein vollkommenes Lehrgebäude der Medicin errichten können.

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Montag, den 25ten November 1776.

Etwas von den Vortheilen, die sich besonders dem Bauernstande durch seinen Zutritt zu der Wittwenverpflegungsgesellschaft darbieten, und den Mitteln welche diesen Beytritt befördern können.

Diejenige Classe von Einwohnern, die wir Bauern nennen, ist die unweit größere von den übrigen, und ohne Zweifel diejenige, die ihr trifftige Bewegungsgründe hätte, an den großen und wichtigen Vortheilen mit Antheil zu nehmen, welche eine Wittwenverpflegungsgesellschaft der häuslichen Glückseligkeit darbietet. Wenn wir sie gleichgültig dagegen erblicken, so werden wir geneigt seyn, diese Erscheinung entweder aus ihrer Unwissenheit der Sache selbst, oder aus ihren rauhern Sitten zu erklären; weil sie diejenigen zärtlichen Empfindungen selten kennen, und von denen Pflichten am schlechtesten unterrichtet sind, die uns bey unserm Leben auffordern, für unsere nach unserm Tode hinterbleibende Hülflosen, für unsere Frau, und für unsere Kinder auf die möglich beste Art zu sorgen, so wenigstens, daß wir uns über ihr dürftiges Auskommen beruhigen können. Es ist aber wohl gewiß, daß außer dieser größern Unempfindlichkeit gegen die ungewissen Schicksale der Hinterbliebenen, und dieser unvollkommneren Kenntniß der Pflichten, auch noch verschiedene andere Ursachen vorhanden sind, die den Bauer von dem Zutritt zu einer Wittwencasse abhalten, und diese sind vornemlich: eine gewisse Einrichtung auf den Dörfern, durch welche die hinterbliebenen Witwen einigermaßen versorgt zu seyn scheinen; und die Unbequemlichkeit, die der bäurische Ehemann von der ersten Einlage, und den folgenden erforderlichen halbjährigen Nachschüssen zu haben fürchtet.

Es scheint mir jedoch der Mühe werth zu seyn, zu überlegen, wie wenigstens ein großer Theil des Bauernstandes zum Zutritt zu der Wittwenverpflegungsgesellschaft auf die ihm zuträglichste Art und Weise, so wohl zu Beförderung seines eigenen Bestens als zum Vortheil des gemeinen Wesens gebracht werden möchte.

Diejenige Einrichtung die sich auf den Dörfern zu der Verpflegung und Versorgung der hinterbliebenen Bauerwitwen (Altmütter) befindet, ist die sogenannte Leibzucht, deren Beschaffenheit so bekannt ist, daß ich sie ohne Beschreibung hier nur nennen darf; die genauere Betrachtung der Beziehungen aber, die eine solche Leibzucht gewöhnlich auf den Wirth und seinen Hof hat, machen es leichter, sich von den wichtigen Vortheilen zu überzeugen, die der Bauer von seinem Zutritt zu der Wittwencasse haben könnte, wenn dadurch solche Leibzucht weniger beschwerlich zu machen steht.

Jede Leibzucht ist eine sehr große, und oft selbst eine drückende Last für den Wirth und seinen Hof. Sie verursacht Absonderungen und Trennungen in dem Haushalt, und hiedurch Unordnungen und Verwicklungen. Wenn eine Mitgehülfinn an den erforderlichen Arbeiten und Geschäfften, das Interesse des Hofes und seines Wirths vergißt, und nunmehro nur an ihr eigenes gedenkt; wenn sie bey dem Antritt der Leibzucht gewisse Haus- und Küchengeräthe nur sich allein zueignet, und dem Haushalt entzieht; wenn sie eine, oder wohl zwo der besten Kühe dem Wirth aus dem Stall führt, und zu sich nimmt; wenn sie sein bestes Schwein auf ihren Koven setzt, und die Hälfte des vorräthigen Flachses in ihre Kammer trägt, wohin sie schon Speck, Mehl, Butter, und andere Victualien, die dem Haushalt des Hofes schwer abgehen, über die Seite gebracht hat; so entsteht hiedurch nothwendig eine Zerrüttung in dem Haushalt der jungen Leute, wovon sich die schädlichen Folgen und Wirkungen zum öftern noch spät zeigen. In einem solchen in Verlegenheit und oft in Unordnung gebrachten Hof, lassen sich gemeiniglich Unruhen, Zwistigkeiten und Verdrießlichkeiten, ja nicht selten bitterer Zank, und thätige Ausbrüche der Feindschaft und des Hasses, die oft bis zur nothwendig gewordenen Entscheidung und Steuerhaltung der Obrigkeit gehen, häuslich nieder. Die Altmutter, die nicht ganz vergessen kann, daß sie Frau im Hause war, legt sich hinter die stärkste Hälfte des Ehepaars, und schnaubt die schwächere Hälfte öffentlich an, hofmeistert, kränket, und beleidigt sie. Nur leider zu oft gelingt es ihr, den Frieden und die süße Eintracht der jungen Leute zu zerstören. Mann und Frau fangen an sich übel zu begegnen; sie kommen sich einander nicht mehr freywillig zu Hülfe; was frölich geschehen müßte, wenn es am besten gelingen sollte, geschieht mit Murren und Verdruß; die Seele der Industrie, der gemeinschaftliche Genuß der Freude, ist todt; in dem innern Haushalt fängt alles an krebsgängig zu werden; der Wohlstand des Hofes geht unter. Aber oft wird auch die böse junge Frau die Plage der frommen und guten Altmütter. Ihre Ränke und Bosheiten verleiten den sonst ganz billigen Mann zu Liebloßigkeiten und Ungerechtigkeiten; der göttliche Segen wendet sich von seiner

schuldvollen Hütte weg, die mit den Zähren der Mutter bethränt und von ihren Seufzern erfüllt ist. Kurz! es bleibt gewiß ein seltener Fall, daß in einem Hofe wo eine Leibzucht wirklich vorhanden ist, nicht auch zugleich eine kleine Hölle, eine Eheteufelinn, oder eine Mutterpeinigerinn, und eine Quelle des Unsegens vorhanden sey; und schon in diesem einzigen Betracht würde es für beyde, den neuen Wirth und die Altmutter, nützlich und zuträglich seyn, wenn statt der Leibzucht ein solches Versorgungsmittel der Bauerwittwen einträte, wodurch diesen unangenehmen und nachtheiligen Folgen, wo nicht gänzlich vorgebaut, dennoch solche wenigstens gar sehr vermindert werden könnten. Wer den innern Haushalt der Bauern nicht kennt, könnte glauben, es sey hier ein bloßes übertriebenes Ideal vorgestellt. Aber man beruft sich auf die Erfahrungen, die in diesem Stück selbst in den Häusern der größern und gesittetern Familien der Bauern gemacht sind, und allgemein besorgt und gefürchtet werden; wie denn auf den Amtstuben längst bemerkt ist, daß die häufigsten Klagen und Beschwerden bey den Aemtern, aus Ehestiftungen und Leibzuchten entspringen, welche vielfältig an die höhern Collegia gebracht werden, und den Hofwirth in verderbliche Processe verwickeln.

Zu obigen nachtheiligen Folgen und Wirkungen der Leibzuchten, gesellen sich außer denen so bemerklich gemacht worden, noch andere. Dasjenige was sich die Altmutter an dem Hause, auf dem Hofe, im Felde, Garten und Wiesen, zu ihrer Versorgung und Verpflegung, entweder selbst vorbehielt, oder der junge Mann ihr übergab, oder was ihr, als sie in den Hof freyete, zur Leibzucht verschrieben wurde, ist oft so beträchtlich, daß die Entziehung desselben dem Wirth, der die Abgaben des Hofes entrichten, die übrigen Lasten tragen, den Aufwand zur Unterhaltung des Haushalts stehen, ja oft wohl gar Schulden, die auf dem Hofe haften, übernehmen, sein Geschwister abfinden, und noch überhin der Altmutter frohnen muß, an seiner Aufnahme und gutem Fortkommen höchst hinderlich ist. Er würde entweder ein Füllen, oder ein Paar Kälber mehr ziehen, und hiedurch seinen Dünger, seine Lebensmittel, seine zu versilbernden Naturalien vermehren, wenn er die Stallung, das Stroh und die Gräserey selbst nutzen könnte, die der Altmutter ausgesetzt und eingeräumt sind. Er könnte mehr junge Obstbäume zupflanzen, wenn sein Gartenraum nicht durch den Platz, worauf die Altmutter ihr Gemüse zieht, geschmälert würde. Er besäße das Seinige mit mehrerer Sicherheit, wo jetzt die Altmutter aus Besorgniß, daß es ihr an Unterhalt fehle, oder um ihren übrigen Kindern etwas zuzuwenden, oft heimlich, oft offenbar hinlangt, und ohne Unterlaß etwas davon, entweder auf eine verborgene oder kühne Art, zu sich zieht. Selbst der Raum seines Hauses würde ihm nicht zum Nachtheil seiner

zahlreicher werdenden Familie beenget werden.

Dieses sind ohngefähr die vorzüglichsten schädlichen Beziehungen der Leibzuchten auf die Wirthe und ihre Höfe; es fällt auf, daß sie unter gewissen Umständen zu Grunde richtend seyn können; und jeder wird bekennen, es würden für den Bauernstand wichtige Vortheile gewonnen seyn, wenn sie größestentheils abgeschafft, und statt ihrer andere Versorgungsmittel der Altmütter gefunden werden könnten.

Die Wittwencasse bietet sich hiezu, wie es gleich jedem in die Augen fällt, als ein sehr gewisses, und selbst den Altmüttern und Höfen, noch in andern Rücksichten, als schon vorgekommen sind, sehr zuträgliches Mittel an. Funfzig, oder dreyßig, oder zwanzig Thaler Antrittsgeld, die nach des Mannes Tode der Wittwe baar ausgezahlt werden, und wovon hernach die Hälfte alle Jahre gewiß erhoben werden kann, machen unter der ersten und zwoten Classe des Landvolks, den Meyern (Höfnern) und Köthern (Kothsassen) von welchen in diesem Aufsatz auch überhaupt nur die Rede ist, schon eine sehr gut versorgte Wittwe. Eine solche Frau kann sich auf dem Lande, wo sie will, einmiethen und einrichten; sie kann eine Kuh und ein Schwein halten, und ein Stück Gartenland, auch etwas Ackerland miethen; und wenn man hier voraus setzt, daß sie etwas gewisses an Brodtkorn und Feurung aus dem übergebenen Hofe erhält; so hat sie, wovon sie nach ihrer Art sehr zufrieden, in Ruhe, und ohne Zank leben kann. Es dürfte hiebey jemand vorkommen, es wäre dies von einer Bauernwittwe, die etwan nur zwanzig Thaler des Jahrs zu heben hätte, zu viel gesagt; man wird hier aber erwägen, daß die Altmütter sehr selten von Alter so gebrechlich sind, daß sie nicht durch Taglohn, durch eigne Flachsarbeit, durch Spinnen, Weben u. d. gl. noch etwas erwürben. Sie sind öfters noch starke Weiber; haben zuweilen von ihren jüngsten Kindern welche um sich; und lassen durch diese für sich spinnen, und Taglohn verdienen; auf welche Umstände hier mit zu sehen seyn möchte. Ferner kommt in Betracht, daß die rechtmäßige Leibzucht einer solchen Bauerwittwe, für welche der Mann nicht mehr als zwanzig Thaler einlegen konnte, oft nur sehr geringe, und der äußerste Nothbehelf sey, was sich nur unter den Namen einer Wittwenversorgung oder Verpflegung einbilden läßt; und daß folglich eine jährliche Erhebung von zwanzig baaren Thalern jene an Werth oft sehr übertreffe, und der Wittwe weit zuträglicher sey; auch selbst in dem doch gewiß seltnen Falle, wo die eigne Haltung einer Kuh wegfallen müßte.

Man gedenke sich den Fall, die Altmutter eines Hofes verließe denselben nach dem Tode seines Besitzers, und bezöge mit 50, oder 30, oder 20 baaren Thalern in der Hand, und unter der zuverläßigsten Gewißheit nunmehro alle halbe Jahre entweder 25 oder 15 oder 10 Rthlr. baares Geld in die

Hän-

Hände zu bekommen, eine andere für jährlich zu bezahlende 2 bis höchstens 3 Rthlr. gemiethete Wohnung, in welcher sie noch überhin etwas gewisses an Brodtkorn, und wenn es möglich, auch an Feurung zu erwarten hätte. Wie wohl müßte ihr zu Muthe werden! Wie viel befreyeter von Sorgen, Neid, Zank und Verdruß, würde sie hier unter ihrer Hütte wohnen. Ihre Blicke würden sich für die Wohlfahrt der verlassenen jungen Leute zum Himmel oft erheben; ihr zufriedenes Herz würde sie mit Muttersegen überschütten. Sie würde die innigste Freundinn, die weiseste und gütigste Rathgeberinn, und Hülfleisterinn derselben seyn. Ihre Enkel und Enkelinnen würden bey ihrem Anblick ihr entgegen hüpfen; die Großmutter würde sich geliebt sehen; sie würde sich der Freudenthränen nicht enthalten können; und ihr Segen würde mit denselben in diese Hütte fließen. Welch ein edles ländliches Bild! und gewiß nichts mehr, als die wahre einfache Natur; der natürlichste Contrast von jenem oben vorgestellten traurigen Bilde. Aber der Trost ihrer Wittweuschaft würde noch von weit größerm Umfange seyn. Herber Mangel, herbes Elend, wovon sie auch auf der Leibzucht durch den Verfall des Hofes, und durch denselben betreffende Unglücksfälle mit getroffen werden kann, würden auf ewig von ihr geschieden seyn. Der Nothpfennig käme ihr alle halbe Jahre gewiß; sie könnte sicher darauf rechnen, und ihre Anstalten darnach einrichten; er gäbe ihr nöthigen Falls auf eben so viele Thaler, wie es betrüge, Credit. Keiner von ihren Tagen würde aus Mangel eines Arbeitsstoffs ohne Nutzen für sie verloren gehen; ihre und ihrer Kinder Hände, die sie etwa noch bey sich hat, würden nie müßig werden, denn sie hätte, wovon sie Flachs oder Wolle zum Spinnen, oder Garn zum Weben, kaufen kann. Sonst eine Last des Hofes, und durch diesen des gemeinen Wesens selbst, würde sie nun, theils durch das baare Geld, was sie verzehrte, und mit in Umlauf setzte; theils durch das mehrere Vieh, das von ihr mit lebte, und von welchem dem Staat Abgaben, dem Acker Düngungsmittel zufielen; theils durch ihre größere Industrie, wodurch sie entweder den Stoff der Fabriken, oder die Artikel des Handels vermehren hälfe, noch überaus nützlich seyn; ja sie könnte sodann selbst noch sammeln, und wenn sie stürbe, ihren Kindern mit glänzendem Metalle Lächeln unter die Thränen locken, auch bey etwa entstehendem Geldmangel dem Hauswirth beystehen, und dessen Hülfe werden, anstatt daß sie bey jetziger Einrichtung demselben meistens zur Last ist. Gewiß! wer diese wichtigen Vortheile nur allein erwägt, und ich fürchte nicht, daß man sie für bloße Träume der Einbildung ansehen werde, der wird einräumen, das vorgeschlagene Mittel zur Abschaffung der Leibzuchten empfehle sich auf dieser Seite ausnehmend.

Es wird der Absicht gemäß seyn, nun auch auf die Höfe etwas Licht fal-

len zu lassen, um zu bemerken, was auch hier vermittelst der Wittwencasse Gutes und Vortheilhaftes bewirkt werden würde. Hier sah ich einen ganz andern Haushalt, als in den meisten Fällen bey einer vorhandenen Leibzucht auch fast nur möglich war. Friede, Eintracht und wechselseitige Gefälligkeit, die mit der Liebe hierher kamen, und durch nichts gekränkt und beleidigt sind, arbeiten gemeinschaftlich, eifrig und unverdrossen, an dem Wohlstand des Hofes. Sie erfahren den Schmerz nicht, daß eine partheyische Theilung das Beste und Brauchbarste der beweglichen Güter des Hofes zu sich nimmt, und dadurch den Haushalt zerrüttet. Sie sammeln von allen Grundstücken des Hofes die Früchte ihres Fleißes und gemachten Aufwandes, allein für sich ein. Nun stehen Einnahme und Ausgabe in viel richtigerm ökonomischen Verhältniß; die Einkünfte sind vergrößert, und die Abgaben um eben so viel erleichtert.

Gesetzt der Mann stirbt nun vor seiner noch jungen Frau; so findet sich bald ein guter Freyer wieder, denn ihr Hof ist in gutem Stande, und sie bringt ihrem Bräutigam aus der Wittwencasse nach dem Verhältniß ihres Alters, eine doppelte, oder wohl gar vier- und sechsfache Prämie, als einen baaren Brautschatz zu. Dieser darf sich wegen der neuen Einlage für sie in die Wittwencasse keine Sorgen machen; er nimmt diese Einlage von den ihm zugebrachten baaren Thalern; er setzt hiedurch seine künftige Wittwe, und zugleich seinen einmaligen Nachfolger für alle jene widrigen Folgen und Wirkungen der Leibzucht in Sicherheit; er bereitet hiedurch beyden alle die Vortheile, die künftig einmal von dieser Casse auf beyde fließen; und behält noch ein Stück baares Geld zu des Hofes oder seiner erzeugten Familie Besten, in den Händen. Stirbt aber die Frau vor dem noch rührigen Mann, so fällt diesem nach der getroffenen Einrichtung der Wittwenverpflegungsgesellschaft das für die verstorbene Frau eingelegte Capital zurück; ihn hindert nichts, dasselbe für seine zwote Frau von neuem einzulegen, und ein gutes Mädchen, oder eine noch nicht veralterte Wittwe, die sich durch ihn nach seinem Tode für Dürftigkeit und Elend gesichert sieht, giebt ihm gerne ihre Hand, und hilft den guten Wohlstand des Hofes erhalten.

So weit fällt alles bald der Einsicht zu. Aber nun fragt es sich: woher wird der Vollmeyer, der Halbmeyer, der Köther die erste Einlage, und die folgenden halbjährigen Nachschüsse nehmen? In manchem Fall wird, wenigstens bey uns, geantwortet werden können: von seinem erübrigten Geldvorrath; aber überhaupt ließe sich diese Antwort doch nicht geben; und ob auch in jenen Fällen jeder Ehemann sogleich erbötig seyn würde, für seine Frau aus seinem Vorrath 20 oder 30 oder 50 Rthlr. baar einzulegen, und nach diesem Verhältniß, alle halbe Jahre baar zuzuschießen; auch dies ließe sich nicht geradezu versichern. Auf

die

die einzelnen Fälle könnte hier freylich nicht wohl gesehen werden; und deswegen veranlassen die erstere Einlage, und die nachfolgenden halbjährigen Nachschüsse allerdings zu diesen so nützlich scheinenden Zwecken, manche, jedoch nicht ganz unübersteigliche Hinderniß. Es stände vielleicht zuerst unter denjenigen Bauerleuten, die schon jetzt wirklich Frauen haben, und unter denen die erst künftig heyrathen werden, ein Unterschied zu machen. Diesem Faden zu folgen, und alle Verirrungen zu vermeiden, mögen jene Ehemänner der ersten Ordnung; diese, Ehemänner der zweten Ordnung seyn. Die erste Ordnung besteht theils A. aus Männern, die die Einlage von ihrem baaren, oder ausstehenden Geldvorrath zu entrichten vermögen; theils B. aus solchen Männern die diese erste Einlage nicht in ihrem Vermögen haben: von beyden würde zuverläßige Kenntniß nöthig seyn. Den Theil A dieser ersten Ordnung zum Entschluß zu bringen, würde eine, einem jeden verschaffte deutliche Einsicht und Ueberzeugung, daß das eingelegte Antrittsgeld, wenn der Beytritt zu rechter Zeit geschieht, nicht verloren gehe, annebst von den wichtigen Vortheilen, die durch diesen Zutritt zu der Wittwencasse künftig den hinterbleibenden Wittwen, den Höfen, den Nachfolgern in demselben, und den übrigen Kindern zufließen, vielleicht das diensamste Mittel seyn. Es hat auch den Anschein, daß gewisse ausgelobte Ehren-Erzeigungsprämien der Erreichung des Zwecks hier mit zu statten kommen möchten. Wären bey diesem Theile, (und das steht doch kaum zu vermuthen,) alle Vorstellungen und Ueberredung vergebens; so könnten wieder zween Fälle unterschieden werden. Der Theil A. besitzt seinen baaren oder ausstehenden Geldvorrath, entweder als sein völliges Eigenthum; oder er besitzt ihn von Seiten der Frau, und hat den Nutzgebrauch gegen eine, dieser in der Ehestiftung dagegen stipulirte Leibzucht, wenn sie Altmutter werden sollte. In diesem letztern Falle dürfte er zu der Einlage für seine Frau angehalten werden können; weil hier das Bessere, oder Schlimmere seiner künftigen Wittwe, von welcher er seine Baarschaften hat, und seines Hofes, des Nachfolgers in demselben, und der übrigen Kinder, zu deren Nutzen diese Baarschaften mit verwendet werden, von seinem Willkühr und Eigensinn nicht völlig abhängen können; er auch durch die Vortheile, die sein Nachfolger durch die Erleichterung der Leibzucht, und seine übrigen Kinder durch die wahrscheinlichere Vermehrung, als Verminderung des Mütterlichen, genießen, gleichsam ein Aequivalent, oder Schadloshaltung erhält; auch wenn seine Frau vor ihm hinstirbt, die eingelegte Summe selbst wieder aus der Wittwencasse zurück gezahlt wird, folglich weiter nichts, als die schon geleisteten halbjährigen geringen Nachschüsse verloren werden. Im erstern Fall aber, wo ihm eine freye Disponirung über sein eigenes Vermögen nicht wohl durch eine Zunöthigung

zur

zur Wittwencasse zu nehmen steht, würde er angesehen werden müssen, als habe er keinen Geldvorrath, und zu dem zweyten Theil B. mit hinüber zu setzen seyn.

Dieser Theil B. besteht aus solchen Männern, die die Einlagen nicht leisten können. Wenn der Bauer kein baares Vermögen hat, so hat er darum keins, weil er sich überhaupt in einer solchen Lage, und unter solchen Umständen befindet, daß er keines haben kann. Bey ihm, und durch ihn allein die Mittel zu einer baaren Einlage in die Wittwencasse zu suchen, würde vergebens seyn. Wollte jemand ihn zum Zutritt zu dieser Casse bringen, ohne die strengen Mittel, die das Staats- oder Meyerrecht darbieten möchte, und die den Höfen und Wirthen leicht verderblich werden könnten, zur Hand zu nehmen; so scheint es, er müßte ihm den Weg selbst brechen und bahnen; er müßte solche Mittel für ihn erwählen, die ihm die Einlage möglich machten, ohne ihn Last und Druck davon empfinden zu lassen. Gesetzt der Staat, der von dem Zutritt des Bauernstandes zu der Wittwenverpflegungsgesellschaft, selbst alle Vortheile mit genießen würde, sey hiezu entschlossen; so würden sich zween Wege zeigen, die zu jenem Zweck zu leiten scheinen. Der Bauernstand erhielte entweder eine unmittelbare Hülfe; und diese könnte darin bestehen daß ein hinlänglicher und gewisser Fond gefunden, und ausgesetzt würde, aus welchem der Theil B. die Einlagen, gegen ein sehr mäßiges Interesse, auf eine solche Art vorgeschossen erhielte, daß diese, nebst Zinsen, während des Verlaufs gewisser bestimmter Jahre, von den Höfen durch geringe Terminsweise zu leistende Zahlungen wieder abgetragen würden, und so zu ihrer Quelle zurückkehrten. Die Bestimmung dieser Jahre und Termine würde sich auf die Größe der vorgeschossenen Einlage, diese aber wegen ihrer nothwendigen sichern Rückkehr, auf die Beschaffenheit und den Vermögenszustand jedes einzelnen Wirths und Hofes gründen. Und so dürfte hier eine sehr specielle Kenntniß von der Lebensart, dem Fleiß, und den Nebenerwerbungsmitteln eines jeden einzelnen Wirths, und von der Anzahl, Größe, und innern Beschaffenheit der Grundstücke eines jeden einzelnen Hofes, von seinem wahrscheinlichsten jährlichen Ertrag, und von seinen Abgaben, Lasten und Dienstbarkeiten, erforderlich seyn; wobey es zugleich nöthig seyn möchte, auch noch auf die besondern Localumstände eines jeden einzelnen, und besondern Dorfes mitzusehen. Wenn dies Mittel nicht allgemein angewandt werden könnte, und dies läßt sich freylich auch kaum hoffen; so möchte es doch in vielen Fällen, und vornemlich durch einen mit Einsicht zubereiteten Weg der Subscription, bey welcher die nöthigen Untersuchungen alsdenn sehr erleichtert zu werden scheinen, sehr brauchbar werden können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Freytag, den 29ten November 1776.

Fortsetzung des Aufsatzes von den Vortheilen, die sich besonders dem Bauernstande durch seinen Zutritt zu der Wittwenverpflegungsgesellschaft darbieten, und den Mitteln welche diesen Beytritt befördern können.

Oder zweytens der Staat leistete dem Theil B. eine mittelbare Hülfe; und diese könnte in einer gewissen entworfenen, und hiernächst auf den Dörfern verfügten Errichtung bestehen, vermittelst welcher es jedem einzelnen Dorfe möglich gemacht würde, die erforderlichen Einlagen selbst aufzubringen; und zwar so, daß niemand Druck und Ueberlast davon empfände; und jeder Interessent, nach dem Verhältniß der von dem Amte und dem Gutsherrn ermäßigten Einlage auch verhältnißmäßig zusteuerte. Und auch hier dürfte alsdenn eben die vorgängige specielle Kenntniß der einzelnen Dörfer, Wirthe und Höfe, und der besondern Localumstände eines jeden Dorfs, die oben erforderlich schien, gleichfalls nothwendig werden; bey welcher Gelegenheit ein sehr specialisirtes Tabellenwerk entstehen könnte, das in vielen andern Fällen große Dienste leisten möchte.

Die Gestalt der besondern Form dieser Einrichtung für jedes einzelne Dorf, befindet sich nur in dem Horizont derjenigen, die jedes besondere Dorf genau und speciell übersehen. Wenn diese Männer von Kenntnissen und Einsichten sind, müssen sie solche angeben können. Hier läßt sich nicht einmal von dieser Einrichtung, in sofern sie allgemein genannt werden könnte, noch überhaupt etwas mehrerers hervorwagen, als schon geschehen ist; denn hiezu würde wenigstens eine sehr genaue statistische Generalkenntniß, die sich wieder besonders über jede Provinzen und ihre besondern Districte ausbreitete, ganz unumgänglich erforderlich seyn. Nur denen die diese Kenntniß besitzen, und mit ihr die specialisirteste Kenntniß der Dörfer, ihrer Höfe, ihrer Naturalien, ihrer Nebenerwerbungsmittel, und ihrer besondern Localumstände vereinigen, kann sich der allgemeine möglich beste Plan dieser Einrichtung hervorstechend zeigen.

Nach der Eintheilung die oben gemacht wurde, rückt nun die zwote Ordnung der bäurischen Ehemänner vor; und diese besteht aus denjenigen Meyern, Halbmeyern und Köthern, die sich erst künftig verheyrathen werden. Diese lassen sich wieder eintheilen:

Sie werden theils A. solche Männer seyn, die keinen baaren Brautschatz erhalten, oder der doch nicht so groß ist, daß die für die junge Frau zureichende Einlage in die Wittwencasse davon genommen werden könnte. Oder sie werden theils B. solche Männer seyn, denen von der Braut ein dazu hinlängliches baares Vermögen zugebracht wird.

Der Theil A. zerfällt wieder in zween Theile. Die Männer die dazu gehören, haben theils AA. so vieles baares Vermögen selbst, daß sie die Einlagen für ihre jungen Frauen davon bestreiten können; oder sind theils solche Männer aa. die dies aus selbst eignem Mangel an Geldvorrath nicht können.

Beg AA. und dem Theile B. würde es vielleicht bloß darauf ankommen, bey den Aemtern die Maxime einzuführen, daß in diesen sich ereignenden Fällen, allezeit, jedoch mit Rücksicht was Hof, und Wirth ertragen könnten, eine Einlage in die Wittwencasse von dem Amte und dem Gutsherrn ermäßiget würde, die der Bräutigam seiner Braut aussetzte; und wenn dies Ausgesetzte der vorhandenen Umstände wegen nicht so viel betragen könnte, als völlig zu ihrer Wittwenverpflegung zuzureichen schiene, daß alsdenn der Braut in der Ehestiftung, falls sie Wittwe werden sollte, noch jährlich etwas gewisses an Brodtkorn, und wo möglich auch an Feurung, das sie aus dem Hofe erhielte, stipuliret würde. Damit aber auch das für die Braut zur Wittwenverpflegung ausgesetzte, wirklich eingelegt würde, müßte der Bräutigam, wenn die Einlage von seinem eigenen Vermögen geschieht, diese sogleich bey der Verlobung, gegen einen Empfangschein vom Amte, auch bey demselben deponiren, wenn sie aber von dem baaren Brautschatze gehet, möchte es hier vielleicht der kürzeste Weg seyn, eine solche Einrichtung zu treffen, daß die Auszahlung des Brautschatzes überhaupt, und ein für allemal an dem Amte, oder doch in Gegenwart eines Unteramtsbedienten geschehen müßte; da denn das zur Wittwencasse ausgesetzte Quantum, gegen einen Empfangschein, brevi manu davon genommen würde.

Bey AA. und dem Theil B. scheint dieser Weg der kürzeste und zuverlässigste; auch den wenigsten Schwierigkeiten von Seiten des Bauers ausgesetzt zu seyn, wenn ihm nur die Absicht dieser neuen Einrichtung auf eine sinnliche Art bekannt gemacht, und die Vortheile deutlich genug aus einander gesetzt und erklärt werden, welche seine Wittwe, sein Hof, und seine Kinder davon einst gewiß zu erwarten haben. Es hat vielmehr nach der Denkungsart des Bauers sehr großen Anschein, ihm werde diese Einrichtung sehr wohl gefallen; vornemlich, wenn er auch hört,

hört, daß die Frau Drostinn, Oberamtmanninn, oder Amtmanninn, und deren sich verheyrathende Töchter, aus eben der Casse als Wittwen verpfleget werden würden, in welche auch er für seine Braut einlegt; und noch mehr, wenn er erst Beyspiele in seinem Dorfe sieht, wie das baare Geld alle halbe Jahre für die Wittwen so promt und richtig einläuft; ja es läßt sich mit Grunde vermuthen, es werde alsdenn unter dem Landvolke leicht zu einem Wetteifer kommen, welcher für seine Braut, wenn er heyrathet, das Mehrste einlegt; und möchte hiedurch von dem Gelde, das die jungen Bauerkerle wenn sie dienen, sich erwerben; aber auf den Märkten, und in den Städten, und Flecken, gelegentlich oft liederlich herdurchbringen, zum Besten der Dörfer und Höfe, mancher baarer Thaler übergespart werden. Uebrigens ist bey dieser Einrichtung doch wohl zu bemerken, daß diejenigen von AA. und dem Theil B. deren verfallene, oder mit Schulden behaftete, oder von Calamitäten zerrüttete Höfe, diese Baarschaften weit nothwendiger zu ihrer Wiederherstellung, oder Wiederaufhelfung, oder zur Tilgung der Schuldenlast, verlangten, als solche die kein baares Vermögen haben, anzusehen, und folglich zu aa. mitzurechnen seyn möchten.

Der Theil aa. ist hier in der zwoten Ordnung nun ohne Zweifel der größte. Welches Mittel dürfte man zu finden hoffen, auch diesem die Einlagen möglich zu machen? Denn von den Nachschüssen, wird der Ordnung und Deutlichkeit wegen, weiter unten besonders geredet werden müssen. Es hat den Anschein, daß auch hier die schon bey der ersten Ordnung angezeigten Mittel angewandt, oder fortgesetzt werden könnten, die freylich große und weitläuftige Umstände machen; doch scheint es auch, als wenn hier, wo die Hochzeit noch wirklich in jedem Falle bevorsteht; wo sich der Bräutigam noch viel lebhafter für das künftige Weh oder Wohl seiner Braut, die er sich als Wittwe gedenken kann, interessirt; wo folglich sein Herz den Bewegungsgründen zu ihrer gewissen Versorgung nach seinem Tode noch viel offener ist; ja, wo selbst diese Bewegungsgründe auch andere Herzen öffnen, sie weich machen und zur Mildthätigkeit bewegen können; wie gesagt, es scheint auch, als wenn hier kürzere und leichtere Mittel möglich wären.

Bey den Hochzeiten des Landvolks herrscht die Gewohnheit, wenigstens in den mehrsten Gegenden hiesiger Länder, daß die junge Frau an dem letzten Hochzeittage von den Gästen beschenkt wird. Diejenigen also, welche die Einladung zur Hochzeit angenommen haben, schicken sich auf ein Geschenk in die Brauttafel, das gemeiniglich aus baarem Gelde besteht, und dessen Größe sie, nach der ihnen angekündigten Dauer der Hochzeittage, ermäßigen. Sie erwarten aber alsdenn während der Hochzeittage eine allgemeine überflüßige und vielfältige Schwelgerey; und brechen, wenn sie hernach ihre, davon gehabte Vorstel-

lung durch den wirklichen Erfolg nicht erfüllt sehen, und deswegen unwillig geworden, auch wohl an dem zugedachten Brautgeschenke wieder etwas ab; so wie sie auch wohl auf der andern Seite noch etwas mehr, als zugedacht war, zulegen, wenn ihre Vorstellung und die Sache einander wirklich gleich kommen.

Sieht man diese Ausartung einer ehedem sehr löblichen Gewohnheit genauer an; so ist sie jetzt nichts anders, als ein, unter dem menschenfreundlichen Vorwande den jungen Eheleuten zu ihrem neuen Haushalt beyzustehen, erschlichenes Privilegium, auf eigne, und der jungen Leute Unkosten, einige Tage und Nächte durch, eine ausschweifende Schwelgerey zu treiben; wovon weder den Städten, noch den öffentlichen Cassen große Vortheile zuwachsen; vielmehr diese Hochzeiten nur gemeiniglich die Höfe selbst von allerley Vieh und Vorrath, das sonst wohl zu Markte gebracht wäre, rein und ledig fressen, und dem Bürger in den Städten und Flecken wenig Nahrung verschaffen; auch nicht selten Licent und Accise beträchtlich defraudiren.

Was auf diesen Hochzeiten in die Brauttafel geschenkt wird, und oft noch weit mehr, als dies beträgt, ist schon darauf gegangen; und es sind nur einzelne Fälle, wo die jungen Eheleute bey diesen Geschenken einige Vortheile finden, obgleich dieselben sich oft auf 30, 50, und 100 baare Thaler; ja noch wohl höher belaufen; aber desto häufigere Fälle giebt es, wo sie von Geld und Victualien entblößt, die Freuden ihrer Hochzeit mit langem Kummer bezahlen, gleich Mangel leiden, und sich oft vielleicht gar nicht wieder erholen.

Man wird leicht bemerken, daß, wenn diese Gewohnheit, die Braut am letztern Hochzeittage zu beschenken, zu ihrer ersten Einfalt und Würde wieder zurückkehrte, der bereiteste Fond zu der Einlage in die Wittwencasse dadurch entstehen würde. Es sind jedoch hier zween Fälle.

Der erste Fall: Die Hochzeit wird nicht auf Unkosten der jungen Leute selbst angestellt; sie erhalten eine freye Hochzeit, die entweder, wie mannigmal vorfällt, geschenkt wird; oder die aus dem Hofe, aus welchem die Braut herausfreyet, gegeben werden muß, obgleich der Braut in diesen Fällen dennoch die Brautgeschenke gehören, die sich der junge Mann alsdenn zueignet. Hier möchte etwan zum Besten der jungen Eheleute mit einer etwas schwelgerischern Hochzeit durch die Finger gesehen werden, wenn sie nur nicht so weit gienge, daß sie dem Hof und Wirthe dadurch zum Schaden gereichte. Und wenn hier nur der Bräutigam bey der Errichtung der Ehestiftung quovis modo angewiesen würde, seiner Braut von diesen zu hoffenden Brautgeschenken eine, in Rücksicht auf die Beschaffenheit und den Zustand seines Hofes, ermäßigte Einlage in die Wittwencasse zu verschreiben; und demnächst einer von beyden, entweder der Prediger, oder

der

der Amtsunterbediente, die gemeiniglich die gegebenen Brautgeschenke zu empfangen, auch wohl zu registriren pflegen, die gelobte Einlage brevi manu eincassirte, und einen Empfangschein darüber ausstellte, so möchte auf diese Art das gesuchte Mittel da seyn, und sehr glücklich zum Zweck führen.

Der andere Fall ist dieser: Braut und Bräutigam haben keine freye Hochzeit. Sie müssen sie auf ihre eigene Unkosten veranstalten. Auch hier ist noch ohne Zweifel eine sehr erwünschte Gelegenheit, für die Braut die Einlage in die Wittwencasse zu gewinnen; nur scheint alles hier darauf anzukommen, wie die Herzen der Hochzeitgäste gelenkt werden möchten, daß sie mit einer frugalen Hochzeitbewirthung vorlieb nähmen, und die Braut dennoch so beschenkten, daß ihr Bräutigam die Einlage in die Wittwenverpflegungscasse, nach Abzug aller gehabten Unkosten, als einen Ueberschuß vorfände; und hier ist der besondere Fall, wo es der erforderlichen Gewißheit dieses Mittels wegen, dessen Erreichung hier auch der einzige Zweck ist, einen sehr großen Anschein hat, es müsse dieser Ueberschuß ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit und den Zustand des Hofes, allezeit, und ohne Ausnahme, zu der Einlage bestimmt bleiben, daher alles in die Brauttafel Geschenkte von dem Prediger, oder Amtsunterbedienten in Empfang genommen, registrirt, alsdenn versiegelt, und dem Amte zugesandt werden; das alsdenn den gemachten Aufwand untersuchte, die Einlage ermäßigte, und in dem Fall, daß das Eingekommene zu einer erforderlichen Wittwenverpflegung nicht ganz zureichte, den jungen Ehemann verpflichtete, für das Uebrige zu ihrer Versorgung etwas gewisses an Brodtkorn und Feurung zu stipuliren; in dem Fall aber daß mehr eingekommen wäre, als zu der Einlage nöthig befunden würde, dem jungen Mann den überbleibenden Rest zum Besten seines Hofes oder seines Haushalts, wieder zustellte.

Durch diese Vorkehrung, deren gute Absicht jedoch den Dorfschaften vorher bekannt zu machen seyn möchte, würde der zu großen Schwelgerey der Hochzeiten schon ein Riegel vorgeschoben werden, ohne deswegen ein neues Gesetz, oder eine neue Verordnung nöthig zu haben; wie aber die Hochzeitgäste, die nun nicht mehr so prassen könnten, bewogen werden möchten, in die Brauttafel gleichwohl nicht weniger zu schenken, wie sie jetzt zu thun gewohnt sind, dies verdient des wichtigen Endzwecks wegen erwogen zu werden. Bey dem Bauer ohne durchgreifende Mittel, (und diese können hier guter Ursachen wegen nicht wohl vorgeschlagen werden,) etwas Neues aufzubringen, und es im Gange zu erhalten, ist in der That so leicht nicht. Will man das Spiel nicht gleich verlieren, so wird man alles zu vermeiden haben, was in ihm den Verdacht hervorbringen und ernähren kann, man suche ihn, nur selbst eigener Vortheile

wegen, zu seinem Besten zu bereden. Alsdann traut er nicht; jede neue Vorstellung vermehrt seinen Argwohn; er bäumt sich, und setzt den Kopf vor die Brust. Aber er ist von Natur eigennützig, ehrgeizig, wird leicht von dem Eindruck, den seine Augen ihm machen, gerührt; und liebt das Gute, so weit er es für gut hält. Hier von dieser Seite muß man auf eine sinnliche Art, wie sich der Bauer selbst ausdrückt, ihn entern; und denn wird das Spiel oft eben so leicht gewonnen seyn.

Wie? wenn denjenigen zwey oder drey Bauern einer Dorfschaft, die entweder bey dieser Sache das mehrste Gute durch Rath und That ausgerichtet, oder sich nach dem Verhältniß ihres Vermögens das Jahr am freygebigsten gegen eine Braut bezeigt hätten, gewisse Vorzüge, oder Freyheiten, die ihnen zuträglich wären, und doch im Ganzen nicht viel bedeuteten, vorher angekündiget, und ihnen demnächst zu ihrer Ergötzung, und den andern zum Nacheifer verwilliget würden?

Sollte es hier nicht vielleicht auch von guter Wirkung seyn, wenn die Braut, die gewöhnlich die Hochzeitgäste selbst einzuladen pflegt, anstatt mit Flittern und Kranz aufgeputzt, in dem Aufzug in welcher die Bäuerinn den Mann die ersten sechs Wochen zu betrauren pflegt, und etwan mit einigen so gekleideten Kindern umgeben, erschiene, und die Einladung verrichtete? So weit ich den Bauer kenne, bin ich versichert, ihr Anblick würde Thränen rinnen machen; der Eingeladene würde ihren künftigen unglücklichen Zustand erkennen und empfinden, und sein sonst gegebenes Geschenk nicht verringern, wenn er sich auf der Hochzeit auch nur frugal bewirthet fände; zu seinem erregten Mitleid würde sich das Gefühl des Ehrgeizes gesellen; er glaubte sich um sein Geschenk begrüßt zu sehen, und würde vielleicht noch mehr geben.

Vielleicht möchte eine gleiche Wirkung erfolgen, wenn die junge Frau in eben diesem Aufzug, von Trauermusik begleitet, in die Stube treten würde, wo eben die Brautgeschenke gegeben werden sollten; und nun gleich durch den Brautdiener, nach einem gewissen auswendig gelernten Formular voll Einfalt und Nachdruck, vorgestellt, und dabey gebeten würde, die Gäste möchten zu ihrer künftigen Wittwenverpflegung, die nun den Höfen und Wirthen zum Besten, künftig nicht mehr durch die Leibzucht geschehen sollte, etwas reichlicher opfern. Dergleichen ist nach dem Genie und Geschmack des Bauers, und hat bey ihm eine erstaunende Ueberredungskraft; weil es ihn sogleich zu der völligen Kenntniß der Sache führt.

Würde hier der Prediger, oder der Amtsunterbediente, der blühende und hochtrabende, oder belehrende und bittende Redner seyn; so möchte die nemliche gute Wirkung vielleicht nicht erfolgen; Verdacht und Argwohn würden aufwachen; so wie man sich versichert halten könnte, daß überhaupt bey der ganzen Bemühung den Bauer zu dem

Zutritt zur Wittwencasse zu bringen, alles durch den Weg der Güte, und des eigenen Willkührs der Bauern vereitelt und verloren seyn dürfte, wenn die Einrichtung von den Aemtern oder Amtsunterbedienten für eine Gelegenheit, oder für ein Mittel angesehen werden sollte, mehr und größere Sporteln, wie die hier sonst schon gewöhnlichen, zu ziehen, und einzutreiben; dahingegen der Anblick, oder die gemachte Erfahrung von einer ganz uneigennüzzigen Mühe bey diesem Geschäffte, jenen Weg am besten bahnen möchte.

Diese wären ohngefähr die entdeckbaren Mittel, die, wenn sie nach den vorhandenen besondern Umständen vielleicht einzeln, vielleicht zum Theil, vielleicht alle zugleich, vielleicht mit einigen Abänderungen und Zusätzen, angewandt werden könnten, geschickt seyn möchten, dem Bauer die Einlage in die Wittwencasse zu erleichtern. Es ist aber wahrscheinlich, daß mehr Kenntnisse, Einsichten und Scharfsinn, noch kürzere, und leichtere, und folglich weit brauchbarere Mittel entdecken könnten, deren Bekanntmachung mir zu mehrerer Belehrung, dem Bauernstand aber zu der wirklichen Erreichung sehr grosser Vortheile dienen würde.

Gesetzt, mit der Aufbringung der Einlagen wäre durchzukommen; woher würden aber die halbjährigen Nachschüsse gewiß und richtig erfolgen können? Diejenigen die einige Kenntniß haben, wie schwer es jezt dem gesammten Bauernstand ohnehin schon fällt, die gewöhnlichen Abgaben, zu gehöriger Zeit, promt und richtig abzutragen, werden diese Nachschüsse, so unbeträchtlich sie auch für jedes Individuum zu seyn scheinen, dennoch in dem Fall, wenn sie allgemein aus den Höfen selbst aufgebracht werden müßten, für keine unbedeutende Kleinigkeit ansehen; sondern vielmehr wegen ihrer gewissen und richtigen Leistungen Sorgen haben, zumal, da nach den nothwendigen Constitutionen der Wittwenverpflegungsgesellschaft die Saumseligkeit schon mit unausbleiblicher Geldstrafe geahndet wird, und gar auf das Ausbleiben derselben der gänzliche Verlust der Einlage unvermeidlich steht.

Es kommt hiebey ferner in Erwägung, daß, da die Größe der Nachschüsse, nach der Einrichtung jenes Instituts, wie bekannt ist, nicht durch die Größe der Einlage, bloß und allein, sondern auch durch das Alter des Ehepaars, und durch die Verhältnisse der vorhandenen Verschiedenheit der Jahre unter demselben mit bestimmt wird, vielleicht in gewissen Fällen von 25 Rthlr. Einlage so viel nachgeschossen werden muß, als von 50 Rthlr. unter andern Umständen des Ehepaars. Da nun bey der Ermäßigung der Einlage nothwendig auf diese Umstände mit gesehen, und zugleich auch auf die Beschaffenheit und den Zustand des Hofes und des Wirthes mit Rücksicht genommen werden müßte; so würden, wenn die Nachschüsse aus den Höfen aufgebracht werden sollten, bloß dieserwegen bey der Einrichtung fast unübersehliche Beschwerlichkeiten entstehen;

und

und es würde ſich häufig zutragen, daß ein Vollmeyer der Nachſchüſſe wegen weniger einlegen könnte, als etwan nur ein Köther; und folglich der Wittwe nach dem Verhältniß der zu geringen Einlage, nun mehr Naturalienabgaben aus dem Hofe verſchreiben müßte; welche dem Nachfolger in dem Hofe ſehr beſchwerlich fallen, und dem eigentlichen Zweck des Zutritts zu der Wittwencaſſe gewaltig im Wege ſtehen möchten.

Es gewinnt demnach einen ſehr groſſen Anſchein, man müſſe für dieſes ein anderes Mittel zu der gewiſſen und richtigen Leiſtung der Nachſchüſſe ausfindig zu machen ſuchen; und wenn jemand hiergegen einwendete, es zeige ſich doch aus der Erfahrung, daß die Höfe ſogar Leibzuchten, die doch von weit gröſſerm jährlichen Belang wären, ohne ruinirt zu werden tragen könnten; ſo wird bey dieſer Einwendung nicht daran gedacht, daß dasjenige, was die Höfe an baarem Gelde einnehmen, in vielen Fällen kaum noch zu ihren einzigen Abgaben und Ausgaben zureicht; daß daher der Zutritt zu der Wittwencaſſe, als ein vortheilhaftes Erleichterungsmittel vorgeſchlagen werde; und daß, wenn ein neuer Wirth einen Hof annimmt, auf welchem nun eine Leibzucht wirklich eintritt, hier allezeit drey zuverläßige Fälle ſind; der erſtere: der Wirth kann dieſe Laſt vermittelſt ſeines eigenen erworbenen, oder mit der Frau erheyratheten baaren Vermögens übertragen. Der zweyte: der neue Wirth weiß ſich bey dieſer Laſt durch fleißig und geſchickt getriebene Nebenerwerbungsmittel zu helfen. Der dritte: der neue Wirth ſinkt unter dieſer drückenden Laſt, und ſein Hof kommt noch tiefer herunter. Der dritte Fall findet ſich zum öftern. Die beyden erſtern ſind ſeltener; auf ſie kann bey dieſer allgemeinen Einrichtung nicht weiter geſehen werden, als daß die Höfe, die ſich unter denſelben befinden, von den übrigen ausgenommen, und in eine Claſſe gebracht werden, die die halbjährigen Nachſchüſſe ſelbſt aufbringen kann; wie es denn hier auch ſo gehalten werden wird. Wegen des oft ſchlechten Zuſtandes der Höfe, konnte oben der Vorſchuß aus einem errichteten Fond, als kein allgemeines Mittel die Einlagen möglich zu machen, vorgeſchlagen werden; indem die mehrſten Höfe den erhaltenen Vorſchuß wohl ſchwerlich erübrigen, und ohne noch mehr zurückzukommen, wieder entrichten möchten. Eben darum waren auch alle die Mittel, die das J. Villic. oder ſelbſt das Staatsrecht wohl erlauben, oder an die Hand geben möchte, nicht zum Vorſchlag geſchickt. Freylich! da die groſſen Vortheile, welche der Zutritt des Bauers zu der Wittwencaſſe den Höfen, und ſelbſt dem Staat in der Folge verſpricht, klar ſind; könnte der Bauer ohne Widerrede zu dieſem Zutritt genöthigt, die Einlage ermäßiget, und er gezwungen werden, dieſe in gewiſſen feſtgeſetzten Jahren Terminsweiſe aufzubringen, und mit der Entrichtung der Nachſchüſſe könnte es eben ſo gemacht werden; das Projekt wäre kurz und blitzend; aber nicht zu gedenken, welche Arbeit und Weitläuftigkeit durch eine ſo ſucceſſive Einlage bey der Verwaltung des Inſtituts ſelbſt ſich häufen müßten; was würde hiedurch auch für die Zukunft Gutes und Nützliches gewonnen ſeyn, wenn jetzt die Höfe Druck und Ueberlaſt empfänden, und ehe noch ihre künftigen Wirthe, und der Staat jene Vortheile genießen könnten, ſchon jetzt verdürben?

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Montag, den 2ten December 1776.

Schluß des Aufsatzes von den Vortheilen, die sich besonders dem Bauernstande durch seinen Zutritt zu der Wittwenverpflegungsgesellschaft darbieten, und den Mitteln welche diesen Beytritt befördern können.

Es scheint, man müsse hier, bevor man den Fond zu den zu leistenden Nachschüssen einer Dorfschaft ausfindig machte und festsetzte, auf einige Nebenfälle bey der Einlage sehen, um hiedurch wenigstens so viel zu gewinnen, daß die Anzahl derjenigen Nachschußcontribuenten, zu deren Hülfe dieser Fond errichtet würde, so sehr, als möglich seyn könnte, sich verringerte.

In denjenigen Fällen, wo die Einlage von solchen Männern oder Bräutigammen geschähe, von welchen es bekannt wäre, daß sie die halbjährigen Nachschüsse, entweder wegen der wenigern und geringern Abgaben, die sie für den übrigen zu entrichten haben, oder wegen ihrer guten und überschüssigen Höfe, oder wegen ihres reichlichen Nebenerwerbs, oder endlich wegen ihres baaren Vermögens, ganz füglich, ohne davon Druck und Beschwerde zu empfinden, promt entrichten könnten, hat es den Anschein, daß sie diese auch leisten müssen, und es ihnen nicht gezieme, auf einen Beystand Ansprüche zu machen, der nur den wirklich Unvermögenden gewidmet werden soll.

Auch in dem besondern Fall, wo die Einlage zum zweyten oder dritten mal u. s. w. von einem solchen Bräutigam unter dem Landvolke geschähe, dem, oder dessen Wittwe die Einlage einmal, den Constitutionen der Wittwenverpflegungs-Gesellschaft gemäß, nicht zurückgegeben wird, sondern der Casse zufällt, hat es das Ansehen, daß auch hier der Bräutigam die Entrichtung der Nachschüsse mit übernehmen, und vor der Ehestiftung die Gewißheit und Sicherheit ihrer Leistung beweisen, oder gewärtigen müsse, daß er kein Mitglied der Wittwenverpflegungsgesellschaft werden, auch seine künftige Wittwe dereinst keine Leibzucht aus dem Hofe erhalten könne.

Denn da bey einem solchen Bräutigam der Hauptstuhl einmal zum großen Nachtheil des Hofes, der ihn verliert, der Wittwencasse zufällt, und eben hiedurch die künftige Versorgung und Verpflegung der Wittwe, schon ungewisser und beschwerlicher gemacht wird; auch die Population, wenigstens in den mehrsten Fällen leidet, wenn da, wo ein junges Ehepaar ihr dienen könnte, ein schon abgenutzter Mann ihr fröhnen will; und es endlich auch sehr wahrscheinlich ist, daß die Frau eines solchen Mannes bald Wittwe seyn, und folglich keine Verdienste für sich zu einer Leibzucht auf dem Hofe gewinnen werde; so scheint es hier erlaubt, ja selbst rathsam zu seyn, eine solche Heyrath mehr zu erschweren, als zu begünstigen, und ihr daher ein Beneficium zu versagen, das nie die Absicht haben kann etwas befördern zu helfen, das den Zutritt des Bauernstandes zu der Wittwencasse viel eher zu hindern, als ihn fortzuhelfen, und statt die Leibzucht zu verdrängen, ihr vielmehr die Hand zu bieten scheint.

Und endlich hat es auch einen starken Anschein, daß die Interimsbesitzer der Höfe, die die Einlage entweder aus ihrem eigenen baaren Vermögen, oder von dem Brautschatz, oder den Brautgeschenken entrichten könnten, die erforderlichen Nachschüsse gleichfalls selbst leisten müssen; wie es sich denn auch von diesen leicht einsehen läßt, daß sie ihren Wittwen aus den Höfen keine Abgaben in der Ehestiftung verschreiben mögen.

Der Fond selbst, der hier für jede einzelne Dorfschaft zu der gewissen Entrichtung der Nachschüsse der nothdürftigen Contribuenten, errichtet werden zu müssen scheint, könnte wohl freylich, wenigstens zuerst, aus nichts anderm als aus nutzbaren dazu bestimmten, und auf eine sichere Art verpachteten Grundstücken einer jeden Dorfschaft selbst bestehen, deren erforderliche Größe oder Anzahl, sowohl nach dem Ertrag derselben, als auch nach dem Betrage der Nachschüsse zu ermäßigen seyn würde.

Nicht selten befinden sich bey den Dörfern neben den Gemeinheiten, noch gewisse Theile an Wiesen, Gesträuchen und Grasplätzen, auch wohl selbst an Aeckern, die entweder, da sie vermuthlich bey der ersten Vertheilung des Bodens unter die ersten Colonien übrig blieben; oder die, da sie von ihren Eigenthümern in Krieges- und Pestzeiten verlassen, und hernach von diesen nicht wieder viudicirt wurden; oder durch schlechte Aufsicht, wohl selbst adelicher Höfe, von denselben vergessen wurden, und ungenutzt liegen blieben, nunmehro keinen gewissen Besitzer haben, sondern der ganzen Gemeinde zugehören, die sich derselben durch Besitznehmung versichert hat. Von diesen Theilen an nutzbaren Grundstücken geht gemeiniglich der jährliche Nutzgebrauch unter den Dörflingen nach der Reihe; und weil gemeinschaftliche Güter gemeiniglich vernachläßigt werden, so ist die einjährige Nutzung dieser Theile gegen die, die sie seyn könnte, wenn mit der-

selben

selben ordentlich gewirthschaftet würde, sehr unbeträchtlich. Mich dünkt, diese Theile, die jedem einzelnen Hofe doch ohnehin keine beständige Einnahme geben, und bey des Besitzers Lebzeit von demselben nur wenige einzelne Jahre, und in diesen schlecht genutzt werden, empföhlen sich so weit sie zureichten zu der Errichtung des hier gesuchten Fonds ganz vorzüglich; sie würden von den Kleinköthern, Brinksitzern und Häuslingen, die doch gemeiniglich einiges Vieh halten, und oft um die nöthige Fütterung desselben bekümmert sind, sehr gerne gepachtet, besser genutzt, zum höhern Ertrag gebracht, und denselben selbst ungemein zuträglich werden.

Es können Dörfer vorkommen, bey welchen diese Theile gar nicht vorhanden oder nicht hinlänglich sind; und müssen also die zu dem Fond erforderlichen, oder noch mangelnden Grundstücke anderswoher genommen werden. Hier wäre etwa das Mittel, diese aus den Gemeinheiten der Dorfschaft auszuweisen, sie mit gemeinschaftlichen, doch verhältnißmäßig repartirten Kräften urbar zu machen, und auf das sicherste zu verpachten. Wegen der auf den Dörfern vorhandenen Kleinköther, Brinksitzer und Häuslinge stände auch hier an der guten Unterbringung dieser neuen Grundstücke nicht zu zweifeln; nein! diese Leute sind vielmehr sehr oft, vornemlich da, wo sie sich vom Flachsspinnen ernähren, wegen des mangelnden Heuerlandes verlegen, und würden durch dieses neue Land, wenn es unter sie ausgethan würde, selbst einige Unterstützung genießen. Wollte die Herrschaft so gnädig seyn, und von diesem neuen Ausbruch zum Vortheil des Fonds, weder den Rottzehnten verlangen, noch auch ihn mit andern neuen Abgaben belasten; so würde der Ertrag desselben dadurch merklich vergrößert, und seine Unterbringung noch mehr vergewissert werden.

Endlich können sich auch einzelne Fälle ereignen, wo bey den Dörfern weder die oben beschriebene Theile gefunden werden, noch auch sich Gelegenheit und Möglichkeit zeigt, die zu dem Fond erforderlichen Grundstücke aus den Gemeinheiten zu nehmen. Hier würde alsdann nichts übrig bleiben, als diese von allen Grundstücken der Eigenthümer des Dorfs ohne Ausnahme, und zwar nach einem gewissen, den Höfen angemessenen Fuß zu nehmen; wobey jedoch wegen der mannigfaltigen Beschaffenheit der innern Güte des Bodens, selbst in einer Flur, vornemlich auf die gewöhnliche Größe des jährlichen richtigen Ertrages eines jeden Theils, das jemand hergeben müßte, Rücksicht zu haben seyn möchte; und um bey diesem Fall die wenigsten Hindernisse und Beschwerden zu hören, könnten die Aemter den Ertrag des zu errichtenden Fonds den Dorfschaften nur bloß anzeigen, die Einrichtung und Ausführung der Sache aber den Dorfschaften etwan selbst überlassen, und sich nur bey Uneinigkeiten und Streitigkeiten, die sie selbst unter sich nicht heben und vergleichen

gleichen könnten, das Rathgeber- und Schiedsrichteramt, und endlich die Vollziehung und Bestätigung der vollbrachten Einrichtung vorbehalten.

Diese angezeigten Mittel einen Fond ausfindig zu machen und zu errichten, aus welchem die halbjährigen Beyträge zur Wittwencasse promt und richtig erfolgen könnten, scheinen für die Dörfer die möglichsten zu seyn, und den Höfen und ihren Wirthen selbst die wenigsten Unbequemlichkeiten zu verursachen. In dem letzteregten Fall, müßten zwar auch diejenigen Höfe ihr Contingent mit hergeben, die doch ihre Nachschüsse selbst entrichteten; und dies könnte bey ihren Eigenthümern Aufsehen machen; allein, da die eigene Entrichtung hier nur bloß zufällig, und ihre künftige Gewißheit nicht in den Höfen selbst gegründet ist; indem die jetzt überschüßigsten, oder von Abgaben befreytesten Höfe, durch Unglücksfälle, Calamitäten und liederliche Wirthschaft, herunter gebracht, und den nothdürftigsten gleich gemacht; diese aber sich erholen, aufkommen, und überschüßig werden können; auch dieser Fond anzusehen ist, als sollte er ewig dauern, und allen nothbedürftigen Höfen der ganzen Dorfschaft zu allen Zeiten zu statten kommen; so fällt die Billigkeit und Nothwendigkeit dieser Einrichtung in die Augen. Uebrigens wäre etwan noch zu bemerken, daß es den Anschein habe, die Verpachtung der zum Fond ausgefundenen und bestimmten Grundstücke, dürfe ohne Bestätigung von dem Amte keine Gültigkeit haben. Die Pachtgelder selbst würden gegen einen Empfangschein jedesmal bey dem Amte selbst deponirt. Die Rechnungsführung über das Quantum der jedesmal zu leistenden und entrichteten Nachschusse, hätte etwan der Amtsunterbediente des Distrikts worüber er gesetzet wäre; und diesen controllirten etwan der Bauermeister und die Vorsteher jeder Dorfschaft. Der jedesmal sich etwan zeigende Ueberschuß bliebe aber bey dem Amte in Deposito; und so scheint diese ganze Einrichtung nichts beschwerliches und weitläuftiges zu haben; daß es aber auch Fälle geben könne, wo man um zum Zweck zu kommen von den hier vorgeschlagenen Mitteln vielleicht zwey; oder wo man sie wohl gar alle zugleich anzuwenden hätte, läßt sich von selbst ermessen.

Ich widerspreche nicht, daß Umstände vorhanden seyn können, um derentwillen der Zutritt des Bauernstandes zu der Wittwenverflegungsgesellschaft, selbst auch in dem Fall, wenn die bislang angezeigten Mittel die Einlagen und Nachschüsse aufzubringen und zu entrichten, Statt finden möchten, und brauchbar wären, dennoch gewissen Schwierigkeiten unterworfen bliebe, die nothwendig erst gehoben werden müßten, wenn man mit demselben zum Stande zu kommen hoffen wollte. Gesetzt aber, diese wären wirklich da, müßte ihrentwegen alles aufgegeben werden? Dürfte man nicht zufrieden seyn, wenn in vielen Fällen der Zweck erreicht würde, ob man gleich in allen

nicht

nicht zu ihm gelangen könnte? Und ollte es wohl für sich unmöglich seyn, ur Hebung der besondern Hindernisse, uch noch besondere Mittel zu ent: decken? Ich will ein Paar Schwierig: keiten angeben, die mir wegen ihrer llgemeinheit bekannt sind, und mit er Anzeige der Mittel, wie ihnen be: egnet werden möchte, diesen vielleicht chon viel zu lang gewordenen Aufsatz ndigen.

Wenn die Leibzuchten, als eine schäd: liche und nicht selten verderbliche Last ür die Höfe und ihre Wirthe; und ls ein oft unzulängliches, allezeit aber u ungewisses Verpflegungsmittel der Bauerwittwen, vermindert oder er: leichtert, und der Zutritt des Bauern: andes zu der Wittwenverpflegungs: esellschaft das Mittel hiezu werden ollte; so würde die nothwendige Ver: orgung und Verpflegung des Altva: ers, dessentwegen die Leibzucht vor: emlich eingeführt zu seyn scheint, die rste Schwierigkeit seyn, die sich hier eigt.

Zwar ganz genau betrachtet, ist diese Schwierigkeit keine wirkliche allgemei: ne gegen den Hauptzweck; denn die eibzucht für den Altvater könnte blei: en, wenn gleich die, für die Altmut: er, die künftig aus der Wittwencasse erpflegt würde, Erleichterung erhält. uch alsdann würden durch den Zu: ritt des Bauernstandes zu der Witt: venverpflegungsgesellschaft, für die höfe sowohl, als für diese Wittwen, ehr große Vortheile gewonnen seyn. Inzwischen ist die Leibzucht des Altva: ters doch auch eine Last der Höfe, und kann hiedurch dem neuen Wirth in gewissen Fällen sowohl die Verbrin: gung der Einlage für seine Frau, als auch die Entrichtung der halbjährigen Nachschüsse erschweren; und in soferne ist sie allerdings Schwierigkeit, und veranlaßt einen Vorwurf, der wo möglich aus dem Wege zu räumen wäre.

Man kann hier wieder, so wie oben schon einmal geschah, zwo Ordnungen machen. In der ersten Ordnung be: finden sich diejenigen Altväter, die schon wirklich der Leibzucht genießen. In der zwoten Ordnung stellt man sich diejenigen Wirthe vor, die Altväter werden, und einst künftig an eine Leib: zucht Ansprüche machen. Die Altvä: ter der ersten Ordnung, leben theils A. noch zugleich mit ihren Frauen (Alt: mütter) theils B. sind sie Wittwer, und leben allein. Bey A. ist entweder O. die Altmutter schon schwach und betagt; oder sie ist P. noch stark und in ihren besten Jahren. In dem er: stern Fall O. sowohl, wie in B. möchte die Leibzucht als eine den Höfen unab: nehmliche Last anzusehen seyn; und darum würde es auch in Rücksicht auf diesen Fall einen Bewegungsgrund abgeben, die allgemeine Entrichtung der halbjährigen Nachschüsse von den Höfen selbst, für unrathsam zu halten, damit nicht über einzelne derselben La: sten mit Lasten gehäuft werden möchten.

In dem zweyten Fall P. wäre, um die Altmutter doch wenigstens loszu: werden, alles zu versuchen, dem Altva: ter die Einlage für seine Frau möglich

zu machen. Fände die Einlage Statt; so scheint es in diesem Falle rathsam zu seyn, die erforderlichen Nachschüsse aus dem hiezu errichteten Fond der Dorfschaft zu nehmen; würde die Einlage aber nicht möglich zu machen seyn; so würde es auch hier wie in O. und B. seyn. Die jungen Leute blieben es der Tugend und kindlichen Dankbarkeit schuldig, diese Last zu tragen, bis der Tod sie davon befreyet.

Bey der zwoten Ordnung lassen sich drey Hauptfälle unterscheiden. Der erste Hauptfall ist dieser, da ein Interimsbesitzer der Wirth des Hofes ist, und eine Leibzucht in demselben verlangt. Wenn dieser auch Vermögen in den Hof gebracht, und dies zum Nutzen desselben verwendet zu haben beweisen kann, so würde er doch den bislang gehabten Genuß desselben damit compensiren müssen; und es dürfte allezeit viel rathsamer seyn, ihm seine gemachten Meliorationen, wenn sie sich höher, wie die genossene Nutzung des Hofes belaufen sollten, auf irgend eine andere Art zu vergüten, als ihm eine Leibzucht einzuräumen, und so möchte man diesen erstern Fall überhaupt als zu unerheblich für eine wirkliche Schwierigkeit ansehen, zumal da diese Interimsbesitzer gewöhnlich die Höfe mehr zu schwächen, als zu verbessern pflegen; und es ihnen folglich gemeiniglich an denjenigen Verdiensten um die Höfe mangelt, die jemand zu dem Genuß der Leibzucht qualificiren.

Der andere Hauptfall ist dieser: da der wirkliche Eigenthümer des Hofes willkührlich übergeben, und auf die Leibzucht ziehen will. In diesem Fall ist derselbe entweder noch gesund und rührig, und Hof und Haushalt vorzustehen geschickt; oder Alter, Krankheit und Schwachheit haben ihn dazu untüchtig gemacht.

Ihm, wenn er sich unter den ersten Umständen noch befindet, zu verstatten das Steuer des Hofes niederzulegen, sich zur Ruhe zu begeben, oder welches gleich viel ist, sich auf die faule Bank zu legen, und aus einem würdigen ernährenden Mitgliede, nun ein bloß verzehrendes zu werden, eine Last des Hofes, und des neuen Wirths; und durch beyde des Staats, – mich dünkt, hier dürfte man immer den Vorschlag thun, ihm die Leibzucht zu versagen, und ihn zu nöthigen, dem Hofe noch ferner vorzustehen. Wäre er Wittwer, der Haushalt erforderte eine Wirthinn, und sein Sohn, oder seine Tochter auf die der Hof käme, wollten heyrathen; so wüßte ich nicht, warum dies nicht geschehen, und er dennoch Herr und Vater in dem Hofe bleiben könnte; der junge hereingefreyete Mann, oder die junge hereingeholte Frau, würde ihn für einen Vater und Herrn ansehen, und ihm gehorchen müssen; sie giengen bey dem Vater zu Tisch, und er nicht bey ihnen; der hereingefreyete junge Mann könnte der erste Knecht im Hofe seyn, und seinen Lohn erhalten; die hereingeholte junge Frau diente dem Hof umsonst; weil sie dem jungen Mann zu dienen schuldig ist; und weil dieser Dienst zu ihrem

rem eigenen, und der Kinder Nutzen und Vortheil gereicht.

Wollte der prätendirte Leibzüchter, nachdem ihm die Leibzucht versagt worden, und er zu der fernern Vorstehung des Hofes angewiesen ist, selbst wieder heyrathen; so könnte auch dies geschehen. Unter den vorausgesetzten Umständen, unter welcher er sich befindet, hat die Population von ihm eben so viel zu erwarten, wie von dem neuen Wirth; es sind Mittel vorhanden, die Einlage in die Wittvencasse für seine Braut aufzubringen, und die halbjährigen Nachschüsse zu entrichten; und sie wird folglich eine Last des Hofes werden. Wäre er ein Wittwer; seine Frau könnte aber Alters oder Krankheit und Schwachheit halber, den innern Haushalt nicht mehr besorgen, und eine erwachsene Tochter wäre in dem Hofe; so kann diese den Haushalt führen, da sie hiezu ohnehin verbunden ist. Wäre diese aber nicht in dem Hofe; so ist der Sohn doch mannbar; denn hier läßt sich kein anderer Fall gedenken; warum sollte er nicht heyrathen, und dadurch eine Wirthinn in den Hof bringen? Er und sie, müßten hier den Aeltern, die noch nicht übergeben haben, sondern selbst noch regieren, und ihre Kinder noch ernähren, als Kinder gehorchen und Folge leisten, und gesetzt, daß auch hier, wenn kein Sohn in dem Hofe wäre, und der Hof auf die erwachsene Tochter fiele, diese, weil sie eine gute Parthey vor sich hätte, freyete; so würde es hier wieder eben so seyn, wie schon oben bey dem Fall gezeigt ist, da der Vater Wittwer war.

Würde sich aber der Hauswirth wirklich unter solchen Umständen des Alters und der Gesundheit befinden, daß er dem Hofe als Wirth vorzustehen nicht mehr vermöchte; (und dieser Fall wird in jeder Dorfschaft nur einzeln vorkommen;) alsdenn müßte ohne Zweifel die Leibzucht für ihn eintreten; und zwar in beyden Fällen: er möchte entweder noch mit einer Frau leben, oder bereits Wittwer seyn. Die unvermerkt angewachsene Weitläuftigkeit dieses Aufsatzes erlaubt es nicht hier Mittel auszuführen, wie in diesem Fall, wo die Leibzucht des Altvaters wirklich eintritt, nachgeholfen werden möchte; er ist aber auch nur der einzige, der seltenste, und von der Beschaffenheit, daß unter allen übrigen Fällen, die jetzt noch vorwalten, die Dauer der Leibzucht hier die wahrscheinlichst kürzeste ist; auch selbst, wenn er mit seiner Frau noch lebt, und diese als Wittwe hinterläßt; weil für diese nach seinem Tode durch den Zutritt zu der Wittwencasse schon gesorgt ist, und sie folglich den Hof als Wittwe verläßt.

Der dritte Hauptfall ist endlich dieser: da der Eigenthümer des Hofes ein so schlechter, fauler, und liederlicher Wirth ist, daß Amt und Gutsherr sich wegen der nothwendigen Erhaltung des Hofes genöthigt und verpflichtet finden, ihn aus demselben hinauszusetzen. Hier kann wegen der

Er-

Erhaltung der Frau und Kinder, unter mancherley Umständen, mancherley vorkommen; doch dies sind mehr Rechtssachen, als daß hier etwas davon gesagt werden müßte; nur darf angeführt werden, daß für diesen Fall bereits Verordnungen vorhanden sind, nach welchen schwerlich für den schlechten Wirth eine Leibzucht Statt finden dürfte; und folglich ist hier gar keine Schwierigkeit vorhanden.

Aber um dieses Feld zu verlassen, und zu Ende zu eilen, möchte der Zutritt des Bauernstandes zu der Wittwenverpflegungsgesellschaft darum Schwierigkeiten ausgesetzt seyn, weil die Gutsherren etwan sich die hier nöthig scheinenden Einrichtungen und Anordnungen nicht mit gefallen lassen wollten. Zwar in unsern aufgeklärten Zeiten, ließe sich dieses wohl am wenigsten besorgen; weil aber gleichwohl Eigensinn, und Vorurtheile das Loos der Sterblichen durch alle Zeitalter bleiben werden; so könnten sich hier dennoch einige Hindernisse und Unbequemlichkeiten zeigen. Wie aber diesem zu begegnen, wird billig einer höhern Einsicht überlassen, so wie auch der Umstand, ob der Zutritt des Bauernstandes zu der Wittwenverpflegungsgesellschaft, auf einmal oder nachgerade zu besorgen sey, größern Einsichten anheim gegeben wird.

Mir ist es genug, diese unvollkommenen Gedanken vorzulegen, weil die Sache selbst sehr starken Einfluß in das gemeine Beste und in die zeitliche Wohlfahrt einer großen Menge Menschen zu haben scheint; ich werde mich freuen, wenn erfahrnere und mit größeren Kenntnissen begabte Männer diese Gedanken einer näheren Ueberlegung und Verbesserung werth achten.

Jonas Christian Kertberg, Cand.

Anfrage.

Wenn jemand ein Mittel weiß, den Endivien im Winter zu conservіren, und vor der Fäulung zu bewahren, der wolle den Liebhabern dieses Salats, da solcher alle Winter meistens im Keller verdirbt, zu Gefallen, dasselbe in diesen Blättern gütigst bekannt machen.

Hannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Freytag, den 6ten December 1776.

Fortsetzung der Untersuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind.

(Siehe das 92. 93 und 94ste Stück.)

Ich werde unsere Facultät nicht um Verzeihung bitten, daß ich es wage, auf eine so öffentliche Art die Mängel unsrer Wissenschaft zu gestehn. Ich folge der Wahrheit, und so lange ich meine Augen noch auf meine Führerinn heften kann, ist es mir gleichgültig, wohin sie mich leitet.

Der Indier unterwirft sich seiner Krankheit ohne die geringste Furcht, weil ihr Ausgang ihm ungewiß ist, und sieht seinem Schicksal ohne Kummer wegen des Zukünftigen entgegen. Er wünscht nur in einen Himmel zu kommen, „wo sein getreuer Hund ihn „ begleiten wird.„ Bey gesitteten Nationen wird durch den Einfluß einer falschen Religion auf Gute, und der wahren Religion auf Böse oft die Furcht vor dem Tode zur Krankheit. Die Einbildung, dies angeborne Uebel, macht die Pest, wenn sie sich zuerst zeigt, gewöhnlich so gefährlich.

Bey allen diesen Nachtheilen in der Medicin sterben bey den Indiern, im Verhältniß wenigere an Fiebern, durch Zufälle und hohes Alter, als bey gesitteten Nationen durch ihnen eigene Krankheiten? Wir müssen dies bejahen, wenn wir in unsrer Rechnung auf London sehen. Fast der zwanzigste Theil seiner Einwohner stirbt jährlich. Der natürliche Zuwachs der Einwohner ersetzt diesen Abgang nicht. Nach den Todtenlisten zu urtheilen, hat London etliche tausend Einwohner weniger, als vor vierzig Jahren. Diese und viele andere Erfahrungen lehren, daß die Indier, ohngeachtet die schwere Erziehung der Kinder, und verschiedene oben angeführte Gewohnheiten, ihre Zahl sehr einschränken, sich doch geschwinder vermehren, und nicht so häufig sterben, als gesittete Völker, so wie wir sie beschrieben haben. Die Indier waren sehr zahlreich, ehe sich die Europäer bey ihnen niederließen. Reisende führen viele Beyspiele von sehr alten Leuten

unter beyden Geschlechtern an. Selten schadet das Alter ihren Seelenkräften.

Daß die Indier die mit Weißen umgehen, häufiger sterben, rührt vermuthlich vom unmäßigen Gebrauche hitziger Getränke her. Und, wo diese nicht schadeten, litten sie dadurch, daß sie sich zu schnell an die europäische Lebensart, Kleidung und Sitten gewöhnten. Es schickt sich nicht für uns, von zukünftigen Dingen etwas vorher zu bestimmen; aber wenn wir nach dem Schicksale der Eingebornen von Hispaniola, Jamaica, und den Provinzen der Spanier auf dem festen Lande urtheilen dürfen, so können wir sicher prophezeyhen, daß die Zahl der Indier abnehmen wird, in eben dem Verhältniß, in dem die Weißen sich ausbreiten. Vielleicht werden sie in etlichen Jahrhunderten völlig ausgehn a).

Man könnte behaupten, daß Gesundheit den Indiern, so wie Unempfindlichkeit gegen Kälte und Hunger, in dem Maaße gegeben ist, in welchem sie ihrer bedürfen, und daß unvollkommene Gesundheit, oder wirkliche Krankheit das gewöhnliche Geschäffte des bürgerlichen Lebens nicht sehr unterbrechen.

Die Unrichtigkeit dieses Satzes einzusehen, bedenke man nur, was eine einzige Krankheit bey Leuten, die in einer bürgerlichen Gesellschaft vorzüglich thätig sind, für Folgen haben könne. Die Gerechtigkeit wird in ihrem Laufe gehemmet, – Schlachten werden verloren, – Kriege verlängert, – Gesandtschaften verzögert, weil die Hauptpersonen in diesen Theilen der Regierung von ungefähr mit dem Podagra befallen werden. Wird nicht täglich der Wohlstand durch ekelhafte Erzählungen von unsern Krankheiten, die einen großen Theil unsrer Gesellschaftsgespräche ausmachen, beleidigt? Was für Summen sind nicht der Gesundheit wegen in fremden Ländern verschwendet b). Ganze Familien sind durch unvermeidliche Ausgaben für Arzneyen, und den Gebrauch der Bäder und Gesundbrunnen zu Grunde gerichtet. Die Schwärme Bettler, von denen so viele europäische Länder wimmeln, leiten Bewegungsgründe zum Mitleiden, vorzüglich

a) Selbst der Einfluß der christlichen Religion verhindert das Aussterben der Indier nicht, woran ihr Umgang mit den Europäern Schuld ist. Doctor Cotton Mather sagt in einem Briefe an Herrn Wilhelm Athurst, der 1705 zu Boston gedruckt ward, daß etwa 1700 ungefähr dreyßig indische Dorfschaften in dem südlichen Theile der Provinz Massachusetsbay gewesen wären. Auf den Inseln Nantuket und St. Marthas Weinberg waren 3000 erwachsene Indier, von denen sich 1600 zur christlichen Religion bekannten. Jetzt ist in der ganzen Provinz Massachuset nur eine einzige indische Dorfschaft.

Es herrschen oft allgemeine Krankheiten unter den Indiern in Nantuket, von denen die Weißen völlig befreyet blieben.

b) Man sagt, daß selten weniger als 20,000 englische Unterthanen sich in Frankreich und Italien aufhielten. Die Hälfte davon reist der Gesundheit wegen in diesen Ländern herum. Der Verlust, den die brittische Nation dadurch an baarem Gelde leidet, ist gering gegen den Verlust von Nationaltugenden, die bey den meisten durch ihren langen Aufenthalt unter Fremden völlig verdorben werden.

züglich an wahren oder erdichteten Krankheiten her, die sie außer Stand setzen, sich selbst zu ernähren c).

Aber sollte nicht eine gesittete Lebensart, indem sie die Heftigkeit natürlicher Krankheiten vermindert, auch die künstlichen Uebel gelinder machen; so wie natürliche Laster durch ihre Ausbreitung schwächer werden? – Wer wollte aber doch wohl die Hitze, den Durst und das Ungemach eines Fiebers gegen einen Anfall von der Darmgicht oder vom Stein vertauschen? –

Die Menge, die Vermischung und die verschiedenen Arten der Heilungsmittel, müssen den Stolz der Gelehrten nothwendig erniedrigen; da sie uns überzeugen, daß wir bey allen Vortheilen, die uns der ganze Inbegriff der Wissenschaften darbietet, doch noch keine Gegenmittel wider die Hauptkrankheiten gesitteter Völker kennen. Wir beschönigen oft unsere Unwissenheit dadurch, daß wir uns unsere Trägheit, die unserm Vaterlande eigenen Mittel zu untersuchen, vorwerfen. Man lehrt uns, daß jedes Kraut unsrer Gehölze medicinische Tugenden habe; und daß der Himmel ungerecht seyn würde, wenn unser Land nicht Mittel gegen alle Krankheiten seiner Einwohner hervorbrächte d). Es würde Stolz seyn, zu behaupten, daß alle Pflanzen unsrer Erde nur für den Menschen wachsen. Das Vieh, die Vögel und Insekten ziehen ihren Unterhalt mittelbar oder unmittelbar daraus. Viele sind ihrer Farbe, ihrer verschiednen Gestalt und ihres verschiednen Laubwerks wegen vielleicht bloß zur Verschönerung unsrer Erdkugel bestimmt. Es würde wunderbar seyn, wenn der Schöpfer der Natur jeden Fleck der Erde mit Mitteln wider die Krankheiten seiner Bewohner versehn hätte, und ihnen doch die nothwendige Nahrung und Kleidung versagte. Ich weiß nicht, ob jedes Land nur einmal Mittel wider seine natürlichen Krankheiten besitzt. Das nachlassende Fieber ist fast allen Theilen der Erde gemein, und doch ist nur in Südamerika ein Hauptmittel dawider einheimisch. Bittere und zusammenziehende Mittel, die man vermischt, um sie statt der Fieberrinde zu brauchen, sind eben so wohl künstliche Arzneyen, als Brechweinstein und Calomel *). Gesellschaften hängen so sehr von einander ab, als einzelne Menschen. Die Güte unsers Schöpfers bleibt gewiß gleich groß, wenn wir auch annehmen, daß Arzneyen so gut wie

c) Templeman schätzt die Einwohner Schottlands auf 1500,000; wovon nach Fletchers Angabe 100,000 auf öffentliche Kosten erhalten werden. Das Verhältniß der Armen in England, Irrland, Frankreich und Italien ist weit größer.

d) Wenn man von der Güte der Vorsehung, die uns Mittel gegen unsere natürliche Krankheiten giebt, redet, so vergißt man nur gar zu oft, daß auch sie den Menschen Vernunft und gesellige Tugenden gegeben hat. Die Voraussetzung, daß Gott natürliche Mittel wider alle unsere künstlichen Krankheiten geschaffen hätte, die unsre Laster und Faulheit erzeugen, würde eben so ungereimt seyn, als zu behaupten, der Hauptzweck der Krankheiten wäre, den Aerzten Brodt zu verschaffen.

*) Zu verschiedenen malen sublimirtes süßes Queckſilber.

andere Waaren dazu dienen sollen, Menschlichkeit, Wissenschaft und Gefälligkeit unter den Bewohnern der Erde durch den Handel auszubreiten e).

Neue Entdeckungen von Heilungsmitteln dürfen wir von den nordamerikanischen Indiern nicht erwarten. Es würde unsern medicinischen Schulen zur Schande gereichen, wenn die neuern Aerzte nicht selbst die Krankheiten der Indier besser, als diese, zu heilen wüßten f).

Ersetzen aber die Vortheile einer gesitteten Lebensart wohl den Verlust unsrer angebornen Gesundheit und Freyheit? Man kann diese Frage nur unter gewissen Einschränkungen beantworten. Wenn wir unsere angeborne Freyheit für Gesetze hingeben, die uns unterdrücken, anstatt uns zu beschützen, so verlieren wir unendlich dabey. Und wenn wir ganze Elemente gegen unsere Gesundheit waffnen, wenn wir durch alle unsere Poren den Krankheiten den Zugang verstatten, so bezahlen wir das Glück des gesitteten Lebens zu theuer.

Sind Staaten ganz von ihrer ersten Einfalt abgewichen, so lassen sich Uebel, die auch nur Theile desselben betreffen, nur durch eine völlige Veränderung ihrer Einrichtung heben. Die Welt muß Rechtsgelehrte, Aerzte und Theologen, und diese müssen sich einander ertragen lernen. In der jetzigen Einrichtung der Gesellschaften sind sie alle nothwendig. Laß die Frauen nach der Mode, der Empfindlichkeit ihres Geschlechts entsagen, und sich Geburtshelfern anvertrauen g). Laß sie sich ihre Kinder von den Brüsten reißen, und um ihre angeborne Schwachheit zu ersetzen, sie rothbackigten Bäuerinnen in die

e) Wie viel die Handlung dazu beytrage, die Menschen gesitteter zu machen, lehren Montesquieu in seinem Geist der Gesetze, in des zwanzigsten Buches erstem Kapittel; und Dr. Robertson in seiner Geschichte Carls des V. im ersten Bande, Anm. 29. — Arzneyen sind eines der wichtigsten Glieder in der Handlungskette, und diese werden daher gewöhnlich ausgenommen, wenn sonst der Krieg allen Handel unterbricht.

f) Seitdem die Indier mit Europäern umgehen, haben sie ihnen verschiedene künstliche Heilarten, vorzüglich das Aderlassen, abgelernt. Welche Mittel der Indier waren wohl so wirksam, als das Aderlassen und Blasenpflaster an der leidenden Seite, beym Seitenstechen?

g) Wenn die Natur überall verbannt ist, so ist es hohe Zeit für Priester, in den Tempel der Lucina zu gehen. Wenn die Leibesbeschaffenheit des Frauenzimmers so geschwächt ist, daß die Geburt ein Werk der Kunst wird, so sollte man die Sorge dafür klügern und entschlossenern Leuten anvertrauen, als Hebammen gewöhnlich zu seyn pflegen. Als Weichlichkeit der Sitten in Athen zu herrschen anfieng, ward die Ausübung der Geburtshülfe bloß auf Männer eingeschränkt: doch ward dies Gesetz wiederrufen, als eine Frau im Kindbette starb, die durchaus sich keinem Geburtshelfer hatte anvertrauen wollen. Aus den Todtenlisten von London und Dublin sieht man, daß etwa von siebenzig Weibern, denen Hebammen helfen, eine stirbt; dahingegen in Hospitälern für Schwangere, die unter der Aufsicht von Geburtshelfern stehen, nur etwa eine von hundert und vierzigen in der Geburt bleibt.

die Hände geben h). Laß Kunst die Stelle der Natur bey der Zubereitung und Verdauung unsrer Nahrungsmittel vertreten i). Laß unser vornehmes Frauenzimmer seine Farbe durch Carmin k), und seine Lebhaftigkeit durch Ratafia ersetzen. Laß unsere feinen Herren sich mit Lavendelwasser und Hirschhorngeist gegen übermäßige Hitze oder Kälte schützen. — Diese Gewohnheiten sind bey dem verderbten Zustande der Gesellschaft nothwendig. Man muß in diesem Stücke dem Beyspiele der Aerzte folgen, die bey Krankheiten, wider welche sie keine Mittel wissen, sich nach den Begierden des Kranken richte.

Die Volkmenge, die Mäßigkeit und der Fleiß einer Nation richtet sich so sehr nach ihren Krankheiten, daß man aus den Todtenlisten sich einen ziemlichen Begriff davon machen kann. Krankenhäuser zeigen, bey allen ihren gerühmten Vortheilen, zwar ein wohlthätiges, aber dabey auch ein ausgeartetes Volk an l). Der Reichthum der Aerzte, und ihre Abtheilungen in

h) Man moralisirt häufig wider die Gewohnheit der vornehmen Frauen, ihre Kinder nicht selbst zu säugen; Ammen waren in Rom bey dem Verfall des Reichs gewöhnlich; und daher wird Cornelia, die nicht allein ihre Söhne selbst säugte, sondern sie sogar in der Beredtsamkeit unterrichtete, als ein seltenes Beyspiel mütterlicher Tugend aufgestellt. Da Pharaos Tochter Moses Mutter dafür bezahlte, daß sie ihr eignes Kind säugte, so ist es wahrscheinlich, daß auch in Aegypten Ammen gewöhnlich waren. Einerley Grad einer gesitteten Lebensart, erfordert einerley Gewohnheiten. Ein Frauenzimmer, das durch die Modegebräuche der Schwangerschaft geschwächt ist, dessen Essen, Schlaf, u. s. w. beständig durch abmattende Vergnügungen unterbrochen wird, kann unmöglich gesunde Milch geben. Man kann von einem Kinde, dem solche Nahrung bestimmt ist, mit Gewißheit sagen, daß es, so wie es anfängt zu athmen, auch schon verborgenen Stoff zum Tode einsauge.

i) Unsere Speisen sollten entweder bloß künstlich, oder bloß natürlich seyn. Wenn unsere Verdauungswerkzeuge durch Trägheit und Unmäßigkeit geschwächt sind, so sollten Milch- und Pflanzenspeisen völlig von unsern Tischen verbannet seyn. Unsere Fleischspeisen müssen durch eine leichte Fäulung zur Verdauung vorbereitet werden, und ein guter Vorrath von Wein und Gewürzen sollten billig den Mangel der natürlichen Spannung und der Säfte unsers Magens ersetzen.

k) Die Verwüstungen der Krankheiten ersetzen wir mit nachgemachten Haaren, Augen, Zähnen, und selbst mit künstlichen Gliedern. Wenn wir bedenken, wie viel eine lebhafte Gesichtsfarbe zur weiblichen Schönheit beytrage, wie kann es denn wohl unschicklich seyn, da, wo sie fehlt, die Kunst zu Hülfe zu nehmen? Der Geschmack am Schönen ist allgemein, und erhält sich selbst dann noch unverdorben, wenn schon die Liebe zum Ungekünstelten und Natürlichen sonst überall verbannet ist. — Unser Vorurtheil gegen diese Mode sollte hauptsächlich von dem Nachtheile herrühren, den verschiedne Arten Schminken der Gesundheit zufügen.

l) Ich muß hier um Erlaubniß bitten, etliche Sätze aus Montesquieus Geist der Gesetze, die Hospitäler betreffend, anführen zu dürfen.

„Aurengzeb, Beherrscher von Indien, ward gefragt, warum er keine Hospitä-
„ler bauete: weil ich, war seine Antwort, meinen Staat nicht so reich machen will,
„ daß

Wundärzte, Apotheker und Geburtshelfer sind ebenfalls ein Beweis eines sinkenden Staats. In der Kindheit des römischen Staats waren die Priester zugleich Aerzte: so einfach waren die Grundsätze und die Ausübung der Medicin. Nur beym Verfall des Reichs konnten die Aerzte selbst mit den Kaiseru an Aufwand und Pracht streiten m).

Die Menge der Kranken in unserm Hospital, und der unheilbaren Siechenden n) in dem Armenhause zeigen, daß auch

„ daß er ihrer bedarf. Er hätte sagen sollen: ich will meine Unterthanen reich „ machen, und dann Hospitäler bauen.„

„In Rom verschaffen die Hospitäler jedermann Bequemlichkeit, ausgenom„ men fleißigen Arbeitern, denen die Ländereyen besitzen, oder andere Gewerbe „ treiben.„

„Ich habe bemerkt, daß reiche Völker Hospitäler brauchen, weil das Glück sie „ vielen Zufällen aussetzt. Aber es ist ausgemacht, daß eine willkührliche Hülfe „ fortdaurenden Stiftungen weit vorzuziehen ist. Das Uebel währt nur einige „ Zeit; der Beystand, den man den Leidenden leistet, sollte sich darnach richten, „ und sich nur auf besondere Fälle erstrecken.„

m) Weiber und Sklaven übten die Arzneykunst zuerst in Rom wirklich aus. Ueber sechshundert Jahr war sie nur ihnen erlaubt. Zu dieser Zeit lebten die Römer größtentheils von Pflanzen, vorzüglich von Hülsenfrüchten, und wurden daher von ihren Nachbaren Pulciphagi genannt. Man gewöhnte sie frühzeitig an die Arbeiten des Krieges und des Feldbaues. Sie hatten daher zu wenige und zu einfache Krankheiten, um die Heilung derselben zu einer anständigen Wissenschaft zu machen. Wie ihre Krankheiten häufiger und verwickelter wurden, so erforderte ihre Kenntniß und Heilung den Beystand der Philosophie. Die Arzneywissenschaft kam in größeres Ansehen, und erhielt gleichen Rang mit andern Gewerben, die von der Unvollkommenheit und dem verschlimmerten Zustande menschlicher Einrichtungen herrühren. Aerzte sind in einem schon völlig gebildeten Staate eben so nöthig, als Wundärzte, obgleich ihr Amt lange nicht so alt und ungleich mehr Zweifeln unterworfen ist, als die Chirurgie. Es giebt viele künstliche Krankheiten, die sie wirklich sehr erleichtern, und selbst da, wo ihre Wissenschaft sie verläßt, sind ihre Vorschriften nöthig, um uns die Annäherung des Todes weniger empfindlich zu machen.

n) Hospitäler waren eigentlich für Fremde bestimmt, denen ein übler Zufall begegnen könnte: sie sind daher in allen großen Handelsstädten nothwendig. Philadelphia ist die erste und bisher noch die einzige Stadt in Nordamerika, die eine solche Anstalt aufzeigen kann. Das Pensylvanische Hospital ist so vollkommen, als menschliche Klugheit und Wohlthätigkeit es machen konnte. Folgende Nachricht, die wir dem verständigen Herrn Jacob Hutchinson, Apotheker des Hospitals zu verdanken haben, und die von etlichen Krankheiten, welche vom 24ten Hornung 1773 bis zum 24ten Februar 1774 darin herrschten, handelt, kann den übrigen Städten in Amerika zeigen, wie nachahmungswürdig unser Beyspiel sey. Von 435 gaben nur dreyßig Kranke, Zufälle als Ursachen ihres Uebels an; 138 hatten Fieber, worunter Blutflüsse und Ruhren begriffen sind: 153 hatten die Wassersucht, faule Beine oder die Lustseuche, — Krankheiten die sie durch ihre Ausschweifungen sich zugezogen hatten. Zum Ruhm unsrer Stadt muß ich hinzusetzen, daß die letz-

auch wir schon in die Fußtapfen unsrer entkräfteten Landsleute in Großbritannien treten. Unsre Todtenlisten beweisen ebenfalls die Gewalt, welche brittische Krankheiten über uns haben. Nervenfieber sind jetzt so gewöhnlich bey uns, daß wir sie als eine natürliche Krankheit ansehen. Sydenham, der doch sonst alle Fieber so genau beschrieb, erwähnt ihrer nicht einmal. Von Dr. Cadwallader erfuhr ich, daß sie sich hier etwa vor fünf und zwanzig Jahren zuerst zeigten. Wir werden den Namen der Schwindsucht nie hören können, ohne uns an etliche Freunde oder Verwandten zu erinnern, die wir seit wenig Jahren an dieser Krankheit verloren. Ihr reißender

letzten meist Fremde waren, vorzüglich Matrosen, die unser Hospital aus allen Theilen des festen Landes herbeylockte.

Ich glaube, es schickt sich sehr gut zu unserm Gegenstande, hier anzuführen, daß die Luft, die Lebensordnung und Wartung in Hospitälern sich für Fieberkranke gar nicht schickt. Fieber sind daher an solchen Oertern immer schlimmer und hartnäckiger, als in einzelnen Häusern. Der Verfasser der Police de France sagt: daß im Hotel Dieu ein Fünftel der Kranken sterbe, und nimmt an, daß ein Drittel von denen, die zu Paris sterben, ihr Leben in Hospitälern endigen. Dies häufige Sterben in den Parisischen Krankenhäusern rührt aber vornemlich wohl davon her, daß die Kranken zu dicht auf einander liegen. Denn in den Hospitälern St. Thomas und St. Bartholomäus, wo die Kranken von den Aerzten und Wärtern besser versorgt werden, und wo sie bessere Nahrung erhalten, stirbt nur immer der Dreyzehnte. In unserm Hospital ist das Verhältniß noch geringer. Der Römische Kaiser Valentinian unterhielt vierzehn Aerzte, die für die Kranken in Rom in ihren eignen Häusern sorgen mußten. Eben diese Methode hat man in verschiedenen Ländern zum großen Vortheile einzelner Leute und des Staats angenommen; der größte Vortheil für jene ist Unabhängigkeit des Geistes, die der Kranke immer verliert, wenn seine Armuth in einem Krankenhause öffentlich an den Tag gelegt wird. Nichts nimmt einem Menschen die Freyheit so sehr, als Verbindlichkeiten, die er dem gemeinen Wesen schuldig ist. Diesen zu rechten Gesinnungen und Handlungen so wesentlichen Geist der Freyheit zu erhalten, befahl unser Erlöser vermuthlich, daß wir bey Wohlthaten unsere linke Hand nicht wissen lassen sollten, was die rechte thäte. Es heißt in andern Worten, unsere Mitgeschöpfe nicht zu Sklaven zu machen. Ein rechtschaffener Mann, dem auch nur noch ein Glied übrig bleibt, beläſtigt nie einen Staat. Ein verstümmelter aber dabey arbeitsamer Soldat, kann auf hundert Arten gebraucht werden, sich selbst zu erhalten und dem Staate zu dienen. Aber was für Nutzen zieht das gemeine Wesen von Geschöpfen, die sich ihre Krankheiten durch Unmäßigkeit, vornemlich durch unmäßigen Gebrauch hitziger Getränke zugezogen haben? Wie selten sehen wir Arme, die sich bessern, wenn sie einmal diesem Laster ergeben sind! Vermehrt nicht die Zeit, die zur Heilung der Krankheiten nothwendig ist, ihre Faulheit täglich? Stecken sie nicht gesunde und gute Menschen mit ihren Krankheiten und Lastern an? Muß man sie daher nicht als faule Glieder am Staatskörper ansehen? — Die Menschlichkeit mag immer für sie reden, denn Menschen sind sie noch; aber leidet nicht die Gesellschaft durch ihr verlängertes Leben?

der Fortgang wird mit Unrecht unserm Clima zugeschrieben, das dem englischen immer ähnlicher werden soll o). Hysterische und hypochondrische Uebel, die sich sonst nicht außer den Zimmern der Großen verbreiteten, sind jetzt in unsern Küchen und Werkstätten häufig anzutreffen. Alle diese Krankheiten rühren daher, daß wir von der einfachen Lebensart und den Sitten unsrer Vorfahren abgewichen sind p).

Der Schluß folgt künftig.

o) Ein feuchtes Clima kann die Schwindsucht verschlimmern, aber ich sehe nicht ein, wie sie bloß davon entstehen könne. So wie wir schwächer und entkräfteter werden, kann diese Krankheit von Zufällen herrühren, die sonst mit keiner Gefahr verknüpft waren. Viele Beyspiele beweisen, daß die Schwindsucht ansteckt. In Portugall vernichtet man die Kleider, Betten, u. s. w. aller, die daran gestorben sind. Die Italiäner scheinen zu glauben, daß die giftige Materie, so wie beym Aussatz der Juden, selbst durch die Mauern eines Hauses fortgepflanzt werden können. Und daher bleibt ein Haus, in dem ein Schwindsüchtiger starb, oft ein ganzes Jahr unbewohnt. Bey uns ist diese Krankheit zwar noch nicht so gefährlich: aber in unsrer Stadt hat man doch Beyspiele, daß Schwindsüchtige durch ihren Athem angesteckt haben.

p) Da ich hier von den Ursachen rede, wodurch sich die künstlichen Krankheiten in Philadelphia so häufig vermehren, so kann ich nicht umhin, anzuführen, daß vielleicht hier mehr Fleisch gegessen wird, als sonst in irgend zwey andern Städten von eben der Größe. Unsere Märkte sind hieran nicht Schuld, da sie immer mit allerley Arten gesunder Fische und Pflanzen angefüllt sind.

Anfrage.

In Cyr. Spangenbergs Verdischer Chronike, S. 136. heißt es: Dem Rath daselbst, nemlich in dem Weichbilde Visselhövede, Stifts Verden, sey von dem Bischofe Johann von Aßel, Macht gegeben, über Pfenninge, Etzinge, und Kontzinge zu richten. Was sind Etzinge und Kontzinge? Ist Etzinge etwa so viel als Etting, d. i. Echrding? und Kontzing so viel als Konings-tinse?

St. p.

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Montag, den 9ten December 1776.

Schluß der Untersuchung der Arzneykunde unter den Indiern in Nordamerika und Vergleichung ihrer Krankheiten und Heilungsmittel mit denen, die bey gesitteten Völkern gewöhnlich sind.

Das Glück, welches Wissenschaften, Handlung und Religion uns verschaffen, ward anfänglich nicht mit dem Verlust unsrer Gesundheit erkauft. Eine vollkommene Gesundheit schickt sich so gut zu einer gesitteten Lebensart, als eine vollkommene bürgerliche Freyheit. Es giebt Länder, die alle zur Glückseligkeit und Größe eines Volks wesentlichen Stücke besitzen, und doch nicht mehrere oder wenigere einfache Krankheiten kennen, als die Indier. Wir wissen von keinen Krankheiten, die unter den Juden, so lange als ihre demokratische Regierungsform währte, herrschten, als die ihnen von einer übernatürlichen Gewalt zugeschickt wurden a). Wir würden

a) Die vornehmsten Beschäfftigungen der Juden waren, wie bey den Römern, so lange diese ihre einfache Lebensart beybehielten, Krieg und Ackerbau. Ihre Speisen waren ungekünstelt, und vorzüglich aus dem Pflanzenreiche. Sie kannten keine andere Arzneyen als Pflaster und Salben, die bloß wider zufällige Uebel dienten. So wie sie sich von ihren einfältigen Sitten entfernten, zeigten sich künstliche Krankheiten unter ihnen. Der Aussatz erschien zuerst auf ihrer Reise durch die Wüste. Die Schmerzen, welche König Asa am Fuße empfand, rührten vermuthlich vom Podagra her. Saul und Nebucadnezar waren mit der Schwermuth behaftet. Zur Zeit unsers Heilandes finden wir alle Krankheiten in Judäa, die den Verfall eines Staates anzeigen. Z. E. Gicht, fallende Sucht, Raserey, Blindheit, Mutterblutsturz, (hæmorrhagia uterina) u. s. w. Es würde unnöthig seyn, zu behaupten, daß sie zu diesem Zeitpunkte den dortigen Menschen zugeschickt wären, damit der Erlöser Gelegenheit hätte, seine Hauptwunderwerke daran zu verrichten. Sie rührten von natürlichen Ursachen, durch ihre stuffenweise verschlimmerten Sitten her. Es ist merkwürdig, daß unser Heiland diese künstlichen Krankheiten mehr als die natürlichen zum Gegenstande seiner Wunderwerke machte. Aber die Bemühungen der Natur und die Wirkungen der Arzneyen sind bey diesen Krankheiten zu langsam und zu ungewiß, um die Gültigkeit eines Wunderwerks irgend zweifelhaft machen zu können. Er befreyete zwar Petrus Schwiegermutter von einem

die große Zahl dieses Volks in Zweifel ziehe, wenn nicht eine eben so einfache Lebensart, als die ihrige war, in Aegypten, Rom und andern alten Staaten so viel zur Bevölkerung beygetragen hätte. China soll mehr Einwohner haben, als ganz Europa. Die Staatsverfassung dieses Reichs befreyt sie von vielen Krankheiten, denen andere gebildete Völker unterworfen sind. Die Schweizer, Dänen, Norweger b) und Schweden, genießen die Hauptvortheile einer gesitteten Lebensart, ohne ihre Gesundheit dafür aufzuopfern. Aber es ist unnöthig, alte und entfernte Völker anzuführen, um zu beweisen, daß Gesundheit und gesittete Lebensart nicht mit einander streiten. Viele Einwohner Neu-Englands, hauptsächlich in der Provinz Connecticut, wissen nichts von künstlichen Krankheiten. – Viele von Ihnen, meine Herren, werden sich noch der Zeit erinnern, oder doch von ihren Vätern gehört haben, daß in Pensylvanien man eben so wenige und nur eben so einfache Krankheiten, als bey den Indiern kannte. Die Speisen waren damals einfach. Wasser war das gewöhnliche Getränk. Arbeit verminderte die unmäßige Eßbegierde. Die Religion wehrte den Einfluß krankmachender Leidenschaften ab; besondere Gastfreyheit ersetzte den Mangel eines öffentlichen Hospitals; die Natur war allein Krankenwärterinn; und Mäßigkeit der vornehmste Arzt. Doch ich darf mich nicht zu lange bey der Erinnerung an unsere alten Sitten aufhalten, und ich hoffe zu sehr die Wiederkunft jener glücklichen Tage, als daß ich sie das goldene Zeitalter unsrer Provinz nennen könnte.

Unsere Achtung für die Lebensart unsrer wilden Nachbarn wird sich sehr vermindern, wenn wir sehen, daß wir bey seinern Sitten ein eben so hohes Alter erreichen können. Man findet bey seinen Nationen im Verhältniß mehr Greise, als bey wilden. Wir könnten diesen Satz leicht durch Beyspiele aus der Naturgeschichte von England, Norwegen, Schweden, der Provinz Connecticut und unsrer westindischen Inseln, beweisen c).

Die

einem Fieber; aber das Wunderbare der Heilart zu zeigen, fügt der heilige Geschichtschreiber hinzu, sie stand gleich auf, und dienete ihnen, welches doch nach einem Fieber sonst nicht möglich ist. Dr. Meads Versuch, den Grund dieser Heilung natürlicher Krankheiten anzugeben, ist vom freymüthigen Zweifel, und vom wahren philosophischen Geiste gleich weit entfernt.

b) Zu Bergen, einer Stadt, die auf 30,000 Einwohner hat, ist nur ein einziger Arzt, der auf öffentliche Kosten unterhalten wird. Pontoppidans Naturgeschichte von Norwegen.

c) Ein hohes Alter hängt oft nicht so sehr vom Clima, als von besondern Umständen in der Lebensart ab: daher findet man auch die ältesten Leute in denjenigen Ländern, wo Mäßigkeit und Fleiß am vollkommensten sind. Man wirft es den mittlern und nördlichern Colonien in Amerika vor, daß man weniger alte Leute darin antreffe, als in verschiednen europäischen Ländern. Man schreibt dies der angebornen

Die Gesetze der Sittsamkeit und der Natur, werden durch die Gebräuche gesitteter Völker nicht ganz verdrängt. Bey vielen giebt es noch Weiber, bey

bornen Schwachheit unsrer Körper zu, die sich hauptsächlich durch den frühen Verlust der Zähne zeigt. Diese Meynung zu widerlegen, will ich die Ursache dieses Uebels untersuchen. 1) Man trifft in allen mittlern Breiten, die abwechselnder Hitze und Kälte unterworfen sind, schlechte Zähne an. Die Norweger und Russen sind ihrer guten Zähne wegen eben so bekannt, als die Bewohner von Afrika. 2) Die Zähne haben Nerven und Blutgefäße, und sind daher Entzündungen eben so gut, als andere Theile des Körpers, ausgesetzt. Der Gebrauch bald heißer bald kalter Getränke, und die Gewohnheit im Winter mit bloßem Kopfe zu schlafen, da jeder andrer Theil des Körpers in einem warmen Ausdünstungsbade ist, tragen auch nicht wenig dazu bey. 3) Zahnschmerzen und Entzündungen gehen gewöhnlich vor ihrem Verfall her. Auf den Schmerz folgt bald das gewöhnliche Ende der Entzündungen in Knochen, der Beinfraß. Vom Beinfraß angegriffene Zähne sind nachher Entzündungen weit mehr unterworfen, die sich gewöhnlich auf die nahen gesunden Zähne erstrecken. 4) Zahnschmerzen äußern sich gewöhnlich zu der Zeit, wenn Entzündungskrankheiten herrschen. 5) Leute die Entzündungskrankheiten sehr ausgesetzt sind, leiden am meisten vom Zahnweh; daher trifft man auf dem Lande häufiger schlechte Zähne, als in Städten an. Alles dieses beweist, daß der Verfall der Zähne bey den Amerikanern nicht von einer angebornen Schwachheit des Körpers herrührt. Er zeigt sich nicht, wenn unsere Kräfte abnehmen, sondern wenn sie am stärksten sind. Er kann unser Leben schon dadurch verkürzen, daß er das Käuen der Speisen unvollkommen macht. Europäer, welche die Zeit, in der man Entzündungen ausgesetzt ist, in Amerika zubringen, sind Zahnschmerzen so gut unterworfen, als Amerikaner. Nur diejenigen, welche nach ihrem dreyßigsten oder sechs und dreyßigsten Jahre hier ankommen, bleiben davon befreyet.

Aus dem, was oben angeführt ist, kann man leicht einsehen, daß Zucker, Salz, Thee, Fleischspeisen und hitzige Getränke, denen man oft die Fäulniß der Zähne zugeschrieben hat, nur in sofern Schuld daran sind, als sie die Körper schwächen, und ihn Verkältungen und Entzündungen einzelner Theile aussetzen, die gewöhnlich vor dem Verfall der Zähne hergehen.

Zähne faulen oft ohne Schmerz. Dies rührt von einem Fehler der wäßrichten Feuchtigkeit (lympha) her, der oft auch andern Knochen des Körpers schädlich wird.

Ich kann hier nicht umhin ein Mittel wider den Verfall der Zähne vorzuschlagen. Die Indier, selbst unter mittlern Breiten, wissen von keinen Zahnschmerzen, so lange, als sie der Natur gemäß leben. So bald sie aber sich nach unsrer Lebensart richten, sind sie allen Krankheiten der Zähne ausgesetzt. Es ist umsonst, uns gegen die Kälte abzuhärten, da wir noch so viele andere entkräftende Gewohnheiten beybehalten. Daher hat das kalte Baden des Kopfes, selbst wenn man es viele Jahre lang fortsetzte, den Verfall der Zähne nicht abwehren können. Würde es daher nicht viel besser seyn, den Kopf eben so gut gegen die Kälte als die übrigen Theile des Leibes zu verwahren? In Frankreich schlafen beyde Geschlechter in großen wollenen Mützen. Und ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich die schönen Zähne der Franzosen gänzlich dieser Gewohnheit zuschreibe.

Ein andrer Beweis, daß die Amerikaner kein hohes Alter erreichen können, ist dieser, daß die Europäer, die sich bey uns niederlassen, gewöhnlich älter werden,

denen die Natur allein Hebamme ist d), und die die Pflicht, ihre Kinder selbst zu säugen, für eben so wichtig, als andere Pflichten der Sittenlehre halten.

Eine gesittete Lebensart macht uns nicht unfähig, die Mühseligkeiten des Krieges auszuhalten. Wir haben Beyspiele, daß Heere gesitteteter Völker Kälte, Hunger und Beschwerlichkeiten ausgestanden haben, die Wilde gewiß nicht besser hätten ertragen können e).

Eine gesittete Lebensart vermehrt nicht

als wir. Dies rührt nicht sowohl von ihrer angebornen Stärke des Körpers, als vielmehr von der Veränderung des Clima her, wodurch die Gesundheit gewöhnlich verbessert wird. Ein Franzose überlebt einen Engländer unter gleichen Umständen in seinem eignen Vaterlande. Ein Holländer verlängert sein Leben, wenn er nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung zieht. Ein Portugiese gewinnt funfzehn bis zwanzig Jahr, wenn er sich nach Brasilien begiebt. Ein Amerikaner, der nach Europa gienge, würde wahrscheinlich eben die Vortheile dadurch erhalten, die ein Europäer erlangt, der sein Vaterland mit Amerika vertauscht.

Aus der Berechnung eines einsichtsvollen Ausländers erhellt, daß man im Verhältniß mehr alte Leute in Connecticut, als in irgend einer andern Colonie findet. Diese Colonie enthält 180,000 Einwohner. Es giebt keine öffentliche Hospitäler oder Armenhäuser darin. Man trifft dort keinen Bettler an. Kann man auffallendere Beweise von ihren guten Sitten fordern?

Durch natürliche Ursachen ward die göttliche Prophezeyhung erfüllt, wodurch das Alter der Kinder Israel in der Wüste so abnahm, daß unter 212,000 keiner über sechzig Jahr alt war, als Moses, Caleb und Josua, die nicht von den entkräftenden Lastern der Heiden, unter denen sie sich aufhielten, angesteckt wurden.

Die Schwachheit der Seelenkräfte bey alten Leuten rührt von zufälligen Ursachen her, und ist nicht unumgänglich mit einer feinen Lebensart verknüpft. Unter den Juden finden wir keine Spur von der Thorheit der Greise, oder der zweyten Kindheit. Moses las in seinem hundert und zwanzigsten Jahre ohne Brillen, und das vortreffliche Lied, welches er kurz vor seinem Tode machte, beweist hinlänglich, daß der Geschichtschreiber mit Wahrheit sagt, „seine natürlichen Kräfte hatten nicht abgenommen.„

d) In allen Ländern hilft die Natur, so lange als die Lebensart einfach bleibt, allein bey der Geburt. Die Israelitinnen brauchten nicht einmal die ägyptischen Hebammen. In der ganzen jüdischen Geschichte wird nur Einer Frau erwähnt, die im Kindbette starb, und hieran war vermuthlich ihre ermüdende Reise von Bethel nach Ephrath Schuld. Die Schwangerschaft ist, wie Dr. Bancroft sagt, in Guiana mit so wenigen Schmerzen verbunden, daß die Weiber dort von dem Fluche, mit dem Eva belegt ward, völlig befreyet zu seyn scheinen. Nicht allein in warmen Erdstrichen giebt es sichere und leichte Geburten, sondern auch in nördlichern, wie dies Pontoppidans und Andersons Naturgeschichten von Norwegen und Island beweisen.

e) Gesittete Nationen haben zuletzt Wilde noch immer eben so sehr durch ihre Fähigkeit, Beschwerden auszustehen, als durch ihre kriegerische Geschicklichkeit überwunden. Soldaten müssen nicht ohne Auswahl angenommen werden. Die größten Feldherren hielten eine dauerhafte Gesundheit bey Soldaten für eben so wesentlich, als Muth und Kriegszucht. Der Graf von Sachsen nahm keine Soldaten aus

großen

nicht immer die Arten des Todes. Todtenlisten beweisen, daß in vielen Ländern von gesitteten Völkern im Verhältniß weniger als von Wilden sterben f).

Selbst die Reize der Schönheit wer-

großen Städten, sondern nur aus gebirgigten Gegenden. Der König von Preussen ruft in seinem vortrefflichen Gedichte sur l'art de la guerre, chant I. nur junge Soldaten zu den Gefahren und den Ehren des Feldes. Alte Soldaten verlieren die Vortheile, die ihnen ein langer Dienst und Erfahrung geben, gewöhnlich durch ihren Hang zur Trägheit und zum unmäßigen Leben. Ein erfahrner und geschickter Feldherr wird den Abgang alter Soldaten immer mit jungen ersetzen.

f) Ich muß hier, ehe ich das Verhältniß der Todesfälle unter den Wilden mit den Todtenlisten gesitteter Nationen zeige, noch anführen, daß eine einfache gesittete Lebensart der Fruchtbarkeit beyder Geschlechter nicht schade. Gesittete Völker waren immer zahlreicher als wilde. Die Fruchtbarkeit der Juden war zwar eine Folge eines göttlichen Versprechens, aber sie rührte von natürlichen Ursachen her, die in allen Ländern eben diese Wirkung haben würden. Laß das unfruchtbare Paar nur eine Zeitlang sich von den Unruhen und Vergnügungen des Stadtlebens entfernen, laß sie nur die Hütte des Landmanns oder eine von Fischern bewohnte Küste besuchen, um sich zu überzeugen, daß erhitzende Speisen, Wein, Gewürze, Arzneyen, Seefahrten und Reisen nach Bath, Spaa, Blackpoint nicht die gehörigen Mittel wider die Unfruchtbarkeit sind, sondern daß man sie bloß in einer einfachen Lebensart und beständiger Arbeit findet.

Wir können das Verhältniß derer, die jährlich sterben, zu den Lebenden bey den Indiern auf keine gewisse Art bestimmen: aber es muß beträchtlich seyn, wenn wir bedenken, was für Todesarten sie durch Zufälle, Hunger und Fieber ausgesetzt sind, deren Wirkungen in einem eingerichteten Staate gemildert, oder gänzlich abgewehrt werden. Dr. Price rechnet, daß in großen Städten von 19 bis 24, in mittelmäßigen von 23 bis 28, und auf dem Lande von 30 bis 50 oder 60 einer stirbt. Die Gestorbenen beliefen sich voriges Jahr zu Boston auf 533, welches etwa den 34sten Theil der Einwohner, deren man auf 18,000 angiebt, ausmacht. In Philadelphia begrub man voriges Jahr fast 1400; wovon 360 auf den Fremden-Kirchhof kamen; von diesen waren die meisten aus England, Irrland und Deutschland. Sie starben an Fiebern, mit denen sie auf ihrer Reise oder kurz nach ihrer Ankunft in dieser Stadt befallen wurden. Viele Fremde von den westindischen Inseln und den südlichern Colonien brachte man ebenfalls auf die Kirchhöfe der verschiednen christlichen Religionspartheyen. Die Blattern, welche man billig nicht zu den beständigen Krankheiten eines Landes rechnen sollte, trugen nicht wenig dazu bey, die Todtenlisten anzufüllen. Ein Viertel, von denen die in Christs und St. Peters Pfarreyen und in der schottischen Presbyterianer Gemeinde starben, ward von dieser Krankheit weggerafft. Diese Umstände und die Ungewißheit der Zahl der Einwohner machen es bisher noch unmöglich, das Verhältniß der Sterbenden festzusetzen.

Ich habe schon Mittel vorgeschlagen, die künstlichen Krankheiten in unsrer Stadt zu vermindern. Ich will jetzt zum Beschlusse etliche wider unsere natürlichen Krankheiten angeben. Sie bestehen hauptsächlich in nachlassenden Gallen- und Nervenfiebern, die vorzüglich im August, September und October herrschen. Das Brechen und den Durchfall der Kinder rechne ich mit dazu. Beyde zeigen

den nicht dadurch verbannt. Großer und schöner Wuchs, Verhältniß der Theile, und eine schöne Gesichtsfarbe bey beyden Geschlechtern, werden oft als äußere Kennzeichen ganzer Völker angeführt.

Die Gefahr richtet sich bey vielen Krankheiten nicht nach ihrer Heftigkeit, sondern nach ihrer Dauer. Amerika hat bis jetzt in Schwelgerey und Weichlichkeit nur noch wenig Schritte gethan. Es hat in seinen Lebenswerkzeugen noch Kraft genug, die erstorbenen Theile wieder zu beleben. Noch kann es zurücktreten. – Und daher lasse man

1) unsere Kinder auf eine der Natur gemäßere Art erziehen.

2) Man verwahre den gemeinen Mann, der die Stärke und den Reichthum unsers Landes ausmacht, wider die Wirkungen der Unmäßigkeit.

Hitzige Getränke theuer machen, hilft nichts dazu, und schadet der Freyheit und dem Handel. Baron Wilhelm Temple sagt, daß in Spanien kein Mensch vor Gericht als Zeuge angenommen wird, dem bewiesen ist, daß er ein einziges mal betrunken war. Ich verlange bey uns kein so strenges Gesetz. Wir wollen erst versuchen, was strenge Sitten thun können. Lycurg regierte mehr durch sie, als durch seine Gesetze. „Boni mores, non bonæ leges,„ waren nach dem Tacitus die Bollwerke der Tugend bey den alten Deutschen.

3) Man sehe sorgfältig auf die Wahl der Manufacturen bey uns. Was bey einem Volke Vaterlandsliebe ist, kann bey

sich zu eben der Jahrszeit, mit eben den Nebenumständen, und lassen sich durch einerley Heilungsart heben. Dies beweist, daß es keine Gallsucht ist, und so wenig vom Zahnen, als von Würmern herrührt.

Krankheiten werden zu einer Jahrszeit erzeugt, und äußern sich zu einer andern. Diesem Ruhrfieber, das den Kindern so gefährlich ist, vorzubeugen, sollte man sie vom Anfange des Junius bis zur Mitte des Augusts, oder zum Anfange des Septembers aufs Land schicken. Während dieser Monate, in denen sie zu Krankheiten so geneigt sind, sollte man ihnen kräftigere Speisen und mehr erlauben, als sonst unsere allgemeinen Regeln der Kinderzucht zugeben. Es ist merkwürdig, daß die Kinder reicher Leute, die Landhäuser besitzen, und ihren Kindern oft nach dem Essen etliche Tropfen guten Weins zu trinken geben, von diesem Uebel gewissermaßen befreyet bleiben.

Das nachlassende Fieber herrscht hauptsächlich in Vorstädten. Diese zu verhüten, sollte man in den Wohnstuben Feuer anmachen, und die Nachtluft auf alle mögliche Art zu vermeiden suchen.

Es wäre zu wünschen, daß Fremde früher im Jahre nach Amerika zu Schiffe giengen, so daß sie hier im Frühjahre, oder im Anfange des Sommers ankommen könnten. Man hat bemerkt, daß Schiffleute, die während des größten Theils ihrer Reise gesund blieben, anfangen zu kranken, wenn sie auf unsere Küste oder in unsere Stadt kommen. Dies rührt vermuthlich von den Landdünsten her. Diesen auszuweichen, sollten Fremde so viel, als möglich, die Nachtluft scheuen; zugleich sollte man die Verdecke und den Raum eines Schiffes mit Essig, Schwefel, Schießpulver, und andern Dingen, die man, einen giftigen Dunstkreis zu verbessern, braucht, ausräuchern.

bey einem andern Vaterlandshaß werden. Eben der Trieb fürs gemeine Beste, der die Holländer bewegt, alle Manufacturen in ihrem zu bevölkerten Lande in Aufnahme zu bringen, sollte uns daran verhindern, da viele unserm wahren Besten zuwider sind. Die englische Krankheit zeigte sich zuerst in den Städten in England, die Manufacturen treiben. Ich weiß von Dr. Fothergill, daß, wie er noch studirte, die meisten chronischen Kranken im Londonhospital Spitalfield-Weber waren. Man glaube ja nicht, daß ich durch diese Beyspiele Manufacturen zu verwerfen suche, die Weiber und Kinder ernähren; diese leiden wenig von einer sitzenden Lebensart; auch billige ich alle Manufacturen, bey denen Männer gebraucht werden, wenn sie freye Luft dabey haben, und alle ihre Glieder dabey frey brauchen können.

4) Ich zweifle daran, geschworne Anhänger des Bachus je von ihrer Flasche zurückzubringen; die beredtern Quaalen des Podagra würden es leichter thun können.

5) Auch den Schaden, den das häufige Theetrinken unsrer Gesundheit, und der Bevölkerung unsers Vaterlandes zufügt, übergehe ich mit Stillschweigen. Hätte ich die Beredtsamkeit, mit der der Nachtheil, den diese ostindische Pflanze neulich dem Staate zugefügt hat, beschrieben wird, im doppelten Maaße, so würde sie noch nicht hinreichend seyn, die vielen und verwickelten Krankheiten, die ihr Gebrauch uns verursacht hat, aus einander zu setzen. Diese Hydra anzugreifen, braucht man einen Arm, der, wie der Arm des Hercules, gewohnt ist, Ungeheuer zu überwinden.

Die Bevölkerung eines Landes kann nicht durch Belohnungen oder Strafen befördert werden. Zum Glück für Amerika, macht das Uebergewicht der protestantischen Religion, – die Einschränkung der Negernsklaverey, – der allgemeine Widerwille gegen das unnatürliche Recht der Erstgeburt, – der Zuwachs, den das brittische Reich durch Canada erhalten hat, – das überall eingeführte Einimpfen der Blattern, – und die weite Entfernung der Pest, – die Vorsorge der Regierung in diesem Stücke unnöthig.

Dieser Vortheile kann sich unser Vaterland bloß durch den Ackerbau versichern. Er ist die Grundfeste der Gesundheit, des Reichthums und der Volksmenge. Völker steigen, so wie einzelne Menschen, nie höher, als wenn sie nicht wissen, worauf sie zugehn. Es ist unmöglich, aus der Geschichte zu zeigen, was Ackerbau, Fleiß, Mäßigkeit und Handlung, durch den Wetteifer vieler Pflanzvölker, die alle einerley Zweck haben, aufgemuntert, in einem Lande thun können, das an Größe, an Verschiedenheit des Bodens und Climas, an Menge schiffbarer Flüsse auf unsrer Erde noch nie seines Gleichen hatte. Amerika ist vermuthlich der Schauplatz, wo bürgerliche und kriegerische Wissenschaften den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen werden.

Doch ich will nicht weiter in die Zukunft vordringen. Pensylvanien hat

schon

ſchon den andern Colonien gezeigt, was Ackerbau und Handlung auf die Menge und das Glück eines Volkes für Einfluß haben. Es ſind kaum hundert Jahr, als unſer vortrefflicher Geſetzgeber mit einer Handvoll Leute auf dieſen Küſten landete. Die Vollkommenheit unſrer Regierungsverfaſſung, die geſunde Lage unſrer Provinz, die Fruchtbarkeit unſers Bodens ſchienen zwar eine ſchnelle Aufnahme dieſer Colonie zu verſprechen; aber nur eine faſt göttliche Vorausſehung in die Zukunft würde haben prophezeihen können, daß in ſo kurzer Zeit die Provinz 300,000 Bewohner haben würde, wovon 30,000 eine Stadt bewohnen, die die dritte, wo nicht gar die zweyte Handelsſtadt des brittiſchen Reiches iſt. Die Wiſſenſchaften erfordern Muße, und laſſen ſich mit Ausrottung der Wälder, Anpflanzen, Bauen und andern gewöhnlichen Geſchäfften neuer Pflanzvölker nicht vereinigen. Aber noch ehe dieſe harten Arbeiten aufgehört hatten, wählten ſie, die immer Thätigkeit und Freyheit lieben, ſich ſchon dieſen Theil zu dem Sitz ihres Reichs in der neuen Welt. Unſere Akademie, die ihrer Stiftung gemäß ſich über ſo mannigfaltige Gegenſtände verbreitet, ſieht ſchon viele ihrer Söhne Stellen in den höchſten Abtheilungen der Staatsverfaſſung bekleiden. Ich habe jetzt die Ehre vor einer anſehnlichen und verehrungswürdigen Verſammlung von Weltweiſen, Aerzten, Sternkundigen, Kräuterkennern, Geſetzgebern und Patrioten zu reden; von denen ſchon viele die Belohnungen der Ehre erhalten haben, die ihre Vorfahren erſt für eine weit ſpätere Nachkommenſchaft beſtimmten. Unſere erſten Opfer waren kaum in den Tempel des Ruſs gebracht, als ſchon die älteſten Geſellſchaften in Europa auf uns ſahen, und mit Ungeduld die Vollendung des großen Gebäudes der Wiſſenſchaften, das gleich einem gut aufgeführten Gewölbe, nur auf dem Ganzen ſeines Bauſtoffes ruhen kann, durch die Schätze dieſes noch ununterſuchten Welttheiles erwarteten.

Es macht unſrer Geſellſchaft und der erhabnen Verſammlung der Staaten unſrer Provinz gleich viel Ehre, öffentlich zu geſtehen, daß dieſe immer willig geweſen iſt, durch ihren Schutz und durch freygebige Belohnungen alle unſere Entwürfe zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe zu krönen. Was kann man nicht von dieſer Uebereinſtimmung der Regierung und der Wiſſenſchaften erwarten! Mir deucht, ich ſehe im Geiſte, Canäle gegraben, – Flüſſe ſchiffbar gemacht, – Brücken aufgeführt, – und Wege verbeſſert, die Ausfuhr des Korns zu erleichtern. – Ich ſehe die Ufer unſrer Flüſſe mit den Ufern des Nils in Fruchtbarkeit wetteifern, ich ſehe unſere Landleute als Barone, unſere Kaufleute als Fürſten, doch nicht weiter, die Einbildungskraft kann ſich nicht mit ihrem Gegenſtande erheben.

Erlauben ſie mir hier, Sie, meine Zuhörer, zum Beſchluß noch an die Pflichten, die ſie der Geſellſchaft ſchuldig ſind, zu erinnern, da wir mit der Regierung dieſer Provinz in ſo genauer Verbindung ſtehn. Hier ſind Liebe zum Vaterlande und zu den Wiſſenſchaften vereinigt. Wer die eine vernachläßigt, muß die andere verletzen. Die Natur und unſere Vorfahren haben ihr Werk unter uns vollendet: uns bleibt nichts übrig, als unſere eigene Glückſeligkeit zu vermehren und dauerhaft zu machen.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Freytag, den 13ten December 1776.

Beschreibung eines landwirthschaftlichen Beamten, von den Kennzeichen eines mit der Lungenkrankheit behafteten Stück Rindviehes, und einem gegen diese Krankheit sehr bewährt und untrüglich befundenen Hülfsmittel.

§. 1.

Kennzeichen der Lungenkrankheit des Rindviehes.

So bald ein Stück Rindvieh einen Anstoß von dieser Krankheit bekömmt, so wird es

1) traurig,
2) stehen ihm alle Haare zu Berge,
3) läßt es nach im Fressen,
4) vergeht ihm die Milch beynahe gänzlich,
5) bekommen viele von denselben thränende und ganz eingefallene Augen, und bey diesen ist die Krankheit am gefährlichsten,
6) ist das Vieh einem beständigen Keichhusten unterworfen, ohne daß es das geringste dabey auswirft, und
7) eräugnet es sich wohl zuweilen, daß einige das Laxiren bekommen.

Ehe ich noch das geringste von dem mir erst nachher bloß von ohngefähr bekannt gewordenen Hülfsmittel gegen diese Krankheit wußte, verlor ich vor 6 Jahren 48 Stück an derselben. Bey diesen fand sich nach erfolgter Oeffnung, daß die Lunge nicht allein sehr ausgedehnt, und beynahe noch einmal so groß, als gewöhnlich, sondern auch fast überall durch Eitergeschwüre verderbt war; die Luftröhre war mit Materie angefüllt. Der größte Theil von diesem Viehe, hatte überdem ein faules stinkendes Wasser in der Brust, welches sich bey einigen bis auf einen großen halben Eimer voll belief, bey den mehresten aber einen ganzen und darüber betrug. Von diesem verreckten Viehe war auch viel inwendig angewachsen. Das Futter in dem Magen aber, und die Excremente in den Eingeweiden, waren wie gewöhnlich beschaffen, so daß man nichts Gefährliches daraus abnehmen konnte. Nur trat bey einigen der Umstand ein, daß man das Futter in dem Blattermagen verhärtet und verbrannt fand.

§. 2.

Erfindung eines Gegenmittels.

Die Krankheit dauerte bis in den Herbst fort, und da ich das Vieh nicht mehr auf der Weide lassen konnte, so gerieth ich in Verlegenheit, wo ich besonders die übrig gebliebenen Fettochsen, welche mit dieser Krankheit noch sehr stark behaftet waren, hinthun sollte. Endlich entschloß ich mich, etliche zwanzig Stück von denselben auf gutes Glück vor die Branntweinsblase stellen, und auch dem übrigen Zuchtviehe etwas von der Branntweinswäsche über ihr Futter hergeben zu lassen.

Dieses Vieh hatte solche Fütterung noch nicht sehr lange bekommen, als vornemlich die Fettochsen so stark zu husten anfiengen, daß sie Materie Klumpenweise in der Größe einer Faust auswarfen, die man auf der Erde vor der Krippe fand. Einige Zeit nachher legte sich der Husten, das Auswerfen der Materie hörte auf, und das Vieh fieng so begierig an zu fressen, daß ich mich nicht erinnern kann, jemals so fettes Vieh als dieses gehabt zu haben. Theils verkaufte ich dasselbe, zum Theil ließ ich es aber selbst schlachten, und untersuchte so wohl das letztere, als das von den Metzgern geschlachtete; wobey ich denn fand, daß dieses fette Vieh durchgehends so gesund war, als man nur wünschen konnte. Die Lunge sah so frisch aus, als sie bey einem Thiere aussehen kann, dem nie etwas gefehlt hat. Seit der Zeit also, daß das Vieh von der Branntweinswäsche gefressen hatte, verlor ich kein einziges Stück mehr, und ich hatte also Ursache für dasmal noch ziemlich zufrieden zu seyn.

§. 3.

Weitere Versuche und Bestätigung dieses Mittels.

Im Herbste 1775 wurde mein Vieh von der nemlichen Krankheit von neuem befallen, und weil ich um diese Zeit noch keinen Branntewein zu brennen angefangen hatte, so verlor ich 13 Stück sehr geschwind hintereinander, ohne daß ich mich im Stande befand, ein Mittel dagegen mit einigem Erfolge anzuwenden. Die Kennzeichen die sich bey demselben äußerten, waren eben diejenigen, welche oben Anfangs angeführt worden.

Der vor 6 Jahren erlebte Vorfall und die erfolgte Hülfe auf den mit der Branntweinswäsche angestellten Versuch, brachte mich nun zuerst auf die Gedanken, daß selbige vielleicht ein Hülfsmittel gegen diese Krankheit seyn konnte. Ich ließ also die Branntweinsbrennerey sogleich wieder angehen; denn es war mir außerordentlich viel daran gelegen, mit dem Gebrauch der Branntweinswäsche so geschwind als möglich anzufangen, weil mein auf 200 Stück sich belaufender Viehstapel fast durchgehends mit dieser Krankheit behaftet war. Da aber die Brennerey nicht so viel Wäsche liefern konnte, als zu einer solchen Menge von Vieh erforderlich war, so mußten Versuche angestellt werden, den vorgesetzten Zweck auch mit wenigem zu

rreichen. Diese Versuche haben mich dann gelehrt, daß nicht bloß das Fressen solcher Wäsche diese Krankheit heile, sondern daß der Dampf von derselben das wahre Hülfsmittel sey. Dieser zieht sich nemlich unmittelbar durch die Luftröhre in die Lunge, und hat, wie die wiederholten Versuche dargethan haben, die Eigenschaft an sich, die Lungengeschwüre aufzulösen, und das Vieh dadurch zu einem starken Husten zu reizen, welcher selbiges in den Stand setzt, die Materie aus der Lunge von sich zu geben.

Ich bin daher auf das gleich zu beschreibende Mittel gefallen, und die Erfahrung hat bestätigt, daß man dadurch einem mit der Lungenkrankheit behafteten Stücke Rindvieh weit geschwinder zur Gesundheit verhelfen kann, als wenn es die Wäsche nur bloß zu fressen bekommen hätte.

§. 4.

Art der Anwendung solches Hülfsmittels.

So bald ich die oben angeführten Merkmale, oder auch nur eines oder das andere davon, an einem Stücke Hornvieh wahrnehme, so lasse ich solches sogleich von den übrigen absondern, und an eine Krippe allein binden. Alsdenn lasse ich ihm in einem Zober ein Paar Eimer voll recht heißer Branntweinswäsche vorsetzen, und es mit einem Laken behangen, damit der Brieten oder der Dampf dieser heißen Wäsche demselben desto besser in das Maul, und durch dieses vermittelst der Luftröhre in die Lunge ziehen könne. Dieses Dampfmittel wird täglich dreymal wiederholt, und wenn das Vieh noch nicht so krank ist, daß es gar nicht mehr fressen will, demselben auch etwas von verschlagener Wäsche auf das Futter gegeben.

Was die Zeit betrifft, welche diese Cur erfordert, so ist dabey folgender Unterschied zu machen: Wenn die Lunge noch nicht sehr mit Geschwüren angefüllt ist; so löst der Brieten dieselben auf, ohne daß es zu einem starken Husten und sichtbaren Auswurfe kommt; man sieht das Vieh zum allerspätsten in 14 Tagen vollkommen wieder hergestellt, und es kann alsdenn gewiß wieder in die Reihe des übrigen gesunden Viehes gebracht, und ihm sein gewöhnliches Futter gegeben werden. Ist aber die Lunge durchgehends von den Eitergeschwüren angegriffen, so findet sich nach einem Verlaufe von 3 oder 4 Tagen ein starker Husten ein, wobey das kranke Vieh die Materie auswirft, und es dauert die Cur länger, als bey demjenigen, dessen Lunge noch nicht so sehr verdorben war.

Ist die Wäsche nicht so häufig vorhanden, daß sie zu dem Dampfbade allezeit frisch und heiß aus der Blase genommen werden könnte, so kann man diesem Mangel damit abhelfen, daß man die schon einmal gebrauchte Wäsche zwey Tage hinter einander zu einem jedesmaligen fernern Gebrauch wieder heiß macht; und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß selbige in diesem Falle von gleich guter Wirkung sey.

Es ist bereits oben angezeigt worden, wie sich bey dem verreckten Viehe unter andern gefunden, daß selbiges ganze Eimer voll faules in der Brust befindliches Wasser bey sich geführt habe. Nun hat die Erfahrung bestätigt, daß wenn ein von dieser Krankheit wieder hergestelltes Stück Vieh mit der Branntweinswäsche fett gemacht und geschlachtet wird, dasselbe alsdenn gar kein faules Wasser in der Brust mehr habe, sondern die frische Farbe der Lunge einen sichern Schluß auf deren vollkommene Gesundheit machen lasse. Ob nun die Branntweinswäsche, oder der Dampf davon auch die Eigenschaft habe, dieses faule Wasser auszutrocknen oder zu verzehren, solches verstehe ich nicht, sondern muß es der Beurtheilung der Arzneyverständigen lediglich überlassen.

§. 5.

Beweis der Untrüglichkeit dieses Mittels.

Daß die Branntweinwäsche, oder das damit angestellte Dampfbad ein untrügliches Mittel gegen die Lungenkrankheit des Hornviehes sey, davon bin ich jetzt nicht allein durch die von mir selbst angestellten Versuche überzeugt, sondern es sind auch dergleichen von Andern mit derselben angestellt worden, wovon der Erfolg allezeit mit ihrer Hoffnung übereingekommen ist. Viele von den Einwohnern des hiesigen Dorfes, deren Vieh mit dem meinigen zugleich auf einerley Weide gegangen war, haben dasjenige, so an der Lungenseuche erkrankte, da ich ihnen täglich die Wäsche zu der Cur überließ, und ihnen eine Vorschrift zu deren Gebrauch mittheilte, sämmtlich wieder hergestellt. Insbesondere aber hat ein nicht weit von mir wohnender Freund einen Versuch damit bey seinem erkrankten Viehe gemacht. Es hatte derselbe schon seit einigen Jahren die Stallfutterung eingeführt, so daß sein Vieh in dieser ganzen Zeit weder auf eine öffentliche Weide noch sonst aus dem Stalle gekommen war.

Bey dem Ausbruche der Krankheit, sowohl unter meinem als der Bauern ihrem Viehe, blieb das seinige von allen Anfällen derselben befreyt, und er glaubte, daß sein Vieh, da es nicht mit auf die öffentliche nasse Weide gegangen, sondern beständig im Stalle stehen geblieben war, diese Lungenkrankheit nie bekommen würde. Nach Verlauf von drey Viertel Jahren aber wurde sein aus mehr als 20 Stück bestehendes schönes und fast durchgehends fettes Vieh ebenfalls von dieser Seuche befallen, und er verlor in wenig Tagen drey Stück von demselben. Auf mein Anrathen fieng er sogleich an, das erwähnte Dampfbad mit der Branntweinswäsche zugleich mit deren Futterung zu gebrauchen. Sein Vieh fieng sehr bald an sich zu bessern, und es wurde dasselbe in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt, so daß er seit dem Gebrauche dieses Mittels kein einziges Stück weiter davon verloren hat. Gegenwärtig ist also in hiesigem Orte kein einziges Stück Rindvieh, welches nicht von dieser Krankheit voll-

vollkommen befreyt wäre. Es wäre zu wünschen, daß mit diesem Hülfsmittel an mehreren Orten weitere Versuche angestellt würden; es würde ohne Zweifel noch manches Stück Vieh dadurch gerettet werden. Denn nach meinem Dafürhalten, war es in den wenigsten Gegenden hiesiger Lande die wahre Viehseuche, welche daselbst wüthete, sondern das meiste Vieh ist wohl an dieser so schädlichen Lungenkrankheit verreckt.

Noch weit wichtiger aber würde der Nutzen des Dampfes von der Branntweinswäsche seyn, wenn die Herren Aerzte auf die Gedanken geriethen, entweder mit demselben, oder mit einem andern ähnlichen Mittel einen Versuch bey schwindsüchtigen Menschen zu machen. Ein solcher Versuch würde ohne Zweifel eben so unschädlich seyn, als der Erfolg wichtig seyn könnte, wenn er die darauf gesetzte Hoffnung etwa nicht ganz unerfüllt ließe.

Ein Mittel gegen die jetzt grassirende Hornviehseuche.

So bald ein Stück Vieh in einer Heerde oder in einem Stalle von der Seuche ergriffen wird, separire man das gesunde Vieh nicht nur von dem erkrankten Stücke, sondern auch unter sich in so viele kleinere Haufen als nur möglich ist, ja wenn es angeht, so vereinzele man es. Geht das Vieh draußen auf der Weide; so ist genug, daß das separirte Vieh nur hundert Schritte von einander entfernet bleibe. Steht das Vieh aber auf dem Stalle; so muß dasselbe in abgesonderte Ställe gebracht werden, worin es einen nicht engen, sondern lüftigen und etwas kühlen Stand hat. Die Erfahrung hat gezeigt, daß durch eine dumpfige Aufstallung, imgleichen durch Zusammenhaltung des Viehes in größern Haufen das Gift der Krankheit vermehrt werde. Man besorge nichts von der freyen Luft, so dem Viehe die Seuche zubringen möchte, wenn die Dünste von krankem oder an der Seuche verrecktem Viehe nicht unmittelbar zu dem gesunden kommen.

Ist diese Vorsicht gebraucht, so entziehe man dem annoch gesunden Viehe das Futter bis zur Hälfte des Quanti, wie viel es sonst zu fressen gewohnt ist. Dieses ist nöthig, damit sich die Eingeweide einigermaßen ausleeren, der übermäßige Schleim, so sich bey dem Viehe befindet, sich verzehre, und eben dadurch der innern Fäulung leichter vorgebeugt werden könne. Ist das Vieh auf der Weide; so bricht man demselben sein Futter dadurch ab, daß man es des Morgens spät losbindet um seine Nahrung zu suchen, und des Abends früh wieder auf dem Platze befestigt, wo es übernachten soll. Ist hergegen das Vieh aufgestallt; so hat es keine Schwierig-

keit, ihm täglich so viel an Futter zu reichen, wie man will.

Man nehme ferner auf ein jedes Stück Vieh 6 Unzen Meerzwiebeln in kleine Stücke zerschnitten, weiter 6 Unzen Melonenwurzeln, gleichfalls klein geschnitten, oder wenn sie schon trocken sind wohl zerstoßen, endlich noch sechs mäßige Hände voll gemeines Küchensalz. Man gebe alles in eine große Bouteille, und schütte auf selbiges drey Quartier guten Kornbranntewein, je kräftiger derselbe ist, je besser ist es. Man verschließe die Bouteille und setze sie entweder in die Sonne, oder an einen andern Ort, wo eine gelinde Wärme der Extraction beförderlich ist. Von dieser Arzeney schütte man alle Morgen dem noch nüchternen Viehe den achten Theil von einem Quartier in den Rachen; ist es ein Kalb, so kann man nach Beschaffenheit des Alters etwas weniger nehmen; und fahre damit 24 Tage nach einander fort, als so weit die ganze Portion reichen wird. Das Vieh empfängt aber bloß den Branntewein. Die Meerzwiebeln und Melonenwurzeln bleiben zurück. Man lasse hierauf das Vieh eine Stunde lang fasten. Dann reiche man ihm ein gesundes Futter und versorge es mit Getränke. Kann es ein dünner Mehltrank von Rockenmehl seyn, so ist solches etwas besser wie gutes fließendes Wasser, doch ist dieses auch schon hinreichend. Nach 24 Tagen kann man wieder anfangen dem Viehe, jedoch behutsam und allmählig, sein Futter zu verstärken: allenfalls auch bisweilen noch ein wenig Branntewein reichen, bis es nach etwa 8 Tagen seine volle Portion an Speise empfängt.

Dieses Mittel leistet die besten Dienste, die Materie der Seuche so bey dem Viehe verborgen ist zu zerstören, ehe sie zu ihrer Entwickelung kommt, und also das Vieh gesund zu erhalten. Ist indessen die Krankheit zum förmlichen Ausbruche gekommen, so ist selbiges unzuverlässig, so wie alle übrige Curarten sind. Bey bösartigen Seuchen hilft es auch alsdenn nicht immer, wenn der Athem oder Speichel von einem wirklich kranken Stücke einem gesunden ist mitgetheilt, und also das schon völlig bereitete Gift ist beygebracht worden. Es ist daher, wenn ein Stück Vieh in einem Stalle förmlich erkranket, die Vorsicht zu gebrauchen, daß nicht nur das kranke Vieh, sondern auch die zwey so ihm auf beyden Seiten zunächst gestanden, von den übrigen gesunden abgesondert, und wenn es seyn kann, ein jegliches an einen besondern Ort gebracht werde. Eben so ist zu verhüten, daß diejenigen, so das kranke Vieh warten, nicht mit dem gesunden umgehen. Auch ist der Ort, wo ein krankes Stück gestanden, vorher sorgfältig zu reinigen, umzugraben, mit frischem Sande zu überschütten, an den Wänden zu übertünchen, und in den Krippen und Raufen mit heißem Wasser abzuscheuren und zu waschen, ehe ein gesundes Stück wieder auf selbigen gebracht wird. J. C. Brasen.

Wodurch wird das Schweinefleisch vorzüglich ungesund?

Nichts ist gemeiner, als die Klage über die Schädlichkeit des Schweinefleisches, und doch ist es in unsern Gegenden zu gewissen Jahrszeiten die allergewöhnlichste und beliebteste Speise, und man kennt Länder, wo der rohe Speck im Sommer, folglich gerade in der Jahrszeit, da man das Schweinefleischessen am wenigsten anräth, die alltägliche Nahrung des Landmannes ist. Eben so sonderbar ist es, daß sich das Essen des Schweinefleisches in allen Welttheilen so allgemein verbreitet hat. Die Geschichte kennt nur zwo Hauptnationen in zween Welttheilen, die die geschworensten Feinde dieser Thierart waren. In Asien, und noch heute in der ganzen Welt sind die Schweine den zerstreuten Juden ein Aergerniß, denen die Mosaische Religion den Genuß dieses Thiers untersagt. In Afrika waren sie, gleichfalls aus Religionsgrundsätzen, den alten Aegyptiern ein verworfenes Thier, das sie mit dem größten Abscheu verfluchten. Herodot bemerkt, (II. 47.) daß die Schweinehüter in Aegypten als die unreinsten Menschen verhaßt gewesen; daß man sie von allem, was heilig war, von den heiligen Tempeln der Götter ausgeschlossen; daß man keinen Umgang oder Gemeinschaft mit ihnen gepflogen; daß man sie fast aller übrigen bürgerlichen Vorzüge beraubt; und daß man die Schweine selbst, wie in einigen Reichsstädten den Henker, nicht habe berühren dürfen, ohne unrein zu werden.

Einen ganz andern Glauben haben in diesem Stück die mehresten Asiatischen, Europäischen und Amerikanischen Nationen. Im ganzen ungeheuren Sinesischen Reich geben Schweine eine Lieblingsmahlzeit ab, und alle Reisenden nach Amerika, und noch der neueste Seefahrer, Capitain Cook, bemerkt es in seinem Tagebuch ausdrücklich, daß sie an den Küsten fast auf allen Inseln Schweine gefunden, die die vornehmste und gewöhnlichste Nahrung der Inselbewohner, und die beste Provision für Seefahrer seyen.

Man gebraucht zum Beweis der Schädlichkeit des Schweinefleisches vornemlich die Bemerkung, daß es, wie die Fettstücke überhaupt, für den menschlichen Magen sehr unverdaulich sey, und noch über das allerley verdächtige Ausschläge auf der Oberfläche unsers Körpers, Aussatz und Krätze erzeuge. Aus diesem diätetischen Grunde sollen auch die ersten ägyptischen Gesetzgeber das Fleisch dieser Thiere für unrein erklärt, und seinen Genuß der Nation völlig untersagt haben, damit dergleichen ansteckende Krankheiten aus den Gränzen des Reichs völlig ausgeschlossen werden möchten.

Richtig ist es, daß ein übermäßiger Genuß dieses Fleisches dergleichen

Haupt-

Hautkrankheiten in unsern Gegenden hervorbringen könne, und daß sie zufolge vieler Erfahrungen häufig durch dasselbe hervorgebracht worden sind. Allein allgemein ist der Satz nicht wahr, daß das Schweinefleisch unter allen Umständen und unter allen Himmelsstrichen eine ungesunde Nahrung sey. Vielmehr kann es eine ungleich gesundere Speise seyn, als das Fleisch irgend eines größeren, ältern Thieres, das seines Alters, Zähigkeit und Magerkeit wegen, noch viel weniger verdaulich seyn kann.

Nur dieser einzige Umstand macht den Genuß eines an sich sehr gesunden Fleisches schädlich, wenn die Schweine gemästet, und in den Ställen mit aller Gewalt durch Zudrängen des gekünstelten Futters fett gemacht werden. Man lasse auch das Futter aus guten Vegetabilien bestehen, die diesem Thier die besten Säfte hergeben, und sein Fleisch für Zähigkeit bewahren: so entzieht man ihm doch im Stall alle gesunde, frische Luft, und was das meiste ist, alle zur Verarbeitung nöthige Bewegung. Dadurch verfällt es selbst in eine Art von Kränklichkeit und Ungesundheit.

Es sammelt faules, unverarbeitetes Fett, und wer es häufig genießt, setzt sich der Gefahr aus, die genannten Krankheiten sich wirklich zuzuziehen.

Alle diese Gefahren verschwinden, wenn das Thier in der frischen Luft kühler Waldungen, in der Freyheit, und im Ueberfluß an gesunden Früchten aufgezogen und gemästet wird. Schade, daß wir diese Regeln der Erziehungskunst in unsern Gegenden nicht füglich anwenden können, wie es in Ländern geschehen kann, die vornemlich mit großen Eichwäldern versehen sind.

N . .

Preisfragen der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften zu Mannheim.

Auf das Jahr 1777.

Quænam est origo & natura Boleti *iguiarii*, & Agarici *campestris* Linnæi?

Auf das Jahr 1778.

Quæritur de rationibus geographicis, ad quas institutæ ac descriptæ sunt in Saxonia antiqua, Angaria & Westphalia, Diœceses episcopales, quarum potissimum fines accurate investigandi, docendi & ad statum geographico-politicum secundum pagos illius ævi reducendi sunt.

Die Beantwortungen müssen in benannten Jahren vor dem Erntemonate an den beständigen Secretarius der Akademie, Herrn Hofrath Lamey, eingeschickt werden. Man hat die Freyheit, in lateinischer, deutscher oder französischer Sprache zu schreiben. Der gewöhnliche Preis ist eine goldene Denkmünze von funfzig Ducaten.

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Montag, den 16ten December 1776.

Vom Narrenfeste und vom Eselsfeste aus der mittlern, und vom Maitressenfeste aus der neuern Zeit.

So verschieden diese Feste, dem Namen und dem Ansehen nach, auch immer seyn mögen, so kommen sie doch darin überein, daß sie uns die Zeiten, die Denkungsart der Menschen bezeichnen; und alle sind betrübte Denkmale von den Abwegen, auf die das menschliche Herz und der menschliche Verstand gerathen können.

Das Narrenfest.

Ich liefere hievon die Nachricht, die uns von demselben Herr Hofrath Meusel aus du Fresne Glossar. in seiner neuen Geschichte von Frankreich giebt. Zu Paris, sagt er, feyerte man das Narrenfest am Tage der Beschneidung Christi, an einigen andern Orten, am Tage der Erscheinung, noch an andern am unschuldigen Kindertage. Die Priester und Weltgeistlichen der Stadt versammelten sich an einem solchen Tage, wählten einen Pabst, Erzbischof, Bischof, und führten ihn mit großem Gepränge in die Kirche. Auf dem Zuge und in der Kirche selbst, tanzten und gaukelten sie, mit Larven vor dem Gesichte, und verkleideten sich als Frauenspersonen, als Thiere oder als Possenreißer. Dabey sangen sie die schändlichsten Lieder, machten aus dem Altare einen Schenktisch, auf dem sie während der Austheilung des Abendmahls schmausten, mit Würfeln spielten, statt des Weihrauchs, das Leder von ihren alten Pantoffeln und Schuhen verbrannten, und die unanständigsten Geberden und Stellungen, womit nur immer Gaukler den Pöbel belustigen können, annahmen. Bey Strafe des Banns verbot Bischof Odo dieses ärgerliche Fest, allein die ausschweifende Klerisey befolgte diesen Befehl nicht lange, und man findet noch lange nachher Spuren davon.

Das Eselsfest.

Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Aegypten, suchte man, (gleichfalls im dreyzehnten Jahrhundert,) ein junges Mädchen, das schönste in der Stadt, aus, putzte es so prächtig als möglich, gab

ihr ein niedliches Knäbgen in die Arme, und setzte sie so auf einen kostbar aufgeschirrten Esel. In diesem Aufzuge unter Begleitung der ganzen Klerisey und einer Menge Volks, führte man den Esel mit der Jungfrau in die Hauptkirche, und stellte ihn neben dem hohen Altar. Mit großem Pomp ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, nemlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria, das Credo, wurde mit dem erbaulichen und schnackischen Refrain Hmhan, Hmhan geendigt. Schrie der Esel eben darzu; desto besser. Wenn die Ceremonie zu Ende war, so sprach der Priester nicht den Segen oder die gewöhnlichen Worte, womit er sonst das Volk aus einander gehen ließ, sondern er juchte dreymal wie ein Esel, und das Volk, anstatt sein ordentliches Amen zu rufen, juchte ihm dreymal wieder entgegen. Zum Beschluß wurde noch dem Herrn Esel (Sire Asnes) zu Ehren ein halb lateinisches, und halb französisches Lied angestimmt. Hier ist dessen erste Strophe:

Orientis partibus
Adventavit Asinus
Pulcher & fortissimus
Sarcinis aptissimus.
Hez, Sire Asnes, carchantez
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez
Et de l'avoine à plantez.

Das Maitressenfest.

Ich will hievon die Nachricht mittheilen, oder vielmehr übersetzen, wie ich sie in der Geschichte der Betrügereyen der Priester und Mönche der römischen Kirche finde, die 1693 zu Amsterdam herausgekommen, und dem Grafen von Bentink zugeschrieben ist. Es ist zwar kein öffentliches Fest woran das ganze Volk Theil nimmt, wie die vorigen, es zeigt aber, wie die vorigen, wie die heiligsten Dinge gemisbraucht werden. Ich weiß nicht, ob so was noch in Italien üblich ist. Denn unsere neuere Reisende bekümmern sich vielleicht zu wenig um die Sitten der Völker, da sie uns von ihren Kunstwerken und Naturseltenheiten umständliche Nachricht geben. Der Verfasser findet sich zu Rom in der Kirche vom Frieden. – Ich sah, sagt er, daselbst eine Gesellschaft junger Herren, die an einem Orte, wo sie alle Kommende und Gehende bemerken konnten, eine Art vom Thron hatten errichten lassen. Einer von ihnen hatte dieses Fest der heiligen Agnes zu Ehren angestellt, ob es gleich nicht am Tage dieser Heiligen war, der nach dem neuen Calender auf den 21. Jenner fällt. Allein hiezu hatte er eine andere Ursach, die wir bald sehen werden. Diese jungen Herren feyerten nach der Reihe das Fest ihrer Maitressen. Er waren ihrer acht. Die vier ersten hatten die ihrigen schon in andern Kirchen gehalten, und der dieses feyerte war der fünfte.

Er war von der Familie der Carpegnes, und seine Schöne nannte sich Agnes Victorini. Die Kirche vom Frieden ist für sich bereits äußerst schön geziert, sie ist, wie beynahe alle übri-

übrigen in Rom, vergüldet und ausgemahlt.

Man hatte ſich aber damit nicht begnügt, ſondern, um ihre Schönheit noch mehr zu erhöhen, und in Rückſicht dieſes Feſtes etwas beſonders anzubringen, hatte man mitten in der Kirche Triumphbogen errichtet, wo man die ganze Geſchichte der Agnes vorgeſtellt fand, die durch ihre Standhaftigkeit über alle Marter der Tyrannen geſiegt. — Man hatte drey Wochen mit dieſen Anſtalten zugebracht. An beyden Seiten des Chors hatte man zwey Bühnen errichtet, die eine war für das Singechor, und die andere für die Muſikanten beſtimmt. Nahe beym Altar war eine andere kleine Loge für vier Virtuoſen, die beſten in Rom, beſtimmt, die Solos ſingen ſollten. Sie ſingen an keinem Orte, wo man ihnen nicht zum wenigſten für jedes Solo vierzig Thaler giebt. — Als ich in die Kirche kam, war die Muſik noch nicht angegangen, und ich nahm meinen Platz nahe bey dem Throne der obigen jungen Herren.

Sie ſchienen unruhig zu ſeyn, das Feſt anfangen zu laſſen. Denn es war beynahe ſechs Uhr des Abends, und ſeit einer Viertelſtunde brannten die Wachslichter ſchon, und die Sänger und Muſikanten waren ſchon an ihrem Platze. Einige junge Leute, die die Wachslichter gezählt, ſagten, es wären ihrer vierhundert vierzig, alle äußerſt weiß. Die jungen Herren unterſtanden ſich indeß nicht, das Feſt anfangen zu laſſen, denn die ſchöne Agnes, der zu Ehren es angeſtellt war, war noch nicht angelangt. Da ſie nicht glaubten, von Jemanden verſtanden zu werden, ſo bedienten ſie ſich des wenigen Franzöſiſchen, das ſie gelernt, ſich zu unterreden. Derjenige von ihnen, der die Unkoſten trug und das Feſt angeſtellt, ſuchte den andern die Langeweile zu vertreiben, er ſagte, die Agnes könne nicht lange mehr verziehen, er habe einen Bedienten beſtellt der ihm Nachricht geben ſollte, ſo bald ſie aus ihrem Hauſe gegangen, ſie ſelbſt wäre unterrichtet, wann das Feſt ſeinen Anfang nehmen ſollte, und habe verſprochen ſich zur gehörigen Zeit einzufinden, und würde gewiß ihr Wort halten.

Einige von ſeinen Freunden ſagten, die Mutter der Dame wäre eine ſtörriſche und eigenſinnige Frau, es ſey zu fürchten, daß ſie ihre Tochter wohl gar zu Hauſe behielte, ſie riethen ihm daher, er möchte einen andern Bedienten zu der Alten ſchicken, und ihr ſagen laſſen, daß ſie die Tochter ſchicken möchte, oder daß es ihr ſehr gereuen ſollte, wenn ſie ſie zurückhielte. Während der Berathſchlagung kam der erſte Bediente zurück, und berichtete ſeinem Herrn, daß Agneſe ſich der Kirche näherte. Sogleich gab man dem Chore das Zeichen ſich bereit zu halten, und in dem Augenblicke, als die Schöne den Fuß in die Kirche ſetzte, das andere zum Anfang. Sie ſtimmten darauf die erſten Worte der gewöhnlichen Veſper der Jungfrau an: „Dies iſt die Jungfrau, die Weiſe,

„ und eine von der Zahl der Klugen.„ Die jungen Herren verloren also auf einmal ihre Unruhe, und die lebhafteste Freude zeigte sich auf ihren Gesichtern. Ich hörte, wie sie sagten, daß sich die Damen öfter das Vergnügen machten, sich von ihren Anbetern erwarten zu lassen, um ihre Ankunft desto angenehmer zu machen, und weil sie nach solcher ungeduldigen Erwartung sie desto mehr liebten.

Ich würde bey der großen Menge der Damen, die alle Augenblick in die Kirche traten, die schöne Abgöttinn nicht gekannt haben, wenn der junge Herr, der ihr so viel Weihrauch bereitet, ihr nicht entgegen gegangen, um sie zu empfangen und zu ihrem Platz zu führen.

Sie schien mir sehr sittsam gekleidet zu seyn. Ihr Kopf war mit einem schwarzen Schleyer bedeckt, der ihr beynahe bis auf die Füße reichte. Das ganze Gesicht war versteckt, wie es bey den römischen Damen gewöhnlich ist, wenn sie öffentlich erscheinen. Ihr folgte ihre Mutter, so wie dieses die Gewohnheit des Landes ist, daß die Töchter voran gehen, und die Mütter folgen. Nahe bey dem sogenannten Throne dieser Herren war für die Dame ein Stand bereitet, mit einer schönen Decke von blauem Sammt mit goldenen Fransen besetzt, mit großen Küssen, reich bordirt, worauf sie nebst ihrer Mutter kniete. Ich befand mich sehr nahe bey ihr, und ich bemerkte, wie sie sich während der ganzen Musik bemühete, unter dem Vorwande etwas auf dem Kopf zurecht zu stecken, einen Theil des Gesichts den jungen Herren zu zeigen, die ihre Augen einzig und allein auf sie gerichtet hatten. Sie lächelte ihnen von der Seite und gab ihnen Zeichen mit den Augen, ihr Busen war ärgerlich bloß, und wie sie nichts als den Schleyer hatte, der hernieder hieng und ihn bedeckte, so wußte sie ihn so geschickt spielen zu lassen, daß man blind seyn mußte, um nicht alles zu entdecken.

Während dieser ganzen Zeit, that die Musik Wunder. Was man sang, war mehrentheils aus dem hohen Liede genommen, und bezog sich mehr auf diese junge Dame, als auf die heilige Agnes, deren Fest man zu feyern vorgab.

Ich warf von ohngefähr die Augen auf ein Gemählde dieser Heiligen, das man auf den Altar gestellt, wo folgendes Tages die Messe sollte gelesen werden, und bemerkte bald, daß es das Portrait dieser Agnes Victorini war, ausgenommen, daß man den gewöhnlichen Glanz und Strahlen hinzugefügt, womit man die heilige Agnes sonst mahlt. Ich bemerkte also, daß der junge Herr nichts versäumt, seiner Dame seine Verehrung zu zeigen, und er ihr Bild deswegen auf den Altar gestellt, um sie auch von andern anbeten zu lassen.

Mitten in der Vesper nahmen zween der jungen Herrn ein großes Becken voll Blumen, und überreichten den anwesenden Damen Sträußer. Sie waren von Nelken, Rosenknospen und

Oran-

Orangenblüten; denn in Rom kann man zu allen Jahrszeiten Blumen von aller Art haben. Sie waren mit goldenen Faden zuſammen gebunden, nebſt einer ſehr ſchönen Schleife von drey bis vier Ellen Band. Jedes Bouquet mochte wohl zwey Thaler koſten.

Das erſte wurde, wie zu vermuthen, der ſchönen Agnes überreicht. Ich bemerkte, daß mitten zwiſchen den Blumen ſich ein Billet befand, das ſie alſobald herauszog, es in ihr Gebetbuch legte, um es zu leſen.

Es war mir unmöglich, den Inhalt zu entdecken, und ob ich mich gleich nahe bey ihr befand, und ſie während des Dienſtes es bey zwanzig mal eröffnete und las, ſo konnte ich doch nichts als dieſe zwey Ausdrücke: „meine Göttinn, meine Göttliche„ bemerken. So bald die Bouquets vertheilt waren, ſah man oben von den Gallerien eine große Menge gedruckter Zetteln herunter fliegen, die das Volk mit vielem Eifer aufzunehmen ſuchte. Es waren Sonnets zum Lobe der heiligen Agnes, die deutlich genug mehr auf die Dame, als auf die Heilige giengen, denn es war von nichts als von Siegen die Rede, eine deutliche Anſpielung auf den Namen Victorini.

Die Muſik dauerte vier Stunden, und es war ſehr ſpät, da man aus einander gieng, ſie war aber ſo vortrefflich, daß mir die Zeit keine halbe Stunde deuchte. Den andern Tag wohnte ich wiederum dem ganzen Dienſt bey, der mit aller Pracht und Feyerlichkeit gefeyert wurde, die man nur wünſchen konnte. Den ganzen Vormittag wurden eine Menge von Meſſen geleſen, und viele junge Geiſtliche (Abbés) laſen dieſen Morgen auf dieſem Altare, und vor dieſem ſchönen Bilde die Meſſe, um dem jungen Carpegne und ſeiner Dame ihre Hochachtung zu bezeigen.

Beym Anfange der hohen Meſſe, ſah man andere kleine Gedichte von der Gallerie herunter fliegen, einige waren zum Lobe des jungen Feſthalters geſchrieben, die andern beſangen die heilige Agneſe. Die Prieſter der Kirchen, die ſich dem Herrn Feſthalter für verbunden hielten, daß er ihre Kirche zu dieſer Feyerlichkeit erwählt (denn dieſe bringt ihnen was anſehnliches ein,) hatten dieſe Verſe aufſezzen laſſen, worin ſie ſeine Andacht und ſeine Verdienſte erhoben. Man hat Leute in Italien, die davon leben, daß ſie Lobgedichte machen, man nennt ſie Virtuoſi oder Dichter, ſie laſſen ſich billig finden. Giebt man ihnen den Inhalt, ſo hat man für einen Thaler nach kurzer Zeit ſein Gedicht, das man nur braucht drucken zu laſſen.

Eine Stunde nach Mittage war der vormittägige Dienſt geendigt. Die Damen begaben ſich in Häuſer die nahe bey der Kirche vom Frieden lagen, wohin ſie ihr Mittagseſſen hatten bringen laſſen, die Muſiker giengen in die Sacriſtey, wo man ihnen einige Stunden nachher große Schüſſeln mit Fleiſch und allerley Arten

von Weinen und erfrischende Sachen schickte. Durch einen Zettel ward angezeigt, daß die zweyte Vesper um drey Uhr ihren Anfang nehmen würde. Ich begab mich um diese Zeit in die Kirche, allein man schickte den Musikanten noch immer Speisen, und um fünf Uhr nahm der Dienst erst seinen Anfang.

Man beobachtete die nemliche Ordnung des Abends vorher, nur waren die Motets und Antiphonien geändert. Man fügte aber eine andere Cerimonie für die Damen hinzu. Sie bestand darin, daß man ihnen außer den Bouquets, auch große Schüsseln mit trocknen Confituren darbot, womit sie ihre Schnupftücher füllten, und also mit Blumen und Früchten beladen nach Hause giengen.

Der junge Carpegne, der sich nicht wenig mit diesem Feste einbildete, empfieng von seinen Gefährten große Lobeserhebungen, und ein anderer von der Gesellschaft, den die Reihe traf, bestimmte auf folgenden Sonntag die Kirche des heiligen Andreas, um ein ähnliches Fest der heiligen Catharine zu feyern.

Der Verfasser versichert, daß er bey seinem siebenjährigen Aufenthalt in Italien, alle Woche dergleichen Feste gesehen habe. Ich möchte doch wissen, ob dergleichen Feste jetzo noch üblich sind.

L.

Nachricht einen neuen Pflug betreffend.

Bey meinem kleinen Haushalt ist mir nichts mehr lästig gewesen, als die hier üblen und zum Pflügen so schlecht eingerichteten Pflüge. Ich ließ zwar vor vier Jahren von dem besten Meister hier in der Nachbarschaft einen Pflug verfertigen, allein ich erreichte meine Absicht nicht, er war vielleicht unter den schlechten der beste.

Ich entschloß mich, die hiesigen Pflüge genau zu untersuchen, und da in diesem Ort, wohl an die achtzig im Gebrauche sind, so habe ich doch zu meiner Verwunderung gefunden, daß keiner dem andern in seinen Theilen und Zusammensetzung gleich war, da sie doch Ein Meister meistens verfertiget hatte, und sie einerley Art von Länderey pflügen sollten. Ich machte also den Anfang mit meinem Pfluge und suchte, so viel wie möglich, dessen Hauptunvollkommenheiten zu entdecken, und ich fand

1) Daß dieser Pflug sehr schwer gehen mußte, weil er vom Kasten bis zu Ende des Grindels schief ist. Ziehe ich also eine gerade Linie (und stehe zur linken Seite des Pflugs) von der Griessäule bis zu Ende des Kastens, so stehet der Kasten fünf Zoll einwärts. Ziehe ich eine Linie von der Griessäule bis zu Ende des Grindels, so stehet der Pflug von vorne wieder sechs Zoll innerhalb der Linie. Aus diesem Fehler erfolgt ein zweyter, daß der Grindel nicht auf die Mitte des Pfluggestel-

les

les zu liegen kommt, sondern sechs Zoll mehr gegen dem rechten Rade liegt. Da also der Pflug nicht in gerader Linie steht, so ist er schwer zu ziehen, und das Haupt kann im Lande keinen stäten Gang haben.

2) Hat der Grindel auf dem Vordergestell zu viel Willen, weil die Wihe zu lang ist. Dadurch entsteht mit, daß das Haupt nicht accurat gehen kann, weil in rauhem Lande sich das Hintertheil vom Pfluge auf alle Seiten wirft, mithin eine schlechte Furche erfolgt.

3) Ist des Pfluges Haupt zu lang. Denn da dieser Theil mit dem Hintereisen (oder Schaare) in der Erde gehen muß, so ist es natürlich, daß, je kürzer das Haupt ist, desto leichter sich der Pflug ziehen läßt.

4) Ist des Pfluges Haupt von hinten zu zu breit, wodurch die Furchen 18 bis 19 Zoll breit werden. Da aber der gute Ackermann leicht einsieht, daß durch diese breiten Furchen das Land nicht klein genug bearbeitet, und das Unkraut nicht vertilget werden kann, so denkt er es wenigstens beym Saatpflügen zu verbessern, und will schmale Furchen machen, woraus wieder ein zweyter Fehler erfolgt, er muß den rechten Sturz etwas heben, wodurch das Haupt schief gehet, und es bleibt an der rechten Seite durch den ganzen Acker eine Kante stehen: mithin kommt das Land nicht egal herum.

5) Ist das Hintertheil von des Pfluges Haupt zu leicht. Will man den Pflug tief stellen, so geht zwar das Hintereisen (oder Schaare) etwas tiefer, allein das Hintertheil geht in der Luft, der Pflug gräbt also mit dem Hintereisen, (und geht auf der Nase,) dieses verursacht schlechte und höckerichte Furchen, und durch das Auflegen des Ackermanns auf die Stürze, welcher das Hintertheil gerne in die Erde haben will, wird es dem Pferde sehr schwer gemacht. Dieser Umstand äußert sich auch besonders, wenn das Land trocken wird und es lange nicht geregnet hat.

6) Ist der ganze Pflugkasten zu niedrig. Denn, wenn im rauhen Lande (wo Erbsen, Wicken, Sommersaat, oder Flachs schlecht gerathen sind, und das Unkraut überhand genommen) gepflüget wird, so hebt sich der Pflug aus der Erde.

7) Ist mit einer von den Hauptfehlern, welchen aber die vorhergehenden verursachen, daß man nicht tief pflügen kann. Wendet man gleich alle mögliche Mühe hierzu an, so kommt der Pflug doch nicht tiefer als höchstens drey Zoll, wenn eine leidliche Furche dabey bestehen soll.

Dieses sind also die Gründe, die mich bewogen haben, auf einen neuen Pflug zu denken, wo ich alle diese Fehler heben wollte. Durch vielfältige Versuche ist es mir endlich gelungen, daß ich vor zehn Monaten einen Pflug erfunden habe, der von allen diesen Mängeln frey ist. Ich hatte das Glück, endlich einen Meister zu finden, welcher mir so gefällig war, daß er seinen Vorurtheilen entsagte, seine Handwerksgebräuche so lange ruhen ließ, und sich

ganz nach meinem Modell, Abzeichnung und Meynung richtete, und wenn ein Stück zwey auch dreymal nicht gelingen wollte, so war er unverdrossen, das viertemal wieder an die Arbeit zu gehen.

Sobald mein Pflug fertig war, habe ich die hiesigen erfahrensten Ackerleute mit demselben pflügen lassen, damit sie mir anzeigen möchten, was sie für Fehler daran fänden. Sie versicherten mir einmüthig, „dieser Pflug „ gienge leichter, wie ihre Pflüge, er „ machte eine gleichere und schmälere „ Furche, bliebe immer gleich in der „ Erde, weil das Hintertheil vom „ Haupte, die nemliche Schwere hätte, als das Vordertheil mit der „ Schaare, er müßte ehender entzwey „ gehen, als daß er sich herausdrängen ließe. Es könnte mit diesem „ Pfluge sowohl zwey Zoll, als zehn „ Zoll tief gepflügt werden, es bliebe „ keine Kante stehen, das Land käme „ viel gleicher herum, und da die „ Schaar angeschraubt wäre, so könnte „ man sicher seyn, daß es durch die „ Knechte nicht verkeilet würde! Genug, sie wußten mir keinen Fehler „ anzugeben, als daß er schmale Furchen machte, mithin man an einem „ Morgen Land, wohl eine Viertelstunde länger zu pflügen hätte.„ Dieses habe ich ganz gern an meinem Pflug aussetzen lassen: denn ein verständiger Haushälter weiß die wesentlichen Vortheile hiervon.

Die Stellung dieses neuen Pfluges ist auf eine ganz andere Art. Der Grindel hat zehn Löcher. Stecket man den Stecknagel in das zweyte Loch, so gehet der Pflug zwey Zoll tief, und komme ich so bis an das zehnte Loch, so gehet der Pflug auch zehn Zoll tief. Zur rechten Seite innerhalb des Vordergestells sind an einem Nagel drey Keile befindlich. Will man fünf Zoll Land abpflügen, so legt man einen Keil herum in seine angebrachte Lage, daß das Ende nach dem Grindel zu steht. Will man sieben Zoll Land abpflügen, so legt man den zweyten Keil herum. Soll zwölf Zoll Land abgepflügt werden, so legt man den dritten herum. Diese Stellung hat die meisten Umstände verursacht.

Es sind gegenwärtig fünf Pflüge bestellt, und in der Arbeit, und wollte sich jemand etwa einen zur Probe machen lassen, so zeige ich hiermit den Verfertiger an. Er heißt Wittvogel, und ist zu Deinsen am Külfe, im Amt Lauenstein, wohnhaft.

Der Schmidt, welcher die Pflugeisen verfertiget, heißt Gerber, und ist zu Eime im Amte Lauenstein wohnhaft.

Der Preis dieses Pfluges wird 24 bis 30 gr. höher seyn, als der von den ordinairen, weil dem Meister die Arbeit davon noch nicht so geläufig ist.

Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Freytag, den 20ten December 1776.

Etwas über das Philanthropin zu Dessau.

* * *

Briefe an einen Freund.

I.

– Und Sie wundern sich, mein werther Herr..., wie Ihr College sein Urtheil über das Dessauische Philanthropin so plötzlich geändert hat? Sie wissen doch, er war um die Zeit in H..., als Ihre Freunde von Dessau zurückkamen, und hörte da andere Nachrichten und Urtheile, als er sich vorgestellt hatte. Gleich gab er nach, denn nun glaubte er die Sache von einer ganz andern Seite zu sehen. Aber was ist denn nun an dem Dinge, fragen Sie, und wie haben Sie es gefunden? Ueber meine Erwartung habe ichs gefunden, das muß ich Ihnen gerade heraus sagen. Ich dachte zwar nicht ganz so von der Sache, wie Sie. Denn Sie versicherten mir einmal, daß Sie bey der Lektüre Philanthropinischer Nachrichten, Vor- und Anreden, lobpreissender Beurtheilungen der Anstalt, und der dahin gehörigen Schriften in vielen öffentlichen Blättern ꝛc. gewöhnlich ⅔ für ökonomische Exclamation, andringende Empfehlung, affectvolle Aufforderung zum – hyperbolische Vorstellung dessen, was geschehen sey, und noch werden sollte, für zehnmal wiederholte einseitige unbestimmte Klagen über Schulnoth, unglückliche Methode und Verderben der lateinischen Schulen und gewöhnlichen Erziehung u. d. gl. abzurechnen pflegten; und daß ein männlicher kalter und kurzer Bericht von der Anstalt, wo Thaten und Wirkungen für die Wahrheit und Güte der Sache sprechen und zeugen könnten, Ihnen besser gefallen, und den Beyfall und das Vertrauen des Publicums eher gewinnen würde. Das letzte glaube ich gern, wenn nur für Männer von Ihrem Charakter und Geist, Nachrichten vom Philanthropin gedruckt werden dürften. Auch bekenne ich die Wahrheit Ihrer Maxime, daß man viele alte und neue Schriften gar nicht, oder doch nicht ganz versteht, wenn man nicht ein

richtiges Bild von dem litterarischen, politischen, moralischen und ökonomischen Charakter der Verfasser, von dem herrschenden Geschmack, der Zeit und dem Orte, wo sie lebten, vor Augen haben, und darnach den Werth ihrer Gedanken, und den wahren Gehalt ihres gepriesenen Schatzes prüfen, Ton und Ausdruck erklären, und in die reine simple Wahrheitssprache übersezzen kann. Nur die Anwendung mache ich nicht in jedem Falle, wie Sie. Bey vielen kritischen Schriften unsrer Zeit, Tages- und Wochenzeitungen, Journalen, Bibliotheken ꝛc. würde man sich allerdings sehr irren, wenn man da, wo die Herren über den Werth oder Unwerth einer litterarischen Erscheinung, Schrift oder That selbst raisonniren, die Sprache des Lobes und Tadels so verstehen wollte, wie die Worte lauten, oder nach dem gemeinen Sprachgebrauche gelten sollten. Da muß man freylich nach Ihrer Maxime manches abrechnen, den Schaum erst wegnehmen, und gemeiniglich wie wenig reiner Satz bleibt denn in den mehrsten Kritiken übrig! Sie fragen mich, ob ich Ihnen eine Zeitung oder Journal zu nennen wisse, worin mit der Unpartheylichkeit, Einsicht, Gelehrsamkeit, Reife, Erfahrung und Geschmack, aus eignem Denken, und mit richtiger fester Bestimmung wohin, wie fern und wozu über jedes große und kleine öffentliche Produkt des Geistes oder des Fleißes, über jede neue Anstalt oder Einrichtung zum Besten der Menschheit, und deren relativen Werth so geurtheilt würde, daß man sicher darauf bauen könne, und, wenn man zufolge der Anpreisung das Werk oder die Schrift nun vor andern wählt oder kauft, niemals betrogen würde? Ich bleibe Ihnen die Antwort schuldig; glaube aber, daß wir bey der jetzigen Lage unsers menschlichwissenschaftlichen Staatskörpers eine solche kritische Schrift, als Sie wünschen, weder haben, noch erwarten können und werden. Erinnern Sie sich nur, was einer unsrer besten Schriftsteller irgendwo sagt: „Die einzige wahre Kritik nach Jahren aus reifem ganzem Gebrauche, Gefühl und Ueberlegung des Buchs oder Werks, wo ist sie?„ Und ich setze hinzu: Leser, die eine solche Kritik nach ihrem Werth in jeder Situation des Lebens, auch da, wo gemeine Ehre und Verachtung mit ihren Folgen in kleinem Kreise davon abhängt, zu wägen und zu schätzen wissen, wie viele?

Indessen ließe sich für den Ton, den der Herr Professor Basedow in seinen Nachrichten vom Philanthropin, philanthropinischen Schriften ꝛc. besonders seit ein Paar Jahren angestimmt hat, noch manches zur Entschuldigung, auch zur Vertheidigung, sagen, wenn ich Ihnen eine Apologie für seinen Ausdruck und die Manier, womit er ankündiget und erzählt, schreiben müßte. Etwas rechnete ich auch vorher ab; und so fand ich im Philanthropin mehr, als ich erwartete. Die Anstalt selbst ist nun allerdings der größten

Auf-

Aufmerksamkeit und Unterstützung werth, und kann in mehr als einer Absicht unserm und dem kommenden Zeitalter sehr wichtig und wohlthätig werden. Noch immer muß ich den Muth, den Eifer und die charakteristische Standhaftigkeit des Stifters und der Lehrer in der Ausführung des Plans bewundern. Stellen Sie sich vor, was es kostete, einen Plan, wie der Basedowische war, alles eignen Aufwandes aufs Ungewisse, aller Demüthigungen und Hindernisse ohnerachtet, die theils die Kälte und Unthätigkeit derer, die helfen konnten, aber der Sache nicht trauten, theils der Undank und Spott, und die Verfolgung seiner Feinde ihm verursacht haben, dennoch bis dahin glücklich durchzusetzen; bey der Ausführung selbst noch hundert unvorhergesehene Schwierigkeiten mit Gedult zu überwinden, die ersonnenen Edukationsmittel, Kunstgriffe, Methoden, Spiele zu dem bestimmten Zweck der Verschiedenheit der Charaktere in den Gang zu bringen, oft nach den unerwarteten Bedürfnissen und Neigungen auf eine neue Art zu versuchen, zu ändern, zu bessern, jeden Keim des Guten zu beobachten und zu pflegen, jede Kritik zu prüfen, und das Gute zu behalten, täglich auf neue Erfindungen bey der Application in Fällen, die keines Menschen Geist und Klugheit bey dem Erziehungsgeschäffte voraussehen kann, zu sinnen, und das Resultat der besten Mittel und Einrichtungen, durch Erfahrung und glückliche Versuche zu bestätigen, und durch augenscheinliche Wirkungen jedem die Güte und Brauchbarkeit derselben zu beweisen.

Und dies Verdienst der Gedult und Vorsicht, des unermüdeten Fleißes, der unverdrossenen Aufopferung, des patriotischen Eifers, der Heiterkeit des Sinnes und der innigen treuen Vaterliebe zu den jungen Philanthropisten, wodurch die Anstalt gegenwärtig blühet, haben die Lehrer, und unter diesen besonders der Herr Professor Wolke, mit dem Erfinder und Curator des Philanthropins gemein. Man muß das Philanthropin selbst gesehen, und unpartheyisch geprüft haben, wenn man über die innere Einrichtung desselben richtig urtheilen will. Nur beym Anschauen der Sache, – versteht sich, daß man Herrn Basedows Schriften darüber auch gelesen hat, oder den Inhalt kennt, – trifft man den rechten Gesichtspunkt, woraus man den eigentlichen Werth der Anstalt, was Basedow verlangt, und wohin seine edle Absicht geht, absehen, und alsdann beurtheilen kann. Die Seele und Charakteristik dieser Erziehungsanstalt im Plan und in allen Nüancen der Ausführung, läßt sich mit Worten nicht ausdrücken. So viel Beschreibungen, Nachrichten ꝛc. auch davon gedruckt seyn mögen, so bleibt doch immer das Ganze dem größten Theil der Leser zu entfernt; und wie mancher macht sich an seinem Orte, nach seinen Ideen, nach dem Maaß seiner Einsicht und Erfahrung, und nachdem er für oder wider den Schrift-

steller Basedow mit oder ohne Interesse eingenommen ist, oft nur aus dieser oder jener Brochüre oder Tradition sein eignes Gemählde von der Anstalt; welches denn freylich hie und da das Gemisch von sonderbaren, bald enthusiastischen, bald komischen, flachen und unreifen Urtheilen hervorbringen muß, und bey vielen edlen Weltbürgern, die selbst philanthropinische Nachrichten zu lesen weder Zeit noch Beruf haben, das verdiente Interesse für das Gute, was in der Anstalt ist, nicht aufkeimen und wirken läßt. Nun will ich Ihnen erzählen, was ich selbst im Philanthropin gesehen, gehört und beobachtet habe. Dann werden Sie selbst urtheilen, und meine Gedanken über ihre Einwürfe, die ich im voraus vermuthe, werden Ihnen, wie ich hoffe, nicht unangenehm seyn. Zuerst muß ich Sie bitten, bey allem was ich erzähle, auf die Vorstellung billige Rücksicht zu nehmen: das Philanthropin ist eine neue eben eingerichtete noch wachsende Erziehungsanstalt, und hat noch lange den Grad der Reife und Vollkommenheit nicht erreicht, den es nach der Absicht des Stifters, wenn er ferner glücklich ist, erreichen wird. Die Zöglinge sind daher noch nicht in so viele Classen vertheilt, auch sind noch nicht so viele Lehrer da, als man wünschen möchte, und künftig anzunehmen willens ist. In der ersten Classe, worin der Herr M. Mangelsdorf als lateinischer Lehrer unterrichtete, waren damals a) nur drey junge Leute gegenwärtig, die aber alle, wie der Lehrer in Gegenwart meines Freundes, den Sie kennen, und des Herrn .... aus Hamburg, feyerlich versicherte, vor dreyzehn Monaten noch kein Wort Latein gewußt hatten. Sie waren von 12½ bis 16 Jahren, und vor ihrer Aufnahme ins Philanthropin in keiner litterärischen Schule oder Privatanstalt unterrichtet worden, weil sie theils von ihren Aeltern oder Vormündern vorher den Wissenschaften noch nicht gewidmet waren, theils dem Einen besonders auch die Gelegenheit gefehlt hatte. Im Anfange hatten sie den Unterricht in der andern Classe nebst den übrigen Kindern, wovon ich Ihnen nachher erzählen will, genossen. Durch diese Vorbereitung und den Fleiß des lateinischen Lehrers, waren sie nun so weit gebracht, daß sie einige alte lateinische Schriftsteller verstehen, richtig übersetzen, und Beweise von einer brauchbaren, und in den Jahren ihres Alters eben nicht gemeinen Alterthums- und Geschichtskenntniß in lateinischer Sprache gleich auf der Stelle, wo und wie sie gefragt wurden, geben konnten. Sie fragen ohne Zweifel, aus welchen Proben ich das schließen konnte! Doch nicht aus einer Lection, wo ein oder anderes Fragment schnell gelernter Weisheit so ganz artig, wie bey Schulprüfungen, zur Schau hingestellt seyn mochte! Wer weiß, wie lange die jungen Herren sich auf das Pensum, das Sie eben angehört haben, mögen vorbereitet, oder wie

a) Ich war am Ende des Julius 1776 in Dessau.

wie oft sie es vorher schon mögen gemacht, auch andere dadurch zu dem höflichen Geständniß vermocht haben: wo so viel ist, da ist noch mehr verborgen ꝛc. Verzeihen Sie, mein lieber Herr .... Dieser Verdacht trifft das nicht, was ich im Philanthropin gesehen und gehört habe; wie Sie selbst aus dem folgenden sehen werden. Weder Lehrer noch Schüler hatten sich darauf vorbereitet oder eingerichtet. Denn wer wußte da von unsrer Ankunft? Wir überraschten sie in ihren gewöhnlichen Stunden, und wollten zuhören.

Nur aus Gefälligkeit erbot sich der Lehrer, eine Probe machen zu lassen, wie die jungen Leute bisher in der Sprache, im Erklären classischer Schriftsteller, in der Antiquität, Geschichte ꝛc. wären unterrichtet und geübt worden. Er wählte aber nicht selbst, sondern überließ es den Fremden zu bestimmen, worüber er fragen, oder was die jungen Leute übersetzen sollten. Ich stand ihm eben am nächsten, und mir reichte er daher die neue, mich dünkt über drey Alphabet starke historische Chrestomathie, die vor uns auf dem Tische lag, – Sie werden sie vermuthlich schon bey dem Hofmeister des Herrn von ... gesehen haben – und wünschte, ich möchte daraus eine Stelle wählen, wo ich wollte, und sie den Jünglingen zur Probe, ob und wie sie im Philanthropin solche Schriftsteller zu verstehen gelernt hätten, vorlegen. Gleich beym Aufschlagen fiel mir, ohngefähr in der Mitte des Buchs, eine für Anfänger nicht ganz leichte Stelle aus dem Vellejus Paterculus, im zweyten Buche das 15 bis 17 Kapittel, in die Augen. Herr M. versicherte, sie hätten den Vellejus noch nie gelesen; indem diese Chrestomathie noch nicht lange heraus sey, und sie in der kurzen Zeit sich bis dahin außer andern Arbeiten nur mit den ersten Schriftstellern, die im Anfange stehen, beschäfftiget hätten. Zuerst zeigte nun der Lehrer in lateinischer Sprache den Inhalt und Zusammenhang dieser Stelle mit dem vorhergehenden, sofern er sich gleich darauf besinnen konnte und hier nöthig war, kurz an, und erklärte einige wenige nicht oft vorkommende Redensarten aus den Alterthümern. Darauf übersetzten die Jünglinge diese Stelle ins Deutsche mit Bedacht, richtig und kurz; und beantworteten nachher die Fragen des Lehrers über den Inhalt, über die vorkommenden Gebräuche und Redensarten aus der Antiquität, – er fragte aber viel mehr, als er vorher nur kurz angegeben hatte, – über die verschiedenen Bedeutungen der Worte und Redeverbindungen ꝛc. größtentheils lateinisch, nur, wo es nöthig war, deutsch mit einer Fertigkeit, die Sie würden bewundert haben. Ferner dictirte Herr M. ein Exercitium aus dem Stegreif, zur Probe, ob sie auch so fertig, oder noch besser lateinisch schreiben, als reden könnten. Der Inhalt dieser Uebung war aus der römischen Geschichte, wozu die Stelle im Vellejus Gelegenheit gab, Etwas

von

von den Schicksalen der Grachen; worauf weder Lehrer noch Schüler sich hatten vorbereiten können. Auch stellte er einem jeden der Anwesenden frey, nach Belieben etwas dazwischen zu dictiren. Die Jünglinge schrieben, was der Lehrer ihnen deutsch vorsagte, sogleich lateinisch nach, und fragten kaum zwey oder dreymal, ob sie diese oder jene lateinische Redensart hier brauchen könnten. Am Ende fanden wir zu unserm Erstaunen auf einer Folioseite – denn so viel hatten sie geschrieben, – keine grammatische Fehler, hie und da den ächten römischen Ausdruck, und Anlage zum guten Stil. Die Regeln der Sprachlehre wußten sie empyrisch, aber freylich nicht auf Märkisch, oder Langisch oder Cellarianisch anzugeben. Für das Philanthropin wird nächstens eine besondere Grammatik gedruckt werden. Um auch einen Beweis zu geben, ob die Philanthropisten Geschichte gelernt hätten, ersuchte mich der Lehrer, nach Belieben einen Zeitraum oder Abschnitt aus der alten oder neuen Universalhistorie zu nennen, worüber er fragen wollte. Ich wählte die Geschichte Kaiser Carls des V, Er versicherte gleich, daß schon einige Monate verflossen wären, da er diesen Theil der Geschichte sie gelehrt hätte; und dennoch beantworteten die Jünglinge die Fragen des Lehrers über eine halbe Stunde mit guter Besonnenheit und Einsicht. Und die Fragen bewiesen, daß der Lehrer sie über die gemeine compendiarische Oberfläche hinaus in das wahre Interesse und Pragmatische der Geschichte nach ihren Fähigkeiten zu leiten, sich bemühet hatte. Ueberdem wurde dies kleine historische Examen noch vorzüglich dadurch interessant, daß alles in lateinischer Sprache gefragt, und eben so ohne Anstoß von den Jünglingen beantwortet wurde. „Aber die Sprache hätte ich hören mögen! Das mag da ein lateinisches Geschwätz und Gemisch seyn! Mir thun die Ohren weh, ob ich gleich 26 Meilen von Dessau entfernt bin.„ Nicht so barbarisch, wie Sie sichs vorstellen, war die Sprache dieser Jünglinge in der ersten Classe des Philanthropins. Ich bin überzeugt, daß auf mancher Akademie, und in vielen lateinischen Schulen bey öffentlichen Disputationen, Examinibus, und andern feyerlichen Uebungen nicht besser und richtiger, und oft vielleicht nicht einmal so vorsichtig von den geschmückten jungen Herren Gelehrten gesprochen wird, als ich hier bemerkt habe. Den höchsten Grad von Genauigkeit, Cultur und Feinheit im Ausdruck dürfen Sie hier freylich im Anfange nicht suchen und erwarten: denn alle Sach- und Wortkenntniß und Fertigkeit dieser philanthropinischen Jünglinge war, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ein Product der Uebung und des Fleißes von dreyzehn Monaten.

Nun bedenken Sie, wenn die jungen Leute ferner solche Fortschritte machen, wie ich nach der Anlage im Philanthropin, nach den bisherigen Wirkungen der guten Methode, den mächtigen

tigen und lebendigen Reizungen der Wißbegierde und den fernern Ermunterungen zum Fleiße glaube und hoffe, wie viel sie nach zwey oder drey Jahren wissen und leisten werden?

„Gute Köpfe können allerdings viel leisten, werden Sie sagen. Wer weiß, ob die in der ersten Classe nicht Genies waren, die hundert andere ihres Alters in jeder andern Schule würden übertroffen haben.„ Der eine war freylich ein fähiger Kopf, und zeichnete sich besonders im Stil durch das eigne Gepräge seiner Ideen und durch einen leichten und kühnen Schwung in Ton und Sprache aus. Aber die übrigen schienen diese vorzügliche Anlage in dem Grade nicht zu haben; sondern von der Art zu seyn, wie man gewöhnlich in unsern Schulen sieht: Jünglinge, die sich zwar durch Fruchtbarkeit, Schärfe und Tiefe des Geistes im gelehrten Stande nicht über die gemeine Sphäre erheben werden, die aber durch Cultur, Uebung und Fleiß, immer brauchbare Männer im Staate werden können. Nun nennen Sie mir eine öffentliche oder Privatanstalt, wo man in so kurzer Zeit, und mit dem Erfolg, diese jungen Leute in Sprachen und Wissenschaften so weit würde gebracht haben, als ich Ihnen erzählt habe? Sie können sich leicht vorstellen, was nach der alten in den mehrsten Schulen gewöhnlichen Methode dazu gehört; und wie zufrieden Ihre würdigen und fleißigen Herren ... seyn würden, wenn sie jederzeit nur nach 3 bis 4 Jahren ihre Zöglinge, auch die besten, zu dem Reichthum von Sprach- und Sachkenntniß, und besonders zu der Fertigkeit in der lateinischen Sprache im Reden, Lesen und Schreiben bringen könnten. Aber nach der Methode im Philanthropin, und unter den Umständen in dieser Erziehungsanstalt ist es ganz begreiflich, wie das alles in der Zeit, und ich darf hinzu setzen, mit so gutem Erfolg und so gründlich gelehrt und gelernt werden kann. Denn hier ist der Unterricht unvermerkt durchs ganze frohe und geschäfftige Leben der Zöglinge verwebt, nicht todtes Wörterbuch, nicht hölzernes bemahltes Gedächtnißwerk, sondern zum wahren Bedürfniß und zur Nahrung für Kinder- und Jünglingsseelen bereitet: und dabey ist es ihnen allen so behaglich, und das Lernen für sie so angenehm und nothwendig, als das Rennen und Laufen bey ihren Spielen. Einer ermuntert und reizt den andern in jeder Tagesstunde, und bey allen Gegenständen, die sie mit den Lehrern in der Natur oder im Bilde sehen, kommen zugleich Ideen und Worte aus mehr als Einer Sprache in den Kopf, und nützliche Lehren ins Herz.

Von anzulegenden Brücken auf Heerstraßen.

In dem 77ten Stück des beliebten Hannov. Mag. von diesem Jahre finden sich am Ende einige Gedanken von anzulegenden Brücken auf Heerstraßen, wobey geäußert wird, daß, wo vorkommender Umstände wegen nicht

füg-

füglich steinerne Brücken anzulegen wären, die geschwinde Abnutzung der Bohlen von den vielen Frachtkarren mit schmalen hoch beschlagenen Rädern, die oftmalige Ausbesserung hölzerner Brücken gar kostbar mache; dahero in Vorschlag gekommen wäre, dergleichen Brücken pflastern zu lassen, und werden diejenigen, so davon schon Erfahrung haben sollten, ersucht, um des gemeinen Besten willen, ihre Gedanken darüber mitzutheilen.

Nun habe ich zwar von dem Bepflastern hölzerner Brücken eigentlich keine Erfahrung; nichts desto weniger fodert mich das gemeine Beste bey dieser Gelegenheit auf, von einer ähnlichen Erfahrung, welche noch leichter zu bewerkstelligen ist, zur nähern Prüfung, Verbesserung und etwanigem Gebrauch, einige Nachricht mitzutheilen.

In den hochgräflichen Reußischen Herrschaften, giebt es verschiedene hölzerne Brükken auf Heerstraßen über den durchströmenden Elsterfluß, die stark befahren werden. Ich kenne deren zusammen fünf von ziemlicher Länge. Der Mangel des Eichenholzes verstattet nur, daß man seine Zuflucht im Belegen der Brücken zum Fichten- Tannen- oder Kiefernholze nehmen kann, welches bieselbst leichter zu bekommen ist. Diese Brücken sind entweder mit Planken oder Bohlen von gedachtem schwarzen Holze, oder auch nur mit fest an einander gelegten jungen Stämmen, die wir Schaalhölzer nennen, von etwa 1½ Spannen im Umfange dick, belegt, letztere dergestalt, daß jeder einzelne Stamm auf beyden Seiten der Brücke, etwas weniges über die Straßbäume hervorragt. Bey jedem Joche ist ein Queerbalken oder Sohle, worauf die Stützen zum Geländer befestigt sind, angebracht, daß also diese unbehauene Stämme einen festen Halt haben, und Jochweise eingefaßt sind.

Bekanntlich kommen weder die Planken von Fichten- und Kieferholze den eichenen Bohlen an Festigkeit gleich, noch dauern jene in abwechselnder Feuchtigkeit und Dürre so lange als diese. Auch machen die schweren Frachtkarren mit schmalen hoch beschlagenen Rädern eine leichtere, und eben daher stärkere Verwüstung auf den weichen Planken, als auf den härtern eichenen geschehen kann. Am allermeisten würden diesen Unfällen die noch jungen unausgewachsenen Tannen- und Fichtenstämme ausgesetzt seyn, auf welche, wenn sie bloß lägen, schwere Karren und Frachtwägen noch größere verderbende Gewalt auszuüben vermöchten, so daß beynahe alle halbe Jahre eine neue Belegung der Brücken erfoderlich seyn würde.

In den Reußischen Herrschaften begegnet man aber diesem Uebel dadurch, daß man die Brücken mit grobem Kies aus dem darunter wegfließenden Flusse befährt, und solche beynahe eine halbe Elle hoch damit bedeckt. Solcher Kies wird in einigen Wochen durch den beständigen Gebrauch der Brücke im Fahren, Reiten und Geben dergestalt niedergedrückt und hart zusammen gearbeitet, daß er mit der Zeit einem Gusse von Estrich gleichet, und wenig Nässe durchläßt, die bis auf die unterliegende Planken oder Schaalhölzer dringen und Fäulniß verursachen könnte. Und da auch diese Beschüttung mit Kies die Gewalt und den Druck der Lastwägen aufnimmt; so leiden die Planken und Schaalhölzer gar wenig davon, und dauern mithin viele Jahre. Hiernächst ist, wenn auf der Oberfläche der Beschüttung Löcher entstehen, die Ausbesserung mit Ueberschüttung des Kieses ungleich leichter zu bewerkstelligen, als die Wiederinstandsetzung des bald ungleich und löchericht werdenden Pflasters.

Ob dies in Ihren Gegenden einige Anwendung leide, und damit ein Versuch zu machen stehe? überlasse ich näherer Beurtheilung.

K. S.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Montag, den 23ten December 1776.

Ueber den Nutzen der Landkarten und die Möglichkeit ihn noch zu erweitern.

Eine Landkarte und eine synchronistische Tabelle der Geschichte gehören, meiner Empfindung nach, unter die unerschöpflichsten Quellen des Vergnügens für den Geist. Welche Befriedigung! von jenen Zeiten, deren Gränzen sich unvermerkt unsern Augen entziehen, bis zu den Begebenheiten die wir selbst erfahren haben, herab, die Schicksale so vieler Nationen in Einem Blicke zu fassen. — Welch Vergnügen, ganze Staaten in Weltgrundrissen vor sich zu sehen, in ihre Lage und Himmelsgegend sich zu versetzen, und dann zu urtheilen. Hieraus ist begreiflich, warum schon die ältesten Zeiten, Versuche über dieses Hülfsmittel des Verstandes aufzuweisen haben. Für die ersten Erfinder geographischer Karten hält man die Aegyptier, ein Volk bey dem von jeher die Kunst zu Hause war, ganze Gedanken, ohne den verweilenden Schwarm von Worten, in Figuren auszudrükken. – Sesostris (so sagt Eustathius ausdrücklich) ließ schon einen Plan der Staaten die er durchzog verfertigen, und die Israeliten, Schüler der Aegyptier, bedienten sich eben der Kunst, ein Land das sie erobern wollten, durch Ingenieurs aufnehmen, und nach dem Plane unter sich vertheilen zu lassen. Sie sandten drey Kunstverständige vom Lager aus, mit der Instruction das Land zu beschreiben; und unerklärbar bliebe die Genauigkeit mit der man ein unbetretenes Land unter sieben Stämme eines Volkes theilen, und alle Bäche, Berge, und Krümmungen bemerken könnte a), wenn man nicht Kenntnisse in der Feldmeßkunst und der Stereographie bey den Kundschaftern der Israeliten voraussetzt.

In der Folge der Zeit waren den Griechen und Römern gewisse Entwürfe von Ländern ebenfalls nicht unbekannt. Allein die geographischen Werke eines Dionysius Periegetes, Strabo, Pomponius Mela und Plinius zeigen deutlich, daß man den

 eigent-

a) Josua 18, v. 8. 9. Cap. 19.

eigentlichen Gebrauch der Karten noch nicht eingesehen; denn alle diese Schriftsteller bezeichnen tausend Umstände durch ermüdende Wortbeschreibungen, die wir jetzt mit vieler Bequemlichkeit, durch Strich, Farbe und Gränzen andeuten. Die gelehrte Geschichte zeigt noch einige Monumente dieser Wissenschaft der Alten, die mit allen Künsten fiel, und sich mit ihnen wieder langsam aus dem Mönchsstaube erhob. Allein alles was man noch bis ins 16te Jahrhundert aufzuweisen vermag, ist bloßer historischer Entwurf der ohngefähren Lage, ohne Bemerkung der Höhe und Breite. Erst de l'Isle that der Wissenschaft durch Nützung astronomischer Beobachtungen diesen Dienst, – Haase brachte die Entwerfungsart der Karten selbst, auf feste, der Natur gemäße Regeln, und die kosmographische Gesellschaft in Nürnberg ebnete den Weg mit Glücke. Durch Johann Hübnern den ältern, ward das Landkarten-Wesen noch mit einem neuen Zeichen bereichert, welches etwas ausdrückte, das sonst nicht unterscheidend genug anzuzeigen war, nemlich die Illumination der Länder nach Besitz, und Herrschaft, und Schatz verbesserte dieses, durch genauere Bestimmung der Gränzfarben.

Die Schritte, welche man in den neuern Zeiten in Vervollkommung dieser Kunst gemacht hat, übertreffen die ältern Bemühungen sehr ansehnlich. Wir besitzen bereits einige ganz nach astronomischen Berechnungen verzeichnete Specialkarten, und verschiedene, die das Resultat genauer Messungen sind. Wir haben Blätter aufzuweisen, welche sogar der individuellen Bedürfniß der Reisenden zu Lande, in Rücksicht der Poststraßen, Stationen und Entfernungen ein Genüge leisten, und andere, die die Seefahrt durch Bezeichnung der Course, Tiefen und Bänke erleichtern. So wie denn auch hier die in öffentlichen Blättern angekündigte Erfindung, Landkarten wie Bücher zu setzen und zu drucken, eine Stelle verdient. – Und so ist diese Wissenschaft Weltgrundrisse aufzunehmen, vom ersten rohen, und auf unzuverläßige Nachrichten gegründeten Umrisse an, bis zu einem so richtigen Entwurfe der Lage, Clima und Entfernung der mehresten Weltgegenden, als zu den gewöhnlichsten Bedürfnissen hinreicht, gestiegen.

Bey der ersten Concurrenz so vieler Gedanken, die bey Betrachtung einer guten Karte unsere Seele ausfüllen, sollte man kaum glauben, daß sich noch mehrere Vollkommenheiten anbringen ließen, außer etwa denenjenigen, die von einer größern Genauigkeit und dem Gebrauche astronomischer Berechnungen abhängen. – Allein sollten nicht neben der Hauptidee, der Länder Lage, noch Gedanken Statt finden, die in Verbindung mit derselben, zu sehr nützlichen Bemerkungen führen würden? – Woher sonst der in neuern Zeiten von Naturkündigern geschehene Vorschlag, die mineralischen Producte eines Landes mit auf der Karte anzuzeigen, – oder

Bau-

Zaubers Einfall, durch die Illumination mit Farben die herrschenden Religionen in Europa und Deutschland zu unterscheiden. Wer den Einfluß der Religionsgrundsätze auf die Bevölkerung und Gewerbe eines Landes kennet, wird diesen Gedanken der Ausführung werth schätzen; allein es ist zu befürchten, daß er sich schwerlich mit der sogenannten methodischen Illumination nach Besitz und Regierung der Länder, vereinigen lassen werde, und dann ist es freylich unendlich mehr werth, den Umfang und Fläche eines Staates mit Einem Blicke zu übersehen, als noch so geschwind sich von der herrschenden Religion eines Landes zu überzeugen, die man leicht dem Gedächtnisse zu behalten giebt. –

Allein das alles, bleiben nur so lange Schwierigkeiten, als man diese oder jene neue Aussicht neben den bisherigen Hauptvorwurf der Landkarten pflanzt; – da muß man denn freylich mit Grunde befürchten, die Sachen so zu übersetzen, daß eine die andere unterdrückt. Sollte aber eben die geographische Kenntniß eines Landes nur der einige für Karten, Plane und Grundrisse geschaffene Gegenstand seyn? Kann man mit der Lage einer Erdfläche, nicht noch ganz andere, eben so nützliche Gedanken, als bloß die Herrschaft, Gränze und Größe verknüpfen, und diese jenen unterordnen, anstatt daß sie bisher den ersten Platz besaßen? – Wie wenn der Politiker sich des von der historischen Geographie bisher fast ausschließend genützten Landkarten-Wesens mit bemächtigte, und unter Beybehaltung einiger alten, und Hinzufügung neuer, zu seinen besondern Absichten brauchbarer Gegenstände, einem ganz besondern Geschlechte statistischer Karten – das Wesen gäbe, einem Entwurfe, wo die Lage und Gränze der Länder zwar als nothwendig beybehalten, und die Unterabtheilung der Districte als nützlich mit angemerkt würden, allein die Hauptgegenstände, Materialien der Statistik – Bevölkerung, Fruchtbarkeit, Erdreich, Gewerbe und Producte ausmachte.

Auf einem solchen Bogen würde der Staatsmann, er sey Fürst, oder brauchbarer Knecht des Fürsten, mit Einem Blicke, die Stärke oder Schwäche des Landes das er regiert, – oder dem er dient, sehen, – sehen, wo sein Menschen-Reichthum sich zureichend verzinse, ungenützt liege, oder gar verloren gehe. Getreuer als durch manche Berichte die den Leidenschaften fröhnen, würde er sich unterrichten, ob die Gewerbe einer Provinz oder Districtes dem Erdreiche und Lage angemessen sey, oder einer andern Leitung bedürfe. – Der Zustand der Bevölkerung, verbunden mit der Art des Erdbodens, legten ihm dann ohne Hülle den Plan vor Augen, wo und auf was Weise eine Vermehrung Statt finde, oder wo sie bereits ihr Maaß erreicht habe. Da würde mancher District, bey der mäßigen Zahl seiner Bewohner, überfüllt erscheinen, wo ein anderer bey der Menge von Leuten für öde erklärt würde, nachdem die Landesart und Lage das Re-

sultat bestimmte. Da würde denn der Politiker, wenn von Reichthum, Macht und Population die Rede ist, nicht mehr Land mit Land, sondern Landesart gegen ihres gleichen abwägen. Endlich füge man noch zu diesem allen die mögliche Bezeichnung der Landesprodukte hinzu, und schließe dann auf die Brauchbarkeit eines nach diesem Plane entworfenen Blattes.

Allein vielleicht sind alle diese Vortheile bloß ein angenehmer Schatten, eine Erscheinung, die bey näherer Beleuchtung verschwindet. – Man wird nicht im Stande seyn diesen Forderungen jemals ein Genüge zu leisten, oder vielleicht heben sie in der Ausführung einander auf. Ich gestehe es, so wenig man bisher von dieser Benutzung der Landkarten Gebrauch gemacht hat, sind die Schwierigkeiten nicht unansehnlich – größer, als daß man in den nächsten Jahren sich etwas an die Vollkommenheit gränzendes darin versprechen darf. Es fehlen fast allenthalben Data, es werden bey dem Verfertiger der Karte Landeskenntnisse vorausgesetzt, die man nur in Kammern, und da oft mit schlechtem Glücke sucht. Der technischen Schwierigkeiten die sich bey der Ausführung selbst, in der Verzeichnung und dem Ausdrucke finden würden, nicht zu gedenken. Allein dieses alles beweist noch lange nicht die Unmöglichkeit der Sache. Alles was daraus fließen kann, ist: daß zu dieser Arbeit ein anhaltender Eifer und hinreichende Kenntniß von Seiten des ersten Unternehmers, thätige Unterstützung aber von Seiten des Staates, für den er arbeitet, sich vereinigen müsse. Alle übrige Hindernisse aber werden durch eine detaillirte Beleuchtung des ganzen Gedankens verscheucht. – Folgendes mag einen Versuch davon abgeben.

Man setze eine gut gezeichnete Specialkarte eines Landes voraus, die genau genug verfertiget ist, um zugleich ein, wenigstens der Wahrheit so nahe als möglich kommender Maaßstab des Flächeninhaltes zu seyn, und groß genug entworfen ist, um außer den Namen der Oerter noch für die übrigen Bestimmungen hinlänglichen Platz zu lassen. – Eine solche Karte ohngefähr, wie unsere auf die Unterstützung des Königl. Dänischen Hofes von Seeland herausgegebene, oder die vor verschiedenen Jahren auf Befehl des Durchl. Herzogs zu Braunschweig von den Braunschweig-Wolfenb. Landen aufgenommene. Auf einer solchen Zeichnung werden die gewöhnlichen politischen Abtheilungen der Aemter, Districte, u. s. w. zwar beybehalten, weil sie, wie ich oben bereits bemerkt habe, in jedem Falle, großen Einfluß auf das Urtheil des Lesers haben können. Allein sie dürfen nicht durch den auffallendsten Charakter bezeichnet werden, das ist: nicht, wie auf gewöhnlichen Landkarten, der Hauptgegenstand der Illumination seyn, sondern nachdem solche zuvor nach Maaßgabe eines ganz andern Gesichtspunktes geschehen ist, werden die Gränzen der innern Abtheilungen eines Landes, bloß durch einen Umriß von einer starken, gut gewählten Farbe bezogen.

Wichtiger hingegen ist die Bezeich-

nung

ung der Beſchaffenheit des Erd-
eichs. Sie wirkt faſt auf jeden Schluß
en man von der Glückſeligkeit eines
andes und ſeinem Reichthume macht,
nd formirt alſo mit Rechte, Anſpruch
uf die Illumination mit Farben. Die
Methode nach welcher dieſe geſchehen
ann, iſt ſo verſchieden, wie der Witz
ines jeden ſie wählt, indeß würde die
atürlichſte und einfachſte den Vorzug
erdienen. Drey oder vier Hauptfar-
en könnten ſchon hinreichen die ver-
chiedenen Landesarten auszudrücken,
nd der Abfall derſelben vom Dunkeln
is zum Lichten, wiederum ein Unter-
cheidungszeichen, der Verſchiedenheiten
iner jeden Erdart unter ſich anzuzeigen.

So, wenn ich zum Beyſpiele den Sand überhaupt durch Gelb von den brigen Erdarten bemerken wollte, wür-
e ich dem ganz unfruchtbaren, dem flugſande, das höchſte Gelb zu-
ignen; dem gemeinen Heidetragen-
den, und zum Ackerbau nicht ganz
nfähigen, die Mittelfarbe dieſes Gelben, einem lehmigten, oder mit
ehrerm Ton und Humus vermiſchten, in Braungelb zum Charakter geben.

So wie die gewöhnliche Erdart, ein mit Lehm oder Thon vermiſchter Humus, hieran gränzt, ſo ſollte ein helles Braun ſie auf der Karte bezeichnen, ein feſter Thon aber, oder ſogenannter Kleyboden mit dem dunkelſten Braun ngedeutet werden. Wahrer Marſch-
oden, oder ein mit dem feinen Schlam-
ne eines Stroms bedecktes Erdreich ollte violet werden, und ſich dadurch
ehr, als wie man bisher ſelbſt in ſehr
etaillirten Grundriſſen gethan, von den Moorgegenden unterſcheiden. – Genauere Claſſen in Andeutung des Erdreichs getraue ich mich nicht fürs erſte ohne Befürchtung einer Verwirrung vorzuſchlagen.

Dieſem Gegenſtande iſt die politiſche Abtheilung der Diſtricte untergeordnet, und ich zweifle nicht, daß ein ſchicklicher Umriß, ohnerachtet der nach den Erdarten geſchehenen Hauptillumination, die Gränzen der Gouvernements und Provinzen werde hinlänglich in die Augen fallen laſſen.

Der Zuſtand der Bevölkerung iſt der merkwürdigſte, vielleicht aber auch ſchwerſte Ausdruck auf der Karte. – Wenn es hinreichend wäre zu wiſſen, wie viele Einwohner etwa ein Strich Landes ernährete, ſo leiſtete ſchon eine Zahl, das Reſultat einer Zählung oder der Geburts- und Sterbeliſten, der Abſicht Genüge. Allein den Politikern geht es wie dem Geizigen, je mehr ihnen zugeſtanden wird, nach deſto mehrerm verlangen ſie. Unbefriedigt durch die Angabe der Einwohner, werden ſie bald erfahren wollen, warum eben ſo viel, nicht mehr oder weniger Bewohner da ſind, und gemeiniglich iſt auch damit noch die Frage, ob die Bevölkerung im Zu- oder Abnehmen ſey? verknüpft. Beyde Nachforſchungen ſind von ſehr ausgebreitetem Nutzen für die Kenntniß des Landes und Beurtheilung ſeiner Stärke, und es muß nach meinem Plane für ihre Befriedigung geſorgt werden.

Eigentlich ſind es drey Hauptdata, woraus die Schlüſſe des politiſchen Arithmetikers fließen. Die Zahl der Einwohner, die jährlichen Ehen,

und die eheliche Fruchtbarkeit. Ein jeder der die Arbeiten in diesem Fache kennt, wird verstehen, was ich mir unter diesen gedenke. – Die Todtenregister, besser aber eine genaue Zählung schaffen zu dem ersten, die Kirchenbücher aber, zu den letztern beyden Datis Rath. Alle aber müssen in dem natürlichen Districte einer jeden mit Farben unterschiedenen Landesart, und jeder Stadt, und ansehnlichem Kirchspiele, mit Zahlen ausgedrückt werden. So würde ich es z. B. versuchen, in der Mitte einer solchen natürlichen Provinz den Quadrat-Inhalt der Fläche mit Römischen Buchstaben, unter dieser aber jene drey Angaben in Arabischen Ziffern auszudrükken. Z. E. $\frac{L.}{70,000.\ 1000}$; bedeutete, daß eine Fläche von 50 Quadratmeilen, 70,000 Einwohner enthielte, – daß von diesen jährlich 1000 heyrathen, und auf jede Ehe $4\frac{1}{2}$ Kind kommen. – Die Ausdrücke sind eingeführt, und die Bezeichnungsart nimmt kaum so viel Raum ein, als der Name des Ortes selbst.

Was wird aber aus solcher Karte nach 20 oder 30 Jahren werden, da alle die Angaben verändert sind? – Nichts anders, als man wird eine andere Karte stechen lassen, und die alte als einen authentischen Beytrag zur Landesgeschichte beylegen. – Aber die Kosten! – Nun die werden freylich größer als für eine Homannische Specialkarte seyn, allein was wäre es großes, wenn ein Freund der Statistik, ein Staatsmann oder ein Schullehrer alle 20 Jahre auch $\frac{1}{2}$ Thaler für eine solche Karte mehr ausgäbe? Und wer weiß, vielleicht setzt uns die oben gedachte Erfindung dieses Jahrs in den Stand, alle Jahr eine neue statistische Karte, wie eine Regententabelle, mit der alten zu verwechseln.

Leichter als dieses, wird die Bezeichnung der Gewerbe eines Landes; hat man doch schon Handelsstädte durch einen Mercursstab, und Reichsfreyheiten, durch einen Adler von andern unterschieden; warum sollte es nicht eben so leicht seyn, dem Ackerbau eine Sichel, den Manufacturen einen Hammer, dem Weinbau die Traube, u. s. w. zuzueignen. Jedes von diesen Zeichen fände so lange alleine Statt als eine Gewerbesart alle andere, die an einem Orte im Gange sind, zusammen genommen überträfe. Mehrere in ansehnlichem Grade neben einander blühende, würden mehrere Zeichen erfordern.

Endlich bleiben noch die Producte übrig. – Alle bloß natürliche Producte, als Korn, Holz, Vieh, u. s. w. lassen sich, weil ihre Anzahl nicht groß ist, durch Buchstaben ausgeschrieben, bemerken, wobey denn die Quantität der Gewinnung nicht zu vergessen seyn möchte. Was die Mineralien betrifft, so ist einem Theile derselben, in diesem Vorschlage bereits durch die Andeutung der Erdarten, ein hinlängliches Zeichen gegeben, die übrigen aber lassen sich leicht durch den Gebrauch der chemischen, und fast allgemein angenommenen Zeichen unserer angesehensten Mineralogen dem Auge deutlich machen.

Glückstadt. L. S==r.

Von

Von dem Unterſchiede des Julianiſchen, Gregorianiſchen und verbeſſerten Calenders.

Daß nunmehro durch einen Reichsſchluß feſtgeſetzt ſey, es ſolle Oſtern künftighin in der Proteſtantiſchen und Römiſchcatholiſchen Kirche beſtändig zugleich gefeyert werden, das weiß ein jeder, der am erſten Advent-Sonntage dieſes Jahrs den Gottesdienſt beſucht hat; weil die Verordnungen hierüber von den Kanzeln verleſen worden. Einige der Zuhörer wünſchen gewiß, die Veranlaſſung dieſer Veränderung genauer zu kennen. Dieſe Vorausſetzung hat folgenden Aufſatz veranlaßt.

Ein Sonnenjahr, oder die Zeit, welche die Erde gebraucht, den Thierkreis einmal zu durchlaufen, oder einmal um die Sonne zu kommen, ein ſolches Sonnenjahr iſt lang 365 Tage 5 Stunden 49 Minuten. Weil aber ein bürgerliches Jahr volle Tage fordert; ſo würden die aus der Acht gelaſſenen 5 Stunden 49 Min. ſchon in hundert Jahren einen Fehler von $24\frac{1}{4}$ Tag verurſachen. Dieſer Unterſchied der bürgerlichen- und Sonnenzeit, würde nach Verfließung vieler Jahre, den Landmann in der Beſtellung ſeines Ackers irre führen; und die Calender müßten in allen Geſchäfften, in welchen die Jahrszeiten einen Einfluß haben, unnütz werden. Das bürgerliche Jahr muß daher mit der Zeit des Umlaufs der Erde um die Sonne, ſo genau als möglich iſt, zuſammentreffen.

In dieſer Abſicht befahl Julius Cäſar 45 Jahre vor Chriſti Geburt, daß dem gemeinen bürgerlichen Jahre 365 Tage gegeben werden ſollten. Um aber den Verluſt der fehlenden 5 Stunden 49 Min. zu erſetzen, ſollte jedem vierten Jahre, Ein Tag nach dem 23ten Februar, eingeſchaltet werden; ſo daß jedes vierte Jahr, 366 Tage erhalten ſolle. Dies iſt das Julianiſche Jahr. Läßt ſich die Jahrzahl nach Chriſti Geburt durch 4 ohne Reſt theilen; ſo iſt daſſelbe Jahr ein Schaltjahr. Bleibt aber ein Reſt, ſo ſagt ſolcher, das wievielſte es von den dreyen gemeinen Jahren ſey.

Durch dieſe getroffene Einrichtung hatte man freylich viel gewonnen, weil aber der Schalttag jedem Jahre 6 volle Stunden gab, da ſolchem doch nur 5 Stunden 49 Minuten genommen worden; ſo hatte man jedem Jahre Eilf Minuten mehr gegeben, als genommen. Folglich war ein Julianiſches Jahr um Eilf Minuten größer als ein Sonnenjahr. Dieſer Ueberſchuß beträgt in hundert Jahren, 18 Stunden 20 Minuten, und in 400 Jahren, wächſt er zu 3 Tagen 1 Stunde 20 Minuten an.

Dieſe noch zu beträchtliche Unrichtigkeit bewog den Pabſt Gregorius im J. 1582, unter andern noch trifftigern Gründen, eine Veränderung des Julianiſchen Calenders zu veranſtalten, und das bürgerliche Jahr dem Sonnenjahre näher zu bringen. Weil wie geſagt 400 Julianiſche Jahre um 3 Tage 1 Stunde 20 Minuten größer als 400 Sonnenjahre waren; ſo ſollten in 400 Jahren, 3 Schaltjahre, nemlich das 1700, 1800, 1900 gemeine Jahre von 365 Tagen ſeyn; Hiedurch blieb zwiſchen der Sonnen- und bürgerlichen Zeit, in 400 Jahren nur ein Unterſchied von 1 Stunde 20 Minuten. Und es müſſen 7200 Jahre verfließen, ehe die Unrichtigkeit einen Tag beträgt.

Nicht allein die genauere Uebereinſtimmung der bürgerlichen Zeit mit der Sonnenzeit, war der Endzweck dieſes Gregorianiſchen Calenders; ſondern auch die gewiſſere Beſtimmung der Oſterfeyer und der damit verbundenen beweglichen Feſte, bewog

den Pabst, die Veränderung des Julianischen Calenders zu veranstalten. Die Römischcatholische Kirche nahm den Gregorianischen Calender an; die Protestanten weigerten sich dieser Annahme, sie behielten den Julianischen Calender bis im Jahr 1700.

Nach der Verordnung des ersten Nicäischen Concilii im Jahre 225, soll Ostern beständig den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmonde, welcher nach der Frühlings-Tag und Nachtgleiche fällt, gefeyert werden. Fällt dieser Vollmond auf einen Sonntag, so soll die Osterfeyer den nächsten Sonntag darauf seyn.

Nach dem Gregorianischen Calender, ward der Oster-Vollmond, mithin die Feyer dieses Festes, aus der güldenen Zahl, der Epacte und den Sonntags-Buchstaben, freylich sehr leicht gefunden, allein diese Rechnung bestimmt nur den Tag dieses Vollmondes, oder der Ostergränze, nicht aber die Stunde und Minute desselben.

Im Jahre 1700 ward durch einen Schluß der Protestantischen Reichsstände, der verbesserte Calender bey ihren Unterthanen eingeführt. Dieser ist nur darin von dem Gregorianischen unterschieden, daß der Oster-Vollmond nach Keplers Rudolphinischen Tafeln, und zwar für den Meridian von Oranienburg, wo Tycho de Brahe observirt hat, astronomisch berechnet werden soll. Und obgleich der astronomische Tag von Mittag anhebt; so sollte man doch in diesem Geschäffte, den Tag mit dem bürgerlichen Tage, von Mitternacht anrechnen. Im übrigen blieben 400 Jahre wie bey dem Gregorianischen Jahre um 1 Stunde 20 Minuten größer als 400 Sonnenjahre. Die astronomische Rechnung findet die Zeit des Vollmondes genauer, sie bestimmt solche auch in Stunden und Minuten.

Dieser Umstand, daß der Gregorianische Calender nur den Tag, der verbesserte auch die Minute und Secunde der Ostergrenze anzeigt, oder, daß die Rechnung durch die Sonnen- und Mondzirkel die Zeit des Vollmondes allgemein, die astronomische Rechnung nur für einen bestimmten Ort des Erdbodens findet, hat verursacht, daß in den Jahren 1724 und 1744 die Osterfeyer der Römischcatholischen und der Protestantischen Kirche um acht Tage von einander verschieden war. Denn der Meridian eines Orts bestimmt die Zeit der Tagesstunden dieses Orts, z. E. indem die Uhr des Nachts in Hannover 12 zeigt, so zeigt die Uhr eines andern Orts, der 15 Grade mehr östlich oder westlich liegt, im ersten Falle schon Ein des folgenden Tages, im andern erst Eilf des vorhergehenden Tages.

Nun wollen wir setzen, der Verfertiger des Gregorianischen Calenders finde, daß die Zeit des ersten Vollmondes nach der Tag- und Nachtgleiche ein Sonnabend sey; so ist die Osterfeyer der Catholischen Kirche, schon am nächst folgenden Tage. Der Astronom hingegen finde denselben Vollmond zu Oranienburg des Nachts zwischen Sonnabend und Sonntag um Ein Uhr. Nun ist es zu Oranienburg schon Sonntag, und die Osterfeyer der Protestantischen Kirche ist nach der Vorschrift des Nicäischen Concilii, erst den darauf folgenden Sonntag. Wäre die Lage von Oranienburg nur 16 Grad mehr östlich, so würden in dem angenommenen Falle beyde Kirchen zugleich Ostern gefeyert haben. Der gezeigte Unterschied beyder Kirchen, in Ansehung der Osterfeyer, kann nur eintreten, wenn die Gregorianische Ostergrenze ein Sonnabend ist.

Weil nun diese Verschiedenheit sowohl in den Gerichtshöfen, als auch in andern bürgerlichen Verrichtungen, zu unangenehmen Verwirrungen Gelegenheit geben kann; so ist es durch einen Reichsschluß in diesem Jahre festgesetzt, daß die Protestantische Kirche Ostern beständig mit der Catholischen Kirche in allen Fällen zugleich feyert.

N. Schmid.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Freytag, den 27ten December 1776.

Die Heilung einer ungewöhnlich großen Hasenscharte.

So gering die Heilung einer Hasenscharte geachtet wird, wie sie denn auch die mehrste Zeit ist, so haben es doch geschickte Aerzte efunden, daß sie oft nur mit vieler Mühe erlangt worden, oder gar nicht öglich gewesen, daß auch die Heiungsarten noch Verbesserung nöthig ätten. Daher denn seit einigen Jahn verschiedene Heilungsarten vorgeschlagen, welche bald gelobt bald getadelt worden, weil man eingesehen, daß n jedes Mittel bey allen vorkommenen Fällen kein Genüge geleistet. Aber ieses konnte auch nicht besser ausfaln, weil man, wie es scheint, die Eienschaften der Mittel nicht allezeit in rwägung gezogen und sie recht gehlt hat. Ich will, so viel sich in der ürze thun läßt, der bekannten Mittel nd ihrer Eigenschaften erwähnen.

Eine Hasenscharte zu heilen, geraucht man gemeiniglich das Messer der an dessen Statt die Scheere, die eftnadeln, die blutige Naht, ein beebiges Heftpflaster, oder das englische flaster, und sehr selten die vereinende Binde.

Das Messer schickt sich am besten zur Operation, weil man einen jeden Schnitt, der nöthig ist, aufs genaueste damit machen kann; welches von der Scheere mit Recht nicht kann gesagt werden, weil sie quetschet, selten gerade schneidet, und nicht tauglich ist, wie es die Umstände zuweilen erfordern, damit zu operiren; sie ist nur für diejenigen Aerzte zu gebrauchen, welche nicht operiren können oder nicht operiren sollten, weil sie keine feste Hand haben. Ich erinnere mich hierbey mit Schaudern einer Operation vermittelst der Scheere, welche ein großer gelehrter Arzt mit einer zitternden Hand unternahm, die aber so übel vonstatten gieng, daß er dem unruhigen Kinde einen nicht geringen Theil der Lippe schief abschnitt, und mit aller Mühe die Spalte nicht heilen konnte.

Die Heftnadeln sind in den mehrsten Fällen entbehrlich; es giebt aber dennoch Fälle, worin sie nothwendig sind, nemlich alsdenn, wenn die getrennte Lippe am Kinnbackenbeine keinen Widerstand findet, da denn die Ränder der Spalte, wenn die getheilte

Lippe äußerlich zusammen gezogen wird, sich einwärts krümmen, und sich nicht gehörig vereinigen. Die eisernen Nadeln werden zwar mit Recht getadelt, weil sie rosten und die Haut zerfressen; aber nicht viel weniger schädlich sind die silbernen, wenn sie mit eisernen Spitzen versehen sind, damit sie leichter durchstechen mögen. Besser ist es, wenn sie aus feinem Silber gemacht, ihre Spitzen in eine Platte gehämmert und spitz geschliffen werden, da sie alsdenn so gut wie die eisernen durchgehen.

Der sogenannten blutigen Naht möchte ich fast nicht gedenken, weil man ihrer entbehren kann, da die Heftpflaster ohne Schmerzen dieselbe Wirkung thun, und noch mehr die vereinigende Binde, oder wenn man sich dieser beyden Hülfsmittel zugleich bedient; besonders ist sie entbehrlich, wenn kein Mangel des Knochens da ist, und auch in diesem Falle ist sie oft der Nadel nachzusetzen, weil sie leichter ausreißt, auch der Knoten sich oft löset und nachläßt, und alsdenn eine neue Naht erfordert wird.

Ein gemeines Pflaster kann als Heftpflaster immer zureichend seyn, wenn es nur gut klebt, nicht zu weich ist, auch nicht zu dick auf die Leinwand gestrichen, und nur ganz schmal geschnitten ist, weil viele schmale Hefte eine schönere Narbe machen, als eine oder zwo Heftungen von breiten Pflastern. Dieses Pflaster hat vor dem englischen einen Vorzug, wenn der Ort, worauf es gebraucht wird, nicht trocken ist, nicht allein weil sich dieses Pflaster von der Feuchtigkeit der Wunde nicht leicht auflösen läßt, sondern auch weil die leinenen Fäden, wenn sie von der Wunde angefeuchtet werden, sich verkürzen, und die Ränder der Spalte zusammen halten, wenn nur ihre Enden lang genug sind und kleben bleiben. Das englische Pflaster hingegen, so vortrefflich es hält, wenn der Ort fast trocken ist, worauf es gelegt worden, nutzet an einem feuchten Orte nichts, (wie denn der Mund und die Nase der Kinder fast beständig feucht sind,) theils weil die Hausenblase sich von der Feuchtigkeit auflösen läßt, theils auch weil die Seide die Eigenschaft hat, sich, wenn sie feucht wird, zu verlängern, woraus erfolgt, daß sich die zusammengezogene Spalte wieder trennen muß.

Die vereinigende Binde hat ohne Zweifel vor allen Heftungen einen groſsen Vorzug, wenn sie nur geschickt angelegt worden, denn sie zieht nicht allein die Ränder der Wunde, sondern auch das Backenfleisch von beyden Seiten gegen die Spalte zusammen, und läßt durch ihren beständigen Druck nicht leicht zu, daß die Spalte wieder getrennt werde. Ich bediene mich seit vielen Jahren mit Nutzen einer Binde, deren einzelne Fäden sich auf der Spalte kreuzen, und die so breit ist, daß sie die ganze Spalte und den Rand der Lippe bedeckt, oder deren zwoer Binden, welche etwas schmäler sind. Diese Binde hat vor der gewöhnlichen einen groſsen Vorzug, weil

die

ie Spalte damit genauer vereinigt
vird; denn mit der gewöhnlichen
Binde, die nur der Länge nach einen
Einschnitt hat, wodurch ein Ende der-
elben gesteckt wird, zieht man nicht
elten den einen Rand der Wunde über
en andern, und macht eine ungleiche
Narbe, wie sie oft durch die Hestpfla-
ter entsteht, wenn sie zu breit sind.

Wie viel Mühe es aber noch man-
hem Arzte machen muß, die getrennte
ippe nur zusammen zu heilen, zeigen
ns unglückliche Curen genug, und
ehen wir auch bey dem französischen
Wundarzt Herrn Valentin, der den
chiefen Gedanken hegt, mit zwoen
angen die Ränder der Hasenscharte
u vereinigen, wie er es in seinen Re-
herches critiques &c. vorschreibt. Es
äre also kein Wunder, wenn es dem
Herrn Valentin nicht an Gelegenheit
efehlt hat, große Trennungen des
Kinnbackenknochens und des Gaumen-
eins zu sehen, daß er es sich hätte
infallen lassen mit seiner Zange die
Knochen wieder zusammen zu zwingen.
lber diese Zange des Herrn Valentin
ürde auch bey einer großen Spalte
er Knochen, wie bey der getrennten
ippe, nicht allein unnütz, sondern auch
ewiß schädlich seyn, weil man die
Knochen mit einer ziemlichen Gewalt
n ihre natürliche Lage beugen muß,
as aber nicht in einem Tage, sondern
ur in einigen Wochen geschehen kann,
elches dem Patienten unleidliche
Schmerzen, und wo der Druck am
ärksten angebracht worden, Quet-
chung und Geschwüre erregen würde,
wenn man Hülfe davon haben wollte;
aber dieses würde die Heilung verhin-
dern, weil man nach entstandenen Ge-
schwüren damit nicht fortfahren dürf-
te, oder wenn man grausam genug
wäre, könnte man doch nur eine un-
vollkommene Heilung von der Zange
hoffen, weil sie nicht an alle Theile des
Kinnbackens drücken, da nicht drücken
kann, wo es der Zustand erfordert,
weil sie nur in gleicher Entfernung
von ihrer Zusammenfügung drückt,
nur an zween Orten, und zwar mit
gleicher Kraft wirkt, welche Gleich-
heit der Kraft schädlich seyn kann,
wenn die Theile, welche gebeugt wer-
den müssen, von ungleicher Steifigkeit
sind.

Doch man denkt nur noch daran
das Fleisch zu vereinigen, aber um die
Knochen bekümmert man sich nicht,
es wäre denn, daß nur ein kleiner Theil
desselben hinderlich wäre, welchen man
mit der Zange abkneipt, um die Spalte
der Lippe desto geschwinder heilen zu
können.

Ich wage es also eine Beschreibung
einer Hasenscharte und deren Heilung,
welche bisher, so viel ich weiß, für
unmöglich gehalten worden, vor Au-
gen zu legen, und zweifle nicht, daß
vernünftige Wundärzte es mir gut
heißen werden, wenn ich zum Nutzen
meiner Nebenmenschen mit dem mir
anvertraueten Pfunde zuweilen wu-
chere.

Es ist zwar bekannt, daß eine kleine
Spalte des Kinnbackenknochens und
des Gaumenbeins oft von der Natur

geheilt, und die getrennte Lippe nicht selten von den Aerzten ohne viele Mühe wieder vereinigt worden; aber diese Zufälle sind von der Beschaffenheit gewesen, daß die Theile der Knochen nicht weit von einander gestanden, der Kinnbackenknochen entweder gar nicht oder nur wenig vom Gaumenbeine abgewichen gewesen, und fast gar kein oder nur wenig Hinderniß gesetzt hat, die getrennte Lefze zu vereinigen. Von diesen Curen findet man viele Beyspiele, mit deren Schriftstellern ich dieses Blatt nicht anfüllen mag. Ist aber der Kinnbackenknochen vom Gaumenbeine weit entfernt, so findet keine Heilung als nur durch die Kunst Statt: denn weil sich die Knochen nicht selbst krümmen können, auch, außer dem Backenfleische, das sie nur wenig drückt, in keiner Verbindung stehen, die sie zwinget sich wieder anzulegen, so wachsen sie ihrer einmal genommenen Richtung nach fort und bleiben getrennt.

Ich komme nun zur Beschreibung der Hasenscharte selbst, die mir Gelegenheit gegeben hat, diesen Aufsatz zu machen.

Es sind ohngefähr zwey Jahre, als ich hier in der Stadt zu einem Kinde, weiblichen Geschlechts, das kaum das Licht erblickt hatte, gerufen wurde, um einen Rath mitzutheilen, wie man der ungestalten ein gutes Ansehen wieder geben könnte. Bey meiner Untersuchung fand ich die obere Lippe bis ins linke Nasenloch gespalten, und die Ränder der Spalte anderthalb Zoll von einander entfernt, welche, nachdem ich sie mit ziemlicher Kraft der Finger zusammen gezogen hatte, dennoch einen halben Zoll Raum zwischen sich ließen. Zugleich fehlte die erhabene Linie an der linken Seite der Grube, welche sich gewöhnlich in der oberen Lefze unter der Nase befindet, fast ganz, und aus dem noch merklichen Theile derselben konnte man höchst wahrscheinlich schließen, daß fast ein halber Zoll der Lippe fehle. Die obern Kinnbacken waren zwischen den beyden Schneidezähnen der linken Seite völlig getrennt, von den Gaumenbeinen bis an die Backenzähne weit abgesondert, und endigten sich mit zwoen Spitzen, welche fast dreyviertheil eines Zolles von einander standen. Das linke Gaumenbein war seiner ganzen Länge nach gespalten und selbst das Zapfenfleisch getrennt. Am mehrsten verunstaltete das Gesicht das ausgewichene Kinnbackenbein der rechten Seite, welches den größten Theil des Gesichts ausmachte, mehr Nahrung bekommen hatte, und dessen Wuchs fast gerade vorwärts gegangen war. Hierdurch waren die Nasenbeine mit nach der rechten Seite gewichen, und durch den Widerstand des linken Kinnbackenbeins sammt den Nasenflügeln so von einander gezogen, daß die Spitze der Nase sich nach der linken Seite lenkte, und die beyden Flügel wie eine gespannte Decke über der Spalte lagen. Mit der Zunge konnte das Kind frey durch das linke Nasenloch kommen, weil es mit dem Munde

nur

nur Eine Höle ausmachte, und dieser Ursache wegen auch nicht saugen konnte; auch konnte man durch das Nasenloch, wenn das Kind die Lippen nicht sehr zusammen drückte, bis in den Hals sehen.

Um den Aeltern den unangenehmen Anblick erträglicher zu machen, legte ich sogleich eine vereinigende Binde an, die Spalte zu bedecken.

Obgleich ich zwar einsah, daß die Heilung nur mit vieler Mühe zu erhalten stünde, so hielt ich sie doch nicht für unmöglich, auch nicht für ungewiß, wenn man nicht dabey ermüdete, weil es mich deuchte, daß zur Cur nichts mehr erforderlich seyn würde, als die getrennten Knochen wieder zu vereinigen, und ihnen zugleich, so viel als möglich seyn würde, ihre natürliche Gestalt zu geben.

Ich erinnerte michs, daß ein Volk gewohnt sey der Kinder Köpfe durch Drücken und Binden in eine spitzige Gestalt zu bringen, und, ihrer Meynung nach, dadurch schöne Köpfe gebildet. Auch fiel es mir aus eigener Erfahrung ein, wie sehr man die weichen Knochen der Kinder in seiner Gewalt habe, wenn sie mit schiefen Gelenken, ohne Verlust der Knochen geboren worden; welcher Zustand eintreten kann, wenn das Glied eine gezwungene Lage im Mutterleibe hat, wodurch die Knochen des Gelenks an einer Seite mehr gedruckt werden, als an der andern, und auf diese Weise der gedrückten Seite die Nahrung und der Wachsthum verringert wird. Dieses Uebel hebt man, wenn man das Glied bald nach der Geburt, da die Knochen noch weich sind, durch einen zuträglichen Zwang, von Zeit zu Zeit wieder in seine natürliche Lage zurückbringt, und darin zu erhalten sucht. Es war mir auch bekannt, daß, wenn man eine Schnur oder eine Binde um einen runden Körper zwinget, der Druck derselben an allen Seiten gleich stark nach dem Mittelpunkte wirke, und daß es in meinem Belieben stehe, durch so viele Erhabenheiten als ich zwischen die Schnur und den Körper anbringen würde, zu machen, daß die Kraft der Binde auch nur vorzüglich auf so viel Stellen drükken und desto stärker auf diejenigen Stellen wirken müsse, welche ich vor andern erhoben hätte. Mehr brauchte ich, meiner Meynung nach, nicht zu wissen, um die Hoffnung zu haben, dieses Uebel glücklich heilen zu können, da das Kind übrigens gesund war, die Lefzen eine große Dehnbarkeit besitzen, und bey den weichen Theilen, die der Heilung widerstehen würden, ein geringer Handgriff oder das Messer Hülfe schaffen könnte.

Die Beugung und Vereinigung der Knochen suchte ich also durch eine vereinigende Binde zu erlangen: ich legte nemlich den mittlern Theil einer Binde, die etwas über einen halben Zoll breit war, auf den vordern Theil einer wohl passenden Mütze am Vorderkopfe des Kindes an, und befestigte sie daselbst mit Nadeln; die beyden Enden der Binden aber leitete ich an den

Schläfen über die Backen herunter, so daß die Augen nicht gedrückt wurden. Hierauf steckte ich den mittlern Theil einer vereinigenden Binde im Nacken an der Mütze fest, führte deren beyde Enden unter den Ohren und über die beyden Enden der Binde, welche ich am Vorderkopfe befestiget hatte, bis an die Spalte fort. Darauf legte ich an die Mitte und auch auf den vordern Theil des rechten Kinnbackenknochens, von welchem ich gemeldet habe, daß er der stärkste Theil und am mehrsten auswärts gewachsen wäre, folglich am mehrsten mußte gezwungen werden, eine Compresse, welche noch einmal so breit war wie die vereinigende Binde, mit der Vorsichtigkeit an, daß der anhangende Theil vom linken Kinnbackenknochen nicht gedrückt werden konnte. Diese Vorsichtigkeit hatte wenigstens den Nutzen, es zu verhindern, daß der anhangende Theil, weil er bey neugebornen Kindern nur eine schwache Verbindung hat, von dem Knochen, dem er anhieng, nicht mochte getrennt werden, woraus zwar kein großes Uebel, doch aber dessen Abweichung, und aus derselben in den Theilen die diese Knochen bedecken und mit einander verbinden, unnöthige Schmerzen und Verzögerung der Heilung hätten entstehen können, indem dadurch der Verband, wenn ein Theil weichet, nicht fest genug auf den Knochen, der gekrümmt werden muß, drückt, auch wenn Schmerzen entstanden, die Verbindung unerträglich wird. Eine dritte Compresse legte ich nahe an das Ohr auf den linken Kinnbackenknochen, damit nur so wenig als möglich der Druck auf den vordern und schwachen Theil dieses Knochens fallen möchte, und die schiefe Richtung des Gesichts gehoben würde. Ueber diese Compressen und über die Enden der Binde, welche vom Vorderkopfe herabhiengen, zog ich die vereinigende Binde mit hinlänglicher Gewalt zusammen, und führte ihre Enden nach der Scheitel, ohngefähr drey Zoll höher als ich die Binde angelegt hatte, und befestigte sie daselbst. Die Enden der Binde, welche vom Vorderkopfe herunter hiengen, und unter der vereinigenden Binde lagen, führte ich, nachdem ich sie gehörig angezogen hatte, auch auf die Scheitel und machte sie fest. Diese beyden Binden machten zusammen einen festen Verband; sie mußten aber vorsichtig angelegt werden, weil die Nase nicht widerstehen konnte, wenn die vereinigende Binde aufwärts glitschte, da die spitzen Enden der Kinnbackenknochen sehr geschickt waren, sie sowohl aufwärts als in den Mund gleiten zu lassen.

Wie ich nun einige Tage, auf jetzt beschriebene Art, den Mund verbunden hatte, und die Kinnbackenknochen sich näherten, merkte ich, daß die Spitze der Nase, anstatt in die Höhe zu wachsen, sammt dem linken Nasenflügel in die linke Nasenhöle gepreßt wurden und immer mehr, je mehr die Knochen sich wieder näherten und die Spalte der Lippe zusammengezogen wur-

wurde. Es war also ein Mittel nöthig diesen Miswachs zu verhindern. Ich ließ einen Cylinder aus Elfenbein drechseln, der ohngefähr anderthalb Zoll lang, drey Linien dick, und auf beyden Enden rund war. Durch die eine Hälfte dieses Cylinders ließ ich drey Löcher in gleicher Entfernung und nach gleicher Richtung bohren, zog durch jedes Loch einen doppelten Faden, verknötete sie auf beyden Seiten des Cylinders, daß er auf den Fäden nicht konnte bewegt werden. Hierauf schob ich den Theil des Cylinders der keine Fäden hatte in das linke Nasenloch, hob mit demselben die Nase in die Höhe, drückte das andere Ende desselben, wodurch die Fäden gezogen waren, auf den Verband, und befestigte die Fäden an der Mütze über den Ohren des Kindes. Und nun wuchs die Nase aufwärts, und ohngefähr in sechs Wochen waren die Kinnbackenknochen völlig, auch der vordere Theil des Gaumenbeins etwas wieder zusammen gebracht, und die getrennte Lippe ließ sich mit den Fingern an einander ziehen.

Da ich aber die Lippe operiren wollte, fand ich nicht weniger Schwierigkeit, denn der linke Theil derselben hatte nach der untern Lippe zu den mehrsten Mangel am Fleische, war wegen der ungleichen Trennung kürzer, und wegen der starken Spannung schmähler, als der Theil derselben an der rechten Seite, und sein Rand lief von dem Nasenflügel bis in den linken Winkel des Mundes so rund zu, wie ohngefähr die Oberfläche einer Kugel, welche drey Zolle im Durchschnitte hält, daß man kaum sehen konnte wo die Spalte sich endigte. Diese ungleiche Beschaffenheit der getrennten Lippe verursachte, daß ich, sowohl am Rande der Lippe, als auch an der Scheidewand der Nase und am linken Nasenflügel, die Oerter, so weit die Fasern getrennt waren, und auch der Schnitt nöthig war zu machen, mit Wasser, worin ich Höllenstein aufgelöst hatte, (wovon man weiß, daß es die Haut auf einige Tage schwarz färbt,) bezeichnete, damit ich sehen könnte, wie viel ich von jedem Theile der Lippe wegschneiden müßte. Nachdem ich diese bezeichnete Oerter untersuchte, fand sichs, daß die Wunde am linken Theile der gespaltenen Lippe um ein Viertheil länger seyn müßte, als am rechten Theile derselben, wenn alle Fasern verwundet, und mit denen, wovon sie getrennt, wieder vereinigt werden sollten. Diese Ungleichheit war theils von dem Mangel des Fleisches, theils von der starken Zurückziehung des Backenfleisches entstanden; der Mangel des Fleisches hatte an dem linken Theile der Lippe durch die schiefe Trennung schon einen längern Rand der Spalte zurückgelassen, welcher durch die Spannung, wodurch die Fasern unter sich mehr entfernt werden, noch mehr verlängert worden. Obgleich aber die Ränder der Theile der Lippe von ungleicher Länge waren, so wäre es doch nicht schicklich gewesen, den kürzern Rand durch den Schnitt dem andern gleich zu machen, denn das heißt, noch mehr verstümmeln

und

und den Mund kleiner machen als es nöthig ist; auch durfte der Schnitt in dem linken Theile der Lippe nicht kürzer gemacht werden, weil alsdenn nicht alle getrennte Fasern wieder vereiniget werden konnten, und ein Theil der Lippe hervorgeragt haben würde. Diese Ungleichheit der Ränder hebt sich durch die neue Verwachsung selbst, wenn man nur die untersten Fasern genau gegen einander bringt, und so auch die obersten, daß sie zusammen wachsen können, so werden die mittelsten zugleich gezwungen ein schickliches Ganzes auszumachen, indem die gespante Faser die weniger gespannte anzieht, und diese jener nachgiebt.

Ich operirte also mit einem Messer den abgemessenen Theil von dem rechten Theile der Lippe, und schnitt zugleich ein dünnes Stück von der Scheidewand der Nase ab, damit sich der linke Nasenflügel mit ihr vereinigen konnte. Nachdem ich auch an dem linken Theil der Lippe die Operation gemacht und auch etwas von dem Nasenflügel abgeschnitten hatte, suchte ich das Bluten zu a) stillen, welches am linken Theile der Lippe etwas mehr Geduld erforderte, weil ein groſser Ast der Lefzenpulsader muſste zerschnitten werden, aber nach dem Drucke, den ich mit den Fingern anbrachte, sich bald beruhigte.

Da ich nun so weit gekommen, versuchte ich die Theile der Lefze zusammen zu ziehen, welches sich auch mit einiger Kraft thun lieſs; ich fand aber daß der Nasenflügel nicht von der Stelle zu bewegen war, sondern fest an dem Kinnbackenknochen anhieng, und also mit der Scheidewand der Nase nicht konnte vereiniget werden. Um die Heilung aber nicht unvollkommen zu machen, lösete ich den Nasenflügel mit einem Messer von der Beinhaut ab, befestigte ihn mit einer silbernen Nadel an der Scheidewand der Nase, so daß der Nasenflügel gleichsam in freyer Luft hieng, weil die Kinnbackenknochen kaum zwo Linien breit in der Mitte der getrennten Lippe sich berührten, übrigens aber unter der Spalte fehlten, und die Nadel den Nasenflügel unterstützen muſste. Die untersten Theile der Spalte vereinigte ich gleichfalls mit der Nadel, wegen Mangels des Knochens, und weil kein Pflaster sie, wegen der starken Spannung, zusammen halten konnte. Den mittlern Theil der Spalte aber vereinigte ich durch eine schmahle vereinigende Binde, und suchte dabey zu verhüten, daß von derselben das Fleisch auf den Nadeln nicht gedrückt werden möchte, weil es dadurch gequetscht wird, Entzündung und Schwärung verursacht.

Der Schluß folgt künftig.

a) Ich erwähne der Stillung des Bluts nur deswegen, weil ich mich erinnere gelesen zu haben, daß ein Marktschreyer eine Hasenscharte operirt, sie geschwind verbunden, und sogleich davon gegangen, das Kind aber nach wenigen Stunden gestorben sey. Wie man nach der Ursache eines so plötzlichen Todes forscht, wird eine Menge geronnenen Bluts im Halse des Kindes gefunden, woran es vermuthlich erstickt.

Hannoverisches Magazin.

105tes Stück.

Montag, den 30ten December 1776.

Schluß der Abhandlung über die Heilung einer ungewöhnlich großen Hasenscharte.

Aller Vorsichtigkeit aber ohngeachtet, sah ich mich doch, wegen der großen Spannung der Lippe und da das Kind oft weinte, genöthigt, am vierten Tage die Nadeln wieder auszuziehen, weil das Fleisch sich entzündet und angefangen hatte zu schwären. Zum Glücke war der Nasenflügel größtentheils festgewachsen, und auch wohl zwo Linien lang in der Mitte die Spalte vereiniget, wo das Fleisch auf dem kleinen Raume der zusammengebrachten Knochen und unter der vereinigenden Binde gelegen hatte.

Ich heftete darauf mit dem englischen Pflaster die Spalte aufs genaueste zusammen, und kreuzte eine vereinigende Binde, welche ich im Nacken angelegt hatte, auf dem Rande der gespaltenen Lippe, führte die Enden nahe unter den Augen weg nach der Scheitel zu, damit der Rand der Lippe gegen die Kinnbackenbeine gedrückt werden möchte, und befestigte sie daselbst. Eine andere Binde führte ich da, wo ich die vorige geendiget hatte, vom Kopfe herunter, zog damit, so viel sichs thun ließ, die Nasenflügel zusammen und steckte sie im Nacken fest. Die dritte Binde legte ich so an, daß sie sich auf der Mitte der Spalte kreuzete, und nahe unter und über den Ohren lag. Diese Binden mußten so lange liegen, als sie fest genug und nicht zu steif waren von der Futterung, welches nicht konnte vermieden werden, da das Kind nicht saugen konnte, und das genommene durch das linke Nasenloch wieder heraus gab; denn die steifen Binden und Compressen verletzen leicht das Fleisch worauf sie drücken, welches viel Hinderniß bey der Heilung macht. Auf diese Art fuhr ich fort zu verbinden, bis ich nicht mehr merken konnte, daß die Spalte weiter zusammen wuchs, und bis die Ränder derselben mit Haut überwachsen waren.

Um die Haut von den Rändern der noch zurückgebliebenen Spalte abzulösen, bediente ich mich einer hölzernen Sonde, tauchte sie in Vitriolöl, und schwenkte sie stark, daß kein Tropfen

daran hängen blieb, und bestrich damit die Haut die der Vereinigung der Spalte hinderlich war. Wenn man so verfährt, wird von dem Beizmittel nur das, was der Heilung hinderlich ist, berührt; auch die kleinste Ritze, die wegen der angewachsenen jungen Haut nicht vereiniget worden, kann vermittelst einer spitzen Sonde und des Vitriolöls zur neuen Wunde gemacht und geheilt werden.

Dieses Etzmittel hat vor vielen andern noch den Vorzug, daß es geschwinde wirkt, und nicht lange quält, wie die übrigen Mittel von dieser Art; auch fließt es nicht, wenn es mit der zuvor beschriebenen Behutsamkeit gebraucht wird, wie andere ätzende Mittel, die nicht selten das zerfressen, was man gerne erhalten hätte, und dadurch die Heilung mühsamer und weniger glücklich machen. Ich muß hierbey überhaupt von den Beizmitmitteln erinnern, daß man sie nicht zu oft anbringen müsse, weil sonst die Schwärung zu groß wird, und die junge Narbe wieder auflöst.

Diese Berührung ist dem wiederholten Schnitte weit vorzuziehen, weil fast nichts durch das Etzmittel vom Fleische verloren geht, und hinreichend ist eine neue Wunde zu machen; noch mehr verdient sie den Vorzug vor dem Schnitte, wenn schon Mangel am Fleische genug da ist.

Die Scarification, wodurch nur die Haut eingeschnitten, nicht weggeschnitten wird, ist unnütz, und beschäfftiget diejenigen, die nicht beurtheilen, nur Versuche machen und peinigen wollen, denn wenn nicht tausendmal geschnitten wird, daß fast keine Faser auf der Oberfläche zusammen hängen bleibt, entzündet sich die Haut von leichten Schnitten eines scharfen Messers nicht, die Haut schwäret nicht ab, und die zusammengebrachten Theile wachsen nicht mit einander fort.

Ich fuhr also auf beschriebene Art fort die Spalte zu verbinden, bis sie völlig geheilt worden, und eine Narbe zurück ließ, die nicht breiter war als der feinste Zwirnfaden. Und so überließ ich diese Geheilte ihren Aeltern, welche mit Freudenthränen mir dankten.

Wie sehr wünschte ich, daß die Belohnung und diese vor Dankbarkeit fließenden Thränen ein geschickter Wundarzt empfunden hätte: aber ich konnte mir das Vergnügen nicht entziehen der Ungestalten zu helfen, denn schon der Gedanke, sie in ungeübten Händen zu sehen, hatte mir Schaudern gemacht.

Hannover. Dr. J. H. Stutzer.

Aus-

Auszug der Lebensbeschreibung des Nicolas Boileau Despreaux.

(Aus dem Französischen.)

Das Andenken eines Mannes zu erneuern, der seiner auszeichnenden Verdienste wegen von jedem Kenner der Wissenschaften bewundert wird, ist eine Bemühung, die wohl nicht ganz fruchtlos seyn kann. Einen Mann, der es vielleicht nicht mit allen gemein hatte, was er wirklich besaß, (ich meyne die Vorzüge seines Charakters,) sollte den wohl billig ein solches Schicksal von der Nachwelt betreffen, daß er gänzlich in die Vergessenheit hinunter sünke? Das wäre gewiß der größte Undank. Und was verabscheuet die Welt wohl wirklich mehr, als so was? Zwar gehen viele hievon ab: denn man bedenke, für wen Boileau schrieb, und was er schrieb. Schrieb er nicht Mittel vor, die Narren von ihrer Krankheit zu befreyen, und schrieb er nicht die Wahrheit? Wem misfiel das aber? Keinem, als der sich getroffen sah. Und so denkt auch die heutige Welt meistentheils; die Wahrheit ist verhaßt, und in der Schmeicheley sucht sie ihre Würde. —

Wenn wir die Werke eines Boileau lesen; so werden sie uns, wenn wir sie recht verstehen, gewiß bey ihrem ersten Anblicke in die größte Bewunderung versetzen. Er ist ein Gelehrter, der nicht nur für seine Zeit, oder nach deren Geschmacke, sondern auch für uns, und vielleicht noch für ganze Jahrhunderte geschrieben hat. Schon die angehende Jugend dieses unsterblichen Mannes verkündigte das, was sein Geist in der Folge erfüllt hat. An heftigen Neidern fehlte es ihm nicht, die ihm aber wider ihren Willen einen Lobspruch zuerkannten, welchen wohl wenige mit Recht sich zueignen können. Hat man es aber so weit gebracht, daß die Vorzüge des Geistes, oder ein vorzügliches Genie Neider erzeugen, so ist es gewiß ein Zeichen, daß man wahre Vorzüge habe. Unterdessen gab es noch eine andere Misgeburt, die ihm seine Talente nicht gönnte, und diese wählte die niedrigste Stuffe. Sie nannte ihn einen Verläumder, einen Neider, einen Mann, dem es nur darauf ankäme seine Ehre und seinen Namen durch die Entweihung anderer, der Welt bekannt zu machen. Aber sie verfuhr nicht ohne Grund so. Und warum? Sie sah sich durch den Nachdruck und die Stärke der Wahrheit getroffen. —

Damit man aber einen vollständigern Begriff von dem Leben unsers Despreaux habe; finde ichs nicht für unnützlich seine Herkunft in der Kürze zu beschreiben. Gilles Boileau hieß sein Vater. Er hatte eine Bedienung am parisischen Hofe, und bekleidete das Amt eines Registrators am Parlamente. Seine Bedienung hatte er 60 Jahr, und er erwarb sich Hochachtung, nicht sowohl seiner Talente

wegen, als vorzüglich wegen seiner redlichen Gesinnung und durch seine auszeichnende Uneigennützigkeit, die vielleicht selten jemand eigen seyn dürfte. Im 1653sten Jahre starb er, nachdem er 80 Jahre gelebt hatte. Seine zween ältesten Söhne, Gilles und Jaques, die ihrer Verdienste wegen in dem Staate der Gelehrten zu bemerken sind, will ich übergehen, und den Nicolaus Boileau Despreaux mit seinen Schriften bemerken, dessen Geburtstag auf den 5ten December im 1636ten Jahr zu setzen ist. Sein Vater der beständig der redlichste Mann war, achtete öfters auf die verschiedenen Charaktere seiner Söhne. So oft er seine Aufmerksamkeit auf sie richtete, eben so oft wurde er durch das Gefällige und Aufrichtige seines Sohnes des Despreaux in die lebhafteste Freude gesetzt, und sagte von seinem Lieblinge, den er seinen ältesten beyden Söhnen zum Muster aufstellete, daß er ein guter Jüngling wäre, der nie Böses von andern reden würde. So sprach der gute Vater, ohne jemals vielleicht auf den Gedanken zu kommen, daß dieser sanftmüthige Charakter einmal ein öffentlicher Tadler der Laster und eine Geißel niedriger Schriftsteller werden würde. Zwar verriethen seine jugendlichen Jahre eines künftig nützenden Mannes entscheidende Züge. Als er 18 Jahr alt war, gieng das Gerücht, daß England gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen gewillet wäre. Hierauf producirte Boileau jene glückliche Ode.

Seine Mutter verlor er, als Kind in der Wiege, und 16 Jahr nachher seinen würdigen Vater. Dieser große Verlust verminderte aber im geringsten nicht seine Neigung zu den Wissenschaften. Nachdem er die Humaniora mit der Philosophie geendigt hatte, riethen ihm seine Verwandte, die Rechte zu studiren. Auch hierin war der Erfolg glücklich, und noch sehr jung wurde er zum Sachwalter aufgenommen. Diese Würde gefiel ihm nicht. Er dankte ab. Die Sorbonne schien ihm die Antipode des Hofs zu seyn. Seine Absicht war, daselbst den akademischen Cursus in der Theologie zu vollenden. Er kam in die Sorbonne. Allein die scholastischen Spitzfindigkeiten wurden ihm zum Ekel: sie räumten ihm das nicht auf, was er aufgeräumt wissen wollte: sie disharmonirten mit seiner ihm ganz natürlichen Aufrichtigkeit: er sah ihre Schlingen: sie schienen ihm gefährlich. — Er verließ den Ort.

Sein Genie, das immer die schönen Wissenschaften zum Hauptgegenstande hatte, erwarb sich eine der angesehensten Stellen auf dem Parnasse. Damals war in Frankreich ein ansehnliches Heer, theils mittelmäßiger, theils schlechter Dichter, die mit ihren Producten viel Lermens machten. Einige mochten wohl von nicht gar zu ächten Kennern das Glück haben, für modern angesehen zu werden. Despreaux konnte es nicht über das Herz bringen, daß er einem schlechten Geschmack

chmack die Oberhand ließe, und daß Gelehrte solcher Art andere hinterziengen. Er fieng an Satyren zu schreiben, und erregte viel Aufsehens auf Frankreichs Parnaß. Die guten Dichter und andere solcher Gattung, wollten aus Verzweiflung vergehen; denn sie wurden von der empfindlichsten Seite angegriffen. Ganz unbegreiflich kam es ihnen vor, daß sie so bald des Ansehens beraubt wurden, das ihnen so lieb war. Boileau's Feinde fiengen nun an, aus Rache seine Schriften zu tadeln. Ohngeachtet sie im Grunde so, wie er selbst, dachten, misbilligten sie doch seine Werke, und vorzüglich deswegen suchten sie ihn zu erniedrigen, weil er so kühn wäre, die Herren bey Namen zu nennen. Dies nöthigte Boileau, eine neue Satyre zu schreiben. Es ist die neunte, eine Vertheidigung gegen die Klagen. Nachher erfolgte der Brief an den König, darin eignet Boileau demselben die größten Lobsprüche zu, des Friedens wegen, den er mit Spanien gemacht hatte. Hiernächst kam manche Schrift unter seinem Namen um Vorschein. Die ungegründete Meynung, daß sie von ihm käme, suchte er zu vereiteln. Hierauf folgte das epische Gedicht, der Lütrin oder Pult. Die Veranlassung, dieses Gedicht zu schreiben, übergehe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden. Keine der Ausarbeitungen des Boileau macht ihm mehr Ehre, als eben diese. Keine verräth mehr Schönheit, mehr Fruchtbarkeit des Genies, als diese. Bewundernswürdig ists, daß der Verfasser in einem so ganz trockenen Gegenstande die feinsten, schönsten und hinhaltendsten Züge des Witzes so anmuthig hat mahlen können. Die größten Mannigfaltigkeiten der Zufälle hat er hinein geflochten, und das Gedicht mit den schönsten Episoden ausgeziert. Was aber Boileau und diesem Gedichte die größte Ehre macht, sind wohl ohne Zweifel die Spuren der Satyre, die sich hie und da auszeichnen. Der Verfasser äußert hiebey mehr die Absicht, Lehren, als Erzählungen bekannt zu machen. Ganz nach Horazens Maxime: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Und wen will Despreaux getroffen wissen? Worauf zielt er? Die Geistlichen, Pfaffen, und andere solcher Art wünschte er von ihrer Krankheit oder von ihrem unausstehlichen Müssiggange zu befreyen. Sollte dieses Stück, diese Satyre nicht auch auf manche unserer Geistlichen passend seyn, die sich über Mühe, Arbeit, und über die gerechten Auflagen ihrer Geschäffte beklagen, und vielleicht heimlich so, wie sie der Lütrin schildert, leben?

Sein Gedicht von der Kunst zu dichten, wurde bald nachher publicirt. Diese Schrift verschaffte ihm jährlich ein ansehnliches Gehalt vom Könige. — Noch fuhren seine Feinde fort, ihn auf eine unanständige Art zu tadeln, ohne sich der Schwäche zu erinnern die sie in Vergleichung dieses so würdigen Mannes, hatten. Auf eine ihm Ehre bringende Art vertheidigt

theidigt er sich, und freuet sich, (ein tödtender Gift für sie,) daß sie so gütig wären, ihm gezeigt zu haben, worin er gefehlt hätte: das würde ihm eine höhere Stuffe zum Glücke verschaffen. — Im Jahr 1685 publicirte Boileau eine neue Ausgabe seiner Schriften, diese vermehrte er mit der Dankschrift, die er der französischen Akademie, wo er im Julius 1684 aufgenommen wurde, dedicirte. Viele Werke übergehe ich mit Fleiß, und bediene mich derjenigen Kürze, die man mit Recht in diesem Falle fordern kann. Nur führe ich diejenigen einzelnen Schriften von Boileau an, die in meinen Augen die wichtigsten seyn dürften.

Der Brief, oder das Gedicht an seinen Gärtner, der viele Munterkeit und vielen Scherz enthält, verräth gewiß auch die beste Moral. — Um das Hauptobject des Briefes von Boileau, betitelt: sur l'Amour de Dieu, der bald auf jenen folgte, recht zu verstehen; so darf man sich nur erinnern, daß die römische Kirche über den Lehrsatz der Attrition sehr getheilt und verschieden ist. Die Attrition ist eine Traurigkeit und eine solche Reue über die Sünden, welche nur die Furcht für die Hölle, ohne die geringste Rücksicht auf Gott, gebieret. Man fragte, ob die Reue solcher Art hinlänglich wäre, Vergebung der Sünden zu erlangen, und uns die Gerechtigkeit Christi, die er uns erworben, nach dem biblischen Verstande, zuzueignen? Der größte Theil der Theologen der römischen Kirche, wohin man die Gelehrtesten der damaligen Jesuiten rechnen kann, war zur Bejahung dieses Systems geneigt. Andere behaupteten, daß die Confession und Absolution des Priesters zu nichts nützte, wenn man nicht die Contrition damit verbände. Das ist eine aufrichtige Reue, Gott beleidigt zu haben, weil er liebenswürdig und unser größter Wohlthäter ist. Boileau hatte Gelegenheit in einer gewissen Gesellschaft, wo eine Schrift, die auf die eben genannte Materie einige Rücksicht hatte, vorgelesen wurde, sich darüber zu erklären. Er behauptete, daß weder die Confession noch die Absolution etwas nützen könnten, wenn nicht des Menschen Herz zum wenigsten einige Liebe zu Gott hätte. Jesuiten, welche damals gegenwärtig waren, wurden über diese Meynung sehr entrüstet. Aller Schwierigkeiten unerachtet, womit sie Boileau zu überhäufen sich bemüheten, wurden sie durch seine entscheidende Antwort in eine beschämende Verwirrung gesetzt; und die ganze Versammlung gab ihm Beyfall. Dies sind die Jesuiten, worauf er zielet im sechsten Gesange des Lutrin: Pour comble de misere un tas de faux Docteurs &c. Im Jahre 1701 gab Despreaux seine Schriften, die er mit verschiedenen Zusätzen vermehrte, wieder heraus, damit verband er eine neue Vorrede, und dankte dem Publico für den durch seine Schriften erhaltenen Beyfall. — Ungeachtet er vielleicht der einzige ist, der Horaz am nä-

Digitized by Google

nähesten kömmt, so ist er doch allemal als ein wahres Original anzusehen.

Boileau verließ den Hof, wählte das Land, und mit demselben eine Eingezogenheit, die uns nur durch eine solche Wahl vergönnt wird. Unbekümmert um die Vorzüge der Welt, ganz zufrieden mit einer gewissen Anzahl von Freunden, erwartete er gelassen den Tod. Geduldig verhielt er sich bey dessen schmerzbringenden Vorboten, und eben so geduldig, bey dem täglichen Fieber, das endlich seinem Leben Gränzen setzte. Anno 1710, im Maymonat und im 74sten Jahre seines Alters entriß ihn der Tod der Welt.

Was seinen Charakter anbetrifft; so ist der nur bey seinen Feinden verhaßt; die Ursach ist oben angeführt worden. Wie entfernt aber war sein Geist von schlechten Gesinnungen! Wie sehr war nicht sein wahrer Charakter dem ihm angedichteten entgegen! Ja, eben durch seine edle und wahrhaftig geltende Vorzüge, kam er bey so vielen in Ansehen, die sich nicht so wohl durch ihre äußere, als vielmehr durch ihre innere Würde auszeichneten. Wahr ist es, daß nur bloß seine Rechtschaffenheit, und so zu reden, seine Unschuld, ihm das Recht gaben, Satyren zu schreiben; eben so wahr ist es, daß ein Satyriker aufs vollkommenste von dem Laster, welches er in seinen Schriften angreift, müsse entfernt seyn: denn nur dadurch gewinnt er. Man stellt sich gemeiniglich unter einem Satyriker einen mürrischen, neidischen, verdrießlichen Menschen und einen Misanthropen vor; nichts aber ist weniger gegründet, als ein Vorurtheil solcher Art. Nicht Neid, und andere dem ähnliche Leidenschaften produciren Satyren; sondern nur die Neigung, Menschen zu bessern. —

Boileau war ein wahrer Menschenfreund, und erinnerte sich vorzüglich der Pflicht, dem Dürftigen in bedrängten Umständen zu Hülfe zu kommen. Ich könnte hier manche merkwürdige Beyspiele von seiner mit Klugheit begleiteten Freygebigkeit anführen. Es wäre aber überflüßig. Genug, daß wir wissen, daß er in der That ein praktischer Christ war.

Zum Beschluß will ich nochmals wiederholen, daß nicht nur Frankreich Boileau's Werk bewundert, sondern auch alle Gelehrte auswärtiger Nationen. Nichts ist auch außerdem rühmlicher für Boileau, als, daß England ihm den Beyfall nicht versagt, den ein fremder Gelehrter sich nicht so leicht bey den Engländern erwirbt.

Nomme.

Die Witterungsbeobachtungen betreffend.

In dem Hannoverischen Magazin dieses Jahrs St. 86. hat ein aufmerksamer Meteorologe jeden Patrioten aufgefordert, mit ihm an den Wet-

Wetterbeobachtungen in der Aequinoctialzeit zu arbeiten, um die Observationen von mehreren Orten zu sammeln.

Nach den in diesen Blättern zu Anfang des Jahrs mitgetheilten Anmerkungen über den Sommerwitterungslauf, ist solcher in Ostfrießland mehrentheils genau eingetroffen, und es ist die durch solche Anmerkungen bey einigen veranlaßte frühe Aussaat nicht ohne Nutzen gewesen.

Da es in dieser Provinz viele niedrige Gegenden giebt, so hat die durchgehends geherrschte trockene Witterung der Heuernte im Durchschnitt keinen großen Schaden zugefügt; in höhern, besonders in Marschländern, ist solche aber sowohl wegen der Dürre als auch wegen des hinzugekommenen Mäusefraßes, der nicht allein hie, sondern auch im benachbarten Oldenburgischen und Jeverischen, bis in den späten Herbst angehalten, und wodurch die grünen Länder nicht verschont worden, außerordentlich schlecht, die Ernte von Sommerfrüchten mittelmäßig, die Rockenernte aber über die Maaße gut gewesen.

Auf die in den Wintermonaten zu erwartende Witterung, wird ein Liebhaber von dergleichen Beobachtungen, in Ostfrießland ebenfalls merken, und wird es von demselben mit vielem Dank erkannt werden, wenn man gegen die künftige Aequinoctialzeit ihm einige besondere Anleitungen geben wird, um es mit mehrerm Nutzen zu thun.

Vielleicht gelangt man durch solche, an mehreren, besonders der See nahe gelegenen Orten angestellte Bemerkungen auf die Spur, ob die Seeluft einen im ganzen genommen beträchtlichen Einfluß auf die Witterung habe.

Man bittet also die Mühe zu übernehmen, bey dem Intelligenzcomtoir in Hannover, wo man sich genannt, nach der Adresse sich geneigt zu erkundigen.

Aufgabe.

Welche Mittel sind die wirksamsten, den Quacksalbereyen auf dem Lande, auch in den Städten, zu wehren? Predigten thun es nicht. Verordnungen sind auch dagegen zu schwach. Ja wenn man auch neue Verordnungen vorschlüge, daß alle Quacksalber und Quacksalberinnen öffentlich sollten beschimpft werden, so wie man in Montpelliers sie rückwärts auf einem Esel gesetzt herumführet: würde es nichts helfen, vielmehr würde der Pöbel sie als Märtyrer ansehen, und ihnen nur desto stärker zulaufen. Ist es nicht wohl am rathsamsten, den Pöbel immerhin zu lassen wie er ist, und alle Hoffnung zu seiner Verständigung aufzugeben? Oder finden sich noch Mittel, diese Landplage, wo nicht ganz auszurotten, doch zu vermindern?

Digitized by Google